

720.

Per. 3977 d. 139
1797(1)

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1797.

ERSTER BAND.

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.



J E N A,

in der Expedition dieser Zeitung,

und L E I P Z I G,

in der churfürstl. sächsl. Zeitungs-Expedition.

1797.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Musen - Almanach fürs Jahr 1796.* Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss.* 204 S. 12. (1 Rthlr.)

Ebendasselbst: *Musen - Almanach für das Jahr 1797.* Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss.* (Mit einem Titelkupfer und lateinischen Lettern.) 210 S. 12. (1 Rthlr.)

Die zufällige Verspätung der Anzeige des vorjährigen Vossischen *Musen - Almanachs* bis zur Erscheinung des neuen gewährt dem Beurtheiler den Vortheil der Vergleichen und des Ueberblicks. Die geistige Fruchtbarkeit ist wenigstens eben so sehr als die physische mancherley Einflüssen unterworfen: die Aerae eines Jahres ist weniger ergiebig als die eines andern, und der Herausgeber kann nicht dafür angesprochen werden, wenn dies im Kreise seiner literarischen Verbindungen der Fall ist, wofür nur seine Benüthungen, der Geist der Sammlung, und die Sorgfalt, womit alles unwürdige ausgeschlossen wird, sich immer gleich bleiben. Von der Vossischen Blumenlese sind die Freunde der Deutschen Poesie schon seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren gewöhnt, dies mit Zuversicht zu erwarten, und ihre Erwartung befriedigt zu finden. Sie bedurfte, daher der gefälligen Gestalt nicht, worin sie sich jetzt zum ersten Male mit lateinischen Lettern, etwas größerem Format und einem saubren Umschlage darstellt; aber sie hatte dieselbe schon längst verdient. Wir freuen uns auch dieser äußern Verjüngung, und betrachten sie gern als ein günstiges Zeichen, daß der vortreffliche Herausgeber noch lange und mit dem besten Erfolge fortfahren werde, für die Fortschritte der edelsten Musenkunst in unsrer Sprache zu wirken, und die Empfanglichkeit dafür zu nähren und zu erhöhen.

Bei einer allgemeinen Zusammenstellung der vorliegenden *Almanache* fällt es zuerst in die Augen, daß Hr. Voss beide sehr reichlich mit eignen Gedichten ausgestattet hat. Die Zahl der lyrischen Stücke ist im vorjährigen noch größer; (sie beläuft sich auf 21, diesmal auf 15;) dagegen enthält der neue drey *Idyllen* des Theokrit, als Proben der zu hoffenden vollständigen Uebersetzung; auch die Nachbildungen kleinerer Griechischer Stücke sowohl in diesem als jenem sind von der Hand eines so geübten Dolmetschers der Alten sehr willkommen. Zwey Gedichte von Goethe zieren vorzugsweise den *Alm.* von 1796; sonst sind die bekannten Dichter, die Beyträge geliefert haben, in A. L. Z. 1797. Erster Band.

beiden meistens dieselben: Gleim, von Haub, von Nicolay, Oerbeck, Pfaffel, von Salis, K. Schmidt, F. L. Gr. zu Stolberg. Unter den Ungenannten zieht besonders ein mit B. unterzeichnete die Aufmerksamkeit an sich, der den *Alm.* v. 1796. mit einer Menge artiger Sachen, unter andern einer Romanze von beträchtlicher Länge, beschenkt hat; seiner diesjährigen Beyträge sind weit weniger und sie weichen jenen auch an Bedeutung. Dagegen tritt jetzt zum ersten Male ein Ausländer, Baggesen der Däne, als Mirwerber um den Kranz der deutschen lyrischen Muse auf, und seine Lieder verdienen nicht bloß der Seltenheit wegen, einen Freunden unsrer Sprache in so hohem Grade mächtig zu sehn, daß man bey ihnen verweile. Wir wollen ohne längere Vorrede zu Betrachtung des Einzelnen übergeln, und von den empfangen Eindrücken so ausführlich Rechenschaft zu geben suchen, als die Einrichtung dieser Blätter es gestattet.

Den *Alm.* v. 96. eröffnet ein philosophischer Gesang von Voss, der Geist Gottes, mit Nachdruck und Würde. Die große und vorzüglich in unserm Zeitalter zu oft vergessene Wahrheit, daß sich das Göttliche im Menschen niemals durch eine brausende und zerstörende Wirkbarkeit ankündigt; daß es vielmehr seine Einflüsse still und mild, wie durch einen geheimen Zauber verbreitet, und anfangs von der Menge mißkannt, sich endlich in segender Verklärung darstellt, ist der Inhalt dieses ersten, männlichen Liedes. Für etwas so unsinnliches konnte nicht leicht ein schöneres Bild erfonnen werden, als die Geschichte des Propheten, dem Gott nicht im Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, aber im sausen stillen Saufen erschien. Sie ist nicht bloß am Ende als erklärendes Gleichniß herbey gerufen, sondern vom Anfang an in die Darstellung des Gedankens verwebt: doch ohne daß der Dichter es bis zur eigentlichen Allegorie getrieben hätte, welche dem Embleme nur ein scheinbares, dem verschleieryten Sinne ein mittelbares Leben läßt, und für die lyrische Begeisterung zu kalt ist. Bild und Gedanke behaupten hier noch in der innigsten Verschmelzung ihre gegenseitigen Rechte: der Gedanke eignet sich jenes als seinen Körper an, und wird dagegen die Seele des Bildes. Daß dieses seinem Ursprunge und Gegenstande nach einen Schimmer von Heiligkeit um sich hat, macht die Wahl noch glücklicher: denn nun durfte der Ehrfurcht gebietende Ton des Sehers angeklungen werden. Das Gedicht konnte vollendet heißen, wenn es hier und da leichtere Wendungen des Ausdrucks, überhaupt mehr Klarheit im Vortrage hätte, und wenn nicht die häufig,

allen Ansehen nach absichtlich, eingemischten Spondeen den harmonischen Flus des Sylbenmaßes, der schonen italienischen Stanze, die noch vorzüglich reine Jamben zu fördern scheint, unterbräche. Auch einige Reime von allzunüthbarem Gewicht (z. B. *Erkaltung, Entfaltung, Misgestaltung*) tragen vielleicht dazu bey, die einschneidende Rundung vermissen zu lassen; die bey einem so kleinen Ganzen doppelt nothig ist.

Auch von diesem, bloß technische Aeußerlichkeiten betreffenden, Tadel ist ein andres Lied von Voss im *Alm. v. 66. frey*, das vor allen seinen übrigen leicht den Preis davon tragen möchte. *Friedensreigen* heist dieser Hymnus oder Chorgefang, würdig, daß die veredelte Menschheit eines freyen Volkes ihre Triumphe am schönsten aller Feste dankefreye. Wir werden freudig übertraffen und entzückt durch die Harmonie beynahe unvereinbarer Eigenschaften: wir sehen hier trunkne Tümel der Begeisterung neben der wolkenlosen Heiterkeit eines besonnenen, in sich gesammelten Geistes; das Augenblickliche erregter Gefühl, und die Selbstständigkeit einer überschwänglichen, ewig gültigen Idee; die Wahrheit des Individuellen und das überlegne Ansehen des Allgemeinen; Hoheit in schlichter Einfachheit; ein leichtes lebendiges Volkslied und ein Kunstwerk im grössten Stil. Der Staat, von dem das hier gerühmte in seiner ganzen Stärke gölte:

O da Vaterland der Gemeine,
Die für All' und für Einen wirbt,
Wo für Aller Wohl auch der Eine,
Mit Entschlossenheit lebt und stirbt!

ist schwerlich vorhanden; eine selbstische Politik nennt ihn ein Hirngepinst; was auch die Geschichte großes und herrliches in diesen Fache aufzuweisen haben mag; aber vermöge einer unabweislichen Forderung der Vernunft soll die Gerechtigkeit der Menschen unaufhörlich vervollkommenet werden: und dies ist es, was dem aufgestellten Ideale Bestand und Realität giebt. Dem Dichter wurde das Vorrecht zu Theil, die Aufgaben unsers Daseyns durch seine holden Täuschungen zu lösen, und was seinem Wesen nach zu hoch über der irdischen Atmosphäre schwebt, im Bilde auf den festen Boden der Erde herabzulocken. Das einzig schöne Lied, von dem wir reden, erfüllt einen so würdigen Beruf in seinem Grade; es nimmt alle Seiten unsrer Natur gleich unwiderstehlich in Anspruch. Die Vorstellung von müthig besiegten Schwierigkeiten regt das sinnliche Leben auf; der Phantasie wird der Pomp eines großen Volksfestes vorgeführt; das Herz erweitert sich im frohen Mitgefühl verbrüderter Tausende; und die Vernunft selbst darf die richtende Waage aus der Hand legen, und die Erscheinung ihrer vollbrachten Entwürfe mit unbedingtem Beyfalle beglücken.

Die ganz eigne rhythmische Kunst, die bey diesem Gedichte angewandt ist, würde eine umständliche Zergliederung verdienen. Wir wissen aus nicht

zu erinnern, daß in unsrer Sprache je ein so reicher Wechsel melodischer Wendungen und Schwünge, nach dem Vorbilde der alten Lyrik erkunden und geordnet, durch den Reiz des Reimes gehoben worden wäre. Der Anapaßt ist der herrschende Fuß. Gereimte anapästische Verse sind bey uns zwar nicht selten: entweder ungemischt, bloß mit einem jambischen Vorschlage, oder willkürlich mit Jamben abwechselnd. Hier ist dagegen beides anders; die Stellen, wo der Jambus eintritt, sind bestimmt, und jeder Vers hebt mit einem Anapaßt an. Dies hat große Schwierigkeiten, weil nach dem Bau unsrer Sprache selten zwey Kürzen vor einer Länge hergehn. Es ist aber auch sehr wichtig, damit der Anapaßt seine ganze Kraft als *pes aev et animosus* beweiße. In der Mitte des Verses laufen die Füße in einander, man kann beliebig nach Daktylen oder Anapaften eintheilen; hat aber das Ohr erst einmal durch die doppelte Anakrusse den Eindruck des anapästischen Aufsprungs empfangen, so wird es auch das Folgende mit eben diesem Fuße messen. Der nächst meistens am Ende des Verses eintretende Jambus mäsiget den Ungleichmäss des Anapästes zum festen Gange; auch dervielmal eingewurte dritte Paon (~~~~) hat bey seiner Flüchtigkeit etwas gefällig milderndes. Die ganze Strophe, die sich ungeachtet ihres Umfangs gleich beym ersten Hören dem Sinne einprägt, schließt auf die befriedigendste Art, sowohl durch den Rhythmus als durch den dreysfachen männlichen Reim. Sie bedurfte einen Komponisten, der die musikalische Rhythmik der poetischen unterzuordnen verstand, und sich begnügte, die vorgezeichnete Weise durch angemessene Modulationen auszuführen; und sie hat ihn schon an Zelter in Berlin gefunden. (S. zwölf Lieder von Zelter. Berlin.)

Ueber Vossens übrige Lieder müssen wir uns kurz fassen und können es auch. Sie zerfallen in zwey Hauptarten: solche, wo das Gemüth des Sängers in philosophischen oder religiösen Betrachtungen, oder auch im Gange der Weltbegebenheiten einen allgemeineren Anlaß für seine Regungen fand; und solche, die dem geselligen Vergnügen ihr Daseyn verdanken, und es wiederum begünstigen sollen. In einigen ist beides mit einander verbunden, z. B. *Aufmunterung* und *das Gastmahl* im *Alm. v. 1706*. Aufser diesen und den schon beurtheilten gehören noch folgende: *die erneute Menschheit, Entschlossenheit, Bitte, die Milderung, Gebet*; in diesjährigen *Alm.* aber nur drey Stücke: *die Duldsamkeit, die Bewegung und die Kirche* in die erste Klasse. Die überall hervorleuchtenden Gesinnungen des *Vfs.* sind ächt weltbürgerlich, frey und herzlich, männlich und doch sanft; jeder wird ihnen mit Theilnahme entgegenkommen, wenn auch die Form, worin sie sich darstellen, seinen Kunstsin nicht befriedigen, wenn er zuweilen Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie des Tons vermissen, wenn im Ausdrucke ihm nicht wenigstens als steif und fremd, manches sogar als peinlich auffallen sollte. Einige Lieder der zweyten Art besingen einen feineren Naturen; viele haben dagegen ein materielles Gewicht, und es wird darinn fleißig gegessen und getrunken

Es ist gut, daß für die Haushaltung geforgt werde: aus die Mäßen müssen es nicht thun. Sie hören auf, Göttinnen zu seyn, wenn sie sich mit dem alltäglichen Treiben des Menschen so gemein machen, da sie ihn vielmehr vor der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beständig zu verlinken geneigt ist, bewahren sollten. Ein Familienfest, wie das in dem *Agneswilde* geschilderte, mochte recht artig seyn, wenn es durch eine geistvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch sonst als durch Sprache und Verifikation wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von außen gegeben ist, und die Bilder bloß, an einen gleichgültigen historischen Faden gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es Insbesondere zum lyrischen Ganzen? Der *Vf.* scheint hier und in ähnlichen Fällen, wo er sich mit einer gewissen Nachlässigkeit hingehen läßt, (den einen Geiste, wie der feine ist, kann es nicht begehen, wenn er ganz seyn will, was er zu seyn vermag;) den wesentlichen Unterschied zwischen Natur und Kunst, den unermesslichen Abstand von gemeiner Wirklichkeit bis zu schöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern sieht man in der *Rosenfeyer* eine Sitte erneuert, womit ein zarterer Sinn, ein geistigeres Bewußtseyn seinen Lebensgenuss erkundsam zu schmücken wußte: *Alm.* v. 96. S. 88.

In ambrosischem Rosenkranze

Trank Anakreon singend aus.

Rosen kränzen den Held zum Tanze;

Rosen flocht er nach Kampf und Strauß.

Ros', auch Güterstären,

Ros', auch heiligen Chören,

Gabst du Kranz' um den Opferschmaus.

und man laßt sich den Flug in die Fabelwelt gefallen, wenn er auch nicht ganz gelungen seyn sollte. Die *Ode vor dem Braten* (*Alm.* v. 96. S. 75.) ist dagegen ein rechter Gipfel von hausbauender Poesie. Der Titel ist noch zu allgemein; er sollte lauten, wie die umständlichen Angaben der Situation in alten Gebetbüchern: „zu singen, bevor man einen gebratenen Hasen verzehrt, der nicht auf der Jagd erschossen, sondern von einem Bauern todgeschlagen worden.“ Dieser letzte Umstand macht obigen Braten zu einer dichterischen Behandlung noch um vieles untauglicher. Die Vorkerkungen der Küche pflegt man der Aufmerksamkeit seiner Gäste sorgfältig zu entziehen; und was ist geschickter, alle Eßlust zu verheuchen, als wenn einem vorerzählt wird, wie das Thier, wovon man essen soll, in der Todesangst *gequiekt* hat? Um dergleichen Gesellschaftslieder noch entscheidender aus dem Gebiete der schönen Kunst zu verweisen, frage man sich nur: welches Maas von Geist und Bildung man wohl in geselligen Kreisen voraussetzen dürfte, die dadurch nicht herab, sondern heraufgestimmt werden, und wo sie keine Mittheilungen von besserem Gehalt verdrängen sollten. Durch Künsteleyen der Sprache und des Versbaues wird der Mangel nur schlecht verkleidet. In folgenden Versen z. B. *Alm.* v. 1797. S. 146.

Aber jeder bringt, wie billig,
Auch sein Theil von Muth!
Jeder lacht und lachelt willig;
Zank und Aerger flucht vom Drillich
Weit nach Kalkui!

Wo des Paterwölfs Gekoller
Rothe Kämme schwelt;
Dorthin, Brüder, dorthin trollen,
Wer als Eiferer und Toller
Uns den Schmaus vergällt!

Weg zu Tafseltrechtverlezzern,
Krauh und Ueberkrauh!
Zu den Pfaffen, die verketzern,
Zu den Deutern und den Hetzern,
Die nicht Scherz verstehen!

macht es einen widrigen Contrast, eine in der That etwas platte Laune in wunderliche Ausdrücke und seltsame Reime (denen der *Vf.* überall nachjagt) gezwängt zu sehen. Ob *Krauh* und *Ueberkrauh* Infinitiven oder Substantive im Plural seyn sollen? Manche der Vossischen Stücke sind ganz aus entstellenden Zügen, unedlen Bildern und gezwungenen oder niedrigen Ausdrücken zusammenge setzt, z. B. *der gute Wirth im Alm.* v. 1796. und *Naturfreude im Alm.* v. 1797. Aber auch die schöneren sind nicht frey davon, und aus diesen nehmen wir noch einige Beyspiele. *Chorgesang an der Quelle im Alm.* v. 1796. „Hier trinkt der Hirt bey seiner Krume.“ „Da galt kein Unter und kein Ober.“ „Vom Tadtler fern, und fern vom Lober.“ *Frühlings-tanz im Alm.* v. 1797. „in violetten Kranz;“ *Froblicher entschwingt* sich des Tanzes Schwingung.

Schön tanz die Braut auf weichem Graß,
Und schön, wie Silberklang, ihr Laß.

Was hat man wohl unter dem *Laut der Brant* zu verstehen, der wenigstens der Wortfügung nach, mit-tanzen soll? Das Gegenstück zu diesem, der *Fräulein-tanz*, scheint ganz hinter dem Rücken der Grazien gedichtet worden zu seyn: die groben sinnlichen Aufforderungen der Mädchen an ihre *Bursche* (so nennen sie ihre Tänzer) verkösten eben so sehr wie der handgreifliche Triumph der Frauen, die auf jene herabsehen, weil nur sie das Männchen mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle ganz gemeiner, geschweige denn veredelter Weiblichkeit.

Nicht bloß das Sylbenmaas des Friedensreigens ist eine Erweiterung unsrer Metrik: auch für andere Gegenstände hat der Dichter passende, zum Theil sehr schwierige Sylbenmaasse erfunden und ausgeführt. Der *Dithyrambe im Alm.* v. 1796., und die für die Jugend bestimmten Strophen in der beiden Liedern vom Tanze im *Alm.* v. 1797. hüpfen oder fliegen vielmehr in Anapäst und Paonen dahin. Unter so viel neuen Versuchen muß dann und wann einer verunglücken: die Bacchien und Antipaste in der *Braut am Gefilde* (*Alm.* v. 1796.) fallen in unsrer Sprache allzu hart ins Ohr, als daß das Gesetz des nachah-menden

menden metrischen Ausdrucks sie rechtfertigen können; und bey der genauen Nachbildung des sapphischen Sylbenmaasses in den Gedichte die *erneuete Menschheit* ist über dem Bestreben nach Eurhythmie die Euphonie zu sehr ins Gedränge gekommen. Eitnerley Verhältnisse von Längen und Kürzen müssen bey uns eine ganz andre Wirkung thun als in den alten Sprachen, weil unsre Längen länger, unsre Kürzen weniger kurz sind, und den Sprachorganen mehr Arbeit schaffen, als in diesen. Da bey uns die Quantität der Sylben auf ihrer grammatischen Wichtigkeit beruht, so ist überhaupt die Anzahl der Längen und Kürzen in einer gewissen Masse von Wörtern und Sätzen ungefähr nach denselben Verhältnisse bestimmt. Der Dichter kann dieses zwar modificiren; will er aber ein sehr großes Uebergewicht an einer oder der andern Seite erzwingen; so wird er der Sprache Gewalt anthun müssen; wie es denn auch in den beiden zuletzt genannten Gedichten geschehen ist. Immer wird ein Sylbenmaass mit allzu viel Kürzen weniger gefährlich seyn, als das entgegengesetzte, weil es ge-

rathener ist, die Vielsylbigkeit zu begünstigen und kleine Partikeln einzuschleichen, als notwendige Sylben wegzulassen und zu verbessern, da unsre Längen ohne das meistens von Consonanten starren.

Gothe hat uns (*Alm. v. 1796. S. 42.*) mit leichten Zügen einige Liebesgötter hingezichnet, so muthwillig, so verwegen schalkhaft, daß sie ihrer Flatterhaftigkeit gar kein Mehl haben. Diese geflügelten Kinder kennen sich, sie kennen die Herzen, und geben, was sie davon wissen, in artigen Gebehrden zu verstehen. Wie rasch auch alles vorübergaukelte, so ist doch die Hand des einzigen Künstlers unverkennbar, der mit eben so freyen und frohlichen Sinn Meisterwerke zur Vollendung ausbildet, als er seelenvollen Skizzen hinwirft. Im *Wiedersehen* giebt die zarte beständige Linie, gleichsam die ältere Schwester jener flüchtigen Schaar, ein holdes Gegenstück dazu ab: eine andre Vergänglichkeits des lieblichsten Gefühles ergreift das Herz mit Rührung.

(Der Befehlsh. folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESDIENST. *Duisburg, b. Helwing: Ueber die Erkenniß der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im altem Testament von Lutzert Rector in Haatingen. 1796. 52 S. 8.* Der Vf. zeigt in einer kurzen Uebersicht, die fast nur zu kurz ist, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im A. T. nicht enthalten sey. Da dies zu unserer Zeit eine bekannte Sache ist, so sieht man nicht ein, warum dies auf zwey Bogen noch einmal gesagt werden mußte? Eine nähere Veranlassung, die den Vf. entschuldigen könnte, ist auch nicht angegeben. Es scheint also, als wenn er mit den Untersuchungen der neuesten Zeit über diesen Gegenstand nicht recht bekannt geworden ist. Diese Unbekanntschaft mag ihm nicht zur Last fallen, in so fern er als Rector die classischen Studien zu treiben hat: allein ob er so auch als Schriftsteller auftreten könne? — ist eine andre Frage. Etwas Neues, was Stich hielte, hat Rec. nicht entdeckt. Wenn z. B. Hr. L. meinte, Moses habe die Lehre von der Unsterblichkeit der Nation deswegen nicht entdeckt, damit sie die verstorbenen Ahnherren nicht vergöttern möchte, so ist diese Hypothese nicht sehr wahrscheinlich. Hat Moses diese Lehre gekannt, so würde er sie sehr gut zur Bezeichnung und Bildung seines rohen Volkes haben gebrauchen können. Der Psychologie nach muß die Lehre von einer künftigen Vergeltung einen rohen Menschen sehr erschauern. — Wenn ferner die Seele Psal. 12. 7. „der Geist muß wieder zu Gott kommen, der ihn gegeben hat“ von Salomo abgeleitet, und durch die orientalische Erklärung erklärt wird: — so ist schwerlich zu glauben, daß Salomo etwas von Emanation gewußt hat. Davon würden sich gewiß Spuren in seinen achren Schriften finden; und auch in den Propheten, die nach ihm gelebt haben. Da der Inhalt dieser Stelle so wenig mit den übrigen Zeiten harmonirt; so ist dies ein Beweis mehr, daß der Prediger schwerlich von Salomo, sondern aus einer spätern Zeit ist, wo schon die Emanation in den Köpfen

der Juden war. Sonst kann diese Stelle auch sehr gut aus 1 Mos. 2. 7. erklärt werden, wie der Vf. ganz richtig bemerkt hat.

Dresden, b. Gerlach: *De usu rationis in causa fidei e locis novi testamenti asserto. Commentatio theologiae Caroli Christophori Schützii. A. M. et apud Bonndorhanis Patris. 1794. 30 S. 8.* Die Absicht des Vf. ist, die Vernunft gegen die Religion in Schutz zu nehmen, die ihn bey der großartigen Religion alles Einreden auf das strengste verweigert. Deswegen zeigt er 1) was der rechte Gebrauch der Vernunft der christlichen Religion für Vortheile veranlasse, 2) widerlegt die Gegenstände, die aus mißverstandenen Stellen des N. Test. hergenommen sind, durch richtige Erklärung, 3) führt er einige Aussprüche Christi und der Apostel an, welche die Verbindung der Vernunft und des Glaubens als nothwendig darstellen. Eigentlich ist wohl die ganze Sache zu den nun beygelegten Streigkeiten zu rechnen. Hr. S. hat auch nicht auf die in den neuesten Zeiten von vielen geäußerten Meynungen in Abtich auf das Verhältnis der Vernunft zur christlichen Religion Rücksicht genommen, seine Vernunft bewillt sich gegen ihn sehr gutig und nachgebend, räumt alles willig ein, was er verlangt, und geht nicht weiter, als er es haben will. Manchen Erklärungen möchte auch wohl nicht ein jeder beystimmen, z. B. wenn er unter *Πνεύματις* 1 Kor. 2. 14. einen *zünftlichen Menschen* versteht. Sonst aber hat Hr. S. sein Thema nach dem von ihm angenommenen Lehrbegriff ordentlich und bundig in einer eleganten lateinischen Schreibart ausgeführt, und liefert eine schätzenswerthe Probe von guten theologischen und exegetischen Kenntnissen, die allen Beyfall verdient. Und so liebt man die Abhandlung mit Vergnügen, wenn man auch mit dem Vf. nicht in allem gleicher Meynung ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Musik, b. Bohn: *Musik-Almanach für's Jahr 1796.*
Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss etc.*

Ebend. *Musik-Almanach für das Jahr 1797.* Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgetrohenen Recension.)

Von dem ehrwürdigen Ältesten unsers Parnasses, Gleim, ist jeder der beiden Almanache gerade mit einem Dutzend Stücke beschenkt worden. Dieser Nestor, der schon zwey literarische Geschlechter untergehen sah, und nun mit dem dritten lebt, dem die Rede süßer als Honig von der Lippe fließt, erhebt in unsern streit- und partheyfuchtigen Zeiten eine Stimme der Mäßigung und des Friedens, wie der Homerische:

Woll nicht zwey Menschen gleicher Meynung
Auf Gottes Erde sind und alles Meynung ist;
So, Lieber! ist mir die Erscheinung,
Dass du nicht meiner Meynung bist,
Nichts unerwartetes!

Alles, was Gleim der Welt giebt, ist schon um des reinen Wohlwollens willen, womit es gegeben wird, des Dankes werth. Es ist nicht möglich, den Musen freyer von allen antriebsfiedern außer der Liebe zur Sache zu huldigen, als er es thut. Das geringste von ihm trägt daher das Gepräge einer mühelosen Entstehung, einer unabhängigen, aufspruchstosen Existenz, eines freywilligen Spiels an sich. Er ist immer er selbst: natürlich, unbefangen, journalistisch und bis zur Hingebigkeit mäßig. Originalität kann man seinen Gedichten nicht absprechen, in sofern sie sich mit dem Manierirten verträgt. Denn freylich spielen bloß individuelle Eigenheiten eine so große Rolle in ihnen, dass man nicht recht einsehen kann, was noch übrig bleiben würde, wenn sich durch ein chemisches Verfahren alles, was darin der Manier angehört, rein aufscheiden ließe. Diese augenblicklichen Ergiefsungen sind von der Art, dass sie genossen werden müssen, wie sie entstanden sind, eine zergliedernde Beurtheilung aber nicht zulassen; sonst hätte der Dichter selbst einen Maßstab zu dieser an die Hand gegeben. In dem Liede *Schlecht und gut* (im Alm. von 1797) giebt er sehr treffend die Kennzeichen eines guten und eines schlechten Liedes an, und endigt:

Gieb doch, du guter Liedergott,
Dass ich kein schlechtes mache!

A. L. Z. 1797. Erster Band.

Wer wird nicht jeden aufsteigenden Zweifel unterdrücken, ob Apoll seinen alten Freund wohl auch einmal nicht erhört haben möchte? Uns wenigstens würde dies eher niedererschlagend scheinen, als in die jubelnde Stimmung versetzen, woraus der wackere Greis ein andres Mahl ausruft:

Sehr, ich lach', ich möchte plätzen
Ueber's Dumme, das man macht!

Die Beyträge von F. L. Gr. zu Stolberg verlegen den allgemeinen Charakter nicht, zu welchem sich seine Poesie, bey Anlagen, die etwas besseres erwarten ließen, mehr und mehr hinneigt: frohliches Prahlen mit Empfindung, ohnmächtige Schwärmerey, leeres Selbstgefühl, gigantische Worte und kleine Gedanken. Eins unter den Gedichten im diesjährigen Almanach, *Kassandra*, verdient indessen als psychologische Seltenheit erwähnt zu werden. Nach einer sehr laugen Schilderung der *Kassandra* und ihrer Weissagungen kommt der Vt. endlich auf sich selbst, den er dabey immer im Sinne gehabt hat, und wendet sich mit folgenden erlaunenswürdigen Offenbarungen an die verblendeten Deutschen:

Der Strom der Zeiten rollt Jahrtausende
Siedend, bald rein und kühl wie der Waldsee, bald
Mit trüben, lauten Wogen! niemals
Trüber als nun, und noch nie so tosend!

Seit sieben Aermen ward in die Zukunft mir
Der Blick geöffnet. Aber *Kassandra* fand
Nicht Glauben, ward verlacht! Woilan denn,
..... Deutsche! verlascht den Enkel Hermanns!

Auf dass ihr hört bald — denn ihr achtet nicht
Zu sehn ihr Lächeln! — dass ihr sie hört bald,
Die laute Laeche der Verräther,
Die euch mit gleisendem Zauber täuschen!

Die euch verriethen lang, und verkauften lug,
Die aus dem Sonnenscheine des Himmels euch
Ins Labyrinth der Lehrgänge
Führen, bey wankender Fackeln Glanz;

Bis ihres Nordbrands Glut vom Untergang
Bis hin zum Aufgang lodert! O sehet doch
Noch jetzt den gleisenden Verräther,
Seht den Erleuchteten grad' ins Auge,

Meist ihr verstocktes Schweigen, wenn Hochverrath
 Epithet wird! wenn Lasterung brüllet! wenn
 Auf Gottes Altar sich die Metze
 Stellt! wenn das Blut der Gerechten fließet!
 Ihr Heuchler! euer Lächeln behobt mich nicht!
 Verworfen! Absehn lehret ihr, Furcht mich nicht!
 Den Fremden mischt ihr Gift, und Klügern
 Irrender Völker den süßen Schlaftrunk!

Die *Erleuchteten* werden in einer Note zum Ueberflusse durch *Illuminaten* erklärt. Man sieht, daß dem Vf. *Illuminaten*, *Jakobiner* und *Philosophen* einerley sind (vermuthlich nach der Weisheit, die in nichts als Ahnung besteht; A. v. 97. S. 30.) und daß er besonders zwischen den Bemühungen der kritischen Denker und den politischen Begebenheiten den genauesten Zusammenhang entdeckt hat. Dabey muß er seiner Sache doch sehr gewiß seyn, da er nicht einmal die bey Dichtern gewöhnliche Vorsicht beobachtet hat, den Erfolg abzuwarten, und hinter drein zu prophezeien, ungeachtet die gläubigen Zeiten leider vorüber sind, wo eine Weissagung nicht erst erfüllt zu werden brauchte, um ihr übernatürliches Ansehen zu bewahren. So etwas, als der Vf. hier geschrieben hat, würde man, wenn es von den poetischen und prophetischen Zurüstungen entlastet erschiene, eine Denunciation nennen; und wie dieser denuncierende Enkel Hermanns (seinem angeblichen Stammvater sehr unähnlich) Zutritt in der achtungswürdigen Gesellschaft des Almanachs erhalten hat, ist wirklich nicht recht begreiflich. Auch hat das Gedicht schon eine schicklichere Stelle gefunden: es ist in die *Eudamonia* (3. B. 2. St.) eingerückt, und man darf daher dem Vf. zu seiner ehrenvollen förmlichen Aufnahme in den zahlreichen Orden der Versfinster Glück wünschen. Urtheilte man von der deutschen Kassandra, wie es der griechischen wideruhr, („dem Volke schien sie toll,“ heist es von ihr) so könnte die Prophetin das für eine Wirkung derselben Verblendung halten. Allein der Almanach selbst bietet uns in einem Gedichte gegen die *Versfinsterer*, mit M. unterzeichnet (wir glauben darin einen berühmten Dichter zu erkennen, dessen Name mit diesem Buchstaben endigt) die beste Antwort dar:

Tumm machen lassen wir uns nicht,
 Wir wissen, daß wir's werden sollen!
 Vernunft heist das von Gott uns angelegte Licht,
 Das sie auslöschen wollen!
 Wir wissen, daß wir tumm, tumm wieder werden sollen,
 Und werden's ganz gewiß mit Gottes Hüfte nicht!

Wäre dies Gedicht unmittelbar nach der Cassandra abgedruckt, so würde man noch eher vermuthen können, der Herausgeber habe sie seinen Lesern bloß zu einer erlaubten Belustigung mitgetheilt.

In einer *Epistel an Ramlar* (A. von 96.) bejammert v. Nicolay den Verfall der deutschen Literatur:

Wer! ich, erschöpft an Kräften und Geduld,
 Den Blick von meinem Schreibepute
 Auf's weite Reich der deutschen *Lettern*;
 Gott! was erblick' ich da für eine Schriftenbrut,
 Die hier die Kritiker, die Klubben dort vergöttern!

In seiner Ansicht wird manchem Leser der wahre gegenwärtige Zustand des allgemeinen Geschmacks verfehlt scheinen; desto unzweydeutiger ist die Schilderung, die er von seinem eignen, ohne es zu wollen, gegeben hat. Unter den Dichtern, die er gelten läßt, (zwey der größten jetztlebenden sind mit Stillchweigen übergangen) wird Klopstock folgendermaßen umschrieben:

Und jener, der aus Miltons Schule
 Sich uns, sein größter Schüler, wies,
 Und was im Himmel, in dem *Pfuhle*,
 Erhabenes vernahm, in neue Phrasen fließt.

Den Vf. der *Epistel* könnte man nach dieser Weise als jenen bezeichnen, der alltägliche Gedanken in abgenutzte oder ungehobene Phrasen stieß; die Beschreibung würde aber auf mehrere passen. Wie die Kritik eines Dichters beschaffen seyn wird, welchem der Lehre und Ausführung nach, Phrasen in der Poesie für das höchste gelten, ist leicht zu errathen. Auch wird uns noch ausdrücklich versichert:

Nicht in verfliegnen Lectionen
 Besteht die Kritik.

Die Philosophie, wovon in der *Epistel* Proben gegeben werden, ist würdig, die dritte dieser verfliegten Mufen zu seyn. Nachdem weitläufig behauptet worden ist, das Schöne lasse sich nach innern Gründen ohne Rücksicht auf Ansehen und Meynung sicher unterscheiden, glebt der Vf. bald darauf den dauerhaften Ruhm eines Kunstwerkes als das untrügliche Kennzeichen vom Werthe desselben an; das Ende seiner *Epistel* vergißt den Anfang. Von der Magerkeit und Trockenheit der Ausführung mag folgende Stelle zur Probe dienen:

Auch du vermenge nichts! wo nur die Sinne richten,
 Was ganz sich auf dein Ich bezieht,
 Da haßt du freye Hand, da läßt der Unterschied
 Der Launen sich nach keiner Regel schleichen.
 Der liebet Roth, und jener Grün,
 Die Blonde reißet den, und den die Braune hin;
 Und beide haben Recht. Sie *schließen* beide
 Nach ihres Baues Unterscheide.
 Noch mehr: dein eigener Geschmack verändern sich
 Von Jahr zu Jahr, und niemand tadelt dich u. f. w.

Man glaubt, ein in Verse gebrachtes Compendium zu lesen. Dennoch versichert uns der Vf. (wer hätte es vermuthet?), daß er in der Poesie „vor aufgewärmter Speise mit stülzem Zahn vorbeysche.“ Er erlaubt

be uns daher auch, bey seinen mühen, schleppenden Erzählungen oder Romanzen, der Turban und Exzellenz, die im *Alm.* von 97 über fünfzig Seiten einnehmen, keinen Augenblick zu verweilen.

In einem ganz andern Geiste ist die Romanze im *Alm.* von 96, die *Eisenburg* von B. gedichtet; wir rechnen sie ohne Bedenken unter die gelungensten Darstellungen, die unsre Literatur in dieser Gattung besitzt. Dies lustige Märchen ist schon der Erfindung nach bestritten; aber es ist mit so auserlesener Kunst behandelt, die sich unter aufserer Leichtigkeit verbirgt; so kräftig, keck und zierlich ausgeführt, daß es der Einbildungskraft ein sehr anziehendes, buntes und dennoch vollkommen harmonisches Schauspiel gewährt. Die Elfen sind hier nicht geschildert, wie Wielands Zauberthal sie umschweben; noch weniger verlieren sie sich geistlos hinter dem Schleyer elegischer Empfindungen; dem alten Volksglauben gemäß, den auch Shakespeare benutzte, leben und weben sie als leichte, neckende, gutherzige Wesen. Bey diesem muntern Tone hat es einen erhöhten Reiz, gleichsam den schauerlichen Anhauch der Geisterwelt rufend zu fühlen. Wie anmuthig wird z. B. der Tanz der Elfen aufgeführt!

Er sprach's, und geistiges Geißen,
Wie stark gerührter Kräfte,
Erst in leiser Lüfte Wehen
Zu linker Aechtscharfen Hälle.
Hier tanzt Oberon und Mab,
Dort Elf und Elfin auf und ab,
Und Edwin schwinget sich im Reichen
Mit Nuk, der lieblichsten der Feien.

Da jeder der beiden Ritter bey seinem Besuche in der Eisenburg ungefähr dieselbe Scene erblickt, so war der Dichter der Gefahr ausgesetzt, sich zu wiederholen, wenn ihm nicht ein Reichthum von Bildern und Zügen zu Gebote stand. Er hat die Schwierigkeit geschickt überwunden, und die Darstellung das zweyemahl so verschieden manirt, daß sie ganz neu scheint. Auch die unerwartete faunige Wendung, womit man am Schlusse in die wirkliche Welt zurück versetzt wird, ist allerliebste:

Dies Märchen las mir, daß ich's glaubt:
Aus einem alten Buch die Baste;
Sie streichelte mein junges Haupt,
Und nahm die Brille von der Nase.
Sohn, sprach sie, denk der Eisenburg!
Wer gehen kann, der kommt wohl durch;
Wer ohne Werth nach Scheine trachtet,
Wird ausgehöhlet und versachtet.

Ungern widerstehen wir der Versuchung, auch den übrigen Arbeiten von B. eine prüfende Aufmerksamkeit zu widmen. In einigen davon sind französische Originale nachgeahmt, z. B. in der witzigen *Nanie* *Alm.* von 96. S. 136.) und in der *Lanze*. In dieser

sind jedoch die Worte: *die wunderhohle Branne*, bis zur Ermüdung wiederholt. Die kürzere Nachahmung desselben Liedes im Schillerischen *Almanach* für 1797 unter der Aufschrift: *Gefälligkeit*, möchte wohl den Vorzug verdienen. Nur ein paar Stücke: *Barbe und Peter* im *Alm.* v. 96, und der *trinkende Bauer* im *Alm.* v. 97, entsprechen nicht ganz der Feinheit des Geschmacks, wovon die übrigen zeugen. Wollte sich der bescheidne Dichter nennen; so würden wir, wenn uns nicht alles trügt, einen Namen ersähen, der schon lange durch andre Verdienste um unsre Literatur als die eines Schriftstellers, rühmlich bekannt ist.

Einen etwas französischen Anstrich hat das Lied von *Baggeren*: *Ja und Nein*, oder die *Grazie des Widerspruchs*, ob wir gleich kein französisches Vorbild dazu kennen, und dem Vf. die Erfindung dieser niedlichen Klauigkeit nicht streitig machen wollen. Hingegen der *Rundgang*: die *gesammte Trinkehre* ist ganz originell; die Wissenschaft des Trinkens ist wohl hier zum erstenmahl nach allgemein gültigen Principien vorgetragen. So sehr der Dichter schon durch die Wahl der Melodie („es hatt' ein Bauer ein junges Weib“) für Popularität gesorgt hat, so wird doch das Drollige in dieser Parodie der neuesten philosophischen Systemsprache nur solchen Lesern recht fühlbar seyn, die wenigstens eine oberflächliche Bekanntschaft mit denselben haben. Uebrigens ist unter den verschiedenen Arten der Parodie, die wo wissenschaftliche Vorstellungsarten und Ausdrücke auf Dinge des gemeinen Lebens angewandt werden, gewiss eine der besten; der Gesichtspunkt ist dabey so offenbar verrückt, als daß sie die Sache selbst lächerlich machen sollte oder könnte; und eben das Harmlose gefällt. Diese Quelle des Komischen möchte indessen bald erschöpft, und wiederholte Ausführungen des einmal gelungenen Einfalls eben nicht anzurathen seyn. Es wird überdies erfordert, daß man gerade den Zeitpunkt benutze, wo die parodirten Ideen die Kopfe lebhaft beschäftigen. Vor vierzig oder fünfzig Jahren waren die Leibnitzischen Monaden gäng- und gebe; in Uzens Gedichten wird häufig darauf angepielt; jetzt würden sie keine Wirkung mehr thun. Zwey andre Lieder, ebenfalls von Baggelen: der *echte Bischof* und *Theodid*, machen mit der Trinkehre einen guten Anfang zu einem poetischen Cursus über alle möglichen Getränke. Das Lob des Bischofs dreht sich ganz um ein Spiel mit dem Namen des Gerrancks; aber der Thee ist recht fein und mit Laune charakterisirt.

Das Sonett von *Safis* im *Alm.* von 96 enthält eine zarte Anspielung auf das bekannte Skolion von Hermodius und Aristogiton. Unter den vier Gedichten im diesjährigen *Alm.* hat nur eins, *Ergänzung*, noch einige Simplicität. Die andern sind in den Naturschilderungen überladen und schwerfällig, von Seiten der Empfindung kalt. Ob wohl jemand, der im Ernst über die Entfernung seiner Geliebten trauert, die tief seufzenden *Frühlingsgezeiten* ermahnen wird.

(*Alm. v. 97. S. 40.*) ihre Thränen aufzufassen? Auch die gesuchten Kunstwörter:

Die Dämmerung besetzt die Waldgestade

Mit zartem Grau: —

Der Sproßer Largo —

Sind sehr an der unrichtigen Stelle angebracht. Sobald man die Natur mit Kenneraugen betrachtet, ist ihr Zauber dahin, der nur auf der gänzlichen Abwesenheit des Begriffes von Kunst beruht. Das Bestreben, die Neuheit und Fülle in Matthiassons mahlerischer Sprache zu überbieten, hat Hemistichien wie folgende aus Licht gebracht: „des Leuchthurms Lamp“ entblikkt; „umwölbt von Lerchbaumproffen;“ u. s. w. Eine wahre Merkwürdigkeit in dem bey uns so angebauten Felde der Dictionen ist ein Vers in dem *Morgensalm* S. 108.:

Und ferner Moore *Grenzkreis* glorreich heilt.

Tiedge hat in *Elysium* (*Alm. v. 97. S. 45.*) allerlei sonderbare Dinge gesehen, unter andern den verkörbten Pastor Goze in einer Laube mit Meiß und Gessner. Für den armen Thoms von Falk können wir nichts, than als ihn bedauern. Von den Gedichten von K. Schmidt im *Alm. v. 96.* laßt sich wenig sagen; diesmal hat er nur eins geliefert, und zwar ein gottesdienstliches, welches anfangt: „Lobsgesang dem Allbarnerherzigen u. f. w.“ Durch einige dürftige Einfälle von Haug wird der Armuth beider Sammlungen an Epigrammen nicht abgeholfen. Was sie in dieser Gattung und im Fache kleiner Erzählungen und Fabeln besitzen, beschränkt sich ziemlich auf die Sachen von Pfeffel, und auf das, was unter den Beyträgen von Gleim und B. dahin gehört. Mehr Mannichfaltigkeit würde insbesondere dem diesjährigen Almanach wohlgethan haben, der uns überhaupt seinen Vorgänger nicht zu erreichen scheint.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSORATWARTHEIT. Schwerin, b. Bärensprung: *Rechts v. Putterschens rechtlichen Bedenken, über eine merkwürdige Vormundschaftsgeichte*. 1793. 18 S. fol. — Dieser Rechtsfall betrifft die Frage: in wiefern einem Unmündigen *persona standi in judicio*, und das Recht seines Vormund zu bezeugen, zustehen könne? — Ein unmündiger mecklenburgischer Edelmann, von Bulow, war mit seinen Vormündern, wegen angeblich strenger und karger Behandlung, nicht zufrieden, und suchte, auf Ansuchen seiner Basie, einer zu Wismar, als Conventualin, sich aufhaltenden Frau von Bulow, im J. 1790, da er schon im 22. Jahre seines Alters stand, *remission obtinere* nach. Dies Gesuch ward ihm aber von der Regierung zu Schwerin abgelehnt, seine Beschwerden gegen die Vormundschaft für ungegründet erkannt, ihm auch, weil er wider den Willen der Vormünder bey seiner Basie zu Wismar blieb, seinen Aufenthalt in einem, zur obervormundschaftlichen Prüfung und Genehmigung, vorher anzusehendem Orte, in schwedischen Ländern zu nehmen auflegte. Hiervon appellirte derselbe an das Reichskammergericht, unterstütz durch ein beygesetztes Bedenken des geheimen Justizrath Putters. Das Kammergericht foderte darüber Bericht, und dieser Bericht ergeht hier, unter dem vorbemerkten Titel, im Druck, wobei der ungenante Herausgeber, seine Galie gegen das Puttersche Bedenken, in sehr zahlreichen Notizen ausschüttet. Die Sache selbst hat sich, durch die immittelst eingetretene Volljährigkeit des von Bulow, erledigt.

LITERÄRGESCHICHTE. Göttingen, b. Dietrich: *Historischer Versuch über das neu erwachte National- Institut der Kunst und Wissenschaften zu Paris*, von dem Residenten v. Schwarzkopff in Frankfurt. 1797. 40 S. 12. — Hr. v. S., dessen feinen Blick in Verarbeitung literarischer Materialien schon einige wichtigere Werke hinlänglich bewiesen haben, wählte die Geschichte der Errichtung eines für ganz Europa merkwürdigen Instituts sehr

passend zum Stoff einer Abhandlung, die er der Göttinger Societät der Wissenschaften als correspondirendes Mitglied vorlegte. Nach einer kurzen Einleitung über den heillosen Vandalismus der zerstörenden Decemvirsregierung wird das Fundamentale der Constitution angeführt, wodurch das neue Institut begründet wurde, und Boissy d'Anglas hohe Erwartungen davon, die doch wohl mit der Zeit in Erfüllung gehen können. Nun folgt ein aus mehreren Quellen sorgfältig zusammengestelltes Verzeichniß der sammtlichen Mitglieder nach den verschiedenen Classen und Unterabtheilungen, wobey doch vielleicht die Anmerkung noch eine Stelle verdient hätte, daß das erste Classé wieder zwey Hauptabtheilungen und daher auch zwey Secretärs habe. Von der physikalischen Classe ist *Laepède*, von der mathematischen *Prusy* der Secretär. Hey einigen Mitgliedern ist es angemerkt, daß sie auch Mitglieder des Convents gewesen, aber bey sehr vielen andern, die es gleichfalls waren, fehlt diese Bemerkung. Um so mancher politischen Folgerung weilt, worauf Hr. v. S. in der Folge auch selbst noch aufmerksam macht, wäre es wohl zu wünschen gewesen, daß bey allen Mitgliedern, die im Directorium oder in einem der beiden Raths sitzen, dies durch ein Zeichen bemerkt worden wäre. Auf dies Verzeichniß folgen Nachrichten von der Errichtung des Instituts selbst und der ersten feierlichen Sitzung, nebst zwey Beylagen aus dem Journal de Paris. Dies alles ist so angenehm und unerwartend, als man es von dem H. Ghon gewohnt ist, erzählt, und durch die in den Anmerkungen angeführten Belege zum Rang eines literarischen Aemtlücks erhoben. Man muß dabey nicht vergessen, daß dieser Aufsatz schon am 4. May 1796 der Societät in Göttingen überreicht wurde, so daß also dem Vt. manche Berichtigung und Erweiterung, die der Redacteur der *Literaturübersichten* im Intelligenzblatt der A. L. Z. später benutzen konnte, noch nicht zur Hand waren. Auch benutzte er dabey noch nicht die *Decade* und das neue *Magazin Encyclopédique*, das durch Vorschub eines Deutschen von *Millin* nach einem sehr guten Plan herausgegeben wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Januar 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

SCHLESWIG, b. Röhls: *Oekonomisch-Statistische Beschreibung der Insel Fehmarn*, von Friedrich Wilhelm Otte. 1796. XVI u. 398 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der bescheidene und patriotische Vf., der sich zu Arrild in Ängeln aufhält, machte seit mehreren Jahren aus bloßer Wissbegierde verschiedene Reisen, um sich mit der statistischen Beschaffenheit einiger Länder bekannt zu machen, und suchte nun die mit seiner jetzigen Amtsführung verknüpften Geschäftsreisen durch verschiedene Gegenden der dänischen Herzogthümer zur Vermehrung seiner Vaterlandskunde und zum Besten des Publicums zu benutzen. Durch die Beförderung der Kenntniß des Vaterlandes hofft er den Patriotismus seiner Landsleute zu einer größern Wirksamkeit zu beleben, den ächten Gemeingeist allgemeiner zu verbreiten, und durch Aufstellung naher Beispiele die Vervollkommenung dieses oder jenes Gewerbes, so wie manche andere nützlichen Verbesserungen zu bewirken. — Hr. O. hielt sich drey Monate auf Fehmarn auf, um seine Nachrichten selbst zu sammeln, welche er in der Folge zweyen wahrheitsliebenden und sachkundigen Insulanern zur Durchsicht übergab. Zu bedauern ist es, daß er, aus beygebrachten Gründen, das dortige Amtsrarchiv nicht benutzen konnte. — *Lage, Größe und Beschaffenheit der Insel.* — Fehmarn hing wahrscheinlich vormals mit dem festen Lande zusammen, und zwar da, wo jetzt der etwa eine Viertelmeile breite fehmarnsche Sund ist. Denn der Boden der Insel ist von der nämlichen Beschaffenheit, als der Boden von dem gegenüberliegenden Wagrien. Der 45ste Grad nördlicher Breite durchschneidet sie in zwey ziemlich gleiche Theile. Ihr Flächeninhalt beträgt 2,802 deutsche Quadratmeilen. Sie ist ganz eben mit unmerklich sich senkenden Ufern. Man findet hier daher keinen brauchbaren Hafen; und die Abwässerung wird wegen dieser Beschaffenheit erschwert. Bey Preesen und Kopendorf sind Schleusen zur Abhaltung des Seewassers befindlich. Bäume und Sträucher findet man fast gar nicht, einige Eichen und Hagedornbüsche abgerechnet. Daher ist die Aussicht sehr einörmig, und das Klima rauher, als in andern Gegenden unter gleichen Graden. Im Herbst und Winter erschweren die schlechten Wege die innere Communication sehr, oder hemmen sie gar. Die Heuärnte fängt gewöhnlich den 25ten Jul., und ungefähr 14 Tage nachher die Kornärnte an. Fehmarn ist sehr fruchtbar und gesund. — *II. Produce.* Ausßer den gewöhnlichen Feldsteinen, A. L. Z. 1797. *Erster Band.*

welche jedoch nicht häufig sind, giebt es keine andern. Da diese inzwischen bekanntlich sehr verschiedener Art zu seyn pflegen: so hätte Rec. gewünscht, daß der Vf. die verschiedenen Gestelechter und Arten derselben genau angegeben hätte. Wahrscheinlich sind es Granite, Porphyre, Jaspisse u. s. w., welche man in den Ebenen von Niederlachsen und Westphalen häufig auf dem Sandboden findet. — Gutes Torf hat die Insel nicht; sie erhält denselben aus dem Amte Rendsburg vermittelst des neuen Canals. Zum großen Nachtheil der Landwirthschaft brennt man Erbsenstroh und Viehdünger. — Hr. O. rath daher an, die unzusammenhängende Torferde auf der Insel zu kneten und zu formen, wie es im Amte Flensburg gewöhnlich ist, und überdem die Einwohner mit Steinkohlen von Bornholm und der farröischen Insel Süderøe zu versorgen. — Zum Getreidebau ist Fehmarn sehr geschikt, und die jährliche beträchtliche Ausfuhr besteht hauptsächlich in Weizen, Gerste, Erbsen, Kleefamen, etwas Roggen und Hafer, in Wolle, Häuten, etwas Butter und Honig. Die Seefischerey, zu deren Aufnahme der Vf. manche passende Vorschläge thut, wird gänzlich vernachlässigt. Auf der nördlichen Küste befinden sich einige Seen, welche bisweilen ihr Wasser aus der Ostsee erhalten, und worinn man die wolschneckenden, (in andern Gegenden seltenen) Seebarsche, (*Perca marina L.*) findet. — *III. Hauptzüge der altern Landesgeschichte.* Kurz und bekannt. — *IV. Kirchliche und politische Eintheilung und Verfassung.* — Fehmarn ist, mit Ausschluss der Stadt Burg, in vier Kirchspiele eingetheilt. Das Urtheil des Vf. über die höchstnötzig zu verbesserten Kirchensituationen stimmt ganz mit dem unsrigen überein, und macht seinem wohlwollenden Herzen wahre Ehre. Der eben so alte, als zweckmäßige Unterschied zwischen der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit, und die unschätzbare Vermengung des Predigeramts mit der Rechtspflege in dem Consistorium findet auch hier noch Statt, und wird, wie billig, von ihm gerügt. Die gesammten Einkünfte der acht hiesigen Prediger betragen etwas über 3000 Rthlr. Bey der Unterluchung der Frage: ist es vorthheilhaft für die Geistlichkeit, wenn ihre jährlichen Einkünfte in einer bestimmten Summe baaren Geldes bestehen, oder wenn sie dieselben aus der eigenen Nutzung oder Verpachtung von Ländereyen ziehen? scheint Hr. O. für den ersten Fall zu entscheiden. Wir müssen gestehen, daß wir in diesem Stücke ganz anderer Meynung sind. Denn die Erfahrung verschiedener Jahrhunderte lehrt, daß der Werth des Geldes immer sinkt, der Werth der Grundstücke

aber immer steigt. Mitin ist es sichtlich, daß der Prediger, der haars Geld einnimmt, von Jahr zu Jahr weniger an Werth erhält; da hingegen derjenige, welcher sein Einkommen von liegenden Gründen zieht, wider diesen Zufall gänzlich gesichert ist, und eine verhältnißmäßig sich immer gleichbleibende Einnahme haben wird. — Der Bürgermeister der Stadt Burg bekleidet auch die Stelle eines der vier Rathsherrn, des Stadtschreiners und des Organisten, und doch beläuft sich seine Einnahme nur auf etwa 600 Thaler. — Jedes Landkirchspiel hat sein eigenes Kirchspielgericht, welches einige Ähnlichkeit mit dem Geschworenengericht in England, jedoch bey weitem nicht dessen Vollkommenheit hat. Hr. O. thut verschiedene Vorschläge, den Mängeln desselben abzuhelfen. Von diesem Gerichte appellirt man zu der sogenannte: *Macht der Geschwornen*, und von dieser an die dritte und höchste Instanz, das königliche Obergericht zu Gontorf. Gegenstände, welche das gemeinschaftliche Interesse der ganzen Insel betreffen, werden zuerst auf Laudtagen ausgemacht. — V. *Advocaten und Prozesse*. Wegen der fortwährenden Unvollkommenheit der Rechtspflege im Allgemeinen ist der Einfluss der Anwälde sehr bedeutend, und, leider! scheinen sie denselben nicht immer auf die beste Art anzuwenden. Der Vf. sucht dieses durch mehrere Thatfachen zu beweisen. — VI. *Gesetze*. Das älteste Gesetz ist das alte Fehmische Landrecht und Freyheiten von 1326, welches aber jetzt nicht mehr im Gebrauch ist. Statt dessen ist das neue Landrecht von 1558 eingeführt. — VII. *Bevölkerung*. Fehmeru hatte 1769 nach einer genauen Volkszählung 7063 Einwohner, mithin auf jeder Quadratmeile 2520. Jetzt beläuft sich die Zahl derselben auf 7621; es kommen folglich auf jede Quadratmeile 2710. Zu den vielen angestellten politischen Berechnungen benutzte Hr. O. die Werke eines Süsmikch, Hensler, Euler und Short. Von 35 Lebenden stirbt einer. Da die ganze Insel als ein plattes Land angesehen werden kann: so giebt der Vf. die mannichfaltigen Ursachen an, warum das Verhältniß der Lebenden zu den Gestorbenen nicht größer ist? Die Zahl der jährlich Gebornen verhält sich zu der Zahl der Lebenden wie 1 zu 31½; und die der Heirathenden wie 2 zu 1321. Auf jedes Haus rechnet er 5 Einwohner. — VIII. *Charakter*. Die guten Eigenschaften der Insulaner, ihr Selbstgefühl, Unerfrohenheit, Nationalolz und Sparsamkeit, arten bey manchen zu Rohheit, Herabwürdigung anderer, Stolz, Eigennutz und Geiz aus. Auch vom Aberglauben sind sie nicht ganz frey. — IX. *Erziehung*. Die hiesigen Kirchspiel Schulen haben noch die gewöhnliche fehlerhafte Einrichtung, und die Dorfschulen sind sehr schlecht. Der Vf. thut unter andern den Vorschlag, die Einwohner eines Dorfes künftig nicht mehr nach der Anzahl ihrer Kinder, sondern vielmehr nach Verhältniß ihres Landbesizes zu dem Unterhalt eines Schullehrers beytragen zu lassen, von dessen Billigkeit und Nützlichkeit wir vollkommen überzeugt sind. Mir Recht rügt er die sehr üble Gewohnheit, das ohnedies kleine, und zum Luft-

wechsel nicht eingerichtete Schulzimmer im Winter durch ein Gefäß mit Kohlenfeuer zu erwärmen! — Statt dieser fehlerhaft eingerichteten Schulen schlägt Hr. O. vor, Industrie Schulen anzulegen, indem er die sehr wahre Bemerkung macht, daß es fast unmöglich ist, erwachsenen Armen in Arbeitsanstalten forzuhelfen, wenn ihnen nicht in der Jugend in Industrie Schulen der Trieb zur Arbeitsamkeit eingeprägt ist! Rec. hält diesen Abschnitt für einen der wichtigsten und durchdrachtesten im ganzen Buche. — X. *Gewohnheits Art zu leben*. — Sehr ausführlich. Man ist viel gefalzenes Fleisch. Kartoffeln sind wenig im Gebrauch. Statt des Hopfens bedient man sich häufig des Wermuths zum Bier, welches in den Gegenden, wo der Hopfen theuer ist, Nachahmung verdient. In der Stadt Burg ist eine sogenannte Todtengilde, deren Mitglieder bey vorfallenden Sterbefällen zur Bestreitung der Begräbniskosten eine gewisse Summe aus der gemeinschaftlichen Kasse erhalten. — Die auffallend sonderbare und seltene Gewohnheit des Fastens, d. h. der nächtlichen Zusammenkünfte junger Mannspersonen mit Mädchen, zu deren Schlafkammer sie durchs Fenster einsteigen, dauert noch immer fort, ungeachtet ein landesherrlicher Befehl Zuchthausstrafe darauf gesetzt hat. — XI. *Gesundheits Zustand*. Ausßer den inflammatorischen und Krankheiten des Unterleibes, als eine Folge häufig genossener und schwerverdaulicher Mahlzeiten, sehr gemein, welche nicht selten in Hypochondrie und Wahnstinn ausarten. Letzteres Uebel scheint sogar in einigen Familien erblich zu seyn. Taubheit ist ebenfalls sehr häufig, welche der Vf. dem Gebrauch der Huthkappen zuschreibt. Burg hat einen Arzt, der zugleich Physicus des Amtes ist; und überdem trifft man hier einige schlechte Wundärzte, eine Apotheke und zwey gelehrte Hebammen. — XII. *Gewerbe*. Das Graudeigenthum der Insel besteht aus 11009 Drömbstaat Ackerlandes, und 2186 Dr. Wiesen und Weiden. Ein Drömbstaat ist etwa 438 Quadratruthen. Rechnet man nun nach dem gegenwärtigen mittlern Preise für das Dr. Ackerlandes 550 Mark, und für das Dr. Wiesen und Weiden 100 Rthlr., so beläuft sich der Werth des ganzen auf 2067066 Thaler. Leider! sind noch manche Gemeinheiten vorhanden, welche, unetrachtet des guten Erfolgs der Vertheilung einiger andern, noch nicht haben aufgehoben werden können. Zur Beförderung der ganz vernachlässigten Abwässerung schloß die wohlthätige Regierung den Fehmeranerneulich eine ansehnliche Summe vor. — Der Boden der Insel besteht aus einer grauen, 1 bis 1½ Fuls tiefen, Dammerde, die aus einem mit Sand überzetzten Leimen besteht, und viele vegetabilischen Theile enthält. Hierunter kommt ein gelber, oder zuweilen rothlicher Leimen, mit gröbern Kiels vermischt, und unter diesem endlich ein Lager von Kiesland in einer unbestimmten Tiefe. An einigen Stellen findet man auf niedrigen Wiesengründen unter der Dammerde eine Schicht von Kalkmergel. — 1795 stieg der Preis der Ländereyen ausnehmend hoch, so daß für 1 Drömbstaat 3 Scheffel (ein Scheffel macht etwa

etwa 46 O. Ruthen) bey der Stadt Burg 1890 Mark bezahlet wurde. — Die Dörfer sind alle sehr regelmässig angelegt. Die Backsteine zum Bau der Häuser erhält man von Lübeck, des 100 ungefähr 20 5 Mk. Die Tonne Kalk kostet etwa 4 Mk 8 Schill. — Teichschlamm und Straßenerde werden zur Vermehrung des Stalldüngers angewandt. Gegen die Zeit der Aerate kommen einige hundert Arbeiter aus dem benachbarten Hollsteinschen, wovon verschiedene den Winter hindurch daselbst zum Dreschen bleiben. Die Drescher erhalten nobst freyer Kost ihre Bezahlung nach der Zahl der Tonnen des gedroschenen Getreides. Man hält hier viele Pferde; auf dem Lande im Durchschnitt auf 3 Drömbstuck, in der Stadt aber auf 4 de. eins. Die Insel Arrig versteht die Fehmeraner größtentheils damit. Sie sind 8 bis 9 Quartier hoch. Von 8 Pferden stirbt jährlich eins. Da nun nach einem sehr niedrigen Anschlage 7774 Pferde auf der Insel gehalten werden, so sterben jährlich 347 Stück; jedes zu 50 Rthlr. gerechnet, beträgt es die jährliche Summe von 17410 Rthlr. Der Vt. giebt einige wahrscheinliche Ursachen dieser großen Sterblichkeit an, und räth, statt der Pferde, Ochsen anzuziehen. — Der Fehmerische Pflug ist mit Rädern versehen, und wird von 6, oder bisweilen sogar von 8 Pferden gezogen. Statt desselben wünscht Hr. O. den sehr vollkommenen englischen Kettenpflug eingeführt zu sehen. — Zu der, von ihm vorgeschlagenen, mit hervorragenden Leisten versehenen, schweren Ackervalze würden wir doch lieber Eichenholz nehmen. als Buchenholz, welches bekanntlich an der Luft nicht von langer Dauer ist. Der Fehmerische Landmann nimmt immer sein eigenes, von ihm selbst gereinigtes Getreide zur Aussaat, und es ist bey ihm gar nicht Sitte, sein Saamenkorn gegen fremdes auszutauschen. — Die Queckenwurzeln sammeln viele sorgfältig vom Lande, und überlassen sie armen Leuten zum Brennmaterial. Der Wildhafer, (*Avena sativa* L.) ist daselbst ein häufiges und sehr verderbliches Unkraut. Auch ist die Kornistel in Menge vorhanden. Hr. O. theilt bey dieser Gelegenheit ein holländisch-deutsches Namenverzeichnis der vorzüglichsten Unkräuter mit, welche er unter drey Abtheilungen bringt, je nachdem sie nämlich auf dem Brachfelde, dem Kornacker oder dem Kleen und Weideland wachsen. Die holländischen Namen sind sehr durch Druckfehler entstellt, welche billig hätten angezeigt werden sollen; z. B. *Sisypis* offenbar statt *arvensis*; *Pusslegio* und *Justingio* st. *Tussilago*; *Bromus pectinatus* st. *secalinus*; *Cerataurea* st. *Centaurea*; *Papaver rhoeas* st. *rhoeas*; *Hypericum quadrangulum* st. *quadrangulare*. — Unter der unbedenklichen Aufschrift: „Ungeziefer“, sagt der Vt., daß es auf Fehmern so wenig Maulwürfe, als Engerlinge, (oder die Larven des Maykäfers) giebt. Feldmäuse sind selten, und werden eine Landplage. Aber der Erdich richtet öfters vieles Unheil an. — Gerste, Erbsen und Weizen sind diejenigen Getreidearten, die vorzüglich gebaut werden. Es wundet uns inzwischen, daß man gar keine Versuche mit der Rapfaat macht, deren Anbau daselbst nach aller Wahrscheinlichkeit sehr vortheil-

haft wäre. — Alles Getreide wird auf Fehmern gemahlen, und der Gebrauch der Sichel ist unbekannt. — Das dortige Rindvieh ist nichts weniger, als vorzüglich, welches auch schon die wenige Milch, die eine gute Kuh täglich giebt, nämlich 6 Kannen, so wie der angeführte Preis derselben, von 9 bis 10 Allf beweisen. Der Vt. theilt ein genaues Maas alles Theile einer siebenjährigen Kuh mit, welches nachgezogen zu werden verdient. Die Milch wird bloß zur Gewinnung der Butter benutzt. — Schlangen und Kruten giebt es nicht auf der Insel. Die häufigen Marder thun aber vielen Schaden.

Die Veredlung der rohen Producte hat man, noch nicht weit getrieben. Gerstengrütze und Graupen, Mehl und Wollenstrümpfe sind die einzigen Fabricate, welche zur Ausfuhr dienen. Es giebt hier fünf Graupenmühlen; (welche wahrscheinlich vom Winde getrieben werden, wenn gleich Hr. O. dies nicht anzeigt). In Ansehung der gewöhnlichen Kornmühlen findet die vorreflechte Einrichtung statt, daß, da der Müller seinen Mahlhloß nach dem Gewichte des Getreides erhält, zum Wagen derselben, sowohl bey der Empfangung, als vor der Ablieferung, ein kleines Waagehaus bey der Mühle errichtet ist, worin diese Arbeit durch einen dazu bestellten und beedigten Waagemeister vorgenommen wird. Wer diesen Waagemeister befudet? hat Hr. O. anzuzeigen vergessen. — Die verfertigten Wollenstrümpfe, wovon jährlich über 2000 Paare verfertigt werden, führt man vorzüglich nach Mecklenburg aus. — Die Beträchtlichkeit der jährlichen Ausfuhr aller Producte, welche sich nach einer sehr niedrigen Taxation auf 107000 Rthlr. beläuft, läßt den Mangel eines guten Ladungsplatzes bedauern. — XIII. Vermögen- und Creditzustand. — Ungewißheit der Wohlthatenheit der Fehmeraner, im Ganzen, können viele derselben doch nicht fremdes Geld entbehren. Uebel ist es für den Schuldner, daß er nicht bloß fünfse vom Hundert, sondern auch noch die Zinsensteuer des 4 vom Hundert geben muß. — XIV. Armenwesen. Dieses ist hier in der elendesten Verfassung, woron die ungehore Menge Bettler zeugt. Außer der Elmrückung wohlthätiger Induſtriſchulen und Arbeitshäuser that der Vt. noch manche Vorstöße, welche beherzigt zu werden verdienen! — XV. Steuernwesen. Die Abgaben der Insulaner an den König betragen jährlich 25000 Rthlr. Sie bestehen in Grundsteuer, Landausfuhrsteuer, Magazin Korn- und Fouragielieferung, Nahrungssteuer, Zollabgabe, Schutzgeld und Kopfsteuer. Außer diesen gehören noch hieher: die Stempelpapiersteuer; 1 Procentsteuer, welche von den gegen Plaudverschreibung angethenern Capitalien entrichtet wird; und endlich der jährliche Beitrag zur allgemeinen Brandkasse. Die drückendste Abgabe ist die Kopfsteuer, welche vieles Unheil anrichtet. — Durch eine schlechte Verwaltung der Kirchspielcassen sind dieselben ganz in Unordnung gerathen, so daß die vier Kirchspiele, Burg ungerednet, zusammen 116,300 Rthlr. Schulden haben. Zum Schluß sind 6 Tabellen angehängt, über die Zahl der

Häuser, der Einwohner, der Getreiden und Gefirben, über den Preis der Getreidearten, und über den Werth der jährlich ausgeführten Producte. — Die letzte Freymüthigkeit, worauf dieses Werk geschrieben ist, macht sowohl der dänischen Preissfreyheit, als dem Vf. gleich viele Ehre, und wir wünschen sehr, daß

Hr. O. uns bald mit einer ähnlichen Beschreibung irgend einer andern Gegend seines Vaterlandes beschicken möge! Den etwas gedehnten Stil, so wie einen kleinen poetischen Auswuchs (S. 3.) wird der billige Leser, bey dem übrigen vielen Guten, gern übersehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESLEHRE. Leipzig, b. Jacobaei: *Chabacuc's tyrischer Gefang*; mit Anmerkungen, 1796, 31 S. 8. Der angesehnte Vf. übertrug den ganzen, und übrigen Dichterrest von Chabacuc (der Titel möchte vertraulich lassen, daß man hier bloß eine Uebersetzung des dritten Kapitels zu suchen habe) einem atheistischen Freunde, O. A. R. v. H. zu gefallen. Der Beurtheiler darf also nicht bloß eine richtige, sondern auch im Ausdruck und in der ganzen Uebersetzung des Originals geschmackvolle Uebersetzung erwarten; dies um so mehr, weil die beygefügen Anmerkungen sehr unbedeutend sind. Für einen Liebhaber bestimmt, sollten sie vornehmlich historische Erläuterungen — z. B. was gerade damals die Chaldäer gewesen seyen, da sie erst in der Weltgeschichte aufzutreten anfangen? u. dgl. enthalten. Wie sehr haute hiez das Gemälde K. J. 6 — 11. aufzufodern, über welches man gewiss dem alten prophetischen Lichter Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Der Vf. überfetzt die dem Jehova in den Mund gelegte Rede so:

6. Ich rege auf — Chalda's Volk
das graufame, das raufte,
das weit der Raum durchstreicht,
und Wohnungen beraubt, die seip nicht find.
7. Furchbar und entsetzlich ist,
sich selbst Gesetzes genug und übermüthig.
8. Sein Rofs ist schneller als der Padel,
und scharfern Blicks als Wölfe in der Abenddämmerung.
Stolz ist das Treiben seiner Reißigen.
Von weiter Ferne stürzen sie im Fluge
Wie Adler hin zum Fratz.
9. Zum Raube stürzen alle sie,
gen Osten das Gesicht gewandt,
Gefangene, wie Sand, zusammenfassend.
10. Ein Volk, dem Könige ein Spott und Fürsten ein Ge-
lichter find,
das jede Burg verhöhnt und stürmend sie erobert.
11. Doch — wird sein unbegrenzter Stolz sich schwer ver-
schulden
weil's seine Macht für Gottheit halt.

Die Zeile V. 6. „und Wohnungen beraubt, die sein nicht find“ burdet dem Propheten einen sinnlosen Zusatz auf; weil der Chaldäer natürlich Wohnungen, die sein sind, nicht beraubt haben wird. Der Text spricht von der streifenden Chaldäer-Horde — die sich nach offenen Ländern zieht, um *Andrer Wohnungen sich anzueignen*. — V. 7. sagt der Text vom Chaldäervolk:

Von sich nur nimmt's Gesetz an,
Verbreitet seine Ueberlegenheit. —

Der scharfe Blick v. 9. ist nicht den Roffen, sondern den Chaldäern selbst bezuzulegen. „Sie blickou scharfer, als am Abend Wölfe.“ Vgl. *Zephani*, 3. 3. — Von Stolz liegt nichts im hebräischen: *pishon parashon*. Gehören beide Worte zusammen, (woran Rec. zweifelt); so ist der Sinn: „Rofs und Reuter streifen weit umher“ um nämlich Beute aufzuspielen. Bey v. 9. hatte die Geschichte den Vf. führen sollen. Die Chaldäer, von Armenien's Gebirgen her sich ausbreitend, zogen nicht nach Osten, da sie Babel aufzuden. Der Sinn des Propheten ist: Erst haben sie nur Streifparthien ausgeschildet. „Bald kommt zum Ueberfall ihr ganzes Volk; sie zieh'n gerade aus und raffen „Sklaven auf, wie Sand.“ *Kadim* ist die Gegend, gegen welche das sich wendet. Sie lassen sich durch nichts hindern. Ihr Weg geht über alles hin. — Vom Stürmen ist v. 10. mehr zunächst die Rede. Der Dichter giebt vielmehr das Datum an, daß die Chaldäer durch aufgeworfne Erdwälle Städte belagerten. Ein Volk

das selbst sich höher denkt, als Könige
und ihrer Feste lachet;
das jeder Feste Hohn spricht,
die Erde aufstürmt und die Burg erobert.

Hitzler bedeutet: sich selbst über etwas erheben; *Zabar* zusammenhaufen.

Man sieht leicht, daß der Liebhaber von dem Sprachkundigen eine genauere Uebersetzung fordern darf, als die gegenwärtige in der That nicht ist. Und dies könnte sie doch liefern, ohne der Schönheit etwas zu vergeben. Einige Stellen sind schleppend, wie I. 3. „Zwieracht und Hader gehn im Schwange“, der Text sagt: Entsteht ein Streit, so steigt er leicht bis zum Proceß. — II. 5. Sich den Tyrannen dort, wie *Heines* Rauch ihn tauchte u. f. w. In andern Stellen finden sich alzu starke Casustren dem Texte aufgedrungen. III. 9. „Mit Strömen pflegst du die Erde.“ Das hebräische setzt nur *tebakka*, nicht etwa *tacharofsch*. Folglich ist der ganze Sinn ausgedrückt, wenn wir verständlicher setzen: Mit Wassergräben wühltest du den Boden auf. — III. 13. ist die Uebersetzung von *Ad zavar*, „bis zum Grundfelsen hinab“ sehr passend. Aber die letzte Zeile III. 19. wegzulassen, hat man keinen hinreichenden Grund, da nicht *kingeoth*, sondern *binge-othai* im Texte steht, und dieser Schluß der rotenden Person sehr angemessen ist. Der Gedanke ist: „Daß man nach Meinem Seitenpfad ein Lied anstimme.“ *Lammenezech* nämlich ist soviel, als *למנוח* *lamo*, ut fit, *qui praecinit secundum mens chordas*. Auch wenn man als Liebhaber überfetzt, muß man doch nicht *cautellereu* übersetzen, oder, wie Kant dies ausdrückte: — nicht vornehm thun! Das Philologisiren gewinnt bey jener Manier so wenig, als das Philosophiren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. JANUAR 1797.

PAEDAGOGIK.

HANNOVER, b. d. Gebrüder Hahn: Ueber die Verbesserung der Landeschulen. Ein freymüthiges Wort von Friedrich Gussow von der Rack, Prediger, Seminaristeninspektor und Lehrer an der Hauptschule zu Bückeburg. Mit VII Tabellen 354 S. 8. ohne die Vorrede, Zuschrift und die Uebersicht der zweckmäßigen Mittel zur Verbesserung unser Landeschulen. 1796. (16 gr.)

Aberdings kann diese Schrift ein freymüthiges Wort genannt werden, weil sie viele Mängel rüget, welche von den Aufsehern der Schulen weder gekannt, wie es doch seyn sollte, nach abgeschafft werden, wie es hier und da wenigstens bey einigem thätigen Willen gar wohl möglich wäre. Nur dieses hatten wir gewünscht, daß es der Vf. bey Vorschlägen zu einer mässigen und klugen Verbesserung hätte bewenden lassen, und nicht eine Menge von solchen mit eingemischt hätte, welche gar nicht, oder vor der Hand wenigstens nicht thunlich sind, indem dergleichen bey gutmüthigen aber nicht genug fachkundigen Fürsten und Obrigkeiten nur Mißgriffe veranlassen, oder bey etwas Einsichts-vollern die in Gesellschaft derselben empfohlenen praktischeren Mittel mit verdächtig machen. Wer zu viel verlangt, erhält gemeinlich gar nichts: Ein Hauptfehler des Vf. bey seinen Voraussetzungen scheint zu seyn, daß er zu viel Zutrauen auf die Einsicht, die Thätigkeit und selbst Freygebigkeit der Pfarrer bey Verbesserung ihrer Schulen setzt; daß er den Lehrern dieser letztern durch den Unterricht in den Wochen- Sonntags- und Industrie-Schulen; durch die außer der gewöhnlichen Schulzeit verlangte Aufsicht über die Kinder bey Spatziergängen, bey Freudenfesten, beym Arbeiten in einem besondern Schulgarten u. s. f.; durch die vorgeschlagenen Nebenordnungen, als Chokolade machen, Notenstechen, Correcturen in Buchdruckereyen, Gemüßbau, Sämereyhandel, Stallfütterung u. dgl., wozu es ihnen doch fast durchaus an den dazu nöthigen Gelegenheiten, Garten und Feldern, an Zeit, Geschicklichkeit und dem unentbehrlichen Vorstufs mangelt; und endlich mit den übermäßigen Berichten und Tabellen viel zu viel aufbürdet. Dafs er zu errichtenden Schulkassen, die wohl fast nirgends zu Stande kommen werden, von Armen-, Kirchen- und Gemeine-Aorarien, von der Freygebigkeit der Einwohner, und den Unterstützungen der Fürsten gleichermaßen zu viel erwartet. Dafs er endlich zu sehr ins Große geht durch die Aufforderung: Junker-

A. L. Z. 1797. Erster Band.

sche Sonnenmikroskope, Spielwerkzeuge, (als Feder und Leder-Bälle, Kreufeln und Kegelspiele) mit welchen sich die Kinder während der Schule auf einem grossen vor derselben anzulegenden Platze erlustigen und erholen sollen; Schulbibliotheken, Landcharten; ein sogenanntes Positiv oder kleines Orgelwerk in die Schultube u. s. w. anzuschaffen, — und dieses alles da, wo der Lehrer oft keine eigene Wohnung hat, in verfallenen Gebäuden oder in Scheuern unterrichten, als angewiesene Befolgung auf den abgetretenen Feldern Aehren zusammenharben und nach Hause tragen muß, wo er öfters nur 5 bis 20 Rthlr. Einkunfte hat, und es für ein Glück achten muß, wenn er eine Stelle von 30 Rthlr. erhält; wo die Sommer-schulen noch nicht eingeführt sind, nicht einetley Schulbücher, in der nämlichen Schule fogar, gebraucht werden, wo keine bestimmten Tabellen vorhanden sind, welche, wie der Vf. es doch selbst für nothwendig erklärt, genau bestimmen, was zu jeder Zeit getrieben werden solle, u. dgl. m. — In dem Vaterlande des Rec., wo man über diese Mängel grösstentheils schon längst hinaus ist, die Einwohner in vorzüglichen Wohlstande sich befinden, und sonst mancherley Hülfquellen noch benutzt werden können, würden doch mehrere der angeführten Vorschläge, wo nicht für immer unausführbar seyn, doch, für jetzt wenigstens nicht ins Werk gesetzt werden können. Man findet bey praktischem und nöthiger Einrichtungen wohl noch Hindernisse genug. — Nun noch einige insbesondere gehende Bemerkungen, die der Vf. wünscht, und welche die Sache selbst eriodert. Dafs er nach S. 10. fünfzehnjährige Subjecte schon tauglich zu Seminaristen halt, darin können wir ihn nicht beypflichten; am besten geriethe sie bey einem reifen Alter von 18 bis 20 Jahren. Völlig stimmen wir ihm dagegen darinn bey, (S. 16.) daß der von ihm angegebene Unterricht der Seminaristen etwas viel, und vielleicht etwas zu viel umfassend sey. Die Verbindung der Seminaristen mit dem Gymnasio, eben so wohl als die Aufnahme von Gymnasialen taugt gewöhnlich nichts. Und wer kann Nachtendes billigen? S. 20. „die Prediger (bey welchen Schulkandidaten gleichsam in die Lehre gegeben werden sollen), erhalten entweder vom Staate oder von den Aeltern für die Beköstigung eines jeden jährlich 30 Rthlr. (das ist zu wenig und zu viel, wie mans nimmt) oder wenn letztere nicht im Stande sind, und der Landesherr nicht willens ist, dieses Geld zu bezahlen, so müssen sich die jungen Leute dadurch, daß sie dem Prediger die Hälfte des Tages in seinen häuslichen und ländlichen Verrichtungen Hülfe leisten, sich ihre Kost zu verdienen suchen.“ Wo sollen nun

noch Kleider, Bücher; Schreibe-Materialien und andere Erfordernisse herkommen? Und wer kann alle die Bedenklichkeiten aufzeichnen, die einem dabey in den Sinn kommen, wenn man die Ausführung davon sich nur vorstellt! Mit Recht aber wird die Erlernung der lateinischen und französischen Sprache verworfen. Höchstens, heist es S. 21. lehre man die Seminaristen Französisch und Lateinisch lesen, um wenigstens dieses oder jenes fremde Wort richtig auszusprechen. Die Aussprache wird noch besser bey Erklärung solcher meist technischen Wörter gelehrt. Und welcher Sachkundige wird nicht folgende Rüge unterschreiben? S. 21. „Ein zweyter Fehler ist der, daß man, zumal an solchen Orten, wo das Seminar mit der Hauptschule in Verbindung gesetzt ist, die Seminaristen zu viele Stunden des Tages in den untersten Classen Unterricht ertheilen läßt;“ besonders, setzen wir hinzu, wenn sie selbst noch nicht genug in Kenntnissen unterrichtet, und zu einer gemeinschaftlichen Lehrmethode angewiesen sind. Aber den Vorschlag hätten wir von Vf. nicht erwartet; daß die Seminaristen nach vollendetem Cursu sich da oder dorthin bis zu ihrer Beförderung begeben dürften, ob er gleich selbst den daraus entstehenden Nachtheil auf einige Art wieder zu heben sucht. Ohne uns über die Schwierigkeiten auszulassen, welche bey der Einrichtung statt finden; daß die Kinder nur Classenweise und zwar zur Zeit ihres Unterrichts nur zur Schule kommen, wollen wir auf diejenigen vorzüglich aufmerksam machen, welche die von dem Vf. so oft geforderte Absonderung der fähigeren Kinder von den unfähigeren unterworfen seyn muß, von Seiten mehr oder weniger angesehener Ältern, des Alters der Kinder, ihrer Lectionen, der Stunden-Einrichtung, und hauptsächlich der Bestimmung der mehrern oder wenigern Fähigkeiten durch den Lehrer selbst. Soll da mehr auf Gedächtniß oder auf Beurtheilung gesehen werden? Und pflegen nicht Kinder welche in beiden Stücken zurück stehen, gar oft im Schreiben u. dergl. einen Vorzug zu behaupten? Der Vf. versuche eine solche Absonderung nur einmal in einer Schule von 60 und mehrern Kindern zu bewirken. Eben so vielen Schwierigkeiten scheinet der Vorschlag ausgesetzt zu seyn, daß der Lehrer beym Aufgeben der auswendig zu lernenden Lectionen auf das verschiedene Gedächtniß seiner Kinder Rücksicht nehmen solle. Recht fein klingt es; aber in der Ausführung werden weit größere Nachtheile vorkommen, als denen man gern entgehen will. Am besten wäre es, wenn die Landeskatechismen nicht so dickleibig, und die in denselben vorkommenden Antworten nicht oft zu lang und unverständlich wären. Die Forderung, daß die Kinder stehend schreiben sollen, ist auf keinen Fall zu billigen, desto mehr aber die Verwerfung der der gewöhnlichen Schulzeit angehängten Privatstunden. Die S. 65. anempfohlene Warnung gegen die Selbstschwächung ist in Dorfschulen und bey Kindern von einem so jungen Alter doppelten Bedenklichkeiten ausgesetzt. Freylich wünscht der Vf., daß die Kinder bis zu dem 14 oder gar 15ten Jahre die Schule be-

suchten; wie wird solches aber bey den zu einem Handwerk oder zur Landwirthschaft bestimmten Kindern wohl durchaus zu bewerkstelligen seyn? Die Sommerferien möchten wohl am ungehindertsten auf diese Art eingeführt werden, daß die Winterschulen von Zeit zu Zeit um eine Woche bey dieser oder jener Veranlassung verlängert würden. Weit größere Zweifel hingegen haben wir, daß die vorgeschlagenen Sonntagschulen zu Stande gebracht, freywillig und in die Länge besucht werden sollten. Des Sonntags, heist es S. 165. werden sie in der Kirche Abends von 6 bis 8 Uhr gehalten. Der Prediger und der Schulmeister nebst ihren Gattinnen sind die Lehrer. Sehr zu tadeln ist die Vorschrift; daß die straffälligen Kinder mit einem Stocke auf den Rücken geschlagen werden sollen. Mit der Ruthe muß es auf die flache Hand von der Seite her geschehen. Bey dem S. 300. gethanen Vorschlag: die besten Landtschullehrer stellen, um diese zu heben, mit Kandidaten zu besetzen, hat der Vf. wohl nicht bedacht, daß dadurch den Schullehrern alle Ernüchterung und Aussicht zu besserer Verforgung entzogen werden würde. In Ansehung der vierteljährigen Zusammenkünfte der Schullehrer unter dem Vorstize des Superintendents oder des Schulrathes und einiger Prediger erlaube uns der Vf. anderer Meynung zu seyn; sicherlich wird wenig oder gar nichts dabey herauskommen. Eben so wenigen Vortheil versprechen wir uns von dem Plane, daß auf einige Jahre aus den Predigern einer zum Aufseher gewählt werden solle über 10 Schulen, um jede des Jahrs wenigstens dreymal zu besuchen. Es muß über eine ganze Provinz, wenn die Zahl ihrer Schulen nicht 200 übersteiget, nur ein einziger Inspector mit gehöriger Gewalt gesetzt werden, um in das Ganze eine Einheit zu bringen, die unentbehrlich zum Fortzuge ist. Auch der S. 343. befindliche Vorschlag; daß nicht jeden neu angezeigten Prediger die Aufsicht über die Schüler seiner Pfarrey fogleich; sondern erst nach einigen Jahren anvertraut werde, hat unsern Beyfall aus mancherley Gründen nicht, so wenig als es uns thünlich zu seyn scheint, daß alte Schullehrer zu andern kleinen bürgerlichen Bedienungen in der Regel versetzt werden sollten.

Doch so vieles wir auch noch hinzuzufügen hätten, so müssen wir doch die vielleicht schon zu lang gewordene Anzeige endigen, um noch etwas über die mit dieser Schrift verbundenen Tabellen zu sprechen. Die Stunden und Lections-Tabellen sind offenbar zu allgemein. Um mit Nutzen hier zu verfahren, muß genau angezeigt werden; in wieviel Classen die Schule getheilet, was in jeder derselben erlernet, und theils zum Beweise; daß der Plan ausführbar sey; theils um den Lehrern einen Leitfaden an die Hand zu geben, bestimmt angemerkt werden, was in jedem Monat, und wann an jedem Tage zu bereiten sey. Die Ausflüchte: ein geschickter Lehrer wird schon die Zeit dazu zu finden oder es zu leisten wissen, helfen hier nichts. Rec. spricht aus einer mehrjährigen Erfahrung, und wird bey friedlichern Zeiten eine all-

gemein für alle niedern Schulen eingerichtete Methode dem Publikum zur Beurtheilung zu übergeben versuchen. — Die *siebente* Tabelle aus der vor uns liegenden Schrift, welche das Schema zu einem beyrn Examinie zu überreichendem Kinder-Verzeichnisse darstellt, geht zu sehr ins Besondere und in zu bestimmte Falle, z. B. wie die *Vermögensumstände* der Aelteren beschaffen wären? Wie kann der Schullehrer solches bestimmen? Und wie wenig bestimmt ist die Angabe von 80 Morgen Landes, da ja soviel darauf ankommt; von was für einer Güte sie sind, wie sie vom Besitzer benutzt werden, ob sie mit vielen Abgaben oder Schulden belastet sind, u. s. f. Und was für Feindseligkeiten würde sich nicht der Schulmeister, falls er auch sie zu geben vermöchte, dadurch zuziehen?

KINDERSCHRIFTEN.

FRANKFURT, a. M. b. Fleischer: *Neues Handbuch der Jugend in Bürgerschulen*. Ein Leitfaß zum Vorbereitungsunterricht fürs bürgerliche Leben. 1ste Hälfte nebst Plan zur 2ten und einer kurzen Anweisung zum Gebrauche des Buchs. — 303 S. gr. 8. (8 gr.)

Unter der großen Zahl von Schulbüchern, die noch immer von Zeit zu Zeit erscheinen, zeichnet sich dieses Handbuch, dessen Verfasser sich zwar nicht genannt, aber in der Vorrede sich als Lehrer in einer Bürgerschule angegeben hat, sehr vortheilhaß aus. Die Entfaltung desselben wird in der sehr lehrreichen Vorrede erzählt, der Werth einiger andern, zu ähnlichen Zwecken, jedoch nach einem mehr einseitigen Plane geschriebenen Bücher, richtig beurtheilt, dann der Plan dieses bey eignem Gebrauch, (welches schon eine günstige Meynung für dasselbe erweckt) gesammelt näher und mit treffendem pädagogischen Ratsonnement entwickelt; und über den Gebrauch desselben in Schulen für Lehrer manche gute Erinnerung beigefügt. Diese erste jetzt gelieferte Hälfte enthält 1) *kurze Sittensprüche*, Sie sind zwar gut gewählt, reichen aber zur Lectüre für eine niedere Classe nicht hin. Es hätten noch Sprüchwörter mit Beziehung auf *Ramanns* Buch und *Rathel* hinzugefügt werden können. 2) *Kleine Kindermoral in Versen*, nach den einzelnen Pflichten, aus sehr guten Liederansammlungen für die Jugend ausgehoben. 3) *Das Lesebuch* 106 prosaische Stücke, größtentheils zur Erweckung, Bildung und Uebung des moralischen Gefühls, in abwechselnder Form von Erzählungen, Gesprächen und Briefen, meist aus bekannten Sammlungen entlehnt. Mit der Citation erläuternder biblischer Stellen, und den zur Beförderung des Nachdenkens eingemischten Fragen an die jungen Leser ist der Vf. zu sparfam. 4) *Kurz gefasste biblische Geschichte* in einem gedrängten Auszuge von einem Freunde des Vf., der sich in der Vorrede über den dabey genommenen Gesichtspunkt erklärt hat. Zur Erläuterung dieses Abschnitts gehört ein denkender und vorsichtiger Lehrer, damit das ansehnliche Mißverhältniß zwischen dem, was im Texte

des Buchs und in den unten citirten biblischen Stellen steht, nicht auffallend werde. Besser hätte die Ueberschrift gelautet: *Geschichte der geoffenbarten Religion*; denn die Geschichte des Christenthums in neuern Zeiten kann doch nicht füglich zur biblischen Geschichte gerechnet werden. 5) *Das nützlichste aus der Naturgeschichte* für einen Auszug reichhaltig genug und mit einer Auswahl, die einen geübten pädagogischen Scharblick verräth. 6) *Das nützlichste aus der Naturlehre* von gleichem Werthe. 7) *Vom Menschen* seiner körperlichen und geistigen Natur. Die allgemeinen Begriffe, die freylich, um von der Jugend recht verstanden zu werden, einen weit der Kunst, Ideen in Kinderseelen zu entwickeln, bekannten Lehrer fordern. 8) *Die nützlichsten Gesandtheitsregeln*, nach *Faust*. Es ist dem Rec. kein andres Buch bekannt, welches bey einer so massigen Bogenzahl über die angeführten Gegenstände so viele Materialien zum guten Volksunterrichte, und auf eine so zweckmäßige Art vorgetragen enthielte. Für den zweyten Theil verspricht der Vf. ein biblisches Spruchbuch, eine Anweisung zum Rechnen (jedoch mit Uebergang der schon als bekannt vorausgesetzten Anfangsgründe) einen Leitfaß für den geographischen Unterricht, den nöthigen deutschen Sprachunterricht zu Aufsätzen, Briefen etc. das Wissenswürdigste aus der Geschichte, besonders von *Deutschland*, eine Elementargeometrie und zuletzt noch einige nützliche Kapitel über verschiedene für den Bürger und seinen Beruf überhaupt interessante Gegenstände, zu welchen ohne Zweifel auch einige Notiz vom Calender, eine allgemeine Uebersicht der verschiedenen menschlichen Gewerbe und Berufsarten, auch der wichtigsten Erfindungen und einige allgemeine Notiz von Gesetzen und Rechten in der bürgerlichen Gesellschaft gerechnet werden wird. Um den künftigen bessern Gebrauch dieses nur auf Gemeinnützigkeit, nicht auf Gewinn des Vf. oder Verlegers berechneten Schulbuchs zu befördern, wird der Vf. wohl thun, in einer Nachschrift außer der versprochenen Nachricht von seiner Lehrmethode, noch für die einzelnen Abschnitte des Buchs ein Verzeichniß der zur Erläuterung derselben unentbehrlichen größern Werke oder andrer Hülfsmittel des Unterrichts beizufügen. —

- 1) BRESLAW, b. Korn: *Nützliches ABC, Buchstaben- und Lesebuch*. Nebst einer kleinen Einleitung zur Naturgeschichte. Mit Kupfern. Von *Friedrich Möbius*. 1796. VIII. u. 230 S. gr. 8. (12 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Sommer: *Kleines ABC und Buchstabenbuch*. Ein Weihnachtsgeschenk für Kinder, die anfangen die Buchstaben zu lernen. 1796. 52 S. 12. (2 gr.)

N. 1. liefert vielmehr als der anvollständige Titel besagt. Die ersten 118 Seiten enthalten das *ABC* Buchstaben- und Lesebuch, nebst den Anfangsgründen einer Kinder-Grammatik, wenigstens des Regens zum richtigen Lesen und Schreiben. Das Lesebuch liefert eine beträchtliche Anzahl von Liedern, Fabeln und

Erzählungen. Nun folgt ein Abriss der Naturgeschichte (Naturbeschreibung) bis S. 159, kurz und -gar können wir nicht sagen, sondern mittelmäßig. Oberflächlichkeit, Unbestimmtheit und Unrichtigkeit in Sachen und Ausdrücken zeichnen ihn aus z. B. S. 135: „Es hat sehr viele Arten von Affen; sie haben alle Gliedmaßen des Menschen, nur keine Fersen noch Waden.“ S. 151. die Insekten sind lebendige Geschöpfe, die etc. S. 155. lernen wir, daß die *Bienen-Königin* weiblichen Geschlechts ist. S. 158. werden die Thierpflanzen unter die *Würmer* gerechnet, gleichwohl aber von ihnen gesagt, sie seyen eingewurzelte Pflanzen, die wie Aeste hervorwachsen und lebendige Blumen tragen. Auf die Naturgeschichte folgt die *Naturlehre* auf wenigen Blättern bis S. 170. Jetzt wieder etwas von der Naturgeschichte mit der Ueberschrift: *Kurze Uebersicht der ganzen Naturgeschichte, nebst der Stufenfolge in der Natur und der daraus entstehenden Verkettung der Wesen*. Dana wieder allerley andre Merkwürdigkeiten und Erzählungen aus dem Thierreiche. Endlich auch eine *Kindermoral*, ein zwittrartiges Erzeugniß, worin Sitten- und Wohlstandslere, Klugheits- und Glückseligkeitslehre, Diätetik u. dgl. bunt durch einander läuft. Der Vortrag des Vf. ist gut, wo nicht Er spricht sondern die Schriftsteller, aus denen erschöpfte, vorzüglich im Lefebuche, aber oft hinkend, verworren, unzusammenhängend und undeutlich, wo

Er selbst redet. Unbillig ist es, daß der Vf. den Elementar-Schülern der Naturgeschichte, Naturlehre und Moral zumethet, mit diesem Handbuch zugleich den Unterricht im A b c, Buchstabieren und Lesen zu kaufen, und gegen die Erfahrung, wenn er erwartet, daß das Büchlein nicht schon von den A b c Schülern zerlesen und abgenutzt seyn wird, ehe sie von dem letztern Theile, nämlich dem wissenschaftlichen Unterrichte, Gebrauch machen können. Zur Naturgeschichte gehören 8 Kupfertafeln. Die Abdrücke, welche wir vor uns haben, sind sehr bleich.

Ueberdachtet hat der Herausg. von N. 2. ein von allem andern abgetrenntes A b c - und Buchstabenbuch geliefert. Die kleinen Buchstaben im Deutschen sind nicht nach der Ordnung des A b c, sondern nach ihrer Aehnlichkeit zusammengestellt. Warum es nicht mit dem großen oder Anfangsbuchstaben eben so gehalten worden, wissen wir nicht. Die Einrichtung des Ganzen ist einfach nach Villamaes Vorchrift gemacht. 1) Einzelne, leichte, kurze Worte, ohne viele Mitlauter. Der Vf. hätte von Wörtern mit 2 Buchstaben ausgehen, auch nicht gegen seine eigne Vorchrift handeln müssen, indem er gleich anfangs solche Wörter hinfetzt: *Obst, Strumpf, Schmerz, Herbst*. 2) Hernach kleine, einfache Redensarten, die stufenweise vielfach werden. Mehrsyllbige Wörter sind nach den Sylben abgetheilt.

KLEINE SCHRIFTEN

RECHTSGELAMTHEIT. Ohne Druckort: Unparteyische Revision der vom Hn. D. und Bürgermeister Neukirchen obnählig erschienenen *Druckschrift: die Befehrwörter des Bürgerlandes, wider die vermeintlichen Anmaßungen der beyden vorerwähnten Stände des Hochfürst Paderborns* betreffend. Aus der Feder eines wahrheitsliebenden Publicisten. 1794. 72 S. 8. So wie nenerlich der Bauernstand im Hochfürst Hildesheim einen Antheil an der Verwaltung der Landessteuern zu nehmen verlangt; so hat auch im Hochfürst Paderborn der Bürgerstand die Vorrechte der beyden vorerwähnten Stände des Domkapitels und der Kitterchaft, — nämlich die *Stimmenmehrheit und Steuerfreiheit* derselben, — bestritten und eine durchgängige Gleichheit darinn behauptet. Das Organ des Bürgerlandes, D. Neukirchen, liefs seine Schrift (die ein Actenstück des bey dem Reichskammergericht dierhalb erhobenen Rechtsstreits ist) durch den Druck bekräftigen und im ganzen Lande ausheilen. Um der nachtheiligen Eindruck dieser Bekanntmachung zu verhindern, tritt hier ein ungenannter Widerleger auf, und deducirt aus der Geschichte des Hochfürst, daß Adel und Domkapitel lange Zeit hindurch, und noch 1236. nach Inhabt des Privilegii Bischof Bernhards V. die *alleinigen* Landstände waren, bis sich die Städte aus dem Landgerichte erhoben, und einen eignen Stand zu bilden anheben, wovon die erste Spur in dem J. 1413. zu finden sey; daß mithin Adel und Domkapitel den dritten Stand allerdings *überstimmten* könnien, welches auch der bishorigen Oberranz, und der Analogie der deutschen Reichsverfassung, da es mit den Reichsfürsten eben so gehalten werde, vollkommen gonsig sey; daß endlich die *Steuerefreiheit* des Adels und der Geistlichkeit nicht nur auf dem allgemeinen deutschen Herkommen, sondern auch noch dazu auf uralten Verträgen und Privilegien beruhe, und sogar von

dem dritten Stande, bey der 1413. mit demselben erneuerten Union, ausdrücklich garantirt worden sey. Der Vf. beiheuert übrigens, daß er die gefunden Grundsätze der bürgerlichen Freyheit und Gleichheit nicht missenke, und, wenn es auf die Errichtung eines ganz neuen Staats ankomme, klarer als Mirabeau seine Stimme wider drey Kammern erheben, und mit aller Bereitwilligkeit gegen die Steuerfreiheit irgend eines Staandes im Staate declamiren würde: Allein bey einem schon seht mehreren Jahrhunderten bestehenden Staate, wo es wohlhergebrachte Rechte einzelner Stände gebe, mußten diese so heilig, als das Eigenthum jedes Burgers angesehen werden, da es selbst nach unlegbaren Grundsätzen des Naturrechts Zwangs - Pflicht sey, keinem etwas von seinen Vollkommenheiten entziehen zu dürfen.

SCHÖNE KÜNSTE. London u. Leipzig, b. Rooley u. Reinicke: *Cabal and Love*, a Tragedy translated from the german of *Fredr. Schiller*, 1796. 110 8. 8. Der ungenannte Uebersetzer dieses Trauerpieles hatte, wie die Vorrede sagt, bey seiner Arbeit den rühmlichen Zweck, die Schreibart des großen deutschen Schauspielers Schiller dem englischen Leser näher bekannt zu machen. Sicher konnte er darauf rechnen, daß auch *Cahale und Liebe* sich in England Bwunderer schaffen würde, da bereits die vorhin übersezten Werke Schillers, Don Carlos, die Rauber u. s. w. mit vielem Beyfall aufgenommen waren. Die Uebersetzung nähert sich dem Originale, in Hinsicht auf das eigenthümliche Feuer, so viel als möglich, und ist mit schätzbarer Fleiß verfertigt. Diese neue wohlfeile und hübsche Ausgabe hat Hr. Timmer in Lüneburg befozt, dem wir die bekannte Ausgabe von *Thomson's Seasons* verdanken.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Januar 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, gedr. b. Chevet: *Opusculs philosophiques et littéraires, la plupart posthumes ou inédites.* 1796. 370 S. 8.

Diese niedliche Sammlung enthält acht verschiedene Stücke, beynahe jedes von Meisterhand. Wenn auch nicht jedes seinen Gegenstand selbst in das richtige Licht stellt, so setzt es doch die Vorstellungskraft des V. ins Licht. In dem ersten Stücke (von S. 1. bis 14.) liefert die berühmte *Fran du Chastel Betrachtungen über die Glückseligkeit*. Das Reczept, welches sie zur Erhaltung der Glückseligkeit vorschreibt, besteht zum Theil aus der bekannten gemeinen Diät, zum Theil aus entgegengesetzten Bestandtheilen: (S. 2.) „Die Vorurtheile muß man ablegen; man muß gegund, man muß tugendhaft seyn, man muß Geschmack und Leidenschaft haben, man muß sich der Täuschung Preis geben können.“ Auch als Philosophin also hört die schöne Dame nicht auf, die eigensinnigsten widersprechendsten Forderungen zu machen; gleich jenem Satyr atmet sie zu gleicher Zeit kalt und warm. Gegen diesen Vorwurf rechtfertigt sie sich S. 6. dadurch, daß sie die Wirklichkeit ihrer Vorschrift nur auf solche Menschen beschränkt, die man Weltleute nennt, und die sich mehr oder weniger in glänzenden Glücksumständen befinden. „Es sind nicht diejenigen,“ setzt sie hinzu, „die man am leichtesten glücklich machen kann.“ Ohne Zweifel weil sie am öftersten und stärksten der Versuchung ausgesetzt sind, sich bey der Kur zu vergessen: ob es also rathsam sey, sie zur Versuchung zu reizen? „Le Nôtre,“ meynet die V., „hätte wohl große Ursache zu bitten: heiliger Vater, weit besser ist mir mit Versuchungen gedient, als mit Indulgenzen.“ Weniger in der Ruhe als in der Unruhe, gleichsam nur in beständigen Kämpfe sucht die V. Glückseligkeit, im Kampfe zwischen dem Genuße und der Entbehrung, im Helldunkel der Nacht und des Lichts. Und wie vereinigt sie auf der einen Seite Vorurtheil und Irrthum, die sie ablegt, und auf der andern Seite Täuschung, der sie sich hingibt? „Freylieh,“ sagt sie (S. 14.), „stellt uns die Täuschung den Gegenstand nicht so dar, wie er ist, aber so, wie er seyn soll. Von dieser Art ist das Blendwerk der Optik oder das Zauberkunststück der Oper. Um bey dem Genuße Vergnügen zu finden, denkt man während des Schauspiels nicht an die Maschinerie.“ Nachdem die V. von der Unterhaltung und Verwechslung sowohl der Begierden als von ihrer Mäßigung gesprochen, wendet sie sich nun

von diesen Hauptinstrumenten der Glückseligkeit zu einigen besondern Kunstgriffen, deren man sich bey ihrer Anwendung mit Erfolg bedient. Sehr wahr ist, was sie S. 16. anführt: „Der vornehmste Kunstgriff, von allen ist dieser, daß man ganz entscheidend bey sich selbst wisse, was man seyn wolle, und was man thun wolle. Den meisten Menschen mangelt es gerade hieran. Ohne Entschlossenheit arbeitet man sich in den Fluthen der Ungewissheit ab; man zerstört Morgeus, was man gestern aufgebaut hat; man verdorbt sein Leben damit, daß man Fehltritte begehrt, gut macht, bereut.“ Eben so wahr ist der Grundsatz S. 20.: „Je weniger unsere Glückseligkeit von andern abhängt, desto leichter wird uns die Erwerbung der Glückseligkeit. Aus diesem Grunde trägt zu ihrer Erhaltung keine Leidenschaft so viel bey, als das Studiren. — Zum Glück der Männer ist diese Leidenschaft noch weniger nothwendig, als zum Glück der Weiber. Denn jene haben eine Menge anderer Hülfquellen, welche diesen durchaus fehlen.“ S. 23. „Die Vergnügungen der Sinnen und des Herzens haben freylich den Vorrang vor den Vergnügungen des Studirens. Freylich ist letzteres zur Erhaltung der Glückseligkeit eben nicht unmittelbar nothwendig; vielleicht aber ist es nothwendig, daß wir in uns selbst sicher seyn, diese Hülfquelle und Stütze auf jeden Fall benutzen zu können.“ S. 25.: „Eine andere Hülfquelle, wofür man sich darinn nicht beraubt, ist die Neigung zum Spiel. Durch abwechselnde Erregung der Furcht und der Hoffnung erhält das Spiel unser Daseyn in Bewegung.“ Sehr treffend sind auch die Bemerkungen über die Liebe, welche als heftige Leidenschaft unglücklich macht, und gewüssigt beglückt.

Der zweyte Aufsatz ist von Thomas, und enthält eine Anekdote von dem großen Friedrich von Preussen. Die Geschichte, wie er von seinem Vater in Arrest gesetzt und mit dem Tode bedroht wird. Sehr umständlich und in einer edeln männlichen Schreibart. Der dritte Aufsatz enthält die Unterhaltung eines Philosophen mit der *Marchise* von ***. Der Aufsatz ist von Didrot. Von diesem merkwürdigen Manne erzählt der Herausg. in der Vorrede folgendes: Er war ein guter Vater, und bewies sich gern als gefälligen Garten. Zuweilen indess gerieth er gegen seine Gattin in Harnisch. Eines Tages, als sie ihren Willen zu stark durchsetzen wollte, erhob er sich rasch vom Stuhle, und warf den Kopf so gewaltiam gegen die Mauer, daß er sinnlos hinfiel. Als er wieder zu sich selbst kam, sprach er im Ton eines Propheten zu seiner Gat-

tin: „Weib, lieber Aerb ich, als daß ich mich un-
 „terjochen lasse.“ Madame Diderot bequimte sich für
 „ein paar Tage zum gehorchen, behauptete aber her-
 nach die Meisterlichkeit nur desto besser. Diderot selbst
 erzählte so. Gegen Rousseau erlosch seine Freundschaft
 nie ganz. Diese beiden Männer hingen den
 Herzen nach zu enge zusammen, und nur durch ihren
 Geist entzweyten sie sich. Eines Tages fragte der
 Herausg. der Ursache dieser Entzweyung nach. Di-
 derot laugte seine Brieftasche hervor, und zeigte ihm
 ein Blatt, mit rother Dinte beschriebenen; zugleich er-
 innerte er an die bekannte Geschichte von Rousseaus
 Liebeswuth gegen die Madame Houdelot. Das Betra-
 gen von diesem gleich so ziemlich Tartuffens Betra-
 gen: warum aber bezeugte sich darüber Diderot so un-
 gehalten, als wär er Orgon gewesen? Der Herausg.
 aufserte sein Befremden, daß er nöthig gehabt habe,
 sein Gezänk mit Rousseau in die Tabletten zu schrei-
 ben, und zwar mit rother Dinte. Diderot schloß die
 Tabletten zu, und sprach von seinem gewesenen Freun-
 de mit einer oratorischen Mischung von Klagen, von
 Zärtlichkeit und Lobeserhebungen. Außer andern
 Verschiedenheiten in ihrem Charakter und Geiste war
 eine der größten diese, daß Rousseau das religiöse
 Gefühl, dieses für jede empfindsame Seele, so natürli-
 che Gefühl, in sich selbst pflanzte, da es hingegen Di-
 derot, der gleichwohl nicht weniger empfindsam war,
 unter der Manier des Atheismus unterdrückte. Un-
 ter dem Namen *Cruell* setzte er das vorliegende Ge-
 spräch auf, so wie es wirklich zwischen ihm und der
 Marechale von Broglie vorgefallen war. Die beiden
 Pole, um die sich das Gespräch herumdreht, sind auf
 Diderots Seite: daßs man auch ohne Religion gut und
 glücklich seyn könne; auf Seite der Marichallin: daßs
 man es bey der Religion noch mehr und leichter seyn
 könne. Im Ganzen ist der Ton sehr fein und origi-
 nell. Der IVte Aufsatz über die Glückseligkeit der
Dummköpfe, von Necker. V. Der gute Mensch (*Le bon
 homme*). Eine moralische Erzählung, oder Lästerge-
 schichte. Schilderung eines Weltmannes, der bey
 dem ausschweifendsten und lasterhaftesten Betragen
 doch immer noch in der Welt für einen guten Mann
 gilt. VI. Der achte Philosoph, von Dumarfais. „Der Phi-
 losoph unterscheidet sich von der gemeinen Menschen-
 „maschine dadurch, daßs er seine Bewegungen beur-
 „theilt und selbst lenkt; er lenkt sie, um durch hor-
 „monische Stimmung sich selbst und andern Vergnügen
 „zu machen.“ VII. Die Weiber. Ein Gespräch von dem
 Abbe Galiani. Alles, was der sinnreiche Vf. über den
 Charakter des Weibes sagt, stieß aus der Bemerkung,
 daßs es von Natur ein schwaches und kränkliches
 „Geschöpf sey. S. 171.: Eben darum hat es wohl den
 „Muth, den Gefahren zu trotzen, aber nicht die Kraft,
 „lange Mühseligkeiten und Beschwerden zu ertragen.“
 Wenn Rec. auch wirklich die Definition annimmt, so
 findet er doch die Folgerung nicht unbedingt richtig.
 Man erinnere sich z. B. jener Heldin der ethischen Lie-
 be, der Epponina bey Plutarch de Amore. Ihr Ge-
 mahl, Sabinaus, verahng sich vor der Rache des Kai-
 sers Vespasianus in einer unnatürlichen Hölle. Moh-

reere Jahre verschloßs sich mit ihm die treue Halste, ge-
 bahr ihn Kinder, und forgte für seine Verpflegung.
 Als sie entdeckte und gefänglich nach Rom geschleppt
 wurde, sagte sie zum Kaiser: „Weit glücklicher lebte
 „ich unter dem Böden, als Du auf dem Throne.“ Ue-
 berhaupt wird das Ausbarren im Leiden schwächen
 und kränklichen Menschen nicht selten leichter, als
 gesunden und starken; es wird ihnen zur andern Na-
 tur. „Muth,“ sagt der Vf. S. 172., „ist die Wirkung
 einer sehr großen Furcht. Mit Muth und Herzhaf-
 „tigkeit läßt man sich den Fuß wegloßen, einzig aus
 „Furcht, der kranke Fuß möcht den Tod nach sich
 „ziehen.“ Da aber das Weib eben wegen seiner Schwä-
 che auch furchtsamer ist, warum sollte nicht auch ihm,
 bey gehöriger Richtung, bey der Gefahr eines gelieb-
 ten Gegenstandes, die Furcht Muth einflößen können?
 S. 173. „Kluger Leute sind nicht berührt, sie sind be-
 „hutsam und gemäßig, das ist, sie sind Mennen.“
 Heißt dies nicht mit den Worten aus der Tasche ge-
 spielt? Aus Furcht, sagt der Vf., fließt Herzhaftig-
 keit Wohlthun, zur Wächterin dient der letztere die
 erstere. Was er von der kränklichen Natur des Wei-
 bes sagt, ist sehr richtig, und eben so richtig find die
 daraus gezogenen Folgen. S. 174.: „so wie bey nahe
 „alle kränklichen Personen, so sind besonders auch
 „die weiblichen gewöhnlich koseend und schmeich-
 „lich, zuweilen aber übellianig, phantastisch und
 „ungleich. Auch betragen wir uns gegen sie, wie ge-
 „gen kränkliche Menschen.“ Mit sehr feinen Witz
 führt er diese Parallele aus. Gegen die Einwendung,
 daßs z. B. bey Hall und Carraeval die Damen nichts
 weißer als kränzlich aussehen, und daßs sie wohl ein
 Dutzend Tänzer ermüden, bemerkt er S. 176.: „Ge-
 „schlecht es denn nicht, daßs mehrere sonst starke Män-
 „ner zu schwach sind, einen Patienten, wenn er sich
 „im Fieber, in Convulsionen befindet, in Schranken
 „zu halten?“ Altes die abweichenden Symptomen in
 dem weiblichen Wesen schreibt der Gegner vielmehr
 der Erziehung, als der Natur zu. Der Vf. aber erin-
 nert hierüber, daßs im Grunde die mehrern Eindrücke
 der Erziehung nichts anders seyen, als Eindrücke der
 Natur. S. 179.: „Alle andern Gattungen der Thiere,“
 sagt er, „geben durch Instinct den Jungen ihre Erzie-
 „hung, und bey nahe ebenfalls nur instinctartig giebt
 „sie der Mensch seinem Kinde. Nur die religiöse
 „(Rec. fügt hinzu: die wissenschaftliche Unterweisung)
 „ist nicht instinctartig.“ — VIII. Supplement zu Bou-
 gainville's Reisen. Gespräch über die Unsicherheit,
 wenn man mit gewissen bloß physischen Handlungen
 moralische Ideen verknüpft. In diesem Gespräche zeigt
 sich der Vf. (Diderot) als Patriarch der sansculottischen
 Philosophie, die gleicher Weise den Thron und den
 Altar untergräbt. Sehr pathetisch und voll hohem
 Sinnes ist die Rede eines ostindischen Greises, nach der
 Abreise der Europäer. (S. 201.) Unterredung eines
 Schiffspredigers mit dem Oitaten Ordu (S. 215.),
 in welcher dieser jenen die Gemeinschaft der Weiber
 und Güter empfiehlt. Un den fatalen Einfluss seiner
 Philosophie zu vermindern, setzt der Vf. S. 269. hin-
 zu: „Unüberlich laßt uns schreyen, daßs man mit
 „Sankte

„Strafe, Schande und Schwach solche Handlungen be-
legt, die an sich unschuldig sind; laßt uns aber diese
„Handlungen gleichwohl vermeiden, weil Strafe,
„Schande und Schwach die größten unter allen Ue-
„beln sind!“ Er bedenkt nicht, wie schwach (ohne
innere Moralität) besonders bey theils verschmitzten,
theils mächtigen Menschen ein solches bloß äußeres
Giegeschweigt ist. Zu wünschen ist es, daß andere
Schriftsteller die Sittlichkeit und Religiosität mit eben
so viel Witz und Geiste empfehlen, wie hier die Ir-
rigiosität unterstützt wird.

BEMLIN, b. Belitz u. Braun: *Des Hn. Ritters Pi-
cietti de Merct physikalische Belustigungen oder Er-
klärung der sämmtlichen in Berlin angestellten
Kunststücke desselben*, von *H. v. A. Kosmann, Pro-
fessor der mathematischen Wissenschaften und des
deutschen Stils*. 1796. 160 S. 8.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Kunststücke, mit
welchen Hr. P. einige Zeit das Berliner Publicum
unterhalten hat, „wenn auch nicht eben auf den auf-
geklärten“, doch auf einen beträchtlichen Theil des-
selben einen starken Eindruck gemacht haben. Da ihm
Belohnungen und Auszeichnungen zugetheilt wor-
den, wozu auch öffentliche Vorstellungen gab, so
sah man dieses als Anerkennungen eines vorzüg-
lichen Talents an, und er betrat unter sehr günstigen
Erwartungen die Bühne. Hr. K. verdient daher al-
len Dank, daß er denjenigen Theil des Publicums,
den Belehrung Noth that, in den Stand zu setzen
suchte, richtiger über die Art und Weise, wie Hr. P.
seine Erscheinungen hervorbrachte, zu urtheilen. Er
glaubte sich zu einem solchen Unternehmen um so
mehr verpflichtet, da er, als Lehrer der Jugend, diese
vorzüglich gegen Täuschungen zu sichern hatte. Bey
Durchlesung dieser kleinen Schrift wird man sich
überzeugen, daß die angeführten Versuche fast sämt-
lich das Gebiet der Taschenspielerkunst gehören, und
daß nur sehr wenige den Namen physikalischer Belus-
tigungen verdienen. Hr. K. scheint den Hn. Ritter Pi-
cietti, zeitigen Physicien de la Cour, und den Vfr. der
Amusemens physiques, der ehemals als *Chevalier Picetti*
seine Kunststücke in Paris vorgezeigt hat, für eine Per-
son zu halten. Da der Hr. Ritter selbst ablenket,
diese Schrift geschrieben zu haben; so ist Rec. über-
hoben, einen Beweis für die Nicht-Identität dieser
beiden Personen zu führen. Da Hr. K. keinesweges
behauptet, genau das Verfahren angegeben zu haben,
dessen sich Hr. P. bediente, sondern da er nur im All-
gemeinen zeigen will, wie dergleichen Erscheinungen
bewerkstelligt werden können, so laßt sich gegen sei-
ne Arbeit nur dieses erinnern, daß manchmal die von
andern Schriftstellern entlehnten Erklärungen genauer
hätten geprüft werden müssen, so wird z. B. S. 9. das
Steigen der Flüssigkeit in der Röhre durch Wärme
darum keinesweges unbegrifflich, weil sie oben offen
ist. Ein völlig in fixer Luft ersticktes Thier möchte
wohl in keiner Lustart ins Leben zurückgebracht wer-
den können (S. 24.) Auch bey einem dem Ersticken
in fixer Luft nahe gebrachten Thiere möchte die un-

mittelbare Verletzung in die so sehr reizende Lebens-
lust keinesweges zutraglich seyn. Eine ungefarbte
Auflösung des Kupfers in *Alkali volatile* (nicht *Tolai-
tis*) in einem verschlossenen Gefäße, wird zwar durch
Oeffnung des Stopfels, (wodurch der atmosphärischen
Luft der Zugang verstatet wird) blau, diese blaue
Farbe verliert sich aber keinesweges, wie S. 80. behau-
pzet wird, wenn die Flasche auf neue verschlossen wird,
es sey dann, daß der Künstler einen neuen Antheil
Kupferspane hineinzubringen wolle. — Sprachfehler,
als Nahe des Eis statt Eies, die Rande, Keur Asa, Keur-
ange, würde Rec. so wenig wie mehrere harte Con-
structionen, als z. B. S. 55.: *Diese Kegel u. f. w.* S.
127.: *Sehr wahr u. f. w.* gerügt haben, wenn er nicht
auf dem Titelblatte das Predicir: Professor des deut-
schen Styls, gefunden hätte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Nene Morgenandachten auf
alle Tage im Jahre*, von *Johann Christian Seyf-
fert*, königl. Preuss. Consistorialrath, Neumark-
schen Superintendenten, Inspector und Oberpre-
diger in Kultrün. Vierte Auflage. 1796. Erste
Abtheilung. 376 S. Zweyte Abtheilung. 382 S.
gr. 8. (2 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses von uns noch nicht ange-
zeigten Erbauungsbuchs erschien schon 1787. Der
Vfr. erinnert mit Recht, daß bey Andachtschriften
dieser Art keine andere Absicht zum Grunde liegen
könne, als daß sie in dem Gemüthe der Leser gute
Gedanken erwecken, und fromme Rührungen veran-
lassen sollen. Man darf daher auch bey diesen Be-
trachtungen, von welchen jede nur ein Blatt mit gro-
ber Schrift anfüllt, keine ordentlichen Abhandlungen
suchen, sondern nur Erinnerungen an Religionswahr-
heiten, die so vorgetragen sind, daß der Leser Gele-
genheit bekommt, denselben weiter nachzudenken,
und sich dadurch zu guten Empfindungen und Ent-
schlüssen zu leiten. Dieser Absicht sind die ge-
wählten Materien vollkommen augeeignet. Es find
lauter praktische Wahrheiten, von welchen eine un-
mittelbare Anwendung gemacht werden kann, alle
find auch auf der praktischen Seite vorgetragen. Da-
bey hat Hr. S. für die nöthige Abwechselung gesorgt,
und bald dogmatische Lehren, bald moralische Grund-
sätze und einzelne Pflichten, bald auch Naturgegen-
stände zum Inhalt seiner Betrachtungen gemacht.
Auch auf die vorzüglichsten Feste und die Passions-
zeit hat derselbe Rücksicht genommen, und dem ge-
müthe Materien gewählt. Bey jeder Betrachtung liegt
eine Schriftstelle zum Grunde, die zuweilen kurz er-
klärt ist, und zum Schluss wird ein passender Lieder-
vers mehrentheils von neuem Dichtern beygefügt.
Ueberall zeigt der Vfr. helle Begriffe und richtige
Grundsätze von Religion und Sittlichkeit, und wenn
gleich der bisherige kirchliche Lehrbegriff von Ver-
gebung der Sünden, der Absicht und den Folgen des
Todes Jesu beybehalten ist, so hat doch derselbe alle

Nachtheile sorgfältig zu erwägen gesucht, welche daraus für seine Stütlichkeit und Gottesverehrung leicht entstehen können, und bey einem großen Theile der Christen auch wirklich zu entfernen pflegen. Tugend macht er überall zur Hauptfache, und dringt immer darauf, daß man diese zum Hauptziel seiner Bestrebungen mache, und ohne dieses ernstliche Bestreben sich nicht auf einen leeren Glauben und auf das Verdienst Jesu verlassen solle. Daß nun immer reine Bewegungsgründe sollten gebraucht seyn, kann man freylich nach dem von Hn. S. angenommenen Lehrbegriff nicht erwarten; aber von den gewöhnlichen ganz sinnlichen Motiven und Vorstellungen ist sein Vortrag doch ganz frey. Bey einigen dogmatischen Lehren stiefs Rec. auf Behauptungen, die auch bey einem festen Glauben an die hergebrachten Lehrsätze für übertrieben zu halten sind, wenn z. E. der Vf. in der Betrachtung am 20sten April sagt: Gottlob! daß es für die Wahrheit der Auferstehung Jesu so unverwerfliche Zeugnisse giebt, daß man schlechthin alle Geschichte in der Welt bezweifeln und leugnen muß, wenn man Bedenken tragen wollte, die historischen Beweise, welche für diese vorhanden sind, gel-

ten zu lassen, da doch so mancher wichtige Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte gemacht worden sind, die bey vielen andern nicht statt finden. Eben so ist die Behauptung in der Betrachtung am 23sten April ganz gegen den Augenschein, daß Leib und Seele gänzlich würden vernichtet werden, wenn Jesus nicht auferstanden wäre. Woraus will das Hr. S. beweisen? Nicht einmal die Überzeugung von der Fortdauer des gegenwärtigen Lebens nach dem Tode gründet sich allein auf die Wahrheit der Auferstehung Jesu, noch weniger kann diese Fortdauer selbst von dieser Wiederaufstehung allein abhängen. Vorzüglich schätzbare ist bey diesen Betrachtungen der übersausplane und fastliche Vortrag, der zugleich nicht ohne Würde des Ausdrucks und Gedankenfülle ist, so daß Leser von verschiedenen Ständen darinn Nahrung für ihren Geist finden werden. Daraus läßt sich auch wohl erklären, daß das Buch schon die vierte Auflage erlebt hat, und Rec. zweifelt nicht, daß der fernere Beyfall desselben zur Beförderung guter moralischer und religiöser Gesinnungen viel beytragen werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Mühlhausen, b. Danner: D. J. F. C. Löffert's Predigt und Rede bey der Ordination des Hn. Superintendenten Herrn Gottfr. Dönnike in Mühlhausen. 1796. 51 S. gr. 8.* Wer den bisherigen Hn. Subconvector Dönnike in Mühlhausen aus seinen beliebigen Schriften, vorzüglich dem *Pächter Martin*, kennt, wird sich über die Anerkennung seiner Verdienste in seiner Vaterstadt freuen. Wie der würdige Löffert zu der Einführung desselben in sein neues Amt kam, ist er selbst in dem Vorbericht: „Da der in der kirchlichen Geschichte der Stadt Mühlhausen noch nicht dargelegene Fall eintrat, daß ein nicht ordinierter euhemerischer Gelehrter zum Superintendenten ernannt war; und man unschicklich fand, den künftigen Vorsteher der Geistlichkeit von seinen Untergebenen examiniren zu lassen; so wurde der Erwählte von dem Senate angewiesen, seine Tüchtigkeit zum kirchlichen Lehramte an einem auswärtigen Orte prüfen zu lassen, und darüber hinlängliche Zeugnisse beizubringen. Da dieses bey dem geistlichen Ministerium der Stadt Gotha festsetzen war; so wurde, bey der Nähe beider Städte, der Vf. von dem Senate durch das Consistorium ersucht, die Handlung der Ordination in Mühlhausen selbst zu verrichten. Bey dieser am 1. Nov. d. J. vollzogenen Feyerlichkeit ward diese Rede und Predigt gehalten, welche auf Verlangen dem Drucke übergeben worden.“ Die Predigt selbst über Coloss. 3. 16. handelt von *der Vertheilung unserer kirchlichen Andachten*, der ohne Uebertreibung überzeugend dargestellt wird. Die Einwendungen der Gegner, welche vorzüglich aus dem Mangelhaften unserer kirchlichen Einrichtungen hergenommen sind, zählt der Vf. mit Freymüthigkeit, und, insofern er selbst ein Kirchendiener ist, mit Selbstverleugnung auf; zeigt aber, daß Mißbrauch und Mangelhaftigkeit nicht zur Verwerfung einer so gut guten Sache berechtigt, sondern vielmehr uns anspornen muß, mit dahin zu wirken, daß jene Mängel allmählich gehoben, und der Geist reiner Andacht allgemeiner werde.

In der *Ordinationsrede* entwickelt der Vf. die Pflichten des Lehrers der Religion und des Dieners der Kirche und der christlichen Obrigkeit. Beide Vorträge sind goldne Lehren in süßern Schalen. Unter so vielen ausgezeichneten schönen Stellen werde hier wenigstens Eine S. 39. gelesen: „Durch das Christenthum sind alle Wissenschaften gehelligt. Die Gegner der letztern sind, vielleicht ohne es zu wollen, zugleich Gegner jeder moralischen Religion und des Christenthums selbst. Wenn die christliche Religion uns überall recht zu handeln gebietet; wenn sie uns Gott, der nach untrüglicher Einsicht handelt, zu unserm Muster aufstellt; so muß auch uns das Recht zu leben überall erlaubt seyn; so kennt unsre Wissenschaft keine Grenze. Wenn uns die christliche Religion den Willen zum richtigen Handeln einbläst; so bietet uns die Wissenschaft den Stoff dazu dar; wenn die christliche Religion in uns den Wunsch, in jedem einzelnen Falle recht zu handeln, erweckt; so zeigt uns die Wissenschaft, was in jedem einzelnen Falle recht ist. Und so find Wissenschaft und Tugend im engen Bunde. Der Feind jener ist zugleich der Gegner dieser. Wer diese gebietet, muß jene begünstigen; und daher ist mit Recht im Fortgange der Zeit, zwar nicht nach einem absichtlichen Plane, aber nach dem natürlichen Gange der menschlichen Dinge den Lehrern der Religion, auch der Unterricht in den Wissenschaften, oder, bey deren zu großen Erweiterung, die Aufsicht über die Schulen, anvertraut worden.“ Zu dem Schlussätze aus ebligen Prämissen, daß die Wissenschaften, wenigstens die Schulwesen, mit Recht in die Hände der Geistlichkeit gelegt worden, mühen doch Einschränkungen nöthig gewesen seyn; um ihm nicht Widerpruch zuzuziehen. Wenn freylich die Ephorie der Schulen immer einem Herder, Löffler, und Männern von ähnlicher Denkart und gleicher Gelehrsamkeit anvertraut werden könnte, so würde sich das Schulwesen gewiß dabey sehr wohl befinden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. Januar 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verlag des Industrie-Comptoirs:
Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie und die zweckmässigen Hülfsmittel dazu. Von A. C. Gaspari. Dritte vermehrte Auflage. 1796. 84 S. 8.

Ebend.: *Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schul-Atlas*, von A. Chr. Gaspari, D. und Prof. der Philosophie in Jena. Erster Cursus. Dritte verbesserte Auflage. 1796. 350 S. 8.

Ebend.: *Lehrbuch der Erdbeschreibung etc.* Zweiter Cursus. Zweyte verbesserte Auflage. 1796. 739 S. 8.

Dass die Methode, nach welcher Hr. G. die Erlernung der Geographie empfiehlt, sehr vorzüglich und zweckmässig sey, und dass der nach dem vorgelegten Plane bearbeitete erste Cursus seine entscheidenden Vorzüge vor andern Büchern ähnlichen Inhalts habe, aber auch nicht immer in den vorgezeichneten Schranken geblieben sey, entwickelte ein anderer Rec. in den Jahrgängen 91 u. 92. Hr. G. gekräftet dies selbst ein, mit Anführung der Gründe, die ihn zur Erweiterung seines Plans bewogen. Da nun die neuern Ausgaben dieser beiden ersten Schriften ohne wesentliche Veränderung geblieben sind, und wir mit dem vorigen Rec. meist gleichstimmig denken, so eignet sich bloß der zweyte Cursus zum Gegenstand unserer Beurtheilung. Es mag wunderlich genug lauten, wenn wir sagen, Hr. G. habe seine Sache recht gut gemacht, und er habe doch zu viel und zu wenig gethan, unterdessen vertrauen wir uns die buchstäbliche Wahrheit beider Versicherungen zu beweisen. Das Buch ist sehr brauchbar, weil es mit behutsamer Auswahl und in gedrängter Kürze die mathematischen und physischen Hauptsätze vorträgt, nicht leicht einen merkwürdigen Umstand in der politischen Verfassung übergeht und immer nur mit den wichtigsten Orten jedes Landes bekannt macht; weil es den Lehrer durch Ueberladung nicht verwirrt und ihm doch reichliche Gelegenheit an die Hand giebt, die Aufmerksamkeit seiner Schüler durch ausführlichere Darstellung des Bemerkten zu fesseln. Wir kennen kein Lehrbuch, das in allen diesen Hinsichten so sehr zum wirklichen Unterricht geschikt wäre, als das Vorliegende. Aber bey allem dem enthält es zu wenig, selbst nach dem Plane des Vf.; zeigt bey weitem nicht hinreichend, was der methodische Unterricht so wahr zu schildern weis, „die

A. L. Z. 1797. Erster Band.

„natürlichen Vortheile, welche einem Lande vor dem andern zu gewissen Manufacturen eigen sind, und wie die Einwohner sich dieser Vortheile bedienen, die Gewerbe, welche daraus entstehen, den Gewinn, welcher dem Lande dadurch erwächst, die Auflasten der Regierung, welche auf den Flor derselben wirken etc.“ Und doch gehört gerade alles dieses wesentlich zu dem fruchtbaren Unterricht der Jugend, so wie die Zeichnung der mehr oder minder vortheilhaften Lage jedes Landes, die natürliche Verbindung der einzelnen, der Einfluss, den sie gegenseitig auf einander haben müssen, und die lebhafte nicht zu sehr abgekürzte Erzählung der Merkwürdigkeiten jedes Hauptortes, seiner Lage, Betriebsamkeit, Eigenheit. Leitet das Lehrbuch auf alle diese Gegenstände hin, und weis der Lehrer dem Entwurf sein volles Leben zu geben, so bleibt die Geographie nur ihrem kleinern Theile nach Sache des Gedächtnisses; die nöthigen nicht sehr überhäuften Namen dienen dem Jünglinge nur zum Vehikel, an welches er seine Gedanken reibt, zum Leitfaden des Bildes seiner Phantasie, die aus allen Ländern ein zusammenhängendes Gemälde macht, ihn zu manchen Abschweifungen und Grillen leiten, aber gewiss empfänglich und fähig für das wahre Studium der Geschichte, für die Beurtheilung einer unendlichen Menge Gegenstände machen wird, in denen selbst der Geograph von Profession nicht selten schiefte Blicke thut, weil sein Wissen oft in einer ungeheuren Menge Namen ohne die nöthige Uebersicht des Ganzen besteht. Ein Schüler, wie ihn Hr. G. voraussetzt, der schon einige Vorkenntnisse und das Alter des sich zeigenden Verstandes hat, verlangt dann nie weiter einen dritten Cursus. Wozu sollte er ihm nützen? Zur gründlichen Erwerbung astronomischer und physischer Kenntnisse wohl nicht. So viel er zur richtigen Einsicht in die Geographie braucht, erwirbt er sich hier wirklich; und hat er Lust, diese Wissenschaften sich in höherem Grade eigen zu machen, so wählt er dazu kein geographisches Lehr- oder Handbuch. Zur nähern Kenntniss des Landes selbst, und einer größern Anzahl von Städten, als das kleinere Compendium fassen darf? Dazu braucht er keiner weitern Unterweisung, man hat ihn mit den ausführlichern Werken bekannt gemacht, aus denen er sich Rathshen können, und der Unterricht des Lehrers müßte unflätig lange Weile verursachen. Wo sollte auch auf einem noch so vortheilhaft eingerichteten Gymnasium die nöthige Zeit zur Erklärung über ein Handbuch von fünf bis sechs Bänden herkommen? Aus allen diesen Ursachen trifft die zweyte Erinnerung, dass der Vf. zu viel in diesem Lehrbuche gethan habe, nur in

soferne zu, als man den Leitfaden zur Maassregel nimmt, den er selbst zu befolgen sich vorgesetzt hatte. Wenn wir übrigens über die Unzulässigkeit eines dritten Curfus für den Schulunterricht entscheidend zu sprechen wagen, so ist unsere Meynung gar nicht, den Vf. in der Ausgabe des dazu bestimmten Handbuchs, von welchem vor kurzen der erste Band erschienen ist, irre zu machen, oder das Publikum dagegen einzunehmen. Welchem Schriftsteller kann man die Befugnis streitig machen, einen gewählten Gegenstand ausführlicher zu behandeln, in welchem er sich richtige und ausgebreitete Kenntnisse erworben zu haben bewußt ist? Das Werk wird jetzt ein wichtiges Hilfsmittel zur weitem Belehrung nicht bloß für den Jüngling, sondern für jeden Mann, welchem die nähere Kenntniss unserer Erde nicht gleichgültig scheint; alles hängt davon ab, ob es andere schon vorhandene Methode, an Gründlichkeit zu übertreffen, oder ihnen wenigstens mit Ehren an der Seite zu stehen vermag. — So viel zur Beurtheilung des Allgemeinen. Da aber Hr. G. ausdrücklich auch Verbesserung des Einzelnen wünscht, so wollen wir auch dazu, so weit es unsre Grenzen erlauben, etwas beytragen. In der zur mathematischen Kenntniss der Erde nöthigen Entwicklung, scheint uns Hr. G. zuweilen nicht ganz glücklich für die Fassungskraft der Jugend gewesen zu seyn, sich auch wohl minder zweckmässig ausgedrückt zu haben. Er ändert vermuthlich bey einer künftigen Auflage die Stelle S. 4. „zur Bestimmung der Grösse der Erde helfen uns die Reisen. Um den Umfang der Erde zu berechnen, darf man nur die Grösse eines Grades etc. wissen.“ Aber durch Reisen lernt man diese nimmermehr. — „Die Fixsterne stehen in so unermesslicher Entfernung von der Erde, dass sie immer an derselben Stelle erscheinen, man mag sich auf der Erde befinden wo man will, folglich muss ein Stern um so viel weiter vom Horizonte herauf kommen, je näher man dem Orte kommt, über welchem er steht.“ Aber nach des Vf. Behauptung muss er ja über allen Orten stehen, wenn er über einem steht. Er fühlt gewiss das Schiefe der Darstellung selbst. Andere Erklärungen sind dafür desto deutlicher und falscher. Doch wundern wir uns, warum Hr. G. die jedem Lehrlinge so natürliche Frage, wie es möglich sey, dass unsere Erde und alle Himmelskörper von nichts unterstützt in der freyen Luft sich halten können, ganz ohne Beantwortung lässt, da sie doch viel leichter gegeben werden kann, als manche andere, die hier nicht übergangen werden. — Nur noch einiges Wenige zur politischen Geographie. Hr. G. lässt Europa auf der Ostseite durch das Uralische Gebirg begrenzen. Dieses Gebirg läuft aber von der südlichen Wolga an gegen Osten, giebt dem Flusse gleiches Namens die Quelle, und schließt dann an den Altai; die von Norden nach Süden laufende Bergkette, welche Sibirien von dem übrigen Russland trennt, heisst mit allgemeiner Benennung das Werchoturische Gebirg, und zerfällt in mehrere einzelne Namen. Auch wissen wir den S. 99. angeführten Zusammenhang der Nordgebirge über-

Russland und Schweden mit den Karpathen auf keine Art zu finden. Cap Matapan ist nicht die südlichste Spitze von Europa, die Spitze von Gibraltar in Spanien liegt südlicher. Warum übergeht Hr. G. S. 113. unter den grossen Nebenflüssen der Donau in Deutschland die Iller und Enz; und warum wird noch immer die Länge des Laufs von diesem Strome auf 700 geographische Meilen aufgesetzt, da man doch die Krümmungen mitrechnen muss, um 400 Meilen herauszubringen? Warum findet sich S. 113. unter den Nebenflüssen des Rheins die Lippe nicht? Warum zählt er S. 118. Frankfurt an der Oder unter die wichtigsten Handelsplätze Deutschlands, ohne Lüttich, Antwerpen, Gurlitz, Wien etc. unter dieselben aufzunehmen? Ganz Bayern ist einer grossen Verbesserung fähig, sagt Hr. G. S. 134., und er hat wohl recht; aber auch seine Beschreibung ist einer grossen Verbesserung fähig. Er lässt unter den Bayerischen Flüssen den Regen aus, setzt Donauwerth in den Umfang des Fürstenthums Sulzbach, verliert von Neumarkt, dass es gute Handlung treibe, da diese kleine Landstadt kaum weis, was Handel heisst; glaubt, dass die Salzwerke zu Reichenhall weit über 150,000 Menschen Nahrung verschaffen (dies ist zwar aus Büsching entlehnt, aber deswegen doch bey weitem übertrieben), und giebt überall die Zahl der Bevölkerung an, wo selbst die Einwohner sie nicht wissen. Andere Länder enthalten ähnliche Verirrungen.

Ulm, h. Wagner: *Kurzer Unterricht Aber die äussere und innere Verfassung der Reichsstadt Rotweil, zum Gebrauch ihrer obern Schulen 1796. 164 S. 8.*

Es ist ein löbliches Unternehmen zur Beförderung des Studiums vaterländischer Geschichte und Verfassung mitzuwirken; und es gereicht der Obrigkeit jedes, auch des kleinsten, Staats zur Ehre, dafür zu sorgen, dass dieser Gegenstand des Unterrichts, wodurch bey angehenden Bürgern des Staats, Liebe zum Vaterlande erzeugt und genährt, und die frühe Kenntniss desselben befördert wird, in den Schulen nicht verabsäumt werde. Der Magistrat der Reichsstadt Rotweil in Schwaben, gab diesen Beweis seiner aufgeklärten und patriotischen Denkart, indem er bey der Verbesserung des dortigen Schulwesens, mit den Studien des Lyceums einen Unterricht über die vaterländische Verfassung zu verbinden verordnete. Der Hofgerichtsassessor, jetziger Bürgermeister der Stadt, Hr. Hoyer entwarf obige Schrift, als einen Leitfaden zu diesem Unterricht. In einer gedrängten Zusammenstellung ist darin, nach einer kurzen Einleitung über die Verfassung des deutschen Reichs überhaupt, die Verfassung der Reichsstadt Rotweil in Beziehung 1) auf des Reichsoberhaupt, 2) den Reichstag, 3) den Kreis, 4) die Mitstände und 5) auf Bürger und Unterthanen, entwickelt. — Den dortigen Lehrern ist durch dieses Lehrbuch eine überaus zweckmässige Anleitung zu einem systematischen Jugendunterricht in die Hände gegeben, und es wäre zu wünschen, dass solche grössere Staaten, wo es

noch immer zu einem solchen zweckmäßigen Unterrichte fehlt, diesen Beyspiel folgten.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Eutropii brevianus historiae Romanae, ad libros scriptos editosque recensitum, et virorum doctum notis vel integris vel selectis illustratum, adjectis fuit editis Car. Henr. Taschke A. M. et scholae Misnenensis Corrector. 1796. XII S. und 832 S. 8. (2 Rthr. 8 gr.)*

Bev zweitem die vollständige Ausgabe unter allen, die wir vom Eutropius besitzen. Hr. T. entschuldigt sich, nicht alles geliefert zu haben, was man etwa von seinem Fleiße erwarten konnte, nicht jede Stelle angeführt zu haben, welche zur Erläuterung des Autors diene: aber dies rechnet ihm gewiss niemand zum Verbrechen; etwas weniger wäre vielleicht schon zu viel gewesen. Rec. konnte nie mit Vergnügen ein Buch ansehen, wo der Text so gar sehr in den Noten schwimmt, und schwerlich schwimmt er irgendwo mehr als hier. Oft zeigt die angeführte Seite nur eine Zeile Text; und steigt es zuweilen bis auf sechs, so hat man schon von Glück zu sagen. Die Wahl des Buchs, und der Voratz, alles zu erklären, erlaubt es freylich kaum anders; bey einem trocknen Compendium der Geschichte, wie aus Eutropius geliefert hat, muß natürlich auf jedes vierte Wort eine Note kommen. Eine so reichlich ausgestattete Edition kann doch unmöglich für Anfänger geschrieben seyn, söllich dürften eine Menge Bemerkungen, die nur diesen Nutzen bringen, zu anderer Nutzenwendung in dem Pulse des Hn. T. ihre Ruhestatte behalten haben. Oder glaubt er vielleicht, gebildete Philologen erst belehren zu müssen, wie sich die erste Periode im Eutrop am süßlichsten deutsch ausdrücken lasse? Uebergeht man diesen Fehler der etwas zu leicht überdachten Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit, so erkennt die Ausgabe in einem ganz andern Gesichtspunkte. Niemand hält den Eutropius für einen eleganten Schriftsteller, aber jeder, der ihn kennt für einen sehr brauchbaren Geschichtschreiber, der seiner Kürze ungeachtet, öfters Winke giebt, welche wir außer ihm vergeblich suchen. Stellt man andrer Historiker Angaben mit den seinigen zusammen, sucht man mit Scharfsinn die wahren Lesarten auf, macht man aufmerksam auf die oft auffallenden Ausdrücke seiner spätern Latinität, und zeigt wie der achte Römer des ersten Jahrhunderts die nämliche Sache würde gegeben haben: so darf man immer gerechten Anspruch auf Verdienste um die alte Literatur machen; und dieses Verdienst hat sich Hr. T. mit vieler Anstrengung erworben. Seine Noten sind ein schätzbares Repertorium für die römische Geschichte und Antiquitäten; sein kritischer Blick findet meist die dem Römer eigne Lesart sehr glücklich, ohne sich immer strenge an das Urtheil seines Vorgängers Verhey zu binden, und der Leser erhält in den Anmerkungen genaue Uebersicht, von dem Urtheile mehrerer Ausleger. Auch die genaue Correctur und das empfehlende Acusere des ganzen Buchs dür-

fen wir nicht mit Stillchweigen übergehen. Die Einleitung handelt mit vieler Belesenheit vom Geschlechte, vom Vaterlande Eutrops, von seinem Leben, seiner Religion, seinen Schriften, seiner Schreibart, Autorität, Griechischen Uebersetzung; von den Handschriften, die theils Verhey benutzte, theils ihm bekannt sind. Nichts fehlt als ein gutes Register; das beygefügte reicht nur dürstig zur Auffindung der Noten.

PARTS: *Nouvelle Grammaire raisonnée, à l'usage d'une jeune personne. I Partie, 136 S. II Part. 175 S. 8.*

Diese merkwürdige Sprachlehre ist ein Auszug oder kurzer Inhalt aller bekannten französischen Grammatiken und vieler guten Abhandlungen über die Sprache. So ist z. B. die Grammaire de Port-Royal, de Ducloux, Restaut, Girard, Dumarlais u. s. w. benutzt, wie auch die Schriften eines Bouhours, Desbrosses, Court-de-Gebelin, Condillac u. s. w. Um ihre Reichhaltigkeit und ihren Werth zu erweisen, braucht man nur den Inhalt zu überblicken, da sich hier, des engen Raums wegen keine Auszüge machen lassen. Der erste Theil enthält, außer dem Gebrauche der Redetheile, Abhandlungen über die Geberden- oder Natursprache, über den Ursprung der articulirten Sprachen, über die Bilderschrift. Der zweyte handelt von den Accenten, von der Prosodie, Orthographie, grammatischen Wortfügung, Inversion, von den sogenannten *convenances*, von den *mots crepus*, von den Tropen, Synonymen, von dem französischen Versbaue, von der Kunst Verse zu lesen, von den *mots primitifs*, den Gallicismen und von andern zu dieser Materie gehörigen Gegenständen. Bey aller Reichhaltigkeit des Inhalts hat der Herausgeber, welcher sich am Ende der Zufchrift an seine Kinder P. Panckoucke nennt, den Zweck, der Jugend nützlich zu seyn, nicht verfehlt, denn die Schreibart ist rein und faßlich, und alles Abstracte, hauptsächlich bey Erklärung der Redetheile, theils durch Umschreibungen, theils durch Beyspiele und andere mechanische Mittel glücklich verständlich. Verschiedene Artikel verdanken ihr Daseyn den Bürgern Laharpe, Suard, Guingene, Aubert u. s. w. — Unter der Lehre von der Declinabilität des Particips findet sich ein Fall, der noch von keinem andern Sprachlehrer erwähnt worden ist, und daher, wie der Vf. sagt, eine besondere Aufmerksamkeit verdient. „*Vous avez plus de richesses que je ne vous en ai donnee*. Hier wäre donnee ein Fehler, weil en von dem Verbum donner regiert wird und vor ihm hergeht; denn es ist als Ründe, *vous avez plus de richesses que je ne vous ai donnee de richesses*, und also setzt man hier en um die Wiederholung des Substantivs richesses zu vermeiden. Sagt man aber *la valeur que j'en ai requue*, oder *les loins que j'en ai requus*, so ist das Particip declinabel, weil nicht en, sondern valeur und loins das directe Regimen von recevoir ist.“ — Rec. wagt hier dem geschickten Vf. einen Einwurf zu machen, der nach seiner Meynung die angeführte Regel und den ihr beygelegten

Charakter der Neuheit und Wichtigkeit ganz aufhebt. In dem ersten Beyspiele ist que die Conjunction als, und folglich hat sie eben so wenig Einfluß auf das Particp als die Partikel en. Im zweyten Beyspiele ist que der Accusativ des relativen Fürworts und macht folglich das Particp declinabel, weil er als Regimen desselben vorangeht. Wailly und andere Sprachlehrer haben den von dem Vf. zuerst angeführten Fall nicht erwähnt, weil sie wahrscheinlich gar nicht vermutheten, daß jemand eine Schwierigkeit dabey finden würde. Uebrigens bekennt Rec. gern, daß ihm der Plan und die Einrichtung gegenwärtiger Sprachlehre gefällt, ob man gleich manche Regel eines weitläufigern Systems darin vermisst. Einige Kapitel, welche anfanglich zu schwer scheinen möchten, soll die Jugend überschlagen, bis sie erst die übrigen Gegenstände völlig bemerkt und gefast hat; denn so schließt er mit Recht: *l'étude de la Grammaire exige du temps, de la patience, une lecture attentive et réfléchie. Pour savoir parfaitement une langue perfectionnée comme la nôtre, il faut l'application de la vie entière. N'en croyons point les grammairiens novateurs, qui assurent qu'en trois ou quatre mois, on peut apprendre une langue quelconque; ils en imposent au Public et mentent à leur conscience. La métaphysique des langues est une des connaissances les plus abstraites et les plus difficiles de toutes celles qu'a trouvées l'esprit humain.*

LEIPZIG. b. Reinicke: *Geist der französischen Sprache; oder Sammlung von Idiotismen. Sprichwörtern und auserlesenen Redensarten, die den Genius der französischen Sprache bezeichnen. Ein Handbuch für Deutsche, die gut und rein französisch schreiben und sprechen zu lernen wünschen. (Auch mit einem französischen Titel desselben Inhalts). 1796. 480 S. 8.*

Diese Sammlung von Idiotismen u. s. w. soll nach der viel versprechenden Vorrede des ungenannten Vfs. aus Bemerkungen entstanden seyn, die er theils in Frankreich selbst aus dem Umgange mit Personen,

welche ihre Sprache rein und zierlich sprachen, geschöpft, theils bey dem Lesen guter Autoren aufgezeichnet hatte. Das alles erscheint hier in alphabetischer Ordnung, und soll als ein Lesebuch betrachtet werden, das einen kurzen Ueberblick des eigenenthümlichen Reichtums, und gleichsam die Bestandtheile und Grundzüge des Charakters der französischen Sprache enthält, ihr Verhältnis zur Sprache der Deutschen anschaulich macht, und mit dem mündlichen Unterrichte und eigener Lectüre verbunden werden kann. Rec. findet zwar den Zweck nicht übel, bedauert aber den Vf. wegen der großen Mühe, welche er sich bey diesem Producte durch das oben erwähnte Schöpfen aus dem Umgange, und durch das Aufzeichnen bey dem Lesen gegeben hat, da er doch alles, was er hier liefert, aus einem neuen französischen Wörterbuche, z. B. eines de la Veaux, nur abschreiben oder abschreiben lassen durfte. Mehr als so ein Wörterbuch leistet, findet man nicht. Man sehe z. B. die erste Seite.

Abolourir, bestürzen, betäuben, besauzt machen.
abandon, m. das Verlassen, Hingeben. *Abandon de la conscience*, a. Tabuband, frey herumschweifend.
abat-jour, f. Backmache der glastischen und afrikanischen Affen und Neerkräzen.
abat-jour, m. pl. a) ein schiefes Fenster wodurch das Licht mit Vortheil in einen Laden, oder ein Gewölbe fällt; b) eine Art außere Fensterladen aus aufgerichteten Brettern bestehend, die man auf und niederziehen kann, Jalousien.
Boiffer les abat-jours.
abattis, m. ein Verhack. *Les ennemis embarrassent les chemins par des abattis*.
abattre, niederschlagen; *le courage*, den Muth nehmen; *le posséder*, den Stuhl loschen.
obcis, m. oder *abscis*, ein Geißelw., f. *alcere*.

Doch genug zum Vorkmack von dieser Speise. Wäre sie noch mit grammatischen Bemerkungen, mit Erklärungen der Synonymen, mit Warnungen vor Germanismen und dergleichen gewürzt, so fänden sich wahrscheinlich Liebhaber; aber höchstens einige Beyspiele der angegebenen Bedeutung, und ein Sprichwörtern machen das ganze Ingredienz aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

EADRESCHREIBUNG. *Liegnitz u. Leipzig, b. Siegmund: Geographie für Militärristen (?) und andere aus Selbstunterricht, mit 2 Kupfern, von M. Fr. Ch. Jäze, Prof. d. Math. und Phys. b. d. Kgl. Ritterakademie zu Liegnitz 1791. 127 S. 8.* — Eine Geographie nach militärischen Bedürfnissen und Absichten bearbeitet, würde gewiß Glück machen; dem vorliegenden Werke können wir jedoch dieses Glück nicht versprechen. Schon der Titel? *Für Militärristen und andere*; (auch zur *Verung der Gedenkschriften*, wie es in der Vorrede heisst,) zeigt, daß der Vf. die Idee einer Militärgeographie sehr unbestimmt gefast hat; und in der Ausführung findet man weiter nichts, als eine dürftige Skizze, von dem, was gewöhnlich bei jeder vollständigen Geographie als Einleitung abgehandelt wird. Im 5. Kapitel, wo vom Gebrauche der Specialkarten, zur Übung des militärischen Augenmaßes gehandelt werden soll, findet der Vf. übrig; die Lehre vom menschlichen Auge, und die Theorie

des Sehens mit einzuschalten. In dem Abschnitte von dem Nutzen der Geographie fängt der Vf. damit an, daß man selbst den Thieren eine klare, zu ihrer Erhaltung und Ergrözung dienliche Erkenntniß der Erde und des Himmels nicht abprechen könne; dann liest man weiter, daß die Geographie das weiche Auge der Geschichte sey, daß man ohne sie die Zeitungen nicht verstehen könne, und daß sich selbst Naturgeschichte ohne Geographie nicht studiren lasse, *so wichtig wieder erhalt habe?* (Eine wichtige staatsliche Neugierde!) — Auch der zu dem Zwecke des Vfs. vornehmlich wichtige Abschnitt von den in verschiedenen Ländern üblichen Meßmaassen ist äußerst mager ausgefallen; und nicht ohne Unrichtigkeiten. Z. B. 6 Fufs machen zwar eine Toise, aber billig hätt man gesagt werden sollen. *Pariser Fufs*, nicht solche, deren 12 eine rheinländische Ruthe ausmachen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gerhard Fleischer d. Jüng.: *Ariston. Eine Geschichte aus dem Zeitalter der Griechen. Zweyter und letzter Theil. 1796. 300 S. 8. (20gr.)*

Der Vf. ist sich so gleich geblieben, daß alle Bemerkungen über den ersten, in der A. L. Z. No. 299. voriges Jahres angezeigten Theil auch über den zweyten gelten können. Ariston, samt allem was ihn umgiebt, entserst sich nur, wo möglich, noch mehr von jedem Begriff, der mit dem Worte griechisch verbunden werden kann, und sein Charakter verfällt überhaupt in die volligste Unbestimmtheit. Er irrt Jahre lang in seiner Verbannung umher, ohne irgend etwas entschlossnes zu unternehmen, das seine Lage entschiede. Man weiß nicht, warum er kommt und geht. Seine Liebe zu Charidion, die er nur so gelegentlich und aus trüber Ferne betreibt, macht ihn nicht interessanter. Der Vf. dringt auf Thätigkeit und Würde des Mannes, ohne uns das mindeste davon zu zeigen. Manches scheint vorbereitet zu werden, das nachher nicht zum Vorschein kommt; es ist häufig von Krisen in der Bildung Aristons die Rede, von denen man keine Wirkung sieht. So wird S. 179., da er auf seinen Wanderungen in eine Unschuldswelt gerathen ist, und bunte Körbchen für eine Hirtin flieht, über ihn räsonnirt, wie er nicht sein Sinken, sondern nur endlich seinen Fall bemerkt habe. „Und die Ursache, warum „Ariston sank? Ist keine andre, als der geschäftige „Müllgang, in welchem er lebte, sind die tündelnden Arbeiten, die er nach Belieben verrichtete oder „nicht verrichtete, ist das Leben ohne bestimmten Zweck zu leben.“ Allein was that Ariston, da er sich aus der Verfunkenheit aufrafft? Er baut sich eine Hütte und kauft eine Heerde. „Und wie Ariston hinter seinen Schafen herging, wahrhaftig! auf der Rednerbühne zu Delos, als das Volk ihm Beyfall zujauchzte, fühlte er nicht das Glück, das sich jetzt „um sein Herz gelagert hatte.“ Darauf folgt ein dreymaliger Ausruf über „Ariston den Schäfer,“ und ein Streit entsteht zwischen ihm und seinem Gefährten. Jeder wollte die Schafe weiden, keiner in der Hütte zurückbleiben. — „So weiden wir beide, war endlich die Lösung des Friedens. — Wer wagt es, „das Gefühl des Glückes zu beschreiben, dessen diese „beiden Männer genoßen!“ u. s. w. S. 196. „Aus solchen harmlosen Freuden bestand das Glück dieser Mann;“ — einen Absatz weiter: „ein solches glückseliges Leben, wie es diese beiden Männer genoßen.“ Um indessen nicht bloß vom Morgen bis Abend die Schafe.

A. L. Z. 1797. Erster Band.

zu hüten, sucht er die Jugend des seligen Thals zu bilden, und thut damit etwas sehr unnöthiges, und wie es sich nachher zeigt, sogar schädliches. Nach einigen Jahren zieht er auch hier wieder von dannen, und der Zufall, der ihm in der Zwischenzeit schon einmal seine Charidion zugeführt hatte, endigt zuletzt auch seine Verbannung und die Trennung von der oft erwähnten und oft vergessnen Geliebten. Der Jüngling Perander erkennt nur um uns zu sagen, daß er ein artiges Landgut bey Delphi gekauft hat. Die ganze Behandlung und der philosophische Theil sind so schwach und unzusammenhängend wie die Nutzanwendung: „Darum liebet von Herzen und bewahret „Unschuld und Treue“ u. s. w. „Durch diese ging „Ariston in den Tempel des höchsten irdischen Glücks“, u. s. w. Und doch hat er überall seine Laugigkeit in der Liebe verrathen, und die Treue keineswegs bewahrt.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Das Brockenmädchen, eine abentheuerliche Geschichte, 1796. 470 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)*

Erst von S. 164. an beginnt das *Abentheuerliche* dieses Romans. Zwar giebt es auch vorher schon in der Geschichte des Helden sowohl, als in der Epifode, die seinen Freund betrifft, Liebesabentheuer, Duell, Nebenbulerey unter Brüdern, und dergleichen, aber die rechte Verwicklung der Geschichte fängt erst da an, wo ein gewisses mysteriöses Wunderbare den Helden auf den Wahn bringt, als ob irgend eine höhere Macht die Hand im Spiele habe, welches sich dann in der Folge, wie der Leser gar bald muthmaßt, dahin aufklärt, daß alles von den Veranstellungen einer geheimen Gesellschaft herrührt, deren Mitglied eine ehemalige Geliebte des Helden ist. Das Lesepublicum muß an dergleichen Dingen ein besonderes Wohlgefallen finden, da jetzt oft in einer Messe Dutzende von Romanen durch den Schleyer zu reizen suchen, den die Unternehmungen geheimer Gesellschaften über den Plan zu verbreiten scheinen. Auch dieser Vf. scheint viel auf das Schauerliche, und auf die gespannte Erwartung gerechnet zu haben, die durch die Prüfungen, die man mit dem Helden anstellt, durch seine Aufnahme, und durch alles, was die geheime Gesellschaft mit ihm vornimmt, erregt wird. Das Furchterliche ist dabey zu sehr gehäuft, und, man möchte sagen, aus hundert andern ähnlichen Dichtungen concentrirt; S. 413 — 416. muß einem jeden Leser die *Zauberflöte* einfallen. Zur Zeit aber ist es noch weder aufgeschloßen, wie die geheime Gesellschaft alle die Wunderdinge bewirkt, noch, wie eine Gesellschaft,

die den Freund gegen den Freund bewaffnet, Meuchelmorde verübt, und Bühlerinnen zu ihren Werk zeugen braucht, die edlen Endzwecke, deren sie sich berühmt, Brüderwohl und Menschenglück, wirklich zu ihrem letzten Ziel machen könne. Denn auf der letzten Seite erfährt man, daß sich hier der erste Band endige; ja, bis dahin ist noch nicht einmal ein Wink gegeben, warum der Roman des *Brockenmachens* betitelt ist. Vermuthlich sind also der Wunderdinge noch viele zu erwarten. Vermuthlich wird der Vf. die Charaktere seiner Personen alsdann noch weiter ausbilden; denn bis jetzt kann man sich weder für des Helden, (dessen Leichtgläubigkeit sich aus seinem anfänglichen einsamen Leben eher, als seine Schwärmerey für das andre Geschlecht aus seiner vorhergehenden Weiberfeindschaft erklären läßt) noch für seine Freunde, unter denen der privatisirende Gelehrte zu unthätig ist, noch auch für seine Geliebten, die alle Koketten sind, interessieren. (Da weder ein *Romco*, noch die *Bianca* eine *Gatte* ist, so erregt die S. 267. aus *Shakspeare* kopirte Kirchhofs-Szene nur Lächeln.) Bis jetzt scheint der Vf. viel auf die Schilderungen von Schäferstunden (S. 74. 187. 286.) gerechnet zu haben, in denen man doch keine neuen Züge findet, ja, in denen sich sogar der Vf. selbst wiederholt. Die beiden Fälle, wo das Frauenzimmer der versüßendsten Theil ist, erwecken Eckel. Im ersten Buch, wo der Vf. noch in seiner eignen Person redet, (nachher wird immer der Held redend eingeführt) erlaubt er sich in den komischen Stellen solche niedrige Ausdrücke, wie: *Bitte tausendmal um Vergebung; Ach du mein Himmel; Das Kadaver menschlicher Leidenschaft; Schelle für Mantischelle*. Wo er schon zu schreiben meynt, findet man Phrasen, wie folgende: *Eine Thräne im Auge ausdrücken; eine Saat von Gefühlen; das Vermächtniß meines Sterbchens; der Ruhe des Herzblatts abbrechen; den Schlafel zum weiblichen Heiligthum an jemand verhandeln*.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Wappler: *Taschenbuch für Deutschland*. Söhne und Töchter aus das Jahr 1797. Herausgegeben von J. B. Klein. 167 S. 12. Mit zwey Kupfern. (Saubere brochirt. 1 Rthlr.)

Diese kleine Sammlung wird mit einer *Apostrophe* an die Deutschen eröffnet, die in einem sehr kostbaren Style abgefaßt ist: Der Vf. derselben, *Marc Anton Gausel*, erlaubt sichst S. 3. über sein vor ihm so oft vergeblich verführtes Unternehmen, „das schlummernde Selbstgefühl der Deutschen zu wecken,“ und weiß daher S. 7. kaum vor zu setzen, daß „Auch scheint es außer der Hand etwas von diesem Vorsätze nachzulassen, und sich allein an seine Landsleute im engeren Sinn, an die Oesterreicher, zu wenden. Wenigstens sind manche seiner Aufsichten, wie z. B. folgende der Kreuzzüge, nicht auf das protestantische Deutschland berechnet. S. 10. „Der edle Deutsche sah das Land, wo sein Heiland gelebt, gelebt und ge-

storben, in den Händen der Ungläubigen..... Das „ertrag Fein großesslerz nicht. Ein gewaltiger Trieb erwacht in ihm: große Bilder steigen auf vor seiner Phantasie, er will am Grabe seines Erlösers die Fesseln seiner fernern Brüder zerbrechen, u. f. w.“ Nachdem er den Deutschen nun vorzählt hat, was sie gethan und gethan haben sollen, und wie sich ihre Wirkungen über den ganzen Erdboden erstrecken, wo er ihnen besonders dankbar dafür ist, daß sie die durch die Erfindung des Schießpulvers „dem nun fernetödtenden und felsen sprengenden Europäer Amerika unterworfen“ nachdem er ihnen das Wunderwerk ihrer Constitution angerühmt, zählt er ihnen auch ihre großen Männer zu, und stellt Wieland und Lessing mit Voltaire und „Schenckespear“ zusammen. Unter vielen, mit deren Werken er sich, „vom fausten Liede Jacobi's an bis zur Ode Klopstocks, und von Beckers Noth- und Hülfsbüchlein bis zu den Kantischen Kategorien,“ als sehr vertraut angebt, scheint ihm doch Goethens Existenz ganz unbekannt geblieben zu seyn. Zuletzt sieht er im Geist die „Volkerfestigkeit“ von Deutschland ausgehn, und man kann ebenfalls leicht errathen, daß sie sich von Oesterreich aus verbreiten wird. Der poetische Theil dieses Taschenbuchs hat einen nicht weniger provinciellen Zuschnitt, der sich in der Versification am auffallendsten äußert. Ein recht artiger Kupferstich von der Tänzerin Vignio dient einem Gedichte nach der, zu dem Gegenstande ganz unpassenden, Weise des hohen Liedes von Bürger, zur Begleitung, worin unter andern Gewaltthatigkeiten *Dannen und Schwannen Vernehmen und Blumen* gezwungen werden, sich zu reimen. In einem der Lieder, die auf den Krieg Bezug haben, drückt sich ein Oesterreichischer Cürassier gerade so aus, wie ein ungeklärter Poet, der einen Cürassier nicht reden zu lassen versteht. S. 100:

Erörte du mein Lied, und hauch

In jeden Bufen Wuth,

Und deinen Griffel Muse lauch

In Flammen und in Blut; u. f. w.

Was die Sammlung sonst an Versen und kleinen Aufsätzen von ungenannten, oder auch genannten und darum nicht bekannteren Verfassern enthält, ist zu unbedeutend um Beurtheilung zu verdienen. Nur folgender Zug in der Erzählung *Ferdinand II. und Saint Hilair* ist merkwürdig, und macht einen komischen Contrast mit der sonstigen Bewunderung Josephs II. S. 104. „Eine Acte sollte Kaiser Ferdinand der Zweyte unterschreiben, die der protestantischen Religion in Oesterreich und Böhmen freye Ausübung gleich der katholischen gewährte.... Die Abgeordneten versprochen, baten, drohten, Ferdinand sollte unterschreiben; aber eben so leicht hatten sie Wasser aus der Marmorwand seines Gemachs erpreßt, als das Wort Dultung aus seinem Munde. Der edle Ferdinand blieb standhaft, wo es den Glauben seiner Vater galt!“ Dieser Auftritt macht auch den Gegenstand des Titelskupfers aus.

LEIPZIG, b. Voss u. Comp.: Taschenbuch für Gartenfreunde. Von W. G. Becker. 1797. 450 S. 8.

Diese dritte Lieferung dieses beliebten Gartenbuchs giebt den zwey ersten an interessanten Aufsätzen, an Feinheit der trefflichsten Kupfer, an Niedlichkeit seines Gewandes und überhaupt seiner innerlichen und äußerlichen Schönheit nichts nach, und macht sowohl dem Vt. als dem Verleger viel Ehre. Der Inhalt ist sehr reich und haben die mitgetheilten Aufsätze folgende Rubriken: I. Altrauden und seine Gartenanlagen, von Kraus. — Altrauden ist ein adelicher Sitz in Niedersachsen ohnfern Gilgau, in einer sehr anmuthigen Gegend. — II. Der Garten zu Carlsruhe in Schlesien, von Kelsch. — Der interessantesten Beschreibung dieser vortheilichen englischen Gartenanlage steht nicht nur der Grundriß in einem bewundernswürdigen Kupferstück voran, sondern auch verschiedene schöne Parthien des Gartens sind mit dem niedlichsten Grabstich veranlichet. — III. Beschreibung des Naturgartens zu Vedrid in Ungarn. — Der Sommeraufenthalt des Grafen Frau von Zichy, im Presburger Comitatz. Er ist mit vielem Geschmack angelegt und von der Natur sehr begünstiget. — IV. Der Naturgarten des Hn. Baron Ladislaus von Ortzy bey Pest, entworfen und ausgeführt von Petri. — Hr. Petri von Zweybrücken, ein großer Gartenkünstler, mit vielen Talenten für sein Fach begabt. — V. Rhapsodien über die schöne Gartenkunst, mit Hinsicht auf verschiedene reizende Anlagen und Naturgärten. — Aus dem Coup d'oeil sur Beloeil gezogen von Becker. Eine vernünftige schöne Sammlung, und gute Winke! — VI. Neue Einrichtung eines Cabinets von Bäumen und Sträuchern, (ihres Holzes, Samens etc.) welche unter unserm Himmelsstriche ausdauern. Nach einer neuen Methode geordnet von dem Hr. Hausmarschall Freihn von Raknitz. — Eine sehr schöne und unterrichtende Erfindung und Einrichtung. — VII. Verzeichniß derjenigen Bäume und Gesträuche, welche in dem Königreiche Ungarn wild wachsen, von Petri. VIII. Bemerkungen der Kälte-Grade; welche wachsende Pflanzen in dem ehemaligen Herzogl. Pfalz-Zweybrückischen botanischen Garten zu Karlsberg nach mehrjährigen Versuchen ausgehalten haben. Von Petri. IX. Verzeichniß von Pflanzen, welche vom Jahr 1795 — 1796. im Churfürstl. Orangeriegarten zu Dresden bey dem Hn. Hofgärtner Seidel zum erstenmal geblühet haben. X. Verzeichniß von holzartigen Pflanzen oder Bäumen und Sträuchern, welche nebst mehreren andern Gattungen und Arten im Jahre 1795. bey dem Hn. Hofcommissar Börner in Dresden, so wohl im freyen Lande, als im Glashause geblühet haben. XI. Belehrende Nachricht an diejenigen Pflanzenliebhaber, welche entweder kein Gewächshaus haben, oder ihre Vorräthe von Gewächshauspflanzen nicht alle unterbringen können. Von Börner. XII. Nachricht, wie die zweielartigen Gewächse vom Vorgebirge der guten Hoffnung sich in den mit Brettern, oder mit Mauer eingestakten Beeten in dem harten Winter 1794 bis 1795. gehalten haben. Von Hn. Wendland, erstem Plantagengärtner zu Herrnhausen. XIII. Merkwürdige Ausartung der Hemerocallis fulva. XIV. Vorläufige Be-

merkungen über den Anbau und die bessere Benützung des scharben Cypergrases, oder der Erdmandeln. (Cyperus sculentus.) XV. Beschreibung einer vernünftigen neuen Pflanze aus der Familie der Kürbisartigen Gewächse. XVI. Bemerkungen über die Ursache des in den Jahren 1794 und 1795. entstandenen beträchtlichen Hitzwaches an vielen Bäumen und Pflanzen, mit Vorstehungen, wie für die Zukunft den ansehnlichsten nachtheiligen Folgen desselben zu begegnen seyn möchte. Vom Hn. Hofgärtner Schwibert zu Carlsruhe in Baden. — Die Hauptursache wird hier den Verwühlungen des Maykäfers und seiner Brut zugeschrieben. Dieses hat sehr neuen guten, ob schon nicht alleinigen, Grund, zumal in tiefern Gegenden, da dieser Käfer den Schutz vor dem Winde liebet, und selten in höhern Lagen so häufig ist und so vielen Schaden anrichtet, als in Thälern und in der Ebene. Gute Gedanken und richtige Bemerkungen auferst der Vt. in Ansehung des Maulwurfs und verschiedener Vögel, die das Uebel der Eugerlinge (der Larve des Maykäfers) um vieles mildern. Aber es wäre zu wünschen gewesen, der Vt. hätte die Sache weiter verfolgt, und gezeigt, wie wohlthätig in solchen heimgesuchten Gegenden, in Jagdgärten, wo sich der Maykäfer häufig einfindet, eine oberrheische Verwendung wäre, daß alle Gärten und Feldgüterbesitzer alle Morgen in der Kühle, (da es sich sehr wohl thun läßt,) derselben eine Menge samalen und verbrennen oder ersäusen müßten. — Einige gewöhnliche Rubriken am Ende, übergehen wir.

TÜBINGEN, b. Cotta: Taschenbuch auf das Jahr 1797. für Natur und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kuppeln. 204 S. 12. (gebunden 2 fl. oder 1 Thlr. 4 gr. Suchtsch.)

Dieses fortgesetzte angenehme und interessante kleine Buch liefert wiederum sehr schätzbare Beyträge zur Gartenkunst, Obst- und Blumenkultur und andere in diese angenehme und nützliche Wissenschaft einschlagende Gegenstände und ist mit den niedlichsten und feinsten Kupfern gezieret. Die Abbildungen, so darinnen vorkommen, sind: I. Eine monatliche Obstfolge von Christ. — Sie kann nicht nur zur Uebersicht dienen, den Nachts mit den vorzüglichsten Sorten der verschiedenen Gattungen und Arten Obstes das ganze Jahr hindurch zu besetzen, sondern auch seine Obstgärten mit einem Anzug guter und halbharter Obstsorten nach Verhältniß des Raums und Erfordernis der Haushaltung zu bepflanzen, damit durch das ganze Jahr so wohl für den Tisch als die Küche dessen hinreichend vorrätig sey. — II. Die zweyte Fortsetzung der Beschreibung des Gartens in Hohenheim. — Dabey 1) die auf dem Titelpapier vorgestellte Pyramide beschrieben ist, welche jene 112 Fuß hohe mit weißen Marmorplatten überdeckte Piramide des Cajus Cestius am Paulsthore zu Rom vorstellte und auf den vierten Theil des römischen Originals reducirt und 30 Fuß hoch ist. 2) Der Cirkelhain, den auch ein niedliches Kupfer vorstellet und der eigen-

lich ein verfallener runder Tempel ist, der viel Aehnlichkeit mit einem Tempel der Vesta in Rom hat. 3) Die Mühle, ein einzelner Gegenstand des Gartens, der aber so natürlich als möglich ist, weil er für das dringende Bedürfnis der Colonie, davon man hier und da Bauernhöfen siehet, sorgen muß. Ein feines Kupfer stellt die Ansicht derselben jenseits des Baches vor. Das folgende Blatt verinnlichtet. 4) Das merkwürdige Gefängnis in Rom, worin die Aposteln Peter und Paul auf den Tod saßen. 5) Das Gärtnerhaus, ein anspruchloses Gebäude, das nur die Bewohnbarkeit dieser Gegend beweiset, und dienet zum Ruhepunkt, um die Spannung, und doch immer wiederkehrende Ueberraskung zu mildern. 6) Der alte Thurm. — Unter dieser Bezeichnung zeigt man hier eine artige und ganz mahlerische Gruppe von Gebäuden, wo durch das dichte Laub der Bäume die Ueberreste eines alten Thurms von rauhen bräunlichen Steinen hervorsicheren, an welchem ehemals eine alte Capelle angebauet war. 7) Das Pfarrhaus, ein in der Nähe einer gothischen Capelle stehendes kleines ganz mit Rinde überzogenes Haus. — 8) Der große Waffensaal. — Ein interessanter Gegenstand in einer sehr interessanten Gegend. — 9) Die Einsiedley, in dessen Nähe der Leichenstein des Einsiedlers mit einer freymüthigen Inschrift befindlich ist. — 10) Das Spielhaus mit dem Spielplatz, als Contrast mit der freudenleeren Einsiedley, wobei für alle Arten Bewegung, Schaukeln etc. gesorgt ist. — III. Die Charlestowne Ananaspfirsche mit einem ausgefalteten Kupfer, ein delikater Wildling, der aus einem von Charlestown in Amerika gekommenen Pfirschkern bey uns erwachsen ist, zum Beweis, daß unser deutsches Klima nicht

abgeneigt ist, in allen Gattungen und Arten des Obstes neue edle Sorten hervorzubringen. Daher der Vf. (Pfarrer Christ zu Kronberg) Gelegenheit nimmt, eine Abhandlung einzurücken, über die Vermehrung und Erziehung neuer guter Obstsorten, vorzüglich durch die künstliche Befruchtung, welche er eben so wohl, als bey den Blumen, durch die Scherbenbäumchen oder so genannte Obstorangerien zu bewerkstelligen glaubt, und darüber umständliche Anweisung gibt. — IV. Zweyte Fortsetzung über einige Pflanzen, deren Wartung den Liebhabern Freude machen und ihre Gärten verschönern. V. Ueber die Cultur der Aniseln. VI. Carls Gartenfeste in Hohenheim. — Eine sehr unterhaltende Erzählung. — VII. Mittel, Hasen und Kaninchen von den Bäumen abzuhalten. — Durch Ruß von chemischen Präparaten. — VIII. Fragmentarische Beyträge zur ästhetischen Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks, eine Fortsetzung. Etwas über die Formen in der vegetabilischen Natur. — Eine Abhandlung voll Geschmack und Einsicht. — IX. Der Seifersdorfer Thal. — Beziehet sich auf das erste Bandchen dieses Taschenbuchs S. 107, und stellet in einem niedlichen Kupfer eine interessante moderne Anlage der Frau Gräfin von Brühl vor mit einer Hütte, die der Gastfreiheit gewidmet ist. — X. Einige Vorschläge zur Gebäuden für die Garten-Landschaft. — Sie sind mit gehöriger Rücksicht, daß die Gartengebäude jederzeit dem Garten untergeordnet seyn, und nicht zur Hauptsache werden müssen, entworfen und gezeichnet. — XI. Garten-Miscellen. — Sie haben manches Lehrreiche und Angenehme. — XII. Gartenliteratur.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KUNST. Donauwörth, b. Brunner: Die brittischen Helden, ein dramatisches Originalgemälde in drey Handlungen, 1794. 110 8: 8. (10 gr.) Diese Geschichte aus der Cromwell'schen Epoche liegt hier zum Grunde, die Hr. Pfeffel in den dramatischen Kinderpielen 1769. unter dem Titel: Die Belagerung von Gloucester bearbeitete. Der Gang der Handlung ist im Wesentlichen derselbe, nur hin und wieder sind einige Scenen anders geordnet. Da aber der gegenwärtige Vf. das, was Pf. in einen Aufzug zusammenbrachte, in drey Acte ausgedehnte wollte, so hat er dies nicht durch neu hinzugelegte Situationen, sondern durch viel leeres Geschwätz bewirkt. Die ganze erste Scene seines Stücks ist überflüssig, da man durch die zweyte (die bey Pf. die erste ist) dasselbe erfährt. Was durchwassert durch eine Sündfluth von Worten sind die Scenen zwischen Fairfax und Edward, und Arthur und Fairfax. Wie viel Wiederholungen entstehen daraus, daß Edward und Arthur sich erst allein lange besprechen, ob Fairfax dazu kommt: Das Erhabene in Concess's Rolle ist durch das viele, Gerede ganz geschwächt, und die halbe Stunde Redenkätz, die ihm hier Fairfax giebt, ein gar zu sichtlicher Behehl, um drey Acte zu füllen. Wenn Fairfax hier am Ende um so viel langsamer zu erweichen ist, so wirkt dies einen nachtheiligen Schat-

ten von Hartherzigkeit auf ihn. Die wenigen so nachdrucksvollen Worte Arthur's bey Pfeffel S. 62. „laß dich, mein Vater, ich fürchte den Tod nicht, ich bin dein Sohn!“ sind hier S. 95. zu einer ganzen Seite diluirt. Arthur und Edward's Gesinnungennahme wird bey diesem Verfasser nur erzählt. Der schöne Zug bey Pf. S. 39., wo Arthur sagt: Fairfax werde es wohl bey den Feinden seines Vaters dahin bringen wollen, daß sie das Haupt des Solmes für das seinige nehmen, ist ganz ausgelassen. Der Vf. hat nicht, wie Pf. in der Vorrede vorschlug, den Edward in eine Tochter verwandelt, sondern ihm noch eine Schwester gegeben. Aber diese, einzige, weibliche Rolle des Stücks ist ganz unbedeutend; Jenny kommt wenig vor, redet ihrem Geliebten außer dem Theater zu, und da man so wenig von ihrer Liebe für ihn hört und sieht, so erregt sie auch wenig Interesse. Die Sprache ist in allen Rollen matt und undialogisch, auch nicht frey von salstamen Ausdrücken, wie *Bozheit*, *Einkauf*, *erzwecken*, zu ewigen Tugenden. Der Vf. sagt, er habe das Stück einem Freunde zu Gefallen geschrieben, der Pfeffel's Schauspiel vorlegt hatte, und es doch gern von jungen Leuten vorstellen lassen wollte, aber sich dem Freunde zu Liebe durch den Druck des Stücks der Vergleichung mit Pfeffel auszusetzen, das hieß die Freundschaft zu weit treiben!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnenabends, den 7. Januar 1797.

MATHEMATIK.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Aphroditographische Fragmente, zur genauern Kenntniss des Planeten Venus*: sammt beygefügter Beschreibung des Lichtenathalischen 27füßigen Teleskops, mit praktischen Bemerkungen und Beobachtungen über die Grösse der Schöpfung. Von D. J. H. Schroter, königl. Großbritannischem und kurfürstl. Braunschweig - Lüneburgischen Oberamtmann u. s. w. Mit X Kupfertafeln. 1796. 250 S. 4. (6 Rthlr., für die Subscribenten 3 Rthlr. 16 gr.)

Ein Theil der in dem gegenwärtigen Werk enthaltenen Beobachtungen und daraus hergeleiteten Schlüsse ist zwar bereits in den Götting. gel. Anz., den Berlin. Ephem., den Acten der kurmainz. Akad., und den *Philosoph. Transact.* bekannt gemacht worden; inzwischen ist es doch wohl manchem Liebhaber der Astronomie erwünscht, hier die wichtigsten Beobachtungen des Hn. Oberamtmanns Sch. über die Venus in einem Werk gesammelt, und seine altern Wahrnehmungen durch weitere neuere berichtigt oder bestätigt beyfammen anzutreffen. Bey dem Ueberblick der so zahlreichen, mit der behutsamsten Sorgfalt und den vorzüglichsten Werkzeugen angestellten Beobachtungen, und der daraus abgeleiteten Resultate wird gewiss jeder Kenner die Geschicklichkeit, den ausdauernden Fleiß, und den Scharrinn des Vf. aufs neue bewundern. Zwar liefert er uns keine Landschaftszeichnungen von einzelnen Gegenden der Venus, wie in den selenotopographischen Fragmenten in Aufsehung des Monds geschah, und dies konnte auch bey der Venus nicht sowohl wegen der größeren Entfernung, als vielmehr wegen der wahrscheinlich verschiedenen Beschaffenheit ihrer Oberfläche und Atmosphäre nicht geschehen; desto mehr aber weiß er aus den kleinsten Umständen, die einem minder sorgfältigen Beobachter vielleicht entgangen wären, oder ganz unbedeutend erschienen hätten, auf die Beschaffenheit dieses Planeten zu schließen, und seine Schlüsse durch weitere gleich seine Beobachtungen zu bestätigen.

Den Anfang machen Beobachtungen über die sehr beträchtlichen Gebirge und Rotation der Venus, Schon der ältere Jo. Domin. Cassini hatte 1666, wiewohl nach einer Beobachtung, die er nicht für ganz sicher hielt, die Rotation der Venus auf ungefähr 23 Stunden gesetzt. Nachher glaubte Bianchini 1726 — 1728 aus der Beobachtung einiger Flecken auf eine Rotation von 24 Tagen und 8 Stunden schließen zu müssen. A. L. Z. 1797. Erster Band.

Seitdem sind den Astronomen keine weiteren Beobachtungen über diesen Umstand gelungen, und die Sache ist also bisher zwischen Cassini und Bianchini unentschieden, folglich in der größten Ungewissheit geblieben. Auch Hr. Sch. konnte, ungeachtet er seit 1779 mit den auserlesensten Werkzeugen eine sehr große Menge von Venus - Beobachtungen anstellte, bloß in den Jahren 1789, 90, 91 und 93 nur wenige, in den übrigen Jahren aber überall keine, auch nur einigermaßen unterscheidbare Flecken in derselben wahrnehmen. Aus den wenigen ihm gelungenen Beobachtungen von Venusflecken, welche hier nicht nur sammtlich nicht nur sorgfältig angegeben, sondern auch mit äußerster Feinheit gezeichnet sind, scheint inzwischen, ungeachtet alles dessen, was wegen ihrer zu schwachen Deutlichkeit, zu kurzen Sichtbarkeit, und andern Umständen dabey eingewendet werden konnte, doch eine Rotationsperiode zwischen 23 und 24 Stunden mit ziemlicher Zuverlässigkeit zu folgen, wodurch also die Cassinische Bestimmung gegen die Bianchinische bestätigt wird. Eben diese Folgerung wurde noch durch eine neue Wahrnehmung bestätigt, und näher bestimmt. Hr. Sch. sah nämlich zuerst den 28. Dec. 1789 zwar das nördliche Horn der Venus in seiner gewöhnlichen spitzigen Gestalt, dagegen aber fiel ihm das südliche Horn stumpf abgerundet ins Gesicht, und ein ganz von demselben getrennter seiner Lichtpunkt zeigte sich südlich in der Randsfläche. Ohne Zweifel hatte diese Erscheinung, besonders nach der Analogie so vieler ähnlicher am Monde wahrgenommener Phänomene, ihren Grund darin, daß der größte Theil der südlichen Hornspitze bis an die Lichtgränze mit Schatten vorliegender Gebirge bedeckt, der einzelne getrennte Lichtpunkt aber ein über die übrige umliegende Fläche erhabener, gebirgiger, erleuchteter Theil des Randes war. Nach dieser, beyläufigen Rechnung mochte die senkrechte Höhe dieses erleuchteten gebirgigen Theils, so wie er nochmals den 13ten Januar 1790 wahrgenommen wurde, etwa 4, 2 geographische Meilen betragen. Merkwürdig ist auch, daß, wenn man dieses Gebirg als eines der höchsten in der Venus ansieht, die Vergleichung mit den Mondgebirgen zeigt, daß die höchsten Gebirge dieser beiden Weltkörper ungefähr in einerley Verhältniß gegen einander stehen, welches auch die Durchmesser der beiden Körper gegen einander haben. Ueber die Rotation der Venus gab nun zwar diese Beobachtung allein keinen weiteren Aufschluß, wohl aber veranlaßte sie desto sorgfältigere neue Beobachtungen, die auch darüber weiteres Licht verbreiteten. Es zeigte sich nämlich bey vielen Gelegen-

genden Beobachtungen, daß zwar manchmal die beiden Venushörner ungefähr gleiche Gestalt hatten, sehr oft aber auch das eine, und zwar gewöhnlich das südliche Horn weit länger und schmäler als das nördliche erschien, und zwar so, daß diese Erscheinung in aufeinander folgenden Tagen, ungefähr zu denselben Tagesstände ordentlich wiederkam. Die Ursache dieser Erscheinung konnte wohl keine andere seyn, als daß ein beträchtlich hoher Gebirgskamm an dem schmalen Horn die Fläche bis zu der Lichtgrenze hin mit Schärfe deckte, und eben dadurch unsichtbar machte, während zugleich der vorstehende Theil der Randgebirge noch in der Nachtseite erleuchtet war. Da nun diese Erscheinung hauptsächlich an dem südlichen Horn wahrzunehmen war; so folgt daraus, daß auch in der Venus, so wie im Monde die meisten und größten Gebirge in der südlichen Halbkugel befindlich seyn müssen; und da sie noch ungefähr 24 Stunden ziemlich ordentlich zurückkehrte; so muß auch die Umdrehungsperiode beyläufig 24 Stunden betragen. Vorzüglich merkwürdig aber waren die Beobachtungen am 25, 27, 30sten Dec. 1791 und 11ten Januar 1792, da das südliche Horn abermals merklich abgerundet, manchmal mit einem einzelnen davon getrennten Lichtpunkte erschien, und bey fortgesetzter Beobachtung in wenigen Stunden seine Gestalt veränderte, und gleich dem nördlichen spitzig wurde. Hieraus ergab sich nicht nur überhaupt eine ziemlich schnelle Rotation, sondern aus der näheren Zeitbestimmung, und Vergleichung der verschiedenen Beobachtungen unter einander liefs sich auch diese Rotation mit großer Zuverlässigkeit auf 23 Stunden, 20 Min. 59.04 Sec., oder in runder Zahl auf 23 Stunden, 21 Minuten festsetzen. Damit stimmen die sämmtlichen Beobachtungen überein, die einzige vom 11ten Jan. 1792 ausgenommen, bey welcher man also annehmen muß, daß eine ähnliche Erscheinung durch ein, von dem sonst beobachteten verschiedenes, Gebirg bewirkt worden sey. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß Cassini der Jüngere, um seinen Vater gegen Bianchini zu rechtfertigen, in den Pariser Mem. von 1732 gezeigt hat, daß sich die Bianchinischen hauptsächlichsten Beobachtungen aus Annahme einer Periode von 23 Stunden, 22 Minuten erklären, und mit seines Vaters in Uebereinstimmung bringen lassen. Hr. Sch. bestätigt nun weiter sein obengeführtes Resultat über die gebirgichten Ungleichheiten der Venus noch durch viele in den Jahren 1793, 94 und 95 gemachte übereinstimmende Beobachtungen, und erzählt, daß dieselben Erscheinungen durch verschiedene seiner trefflichen Werkzeuge, auch von andern Personen, als Hr. D. Chladni, Hr. D. Olbers, Hr. Mehan. Tischbein, oder auch durch seinen ganz unbefangenen Aufwarter völlig eben so wahrgenommen worden seyen. Besonders liefs sich auch aus der manchmal etwas zackicht und hockericht erscheinenden Lichtgrenze mit verschwommenen mattenalichem Schatten auf gebirgichte Ungleichheiten, so wie aus den innerhalb 2 Stunden an den Hörnerpitzen wahrgenommenen Veränderungen auf den Umstand

schließen, daß der Aequator der Venus beträchtlich gegen die Ecliptik geneigt seyn, und mithin ein merkwürdiger Wechsel der Jahreszeiten auf diesem Planeten Statt finden müsse. Noch macht Hr. Sch. die Bemerkung, daß, wenn gleich die Rotationsperiode der Venus im Ganzen mit ziemlicher Zuverlässigkeit bestimmt sey, doch etwa in Aufsehung einzelner Sekunden noch eine kleine Abänderung darinn möglich wäre, die zwar bey Vergleichung von Beobachtungen, die einander sehr nahe liegen, nicht merklich seyn, aber bey Vergleichung entfernter Beobachtungen doch noch bedeutend werden konnte, wie dann überhaupt sehr entfernte Beobachtungen sich wegen der Ungleichheiten des Planeten, und wegen der ohne Zweifel Statt findenden Libration nicht mit Sicherheit vergleichen lassen. Uebrigens sey es begreiflich, daß diese an sich delicaten, und überhaupt seltenen Beobachtungen leicht auch einem sonst geübten Beobachter entgehen können, wenn er die Venus nicht so außerordentlich häufig, wie unser Vf. zum Gegenstand seiner Untersuchungen mache, es lasse sich deswegen daraus, wenn andere zu andern Zeiten selbst mit den besten Werkzeugen nichts von der Art in der Venus gesehen haben, kein Schluss gegen die Zuverlässigkeit der so vielfach bestätigten Wahrnehmungen des Vf. machen.

Der zweyte Haupttheil dieses Werks enthält Beobachtungen und Bemerkungen über den Dunkelkreis der Venus, seine Dichtigkeit, senkrechte Höhe, und die daher in der nächtlichen Seite entstehende Morgen- und Abenddämmerung, auch horizontale Strahlenbrechung, nebst neuer Bestimmung der Höhe der bey diesen Beobachtungen in der nächtlichen Seite wahrgenommenen Randgebirge. Schon die bloße Erwähnung dieser Gegenstände zeigt, auf wie feine Beobachtungen auch hiebey alles ankam. Wirklich wußte man auch bisher über die Atmosphäre der Venus beynahe gar nichts Zuverlässiges, ungeachtet man besonders etwa bey ihren Vorübergängen vor der Sonnenscheibe hätte hoffen können, darüber einigen Aufschluss zu erhalten. Daß überhaupt die Venus einen unser Erdenatmosphäre ähnlichen Dunkelkreis haben müsse, wird schon aus dem Umstand höchstwahrscheinlich, weil das Licht derselben gegen die Erleuchtungsgrenze hin immer mütter abfällt, und zwar in einem weit stärkern Verhältniß, als dies unter ähnlichen Umständen bey dem Mond wahrgenommen wird. Um dieser letztern Bemerkung willen laßt sich die Sache nicht allein aus photometrischen Gründen erklären, nach welchen sonst freylich auch schon das Licht gegen die Erleuchtungsgrenze hin, wo es schiefer auffällt, auch schwächer wahrgenommen werden muß; auch der auf der Venus zwar allerdings beträchtliche Halbschatten ist doch, von der Erde aus gesehen, viel zu gering, als daß er zu der Erklärung des Phänomens hinreichen sollte. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, daß nach Analogie der Erde eine Atmosphäre da sey, welche die Sonnenstrahlen um so mehr schwächt, je länger sie durch

durch dieselbe gehen müssen. Diese hiernach schon wahrscheinliche Vermuthung einer Venusatmosphäre wurde noch weiter bestätigt, da Hr. Sch. den 9ten März 1790 zum erstenmal wahrnahm, daß von der Spitze oder Lichtgrenze des nördlichen Horns sich zwar intermittirend, aber doch immerfort und unter allen Vergrößerungen deutlich, in der Randfläche der Nachseite ein sehr mattes blaüliches Licht zeigte, welches in scheinbar unterbrochenen Punkten spielte, und gegen die Hornspitze in einer ganz verschiedenen margaritänen Farbe abblühte. Eben diese Erscheinung wurde auch von Hn. Mechanicus Tischheim auf die nämliche Art beobachtet. Auch am südlichen Horn zeigte sich manchmal dieselbe Erscheinung, und der erleuchtete Theil der Venus machte den Messungen zufolge beträchtlich mehr als einen halben Kreis aus. Alle Umstände bestätigten, daß dies Licht eine wahre atmosphärische Dämmerung war. Die Messung über die Ausdehnung dieser Dämmerung ergab nach gehöriger Rechnung bey verschiedenen Beobachtungen $4^{\circ} 50' 28''$ und $4^{\circ} 35' 54''$, im Mittel also $4^{\circ} 36' 1''$ für den Bogen, über welchen hin sich die Dämmerung von den sichtbaren Hornspitzen ab wirklich erstreckt. Dabey ist aber zu bemerken, daß nach derbey diesen Messungen gebrauchten Methode, durch die Messung selbst schon der Halbschatten, der auf der Venus auf 22 Minuten zu setzen ist, und die horizontale Strahlenbrechung der Venusatmosphäre abgezogen sind. Im J. 1794 u. 95 machte Hr. Sch. andere wiederholte Messungen über denselben Gegenstand, aber nach einer verschiedenen Methode, nach welcher Halbschatten und horizontale Strahlenbrechung noch nicht abgezogen sind, indem er nämlich den Durchmesser der Venus inas, und damit die auf die Sehne der Dämmerungspitzen senkrechte Linie verglich. Diese neuen Messungen ergaben an sich zwar verschiedene Resultate, je nachdem dabey verschiedene Vergrößerungen und verschiedene Teleskope gebraucht wurden. Vergleicht man aber wieder die vermittelst einerley Vergrößerungen desselben Instruments herausgebrachten Resultate, so stimmen sie wieder sehr gut unter sich zusammen. Mit einer 72maligen Vergrößerung eines 7füßigen Teleskops ergab sich nämlich der Bogen, über den sich die Dämmerung wirklich erstreckte, einmal zu $5^{\circ} 22' 15''$, das andere mal zu $5^{\circ} 26' 4''$, im Mittel also zu $5^{\circ} 24' 5''$, (nicht $19'$, wie aus Versehen bey Sch. steht.) Zieht man hievon die mit derselben Vergrößerung und einem ähnlichen Instrument obengefundene $4^{\circ} 36' 1''$ ab; so bleiben $48' 5''$, wovon $2'$ für den Halbschatten, mithin $26' 8''$ für die horizontale Strahlenbrechung zu rechnen sind. Begreiflich muß eine stärkere Vergrößerung bey einerley Teleskop, so lange sie nicht für die Lichtstärke des Teleskops übertrieben groß ist, den Dämmerungsbogen größer angeben, und noch mehr muß dies bey einer stärkeren Vergrößerung eines größeren, lichtreicheren Teleskops geschehen, und so fand sich auch wirklich im Mittel aus 4 unter sich ziemlich gut übereinstimmenden Messungen, die nach der 2ten Methode mit 162maliger

Vergrößerung eines 7füßigen Teleskops gemacht wurden, der uns noch sichtbare Dämmerungsbogen zu $7^{\circ} 1' 43''$, und mit 136maliger Vergrößerung eines 13füßigen Teleskops im Mittel aus 3 sehr gut übereinstimmenden Messungen $7^{\circ} 39' 4''$. Eine dieser letzten 3 nach der 2ten Methode angestellten Messungen, gab für diesen Bogen $7^{\circ} 39' 40''$, und mit demselben Teleskop und Vergrößerung ergab die Messung nach der ersten Methode $6^{\circ} 42' 50''$. Zieht man von dem Unterschied, der $56' 50''$ ist, $22'$ für den Halbschatten ab; so bleibt für die horizontale Strahlenbrechung $34' 50''$. Oben fand sich dafür $26' 8''$, so daß man mithin im Mittel dafür $30' 29''$ oder beylauffig einen halben Grad, ungefähr wie bey unserer Erde setzen kann. Noch würden bey dieser Gelegenheit auf neue Gebirge in der Venus gemessen, und dieselben 1, 2, bis gegen 3 geographische Meilen hoch gefunden. Sont wird nun aus dem mit den besten Teleskopen noch für uns bemerkbaren 71° Dämmerungsbogen in Vergleich mit der Erddämmerung, deren hellster Theil sich nur auf $6^{\circ} 23'$ erstreckt, geschlossen, daß die Venusdämmerung in ihrer ganzen Ausdehnung, bis sie sich in der Dunkelheit der Nacht verliert, wenigstens unserer ganzen Erddämmerung gleich seyn, und also auf 18° hin sich erstrecken müsse. Die ganze senkrechte Höhe der Venusatmosphäre würde hiernach beylauffig ebenfalls wie bey der Erde auf 10 geographische Meilen; die Höhe desjenigen unter und dichtern Theils aber, in welchem die Dämmerung noch bey uns erkennbar ist, 6524 Toisen, oder 1,7 geographische Meilen betragen. Ueberlegt man die geringe Größe, unter welcher mithin der Venusumkreis von der Erde aus erscheinen muß; so wirds begreiflich, warum man bey ihren Vorübergehungen vor der Sonne keine sichere Spur davon entdecken konnte, wenn gleich nie und da optische Täuschungen auch hier, so wie bey einigen andern Phänomenen irreführen konnten. Am Ende find noch einige allgemeine Betrachtungen und Vergleichen, besonders zwischen der Erde, dem Mond und der Venus angehängt. Die Atmosphäre des Monds scheint sich, so weit sie uns sichtbar ist, nur auf etwas über 200 Toisen zu erstrecken; die der Venus ist ungefähr der Erdatmosphäre gleich. Hingegen die höchsten Mondgebirge beträchtlich höher als die der Erde, und in gleichem Verhältniß sind die höchsten, hauptsächlich in den südlichen Theil der Venus sichtbaren Gebirge ungefähr 4mal so hoch, als unsere Cordilleren. Welch einen prächtigen Anblick müßte ein Beobachter auf dergleichen Gebirgen haben, von denen er gegen 170 geographische Meilen im Durchmesser übersehen, Gebirge, Thäler und ebene Landschaften unter sich liegen sehen, und die Gipfel anderer, unterhalb des Horizonts liegender hohen Gebirge weit über diesen erhaben erblicken könnte! Welche neue erhabene Naturkunen! Welch ein Eindruck von der Größe des Schöpfers!

Den Beschlus machen theils Bemerkungen vom Hn. Hofr. Kärster über die Art, aus Beobachtungen die

Ausdehnung der Dämmerung auf der Venus zu finden, theils eine Beschreibung des zu Lillienthal errichteten 27füßigen Teleskops, mit praktischen Bemerkungen und Beobachtungen über die Größe der Schöpfung. Das 27füßige Teleskop, das, durch die gemeinschaftlichen Bemühungen des Hrn. und Hn. Prof. Schraders des Jüngern zu Kiel, zu Stande gebracht worden, ist ein wahres Meisterstück deutscher Kunst, und wenn auch gleich auf Kosten des Königs von England oder der französischen Republik noch größere Teleskope verfertigt worden sind, oder noch verfertigt werden sollen (die Franzosen haben wirklich im Sinn, ein 60füßiges Teleskop mit einem Spiegel aus Platin zu verfertigen), so kann doch gewiss auch die deutsche Nation auf ein solches Unternehmen eines Privatmannes stolz seyn. Es sind dafür 2 Objectivspiegel, einer zu 194, der andere zu 20 eilenbergischen Zollen, jeder gegen 180, dieser gegen 200 Pfund schwer gegossen worden. Die Figur derselben ist außerordentlich gut gerathen, und die Spiegel haben bey heiterer Luft noch bey 900 bis 1000maliger Vergrößerung überall keine Bedeckung nöthig. Ein sehr glücklicher Gedanke war es, den hintern Theil des Rohrs, wo die größte Last ist, auf einem besonders Wagen ruhen, und auf denselben heraufzuführen zu lassen. Den ganzen feuerreichen Mechanismus aber, vermittelt dessen der Beobachter, ohne den Ocular zu verlassen, diesen beträchtlichen Körper, zugleich mit einer daran befestigten Galerie, auf welcher er selbst mit einer kleinen Gesellschaft Platz findet, und noch ein kleines Schreibcabinet hat, ganz allein mit Leichtigkeit einige Grade weit herumtreiben, und mit einem einzigen Gehülfsen das Rohr nach allen Himmelsgegenden richten kann, müssen wir in der lehrreichen Schrift selbst nachzusehen überlassen. Dafs man mit einem so ganz vorzüglichen Instrument manche Dinge am Himmel entdecken könne, welche nur

nach 10 Jahren selbst eine astronomische Einbildungskraft kaum zu träumen wagte, wird man gerne glauben. Hier werden noch besonders einzelne kleine Gegenstände im Mond, der Stern δ im Orion, der wenigstens 12fach erscheint, die Ausflüsse der nebelartigen Stellen in der Milchstraße, und noch vorzüglich der Nebel am Schwerdt des Orion nach ihrer Erscheinung vermittelst eines solchen Teleskops beschrieben: von letzterem ist auch eine besondere genaue Zeichnung beygefügt. Der angehängte Wunsch, dafs bald mehrere öffentliche Sternwarten Werkzeuge dieser Art erhalten möchten, wird wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben.

LITERARGESCHICHTE.

Unter dem erdichteten Namen GERMANIEN: Charakteristik einiger jetzt lebenden preussischen Geistlichen. Ohne Vorber. 1796. 179 S. 8.

Ob der ungenannte Vf. dieser Charakteristik von 64 preussischen Geistlichen auf den Dank derselben rechnen könne — ob ihm auch das Publicum dafür danken werde, dafs er denselben so viele, ganz unbedeutende, Dinge vorgezwängt — so manche Scandale erzählt hat — ist wohl sehr problematisch. Aber was die Hauptsache ist, die Glaubwürdigkeit seiner Erzählungen ist höchst verdächtig. Wenigstens bey dem Rec. hat er durch folgenden Artikel S. 158.: „Waldau, Prediger an der Sebalduskirche und Inspector des ägyptianischen Gymnasiums zu Nürnberg,“ allen Glauben verloren. Denn Hr. Waldau gehört nicht unter die preussischen Geistlichen; — auch ist es nicht wahr, dafs derselbe Prediger an der Sebalduskirche sey; — auch ist es nicht wahr, dafs er Inspector des ägyptianischen Gymnasiums sey — und so weiter. Sapienti sat.

KLEINE SCHRIFTEN.

HEUTE KUNST. *Itten v. Leipzig, b. Dollf. Warten und Mauer, oder, die gereizten Freunde, ein dramatisches Gemälde in vier Aufzügen. 1795. 126 S. 8. (6 gr.)* Die Rolle eines Mannes, den Unwillen über falsche Freunde, bühnische Geliebe, und untreue Bediente zur schwarzesten Melancholie trieb, und der Charakter eines andern, der unverschämte mit seiner Falschheit in solcher Dürftigkeit schmachtet, dafs er seinen Elend durch Selbstmord ein Ende machen will, überlegen die Kräfte dieses Verfassers, der weder Energie zur Ausführung heiser Rufe, noch das Führende, wodurch der andre sich entweder durch matten und faden Gleichwitz Langweile, oder durch geizigen und Reissen Andruck Ekel erregt. Geheime Erkennungen machen den Ausgang romanhaft; die Entwicklung wird dadurch bewirkt, dafs jene beiden Männer zugleich den Entschluß fassen, sich in denselben Fluß zu stürzen, (eine aus dem *Fabrizius* von *Lodovico* von *Fabrizio* nachgeahmte Idee) aber höchst unglücklich ist es, dafs beide in

einer solchen Lage erst noch viel mit einander disputiren. Seht göttlich sagter Lord S. 9.: „Ich muß doch ernsthaft nachsehn, ob nicht auf meinen Kisten irgendwo ein Fluch klebt.“ Lachen statt Rührung erregt es. Wenn er darauf S. 10. sagt: „Zeige mir nur, auf welchem Grunde der Fluch liegt; ich will es in Roth ernten; will die Kiste zerlösen, will sie im Feuer verbrennen, wie man giftige Dinge verbrennt.“ Ganz gut ist die Idee, dafs er S. 11. die vielen falschen Freunde mit Insekten vergleicht, die von allen Seiten an ihm hinaufkriechen, wenn er dann aber ausruft: „Da sind schon wieder welche, grüulich, giftig, schwarz im Grunde.“ so wird die ganze Stelle, die schauderhaft seyn soll, barock. In dem Munde eines Lords, der mit seiner Mairelle spricht, ist das Sprichelchen: *Qui bene distinguit, bene docet*, gar zu albern. — *Kummerhaft, ein Delirant, ein Okular, absent, gewichtig am Geist; der sollte mich zusammenwerfen, ankant, erschüttern, dies sind zu einige Beyspiele von den Undeuschlichkeiten des Vfs.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

- 1) ROSTOCK und LEIPZIG, b. Stiller: *Aphoristische Darstellung der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*, des Herrn Immanuel Kant, von Friedrich Grillo, Professor der Philosophie. 1794. 176 S. 8. (10 gr.)
- 2) SCHNITZ, b. Hofmann: *Betrachtungen über die Kantische Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*, nebst einer Abhandlung über den Skepticismus überhaupt und über den Kantischen Scepticismus insbesondere. Von J. G. Ratze. 1794. XXII u. 238 S. gr. 8. (16 gr.)

Nr. 1. enthält nicht viel dem Vf. eigenes, ist aber doch brauchbar für solche, die einen größeren Umfang eines wissenschaftlichen Ganzen nicht leicht zu übersehen vermögen. Die aphoristische Darstellung ist zwar nicht nach einem eigenen Plan, der über das Ganze ein neues Licht verbreitete, geordnet, vielmehr folgt die Schritt vor Schritt dem Gang der Kantischen Schrift; (mit dem einzigen Unterschiede, daß die *Allgemeinen Anmerkungen*, die Kant den einzelnen Abschnitten seiner Schrift beygefügt hat, hier in einem besondern Anhang dem Texte nachfolgen.) Auch findet man nicht eigenthümliche Zusätze des Vf., die zur Erläuterung dunkler oder schwieriger Stellen viel beytragen könnten. Allein theils schon das nähere Zusammenücken der Hauptgedanken, theils noch mehr die Leichtigkeit, die der Vf. seinem Vortrag zu geben gewußt hat, erleichtern allerdings das Verstehen der Kantischen Schrift, und wir können also dem Vf., der, nach seiner Aeußerung in der Vorrede, gerade nur dies mit seiner Arbeit beabsichtigt hat, das Zeugniß ertheilen, daß er seinen Zweck erreicht habe. Um so mehr müssen wir es bedauern, daß nicht nur die vielen Druckfehler, über die der Vf. selbst (in den philosophischen Annalen, Dec. 1795.) öffentliche Klage geführt hat, sondern noch weit mehr die durch das ganze Buch fortlaufende allen Regeln widersprechende Interpunction das Lesen so sehr erschweren. Wir zeichnen zum Beweis des letztern gleich den Anfang der Vorrede aus: „diese Darstellung, ist eigentlich für den Cirkel, meiner Bekannten gemacht, der aus auf-geklärten Personen, beyderley Geschlechts, besteht. Sie hatten seit mehreren Jahren, von dem unsterblichen Verfasser, sehr vieles sprechen gehört, ohne eben seine Schriften, gelesen zu haben, u. s. w.“ Nun denke man sich eine nur etwas verwickeltere Periode mit einer solchen Interpunction! Und, wenn wir versichern, daß diese Stelle noch lange nicht die schlimmste in der

A. L. Z. 1797. Erster Band.

genannten Rücksicht ist, so werden unsere Leser begreifen, mit welcher Qual man sich durch ein Buch durcharbeiten mußte, das einen Wege gleicht, wo die Wegweiser und Meilenzeiger, die bestimmt sind, dem Wanderer die Reise zu erleichtern, durchaus dazu gebraucht wären, die Strafen zu verurtheilen! Eine Erinnerung dieser Art find wir gerade gegen Hn. Gr. um so mehr zu machen berechtigt, da er selbst (in den philosophischen Annalen) von den kleinlichsten Druck- und Schreibfehlern in den Kantischen Schriften, während er die bedeutendern meist seiner Aufmerksamkeit entgehen liefs, so viel Aufhebens gemacht hat. Zudem scheint die gerügte wider sinnige Interpunction nicht des Correctors sondern des Vfs. eigene Schuld zu seyn, indem in der genannten Klage über die Druckfehler seiner eignen Schrift nicht nur von der Unrichtigkeit der Interpunction nichts erwähnt, sondern dieselbe fehlerhafte Interpunction sogar selbst beobachtet ist. — Noch müssen wir eine Rüge über den Titel des Buches hinzufügen, der offenbar eine Sünde wider die Grammatik, den gesunden Verstand und den guten Geschmack ist. Schon der Titel von Nr. 2. über die *Kantische Religion* etc. ist fehlerhaft; nach allen Regeln mußte man, in dieser Verbindung, sagen: *über die Kantische Schrift, die Religion etc.* Aber was soll man von einem solchen Titel sagen: *Darstellung der Religion, innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, des Hn. Immanuel Kant?* — Die, nur 6 Seiten lange, *Darstellung des Fetischismus*, die zuletzt noch angehängt ist, ist sehr unbedeutend.

Nr. 2. enthält mehr dem Vf. eigenes als Nr. 1. ohne jedoch diesen an Brauchbarkeit gleich zu kommen. Wenigstens möchte es schwer seyn, die Classe von Lesern zu bestimmen, denen es nothig und nützlich, oder thunlich und zweckmäßig scheinen könnte, die Kantische Schrift durch Erläuterungen und Zusätze folgender Art, von der wir nur ein Beyspiel anführen, verständlich zu machen. — Nach dem der Vf. in der H Abh. *Ueber den Ursprung des Bosen und des Guten*, die Kantische Erklärungsart nach seiner Weise kritisiert und erläutert hat, sibi et S. 62. fort: „noch eine Erklärungsart über den Ursprung des Guten und Bosen bleibt uns übrig, sie ist aber sehr gewagt, und wie alle menschliche Aufschlüsse, welche den ersten Ursprung und die eigentliche Beschaffenheit der Dinge zum Gegenstande haben, bloß eine Hypothese. Da wir nämlich auf alle Fälle nicht aus selber, sondern die Gottheit, als den Urheber von unserer Natur und ihrer ursprünglichen Beschaffenheit ansehen müssen, so kann die ursprüngliche Anlage zum Bosen eben so wenig unsere eigene Verschuldung seyn,

als es unser Verdienst ist, daß wir eine ursprüngliche Anlage zum Guten haben,“ oder daß wir überhaupt vernünftige Wesen sind. *Wir geben also, in Beziehung auf den Glauben an ein höchstes Wesen, unsre Freyheit und Sittlichkeit und alles Böse und Gute gänzlich auf.*“ (hiebey steht in einer Note: „Weiter unten wird das alles schon wieder angenommen und hergeleitet werden.“) und „die Gottheit ist alles in allem. Aber eben deswegen, weil ein allweises, allmächtiges, ganz heiliges und ewiges Wesen der Urheber von allem, was existirt und geschieht, ist, so kann es überall kein Böses geben, sondern es muß in dem unendlichen Verstande des höchsten Wesens, der das Ganze und die unendlichen Bestimmungen desselben überseht, nothwendig alles gut seyn etc.“ Nachdem nun der Vf. gezeigt hat, daß alles Uebel und alles Böse in der Welt uns nur darum übel und böse und eine Abweichung von dem Gesetze der Heiligkeit scheine, weil es aus (S. 65.) an der Uebersicht der göttlichen Weisheit und Heiligkeit fehle, da es doch „bey Gott selber gar keine Abweichung ist, vielmehr die Weisheit und Heiligkeit Gottes da erst recht groß und über alle unsre Weisheit und Heiligkeit vorhanden ist, wo es uns eine Abweichung von derselben zu seyn scheint:“ so setzt er S. 66. hinzu: „ob wir gleich die Heiligkeit und Nothwendigkeit des Daseyns dieser physischen und moralischen Unvollkommenheiten in der Welt durch keine bestimmten Gründe erweisen, und dadurch auch aus den Unvollkommenheiten die Weisheit und Heiligkeit Gottes eben so, wie aus den Vollkommenheiten, darthun können, so nützet uns doch unser moralisches Gesetz unwidersichtlich zu dem Glauben, daß, im Falle alles von Gott herkommt, auch alles schlechterdings nothwendig gut, weise und heilig seyn müsse;“ und S. 67. „durch diese überzeugenden Glauben an eine höhere Weisheit des höchsten Wesens wird nun dieselbe Macht in der Seele des Menschen realisirt. Die Dinge werden nicht mehr nach dem gegenwärtigen Anschein, sondern nach dem im Glauben ergriffenen Ideal der göttlichen Weisheit beurtheilt;“ und S. 68. „Es wird also in dem moralischen Glauben alles Böse überhaupt aufgehoben, dergestalt, daß, obgleich die sammtlichen physischen und moralischen Unvollkommenheiten wirklich etwas Reelles sind, sie doch in dem unendlichen Verstande der Gottheit als gut und als nothwendig zur Hervorbringung der höchstmöglichen; sittlichen und physischen Vollkommenheit endlicher Wesen erscheinen, und deswegen in der Wirklichkeit von dem höchsten Wesen angeordnet sind.“ Nun macht er sich zwar den Einwurf: „es ist zwar wahr, daß sich der Glaube an sich und auch die Schrift, welche ihn von uns fodert, nicht so erklärt. Vielmehr läßt er wenigstens das moralische Uebel aus Freyheit der Menschen entstehen, welches auch zu bloßem praktischen Gebrauche nicht nur hinlänglich, sondern auch um heilsauesten ist.“ Allein er weiß diesen Einwurf folglich zu heben: „Wenn der Glaube aber, führt er fort, wie alles in der Welt, der Kritik nun doch einmal nicht entgehen kann, so kann er sich

„auf eine solche Weise rechtfertigen, ohne der Sittlichkeit zu schaden. Der Grund dieser Rechtfertigung besteht in dem von der Vernunft absolut gebotenen Glauben an eine höhere Einheit des Urhebers aller Dinge, nach welcher Weisheit auch dasjenige gut ist, was uns jetzt böse zu seyn scheint, und aufser jenem Glauben auch wirklich böse ist.“ — Allein da dieser Glaube, die Haupt Schwierigkeit hat, daß er mit der Freyheit des Menschen nicht wohl zusammen bestehen kann, so sucht nun der Vf. den Widerspruch aufzulösen. Dies geschieht denn S. 69. ff. auf die Weise, daß dem Menschen nur eine Quasi-Freyheit übrig gelassen wird; denn, obgleich S. 70. gesagt wird: „aufgehoben soll und darf nun unsre absolute Freyheit schlechterdings nicht werden;“ (wogegen es jedoch schon S. 69. heisst: „alle Gründe, welche, des Glaubens an Gott, als Urheber und Regierer aller Dinge, ungeachtet, dem Menschen eine absolute Freyheit zu sichern wollen, gehören zu den Sophistereyen, und halten die Prüfung der Kritik nicht aus;“) so wird doch gleich darauf hinzugesetzt: „die Freyheit muß nun jenem Glauben gemäß bestimmt werden:“ welches denn auf folgende Art geschieht: „die Vernunft wird sich nämlich im Gesetze als ein absolutes und freyes Vermögen bewußt. Dieses Bewußtseyn bleibt nun unveränderlich und dasselbe, ob sie sich gleich auch dabey in dem Glauben an Gott bewußt ist, daß sie auch als ein vernünftiges und freyes Vermögen nicht ursprünglich durch sich selber, sondern durch das höchste, ewige, alles in sich fassende und hervorbringende Wesen existirt.“ Am Ende aber schließt doch die Untersuchung damit: „wie aber absolute Freyheit und praktische Vernunft bey endlichen Wesen, die sich zugleich als abhängige Geschöpfe eines höchsten Wesens betrachten müssen, überhaupt möglich seyn kann, das ist uns eben so unbegreiflich, als die Möglichkeit der Freyheit überhaupt, ohne alle Rücksicht auf ein höheres Wesen, als dem Urheber unserer Existenz und der Art und Weise derselben.“ — Was ist denn nun mit dieser ganzen Hypothese gewonnen, die, nachdem sie sich mit den auffallendsten Widersprüchen herumgetrieben hat, ebenfalls in einer Unbegreiflichkeit endigt? Man sieht wohl, um was es dabey dem Vf. zu thun war; er wollte die Hypothese, womit er sich die Möglichkeit der Freyheit überhaupt begrifflich gemacht hat, nämlich die erwähnte „Rücksicht auf ein höheres Wesen,“ auch zur Erklärung des Ursprungs des Bösen anwenden. Dies mag wohl für ihn, der in jener Rücksicht auf ein höheres Wesen einen beruhigenden Erklärungsgrund für die Möglichkeit der Freyheit überhaupt gefunden hat, ganz gut seyn. Aber das sollte ihm doch einleuchtend seyn, daß eine solche dogmatische Behauptung der Kritik in ihren Grundprincipien widerspricht; (oder glaubt er wirklich, daß der Platinerische Skepticismus, dessen Parthey er genommen zu haben scheint, kritisch sey?) und wie kann er dann noch glauben, in irgend einer Behauptung mit Kant einig zu seyn? Doch ja, es giebt der Schriftsteller noch mehrere, die sich einbilden mit der Kritik einverstanden zu seyn, weil

weil sie mit ihr eintzuey Resultate annehmen, und die der kritischen Philosophie wesentliche Dienste zu erweisen glauben, wenn sie die gleichen Resultate aus Gründen darthun, die allem, was die Kritik begründet hat, schmerzkracks entgegen, und durch die ersten Anfangsgründe der kritischen Philosophie als unangenehm widerlegt sind. Gerade als ob es in der Philosophie bloß auf die Resultate ankäme, gleichviel aus welchen Gründen sie abgeleitet würden! Derselb thun denn auch solche Philosophen oft so, als hätte man alles, was die Kritik sagt, längst gewußt, und der Einfluß der Kritik auf die Wissenschaften wäre nur eine leere Präsenzial! Gegen Schriften dieser Art, zu deren Widerlegung man immer das aufs neue wiederholen mußte, was die Kritik längst gesagt hat, weil sie das, was die Kritik schon widerlegt hat, nicht einmal mit einer neuen Ansicht oder Wendung widerholen, bleibt weiter nichts übrig, als sie an die Kritik zu verweisen. — Wir haben nur diese einzige Stelle des Buches, diese aber absichtlich so ausführlich ausgezeichnet, weil die mancherley Aeußerungen, die sie enthält, nicht nur den Geist des ganzen Buches sondern überhaupt der ganzen Philosophie des Vf. bestimmt genug kennzeichnen. Sie wird hinreichend seyn, um zugleich auch diejenigen unserer Leser, die mit den Gründen der Kantischen Philosophie nicht einverstanden, gleichwohl einen Theil von den Resultaten derselben geru für sich behalten und mit ihrer antikritischen Philosophie verbinden möchten, auf diese Schrift aufmerksam zu machen, die für sie unfehlbar in mancher Rücksicht überzeugend und besiedigend seyn wird. Wir können es uns aus demselben Grunde auch erparen, von der Abhandlung über den Skepticismus überhaupt und über den Kantischen Skepticismus insbesondere, welche die 1ste Abh. des Buches ausmacht, besonders Rechenschaft zu geben, wozu es uns nach an Platz gebrechen würde.

Wir verbinden aber mit der Anzeige dieser Schrift zugleich noch eine kurze Anzeige zweyer andern Schriften desselben Vf., die in demselben Geiste geschrieben sind:

- 1) LEIPZIG, b. Böhme: *Ist Glückseligkeit oder Tugend die Bestimmung des Menschengeschlechts?* Ein Versuch zur Berichtigung des von Kantem veranlaßten Streites über den Endzweck der Welt. Von J. G. Rätze. 1794. 72 S. 8. (5gr.)
- 2) CHEMNITZ, b. Hofmann: *Beilage zu Kants Kritik der praktischen Vernunft.* Von J. G. Rätze. 1794. XXIII u. 152 S. gr. 8. (10gr.)

Wie viel Nr. 1. zur „Berichtigung des von Kantem veranlaßten Streites über den Endzweck der Welt“ beytragen könne, läßt sich zum Theil schon daraus beurtheilen, daß der Vf. nicht einmal die Frage richtig gefaßt hat. Er spricht durchaus in seiner ganzen Schrift bloß von der Bestimmung des Menschen, ohne auch nur mit einem Worte zu erwähnen, in wie ferne denn die Bestimmung der ganzen Gattung mit der Be-

stimmung des Individuums für identisch gelten sollte. Das Resultat, das der Vf. aufstellt, dessen Gründe aber hier keine Stelle finden können, ist folgendes, S. 70. „Der Mensch ist zur sittlichen Glückseligkeit bestimmt.“ S. 71. „Da bey dem Menschen in der guten Gesinnung „die Sittlichkeit des Gesetzes, (der Vf. spricht mehrmals „von der absoluten Sittlichkeit des Gesetzes, wie ein My- stiker) als der reine Vernunftzweck, mit der durch „die Moralität veredelten und geheiligten sinnlichen „Glückseligkeit in ein Bewusstseyn und eine Empfindung vereinigt ist, so würde meiner Meynung nach, „der Titel von der menschlichen Bestimmung, dieselbe „vollkommen in sich fassen, wenn man sittliche Glückseligkeit dazu wählte. In dieser Gestalt leuchteten „alle Bestandtheile der menschlichen Bestimmung aus „dem Titel hinlänglich hervor, und man konnte sich „die Glückseligkeit nicht ohne die Tugend, aber auch „die Tugend nicht ohne die Glückseligkeit denken.“ Höchst poetisch klingt folgende Beschreibung von der Enttöndung des Sollens, S. 35. ff. „Wenn sich die „Vernunft der Herrlichkeit ihres Gesetzes vollkommen „bewußt ist, und die Begierden entweder gar keine „Blendwerke neben dem Gesetze zur Wahl vorhalten, „oder doch mit Anpreisung ihrer Gaukeleyen, wegen „der Majestät des Gesetzes keinen Eindruck auf den „Willen machen können, so will der Wille nach seinem Gesetze handeln. Gelingt es aber den Neigungen, sich durch allerley List und angenehme Vor- „spiegelungen bey dem Willen einzuschmeicheln, und „denselben, zu Gunsten ihrer empirischen Zwecke, „zur Abweichung vom Gesetze geneigt zu machen, der „Wille sich aber zugleich aus seines Gesetzes noch „vollkommen bewußt ist, so ändert er, nachdem er „den Neigungen schon einige Hohnung zur Erfüllung „ihres Begehrens blicken lassen, plötzlich sein Betragen, zum Nachtheil und zur Krankung der Neigungen. Aufgebracht über sich selbst und über das Ansehen der Neigungen, verwandelt er sein sonstiges „eigenes ruhiges Wollen in ein freyes aber ernstes Gebot, und spricht zu sich selbst: du sollst nach deinem „Gesetze, und nicht nach dem vorgeschlagenen Zwecke „der Neigungen handeln.“ — Das heist doch die tiefsten Speculationen gemeinfaßlich machen!

Was für Aufschlüsse über die Kritik der praktischen Vernunft von der Beylage Nr. 2. zu erwarten seyen, das werden unsere Leser aus wenigen Aeußerungen des Vfs., dergleichen wir einige, ohne sonderliche Auswahl, ausheben wollen, ebenfalls leicht beurtheilen können. S. 6. heist es: „das höchste Sittengesetz drückt Herr Platner S. 467. (im 2ten Bd. der philosophischen Aphorismen) so aus: *thue nicht, das Gegenheil von dem, was du selbst erkennst als wahr* „und gut.“ Dieses Sittengesetz ist von dem kategorischen Imperativ „Handle so, daß du wünschest (?) „kannest, daß die Maxime, nach welcher du handelst, „ein allgemeines Gesetz werden möge.“ „bloß in Worten und darin, unterschieden, daß Hr. Platner die „Maxime der Handlung namentlich als Wahrheit und „Güte angiebt, [was heist das?] Herr Kant aber die

„Allgemeinheit des Willens einer Maxime als das einzige sichte Kennzeichen ihrer Moralität festsetzt, und also den vernünftigen Willen unmittelbar auf sich selber zurückweist.“ Der Vf. konnte also wirklich glauben, daß diese beiden Sätze bloß in Worten unterschieden wären? So wenig ahnet er den Sinn der Kritik der praktischen Vernunft, die er commentirt und berichtigt? Begreiflich ist, daß er, der das *Platonische Sittengesetz* als gleichbedeutend mit dem in der Kritik aufgestellten Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft annimmt, es für unrichtig hält, daß (S. 6.) „Herr Kant meynt, der Begriff des Guten und Bösen, dürfe nicht vor dem moralischen Gesetze vorbegehen, und als der Grund des praktischen Gesetzes angesehen werden;“ nothwendig mußte eine solche Behauptung ihm völlig räthselhaft seyn, der sich einbildet, das höchste Sittengesetz heiße: theue nicht das Gegentheil von dem, was du selbst erkennest als wahr und gut... Doch meynt er, es würde seine Richtigkeit haben, zu sagen: das Moralgesetz gehe vor den Begriff des Guten vorher und erzeuge denselben; wenn man (S. 7.) unter dem Gesetze die Substanz des vernünftigen Willens verstehen wollte! welches jedoch, wie er gleich darauf wieder meynet, nicht zugegeben werden kann, weil sowohl das Wollen des Guten als die Idee des Guten nicht die vernünftige Substanz selber, sondern unmittelbare Wirkungen dieser Substanz seyen. — Zu den sittlichen Triebfedern zählt der Vf. die Glückseligkeit, S. 51. „Da die Glückseligkeit gar nicht das Widerspiel von der Tugend ist, diese vielmehr die möglichste Vollkommenheit von jener zur Absicht hat, so kann auch das pathologische Interesse für den Menschen eine vollkommene sittliche Triebfeder seyn, wenn dasselbe nur mit dem Gesetze übereinstimmt.“ S. 53. „Wenn das Interesse der Neigungen an und für sich mit dem Gesetze harmonirt, oder durch Vernunft völlig mit demselben übereinstimmend gemacht worden ist, so entsteht diejenige Art des moralischen Gefühls, welches man Liebe zum Guten nennen kann; wenn aber die Neigung dem Gesetze zuwider ist, und der vernünftige Wille dieselbe mit seiner Oberherrschaft erst unterdrückt, oder auch bloß bis zur Uebereinstimmung mit dem Ge-

setze einschränket, so entsethet dasjenige Gefühl, welches Achtung gegen das Gesetz, oder auch Achtung gegen den vernünftigen Willen heißt.“ Aufser dieser Liebe zum Guten, welche, wo sie in einem höhern Grade vorhanden ist, entweder moralische und religiöse Enthusiasmus (S. 53.) heißt, wenn sie nicht durch aufgeklärte Begriffe, philosophischer Enthusiasmus aber, wenn sie durch aufgeklärte Begriffe unterstützt ist, (man sieht, wie glücklich der Vf. in Bestimmungen und Bezeichnungen der Begriffe ist!) aufser dieser Liebe zum Guten zählt der Vf. auch noch als eine besondere Art derselbe eine geistige Liebe unter den Triebfedern zum Guten auf; wovey er zugleich die pathologische Liebe zu Gott S. 55. gegen Kant in Schutz nimmt. Als Triebfedern zum Guten werden ferner aufgezählt, die *ästhetischen Empfindungen*, die nach S. 59. nebst den moralischen auch zu den sittlichen Empfindungen gehören; ferner, das gute Gewissen, das böse Gewissen, die Reue, die Ehre, und die Schande. Wir müssen es aber den Lesern überlassen, sich darüber in dem Buche, wenn sie Lust dazu haben, selbst zu unterrichten.

Die Vernunftpostulate stellt der Vf. als Pflichtvorschriften vor, S. 76 ff. — An verschiedenen Orten spricht der Vf. von einem Gesetze der Idee des absoluten Guten, z. B. S. 74. „Der Mensch hat in der Tugend ein absolutes Gut der Vernunft, und also auch die höchste und bleibende Glückseligkeit, welche sich, wegen der genauen Vereinigung der Sinnlichkeit mit der Vernunft, zugleich der Sinnlichkeit mittheilet, so daß die Idee des absolut Guten nicht nur von der Vernunft durch das Denken, sondern auch von der Sinnlichkeit durch das Empfinden gesehnen wird.“ — Zuletzt noch eine Probe von der Bestimmtheit des Vortrags! S. 87. „Die Tugend ist auch die Bedingung und das Mittel, durch welches das möglichste Wohl erreicht wird, indem dieselbe (nämlich die Tugend!) theils alle rechtmäßige Mittel zur Erlangung der sinnlichen Glückseligkeit anwendet; theils aber auch die Neigungen ordnet und einschränket, doch so, daß sie (die Tugend) den Neigungen durch Vernunftgründe darthut, daß sie durch diese Einschränkung nichts verlieren, sondern gewinnen.“ — Das sind harte Worte! wer mag sie hören!

KLEINE SCHRIFTEN

VERMICHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Hülcher: *Der Jungling in der Bosheit*, nachdenkend über Diesseits und Jenseits. 1795. 99 S. 8. (8gr.) Wer kann noch an der Wiederbringung aller Dinge zweifeln, da die, seit vierzig Jahren verwichene, *Junglinge in der Einsamkeit* wieder zu spucken anfangen? Ein Jungling mag wirklich der Vf. dieser kleinen Schrift seyn; das beweisen die theils vagen, theils verbrauchten Gedanken, das Declamatorische, Aufsätzliche, und Nachlässige des Vor-

trags. Ein junger Theolog mag der Vf. seyn, denn die Selbstgespräche des eifrigen Jünglings sehen getade, wie Predigtfragmente eines angehenden Homileten aus. S. 56. hat Rec. eine auffallende Stellenheit, nämlich eine *gesagte Quelle* gefunden, denn dasselb heißt es: „Gewahrt, uns die Religion gegen die äußere Verfolgung Schutz, wie gern wird sie nicht, die Quelle alles Guten, hier ihre Fittige zu schwingen über uns ausbreiten, wenn wir nur ihren Wünsken folgen!“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Januar 1797.

GESCHICHTE.

RIGA, b. Hartknoch: *Der aufgefundenen Eridanus, oder neue Aufschlüsse über den Ursprung, die Zeit der Entstehung, das Vaterland und die Geschichte des Bernstein's*, von D. Joh. Gottfr. Haße, Confistorialrath u. Prof. zu Königsberg. 1796. 200 S. 8.

Noch nie erinnern wir uns ein sonderbareres Buch gelesen zu haben, als das gegenwärtige. Werke, in denen die Beurtheilungskraft mit der Gelehrsamkeit nicht gleichen Schritt halt, finden sich in Menge; aber in der nämlichen Schrift die ausgebreitetste zum vorliegenden Stoff gehörige Belesenheit, und mit derselben vielen Scharfsinn zu finden, sobald es auf die Entwicklung fremder Gedanken ankommt, ohne sich doch selbst vor auffallenden Schwächen zu hüten, dies gränzt beynahe an das Unbegreifliche, und kann in diesem Buche bloß mit einer übertriebenen Vorliebe für das Land, in dem der Vf. lebt, entschuldigt oder gerechtfertigt werden. Doch vielleicht irren wir uns selbst in unserm Urtheile; ohne also dem Leser durch Widerlegung einzelner Sätze vorzugreifen, was auch ohne die Recension bis zur Ungebühr auszudehnen, nicht möglich wäre, wollen wir bloß den Gang des Hn. H. so richtig als es uns möglich, vorzeichnen. Jeder Liebhaber des Alterthums wird dadurch um so mehr gereizt werden, diese nicht weitaufgeirte Schrift selbst zu kaufen und zu beurtheilen, da wir nach genauer Prüfung versichern dürfen, daß noch keine Abhandlung erschienen ist, in welcher alles so vollständig und richtig als in dieser gesammelt wäre, was die Akten über die Kenntniß des Bernsteinlandes und des wichtigen Handels mit diesem Produkte hinterlassen haben. — Ungefähr 2000 Jahre vor Christi Geburt war nach Hn. H. Hypothese ein großer Erdbrand, der Sodom und Gomorra zerstörte, sich über einen großen Theil von Africa, Asia und Europa verbreitete, und auch in Preußen das Harz großer Wälder aus Tannen, Palmen etc. erpreßte. Die Folgen dieses Brandes waren Erdschütterungen, durch welche das todtte, das kaspische Meer und die Ostsee sich bildeten, denn Schnee und Eis schmelzte in den höchsten Gebirgen und setzte sich in den Vertiefungen. Die Beweise zu diesen Behauptungen stützt Phaethon's Fahrt auf dem Sonnenwagen nach der Erzählung in Ovid's Metamorph. Phaethon bedeutet Feuer; er ist ein Sohn der Sonne (große Hitze und Brand) und der Klymene (der Ueberschwemmung). Es brennt von Aethiopien bis zum Tanaïs; also ein Erdbrand, vorzüglich in den nord-

A. L. Z. 1797. Erster Band.

lichen Theilen von Europa und Asia. Phaethon stürzt in den Strom Eridanus; das heißt, eine Gegend versank unter das Wasser. Seine Schwestern, welche das Electrum schützten, sind schwarze, den Bernstein traufelnde, Pappeln, die der Eridanus aufnimmt und an Roms Matronen versendet. — S. 13. „Dies alles wird von den Alten einmüthig und gleichhaft erzählt, also ist es so wahr, als die Geschichte des Erdbrandes in der Bibel.“ Und S. 2. „Ovid ist der Mann, dessen wohlthätige Winke Licht in der Dunkelung, bey Vermuthungen Sicherheit und bey Zweifeln Gewissheit gewahren.“ Folglich ärgert sich Hr. H., wenn Diodor und Plinius die ganze Erzählung vom Phaethon zur bloßen Fabel herabwürdigten wollten. Der ganzen Auseinandersetzung, durch welche Ovid's Dichtungen mit den Erzählungen des Moses in Zusammenhang gestellt und die Irrerissen der Po durch die Ausbreitung der Sonne Noth erklärt werden, können wir unmöglich folgen. Auch die Untersuchungen über den Namen und den Gebrauch des Bernstein's übergehen wir; nicht aber die Bemerkung S. 48. daß die Argonauten sicher hier im Norden gewesen sind, und daß eben durch sie die Erzählung von Phaethon's Fahrt entstand. Die Hauptfache aber, um welche sich alles Folgende dreht, ist der Beweis, daß Eridanus nichts anders bedeute als gegen Osten fließender See oder Strom, daß er die Ostsee anzeige, weil er nach den Griechen diese Erklärung haben könne, weil auch Homer sogar dem Ocean den Namen eines Flusses belege; daß ferner der Eridanus, welcher den Bernstein giebt, nie durch den Po, noch durch einen andern Fluß, sondern allezeit durch die Ostsee zu erklären sey. Und hier folgen dann die mit der äußersten Sorgfalt gesammelten Stellen der Griechen und Römer, welche beweisen, daß man den Bernstein aus der Ostsee holte, nach dem Vf. aber beweisen sollen, daß man ihn nie wo anders holte, daß Eridanus immer die Ostsee bezeichne. Doch Hr. H. übergeht keine Angabe, welche diesen Fluß in das nördliche Italien zu setzen scheint; sucht aber einleuchtend zu machen, entweder, daß sie irren, oder daß eine andere Auslegung statt finden könne, oder er giebt eine Benutzungshandlung über Pannonien nach Rom, nur nicht nach Griechenland zu. Warum Pannonien in mehr als einer Stelle durch Kärnthen erklärt werde, wissen wir nicht. Eigentlich glaubt Hr. H. aller dieser Beweise entbehren zu können; denn er sie doch giebt, wird S. 87. versichert: „Die Ostsee ist als Eridanus das rechte Vaterland des Bernstein's — dies haben wir auf eine Art gefunden (aus dem Ovid) daß darüber kein Wider-

spruch mehr Statt hat.“ Dafs die Offsee allein den Beruf in Quantität liefern, macht dem Vf. ja wohl niemand streitig; allein dies genügt ihm nicht; selbst Indien mufs das Land der Venediger bedeuten S. 126. weil ein Alter gesagt hat, Berstein wachse auch in Indien, und Germanicus hat mit seiner Flotte schlechterdings die Offsee befahren S. 128., denn sonst könnte ja die Insel Auftronia das heutige Samland nicht seyn. Die Auseinanderetzung der Stelle Ovids: Neptunus habe sich dreymal zu erheben gesucht, und wie dieses die Entstehung des toten, kaspischen Meers und der Offsee anzeigen müsse, wollen wir den Lesern nicht vorwegnehmen. — In der Vorrede sagt Hr. H.: „die Aufschlüsse, die ich gefunden habe, sind neu (das sind sie); wen die Resultate meiner Untersuchungen ärgern, der verdamme mich nicht zum voraus, sondern prüfe und widerlege mich. — Wer sie aber bewiesen findet, der trage sie in die Geschichte ein, und freue sich mit mir einer gefundenen Wahrheit, auch ohne meinen Namen daselbst zu nennen.“ Rec. ist es leid, sie nicht in die Geschichte tragen zu können; vielleicht finden andere die Beweise der hier ausgeführten Sätze bündiger, als sie uns geblieben haben.

SCHILLINGSFÜRST, b. Schell: *Joh. Justus Herwig, Fürstl. Waldenburg. gemeinschaftl. Hofraths und Archivars, Entwurf einer genealogischen Geschichte der hohen Hauses Hohenlohe. 1793. 198 S. 8.*

Der Vf. hat diesen Entwurf einer genealogischen Geschichte sämtlichen Fürsten des Hauses Hohenlohe zu Füssen gelegt. Höflicher wäre es gewesen, er hätte ihnen solchen in die Hände gegeben. Seine Absicht ist, eine vollständige Hohenlohe'sche Geschichte in systematischer Ordnung, jedem Staatsbürger faßlich, dem Publicum allmählich vorzulegen. Die genealogische Geschichte macht den Anfang, darauf sollen folgen hohlohe'scher Regenten Biographien, eine Landes- und Ortsbeschreibung, und endlich eine hohlohe'sche Staatskunde. Wir möchten den Vf. ermuntern, sich lediglich der Ausarbeitung dieser beiden letztern, als derjenigen Gegenstände zu widmen, die nach dem Geist unsers Zeitalters und dem Grad unsrer jetzigen Kultur allein noch einen Anspruch auf die öffentliche Aufmerksamkeit machen können. Da man heut zu Tag von einer Landgeschichte erwartet, dafs sie uns darstelle, wie sich das kleinere Land von einer ursprünglichen Masse losgerissen, wie die verschiedenen Stände entstanden, wie die Veränderung der Regierungsformen auf einander gefolgt, welche Fortschritte Landbau, Gewerbe, Künste, Wissenschaften, Sitten, überhaupt die Cultur, bekommen; so können wir es einem Geschichtschreiber gar gern erlassen, wenn er sich mit der Geschichte der regierenden Familie nicht weiter, als sie auf alles jenes unmittelbaren Einflufs gehabt, beschäftigt, und alle übrigen Gaukeleyen von hohen Geburten und Vermählungen, Kreuzzeugen, Gefandtschaften und Türkenanschlägen theils ganz übergiebt, theils in eine zur Belehrung hinlängliche genealogische Haupttabelle verweist. —

Wirklich scheint auch unser Vf. diese Rückfichten nicht genug vor Augen gehabt zu haben. Denn anstatt alles, was er auf vielen Bogen gesagt, eben so gut und noch weit anschaulicher durch eine einzige genealogische Tabelle darzustellen; hat er sich nicht einmal die Mühe gegeben, seinem Werk eine solche Tabelle beizufügen, sondern dem Leser überlassen, sie aus seinen Angaben sich erst selbst zusammen zu setzen. Zwar leugnen wir nicht, dafs zu genealogischen Untersuchungen Geduld, Wissenschaft und Scharfsinn gehört; nur zweifeln wir, ob es nöthig ist, durch alle jene ruhigen Wege, die der Vf. bey seinen ersten Nachforschungen zurückgelegt, den Leser von neuem durchzuführen. Für dieselben sind kurze Resultate und gedrängte Citationen der Beweise hinlänglich. Das Werk lobt am Ende von selbst den Meister, und wer solche Tabellen zu gebrauchen und Urkunden damit zu vergleichen nöthig hat, der wird dann zu seiner Zeit über ihre Richtigkeit das beste Zeugnis geben können. — Der Vf. theilt seine genealogische Geschichte in 9 Epochen, und leitet das hohlohe'sche Geschlecht von der Salischen Familie der Herzoge in Franken ab. Die Beweise hierüber sollen dem Publicum noch besonders vorgelegt werden, wozu wir demselben Geduld genug wünschen. Unter dessen wird Kremer als Gewährsmann aufgeführt. Eben so wenig ist zur Zeit die hohlohe'sche Abstammung von einem Grafen Hermann, angeblichen Urenkel Herzog Eberhards von Franken, erwiesen; vielmehr ist wahrscheinlich, dafs dessen Nachkommenschaft in seinem Sohn, dem Bischof Gebhard von Regensburg, ganz erloschen sey; denn in dem Stiftungsbrief des Stiftes Oeringern nennt er keinen seiner angeblichen Brüder, und es ist kaum zu glauben, dafs Gebhard, wenn er noch Brüder zu rechtmässigen Erben gehabt, so große Güter an das Stift Regensburg und andere geistliche Gesellschaften hatte vermachern können. Zu verwundern ist, wie Hr. H. als ein Archivar, der doch Diplomatik verstehen wird, behaupten mag, Graf Hermann, der im J. 1037 gestorben, soll sich in noch vorhandenen hohlohe'schen Archivsurkunden der Durchlauchtig geschriebenen haben. Man könnte ohne alle Gefahr Hn. H. 1000 Ducaten für jede deutlich geschriebene Urkunde des 11ten Jahrhunderts versprechen, die er uns aus dem Hohenlohe'schen oder überhaupt aus irgend einem Archiv in der ganzen Welt wird vorlegen können. Wahrseuchlich versteht er aber unter dieser Urkunde das Oeringische Nekrologium, welches wohl zu merken, etliche Jahrhunderte jünger, als der Graf Hermann, und überhaupt eine rechte Pfaffen-Legende ist. In der *Vita S. Adaltridis* kommt eine Stelle vor, aus der man schließen sollte, dafs ein Zweig des Ardennischen Geschlechts sich auch in Ostranken festgesetzt. Im Fall dies nicht die Limpurge oder Kastele gewesen, würde daraus freylich für die Hohenlohe eine starke Vermuthung erwachsen, da zumal die Familiennamen in beiden Geschlechtern sich sehr ähnlich find. Den Beynamen Tek, den einige aus dem braunack-hohlohe'schen Haus geführt, haben sie wahrscheinlich nicht von dem herzoglichen Haus dieses Namens, sondern

durch eine Verbindung mit einer vorhandenen gleichnamigen edeln Familie erhalten. (*Gebhardi genealogische Geschichte der erblichen Reichstände II. S. 171.*) Sonst äußert der Vf. manche Sätze, die Rec. nicht unterbreiten möchte, z. E. das *Due* und *Liber* gleichbedeutend gewesen, das hohenhollere oder Hollar von Gollahgauer seinen Namen habe, das der Taubergau zum Burggraffthum Nürnberg gehörte, das es ein großes Interregnum gegeben. Lachn muß man über die gezwungenen Tiraden, womit die verstorbenen Grafen und Fürsten jederzeit parentirt werden. So hat z. B. der Kammerherr Karl Philipp Frauz im Tempel der Unsterblichkeit — sein Leben geendigt; der Domherr Philipp Ernst hat sich sogar 1759 unsterblich gestorben. Die Descendenz ist jederzeit hoch. — Uebrigens sehen wir der versprochenen hohenhollischen Staatskunde und Topographie mit Verlangen entgegen, und freuen uns zum voraus, dem Vf. da, wo er ein glücklicheres Feld vor sich haben wird, die ehrenvollste Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu können.

LITERARGESCHICHTE.

WIEN, b. Trattner: *Mich. Denis*, kaiserl. königl. Hofraths und ersten Custos der Hofbibliothek, *Einführung in die Buchkunde. Erster Theil. Bibliographie. Libri sunt Magistri qui nos instruunt* etc. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1795 Ohne Vorr. 292 S. gr. 4.

Der verdienstvolle Vf. welcher mit diesem Werke vor ungefähr 18 Jahren seine literarische Laufbahn angetreten, und sich in demselben, nach dem Urtheil aller Kenner, so wie er solches selbst, in dem, der gegenwärtigen neuen Auflage vorausgeschickten Bericht bemerkt, als den Mann gezeigt hatte, von dem man sich, auch in diesem Fache, nichts gemeines und alltäglichen versprechen konnte, beschenkt uns nun mit einer zweyten Ausgabe desselben. Dafs hier nicht bloßer Nachdruck der ersten Ausgabe zu erwarten sey, ist leicht zu erachten, und jeder, der sich die Mühe geben wird, beide Ausgaben mit einander zu vergleichen, wird bald finden, dasz ausser der Fortsetzung bis 1795 manche wichtige Zusätze und Verbesserungen hinzugekommen sind. Da übrigens in der Hauptsache selbst, und in der Anlage dieses Werks keine Veränderung vorgenommen worden ist: so würde es wohl überflüssig seyn, wenn wir solche hier unsern Lesern vorlegen wollten. Wir müssen es also nur bey einigen wenigen Bemerkungen, die vielleicht doch nicht ganz unwichtig seyn möchten, bewenden lassen. S. 63. Die ehemalige Gewohnheit, die Bücher mit Ketten zu versehen, mag sich doch wohl nicht immer auf die Vorsicht, sie vor diebstahlichen Händen zu verwahren gegründet haben; wenigstens würde dieses eher bey kleineren und *more facilio* leicht in die Tasche zu schiebenden Seltenheiten, als bey grossen und schweren Folianten nöthig gewesen seyn. Rec. glaubt vielmehr, dasz man sie auch deswegen mit Ketten versehen ha-

be, um sie desto bequemer von einem Orte zum andern, z. B. aus den Klosterbibliotheken in die Refectoria zum Vorleser tragen zu können. Wenigstens hat Rec. dergleichen Bücher gesehen, an denen die daran befestigte Kette nicht zum Anheften, sondern als Handhabe eingerichtet war. S. 87. Von der *Dispositio de libro Theorandank*, ist nicht H. G. Tüz., sondern St. D. Köler der Verfasser. Eine neue Ausgabe mit Zusätzen besorgte 1790 der Rec. *Hummel* in Altdorf. S. 96. Dafs das mit dem in der Karthause *Barheim* befindlichen Holzschnitt, den man bisher für den ältesten gehalten hat, bemerkte Jahr 1423 gerade das Jahr der Verfertigung desselben bezeichnen muß, davon haben wir uns noch nicht überzeugen können. Das S. 106. über die französischen Buchhändler *de la Caille* und *de Bare* ausgesprochene Urtheil konnte man mit verschiedenen, gar lustigen Beyspielen bestätigen. Auch der, gegen auswärtige Bibliographen S. 116. vorgebrachten Klage in Betreff der, von selbigen, bey der Anzeige deutscher Werke begangenen Fehler treten wir bey, müssen aber auch gestehen, dasz auch Deutsche von dieser Schuld nicht losgesprochen werden können. S. 117. Das, dem *Decor Puerorum*, so aus der *Jen-senschen* Presse zu *Vendig* gekommen war, beygelegte falsche Druckjahr, hat doch in den neuern Zeiten wieder seine Vertheidiger gefunden, die sich aber nun, nachdem sie Hr. Denis in seinem *Suffragio pro Joh. de Spira* eines bessern belehrt hat, zurück ziehen werden. S. 121. hat Rec. unter den ältesten nürnbergischen Druckern den berühmten *Regiomontanus* ungerne vermisst, aber auch den, dem *Heinrich Rammel* gegebenen Abschied gar sehr gebilligt. S. 121. wird noch immer bezweifelt, ob *Ulrich Zell* von *Hannau*, aus dessen fruchtbarer Presse so viele Produkte vorhanden sind, zu *Köln* schon in den frühern Jahren möchte gedruckt haben. Mit Zuverlässigkeit kann das freylich nicht bewiesen werden; doch ist es höchst wahrscheinlich. In den *Panzerischen* Annalen ist eine schon 1466 von demselben gedruckte Schrift angezeigt worden, die bisher verborgen geblieben war. Zu den Klosterdruckereyen S. 123. verdiente auch die bey den *Augustinern* in Nürnberg gesetzt zu werden. Den lücherlichen Fehler, dasz *de Bare*, aus dem *Herman-nus Levislepis* und *Hermann Lichtlein*, oder vielmehr *Leichtenstein*, zweyen verschiedenen Drucker gemacht hat, und der S. 124. gerügt wird, hat Rec. auch in dem Catalog des *Crevenna* bemerkt, doch ist selbiger in dem Index unter dem Jahre 1480 verbessert worden. Dafs *Andreas Friesner* S. 126. der vorher in Nürnberg druckte, nachher aber nach *Leipzig* zog und daselbst die Theologie lehrte, daselbst auch sollte gedruckt haben, möchte schwer zu erweisen seyn. Unter den bisher angezeigten Städten, in denen die Druckerkunst bald nach Erfindung derselben ausgeübt worden ist, hätten wir wegen des neuerlich entdeckten Druckers, *Albert Pfisters*, auch *Bamberg* erwartet, zumal da es nun wohl entschieden seyn wird, dasz die berühmte lateinische Bibel *missib.* daselbst gedruckt worden sey. S. 138. wird sehr richtig bemerkt, dasz die Erfindung der schönen lateinischen Typen, die man eben-

ebenfalls unsern, nach Italien gezogenen Landsleuten zu danken hat, durch die ihnen daselbst vorgelegten bessern Manuscripte veranlaßt worden sey. Was S. 139. von der Einführung der hebräischen Druckereyen ausgeführt worden ist, wird nun aus des Hn. *De Rossi Annalib. hebr. typogr. Sec. XV.* verbessert werden müssen. Die Warnung S. 155. die Drucker jener alten Produkte, denen es ganz an Unterschriften u. f. w. fehlt, nicht aus der Vergleichung nachgeschochener Alphabete zu bestimmen, verdient allerdings beherzigt zu werden. Denn Rec. konnte es mit Beweisen belegen, daß dadurch schon inausche offenbare Irrthümer verbreitet worden sind. Ueberhaupt kann eine solche Vergleichung, nur bey jenen Schriften statt finden, die in die ältesten Zeiten der Druckerkunst gehören. Denn in der Folge, da die Schriftgießer ihre Schriften an mehrere Drucker verkauft, ist es unmöglich, denjenigen mit Gewisheit zu bestimmen, der dieses oder jenes Werk gedruckt hat. S. 196. wo von der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen die Rede ist, verdient bemerkt zu werden, daß dieselbe durch das Vermächtniß des Grafen *Thott*, einen über alle Maßen wichtigen Zuwachs an alten Büchern von Anfang der Druckerkunst bis 1530 und an Handschriften erhalten hat, wie solches aus dem von Hn. *Nyerup* veröffentlichten ganz vortheilhaften Catalog zu ersehen ist.

Die *Leipziger* Rathsbibliothek, deren S. 202. gedacht wird, besitzt nun die ganze *Collectionum Ciceronianam* des sel. *Ernesti*, welche für dieselbe bey der Versteigerung der Bibliothek dieses trefflichen Mannes für 579 Rthlr. gekauft wurde; und so ist die *Nürnberg* Stadtbibliothek, S. 202. durch die fast vollständige Sammlung *Melanchthonischer* Schriften, die der sel. *Pastor Strobel* gemacht hatte, vor kurzem bereichert worden. Das *Bilbald Pirckheimers* Bibliothek sollte nach *London* gekommen seyn, davon weiß Rec. nichts, wohl aber dieses, daß ein Theil derselben erst in den neuern Zeiten, durch Zufall in *Nürnberg* entdeckt worden sey, und daselbst noch immer in der ehemaligen Scholarch *Hallerischen* Bibliothek aufbewahrt werde. S. 206. Von der mit der *Vaticana* in Rom vereinigten *Heidelberger* Bibliothek, und besonders von den, in derselben befindlichen Handschriften alteudischer Gedichte, hat uns erst neuerlich Hr. *Friedr. Adlung* gute Nachrichten gegeben. S. 226. u. f. verdienten ganz vorzüglich Hn. *Mannerts* erst im vorigen Jahre herausgegebenen *Miscellanea* beygesetzt zu werden, in denen man in gedrängter Kürze alles besaymen antrifft, was zur Beurtheilung älterer Handschriften, bloß nach äußerlichen Kennzeichen, zu wissen nöthig ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KUNSTE. *Berlin u. Leipzig*, b. Nicolai: *Peter Lebrecht*, eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten. Erster Theil. 1795. 444 S. 8. — So feyerlich auch der Titel verspricht, daß dieser Roman von abentheuerlichen Begebenheiten frey seyn soll, so sehr der Vf. im Eingang der Romane spotzet, die dergleichen enthalten, so einfach seine Geschichte anfangs ist, wo drey Jahre verstreichen, ohne daß etwas weiter vorfällt, als die sehr nachsichtliche Liebe des Helden für die Obervante in demselben Hause wo er Hofmeister ist; so häufig sich doch bald viele und sehr romantische Abentheuer. Selbst die lang unbekannte Entfaltung des Helden ist sehr abentheuerlich, indem seine Aeltern am Hochzeitstage das Gelübde der Enthalbung thun, in ein Kloster gehn, und sich nachher bey einem unvermutheten Zusammenkunft doch vergessen; Abentheuer ist es, wenn der Held unerwartet seinen Vater findet, (noch dazu ein unnützes Abentheuer, da es ohne Folgen bleibt), wenn ihm seine Braut am Hochzeitstage entführt wird, wenn er sie, nachdem er ihrer so sehr vergessen, daß er schon mit einer andern verlobt ist, nicht nur mit einem andern verheirathet findet, sondern auch seine Schwester in ihr entdeckt. Ja, S. 177. sagt der Held selbst: „dann mache ich mich auf den Weg, um Abentheuer aufzusuchen.“ Der Held soll ein Philanthrop seyn, (und doch heißt er, nachdem er jemanden einen

sehr liebenswürdigen Mann genannt, S. 134. hinzu: „Wenn man es nämlich überhaupt der Mühe werth finden will, die „Mädchen zu lieben“) aber seine Empfindungen sind meistens fade. — Der Ton der Erzählung ist oft unästhetisch gehobelt, (z. B. in der Beschreibung von *Lebrecht's* Reize zu seiner Hofmeisterstelle) und mit schleppenden Redensarten überladen. Man sehe z. B. S. 97. die Meditationen und Declamationen in der Fuchsrube. Der Vf. ist sich seiner Kränklichkeit in solchen allgemeinen Betrachtungen so sehr bewußt, daß er S. 36. selbst sagt: „Wenn es zuweilen kommen sollte, daß ich aus der unseligen Sacht einen armseligen Gedanken zu weit auszuspinnen, o mitleidiges Schicksal, so lenke meinen Blick auf „*Sterne oder Thamel*, bey deren süßem Geschwür auch der „geschickte Mann etwas lernt, und lasz in tiefsten Gefühl meinest Abstandes alles, was ich dann noch habe hinzusetzen wollen, in einen langen Gedankenkreis ausarten!“ Gedankenstriche, oder noch besser ganz weißes Papier wird jeder Leser statt des Raisonnements über die Liebe S. 55. und über die Wirkungen des Kusses S. 66. wünschen. Der Satire hascht der Vf. oft nach, ob es mangelt ihm dazu nicht allein an Energie, sondern auch an Feinheit. Die *Qualmucke* für das Fackeln der *Asphloxer* S. 121. ist gar zu unnatürlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT A. M., b. Efstinger: *Das Mädchen von Marienburg*, ein fürstliches Familiengemälde in fünf Aufzügen von Franz Kratter. 1795. 185 S. 8. (20 gr.)

Ebendasselbst: *Die Verschwörung wider Peter den Großen*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Kratter. 1795. 184 S. 8. (20 gr.)

Beide Schauspiele haben nicht nur einerley Verfasser, sondern gründen sich auch beide auf bekannte Begebenheiten aus der Geschichte *Peter des Großen*. — Der Inhalt des ersten besteht in dem Glück, das eine Pfarrerstochter von Marienburg, *Katharina* (die nachmalige Kaiserin Katharina I.) macht, die, als Beute nach Petersburg geschleppt, an den Hof des Kaisers gebracht, von ihm geliebt, und endlich mit ihm vermählt wird. Der Charakter *Katharinas*, ihres Vaters, ihres Bruders, und des Czar sind von dem Vf. so gezeichnet, daß sie jedes Lesers Zuneigung und Achtung gewinnen müssen. *Katharinas* Lebhaftigkeit, harmlose Fröhlichkeit, unbefugne Unschuld, ungeheuchelte Offenheit, ungewundene Natur, naive Einfalt, verbunden (denn sie ist mehr, als ein Lottchen am Hofe) mit liebreichem Wohlwollen gegen jedermann, thätigem Eifer für Unglückliche, (indem sie ihre Gewalt über den Czar nur braucht, andern zu helfen, und ihre Fürsprecherin zu seyn, ganz, wie *Voltaire* sagt: *Elle le rendit plus grand, en le rendant plus clement*) mit männlichem Verstand, treffendem Witz, mit flatter Gegenwart des Geistes, und fester Entschlossenheit, (wodurch sie auch Gefahren, die sie nicht ahndete, Trotz bieten kann) — dies alles wird in so schönen Zügen geschildert, daß jeder das Mädchen der Liebe eines Mannes, wie *Peter der Große*, würdig finden muß. (Nur in einigen Stellen spricht sie zu gelehr, besonders ist vielleicht S. 184. das Beispiel vom *Gelo*, das sie vorbringt, Gelehrsamkeit am unrechten Ort.) — Ihr Vater beweist eben so viel Standhaftigkeit in Ertragung seiner Leiden, als unerschütterlichen Muth, die Tugend seiner Töchter zu verteidigen, und er erscheint in allen seinen Grundätzen, die er eben so unerschrocken dem Czar, wie seinen Kindern, sagt, als ein wahrhaftig ehrwürdiger Mann. *Katharinas* Bruder, *Eduard* ist durch sein vortheilhaftes Herz, durch die ruhende Zärtlichkeit für seinen Vater, durch seine Treuherzigkeit, edlen Stolz, und rasches Feuer überaus interessant. Der Czar erscheint ganz in der rastlosen Thätigkeit, in A. L. Z. 1797. Erster Band.

dem brennenden Eifer für das Wohl seines Reichs, in der Geistesgröße, und in der Gutmüthigkeit, wie ihn die Geschichte darstellt, aber auch mit den Launen, der aufbrauenden Hitze, und scheinbaren Streiche, die ihm die Geschichte beylegt. Auch die untergeordneten Charaktere z. B. *Menzikof*, der im edlen Ungestüm sehr viel Aehnliches mit dem Czar hat, (wenn seine Gemahlin S. 77. zu ihm sagt: „Der Czar hat „wie mit dir gleich gekümmtes Temperament“ so muß offenbar für nie ein gelesen werden) und *Natalie*, die das Feuer ihres Gemahls so weise leitet, und, so sehr sie augenblicklich im Verdacht der Kuppleroy kommen mag, sich *Katharinas* mütterlich annimmt, erwerben sich die Hochachtung des Lesers. Einige der schönsten Auftritte sind folgende, wo erst *Eduard* und dann der Pfarrer den Czar sprechen, ohne zu wissen, daß es er ist, wo der Czar in dem ersten einen Nebenbuhler argwohnt, wo *Katharina* mit den übrigen so unerwartet zusammen kommt, wo der Vater über das Glück seiner Tochter am Hofe erschrickt, und ihr ins Gewissen redet, wo *Natalie* dem verliebten Czar vorstellt, daß *Katharina* mehr als Maitresse zu seyn verdiente, wo die Tochter sich vor dem, das Schlimmste argwohnenden, Vater rechtfertigt, wo der Vater seine Tochter vom Czar selbst zurückfordert, wo der Czar unter innerm Kampf in ihre Abreise willigt, wo sie seine Geschenke ausschlägt, wo sie, indem sie zum zweytenmal sich von ihm trennen will, in ein Geständniß ihrer Liebe ausbricht, und wo endlich der Czar mit der Erklärung, daß sie seine Gemahlin werden solle, alles so überrascht, daß sie kaum noch Worte finden können, ihr frohes Erstaunen zu bezeigen, worauf dann ohne weiteres Wortgepränge das Stück sich schließt. Die Liebe des Czar zu ihr ist nicht schwachend, tadelnd, romantisch, sondern mit Hoheit und Würde verbunden, und äußert sich mehr in Handlungen, als in wortreichen Bethuerungen. Sie liebt den Czar insgeheim, ohne es sich selbst zugehen, und doch bekennt sie sie nicht eher mit ausdrücklichen Worten, als in dem Zeitpunkt der Entscheidung. Da das Schauspiel nach der Abicht des Vfs. ein Gemälde seyn soll, so sind einige episodische Scenen eingezeichnet, die die Abicht haben, den Czar, als Regenten zu charakterisiren, Scenen mit *Menzikof*, dem er für alle Härte, die er ihm aus ungerechten Argwohn erwies, so reichlichen Ersatz thut, mit einem unwürdigen Präsidenten, den er entläßt, mit wuchernden Kaufleuten, die er beschämt, und mit den holländischen Schiffern, die er als Freunde ehrt. Das Kostume ist durchgängig mit der größten Sorgfalt beobachtet. Das Stück erfordert mancherley De-

korationen wegen der öftern Veränderung des Schauplatzes, nur einmal verändert, er sich zu schnell, nämlich, in der zweiten Scene des ersten Akts. Zu der angenehmen Mithon in der ganzen Ausführung kommt noch ein effektvoller, nachdrücklicher, natürlicher, geläuteter, und körniger Dialog. Ein *Sinnverlöbter* (für *Sinnverloren*) kommt zweymal, ja gar öftermal der *Sinnverloren* vor. *Ungef* für *Unart*. *Unbilden* für *Ungegründeten* sind die beiden einzigen *Idiotismen* im ganzen Stück. Ein einzigesmal ist dem *Vf.* ein unedler Zug entwichen, wenn nämlich der Jüngling, der S. 6. sich erhebt, seinen müden Vater zu tragen, sagt: „Ich bin ein junger, gesunder, breit-schultriger Kerl, der ohngefähr so viel auf sich nimmt, als man einem Esel aufstapcken pflegt.“ Das zweite Stück, ein Trauerspiel, hat viele traurige herzer-schütternde Scenen, doch kost es sich für die Personen, die den Leser am meisten interessieren, zuletzt noch glücklich auf. Hier aber hat nicht so wohl der Czar selbst, als *Menzikof* und *Natalie* die Hauptrollen. *Menzikof*, Freund des Czar im eigentlichen Sinn des Worts, der für ihn und durch ihn so viel Großes und Gutes bewirkt, wird in eine Verschwörung gegen Peter verwickelt, man macht ihn zum Spiel seiner Leidenschaften, man reizt ihn im Augenblick, da er mit *Natalie* verbunden werden soll, durch einen untergeordneten Brief, man erregt seinen Ehrgeiz durch Schmeicheleyen, man befördert seine ohn-wedtes leicht aufblühende Hitze durch Wein, und sohn genehmigt er des Czar Ermordung, aber eben so schnell ist er, als er das Leben des Czar in Gefahr setzt, ihn zu retten, und durch ein reuiges Geständ-nis Verzeihung zu suchen. So viel Ehre des Bekennt-nis seinem Herzen macht, so sehr schmerzt es dem Leser, einen Mann von so edlem Geiste zur Nothwendigkeit der Reue erniedrigt zu sehn, so wie es vorher dem Leser leid thun muß, in Peters Bufen-freunde einen so leichtgläubigen Mann und einge-schränkten Menschenkenner zu finden, der so spät die Schlingen des Heuchlers abndet, der ihn zu fangen sucht, und der auf dessen Empfindung so gar geweigt ist, bey nahe alle die Verschwörer für gute Menschen zu halten. Tief erschüttert aber das Herz des Lesers sein granfamer Eifer, oder vielmehr seine verzweif-lungsvolle Wuth, (Strafe genug für sein Vergehn) wohnt er selbst das Todesurtheil *Natalies*, (die er zu schnell für schuldig erkennt) beschleunigt. *Natalie* wird erst seit dem vierten Aufzuge, erst durch ihre Leiden recht wichtig, und sie ist die einzige ausge-zeichnete weibliche Rolle; denn überhaupt ist, außer ihr, nur noch eine, sehr episodische, Frauensperson in diesem Stück. Da *Natalies* Verlobter ihre Rechtferti-gung zu hören sich weigert, da ihr eigener Vater und ihre Handchrift (denn man schob, als sie den Ehever-trag zu unterschreiben glaubte, die Verschwörungsakte unter) gegen sie zeugen, da sie ihrem, nicht zu er-weichenden, Vater verzeiht, ob sie ihn gleich selbst ein Ungeheuer nennen muß, da sie dem nahen Tode muth-voll entgegen sieht, da sie S. 172. ihrem Verlob-ten ein Gemälde ihres blutbesprungenen Antlitzes vor-

macht — bebt der Leser für die erhabene Dulceria, und ihr, bis auf die letzte Seite so wahr-scheinlicher Tod, ja, die steigende Wahr-scheinlichkeit desselben, bis ihre Unschuld entdeckt wird, erregt die schmerz-haftesten Gefühle. Der Czar erscheint in diesem Stück mehr leidend, als handelnd, aber in seinen Handlun-gen, die hier vorkommen, glänzt ein wohlwollendes, ein freundschaftliches Herz, eine erhabene Seelengüte. Dafs er als *Vermittler* vor-terliche für *Menzikof* selbst zeugt, ist unter feiner Würde, und, dafs er bey-m Ausgang nicht mehr eilt, *Natalie* zu retten, seinem feurigen Charakter nicht gemäfs. Der ehrgeizige Fürst *Amisla* mit seinem schwarzen Hafs gegen den Czar, und seiner glatten Zunge ist ein schauderhafter Cha-rakter. Einige Verschworne, ein ehemaliger Fürst, zum Hofnarren verdammt, (eine kleine Rolle voll bitter Laune) ein General, über Klugigkeiten sich beleidigt fündend, und durch des Czar überraschende Güte beschämt, ein, aus langer Gefangenschaft befreit-er, Graf, seine gefallene, und doch edle Tochter — dies sind die vorzüglichsten Nebenrollen, die der *Vf.* alle unter sich, und mit der Haupthandlung geschickt zu verweben gewußt hat. Die Darstellung von der Verschwörung selbst, von ihrer Vollführung (wo be-sonders der Schrecken, der die Verschwornen befällt, als der Czar unbefangen unter sie tritt, außerordent-liche Wirkung thut) und von dem gerichtlichen Ver-hör veranlaßt herrliche Gemalde. Die Hinrichtung der Verurtheilten geschieht zwar ausserhalb der Büh-ne, aber die Beschreibung, die S. 175. davon gemacht wird, macht sie so anschauend, als wenn sie auf der-selben geschähe. Bey der letzten Entwicklung ent-hält sich auch hier der *Vf.* alles unnötigen Schwal-tes von Worten. Die detaillirte Beichte des Czar von seinen eignen Lakern S. 57. ist un-wahrscheinlich und zu lang. Vor der Verlobung scheint *Menzikof*'s Lie-be zu kalt, indem er, in Vergleichung mit *Natalie*, viel zu abgebrochen davon spricht. *Natalie* wird, wenn sie S. 85. ihr Entzücken detailliren will, zu physikalisch in der Beschreibung desselben. Die Ti-rade S. 117. wo der aufgeregte *Menzikof* zu deklami-ren anfängt: „Bey den Hasen wöllt ich das ge-krönte Ungeheuer herumschleppen u. s. w.“ ist gar zu arg; bey einer solchen Detaillirung seiner Rache könnte am ersten seine Freundschaft für Peter wie-der erwachen.

Obgleich die *Verschwörung* sich auf eine frühere Begebenheit gründet, so haben wir doch von *Madchen-ron Marienburg* zuerst geredet, weil es früher auf den Bühnen erschien, weil es mehr Beyfall gefun-den, und weil es in Oekonomie und Ausführung den Vorzug hat. Uebrigens haben wir beide Schauspiele ausführlicher angezeigt, weil der *Vf.* darinnen viel Hoffnung für die Bühne erregt, und in der dramati-schen Bearbeitung von der Geschichte Peter des Gro-ßen seine Vorgänger *Dorât*, *la Harpe*, *Nougaret*, und *Bado* weit übertroffen hat.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Operetten* von S. G. Bärda. 1795. Jedes der beiden Stücke ist, weil es auch

auch einzeln verkauft wird, besonders paginirt, das erste hat 112, das zweyte 164 S.) 3.

Das erste Stück dieser Sammlung: *Die Ragata zu Venedig, oder die Liebe unter den Gondelieren* ist bereits in der A. L. Z. im Monat September St. 193. S. 727. unständlich angezeigt worden. Das zweyte: *Don Sylvio von Rosaflo, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerey* hat fünf Aufzüge, und eine sonst bey Operetten ungewöhnliche Länge. Dennoch war es, wie leicht zu errathen, dem Vf. eben so wenig möglich, den *Walden* Roman, als *Schießlern* den des *Cervantes*, zu quintessenziren. Es war unmöglich, in einer Operette die allmähliche Entfaltung von *Don Sylvio's* Schwärmerey zu zeigen, oder überhaupt seinen Charakter auszubilden; man mußte Zuschauer voraussetzen, die mit *Walden's* Werke bekannt sind. Das Stück beginnt da, wo *Sylvio* glaubt, das Bild seiner Prinzessin sey ihm entwendet, und deswegen den schlafenden *Padrillo* angreift. Von seinen komischen Abentheuern sind nur das mit der Zigeunerin, und das Gefecht mit den Schnittern ausgehoben. Den größten Theil erfüllt die Zusammenkunft des *Don Sylvio* mit *Don Eugenio* und *Don Gabriel*, seine Bekanntschaft mit *Donna Felicia*, und die Seelenkur, die mit ihm vorgenommen wird. Von den Zuschauern zuletzt noch ein komisches Defert zu geben, erscheint ganz am Ende noch die Tante *Donna Menca*. Der Dialog ist gearbeiteter und zielreicher, als in den meisten Operetten; heut zu Tage, (besonders verdient es auch gerühmt zu werden, daß der Vf. die Rolle des *Padrillo* sehr genüßigt hat) und in den Gesängen (es kommen hier weit mehr Duette, Terzette, und Recitative, als in den gewöhnlichen Operetten, vor) ist nicht allein Sinn, und Singbarkeit, sondern auch oft wahre Poesie. Vorzüglich schön ist die, in eine Romanze eingekleidete, *Geschichte der Kamilla*, ingleichen folgende Arie S. 93.:

Ha, ich erblicke mit Entsetzen
Mich an des jühen Abgrunds Rand,
Umstellt mit unsichtbaren Netzen!
Reicht denn kein Retter mir die Hand,
Mich dem Verderben zu entziehen?
Soll ich verweilen? Soll ich leben?
Ja, liebt! Noch steht die Flucht mir frey,
Flieh! von der reizenden Sirene,
Taub gegen ihre Zaubertöne!
Und ewig dir, Geliebte, treu!

BRUNN, b. Hays: *Taschenbuch für den Bürger und Landmann*. 1796. 178 S. R. (8 gr.)
Kurze lehrreiche Erzählungen von wirklichen Begebenheiten, Beyspiele von edlen Thaten und Gefinnungen, Handlungen der Menschenliebe, Wohlthä-

rigkeit, kindlichen Pflicht, und Großmuth, Barmhertzigkeit vom Vertrauen auf Gott, alle aus der *Späße des Bergers* und des *Landmanns*, (die *misgerathenen Mäuler* und *Bauern*, *Pachter*, *Handwerker*, *Diebstahler*, *Soldaten*, *Politikona*, *Gesirwirthe* u. f. w.) populair, und eindringend vorgetragen, machen den Hauptinhalt dieses sehr gemeinstätigen Taschenbuchs aus. — S. 87. findet man ein kleines Drama: sodann folgen Anreden eines Vaters an seine Kinder, eines Vaters an die Tochter über die Pflichten einer Frau gegen ihren Mann, eines Vaters an seinen Sohn, der einen kleinen Handel anfangen will, eines Vaters an einen Sohn, der ein Landmann werden will, eines Vaters an einen Sohn, der ein Bedienter werden will, Lehren eines Gutsherrn an einen seiner Bauern über die Erziehung der Kinder. Ein Abendlied macht den Beschluß. Dieses Taschenbuch soll fortgesetzt werden, und der Herausgeber nimmt Beyträge dazu an.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DORPAT, b. Grenzius: *Vaterländische Predigten über alle Sonn- und Festtags-Evangelien* durchs ganze Jahr. Seinen Vaterlande zum häuslichen Gottesdienst und Erbauung gewidmet von F. D. Lentz, Oberpastor zu Dorpat u. f. w. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1795. Erster Theil. 496 S. Zweyter Theil. 590 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Vaterländisch, schreibt der Vf. kann ich diese Predigtammlung deswegen nennen, weil sie ein einheimisches Produkt ist, ich ein eingeborner Liessänder und russischer Unterthan bin, und sie hauptsächlich meinem Vaterlande zum Gebrauch bestimmt habe, und weil sie der gütigen Unterstützung meines Vaterlands hauptsächlich ihr Daseyn zu verdanken hat. Seine Idee bey der Herausgabe dieses Jahrgangs war vornehmlich, den dorrigen Gemeinen, wo viele Familien in Liessland 2 bis 3, und in Rußland 50 bis 60 deutsche Meilen von einer Kirche entlegen sind, ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem sich die Hausgenossen des Sonntags einander erbauen möchten.

Wie hoch übrigens der Thermometer der theologischen und humanitischen Geselchlichkeit des Vf. steht, wird ein jeder für sich beurtheilen können, wenn der Rec. anzeigt, daß in diesen Predigten unter andern von eigentlicher Beleidigung Gottes durch Sünden, von Befriedigung seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit, von einer genuthuenden Erlösung, von Ausöhnung abgewichener verflüchter Kinder mit ihrem ewigen Vater, von einer geheimnißvollen und wunderbaren Speisung der Seele im heiligen Abendmahl, vom Oehl des Glaubens und der Hoffnung, vom Bräutigam der Seele Jesu Christi und von der Einführung durch denselben zu den Hochzeitstuden des Himmels u. a. m. die Rede sey.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMICHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort und Verleger:
Bemerkungen über den Ha. Oberconsulnrathe und General-

Superintendenten Collißen Versuch über den Werth der Aufklärung unserer Zeit. Götting 1796. 66 S. 8. Nach dem wiesener

unser Urtheil über jene Schrift schon gefällt haben, und uns auch diese Bemerkungen zugewandt, die jenes im Ganzen bestätigen, aber auch weit strenger mit Hn. Calles verfahren, und vorzüglich die lächerlichen Widersprüche zusammen stellen, die sich dieser Mannet in einer und derselben Schrift (besser Homilie) hat zu Schulden kommen lassen. Über V. gerechtfertigt sich, wenn er ein und wieder etwas warm geworden seyn sollte, mit der Bemerkung, daß es hier auf die Ehre seines Vazarlandes ankomme, und er den Ausländern den Verdacht benehmen müsse, als wenn die ganze hochheilige Geistlichkeit so nordenfalsch denke, als einer ihrer ersten Vorstehers; ferner, daß es hier bloß mit dem Schriftsteller Calles zu thun habe, und nicht mit seiner Individualität als Mensch. Freylich kann man es diesem hochheiligen Patriarchen, der ein gelehrter und verdienstlicher praktischer Arzt seines Vazarlandes ist, nicht verargen, daß er etwas unwillig wird, wenn er sieht, daß sein vaterländischer Generalsuperintendent nicht zuehört, lächerliche Bösen zu geben, nachdem ihm jaungel gesehen ist, seine Schriftstellerey auf zu geben, da es ihm an allen richtigen durchdrachten Begriffen und an aller Gelehrsamkeit mangelt. Er müßte erst wieder mit der Logik anfangen, um consequent denken, und sich bestimt ausdrücken zu können, wenn er mit Beyfall zu dem Publikum reden wollte. Man trauet seinen Augen kaum, wenn er von wahrer, politischer Freyheit wider Völker spricht; wenn er alle Reaktionen von einer verammelten Oebernahrung ableitet; wenn er behauptet, daß die Vernunft keine andere Sünde kenne, als wenn ich mir selbst zu nahe thue; wenn er endlich die größten Inconsequenzen begeht, die hier mit seinen eignen Worten als ein Gespräch zwischen zwey Predigern aufgestellt sind, von der eine gerade das Gegenstück von dem andern behauptet. Da Hr. C. so außerordentlich auf die Vernunft schimpft, die er wahrlich nicht nach dem Maße seiner Vernunft mißt, wie nicht minder auf die neuere Theologie; so hat der Vf. keinen Anstand genommen, eine Stelle hervor zu ziehen, die Rec. verwarf, weil er glaubte, daß Hr. C. aus Unvermögen, richtig zu denken, etwas gesagt habe, was er eigentlich gar nicht sagen wollte. Er behauptet S. 222: „Ob wir moralisch frey sind und werden können, ist eine sehr schwere Frage, die ich mir nicht beantworten zu können zutraue (grau)“ hat er dies nicht aus wahrem Unverstande hingeworfen, ohne zu wissen, was er eigentlich sagte, und glaubt er wirklich an keine moralische Freyheit des Menschen; so beweiset er auch das ganze Fundament aller Religion, und es ist alsdann völlig widerwärtig, nur ein Wort zur Vertheidigung der Religion zu verlieren. Er beweiset alsdann ja auch alle Zurechnungsfähigkeit und moralische Würde des Menschen, so daß alle Moralität und Religion nichts mehr als ein bloßes Gankelspiel für der Menschen bleibt! — Wer also auch die Schrift des Hn. C. nicht liebt, die ganz von unhaltbaren Jacten, Inconsequenzen und falschen Behauptungen überfließt, der wird doch diese Bemerkungen lesen, worin das Gefährliche jener Behauptungen aufgedeckt ist, und worin sich der Vf. als einer Gelehrten zeigt, der ungleich mehr Beruf zu einem Schriftsteller hat, als der Hr. Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent Calles.

Hamburg, gedr. b. Wörmer: Von und mit dem ungenannten Verfasser der Bemerkungen über Calles's Versuch den Werth der Aufklärung unserer Zeit betreffend von Matthias Claudius. 1796. 112 S. 8. Wenn ich eine schlechte Sache durchaus gut vertheidigen ließe, so hätte Hr. C. Calles's Schrift gewiss am besten vertheidigen können; denn er hat aufrichtig in dieser Gegenschrift alles Mögliche versucht, seinen Heiden nicht sinken zu lassen, und in der That geleistet, was er bey so bedauerlichen Umständen nur leisten konnte. Der ungenannte Vf. der Bemerkungen hatte Hn. C. in einer Note durch eine Passage auf die Fabel vom Censor Brummelher ohne Noth gereizt, und zwar in einer noch unsänslicher Mowie, als worinn jene Fabel selbst verlistet war. Es geschah ihm also ganz recht, daß Hr. C. darauf antwortete. Allein wie hätte er auf eine bloße Note mit 112 S. antworten können? — Es mußte also diese Ge-

genschrift ausbleiben und zwar vorzüglich eine Vertheidigungsschrift für Hn. Calles werden, welches sie denn auch geworden ist. Man entdeckt gleich auf den ersten Anblick in dieser kleinen Schrift mehr Witz, Gelehrsamkeit und gesunden Menschenverstand, als in der ganzen weit voluminösen Schrift des Hn. Calles über die Aufklärung. Es läßt sich also auch erwarten, daß Hr. C. über diesen Gegenstand weit richtiger und befriedigender hätte schreiben können, als der Generalsuperintendent, wenn er ohne Parteyheit Hand an Werk gelegt hätte, welcher ihm schon in dieser Gegenschrift den rechten Gesichtspunkt verrückt zu haben scheint. Wenn nun auch Rec., der ein ganz unbefangener Zuschauer dieses Streits ist, bey weitem nicht mit allen Aeußerungen des Hn. C. einverstanden seyn kann; so muß er doch gestehen, daß der Vf. seinen Gegner sehr oft auf der rechten Stelle getroffen hat, wie z. B. in der Erwiderung der Kritik über das Ungeantworte Syl und Sprache, in der Begriffen über die Pflicht eines Religionslehrers, der mit der Politik eigentlich nichts zu thun hat u. s. w. Wenn aber der Vf. Hn. Cal. in der Hauptfache des Streits vertheidigen wollte; so mußte er auch alle die Inconsequenzen und den eigentlichen Nonsens, den der Ungenannte aus Cal. Schrift ausgezogen hätte, vertheidigen. Allein das erlaube die Natur der Sache nicht, und so hat sich Hr. C. als ein vorfichtiger und kluger Vertheidiger wohl gehütet, die auffallendsten ausgestellten Inconsequenzen zu berühren; aber auch selbst da, wo er einige auffallende Aeußerungen des Hn. Cal. zu vertheidigen mußte, ist die Vertheidigung bisweilen mißlungen. Wenn z. B. der Ungenannte die Aeußerung des Hn. Cal. „ob wir moralisch frey sind und werden können, ist eine schwere Frage, die ich mir nicht beantworten zu können zutraue“ als höchst auffallend aufgeführt hatte; so rechnet Hr. C. es dem Ungenannten gar großen Unwissenheit an, daß er diese philosophische Streiffrage nicht kenne. Allein es kommt hier nicht auf die philosophische Streiffrage und auf den philosophischen Beweis für die moralische Freyheit an, sondern auf die Ueberzeugung von der Sache selbst: ob der Mensch moralisch frey ist? Kann ich diese Frage nicht mit Ja! beantworten, es sey vermittelt einer Ueberzeugung aus Bewußtseyn, aus Glauben oder aus philosophischen Gründen; so findet auch gar keine wahre Religion statt, denn es mangelt der Grund zu aller Moralität, allem moralischen Werthe der Person, und aller Zurechnungsfähigkeit, und wenn ich an keine moralische Freyheit glaube, so ist es eben so gut, als wenn ich an keinen Gott glaube; denn der Glaube an Gott, moralische Freyheit des Menschen und Unterwerfung sind die Basis aller wahren Religion, mit der sie steht oder fällt. Das Hauptmoment dieser Frage scheinen also so wenig Hr. C. als Hr. C. recht gekannt zu haben. Da nun der Hauptpunkt der Ansicht des Ungenannten, daß Hr. Cal. nicht die gehörige Consequenz und Gelehrsamkeit habe, um mit Glück als Schriftsteller aufzutreten, vom Hr. C. nicht vertheidigt ist; so wird es unnöthig, bey einzelnen Puncten und Aeußerungen dieser Gegenschrift zu verweilen. So nimmt der Vf. z. B. die Mystik in Schutz und zwar mit den besten Gründen. Es kann allerdings nicht gezwungen werden, daß die Mystik in mancher Periode der Kirche, die eigentliche Religion ganz allein aufrecht erhalten hat. Allein sie ist deswegen nicht jedermanns Sache, und es kann jemand recht viel wahre Religion haben, ohne gerade ein Mystiker zu seyn. Auch lieget es in der Natur des menschlichen Verstandes, dunkle und verworrene Gefühle und Vorstellungen zu deutlichen Begriffen hinauf zu heben, und das höchste eigentlich einführen. Rec. ist kein Mystiker, und kann daher manche Aeußerungen des Vf. über Religion nicht verstehen, also auch nicht beurtheilen. Er weiß z. B. nicht, was der Ausdruck S. 77. sagen soll, „wenn in einer Religion überhaupt Wahrheit wohnt; so wohnt sie in ihren verhaltenen Puncten und Aufschößen.“ Oder was S. 75. „der laßt sie einer bessern Natur“ seyn soll. Solche Ausdrücke aber wie S. 11. „Es giebt noch „Leute, die sie hin und den neuen theologischen Kehrkeisen „nicht irren lassen“ verrathen so wenig Feinheit der Bildung und Sitten als richtige Kenntniß der Muttersprache.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Vertraute Briefe über Gefühle aus der praktischen Moral.* Erste Sammlung. (Von C. F. von Schmidt, genannt Phisfeldeck.) 1791. 166 S. 8.

Nicht neue wichtige Aufklärungen im Gebiete der Sittenlehre, — sagt der Vf. selbst von seinem Buche, — nicht tiefgedachte Resultate fortgesetzter philosophischer Untersuchungen (hat der Vf. also die philosophischen Untersuchungen nicht fortgesetzt, also nichts selbst untersucht, sondern bloß das Vorgefundene wiedergegeben? Warum hat er dieses Fortsetzen unterlassen? Oder soll der Ausdruck soviel heißen als tief eindringend? warum drückt er sich dann so unbestimmt aus?) sind die Verdienste, welche dieses Werkchen berechnen könnten, vor den Augen des Publicums zu erscheinen: vielmehr sucht es bloß gewisse schon oft und gründlicher (Ja wohl!) bewiesene Wahrheiten in einem leichteren Gewande darzustellen, sie hin und wieder in neuen Verbindungen und aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, und ihre Anwendung auf Fälle des gemeinen Lebens zu zeigen. Nicht also speculative Moralphilosophie, sondern gemeinnützige Lebensweisheit ist es, welcher diese Blätter gewidmet sind; und in dieser Rücksicht (wie soll diese Rücksicht zu einer solchen Entschuldigung dienen?) wird man ihnen den Mangel an philosophischer Präcision in Gedankenfolge und Ausdruck, und eine öfters vorkommende, ohnehin in Briefen, die voller Erguß eines mitführenden Herzens oder einer vertraulichen Geschwätzigkeit sind, unvermeidliche Weichfeligkeit (das ist allerdings etwas viel auf einmal gefordert!) schon zu gute halten müssen.“ — Diesen Aeußerungen der Bescheidenheit des Vf. weifs Rec. nichts hinzuzufügen als, daß er keine Ursache gefunden habe, ihnen zu widersprechen. Es sind Briefe, wie sie im täglichen Leben wohl häufig geschrieben (nur, zum Glück! nicht immer gedruckt) werden, über allerlei Gegenstände des gemeinen Lebens, bald zum Trost, bald zur Lehre, bald zur Ermahnung und Besserung. Rec. will nicht in Abrede seyn, daß es Leute geben möge, die durch solche Trostgründe geröstet, durch solche Raisonnettes belehrt, und durch solche Declamationen wo nicht gebessert doch wenigstens erbauet werden können, und solchen will er auch diese vertrauten Briefe hiemit empfohlen haben; aber er hofft und wünscht, daß die Anzahl derer, denen die hier vorgetragenen Trostgründe eben so wie die Belehrungs- und Besserungs-

gründe zu flach scheinen, um bey ihnen Eindruck zu machen und zu haften, weit beträchtlicher seyn möge. — Komisch klingt ein Lieblingssatz des Vf. „am Rande der Bahn,“ den Rec. an drey verschiedenen Stellen (S. 29. 40 und 135.) bemerkt hat. In der letzten Stelle — die zugleich als Beweis dienen kann, wie der Vf. oft etwas, in seinem Bestreben es zierlich zu sagen, sehr unbestimmt und sogar unverständlich sagt — heißt es: „jeder Gudenkende wird den bescheidenen Jüngling immer mehr aufzuwarten und „zu unterstützen suchen, statt daß man den, der sich „schon am Rande der Bahn mit dem Siegeskranze be- „loht erblickt“ (der Vf. will sagen: der sich einbildet, das Ziel der Vollkommenheit schon erreicht zu haben); dies sieht man aus dem Nachsatze: „seinen Lorbeer „nur gar zu gern allein erkämpfen läßt.“ Wer sich am Rande seiner Bahn erblickt, der müßte ja wohl sehen, daß er nicht Linie gehalten, und in Gefahr wäre, rückwärts ganz aus der Bahn herauszukommen, er würde also wohl von einem Siegeskranze da nicht träumen! Hat die misslungene Zusammen- setzung vielleicht ihren Grund in der dunkeln Vorstellung, daß der Rand des Grabes der Endpunkt der irdischen Bahn des Menschen ist? Dies scheint sich aus der Stelle S. 29. zu ergeben, wo der Vf. sagt: „Was kann besser in diesem Labyrinth des Lebens uns auf rechtem Wege erhalten, als der Wunsch, einst am Rande der Bahn einen heitern Zurückblick in die Vergangenheit zu thun?“

Psst, b. Lindauer: *Philosophische Gedanken und Abhandlungen*, meist moralischen Inhalts, auch mit Rücksicht auf die kritische Philosophie. Von einem Verehrer der Weisheit. 1794. Erstes Bandchen 249 S. Zweytes Bandchen. 247 S. 8/ (1 Rthlr.)

Bev. aller Unbedeutendheit in Rücksicht auf wissenschaftlichen Gehalt, welche man dieser Schrift mit Recht Schuld geben kann, kann sie doch für eine gewisse Classe von Leser Interesse haben. Um ihr volles Recht widerfahren zu lassen, wollen wir sie, durch eine kurze Anzeige ihres Inhalts, sowohl dieser Classe als den Uebrigern bekannt machen, die sonst vielleicht hier mehr suchen dürften, als sie sie zu finden ist. Der größte Theil des Inhalts besteht aus den philosophischen Gedanken, die der Vf. bald da bald dort her zusammengetragen, und mit seinen eignen untermischt hat. Der Rest ist unter folgende Capitel, mit bestimmten und unbestimmten Überschriften: geordnet. Im 1. Bandchen: Nr. 1) Ueber Sittlichkeit und Tugend;

11) 13) Das Gewissen; 4) Menschenkenntniß, Selbstkenntniß; 5) Ueber die Leiden der Menschen; 7) Sprüche der Weisheit aus und nach Salomo; 10) Verschiedne Qualitäten über Verschiednes. Im II. Buchen: Nr. 4) Ueber Religion; 6) Moralische Bemerkungen und Grundsätze; 8) Ueber bürgerliche Regierung, Verfassung und Wohlthat; 9) Verschiedne Bemerkungen; 11) 12) Erzählungen mit Anmerkungen. Obgleich die aus Auswahl nicht sehr streng getroffen ist, so findet man doch unter diesen Rubriken manches Interessante. So besonders, das auf die in der Ueberschrift genannte Materien Beziehung hat. Eine solche Sammlung von Denkprüchen, wenn sich nur der Vf. das Verdienst einer sorgfältigen Auswahl dabey erworben hat, wird immer für eine sehr zahlreiche Classe von Lesern zweckmäßig und interessant seyn; sie giebt eine große Mannichfaltigkeit von Kenntnissen und eine große Verschiedenheit treffender Ansichten eines und desselben Gegenstandes; in einer Form, durch welche das Gedächtniß leicht wird sie festzuhalten; und die Sammlungen dieser Art wären ohne Zweifel zweckmäßigere Volksbücher, als alle, die man gewöhnlich unter diesem Titel verkauft. — Unter den übrigen Numern findet man wirklich über die in den Ueberschriften genannte Materien zusammenhangende Aufsätze, welche vermuthlich ganz das Eigenthum des Vf. sind. Dieser Theil des Buches, der also die philosophischen Abhandlungen enthält, ist sehr unbedeutend; welches dem Vf. um so mehr zur Last fällt, da die Abhandlungen meistens Gegenstände betreffen, die in neueren Zeiten oft zur Sprache gekommen sind, und über die schon viel reichliches gesagt ist, welches der Vf. nur hätte benutzen dürfen, um etwas Besseres oder gar nichts über den gleichen Gegenstand zu sagen. Zum Glück nehmen auch diese Abhandlungen keinen großen Raum ein; es sind ihrer nicht wenige, und die meisten derselben, sind überdies sehr kurz. Das II. Buchen enthält ihrer nicht mehr als vier, unter folgenden Numern: 1) Ueber die Aufklärung; 6) Was ist Tugend? in welcher Verbindung steht sie mit Glückseligkeit? 8) Ueber die Kenntniß des Guten und Bösen; und 9) Ueber Kantische Philosophie, und die Frage: Ist daraus für Religion und Moral Nachtheil zu fürchten, oder vielmehr wichtiger Vortheil zu hoffen? In dem II. Bändchen findet man fünf Abhandlungen, unter folgenden Numern: 1) Ueber das gegenwärtige Zeitalter; 2) Von der Glückseligkeit der Thoren (aus dem franz. überf.); 3) Wie kann und soll man den Ueugelehrten Gottes Daseyn bewiesen; 5) Briefe über die Begriffe von Gesetz, Pflicht, Gut und Böse; 7 und 11) Ueber wahre politische Freyheit. Kaum hat einer oder der andere dieser Aufsätze seinen Gegenstand — wir wollen nicht sagen: erschöpft, sondern auch nur etwas tiefer als auf der Oberfläche berührt; und wir haben kaum eine einzige Stelle gefunden, die besonders ausgezeichnet zu werden verdiente. Um zu zeigen, wie gern wir dem Vf. Gerechtigkeit widerfahren lassen, fügen wir diese Stelle wirklich an, weil sie zugleich einen Gegenstand betrifft, der noch immer vielen Mißverständnissen aus-

gesetzt ist. Sie steht in den Briefen über die Begriffe von Gesetz, etc. Nr. 5. des 2ten Bändchens S. 112.: „Sobald man fragt, ob eine Handlung *sittlich* gut sey, ob sie nicht bloß Legalität sondern auch Moralität habe, kann man die Handlung nicht mehr bloß für sich, und abgefordert von dem Princip, aus dem sie hervorkommt, ansehen; weil Sittlichkeit und Moralität sich einzig auf die Quelle gründen, aus der die Handlung im Handelnden entspringt. Die sonst so gewöhnliche Frage also: giebt es Handlungen, die an sich gut sind, die eine innere Fundamentalgüte haben? Kann nur in dem Sinne genommen werden: giebt es Handlungen, die an sich legal und so geeignet sind, daß sie die Form allgemeiner Gesetzmäßigkeit annehmen mögen? Dagegen hat aber eine andere Frage: giebt es Handlungen, die an sich selbst *sittlich* gut sind? gar keinen Sinn, weil Sittlichkeit oder Moralität nicht in den Handlungen, sondern allein in dem Handelnden — aufzuziehen ist.“

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Frommann: *Beyträge zur Geschichte der Philosophie* herausgegeben von Georg Gustav Fülleborn. VII Stück 1796. 194 S. 8. (14 gr.)

Dieses Stück enthält folgende Aufsätze. 1) *Philosophische Fragmente des Xenophanes*. In dem vorhergehenden Stück machte der um die Geschichte d. Ph. so verdiente Vf. die angenehme Hoffnung, die Fragmente der ältesten griechischen Philosophen herauszugeben, und die Fragmente des Parmenides in demselben Stücke zeigten, wie viel Gutes die Ausführung dieser Idee erwarten lasse. Ueberhaupt wäre es vielleicht nicht unzweckmäßig, eine Art von Repertorium für die älteste Geschichte der Philosophie anzulegen; worin nicht allein die Fragmente, sondern auch die von andern Bloß citirten Behauptungen der Philosophen in einer bestimmten Ordnung dargestellt würden. Hier sind nun die Xenophanischen Uebersetzungen auf ähnliche Art bearbeitet. Man findet denselben Fleiß im Sammeln und dieselbe Geschicklichkeit im Erklären wieder. Schade nur, daß die Ausbeute nicht größer ist. 2) *Einige Bemerkungen zu der Sammlung der Parmenides'schen Fragmente*. Bezieht sich auf die Recension derselben in den Göttingischen Anzeigen, und der A. L. Z. Ker. macht hierbey nur eine Erinnerung. Hr. F. meynt, in der letzten Recension aus dem Simplicius beygebrachten Verse wären vielleicht (weil er diesen Commentator nicht bey der Hand habe) dieselben, die in den Fragment. V. 97. ff. stehen. Allein die Vergleichung des Citats mit diesen muß ihn schon vom Gegentheil überzeugen. Außerdem befinden sich die vom Simplicius erhaltenen Verse am Ende des zweyten Theils. 3) *Zur Geschichte der Teleologie*. Einige Bemerkungen über die teleologische Weltbetrachtung der griechischen Philosophen und besonders den Endzweck der Welt, wie sie sich denselben dachten. Alles dieses ist aber mehr andeuter als ausgeführt. Man vermißt Vollständigkeit und Bestimmtheit in der Ausführung, Foderungen.

gen, die man vorzüglich an solche Monographien machen kann. Ihr Interesse an sich und ihre Brauchbarkeit für die allgemeine Geschichte der Philosophie hängt davon ab, daß sie ihren Gegenstand gründlich erschöpfen. Man darf nur z. B. das was hier S. 23. 24. von Aristoteles gesagt ist, mit Vater's *Vindictis Theologiae Arist.* S. 43. seq. vergleichen, um sich davon zu überzeugen. Aristipp's Geringschätzung der Teleologie und ihre Ursache Aristot. *Metaph.* III. c. 2. hatte angemerket werden sollen. Am Ende findet man noch einige gute Bemerkungen über die sogenannte Metaphysik *Thiophrastris*, aus welcher auch ein kurzer Auszug zugeben ist. 4) *Ueber einige seltene Schriften des Jordano Bruno*, nämlich: *de monade numero et figura*, item *de innumerabilibus immenso et insignibili*. Francforti 1591. 8. desgleichen *de imaginum figurarum et idearum compositione* Francforti 1591. 8. Der VI. giebt von diesen Schriften nicht allein die Inhaltsanzeige, sondern auch zweckmäßige Auszüge; aus denen man diesen außerordentlichen Kopf und seine Denkart kennen lernt. Der VI. zweifelt S. 64. ob die von Bruno angeführte *lampas logica* unter seinen Schriften bekannt sey, und vermuthet, daß sie mit der *speculorum scrutinio et lampade combinatoria* Raimundi Lullii einerley sey. Rec. vermuthet vielmehr, daß jene *lampas* die von Freytag in *Analectis literariis* T. III. p. 147. angeführte Schritt: *de lampade venatoria logicorum* 1587. 8. ist. Ebenfalls wird auch die Schrift *de specierum scrutinio* noch besonders aufgeführt. 5) *Ueber die Philosophie Friedrichs des II.* Friedrich war weder Erfinder philosophischer Systeme und Wahrheiten, noch Bearbeiter der Philosophie als Wissenschaft; indess „wenn man sehen will, welche Form die Philosophie in einem solchen Kopfe annimmt, welche Ansichten ein Mann von Friedrichs Geist, Kraft, Lage und Thätigkeit wählt, um sich das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseyns zu erklären, wenn man also aus einzelnen Beyspielen lernen will, was und wie viel aus der Schule der Philosophie in die Welt übergeht: so wird eine Betrachtung über Friedrichs Philosophie eben so belehrend als unterhaltend seyn.“ Aus diesem Gesichtspunkt ist dieser Aufsatz sehr interessant. 6) *Ueber Elementarphilosophie und Skepticismus*, von Hn. Lotzeisen, Lehrer am Gymnasium in Brigg. „Etwas flüchtige Gedanken, wie sie die neuesten Versuche einer Elementarphilosophie und ihre Beurtheilungen in öffentlichen Blättern veranlassen. Die Möglichkeit eines aus einem Grundsatz abgeleiteten Systems wird bezweifelt, die Unvermeidlichkeit des Skepticismus gegen jedes dogmatische System behauptet. Das einzige Mittel dagegen ist nach dem VI. sich immer mehr an das Practische zu halten, je weniger die Theorie uns zu befriedigen vermöge. Allein die Vernunft muß sich in Ansehung des Wissens und Nichtwissens auf sich-Reine kommen, ehe die praktische ihre Stelle einnehmen und gehörig ausfüllen kann.“ Und wie nun, wenn der Skepticismus sich auch an praktische Wahrheiten wagt? Dagegen weiß der VI. schlechten Trost. „Um jene nothwendigen, dem menschlichen Herzen theuren Wahrheiten

nicht aufzugeben; und den skeptischen Zweifeln zu entgehen, giebt es keinen andern Weg, als diese Wahrheiten durch den Weg der Empfindung zu verknüpfen, oder sich an die geoffenbarte Darstellung zu halten.“ 7) *Bemerkungen über die neuesten Bemerkungen für die kritische Philosophie*. In der leichten, gefälligen Manier, die man von dem VI. gewohnt ist, schildert er den Zustand und Geist der neuesten Philosophie. Aus der Schwierigkeit neu zu seyn, aus dem Wohlgefallen an Gründlichkeit und Einfachheit leitet er die Eigenthümlichkeiten der jüngsten philosophischen Versuche her. Angehängt sind einige Gedanken über Schellings Schrift *vom Ich als Ursprung der Philosophie* und Schönberrers kritische Untersuchungen über kritische Philosophie. Die ersten hatten wohl etwas tiefer geschöpft werden können. 8) *Vermischte Bemerkungen zur Geschichte der Philosophie*. Unter manchem Unerheblichen führen wir hier nur N. p. an. Der VI. schlägt nicht als einzige, aber doch als nützliche Methode für die Geschichte der alten Philosophie vor, aus dem Plato, Aristoteles u. s. w. eine besondere Logik, Psychologie, Moral u. s. w. oder überhaupt eine Logik, Moral u. s. w. der Alten aufzustellen, so daß dort unsere systematische Form die Stelle für die aus den einzelnen Philosophen entlehnte Materialien, hier aber etwa Aristoteles den fortlaufenden Text abgäbe, und die Lehrsätze, Meynungen anderer als Anmerkungen beygefügt würden. Unstreitig hat diese Methode manche Vortheile, aber auch manche Nachtheile. Wenn es darauf ankommt zu wissen, wie weit die Alten überhaupt in den philosophischen Wissenschaften gekommen, wie viel Materialien unter ihrer Bearbeitung gesammelt worden, so läßt sich zur Uebersicht und Vergleichung kein besseres Mittel denken. Dieser Vortheil erstreckt sich aber nur auf die Materialien nicht auf die Form, auf den Körper aber nicht den Geist der alten Philosophie; wie die Alten auf Entdeckungen kamen, sie benutzen und verarbeiteten; überhaupt, wie sie philosophirten, das läßt sich auf diese Art nicht darstellen. Als Probe der ersten Methode ist ein Theil der Aristotelischen Psychologie in 36 §. zweckmäßig ausgeführt. Vollständigkeit enthält dieses Repertorium nicht, und einiges ist nicht ganz richtig ausgedrückt, z. B. §. 29. Gedanken und Erinnerung hängen von der Gewohnheit ab; *Declaratio* wird §. 23. durch Vorstellungsvermögen ausgedrückt, aus welchen Gründe, wissen wir nicht.

VOLKSSCHRIFTEN.

SCHNEFFENTHAL, in der Buchh. der Erziehungsanstalt: *Unterhaltungen eines Landtschullehrers mit seinen Kindern über merkwürdige Worte und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben*. Ein Buch für Aeltern, Kinder und Schullehrer unter den Bürgern und Landleuten, zur Uebung der Aufmerksamkeit zur Beförderung des Selbstdenkens, und zur Verbreitung nützlicher und angenehmer

schmer Kenntnisse. Zweytes Bändchen. 1795. 147 S. 8. (7 gr.)

Dafs der ungenannte Vf. eine ziemliche Anlage zur Weitschweifigkeit habe, erhellt schon aus diesem vorstehenden Titel, in dessen mühen wir doch gesehen, dafs er im Buche selbst sich kürzer zu fassen bemühet gewesen, und dafs auch der Styl und die Rechtschreibung um ein merkliches correcter geworden, als im ersten Bändchen. Das S. V. 55 und 58. befindliche Nr! müßte wohl für die Zukunft wegfallen. Auch würde er besser bey *Kaffe* geblieben seyn, als *hassch* geschrieben haben. Alles Affectirte muß ein Volksschriftsteller vermeiden, er bleibe, wenn es ohne Nachtheil geschehen kann, und bey zufälligen Kleinigkeiten, gern bey dem Gewöhnlichen. Diese Cautel hätte der Vf. besonders in Hinsicht auf seine Amtsbrüder, über deren Mißthaten er sich beschweret, beobachten sollen. Nun zum Inhalte dieses Bändchens selbst, das sich statt der Vorrede mit einem Gespräch anhebt zwischen dem Herausgeber dieser Unterhaltungen und einem Schulmeister, in welchem der Vf. einige unangründete und unbillige Urtheile über ihn, sein Buch und die vorgeschlagenen Spatziergänge zu entkräften sucht. — Die Unterhaltungen selbst gehen von der Füssen fort bis zur Eilstein, und betreffen den Mond, die Ebbe und Fluth, Waldungen, Wald-

gerichte, Wilddich, Erdbeere, Eicheln, Galläpfel, Fichten, Baumtrunks, Borkenkäfer, Tanne, Kohlenbrennerey, Eichhörnchen, Ameisen, Hirsch, Kukuk; Hohnhahn, Sackspinne, Regenbogen, Licht und Sonnenstrahlen, Wettergalle, Hofe um Sonne und Mond, Bar, Biß des tollen Hundes, Affen, Marmelthiere, Schwanenwäuer, Wassergalle, Storch, Schlafapfel, Wacholderstrauch, Beere und Saft, so wie auch die Sagemühle. An nützlichen und abwechselnden Gegenständen fehlt es also diesen Unterhaltungen nicht. Die beiden in diesem Bändchen befindlichen Zeichnungen betreffen den Mondeslauf und den Regenbogen. In den folgenden Theilen sollen derer mehrere von Dingen aus der Natur und dem gemeinen Leben vorkommen, die ohne Zeichnung sich nicht wohl deutlich machen lassen. Das dritte Bändchen wird das Register so wie die Druckfehler mit in sich enthalten, und dadurch doppelt nützlich werden. In Zukunft soll jede Meise ein Bändchen erscheinen, und bey aller Mannigfaltigkeit für die möglichste Abkürzung gesorgt werden, so dafs dieses Werk eins der vollständigsten und wohlfeilsten der Art seyn wird, und mit Grund jeden Aelteren, die am Selbstunterricht ihrer Kinder ein Vergnügen finden, und den Schullehrern insonderheit anempfohlen werden kann.

KLEINE SCHRIFTEN

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Aitona*, b. Hammerich: Ein *Traut* über und wider Hn. Mathias Claudius von dem Vf. der Bemerkungen. 1796. 24 S. 8. In dieser kleinen Schrift vertheilt sich der Vf. der Bemerkungen über Callisen's Schrift gegen Hn. C. mit vieler Geschicklichkeit und Gewandtheit. Auch ist der Stil, die Sprache und der Ton besser, als in den Bemerkungen, wo noch oben drein häufige Druckfehler die Sprache verwirren, so dafs man mit Hn. C. in Gefahr kam, einige Druckfehler für Sprachfehler zu halten. Zuerst zeigt er das Recht, das er als Staatsbürger und Bürger der gelehrten Republik gehabt habe, seine Bemerkungen über Cal. Schrift an den Tag zu legen. In der letzten Qualität habe er das Recht, sein Urtheil über jedes gedruckte Buch zu fällen, wie es jeder Rec. habe. In der ersten eignen Worten anführen will. In einem Staate, wo das Volk bey der Wahl seiner öffentlichen Beamten und Administratoren gar keine Stimme zu geben hat, sondern wo die Ernennung nach der Constitution lediglich von der Regierung abhängt, — da, glaube ich, muß dem Volke wenigstens das Recht bleiben, über die von der Regierung getroffene Wahl seine Meynung äußern, und im Fall sie einmal einen Fehler gemacht zu haben scheint, sie darauf aufmerksam machen zu dürfen. Eine weise Regierung wird solche Winke, besonders wenn sie mit Bescheidenheit gemacht (gegeben), und mit Gründen unterstützt werden, nicht verachten. Dies hat mit der letzten Beschränkung bey einer weisen Regierung keinen Zweifel: allein wenn der Mißgriff nun einmal geschehen ist: läßt er sich nicht gut wider verbessern; in dessen kann doch eine Vorkehr für die Zukunft daraus

entstehen. — Auf die Einwendung des Hn. C., dafs die gute Absicht Hn. Cal. hinlänglich entschuldige, — antwortet der Vf., dafs durch die Absicht kein schlechtes theol. Buch ein gutes werde, und dafs die Absicht kein Gegenstand der Literarkritik sey. Wenn Hn. C. den Angriff des Vf. auf ihn für inurban und hart hält, so glaubt der Vf. durch die Fabel des Hn. C. hinlänglich gereizt zu seyn, worin er keinen andern Sinn finden könne als eine Aufforderung, die *Presseyfreiheit durch Einschränkung einer Censur einzuschränken*, weil die *Sadel klein und groß*, die *hinter dieser Mithras (dieses Menschen- und Berges)* *gerochen* gewesen, derselben nicht werth seyn. Diese Aufforderung könne nur an die dänische Regierung gerichtet seyn, und der Vorwurf der Sudeley nur die in diesem Staate schreibenden Gelehrten gelten. — Davon konnte denn doch aber wohl nur der Vf. eine moralische Gewißheit haben: allein auch an anderer Gelehrter aus den dünnsten Staaten konnte vielleicht aus Eifer für die gute Sache der Presseyfreiheit durch jene Fabel gereizt werden. Doch ist es eine große Frage: ob er sich zu einer ähnlichen Gegenfabel herab gelassen haben würde? Der Vf. meynet abor: er habe Hn. Cl. Gleiches mit Gleichem vergelten müssen. *Habet sihi!* — Uebrigens stimmt er in manchen Punkten mit der Recension des Rec. überein. Nur sind einige Urtheile zu hart z. B. über den Mysticismus, der mit dem Atheismus verglichen wird nach einer Aeußerung des *Baco*. „Allein *Baco* spricht von *baser* Superstition. Der Punkt wegen der moralischen Freyheit S. 15. ist nicht recht getroffen. Der Vf. unterscheidet zwischen moralischer und metaphysischer Freyheit: allein beides ist einetley. Moralische Freyheit ist transcendental und eben deswegen metaphysisch.“

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Poetische Blumenlese für das Jahr 1796.* 268 S. 12.Ebend.: *Poetische Blumenlese für das Jahr 1797.* 296 S. 12.

Aus Masse und an derjenigen Mannichfaltigkeit, die aus der Menge der beytragenden Personen entsteht, giebt der Göttingische Mufenalmanach seinen Nebenbuhlern nichts nach, wie die Register, die Seitenzahlen und der enge Druck beweisen. Der letzte verneht aber auch das Unangenehme der typographischen Einrichtung, in Ansehung deren er hinter allen uns bekannten Taschenbüchern dieser Art zurückbleibt. In diesen letzten Jahren wird er noch durch eine Anzahl schlechter Kupfer verunziert. Dafs eigentliche Kunstföderungen auf so kleinen Blättern nicht befriedigt werden können, versteht sich von selbst; allein es sollte doch wenigstens für einen angenehmen sinnlichen Eindruck gesorgt seyn. Die Kupferstiche sind aber ohne alle Sauberkeit und Feinheit so gekratzt und hingefudelt, das man das Auge gern so schnell als möglich darüber hingeleiten laßt. Das Bildniß von Ebert vor dem *Alm.* von 96 ist noch leidlich, obgleich leblos, nach einer Büste; das von Uz hingegen vor dem *Alm.* v. 97 ist eine wahre Caricatur. Bey einigen der übrigen Blätter scheint nur der Kupferstecher das Werk des Zeichners verdorben zu haben; bey andern ist Gedanke und Ausführung gleich schlecht. Man sehe *Alm.* v. 96 S. 170.; *Alm.* v. 97 S. 68. Die Kupfer sollen indess ihren Zweck erreicht, und den Absatz befördert haben. Ist dies wirklich gegründet, so beklagen wir nur die kaulstüßigen Leser, denen so etwas den Almanach empfehlen konnte.

Wäre Betriebsamkeit im Sammeln der Beiträge das einzige Erforderniß zum Vorsteher eines Mufenalmanachs, so würde der jetzige Herausg. des Göttingischen, Bürgers Stelle bey denselben vollkommen ausfüllen. Allein es gehört noch etwas mehr dazu: ein selbstständiger literarischer Charakter, gleich weit von Nachahmung und von excentrischen Verirrungen entfernt; eine dauerhafte Celebrität; ein Ansehen, welches berechtigt, nicht nur die Versuche von Anfangen abzuweisen oder nach eigener Einsicht zu verbessern, sondern auch die unnützen Papierfeimzettel, die zuweilen aus den poetischen Briefstücken selbst bekannter Schriftsteller herausfallen, bey Seite zu legen. Jeder Liebhaber der deutschen Poesie, der *Hö.* A. L. Z. 1797. Erster Band.

Reinhard's gesammelte Gedichte kennt, urtheile, in welchem Grade man ihm dies alles zuschreiben kann.

Indessen enthält der *A. v. 96.* zu dem wir uns zuerst wenden, verschiedene schatzbare Stücke. Zwey der wichtigsten, *Bürgers Nachseher der Venus*, nach seiner letzten Umarbeitung, und *die Gebete*, eine Satire von *Falk*, sind seitdem schon wieder erschienen, jeue in den sämtlichen Schriften Bürgers, diese als Anhang zu den *Gravern von Kom*; ihre Beurtheilung kann also am füglichsten für die Anzeige dieser Werke aufgehoben bleiben. Die vortrefliche Elegie auf Bürgers Tod von *Gökink* wird kein Freund des Verstorbenen ohne die innigste Rührung lesen können. Aber auch ohne nähere persönliche Theilnahme ist es ein Gegenstand gerechten Schmerzes, ein außerordentliches Talent, gegen das von seiner frühesten Entwicklung an feindliche Gestrirne verschworen zu seyn schien, vor der Zeit unter körperlichen und geistlichen Leiden erliegen zu sehen. Wahrheit und herzliches Gefühl sind die Mufen dieses Gedichtes; die Schwächen des biedern Mannes werden leise berührt, ohne sie ganz zu verschweigen, und eine schonende Hand entschleiert die letzten unglücklichen Verhältnisse seines Lebens. Mit Recht wird die Wahl seines Aufenthalts getadelt:

— seine goldenen Früchte,

Wie sie der Himmel Petrarca schon zu reifen vermag,
Trug er — unglückliche Wahl! — am fernem Ufer der
Leise.

und nachher:

Du am Ufer der Leise! ein Fremdling!

So begegnete man ihm auch wirklich dort bis an sein Ende; ja es läßt sich in Deutschland kaum eine andre Stadt denken, wo man ihn in dem Grade verkannt und hintangesetzt haben würde. Härte es nicht von seinem eignen Entschlusse abgehngen, (den ihn freylich Kränklichkeit und allerley Umstände erschweren), einen weniger unfruchtbaren Boden zu suchen; so hätte er, wie schon Haller vor ihm, ausruhen können:

O recht in seinem Korn hat das gerechte Weizen.

Mir diesen ädlen Ort zur Wohnung auserkies!

Rowlers berühmte Ode auf einen Granatapfel, die schon im J. 1749 gedichtet ward, ist hier sehr verändert abgedruckt, als eine Probe der zu erwartenden neuen Ausgabe seiner Gedichte. Viele der jetzigen Lesarten leuchten gleich auf den ersten Blick als Verbesserungen ein; von einigen würde sich der Verth

nur durch eine umständliche Auseinanderlegung bestimmen lassen; und eine oder die andre ist offenbar nicht glücklich. Dahin gehört besonders die halbe Strophe, die eben so hießt:

Und Reigt an der Wesen Kette
Bis dahin, wo den höchsten Ring
Zeus an sein Ruhebetto
Zu seinen Füßen hing;

Jetzt:

Verfolgt der Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring,
Der an Zeus Ruhebetto
Hängt, hangen wird und hing.

Das Beywort *lange* ist ziemlich müßig; *allerhöchsten* sagt nichts mehr als *höchsten*, und ist noch dazu weniger edel; das doppelte *an* beleidigt das Ohr, und die Ordnung der Zeiten in der letzten Zeile befremdet den Verstand. Uebrigens ist der vorletzte Vers ganz unrichtig scandirt, und der letzte wenigstens sehr hart. Indessen mochte doch ein grammatischer Fehler in der alten Lesart hier eine Veränderung nöthwendig, deren Anlaß (wie erinnern uns nicht genau, in welcher Zeitschrift) man so unbegreiflich gefunden hat: das Imperfect des unregelmäßigen intransitiven Zeitworts *hangen* war statt des Imperfects des ganz verschiedenen, regelmäßigen und transitiven, Zeitworts *hängen* (hängte) gebraucht worden.

Von Herder finden wir S. 247. ein Nibliches kleines Idyll (das Wort im Sinne der Griechen genommen) im elegischen Sylbenmaße. Es enthält zwar nur einen Neujahrswunsch, und war vielleicht nicht zur Bekanntmachung bestimmt; aber eine so zarte Empfindlichkeit, und ein Geist, der allem, was von ihm ausgeht, reine und edle Formen zu leihen weiß, die über Gewöhnung und Bedürfnis sind, können selbst die abgenutzte Sitte neu und anziehend machen. Gleich theilt wie ein freundlicher Vater seine Gaben unter mehrere poetische Blumenlesen: man hat jedes Jahr Gelegenheit, sich der fortdauernden heitern Stimmung und Fruchtbareit des vielgeliebten, verehrten Sängers zu freuen. Seine Beyträge in den beiden letzten Göttingischen Almanachen sind denen in den Vorstischen an Zahl ungefähr gleich. Auch Kallner bleibt der epigrammatischen Dichtart immer noch getreu; aber scheint sie ihn zuweilen anten zu werden, wie er im *Alph.* 96 S. 83. selbst darüber klagt, daß der Zwang des Versbaues anfangs, ihm lästig zu fallen, und daß er sich dahins genöthigt sehe, seine Einfälle in Prosa zu ergießen. Indessen hat er doch im A. u. 97 einige nützliche Angriffe auf die Philosophen gethan: vernünftig als Dichter und als Mathematiker gleich sehr dargebrechtigt und geneigt. Die Fabel von *Friskus*, der *Affe und der Tanzbär*, kommt viel an spät; denn was denkt jetzt noch an *Batteux's Theorie*? Auch die Epigramme von ihm der *Reim der Kunstflüster*, die *Epigone*, alle drey die Dichtkunst betreffend, enthalten wenig ansprüchiges in den Gedan-

ken, und zeigen den Dichter eben nicht zu seinem Vortheile als Kuntrichter. Wir setzen das erste her:

Dem Billard gab man das Schellönnetz
Den Kugelfall dem Ohr des Zuhlers andeutend.
So laßt ein göttliches Gefäß
Zum Sylbenfalle Reime lauten,
Das Meisterpiel, das Geniusedichts
Bedarf der Schelle nicht.

Was kann eine schiefe Vergleichung gegen den Werth des Reims beweisen, den viele der größten Dichter in den neuern Sprachen durch ihre Werke anerkannt, und der sich aus psychologischen und ästhetischen Gründen sehr befriedigend darthun läßt? Einige Kleinigkeiten von zwey verdienten Männern, deren eigentliches Fach die Poesie nicht ist, von *Gedike* und *Gräter*, wird man als Verse, die eine Stunde der Erholung erzeugte, und die weiter keine Ansprüche machen, mit Vergnügen lesen. Die Vff. der übrigen Beyträge sind: *Mad. Brun*, *Kretschmann*, *Matthesius*, *Mohler Müller*, *Niemeyer*, *Roos*, *Schmid* (E. A.) v. *Widdungen*; ferner *Conz*, v. *Einem*, *Engelschall*, *W. Harw.*, *Haug*, v. *Knebel*, *Lappe*, *Altröm*, *Pape*, *Pockels*, *Reinhard*, *Schink*, *Cl. Schmidt*, *Tiedge*; die Dilettanten, die ihre Namen verschwiegen, nicht zu rechnen.

Die zuletzt genannten, von *Conz* an, treten alle in dieses jährige Alm. wieder auf, wo noch *Grabner*, *Manso*, v. *Schmidt* *Philofel*, *Mad. Ludwig*, v. *Stamfurd*, hinzugekommen, auch von zwey Verstorbenen, *Deuser* und der *Karstchinn*, von dieser eine Epistel an Gleim, von jenen einige Distichen eingebracht sind. Die Stücke von Bürger, die der Herausg. aufgefunden und abdrucken lassen, hätte der Dichter selbst gewiss nicht der Aufbewahrung für würdig erkannt. Das erste, die *Leyer*, ist vom J. 1766. also aus einer fast noch unmündigen Jugend seiner Poesie; (die älteste Stücke in der Sammlung seiner Gedichte sind von 1769) es könnte etwa nur seinen Biographen merkwürdig seyn, um daraus auf den Grad von Bildung zu schließen, den er sich damals schon erworben hatte. Man sieht hier deutlich, daß Bürger noch nicht zu einiger künstlichen Selbstständigkeit gelangt war, und seine Kraft zum Fluge mehr auf fremden, als auf eignen Schwingen versuchte. Der Gehalt des Gedichts: *Am M. W.*, als sie mir einen Kest versagte, (vom J. 1771) ist zwar um nichts bedeutender, doch finden sich schon mehr eigenenthümliche Züge, auch Bürgerianismen im nachtheiligen Sinne; z. B.:

Hr. so füsse die Gefahr
Dir bereits in dem Gemüth?

oder:

Am (dem Orpheus) der bangen Aufzucht
In des Orkus Finsternissen
Dankbegerig zu verfallen,
Spürte jede Mißgefall
Denn bloßes Mund zum Küßen.

Die Ode S. 87. ist ein pflichtmäßig gefungenes Lied, das seine Bestimmung vollständig erfüllt hatte, als es über-

überreicht war. Am wenigsten aber hätte der notwendige Prologus galenus S. 188. vor das große Publicum gebracht werden sollen, denn er, aus mildeste gesagt, sehr fremd vorkommen muß; weil es von den localen Veranlassungen nichts weißt. Wer hingegen mit Bürgers damaliger Lage nicht bekannt ist, der wird zwar seine Bitterkeit gegen das zu nächst umgebende öffentliche Urtheil leicht entschuldigen können, (ob sie gleich in der Art ihrer Aufsehung die Gesetze des Schönen und Anständigen verletzt) aber es werden andre schmerzliche Erinnerungen bey ihm erregt werden, welche zu berühren hier ebenfalls nicht der Ort ist.

Wohlthätiger für das Gemüth wirkt das schon erwähnte Lied (S. 124.) der Dichterin, welche ein schöner Frühlingszug, achter Pontak, ein Halsekrebs, (vielleicht Havelkrebs?) und ein Butterbrod innig zu fiedlen mit der ganzen Welt und mit dem großen Friderich machen konnte: Die Leichtigkeit so vieler andern fast aus dem Streif gefangenen Herzensergießungen der liederreichen Martin wird man auch in dieser nicht vermissen. Sie gefallen als freywillige Erzeugnisse der Natur, an denen die Kunst gar keinen Antheil hat, als wilde Blumen des Feldes.

Eine Satyre von Falk, die *Schmamsereyen*, glänzt durch eben die Vorzüge, die schon andern Arbeiten von ihm in dieser Gattung ausgezeichnetes Lob erworben haben: kühne Contraste, gedrungne Sentenzen, eine ins Große fallende Stärke der Darstellung, ein sehr origineller, nicht bitter als fröhlicher Humor. Allein wir gestehn, daß wir uns manches in der dramatischen Einkleidung des obigen Gedichtes nicht zu erklären wissen; daß wir dem Dichter bey seinen Uebergängen nicht immer folgen können; und daß wir auch an dieser wie an seinen übrigen Satyren die schöne Rundung eines ästhetischen Ganzen vermissen. Freylich ist auch die Theorie hierüber noch sehr unzulänglich, und die Untersuchung, welche Modificationen das Gesetz der Einheit erhalten muß, um auf das satyrische Gedicht anwendbar zu seyn, ist bey weitem nicht aufs reine gebracht. In den feynvollenden Volksgesängen ist der Satyriker ganz aus seiner Spüre herausgegangen. Er ragt sich hören, daß man die von ihm so treffend gelehrte Kunst, Recepte zu Geistesproducten zu verschreiben, nicht gegen ihn selbst wende. Zu den Jagdliedern S. 279. ist eine übermäßige Dosis von Trarars, Husta, Horra, Hallo, Hoho, u. f. w. verbraucht worden; und zwischen diesen körnigen Interjectionen scheint die eigentlich artistische Sprache nur Nebenwerk zu seyn.

Einfachheit und Wahrheit des Gedankens empfehlen die Epigramme in Dithchen von *Knebel*; besonders der ewige Frühling giebt eine schöne Lehre. Unter den Beyträgen von Halem scheint uns auch die kürzeren in dieser Form die vorzüglichsten zu seyn. Rec. ist nicht genug von den neugriechischen Sitten und vom Tone der neugriechischen Poesie unterrichtet, um sagen zu können, ob in der *Sittlein*

und in der *Bitterklage bey Kottiken's Tode* von eben dem Jf. das Coitum beobachtet ist; doch würde es Verge, wie folgendes:

O wie bereich ist Natur! Mich erfreuen die ersten Gefühle,
Wie zu der Weia mich freun die kinkenden Tropfen
des Thäues.

an einem andern Orte ohne Aufwand für neuentdeckt genomman haben. Die lyrischen Stücke von Tiedge im vorigen Alm. sind von geringerer Bedeutung, als die im diesjährigen. Das Gedicht *an Isabella* ist eine gefällige Fabel, und wäre noch mehr, wenn es nicht durch Ausdrücke, wie *existiren* und *Glanzer*, entstellte würde. Nur muß man der spöttigen Bildersprache dieses sonst klutzbaren Dichters mehr Haltung und Harmonie wünschen. Von Kl. Schmidt wählten wir etwa nur die *Träume des Alters* als etwas zu nennen, das sich über das ganz Gewöhnliche erhebe. Vergebens hat sich Rec. bemüht, in die Geschichte des *Exeriten* von *Malla* (die, wie man an Ende erzählt, nur eine Vision ist) von *Engelschall* und in dem *Traum auf dem Frauenberge* von *Justi* (beide im A. v. 96) Sinn und verquinsten Zusammenhang zu bringen: es sind in der That *aegri somnia*. Die Erzählung *Palmerine*, (im A. v. 97), ebenfalls von Engelschall, ist zwar nicht von einem Ende bis zum andern bloße Verwirrung der Phantasie; doch wird sie durch keinen Funken wahren Dichtergeistes befeet. Ein lyrisches Gedicht von demselben, *Paphos*, prangt mit Bildern und tönenden Phrasen, alleu sobald diese verhallt sind, hat man Mühe, sich irgend eines Tabalts zu entsinnen. Eben das gilt in geringerm Grade von den *Inseln der Seligen*, von *Mausa*. Die Sprache ist rein, der Versbau fließend, aber der ganzen Darstellung hangt eine gewisse Unmacht an, und der Hauptgedanke (wenn das Gedicht anders einen hat) tritt nicht mit Klarheit und Bestimmtheit hervor. Wenn er es that, würde wahrscheinlich offenbar werden, daß er falsch ist.

Couz, der sonst andern Vorbildern zu folgen pflegt, hat zu einer langen Erzählung (im A. v. 97.) der *Philosoph*, den Stoff von Voltaire, Manier und Ton von Wieland geborgt. Das prosaische Original, das kurz, munter und geistreich ist, hat unter seinen Händen sehr verlohren. Was die Nachmachung im Vortrage betrifft, so halte man z. B. die ersten Stenzen mit dem Anfang von Musarion zusammen, und man wird eine Aehnlichkeit finden; freylich eine solche, wie zwischen der Schönen auf dem Kupferstiche S. 260. und der Magdalens von Battoni, womit sie im Gedicht verglichen wird. Man trifft in diesen Blumenclefen noch auf vielerley andre Spuren von Nachahmung: einem lyrischen Vergleichen, das man nicht immer so leicht handgreiflich beweisen, als mit Zuverlässigkeit wahrnehmen kann. Indessen ist Rec. nicht bei etwas so starkes in dieser Art vor gekommen, als die Nachahmung des altgriechischen Balldichtens, reichlich mit Reminiscenzen aus Bürgers untermischt, in einer Menge Romanzen von einem gewissen *Pape*. Sie sind meistens mit *refrains*, *sans rime et sans raison*, verbrüht;

brämt; (man sehe z. B., wie im A. v. 96 S. 190 u. f. die Zölle *im ganzen weiten Italienischen Land*, in jeder *Sisphie* wiederzukehren gezwungen wird.) die Personen sterben darin häufig aus heiler Haut, und zum Ueberflusse ist über diese angeblich altfränkischen Gedichte eine Brüh der neumodigsten Empfindeley ausgegossen.

Sonst enthalten beide Almanache noch eine beträchtliche Anzahl von Gedichten, deren wir, ihrem Werth nach, gegen die uns vorgezeichneten Schranken, gehalten, nicht besonders erwähnen können.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART, in der akad. Buchdr. und TUBINGEN, b. Cotta: Taschenkalender auf das Jahr 1796, für Pferdliebhaber, Reiter, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgesetzte großer Stallhöfe. Herausgegeben von F. M. F. Freyherrn von Bömwinghausen von Walmerode. Mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Jahrgang giebt den vorherigen an Reichthigkeit nichts nach. Die 12 Monatskupfer find Abbildungen von englischen Kutschpferden mit Geshirren von verschiedener Art, nach dem neuesten Geschmack; auch sind 3 Kutscher und 2 Postillons in ihrer englischen Kleidung vorgestellt. Die Pferde sind nach Kupfern, die der Herausg. aus London erhielt, gestochen und gut gerathen. Der Biographie des Hn. Kerling, Oberhofpferdarztes zu Hannover, ist dessen sehr wohlgetroffenes Bildniß in Kupfer beygefügt. Der Artikel *Pferdekunfts und Wartung* enthält: Nachrichten von der Beschaffenheit, Wartung und Fütterung der Pferde in den Ställen des Kaisers von Hindostan. Dieser Aufsatz ist ganz aus Sprengels neuen Beyträgen Band 6. S. 148. entlehnt. Die dort angeführte Quelle dieser und anderer indischen Nachrichten ist das *Ajin Akshery*. Dies anzuführen war für viele Leser nöthig. Vor allen aber hätte der Herausg. bemerken müssen, daß dort nicht von neuen Zeiten, sondern von den Einrichtungen des kaiserlichen Hofes, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, oder unter der Regierung Kaiser Akbar des Großen die Rede ist. Jetzt, da die Sonne des Hauses Timur in Hindostan längst untergegangen ist, ha-

ben alle diese Einrichtungen, wenigstens seit vielen Jahren aufgehört, und der letzte Kaiser, Scha Allum, mochte 1793, wie die Kobillas seinen Palaß abermals auspländerten, kaum dreißig Pferde in seinen Ställen haben. Noch müssen wir bemerken, daß in dem Almanach S. 34. Z. 6. von unten statt westlichen Gebirgen, nördlichen gelesen werden muß. — *Pferdezucht*. Ein kurzer Aufsatz handelt von den wilden Gestürten und der Behandlung der Pferde in Paragwai und Chili. Von einer großen Anzahl wilder Pferde, die jetzt eine Ebene von 200 Meilen bedecken, sollen 7 Stück Pferde, die die Spanier mit ins Land gebracht haben, die Stammaltera seyn. Daß die Pferde, die ein jeder sich zueignen kann, der sie fangen will, dort in geringem Preise find, ist sehr glaublich. An Dauerhaftigkeit zu großen Reisen seht es zwar diesen Pferden, und müssen hierzu deren immer einige auf relais gestellt werden; dagegen sollen sie aber sehr geschickt seyn, die steilsten Berge auf und abzulaufen. Ein schöner Schweiß wird als die größte Zierde angesehen, und der Niedrigste würde sich schämen, auf einem gestützten Pferde zu reiten. *Pferdearzneykunst*: enthält 1) eine kühlende Purganz, 2) ein blutstillendes Mittel, 3) ein zertheilendes Mittel, 4) eine seifenhafte Einreibung, nebst Anmerkungen. *Reiskunst*: betrifft bloß den jetzigen Zustand der Reiskunst zu Altdorf bey Nürnberg.

Der Artz: *Fuhrwesen und Equipagen*, liefert die Beschreibung von zwey neuerfundnen Wagen in England. Vom dem ersten sind die Brüder Georg und William Symington die Erfinder. Er wird bloß durch eine Dampfmaschine, die mit sehr wenigen Steinkohlen auf 24 Stunden unterhalten werden kann, in Bewegung gesetzt, und von einem Menschen dirigirt. Dieser Wagen hat vier Räder, kann eine Last von 16 engl. Centner führen, und läuft in einer Stunde 2 deutsche Meilen. Der zweyte ist im J. 1793 in London für den Prinzen Wallis verfertigt worden. Man kann in wenigen Minuten ein Zimmer mit einem Beß daraus machen, und soll, wo in Lagern oder im Freyen übernachtet wird, zur Bequemlichkeit dienen. Der Herausg. hofft künftig die Zeichnung hievon mittheilen zu können. Das *Atterley* von Pferden enthält manches, was die Pferdliebhaber interessieren wird. Das Verzeichniß der jetzt lebenden Stallmeister, Pferdeärzte etc. ist fortgesetzt.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Menschung u. Leipzig*, b. Wagner u. Comp: *Menschenstuden* in Erzählungen aus der wirklichen Welt, von L. F. Schmidt. Erstes Bändchen. 1795. 126 S. 8. Unter den Rubriken von sieben Tugenden, (Einigkeit, Frömmigkeit, Barmherzigkeit, Enschlossenheit, Freymüthigkeit, Erbarmen, Dankbarkeit) hat der Vf. erst eine Ermahnung zu ihrer Ausübung veranlaßt, und dann zur Erläuterung der allgemeinen moralischen Sache kürzere Exempel und

längere Erzählungen aus der alten und neuen Völker- und Menschengeschichte, auch Anekdoten aus dem Privatleben unbekannter Personen beygefügt. Die voranstehenden Ermahnungen sind meistens rednerische Lobsprüche von der Vortrefflichkeit und Nützlichkeit der einzelnen Tugend; der Ton der Erzählung in den mehr und minder bekannten, merkwürdigen und geringfügigen Beyspielen, hat auch nichts Vorzügliches.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. Januar 1797.

PHYSIK.

LONDON, b. Vf., gedr. b. Hindmarsh: *Lectures on natural and experimental Philosophy, considered in its present state of improvement*, describing in a familiar and easy manner the principal Phenomena of nature, and shewing that they all cooperate in displaying the Goodness, Wisdom and Power of God. By George Adams, mathematician instrument maker to His Majesty, and optician to His Royal Highness the Prince of Wales in five Volumes, the fifth Volume consisting of the Plates and Index. 1794. gr. 8. Vol. I. 548 S. Vol. II. 561 S. Vol. III. 579 S. Vol. IV. 572 S. Vol. V. 39 Kupfertafeln u. 44 S. Index. (10 Rthlr.)

In der Vorrede erklärt sich der Vf., der bekanntlich schon im vorigen Jahre mit Tode abgegangen ist, über die Veranlassung zu diesem Werke, und den Plan, nach welchem dasselbe bearbeitet worden. Vor ungefähr 25 Jahren habe er sich eine kurze Zeit in Frankreich und in der Schweiz aufgehalten, und sey schon damals ein Augenzeuge gewesen, mit welchem Eifer einige Gesellschaften sich bemüht hätten, unter dem Deckmantel der Philosophie, gewisse der bürgerlichen Ordnung und Ruhe zuwider laufende Grundsätze zu verbreiten, und das Lesen solcher Schriften zu befördern, welche das Ansehen der geoffenbarten Religion herabwürdigten. Die Werke dieser Scheinphilosophen gäben schon zu erkennen, daß ihr ganzes Naturstudium nur dahin abzwecke, den Geist zu verwirren, und ihn in dem Unglauben an alles, was das Auge nicht sehen, und die Hand nicht fühlen könne, zu bestärken, unsern Glauben an Moses und die Propheten, und die Thatfachen der geoffenbarten Religion lächerlich zu machen. Schon damals sey er mit dem Gedanken umgegangen, daß zu Steuerung so schädlicher Grundsätze ein Unterricht in der Naturlehre nützlich seyn möchte, worin mehr als bisher geschehen ist, der menschliche Geist auf die hohen Zwecke der Schöpfung und unsers Daseyns, und auf die sichtbaren Fingerzeige eines unendlichen und allgütigen Wesens bey der Anordnung der Körperwelt hingeleitet, und gegen die Trugschlüsse geschützt werden möchte, wodurch jene Philosophen den Geist zu verwirren, und Ungemach über die Menschheit zu verbreiten suchten. Den Plan zu einem solchen Werke habe er schon damals angelegt, und auch Materialien dazu zu sammeln angefangen, doch sey er nicht A. L. Z. 1797. Erster Band.

eher mit vollem Ernste an die Bearbeitung derselben gegangen, als bis er bemerkt habe, daß jene Philosophie auch in seinem Vaterlande angefangen habe, sich zu verbreiten, ja wahrscheinlich sogar Leute von Republicanern befolget seyen, die Grundsätze derselben annehmlich zu machen, und dadurch sein Vaterland mit derjenigen Gefahr zu bedrohen, wodurch Frankreich eine Scene des Jammers und Elends geworden sey. Seine Absicht sey also, zu zeigen, daß jene Philosophen keine Freunde der Menschheit seyen, wahre Philosophie vielmehr dahin abzwecke, die Menschen zu beglücken — *whereas the modern philosophers make it the ornament of folly the badge of infidelity, the road to anarchy and rebellion u. i. w.* Ohne uns darauf einzulassen, ob die Gefahr, die der Vf. für sein Vaterland besorgte, von solcher Erheblichkeit war, um den modern philosophers überhaupt (denn welche eigentlich gemeint sind, darüber erklärt sich der Vf. nicht deutlich) den Text so sehr zu lesen, als in diesem Buche geschehen ist, und ohne zu untersuchen, ob gerade jene modernen Philosophen die französische Revolution bewirkt haben, und Ordnung im Staate nicht auch ohne den uneingeschränkten Glauben an manche in die geoffenbarte Religion hineingebrachte Ungereimtheiten bestehen könne, zweifeln wir doch sehr, daß das gegenwärtige Werk zu mehr als einem bloßen Unterrichte in der Naturlehre wird dienen können, und der große Zweck, den sich der Vf. vorgesetzt zu haben scheint, die modern philosophers zu bekehren, je werde in Erfüllung gehen, da diese bekanntlich mit so alltäglichen teleologischen Betrachtungen, dergleichen so häufig in diesen Buche vorkommen, sich nicht befriedigen lassen. Auch ist Hr. A. lange nicht genug Philosoph und Kenner philosophischer Systeme (als Künstler schäzzten wir ihn unendlich hoch) um beurtheilen zu können, was für oder wider diejenigen streitet, denen er den Namen der Scheinphilosophen ertheilt. Wir wollen indessen die gute Absicht des Vf. nicht verkennen, und sehr gerne zugehen, daß ihm ein Buch, wie das gegenwärtige, vollkommen hienreichend mag geschienen haben, dem Unheile vorzubeugen, welches er von denjenigen Philosophen befürchtet, die in religiösen Dingen, nicht alles so consequent, wie er, finden können. Die Lehren der Physik, besonders die zur Mechanik, Optik und Astronomie gehörigen, sind deutlich und gründlich abgehandelt; doch ist der Vortrag mit zu häufigen Wiederholungen überladen. Mit dem chemischen Theile sind wir weniger zufrieden, nicht weil der Vf. noch großentheils

der Lehre vom Phlogiston zugethan ist, sondern weil er den Leier durch Einwürfe gegen das neue System einzunehmen sucht, die gewissermaßen schon veraltet und widerlegt sind, und Sätze für die Existenz des Phlogistons aufstellt, welche selbst von den Verteidigern desselben nicht mehr für gültig genommen werden. Hieher rechnen wir mehrere der Kirwanischen, de Lucischen und Wieglebschen Einwürfe gegen das neue System, und Behauptungen für das alte, woraus erhellt, daß der Vf. in Ansehung des pro und contra selbst nicht vollkommen orientirt gewesen ist. Wenn er also z. B. Vol. I. S. 491. sagt: „*nothing indeed could be more convenient for the antiphlogistic chemists, than their ideas of the composition of water; for as this fluid exists, more or less in almost all bodies, and in almost every chemical operation, and as it is, according to their theory, supposed to contain an inflammable principle, nothing could be more easy to account for all the phenomena, before imputed to phlogiston, than by substituting for this old inflammable principle, the new inflammable principle of water.*“ so sieht man doch offenbar, daß der Vf. bey diesem Ausdrucke gar nicht überlegt hat, was für eine unbedeutende Rolle das Hydrogen der neuern Chemiker gegen das Phlogiston der alten spielt, und in wie wenigen Fällen man das Hydrogen braucht, wo hingegen das allmächtige Phlogiston überall für nothig erachtet wurde. Wenn ferner der Vf. behauptet, daß bey der Zersetzung der Lebensluft, und der inflammablen, zum Vorschein kommende Wasser werde von vielen Philosophen auch nur für abgetheilt gehalten, so find diese Philosophen doch nur die wenigen, welche dem Hn. de Luc nachbeten, und welche so wenig, wie er, durch eine Thatfache erweisen können, daß das Wasser nur allein die ponderable Basis aller Lustarten sey, da im Gegentheil dies eine Hypothese ist, welche nicht nur einer Menge von Erscheinungen widerspricht, sondern auch um nichts einfacher ist, als wenn man jeder Lustart eine eigne ponderable Basis giebt, und das Wasser aus den ponderablen Grundstoffen der Lebensluft und der brennbaren zusammenfetzen läßt. S. 505. Vol. I. hat der Vf. einen Auszug aus Wieglebs Abh. vom Phlogiston (v. Crells Annalen 1791. 11tes Stück) mitgetheilt. Die Einwürfe, welche W. gegen das neue System gemacht hatte, muß der Vf. für sehr wichtig gehalten haben, und doch ist gewiß, daß die meisten jetzt gar nicht mehr Statt finden können, so wie denn auch mehrere Behauptungen in dem phlogistischen Systeme, selbst von denen, welche sie aufgestellt hatten, wieder zurückgenommen worden sind, z. E. daß die Luftsäure aus den Kohlen nur abgetheilt werde — daß das Phlogiston ein absolutes Bestreben habe, sich von der Erde zu entfernen, welche negative Schwere des Phlogistons Ht. Wiegleb sogar mißverstanden hatte, daß er sie mit specifischer Leichtigkeit verwechselte, und sich also in dem irrt, wovon eigentlich die Rede war. Vol. II. S. 26 ff. sucht der Vf. nach Hn. de Luc den Satz in der Physik annehmlich zu machen, daß alle Operationen, wobey

sich flüssige Säuren bilden, nur darin beständen, daß Wasser sich mit gewissen unwägbaren Substanzen, als eben so viel unterirdischen Grundtheilen der Säuren, verbinde, und alle flüssige Säuren nur als abgetheilete Körper betrachtet werden müßten. Schwefel bestehe z. E. aus Wasser, Phlogiston, Feuer und einer eigenthümlichen aber imponderablen Säurebasis, vielleicht auch noch aus vielen andern uns unbekannten Ingredienzen, die Lebensluft hingegen aus Wasser Feuer und einer gewissen imponderablen Substanz, welche die Eigenschaft habe, bey einer gewissen Temperatur sich mit dem Phlogiston des Schwefels zu verbinden, und aus demselben zu entwickeln, da denn die Schwefel- oder Virriolensäure aus dem zurückbleibenden Wasser sowohl des Schwefels als auch der Lebensluft, und jener imponderablen Säurebasis gebildet werde. Auf gleiche Weise beständen nun auch die Alkalien, die Oele, der Weingeist und mehrere andere Flüssigkeiten, nur aus Wasser, und solchen unwägbaren Substanzen, und wenn solche Flüssigkeiten in feste Körper übergingen, so geschähe nichts, als daß nur die Flüssigkeitswärme entweiche, alle festen Salze hätten also auch nur das Wasser zu ihrer ponderablen Basis, und die imponderablen Substanzen machten den eigenthümlichen Unterschied jener Salze. Diese sehr gewagten Sätze werden zum Theil aus den Versuchen über das Gefrieren des Wassers und der mit Wasser geschwachten Säuren, welche Hr. M'Nab zu Albany in der Hudsonsbay angestellt hat, gefolgert, wir wollen aber diesen loben, der sich durch diese Versuche von der Nothwendigkeit der Annahme solcher imponderablen Stoffe überzeugen kann. Noch weniger sehen wir ein, was diese Versuche gegen die antiphlogistische Lehre beweisen sollen, da sie sich sehr gut aus den verschiedenen Verwandtschaften des Wärmefflosses gegen die mehr oder minder mit Wasser gelchwächten Säuren begreifen lassen, und gar nicht das geheimnißvolle enthalten, was Hr. de Luc und Adams darin finden. Freylich kann man mit solchen imponderablen Stoffen (wie ehemals mit den *qualitatibus occultis*) alles mögliche in der Physik antögen, die Erklärungen danach modeln, wie mau es einer Lieblingshypothese am angenehmsten findet, und sie zu einem trefflichen Schlupfwinkel gebrauchen, wenn man sich durch Inconsequenzen in der Enge fñhlt. Aber einer Lehre, worin so viel willkührliches ist, als in der *Wasserchemie* des Hn. de Luc, und welche noch viel schlimmer ist, als die alte Lehre vom Phlogiston (die so bescheiden ist, sich doch nur mit einem einzigen imponderablen, nicht in die Sinne fallenden Dinge zu begnügen) sollte man in einem Lehrbuche der Physik keinen solchen Ansehn der Wichtigkeit geben, als wenn sie sogar andere Theorien verdrängen würde, von denen doch erwiesen werden kann, daß sie mehr Simpliciter in den Erklärungen verständen, und sich auf Erfahrungen gründen, die man nur nicht muthwilliger Weise verdröhen muß, wie Hr. de Luc und seine Anhänger so sehr gewohnt sind. Hr. Adams hatte auch die mannichfaltigen Lücken und willkührlichen

lichen Behauptungen in Hn. de Lucs Theorie bemerkbar machen sollen, da er sich überall so anlegen lassen, der antiphlogistischen Lehre Inconsequenzen aufzubürden. Aber was Hr. de Luc sagt, ist ihm Orakelspruch. Doch einem Manne, wie Hr. Adams, der als Künstler so viel Achtung verdient, kann man es allenfalls verzeihen, wenn er sich durch Sätze blenden läßt, die von einem im chemischen Theile der Naturlehre ihm so weit überlegenen Manne herkommen, und dem man wenigstens in England noch nicht sehr widerprochen hat. — In vielen Vorlesungen laßt der Vf. andere Schriftsteller reden. So ist z. B. die *method of reasoning in natural philosophy* in der XIV Vorlesung aus Bacons Organon, und in der XIV die physikalische Astronomie aus Robisons *outlines of mechanical philosophy* genommen. Auf gleiche Weise sind sehr häufig *William Jones physiological disquisitions*, de Lucs und andere Schriften benutzt worden. Zum Beschluß wollen wir nun noch einiges aus den Vorlesungen des Vfs. auszeichnen. Die Elasticität, welche die Luft beim Zusammendrücken ansetzt, könne gar wohl auch daher rühren, daß sich zwischen den Lufttheilchen eine feinere Flüssigkeit befinde, welche beim Zusammendrücken durch die Gefäße gehe, beim Nachlassen des Drucks sich aber wieder zwischen die in dem Gefäße zurückgebliebenen Lufttheilchen beuge, und sie aus einander treibe — das merkwürdige Hängenbleiben des Quecksilbers an dem obern Ende eines so eben gefüllten, aber wohl ausgekochten Barometers, scheint dem Vf. noch die Gegenwart einer andern Flüssigkeit, als die der Luft, darzuthun. In der Vorlesung über das Wesen der Materie erklärt sich der Vf. für die *Atomistische* Lehre, doch erwähnt er auch des *dynamischen* Systems, vermöge dessen die Materie in anziehenden und abstoßenden Kräften einzelner Punkte des Raumes bestehen, oder eigentlich durch solche Kräfte erst als möglich soll gedacht werden können. Einwurfe gegen dieses System nach Hn. de Luc, aus dessen *lettres phys. et morales etc.* (nicht hinlänglich, die Schwierigkeiten ganz auseinander zu setzen. Aber was das dynamische System vor dem atomistischen voraus hat, zeigt der Vf. auch nicht deutlich, so daß die Leser in beiden Systemen hinlänglich orientirt würden.) Anziehung und Zurückstoßung sind dem Vf. keine Grundeigenschaften der Materie. Wenn die Anziehung eine solche wäre, woher käme es, sagt der Vf., daß sie in Körpern erweckt, auf einige Zeit aufgehoben, oder gar zerstört werden könne? (Darauf läßt sich doch wirklich sehr leicht antworten.) — Daß das Gewicht der Körper in dem Verhältnisse der Massen stehe, sey in der Physik ein übereilter Schluß (doch nicht so übereilt, wenn der Vf. dasjenige zusammen erwägt, was über die negative Schwere des Phlogistons geflitten worden ist, und wie schön jene Voraussetzung in den Formeln der höhern Mechanik mit der Erfahrung übereinstimmt.) — In der Lehre von der beschleunigten Bewegung wird eine Beschreibung der Atwoodischen Fallmaschine gegeben, und ihr Gebrauch durch Beispiele erläutert. Da diese Maschine noch nicht sehr bekannt

geworden ist, so wird es den Lesern angenehm seyn, hier eine Beschreibung und Abbildung derselben zu finden. — Ueberall giebt der Vf. Anwendungen der vorgetragenen Lehren, z. E. In der Lehre von der Luft 9 Vorschriften das Rauchen der Camine zu verhindern. Die Kupfer zu dem gegenwärtigen Werke sind durchaus sehr schön, und machen den V Band desselben aus. Sie geben eine so deutliche Abbildung des größten Theils eines physikalischen Apparats, daßs Künstler allenfalls darnach arbeiten können. Auch enthält der V Band ein Register über das ganze Werk.

MATHEMATIK.

EISENACH U. HALLÉ, b. Gebauer: *Der Mathematiker oder complete Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Geometrielehre.* 1796. Heft 1 — III. 296 S. 8. (a 6 gr.)

Die gegenwärtigen 3 Hefte enthalten nach einer kurzen Uebersicht der Ordnung, in der die verschiedenen Theile der Mathematik in dieser Bibliothek behandelt werden sollen, erstlich die Vorkenntnisse vom Begriffe der Mathematik überhaupt, ihren verschiedenen Theilen, und der ihr eigenthümlichen Methode, dann die ersten Gründe der allgemeinen Mathematik und die Arithmetik. Der Vf. unterzeichnet sich V — t. Was hier von der mathematischen Methode gesagt wird, ist größtentheils nach Kälner. Doch wird auch Kants Bestimmung des Eigenthümlichen dieser Methode beygefügt; nämlich, daßs das Wesentliche derselben eigentlich darian bestehe, nicht wie in der Philosophie *discursiv*, sondern *intuitiv* zu verfahren, nicht aus Begriffen zu *schließen*, sondern *vielmehr Begriffe zu construiren*, d. i. sie in der Anschauung, und zwar in einer von aller Erfahrung unabhängigen Anschauung a priori, darzustellen. Die Arithmetik ist gründlich und ordentlich vorgetragen. Die Beweise werden allgemein durch Buchstaben geführt. In der Lehre von den entgegengesetzten Größen ist verschiedenes deutlicher als bisher bestimmt; doch erinnert sich der Rec. nicht, daßs ein gründlicher Mathematiker gesagt hätte, + 3 multipliciren mit + 2 heiße Vermehren mit Vermehren, und + 3 multipliciren mit — 2 Vermehren mit Schädlen multipliciren. Etwas so sinnloses kann keinem Mathematiker einfallen, und nur von gemeinen Rechenmeistern kann hier die Rede seyn, die so auch Thaler mit Ellen multipliciren. Der Ausdruck §. 205., daßs nämlich Decimalbrüche, welche mit unendlich vielen Decimalkleinen fortgehen, *unendliche Decimalbrüche* genannt werden, ist wohl nicht sehr glücklich. Die gewöhnliche Definition des Dividends, nämlich daßs a mit b dividiren so viel heiße, als finden, wie vielmals b in a enthalten sey, oder wie vielmals b von a abgezogen werden könne, sey viel zu euge. Sie gelte bloß für den Fall, wenn der Dividend und der Divisor beide *Zahlen* sind, dagegen passe sie schon für den Fall nicht, wenn

eine besondere Größe (eine genannte Zahl) z. E. 6 Pfund mit einer bloßen Zahl, z. E. 3, dividirt werden solle, weil man nicht fragen könne, wie oft die Zahl 3 überhaupt in 6 Pfunden enthalten sey. (So hat ein Mathematiker auch nie gefragt.) Aber in der reinen Mathematik, wo Zahlen bloß in abstracto genommen werden, kann jene Definition des Dividirens immer gebraucht werden, auch gründet sich darauf die ganze Operation selbst, nämlich daß man den Quotienten durch einen wiederholten Abzug des Divisors, oder dessen Vielfachen, vom Dividendus, erhalte. Dafs aber der Vf. diese Definition bey der Anwendung auf genannte Zahlen zu enge findet, ja sie sogar für logisch unrichtig erklärt, ruht daher, weil ihm das Dividiren ein bloßes Eintheilen ist. Er will das keine Division nennen, wenn man fragt, wie oft stecken 3 Pfund in 6 Pfund. Nur das soll Dividiren seyn, wenn man nach dem 3ten Theile von 6 Pfund frage. Uebrigens sieht man leicht, dafs beide Fragen, Himmelsweit von einander unterschieden sind, wenn sich gleich zeigen läßt, dafs ihre Auflösung einerley arithmetische Operation, nämlich diejenige, welche in der reinen Arithmetik von abstracten Zahlen gelehrt worden ist, erfordert. Deswegen aber die gewöhnliche Erklärung der Division zu enge und logisch unrichtig zu nennen, weil sie nicht auf die Erklärung des Vf. paßt, (denn freylich kann niemand 6 Pf. durch

3 Pf. theilen,) scheint uns eine kleine Uebereilung zu seyn, denn man konnte ja auch von des Vf. Erklärung der Division sagen, dafs sie zu enge ist, weil sie nicht auf die gewöhnliche paßt. In eben dieser Erklärung, die der Vf. vom Dividiren giebt, liegt der Grund, warum er auch die gewöhnliche Definition des geometrischen Verhältnisses, dafs man nämlich durch die Division untersuchen solle, wie groß eine Größe in Vergleichung einer andern sey, für ungerecht erklärt, welche Ungerechtigkeit aber wegfällt, sobald man die Division in dem gewöhnlichen Sinne nimmt. Dafs übrigens Rechenmeister die Bemerkung nützlich ist, Verhältnisse und Quotienten (Exponente der Verhältnisse) nicht mit einander zu verwechseln, bedarf keines Beweises. So ist auch §. 356. für diejenigen wichtig, welche noch Pfunde mit Thalern multipliciren. Wenn man aber diesen Paragraphen anfängt zu lesen, so sollte es scheinen, als wenn Mathematiker sich bisher so arg veründigt hätten. Freylich bedient man sich auch in der Geometrie des Ausdrucks, Grundlinie mit Höhe multipliciren, eine Fläche mit einer Linie dividiren u. dgl. Das sind aber nur Ausdrücke, deren man sich der Kürze wegen bedient. Es kann indessen nicht faden, schon in der Arithmetik, die Bedeutung solcher Ausdrücke zu erläutern. Dahin gehören auch die Bemerkungen des 38sten Paragraphs.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogia. Magdeburg: Jahrbuch des Pädagogiums zu L. Frauen in Magdeburg. 5tes St. Herausgegeben von G. S. Röper, Propst und Schuldirektor. 1796. 92 S. gr. 4. (4 gr.) Der Herausg. und der Hr. Rec. Delbrück fahren fort, Aebensheit von der Verwaltung ihres Amtes, vor ihm Einrichtungen und Lehren, und von dem, was sich im Pädagogium zugegetragen hat, durch dieses allen Schulanstalten zur Nachahmung zu empfehlende Jahrbuch zu geben. Der erste Aufsatz von Hn. Röper ist überschrieben: *Ueber unsere Einrichtung in Abticht der Privatschulen unserer Zöglinge*, und enthält sehr wahre Bemerkungen aus der Fülle einer langen Schulerfahrung. Alles kommt darauf hinaus, dafs man jungen Leuten in Schulen und Erziehungsanstalten nicht auf einmal alles Geld in die Hände gebe, was sie zu ihren Bedürfnissen brauchen; dafs man ihnen anfangs nur ein Taschengeld zu freyer Disposition zutheile, und ihnen dann allmählich und in gehörigen Abtheilungen, so wie sie sich durch gute Wirtschaft dessen würdig machen, mehr Geld anvertraue, und zuletzt, wenn sie schon als Schüler so verständig werden, ihre ganze Kasse überlasse. Nr. 2 von Hn. Delbrück: *Beispiele einer analytischen Methode bey dem grammatischen Unterrichte im Griechischen* ist auch in einem besondern Abdruck im Kalkschen Verlage zu haben. Der analytische Weg, den der Vf. einschlägt, führt gemäß zu einer gründlichen und tief eindringenden Kenntniß der

Sprache, setzt aber auch viel Nachdenken von Seiten der Lernenden voraus. Sehr eigenhümliche und helle Ansichten gewährt die neue Einteilung der Sprachlehre in einen *musikalischen* und einen *philosophischen* Theil, die vorzüglich bey der griechischen Sprache, welche wahre Musik ist, sehr wohl angewendet seyn möchte. Nur fühlte hier zur Deutlichmachung dieser Idee aus dem Schema der griechischen Sprachlehre. I. *Musikalischer Theil* oder Lehra von den *Wörtern*. A. Bestandtheile der Wörter oder Buchstaben. 1) das Alphabet, 2) Scheidung desselben in Vocale und Consonanten, 3) musikalische Kunstwörter derselben, 4) abkürzende Schriftzeichen, 5) musikalische Zeichen der Aussprache. a) Spiritus, b) Accentuirung, c) Interpunctionszeichen. B. Formen der Wörter. 1) Zwey Hauptformen, Declination und Conjugation, 2) musikalische Regeln bey Bildung der Formen. II. *Philosophischer Theil* der Grammatik oder Lehre von den *Wörtern*, Syntax. 1) *Partikeln*, a) die sich auf Declinationen beziehen, *Propositionen* b) die sich auf Conjugationen beziehen, *Coniunctionen* formae et sententiae, *Adverbia*, c) auf declinations- und conjugationsfähige Wörter, *Copulae*. 2) *Sprachgebrauch*, a) philosophischer oder allgemeiner, b) idiomatischer. N. 3. ist eine Rede an die abgehenden Zöglinge, und N. 4. Nachricht von den Veränderungen, Censuren und Verwendungen im Schuljahre von Oken 95 bis dahin 96, beides von Hn. Delbrück.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnenabends, den 14. Januar 1797.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in d. Weidmannisch. Buchh.: *Der Geschichte Schweizerischer Eidgenossenschaft. Drittes Buch durch Johannes Müller. Dritten Theils erste Abtheilung. 1788. Zweyte Abtheilung. 1795. XXVIII u. XX und 727 S. 8.*

In der ersten Abtheilung dieses Bandes findet man die Geschichte des Einflusses, welchen die Kirchenverfälschung zu Costanz, vorzüglich die Aechterklärung des Herzogs Friedrich von Oestreich-Tyrol, auf den schweizerischen Bund hatte u. s. w.: in der zweyten beginnt dann die Darstellung des bürgerlichen Krieges, welcher aus der Vergrößerungssucht entsprang, die eine Folge von den unerwarteten Eroberungen einzelner Eydgenossen war. Das Glück der schweizerischen Waffen, anfangs den alten Feinde gefährlich, ward verderblich für eidgenössische Tugend und Einfalt, und der Partheygeist brachte den Bund mehr als einmal an den äußersten Rand des Abgrundes. Folgte auf diese Periode nicht Zeiten, deren Charakter die Wahrheit des schönen Bildes beweist, dessen sich der Vf. vom Geist und Schickel der Eidgenossenschaft bedient, „die einem Alpenstrom gleicht, der wild herunterfällt aus dem Gebirg, Tannen, Felsen, Land und Hütten das hohe Thäler herabstreichend fortstreift, in einen stürmischen See tritt, alsdann hervor durch lachende Fluren besfruchtend und sanft, in blumigen Wiesen und an den Mauern ruhiger Städte sich schlängelnd verweilt, bis der nützliche, erquickende Fluß nach längern oder kürzern Lauf (wie die Nationen früh oder spät alle in Vernichtung) in das Meer tritt:“ hatte der Vf. von der Periode der bürgerlichen Unruhen und des Verfalls des edlen Gemeinwesens nur den Blick in die Vergangenheit voll Eintracht und keine Kunde von der Zukunft gehabt: so würde die Aehnlichkeit noch weit größer gewesen seyn, die unstreitig zwischen ihm und Tacitus ist, mit welchem man ihn häufig, wenn gleich mehr nach einem dunklen Gefühl, als deutlicher Einsicht, zusammenge setzt hat.

Nicht die Kürze des Ausdrucks, oder die Fülle und Vollständigkeit der Gedanken, nicht die sorgfältige Wahl der einzelnen Züge, aus welchen ein Gemälde zusammenge setzt ist, auch nicht die außerordentliche Gewalt, mit welcher beide Schriftsteller ihre energische Phantasie unter die Regeln der Historie gezwungen und ihre tiefe Abstraction zu denselben erhoben haben, verschaffen uns das Recht, den Vf. des gegenwärtigen Werkes den Tacitus unter den Neuern

zu nennen; denn auch andre Geschichtschreiber haben sich in diesen Eigenschaften den Römern mehr oder weniger genähert. Aber einen Vergleichungspunkt giebt es zwischen diesen beiden erhabenen Geislern, warum man gerade sie als brüderliche Gealen in den Historie betrachten darf; beide haben nämlich einen edlen Patriotismus gleichsam zum Hintergrund ihrer ganzen Darstellung gemacht und dadurch ihrem Stoff Einheit gegeben. Beide verleihen daher auch ihrem Leser, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, einen Charakter, und damit zugleich den großen Vortheil, daß er bey der Betrachtung ihres ganzen Werks eine gleichförmige Grundeinspfindung hat, welche ihn bey allem Wechsel des Gegenstandes und der Darstellung nie eine Beute derselben werden läßt, sondern innerhalb ihrer Sphäre so frey als möglich erhält.

So wie hierin die charakteristische Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Geschichtschreibern besteht, entspringen die vornehmsten Verschiedenheiten zwischen ihnen aus der charakteristischen Unähnlichkeit ihres Stoffes, daß der Römern den seigenen nur mit der Bitterkeit und Wehmuth des Patrioten, der Geschichtschreiber des helvetischen Bundes aber seine Materialien mit froher Vaterlandsliebe verarbeiten konnte. Deshalb giebt jener unsrer Seele die Erhabenheit der Resignation, dieser den erhabenen Muth des Vordringens, jeder zugleich die Verachtung alles Menschlichen, welche uns bey der untergehenden Sonne so oft ereignet, dieser wie bey dem Sonnenaufgang den Entschluß, das Irdische mit uns empor zu reißen. Sicher wirkt also der letzte vortheilhafter in praktischer Rücksicht.

Indessen würde man dem helvetischen Geschichtschreiber Unrecht thun, wenn man diesen Vorzug einzig auf die Beschaffenheit seines Stoffes rechnen wollte; denn sehr viel davon gebührt der hellern Philosophie, die ihm vorleuchtet. So vortreflich die individuellen Maximen und allgemeinen Betrachtungen sind, welche wir im Tacitus finden, verräth es selbst schon die Manier, in welcher sie vorgetragen sind, daß es ihrem Urheber an einem Standpunkte fehle, welcher bestimmt und hoch genug war. Ohne einen solchen werden gerade die Geister, welche am tiefsten in die Historie eindringen, ihr die traurigste Ansicht abgewinnen, und schon aus diesem Grunde wurde, auch ohne jene Beschaffenheit seines Gegenstandes, der Römern uns nur zur Resignation erheben können. Dagegen verpöht man in dem vorliegenden Werk einen Geist, der in seinen Überzeugungen zu festen, starrkenden, erfreuenden Resultaten gekommen ist, und

uns nicht zwischen Himmel und Erde schwebend erhält. „Welche Veränderung hätte im Tacitus die Aufnahme einer einzigen Lehre der Art und in dem Sinne hervorbringen müssen, wie wir häufig sie hier antreffen, z. B. S. 367. „Die Regel der Natur ist eine unendliche Mannichfaltigkeit in den Formen, Einheit in dem Principium, welches alles umfaßt.“

Die Kraft dieser Philosophie wird nie sichtbar, als wenn der helvetische Geschichtschreiber einen Blick auf das Schicksal der Menschheit überhaupt, die Entstehung von allgemeinen politischen Instituten wirft. Wie Tacitus seiner Darstellung dadurch einen besondern Reiz giebt, daß er Episoden über alle bedeutendere Völker der römischen Geschichte einverleibt, welche beynahe eine Historie der Welt war; so erhebt sein deutscher Nebenbuhler ungemein seinen Gegenstand dadurch, daß er ihn durch große Betrachtung in Verbindung mit der Menschengeschichte, bisweilen mit der grauesten Vergangenheit, bringt. Der gegenwärtige Band wird mit einem Meisterstücke dieser Art eröffnet.

Die Kirchenversammlung zu Costanz ward schon deshalb, weil sie an diesem Orte gehalten wurde, mehr noch als großes Phänomen im Geiste der Zeit überhaupt, besonders aber wegen der Vereinigung zwischen dem Pabst Johann XXII und dem Herzog Friedrich von Oestreich-Tyrol gegen ihre Verhandlungen und wegen der Folgen, welche dieselbe hatte, wichtig in der helvetischen Geschichte. Bey dieser Gelegenheit werden einige Blicke auf die Entzückung, Vorzüge und Nachteile der Hierarchie im allgemeinen und des Pabstthums besonders geworfen, welche einen außerordentlichen Tiefsinn in historischer Nachschau verrathen, wiewohl wir der ersten Hauptidee, die hier geäußert wird, widersprechen möchten. „Als bey Vernehrung der Geschlechter, sagt der Vf., die Vervollkommnung der Nahrungskünste nothwendig wurde, geschah in vielen Ländern, daß alle Geschäfte des Lebens durch gemeine Uebereinstimmung vertheilt wurde; so daß nicht allein jeder die ganze Zeit seines Lebens alle seine Kräfte auf ein bestimmtes Gewerbe richtete, sondern zu eben derselben Bestimmung auch seine Söhne und Enkel bildete. Hiedurch wurden die Familien jeder Nation, wie durch die Bande einer großen Haushaltung, verflochten; keine vernachte der andern zu entbehren; zum großen Zweck des allgemeinen Wohls, daß jeder nach seinem Geschick den mehr oder weniger wichtigen Beytrag. Der priesterliche Orden ist, gleich wie die Krieger, die Bauern, die Hirten, die Kaufleute und alle andre Lebensarten, damals gesondert worden.“ — Es ist uns durchaus kein Volk bekannt, von welchem wir zuverlässig wüßten, daß die Geschäfte des Lebens bey ihm durch gemeine Uebereinstimmung wären vertheilt worden. Bey den Aegyptern, welche der Vf. anführt, waren es Localbedürfnisse, welche ohne weitere Uebereinkunft der Neichen es nothwendig machten, daß die Bewohner einer bestimmten Gegend,

nur ein gewisses Geschäft trieben. War diese Absonderung nachher strenger, als die physische Beschaffenheit des Landes es heischte; so floß dies aus der Politik des regierenden Priesterstandes, der, eingewandert und cultivirt als die ägyptischen Nomaden, schon ursprünglich von diesen geschieden war. Nur von den Israeliten kann man behaupten, daß bey ihnen die Priester durch eine, freylich von Moses erschlossene, Einwilligung der Nation abgesondert wurden; aber dagegen war für die Theilnahme an allen übrigen Geschäften des Lebens, bis auf diejenigen, welche den Leviten angehörten, gar keine Gränze gezogen. Vollig stimmen wir dagegen mit demjenigen überein, was über die Gefährte des priesterlichen Ordens gesagt ist, wie auch mit der Bemerkung, daß das orrügliche Ansehen gewöhnlich so oder anders zwischen Priestern und Kriegern getheilt war. Herrschaft ward nothwendig ein Hauptzug im Charakter von jenen und die Religion verdunkelt, sobald die Dienerin der Politik seyn mußte. Noch mehr verlor sie durch den Lauf der Zeiten, da die Traditionen sich verwirrten und die symbolische Sprache der gottesdienstlichen Gebräuche spätem Jahrhunderten nicht verständlich blieb. „Also war endlich von jenen kaum ein, wie aus der Vorwelt hinüberhallender, Laut übrig. Diese schienen den Weisen dummes Vorurtheil und eigennützigern Betrug; der gemeine Mann that sie den Alten sinnlos nach. Aberglaube und Unglaube theilten die Welt, und es war die Summe der besten Weisheit, über die größten Anliegenheiten menschlicher Natur sich unwissend zu bekennen.“ Mit wenigen großen, tiefschmerzhaften Zügen werden nun die Verhältnisse bey den Juden, einem Volke, dessen Schicksal gewesen ist, nie das zu seyn, was es hatte seyn sollen, und in der damaligen ganzen Welt angedeutet, unter welchen die christliche Religion emporkam, deren Charakter mit jener Kunst geschildert wird, welche unbekümmert um die übrigen Eigenschaften eines Gegenstandes nur diejenigen darstellt, die seine Individualität ausmachen. Der große Nutzen dieser Religion zeigte sich auffallend in den Zeiten unmittelbar nach der Völkerwanderung, welche den Occident in die Gefahr einer solchen Barbarey brachte, wie die, worin unter dem türkischen Zepter alles Große, Gute und Schöne Griechenlands und Afiens verschwunden ist. Die Bischöfe nämlich und andre Vorfekher der christlichen Kirche wußten durch Vorstellungen derselben die nordischen Riesen zu zähmen, und es gelang ihnen besonders deshalb, weil sie einen Mittelpunkt in dem Pabstthum hatten. Nie hat dieses ein schöneres Lob erhalten, als welches nun erfolgt, und in solcher Kürze sind die Ursachen vom Verfall desselben nie so vollständig, als hier entwickelt. „Als die Europäer aus der Kindheit ihres Geistes ins Jünglingsalter übergingen, blieben ihre Lehrmeister zurück, und wollten die Ruthe noch brauchen.“ Das fürchterliche Schisma war eine der vornehmsten unter denselben; es führt zur Geschichte der Kirchenversammlung zu Costanz.

Es war keine leichte Aufgabe, die Geschichte dieses Conciliums hier so darzustellen, dass man eine hinlängliche Idee vom Geiste seiner Verhandlungen erhielt und durch die historische Auflösung befriedigt wurde, ohne sie daran erinnert zu werden, dass hier etwas erzählt sey, welches nicht strenge in die helvetische Historie gehöre. Der Vf. hat mit einer Kunst, die ohne eine solche gedrangte Manier nicht möglich wäre, jener Forderung Gränze geleistet, und dieses vorzüglich dadurch verhindert, dass er die Beziehungen zwischen den Schweizern und den Hauptpersonen der Kirchenversammlung, wo es nur irgend möglich war, hervorhebt. Dadurch ist alles so in einander verwebt worden, dass man kaum irgend eine Nachricht, irgend eine Bemerkung über das Concilium würde weglassen können, ohne den Faden der helvetischen Geschichte zu zerreißen. Es ist für denjenigen, welcher die Geschichte und historische Kunst enthusiastisch liebt, eine große Freude, wenn er sich, indem er bey jedem Zuge, jeder Aeußerung eines vortheilhaften Geschichtschreibers gleichsam auf der Lauer steht, ob sie in dieser Reihe, an diesem Orte nicht überflüssig oder gegen den Vortheil gestellt wird, durch die folgende Darstellung wegen seines Verdachtes beschämt findet. Diese Freude der Bekräftigung ist uns oft bey dem gegenwärtigen Abschnitte zu Theil geworden.

Die Vollziehung der Acht gegen den Herzog Friedrich von Oestreich-Tyrol, welcher dem Papst Johann XXII zu seiner schändlichen Flucht hülfreich gewesen war, konnte man freylich den Eidgenossen am sichersten auftragen, und wenn man den Gewinn von Unternehmungen vorzüglich nach der Erweiterung der Macht abmässt, so konnten sie sich Glück dazu wünschen; denn außer beträchtlichen Eroberungen der Einzelnen erhielten sie jetzt gemeine Herrschaften. Allein wer vergisst nicht den Werth dieser Erwerbungen und jener Vollziehung der Acht, wenn er sieht, dass unter ihr Wirkungen auch jener unselige Geist der Leidenschaft und Vergrößerungssucht gehört, welcher nachher, vereinigt mit der verderblichen Eifersucht von zwey Volksführern und entzündet durch die Tokenburgischen Händel, den ganzen Band dem Abgrunde nahe brachte. Wer da weifs, dass ein solcher bürgerlicher Krieg folgte, möchte nun sogleich vom Schluss der Geschichte der Kirchenversammlung und ihrer unmittelbaren Folgen zur Darstellung derselben fortleiten, und der Geschichtschreiber, welcher die Reihe von Jahren zwischen diese beiden großen Begebenheiten nicht überspringen darf, musz die Ungeduld des Lesers desto mehr in Hinsicht auf diesen Zwischenraum fürchten, je weniger er innerhalb desselben Ereignisse findet, welche dieselbe in zersetzende Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände verwandeln könnte. Zugleich fühlt er die Pflicht, uns eine vollständige Vorstellung von der schweizerischen Eidgenossenschaft zu geben, ehe er uns den Schauplatz dieses so äuszert wichtigen bürgerlichen Krieges führt. Nach den dreyerley gemeinschaftlichen Ver-

hältnissen, welche dieselbe hatte, in sofern sie nämlich an Kirche und Reich gebunden, zur Landwehr vereinigt war und Gemeinherrschaft in gewissen Völkern ausübte, giebt er uns ein Gemälde von ihr, welches durch die Schilderungen einer jeder einzelnen Landesgegen und dessen, was sich jetzt in ihr ereignete, vollendet wird. Diese Darstellung der politischen Verhältnisse nun hat der Vf. mit einem solchen Reichtum an Sitzreizen ausgestattet, so wie er es überhaupt trefflich versteht, dieselben allenthalben mit einer ansehnlichen Unbefangenheit und doch mit der klügsten Berechnung anzubringen, dass auch der ungeduldige wohl fühlt: er müsse hier aufmerksam verweilen, um unterrichtet zu dem Gegenstande zu kommen, welcher seine ganze Erwartung spannt: Vielleicht hat der Vf. nie eine so grosse Glückseligkeit gezeigt, als in diesem unscheinbarsten Abschnitte seiner Historie.

Er wirft dann noch einmal einen Blick auf die alte Einfachheit und Einfalt und auf den Uebergang derselben zu Vergrößerungsgedanken während der Periode, welche wir kaum verliessen. Am wenigsten waren die entferntesten Orte dazu verführt worden. „Die sonst muthigen Hirten folgten, so schüchtern wie ein Jungling, der zum erstenmal der Tugend ungetreu wird, weiterfahrenden Miteidgenossen.“ Dennoch muszte es in einer solchen Republik, bey solchen Gemüthern, wie die der Eidgenossen, schwer halten, ehe ein allgemeiner bürgerlicher Krieg zum Ausbruch kam; sehr verwickelte Rechtsverhältnisse muszten ihn veranlassen, manche Unterhandlungen, manche Versammlungen muszten vergeblich gewesen seyn, ehe Menschen, deren Verfabren so oft zusammen für die gemeinschaftliche Freyheit gegest hatten, die Waffen gegen einander wandten. Dass jene Rechtsverhältnisse hier sehr genau und deutlich entwickelt, die Versuche zur Erhaltung des Friedens hier mit Fleisz dargestellt sind, brauchen wir nicht zu erinnern; vielleicht eher, dass jene Entwicklung durch die Schilderung des letzten Grafen von Tokenburg und des Einflusses seiner Denkart auf die folgenden Successionsstreitigkeiten, und diese Darstellung durch eine aufseig Auswahl vieler charakteristischen Züge die Trockenheit verloren haben, welche die Natur des Stoffes mit sich brachte. Meisterhaft ist es besonders, wie während der Beschreibung der ganzen Lage des letzten Grafen die beiden Hauptfiguren in dem folgenden Kriege unbemerkt aufgeführt werden. Indem nämlich erzählt wird „dass die ehemalige Freundschaft zwischen Zürich und dem letzten Grafen erkalte, dagegen eine zunehmende Vertraulichkeit des letzten mit Schwyz bemerkbar geworden sey, wird der Grund davon in dem Charakter der Hauptpersonen gefunden, und so folgt die Schilderung des Bürgermeisters von Zürich, Rudolf Stäffli, und des Landmanns von Schwyz, Imal Reding. Es wird uns um so eher erlaubt seyn, hier einen wörtlichen Auszug aus derselben zu geben, da wir nachher uns bey der Darstellung von Charakteren in diesem Werke noch länger verweilen werden.

Jeder von diesen Männern war für sein Vaterland so thätig, und fühlte für dasselbe so warm, daß (der Fehler, wodurch das größte Unglück entstand!) ihr Eifer durch die Betrachtung des *gemeineidgenössischen* Vaterlandes nicht gemässigt wurde. Der Bürgermeister war ein Mann von herrlicher Gestalt, sehr groß, von einer Leibeskraft, welche auch unter den damaligen Menschen ihn auszeichnete, und von einem Nachdruck des Charakters, der mit ihm im Verhältniß war. Seit vielen Jahren waren seine Mitbürger gewöhnt, in den wichtigsten Sachen der Stadt auf ihn zu sehen; die Eidgenossen, der Kaiser, die benachbarten Fürsten und Herrn ehrten ihn als den Mann, durch welchen in Zürich das meiste auszurichten war. Mit Friedrich von Tokenburg, um den er sich verdient gemacht, stand er in so freundschaftlichen Verhältnissen, daß er seinen Sohn an dessen Hof schickte. An denselben war ein Zusammenfluß von Edlen, und in diesem Kreise auf gutem Fuß zu stehen, dazu bedurften schweizerische Bürger und Landleute zwey Dinge: persönliches Verdienst, welches unwillkürliche Achtung einflöße, und (auf das es ihnen vergeben werde) den Schein, es nicht selbst zu bemerken. Der junge Stäffli hatte von beiden das Gegenheil. Also begegnete, daß der Graf und andere Herren, die ihn für noch ungebildet hielten, ihn wenig auszeichneten; die jungen Edlen, die ihn näher waren, durch mancherley Sport über seine Aufgeblasen-

heit ihn in Verlegenheit setzten. Diese Lage stellte er dem Bürgermeister in seinen Briefen auf das gebührende dar; das Vaterherz bemerkte die Ursache nicht. Der Bürgermeister sah in ihm sich selbst und Zürich verachtet, rief ihn zurück, bezeugte Empfindlichkeit. (Die Note gegen Conrad Füsslin, welcher diese Geschichten bezweifelt, ist eine schöne Probe von der Weise, wie man solchen historischen Zweifeln begegnen muß.) Der Landammann von Schwyzthal-Reding muß, außer dem angefallenen Erbgut, welches er auf eine glänzende Weise zu vermehren wußte, und nebst einer auszeichnenden Beredsamkeit, jene in der Demokratie besonders mächtigen Eigenschaften einer männlichen Herzlichkeit, eines mit Würde einschmeichelnden freundlichen Wesens, geschwinder Erfindung, begeisterten Feuers und unerschütterlichen Muthes in hohem Grade besessen haben, da er in einem für Gleichheit und Freyheit sehr eiforchtigen Laude viele Jahre hindurch, mit einem Ansehen, das vor ihm keiner so hatte, gleichsam geherrscht. Ein eben so pradoimirendes Ansehen wußte er seinem Canton unter den Eidgenossen zu geben. Das Abnehmen der Zuneigung Friedrichs von Tokenburg für Zürich benutzte er zur Vermehrung des Einflusses von Schwyz, indem er nebst politischen Gründen auch solcher Angelegenheiten sich bediente, die dem Herzen Friedrichs nahe lagen.

(Der Beschluß folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARISCHES. *Lauban*, mit Schätzerischen Schriften: *Ausbeurtheilung an die frühern lateinischen Poeten der Oberlausitz*, eine Schulschrift von M. Friedr. L. Becher, Conr. 1796. 19 S. 8. Hr. B., der uns schon durch einige frühere Aufsätze als ein fleißiger Literator bekannt ist, thut hier für die Oberlausitz einen Vorschlag, den schon *Leibnitz* zur Vervollständigung mancher Gedichtsammlungen für ganz Deutschland gethan hat. Da zu der Zeit, wo die lateinische Sprache in unserm Vaterlande noch die einzige vornehmere Sprache der gebildeten Stände ausmachte, auch in der Lausitz eine Menge neuer lateinischer Poeten aufkamen, die zum Theil auch die merkwürdigsten Begebenheiten ihrer Zeit und ihres Landes besangen: so entwirft der Hr. hier einen sehr zweckmäßigen Plan, *Delectus poetarum Lausitanarum* und zwar vorn erstlich nur solche zu sammeln, deren Gedichte zugleich zur Erläuterung und Beurkundung der Provinzialgeschichte und Topographie abzuwecken. Durch dies Art, womit er diesen Plan hier nach seinen ersten Grundzügen entwirft, zeigt er sich selbst als den Mann, der zur Ausführung desselben Muth und Geschicklichkeit hat, und es ist daher recht sehr zu wünschen, daß ihm die Unterstützung wirklich zu Theil werde, wozu er seine patriotischen Lands-

leute bey dieser Gelegenheit auffodert. Ponce's *patria*, *Idyllium* verdient auch wohl ohne diese Sammlung eine besondere Ausgabe, da es so auffallende Züge der damaligen politischen und kirchlichen Verketzerungsucht enthält. Beylaßung lernen wir noch aus dieser durchaus mit vieler Sachkunde abgefaßten Schrift, daß unter den lausitzer lateinischen Dichterprodukten sich auch schon eine Noachide vor Bodmer befindet: *Both. Theodori Diluvium* Npar. Gori. 1578. 4. Rec. den jedes Unternehmen freut, das die literarischen Gemeinheit einer ihm einfließenden Provinz bezeichnet, erinnert sich einen guten Hand fester lateinischer Zeitgedichte meist lausitzerischer Poeten, besonders die Geschichte des 30jährigen Krieges betreffend, in der trefflichen Bibliothek der Praemonstratenserabtey auf dem Strahhof in Prag gesehen zu haben. Auch befinden sich in der v. Ponikvar'schen Bibliothek, die nun die Universitätsbibliothek in lateinischer und deutscher Sprache, wovon viele vielleicht nur hier noch erhalten und von ihrem Sammler mit ungläublicher Mühe zusammengebracht worden waren. Von beiden würde Hr. B. sehr leicht Abschriften zu seinem Behuf erhalten können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Jannar 1797.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in d. Weidmannsch. Buchh.: *Der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft. Drittes Buch* durch Johannes Müller etc.

(Befchluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So sind die beiden Männer, welche die Materialien zu einem bürgerlichen Krieg, die sich allmählig angehäuft hatten, in Brand gesteckt, mit einer Unpartheylichkeit eingeführt, die in der ganzen nachherigen Erzählung herrscht. Wir versichern dies um so lieber, da wir gestehen müssen, daß uns nach dem ersten Durchlesen dieser zweyten Abtheilung der Eindruck blieb, als wenn die patriotische Seele des V. von dem Haße, welchen alle Eidgenossen wider Zürich nach seiner Verbindung mit Gesträch, dem alten Feinde der eidgenössischen Freyheit, hegten, wenigstens nicht so weit freygeblieben sey, daß nicht ein tiefer Schatten davon, ihm selbst unbemerkt, auf seine Darstellung sollte gefallen seyn. Ein besonderes Nachforschen dieser wegen in den Quellen belehrte uns aber, daß dieser Eindruck der Natur des Gegenstandes angemessen sey, wofür auch nichts so sehr spricht, als daß Stäffli auf seine eignen Mitbürger sich nicht glauben verlassen zu dürfen. Die Furcht und Unruhe, welche deshalb in seiner großen, starken Seele sich erzeugen, machen einen überraschenden Contrast mit der wilden Zuversicht, durch welche Reding und seine Kampfgenoßen begeistert, und auf eine Weise, des wahren historischen Künstlers werth, ist gerade dieser Contrast hier benutzt, um den Gemüthen von den schönsten Szenen ihre Haltung zu geben. Man betrachte in dieser Hinsicht jede Beschreibung einer Rüstung zu einem Treffen oder einer wirklichen Waffenthat, wobey der Bürgermeister gegen die Schweizer anführte, ausgenommen die Schlacht bey St. Jakob im Silfeld, da er durch seinen großen Tod alle Schuld, die etwa auf ihm haften mochte, vertilgte und sein Leben krönte. Sechs Banner der Eidgenossen waren aufgebracht, um gegen Zürich zu ziehen; hal Reding war voran. Bald kamen Gerächte großer Noth in den Rath, mit welchem Rudolf Stäffli zum letztenmal den ganzen Morgen verhandelt hat. Ganz Zürich war fogleich, ohne Unterschied von Stand und Alter in den Waffen; das Volk drängte sich in den Gassen, im Thor, auf der Silbrücke, ehe die Bürgerschaft geordnet werden konnte. Dennoch bewirkte eine List des Landammannes von Schwyz, daß ein blinder Schrecken auf das Heer von Zürich fiel, es

fernen Widerstand aufgab und der Brücke sich zu drängte. „In dieser auferstehenden Gefahr vergaß Rudolf Stäffli, daß Reding wohl vornehmlich ihn suchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenschaftlich, von Jugend auf gebrannt, so viel gewacht, gehandelt, gestritten. Also, da unten alles in größter Verwirrung war, die Banner gewaltig oben hereinbrachen, das ganze Heer der Züricher aber unaufhaltsam die Wiesen herabsteilte, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu seiner breiten Mordart, stellte sich mitten auf die Silbrücke, rief mit erschütternder Stimme durch die Schaaßen hin: „haltet Bürger, haltet! Sie müß, geblendet, fortgerissen, stoben zu beiden Seiten an ihn hin. Er nicht mit ihnen; auch nicht nach ihnen; stand, erst und fest, wie sonst im Rath; oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte größere Noth: — Als Tod und Noth überall her einbrachen, Rudolf Stäffli aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrrath, den Feind aufhielt, beleidigte er mit Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zurkinden. Bey Gottes Wunden, Du bist an allem Jammer Schuld, rief dieser, hob den Spieß, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeister, die Rüstung rasselte, es ertönte die Brücke. Auch soll ein gewisser Lütard von Merischwanden im Lucernischen von unten herauf einen Haken der damals niedrigen Brücke gehoben, und mit seiner Hallbarde ihm den Todesstreich beygebracht haben. Grofs war Stäffli Tod; denn er starb in seiner Pflicht. — Hier auf wurde die Vorstadt geplündert, alle zwischen der Sil und den Stadtgraben stehenden Häuser u. s. w. wurden verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen sitzend, den Rücken erschlagener Feinde zum Tisch, zechten die Helden und sahen den Brand.“

Wer die erhabene Kraft, das achthistorische Leben dieser Beschreibung, womit der gegenwärtige Band schließt, zu empfinden vermag, wird die Fortsetzung der Geschichte dieses bürgerlichen Krieges als einen neuen unvergänglichen Lorbeerkrantz, welchen sich die Historie in Deutschland erwirbt, schon im voraus betrachten. Mancher aber wird sich auch wundern, daß ein solches Werk, wie diese Geschichte des helvetischen Bundes, bey weiten den größten Theil seiner Zeitgenossen nur dem Namen nach bekannt ist, von wenigen gelesen und fast gar nicht nach seinem außerordentlichen Werth bewundert wird. Wiewohl wir es unter allen historischen Produkten seit den Geschichtsbüchern von Tacitus das einzige seyn lassen, welches wir zum immerwährenden Studium erkoh-

erköhren haben, befremdet uns diese Erscheinung keinesweges. Etwas schuld daran mag wohl der Vf. selbst seyn, theils wegen mancher Dunkelheiten in seinem Stil, theils wegen einer andern doppelten Ursache, welche wir weiter unten in der letzten von den allgemeinen Bemerkungen, die über dieses Werk noch nöthig sind, berühren wollen. Die vornehmste Schuld liegt unstreitig in unserm Publicum. Die Historie kann, wenn sie mit der ihr gebührenden Würde, Tiefe des Geistes und dem gehörigen Umfang von Kenntnissen bearbeitet wird, nur dem reifern Alter einen hohen Genuß gewähren. Leider werden wir gerade in demselben durch tausenderley Geschäfte von einer angestrengten Lectüre zurückgehalten. Die Jugend, welche so sehr das Interesse der bloßen Neugier und bestimmter Leidenschaften hat, kann eben so wenig, als die andre Hälfte der Lesewelt, das weibliche Geschlecht, den Reiz der Historie empfinden: dies letzte schon deshalb nicht, weil dieselbe sich nach seinen gutmüthigen Wünschen für das Schicksal derjenigen Personen, für welche seine Theilnahme einmal rege geworden ist, unmöglich bequemen kann. Waltet aber auch diese Ursachen nicht beyin Publicum ob, so ist überhaupt der Kunstsinne bey uns nicht gebildet genug, als daß wir an dem antiken großen Stil dieser historischen Arbeit Gefallen finden sollten. Der Vf. verachtet alle die gewöhnlichen Mittel, wodurch der Haufe alltäglicher Leser gespannt wird, kündigt es sogar nicht an, wenn er etwas wichtiges zu sagen, eine hinreißende Scene zu schildern hat, daß man sich mit der größten Ruhe in seine Welt versetzen, leise aufmerkend sich der Anschauung überlassen und keiner andern Leidenschaft, als der für die Wahrheit huldigen muß, um ihn lieb zu gewinnen und zu bewundern. Derselbst wenn die kommenden Jahrhunderte der Historie einen Tempel nach dem Sinne des Alterthums gebaut haben, werden auf dem Altar die Priester derselben in diesen Annalen des helvetischen Bundes mit Fleiß forschen.

Unter den allgemeinen Bemerkungen, deren wir erwähnten, betrifft die erste die Schilderung der Hauptpersonen, wie und wo sie in dieser Schrift enthalten wird. Ueberhaupt hat der Vf. die Sitte, welche seinem historischen Sinn entspricht, daß er jede Figur sich durch ihre Bewegung, ihre Handlung vorzüglich selbst darstellen läßt; selten erlaubt er sich ein Raisonnement über dieselbe, und nie werden seine Betrachtungen gleichsam zur Rede. Wann es ihm daran liegt, uns auf einmal eine vollständige Idee von einer handelnden Person zu geben, so verweist er uns mit der größten Sorgfalt auf die Quellen zur Rechtfertigung eines jeglichen Zuges, und meisterhaft sind immer die Striche gemacht, durch welche man die Individualität der Figur erkennen soll, mit bläulichen Farben und weicher diejenigen, welche mehr einer gewissen Gattung von Charakteren angehören; jedes Urtheil, welches er sich über einzelne Menschen erlaubt, verräth den Mann, welcher durch seine Kenntniß aller Zeiten und Nationen Duldung gelernt

hat, und daher durch keine Schwächen zum Unnuth, nur durch entschiedene Bosheit, also änserselbsten, zum lauten Unwillen bewogen wird. Wie er die Frage, wo das Gemälde einer Hauptfigur stehen müsse, beantworten würde, läßt sich aus diesem dritten Theil nicht mit Sicherheit abnehmen. Stellt man dasselbe sogleich im Eingang auf, wo eine Person erscheint, so hat man die Aufmerksamkeit des Lesers darauf noch gar nicht rege gemacht, und es scheint unansend, ihm ein Urtheil aufdringen zu wollen, mit welchem er den beurtheilten Gegenstand noch gar nicht vergleichen kann: bringt man ein solches Gemälde nach der Sitte der berühmten englischen Geschichtschreiber an das Ende der Darstellung, so kommt man in eine Gefahr, welche jeue keineswegs vermeiden haben, nämlich, manches erst nach dem Tode einer handelnden Person an den Tag zu bringen, was den Zuschauer, hätte er es vorher gewußt, größere Theilnahme am Leben derselben würde abgewonnen haben. Diese Unbequemlichkeiten scheinen am leichtesten vermeiden zu werden, wenn man solche vollkommen Schilderungen aufstellt, sobald eine Figur eine Zeitlang gehandelt hat und zu den wichtigsten Momenten fortschreiten wird. Für den Vf. des gegenwärtigen Werks war diese Frage nicht von besondrer Wichtigkeit, weil er, wie gesagt, die meisten charakteristischen Züge uns allmählich bey Gelegenheit giebt. Die Figuren der deutschen Könige stellt er freilich gewöhnlich bey dem Anfang oder Ende ihrer Regierungen besonders dar; allein theils sind sie hier nicht von ausgezeichnete Wichtigkeit, vielleicht oft nur anwendend, um den Zuschauer zu gewöhnen, daß er vom helvetischen Bunde stets auf das Reich blicke, zu welchem derselbe gehört; theils sind sie mit besondrer Kunst gleichsam schief gestellt, gegen Helvetien gerichtet, so daß man gar kein Gemälde von dem ganzen Menschen, sondern nur eine Idee davon haben soll, wie er sich auf diesem Standpunkte gezeigt hat.

Weit wichtiger ist es, den politischen Geist dieses Bundes überhaupt, und der zweyten Abtheilung besonders zu charakterisiren. In Hinsicht auf die Tiefe der politischen Weisheit ist auch kein Geschichtsbuch des Alterthums mit dem gegenwärtigen zu vergleichen. Allenfalls werden als Resultate der Historie Grundsätze geäußert, die eine eiserne Wahrheit haben, und die Anwendung auf besondere Gelegenheiten, welche hier öfters gemacht ist, muß für jeden denkenden Kopf zu einem lehrreichen Beyspiele werden. Der helvetische Bund im Ganzen sowohl, als einzelne Orte der Eidgenossen, finden durch die Weise, wie die Historie ihrer Vorfahren hier behandelt worden, einen Codex voll herrlicher politischer Gesezte für die Gegenwart und die Zukunft in diesem Buche. Wenn jeder Staat eine solche Darstellung seiner Vergangenheit hätte, und es uns nicht an Sinn fehlte, die politischen Maximen, welche die Geschichte uns giebt, richtig anzuwenden auf vorkommende Fälle; welche wohlthätige Gesezgeberin würde gerade in den jetzigen Zeitaläufen die Historie werden, da man die gesetzgebende Gewalt an eine Philosophie brin-

gen will, die für sich selbst noch nicht einmal ihr Geschick vollendet hat. Sicher dachte der Vf. an dies verderbliche Phänomen bey manchen politischen Aeusserungen in der zweyten Abtheilung, die ihm von einer Parthey eben so sehr werden verübelt werden, als der Inhalt von zwey kürzlich erschienenen Flugschriften, die man ihm beylegt. So findet man in der Vorrede zwey, in dieser Rücksicht sehr merkwürdige, kräftig und schon gesagte Stellen: „Die Formen ändern sich; ewig lind nur Wahrheit und Recht. Wo find sie, daß wir sie suchen? Ganz und immer, nirgend; heller und fester, bald da, bald dort. Der Geschichtsforscher suche sie, der Geschichtschreiber stelle sie dar; der Staatsmann halte sie fest.“ — „Bilderbe Männer von Zünften, Gemeinden und Landsgemeinden! Wenn sogenannte Kinder (ja wohl Kinder!) der Freyheit Euch, die Ihr darin aufgewachsen und alt geworden, eine andre Freyheit bringen wollen als die Eure Väter auf Euch vererbt, und wenn sie in fernere Aussicht, jenseits vieler tiefen und breiten Blutströme, Euch ein Glück vormahlen, welches Ihr, wie nur wenige alte oder neue Nationen, schon so lang wirklich beitzet; so belehret sie aus Eurer Geschichte, wie unschuldsvoll und unblutig die ewigen Lünde, wie gleichsam von selbst im Lauf zwey voller Jahrhunderte Eure Verfassung sich gebildet; wie Ihr von den ältesten Einrichtungen möglichst viel, sogar Feudalrechte, und besonders eine solche Menge Privilegien einzelner Städte, Dörfer, ja Häuser, sorgfältig erhalten, daß in Eurem kleinen Lande bey hundert mannichfaltige Verfassungen in der friedsamsten Ordnung neben einander bestehen; wie die Folgen der Ländersucht, die Schreckenisse der Aufkruhen, die Früchte der Ungebundenheit, auch unter Euch bekannt seyen, aber aus der Geschichte des funfzehnten Jahrhunderts; die neuen Lehrer der Menschheit (wenn sie nicht von Euch lernen wollen) sollen erst so alt werden wie Ihr, und wenn sie auf ihre Weise auch ein Jahrtausend durchlebt, dann wieder zu Euch kommen.“ — Bey solchen und ähnlichen Stellen darf man durchaus nicht unbemerkt lassen, daß der Vf. in ihnen im Namen der Staatenhistorie, nicht als Weltbürger, redet, und Rec. gesteht gern, daß er zwar als solcher sich über das kühne Experiment freuet, welches eine große Nation macht, aber von der Staatsgeschichte bevollmächtigt auf eine gleiche Weise zu jedem Volke sprechen würde. Es richtet im alltäglichen Leben so viel Unheil an, daß wir bey Beurtheilung der Sittlichkeit in den Handlungen eines Menschen uns so selten in seinen Gesichtspunkt versetzen, und ihn da als die ganze Person nehmen, wo er sich nur von Einer Seite zeigt; aber wir halten es für einen Frevel, also auch gegen einen Schriftsteller zu verfahren, auf welchen das Publicum sieht. Nur wann jemand sich von seinen Lastergepfirpenen, allgemein als gut und wahr anerkannten, Grundätzen durch die Umstände verführt; abbringen laßt, so darf ich einen Stein auf ihn werfen; dagegen ist es mehr als unbefonnen, bey allen Punkten, über welche ein Mann nicht denkt, wie ich, sogleich zu vergessen, daß die Anwendung von Grund-

sätzen immer *hypothetisch* sey. Es war ja nie so sehr Bedürfnis, dies laut zu erinnern!

Diese Anmerkung über den politischen Gehalt dieses Geschichtsbuches führt uns zu der dritten und letzten. Es ist nämlich unverkennbar, daß der Vf. dem praktischen unmittelbaren Nutzen (den es mochte sich wohl darthun lassen, daß der praktische Nutzen überhaupt von einer historischen Arbeit desto größer sey, je vollendeter sie als Kunstwerk ist!) das Leben der Darstellung bisweisen aufgeopfert habe. In zwey Dingen offenbart sich dieses vornehmlich. Zuerst herrscht an manchen Orten eine Ausführlichkeit und Unständlichkeit, die nicht das Leben der Historie durch das Detail höher treibt, sondern schwächt. Wenn z. B. Reihen von unbekannten Namen, die oft nur ein einzigesmal vorkommen, aufgeführt werden: so mag dies hie und da einem Eidgenossen lieb seyn; aber alle übrige Leser fühlen sich dadurch zerstreut und erkaltet. Zweitens hat der Vf. den Charakter der Quellen, welche freylich den Gehalt seines Geschichtsbuches nach sich in, denselben finden mußten, in Hinsicht auf die Form desselben zu viel nachgegeben. Dies scheint er selbst gefühlt zu haben. Er wollte zweyerley, was sich wenigstens hier nicht verbinden ließe, zu gleicher Zeit erreichen: der Leser sollte sich des praktischen Vortheils erfreuen, daß er auch die Manier der Quellen aus der gegenwärtigen Darstellung kennen lernte; und doch sollte diese den historischen Kunstflin befriedigen. Darum behielt er vieles von der Form der Urkunden bey, stimmte nach ihnen mit wunderbarer Kraft seinen ganzen Ton, und nahm doch große durchgängige Veränderungen wiederum damit vor. Warum ging er nun nicht Einen Schritt weiter, und bediente sich gegen sie ganz der Freyheit, welche sein Bruder unter den Historikern, Tacitus gegen die Reden, die seine Werke enthalten, gebraucht haben wird?

Durch diesen Umstand mag vielleicht der Geschichtschreiber des helvetischen Bundes seinen glänzenden Ruhm in der Historie leise beschattet haben; er bleibt darum doch vielleicht das einzige historische Genie unter den Neuern. Eine solche Fülle von Urtheil, Empfindung und Phantasie bey einer solchen Enthaltensaukt, einen so festen Charakter bey solcher Schonung, einen so umfassenden politischen Blick bey einem so scharfen psychologischen vereinigte kein Historiker in sich, seitdem die Stäte der großen Genien des Alterthums leer geblieben war. Keiner von diesen konnte ihm gleich seyn, keiner von den Neuern ist ihm gleich an historischer Gelehrsamkeit und Empfänglichkeit für die Individualität aller Zeiten und Nationen. So un widersprechliche Belege das gegenwärtige Werk enthält, gesteht man sich doch mit Freude, daß der gewählte Stoff am besten mit seinem Geist übereinstimme: Unbefangen und in sich selbst gegründet, doch nicht ohne Biegsamkeit, frey und in der Freyheit nicht ohne Rücksicht auf die Nothwendigkeit, das liebliche Spiel der Seelenkräfte voll opfernd dem großen unmittelbaren Nutzen, doch voll Sinn für den Geist, welcher den Wechsel aller Ver-

hältnisse überlebt, sind der Bund der Schweizer und das Werk dieses verehrten Mannes, der ihre Schicksale beschreibt.

LONDON, b. Lowndes etc.: *The History of France from the earliest times, to the accession of Louis the sixteenth; with notes, critical and explanatory*; by John Gifford, Esq. Vol. I. 586 S. V. II. 652 S. V. III. 652 S. V. IV. 718 S. 1793. 4.

Bei der Parallele zwischen diesem historischen Werk aus der englischen und dem so eben angezeigten aus der deutschen Literatur fällt gewiss manchem ein, wie oft wir wohl ähnliche Vergleichenungen aufstellen könnten, wenn wir mehr Selbstgefühl besäßen. Die Geschichte von Frankreich erscheint uns das prächtigste gedruckte, mit vielen kostbaren Kupfern, die Geschichte der Schweiz auf grauem Papier mit sparsamer Benutzung des Raumes; jene ist schon von andern Nationen überfetzt, diese wohl keiner mehr als dem Namen nach bekannt geworden, und jene ist so eine flache Compilation ohne Kritik und ohne historische Kunst, als diese ein Meisterwerk. Aber zugleich müssen wir gestehen, daß Gifford, so wenig Gehalt seine Geschichte Frankreichs hat, sich doch immer in seinen Ton gleich bleibt, und in sofern über so viele, die in Deutschland leider auch den Namen von Geschichtschreibern führen, erhaben ist. Man sieht es ihm doch nicht bey dem ersten Anblick an, daß er bald hier, bald dort abgegriffen hat; er macht doch zu allen seine eigne Miene, beträgt sich dabey immer als ein verständiger Mann, nie als wie die historischen Gaukler in unserm Vaterlande. In unsrer historischen Cultur ist wohl keine Erscheinung auffallender, als diese, daß einige wenige in unsrer Schriftstellerwelt die besten Ausländer übertreffen, und der größte Theil derselben weit unter den schlechtesten von diesen steht.

Rec. wäre in großer Verlegenheit, wenn er von diesen vier splendidten Quartbänden eine längere Anzeige machen sollte. Historische Irrthümer berichtigt bey einem Schriftsteller, der nicht im Stande ist, wichtige Irrthümer zu begehen; falsche Raisonsments widerlegen, die keine Seele verführen werden; oder gar gänzlich hinter einem Autor hergehn und unaufhörlich beweisen, daß er höchst mittelmäßig sey, wozu würde dies alles fruchten? Der Vf. ist auch nicht schlecht genug, um Lachen zu erregen. Statt alles

dessen lieber den Wunsch, daß die Kritik die Liebe ewig wiederkehrende Mittelmäßigkeit in ihrer Ruhe nie lange stören, und mit dem vortheilhaftesten sich immer lange unterhalten möge, vorzüglich aber im historischen Fache, nie dies und jenes aus einem Geschichtsbuch ausziehe, was man schon in hundert andern findet.

SCHÖNE KÜNSTE.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Die blaue Bibliothek aller Nationen. Zehnter Band. 1796. 315 S. 8. (18 Gr.)*

Nach einer Pause von fünf Jahren (denn 1791 erschien der neunte Band) erfolgt endlich eine Fortsetzung jener geschmackvollen Sammlung von Wundermärchen, Sagen und abentheuerlichen Geschichten, die unter dem Titel *blaue Bibliothek* sowohl durch Auswahl, als geschmeidige und elegante Uebersetzung des Beyfalls der Kenner erhielt. In dem jetzigen zehnten Bande werden die unterhaltenden Feenmärchen der Gräfin von Aulnoy fortgesetzt, die im zweyten Band angefangen und im dritten abgebrochen wurden. Als ein *Anhang* sind zwey Feenmärchen des Hn. von Presnac, nämlich die beiden besten dieses sonst nur mittelmäßigen Schriftstellers, beygefügt. Da noch lange nicht der Vorrath nur der französischen Feengeschichten und orientalisirenden Romane erschöpft ist, (wie viel Feenmärchen können noch aus den 37. Bänden des *Cabinet des Fees*, aus des de la Porte *Bibliothèque des genies et des fees*, aus dem Werke von *Moncrif* und *Boufflers*, aus den Erzählungen der Gräfinnen *Murat* und *Auneil*, und der Dens *Marchand* u. s. w. übergetragen werden!) da von den Volks- und Ritterromanen, und den königlichen Romanen, die die Ankündigung versprach, aus dieser Sprache noch nichts geliefert, da die Schätze anderer Völker noch gar nicht benützt worden sind: so ist dieser Sammlung im neuen Verlage ein rascherer Fortgang zu wünschen, damit man hoffen könne, in ihr wirklich eine *Bibliothek aller Nationen* zu erhalten. Sind gleich seit der Zeit ihrer Stiftung, wie gewöhnlich, auch *rothe*, grüne u. s. w. Bibliotheken angelegt worden, so behauptet doch die *blaue* nicht allein der Zeit der Herausgabe nach (sie ward 1790 angefangen) sondern auch in Ansehung ihres innern Werths immer ein Prioritätsrecht.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Heilbronn u. Frankfurt a. M., b. Gullhauman: Heilbronn am Neckar mit den naheliegenden Gegenden, eine Folge von 24 malerischen Ansichten gezeichnet von Gannerman, gest. v. C. Laug. 1795. Querfol. (2 Rthlr.)* — Rec. kann nicht malerischen darin finden: die Wahl der Situationen ist durchaus darum schlecht, weil weder richtiges Verhältniß der innern Maßen zur Höhe und Breite des Quadrats, und in

der Behandlung der Sache selbst weder Randung, noch Lichtvertheilung, noch Haltung ist. Möchte doch dieser rufstige Kunstmann, wenn er anders noch kann — die Blätter von Waterloo, Everdingen, Koblenz, Dietrich, Reinhart etc. studiren, damit er lerne, wie man gruppiren, wie man componiren, wie man beleuchten und runden solle!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Januar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grundsätze des allgemeinen deutschen Privatrechts* von D. Justus Friedrich Runde, Hofr. u. Prof. d. R. — zu Göttingen. 1791. XX u. 556 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebendaf.: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts* von D. J. F. Runde etc. — Zweyte rechtmässige Auflage. 1795. XXIV u. 596 S. 8.

STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Handbuch des heutigen deutschen Privatrechts*. Nach dem Systeme des Herrn Hofraths Runde — Bearbeitet von D. Wilhelm August Friedrich Dandl, Herzogl. Wirtemb. Rath und Hofgerichtsaffessor zu Stuttgart. Erster Band. 1796. XIV u. 481 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die in wenigen Jahren trotz eines Nachdrucks erschienenen zweyte Auflage des *Rundischen* Lehrbuchs beweist wohl hinlänglich, dafs das Publicum die Vorzüge desselben anerkannt habe. Diese sind auch in Vergleichung mit den bisherigen Compendien, und besonders dem bisher gewöhnlichen *Selchowischen*, so grofs und so unstreitig, dafs es uns beynahe unbegreiflich ist, wie jetzt noch manche akademische Lehrer das letztere bey ihren Vorlesungen beybehalten können. Es verdient schon das kein geringes Lob, dafs nicht ein solcher unzuverlässiger und ungeordneter Schwall von durch einander geworrenen Stellen aus Particulargesetzen und von Büchertiteln ohne Auswahl hier zusammengehäuft ist als in *Selchow's* Compendium, in dem oft lange Noten blofs dadurch entstanden sind, dafs ganze Rubriken in *Lipenii bibliotheca juris* abgeschrieben und nur aus ihrer alphabetischen Ordnung in eine chronologische gebracht sind. Hr. R. hat dafür weit weniger, aber gut gewählte, Literatur angeführt. Auch sind seine einzelnen Allegaten nicht aus andern Schriftstellern der Reihe nach abgeschrieben, nicht aus Bücherregistern entlehnt, und überhaupt nicht aufs Gerathewohl aufgefunden, welches alles bey *Selchow* der Fall ist; wir haben noch allethalben gefunden, dafs die im *Rundischen* Lehrbuch angegebenen Nachweisungen, aus eigner Ansicht geschöpft, genau, und meistens auch, dafs sie belegend sind.

Diese lobenswürdige Sorgfalt zeigt sich nun auch, und vielleicht noch mehr, in wesentlichen Verhältnissen der Bearbeitung. Bey den sonst schon gewöhnlich in den Vortrag des deutschen Privatrechts aufgenommenen Materialien sind die neueren Schriften benutzt, befolgt, oder auch berichtigt und widerlegt. Man

A. L. Z. 1797. Erster Band.

kann sich davon vielleicht am deutlichsten durch Vergleichung des *Selchowischen* und *Rundischen* Lehrbuchs in dem so wichtigen, und doch oft ganz unmethodischer und unnöthiger Weise in eigne Vorlesungen verworlenen, Abschnitt über das Wechselrecht überzeugen, (obgleich wir in der zweyten Auflage des letztern Compendiums gerade hier eine genauere Benutzung der (§. 225.) angeführten ungemein reichhaltigen *Siebekingischen Materialien* erwartet hatten, welche der ganzen Theorie des Wechselrechts eine beynahe neue Gestalt geben müssen, wie sich vielleicht bald einmal zeigen laßt.) Ausserdem sind mehrere ganz neue Gegenstände mit vollem Recht aufgenommen; z. B. §. 113—123. das *Deich- und Siehlrecht*, §. 124—138. das *Wege- Strafsen und Postrecht*, (unter denen *Selchow* das letztere blofs einmalt nennt, der übrigen aber gar nicht gedacht), u. d. gl. Besonders aber hat die zweyte Auflage noch manche bedeutende Zusätze erhalten, z. B. S. 84. die Betrachtung über *Landeshoheit und Privateigenthum*, und ihre gegenseitigen Verhältnisse, (nur hätten wir diese etwas bestimmter gewünscht, zumal da sie so viele Schwierigkeiten und doch so grofsen Einflufs hat); §. 107 b. *Monopole*, §. 197 c. *Verlagsrecht*, §. 222 b. *Pflandungsrecht*, §. 284 b. *Ueberhang und Früchte aus des Nachbarn Garten*, u. f. w., vieler andern Abänderungen und Zusätze, an denen die neuere Auflage sehr reich ist, nicht zu gedenken.

Auch in der Anordnung des Ganzen sind einige Verbesserungen unverkennbar, von denen eine der hauptsächlichsten darin besteht, dafs das *Sachenrecht* vor dem *Personenrecht* abgehandelt worden; denn so sehr sich noch über die Ordnung zwischen beiden im Allgemeinen streiten laßt, so ist doch über die Vortheile der vom VI. gewählten Folge nicht wohl ein Zweifel zu machen, wenn man jedem die Gegenstände anweist, die der VI. darunter gestellt hat; nur laßt sich freylich oft bey einzelnen Gegenständen fragen, ob sie gerade unter das Capitel gehören, dem sie zugeordnet sind. Kleinere Abänderungen, die häufig sehr zu billigen sind, z. B. dafs die Quellen der Adelsrechte, nicht mitten unter den allgemeinen Rechtsquellen wie in *Selchow* (§. 37. ff.), sondern nur unter den *Quellen der deutschen Speculrechte* (§. 59. ff.) aufgestellt sind, dafs die Literatur des deutschen Privatrechts (§. 95. ff.) nicht als Hülfswissenschaft aufgeführt ist, dafs die Erbfolge ganz besonders und nicht als *Sachenrecht* behandelt ist u. d. gl., kommen mehrere vor.

Aus allem bisher angeführten, zumal wenn man noch dazu nimmt, wie wenig bedeutendes seit langer

Zeit für diese Wissenschaft im Ganzen geschehen war, werden denn wohl die Verdienste des Vf. klar genug einleuchten. Sein Lehrbuch muß daher, wenn auch vielleicht in der Geschichte der Wissenschaft selbst nicht eben Epochen, so doch gewiß in der Büchergeschichte derselben, immer eine bedeutende Figur machen. Vielleicht kann man es nicht eben als Veranlassung der nach demselben schon erschienenen oder noch zu erscheinenden weiteren Arbeiten in diesem Fache ansehen, weil diese vielleicht schon länger im Stillen vorbereitet waren; aber den Vortritt in der öffentlichen Erscheinung, der Zeitfolge nach, kann ihm niemand streig machen.

Bei einer solchen Lage der Sachen war es dann auch sehr natürlich, daß Hr. Datz bey seinem Vorhaben, ein weitläufigeres System des deutschen Privatrechts zu schreiben, so bald er denselben die Form eines Commentars geben wollte, Hn. Rande's Compendium zum Leitfaden wählte. Denn wenn uns gleich die Darstellung eines Systems in einem Commentar nicht die zweckmässigste, und auch an der Ordnung des Rundsichen Lehrbuchs wohl noch manches einer Aenderung bedürftig scheint; so können wir uns doch wohl Gründe (besonders von merkanantilicher Art) denken, die gerade einen Commentar über ein verbreitetes Lehrbuch anrathen. Diesen vorgeetzten Zweck nun hat Hr. D. sehr vorzüglich ausgeführt. Er hat nicht bloß mit Uebergang der im Lehrbuch selbst aufgeführten Literatur noch manche andere zweckmäßige beygebracht, sondern auch die angegebenen Materien selbst meistens in guter Ordnung und mit großer Brauchbarkeit weiter erklärt, entwickelt und ausgeführt, und dabey noch sowohl kleinere ganze Abhandlungen als auch einzelne Hauptstücke und Artikel aus großen Werken, welche Hr. R. übersehen hatte, (z. B. aus *Ilabersin's* Repertorium, in der Rechtsgeschichte, vielleicht zu viel und zu unbedingt aus *Pierner's origines* etc.) nicht bloß gut benutzt, sondern zuweilen auch wörtlich ausgezogen. Das Letztere ist, da er die Quellen nicht verschweigt, nicht eben sehr werthlich, obgleich die bloßen Auszüge von des Vf. eignen Worten wohl hätten unterbieden werden können. Hr. D. hätte gewiß dabey für seinen Ruhm gewonnen, indem man bey mancher guten Ausführung, deren Abfassung ihm selbst angehört, auch doch dieses Verdienst nicht anerkennend oder bezweifelnd, und ihm vielleicht nur die Mühe des Sammelns verdanken zu müssen glaubt. Denn an belehrenden, überzeugenden und gut geordneten Darstellungen, die Scharfsinn und Beurtheilung zeigen, fehlt es gar nicht; man vergleiche unter mehreren andern; z. B. nur den 399. heutziger Gebrauch des mittlern deutschen Privatrechts übertrieben. —

Obgleich indessen Hr. D. im Ganzen dem Gange des Rundsichen Compendiums folgt; so geschieht dies doch keinesweges so klavisch, daß er nicht da, wo er es für die bessere Einsicht nothig findet, eine andere Stellung der Paragraphen vorräthe, wie denn die §. 95. 100. vor den §. 80. — c. erläutert sind. Noch viel weniger aber läßt er sich durch Behauptungen des Hn. R. in seinen Untersuchungen und Darstellungen

gen einschränken, sobald er jene für ungegründet oder unhaltbar erkennt. Ja mehr als eines wirkwürdigen Materie nimmt er *entschiedene Parthey* gegen ihn, wie sich bald an ein paar sehr auffallenden Beispielen zeigen wird. Nach allem dem ist daher Hn. D's. Handbuch gewiß für Anfänger in dieser Wissenschaft der größten Empfehlung werth.

Alles bisher Angegebene mußten wir zur Ehre der beiden Hn. Vff. sagen, und sagten es auch mit eben so viel Bereitwilligkeit als Ueberzeugung; denn uns scheint ein jeder Schriftsteller unstreitig des Lobes und Beyfalls werth, der in seiner Wissenschaft mehr leistet als seine Vorgänger, folglich dieselbe auf eine entschiedene Art weiter bringt; und hier ist von beiden Vff. nicht wenig geschehen. Allein nun ist es auch unsere Pflicht, noch einige Worte für das Beste der Wissenschaft hinzuzufügen, damit man ja nicht etwa glaube, es sey in der Hauptsache jetzt nicht mehr viel zu thun, und so wieder die Arbeit lange ruhen lasse; ein Unfall, der den Wissenschaften gar zu leicht begegnet, wenn einmal jemand einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hat. Nachfolger finden sich dann wohl; aber über das Ende der Bahn, die er durchlaufen ist, wagt sich nicht leicht ein andrer hinaus. — Gerade in der Hauptsache, nämlich dem Ganzen der Wissenschaft, glauben wir, ist durch diese Bearbeitungen fast gar nichts bedeutendes geschehen. Diese Bemerkung trifft Hn. D. freylich weit weniger als Hn. R. Theils legt jedem seine beschränkte Ansicht mehr Schwierigkeiten deshalb in den Weg; theils haben wir von ihm noch nicht das Ganze vor uns; theils hat er auch wirklich in mehreren Stücken die Sache richtiger gefaßt und dargestellt.

Wir wollen uns in diesen Rücksichten nicht auf das einlassen, was weniger genau mit der ganzen Behandlung der Wissenschaft zusammenhängt, also z. B. nicht ausführen, wie *unhaltbar* gewisse *historische* Aufgaben und Entwicklungen seyn dürften, die ohnehin nicht zum Hauptzweck der Bücher gehören. Dabey mußten wir sonst die Rundsiche Hypothese über die Entstehung des Wechselrechts berühren; sie ist der *Büchischen* entgegengesetzt; aber obgleich die letztere nicht alles löst, so ist sie doch an sich wohl richtig, und wird durch einen kleinen Zusatz vollständig, den wir längst (A. L. Z. 1786. N. 100.) angedeutet haben, und über den wir uns bald einmal weiter ausbreiten werden. — So ist auch §. 351. vieles aus dem Ritterwesen hergeleitet, was doch dem Lehnverhältnisse angehört u. d. gl. — Eben so wenig wollen wir uns auf andre Nebenerörterungen einlassen, z. B. auf die Bezeichnung des Begriffs von Polizey in D. §. 46. u. d. gl., noch auch bey einzelnen *Verbesseungen der Literatur* (z. B. das eine und ebendieselbe Schrift §. 167. und 173. verschiednen citirt ist,) oder bey Zufätzen zu denselben verweilen. Ja wir wollen selbst nicht einzelne *juristische* Behauptungen prüfen, die sich *schwerlich* vertheidigen lassen dürften; wohin unter vielen andern z. B. gehört, was in R. §. 303. von der peinlichen Frage, §. 304. vom Vorrecht des Regenten, von einigen Fragen im Wechselrecht oder andern Materien, oder

oder in D. §. 53. über die Collision der Particulargesetze, worüber die Darstellung, wie alle uns bekannten, wohl anzulänglich seyn dürfte, jedoch §. 61. über *Autonomie*, die in einer gewis nicht zu rechtfertigenden Ausdehnung als geltend angenommen wird, u. f. w., gesagt ist. Alles dies ist bey Lehrbüchern oder Systemen, wo es mehr auf die Verbindung und den Gesichtspunkt des Ganzen ankommt, kein zweckmäßiger Gegenstand der Prüfung in allgemeinen Journalen, da es ohnehin über viele Punkte in allen Wissenschaften an Verschiedenheit der Meinungen nie fehlt und auch vielleicht nicht fehlen kann, folglich viele Bemerkungen über solche Punkte ohnehin zu Abhandlungen werden mußten.

Wichtiger schon für die Ansicht des Ganzen ist die Bemerkung, daß sich in beiden Buchern viele Sachen finden, die nach einer strengen Grenzbestimmung zum heutigen deutschen Privatrecht gar nicht zu rechnen sind. Eine solche Ueberladung gehörte zwar immer zu dem aus der Geschichte ihrer Entstehung und Bearbeitung leicht erklärlichen Schickal dieser Wissenschaft; indessen wird diese nie gedeihen, sobald nicht eine strenge Reinigung mit derselben vorgenommen wird. Dann werden aber viele Materien, theils dem römischen Recht (wenn wir diesen Namen, des jetzigen Sprachgebrauchs wegen, für eine noch jetzt anwendbare Wissenschaft beybehalten sollen; als §. 106. von Inseln und Anlagen, mehreres andre vom Flußrecht, von Verträgen, Testamenten u. f. w.); theils dem Staatsrecht (z. B. die Lehre von Errichtung der Landesordnungen, der Mitwirkung der Landstände dabey etc. §. 42. ff., von Errichtung der Stadtgesetze §. 50. ff., vom Bergregal §. 101. ff., u. f. w.) theils dem Kirchenrecht (z. B. Schließung der Verlobnisse und der Ehen §. 561—565, u. a.) theils dem Völkerrecht (z. B. §. 219. Geiseln und Garantien,) als welchen Wissenschaften alle diese und andre Gegenstände gehören, wieder ganz anheimfallen müssen. Eben so sind veraltete und abgekommene Institute in diese Wissenschaft, die ja nur das jetzt geltende mit dem Grunde seiner Gültigkeit vortragen, nicht aber zugleich Geschichte erzählen soll, gar nicht gehörig; sie müssen ganz der Rechtsgeschichte überlassen werden. Dabin rechnen wir die Nachricht von den Quellen des alten und mittlern deutschen Rechts (§. 13—19. und §. 21—37.), die alten Rechte der Freygebotten (§. 327—335.), die Adelsgeschichte nebst dem Ritterwesen (§. 340—344. 345. 448—351.), die Ministerialität (§. 352—358.), die Turriere (§. 397.), u. a. mehr. Diese notwendigen Grenzen hat Hr. D. sogar oft noch weiter und leichter überschritten als Hr. R., wenigstens hat er sich besonders in staatsrechtliche Fragen, in Erörterungen aus dem römischen und kanonischen Recht (z. B. §. 56.) und in Erzählungen aus der Rechtsgeschichte, oft weit tiefer eingelassen, als diesen. — Man wird doch hoffentlich dieselbe Erinnerung nicht dem Einwurf entgegenstellen, daß die unfreizeitig dem Gebiet des deutschen Privatrechts angehörigen Lehren oft solcher Erläuterungen aus andern Wissenschaften bedürften. Der Unterschied zwischen bloßer Angabe

und Erläuterung von Lehrsätzen, deren Beweis und Abhandlung man aus andern Wissenschaften voraussetzt, und zwischen Ausführungen derselben in eben der Vollständigkeit und Form, als ob sie zum Wesen der eben jetzt bearbeiteten Wissenschaften gehörten, ist ja nicht und einschneidend genug. Wollte man diesen nicht achten; so müßten bey einer Wissenschaft fast alle übrigen wegen der Verknüpfung derselben unter einander vorgetragen werden; wenigstens hätten eine Menge andrer Kenntnisse eben eben so gegründeten Anspruch auf einen Platz im deutschen Privatrecht, als die hier mit hinein gezogenen. Gerade die Rechtsgelehrten sollten unter allen Schriftstellern am meisten um genaue Grenzbestimmungen besorgt seyn; wäre es auch nur unter vielen andern Gründen darum, weil in keiner Classe von Wissenschaften die Vernachlässigung so groß ist, und man sich nirgends so viel Abkürzungen erlaubt als in der Jurisprudenz, und weil eben dies dem gründlichen Studium so mannichfaltigen Abbruch thut. Denn theils bekommen die Lehrlinge selbst keinen deutlichen Ueberblick über jede Wissenschaft, und müssen nach der Erlernung einer jeden die einzelnen Materien von neuem für sich und ohne Ableitung nach Gültigkeit und Einfluß sondern, wenn es ihnen anders um klare Einsicht zu thun ist; theils vernachlässigen sie manche höchst notwendige Wissenschaft im Ganzen aus dem Grunde, weil doch etwas daraus sonst in andern Vorlesungen hie und da zufällig (freylich aber ohne Zusammenhang und außer der eigenthümlichen Verbindung) vorkommt.

By diesem unzweckmäßigen Ueberflusse auf der einen Seite ist doch auch wieder in Hr. R.'s Darstellung noch mancher Mangel auf der andern Seite sichtbar; nach dem Rechte der Beamten, der Soldaten, vielen Stücken des *Cameralsrechts*, der *Justizverfassung*, des *Seerechts*, *Gewerberechts*, *Geldrechts* u. f. w. sucht man vergebens, von denen doch Hr. R. selbst §. 8. mehrere als besondere deutsche Privatrechte nennt. Daß sie in keinen sonst gewöhnlicher Collegium vorkommen, braucht nicht bewiesen zu werden; daß sie aber in das deutsche Privatrecht gehören, wird niemand bezweifeln, der über das natürliche Verhältniß des Staats- und Privatrechts nachgedacht hat. Nur muß man sich bestimmte Begriffe davon bilden als die von Hn. D. §. 4. angegebenen, die freylich zum Theil daraus entstanden sind, daß man unrichtigerweise das Staatsrecht dem Privatrecht entgegengesetzt. Man könnte weit richtiger sagen: das Staatsrecht setze das Privatrecht voraus und sichere es. Ueberhaupt würde alles durch die genauere Entwicklung der Bestimmungen sich aufklären, daß das Staatsrecht das Verhältniß der Staatsgewalt und der Unterthanen gegen einander (vom auswärtigen ist hier nicht nöthig zu sprechen), das Privatrecht aber die Rechte des Privatmanns zu Gegenständen habe. Der Privatmann aber ist der Staatsgewalt so wenig entgegengesetzt, daß der Besitzer derselben vielmehr selbst als Privatleute in mehrern Verhältnissen betrachtet werden können und müssen. Der Beamte aber z. B. hat seine Rechte nicht als Unterthan, sondern als Privatmann; und so

größtentheils auch der Soldat u. a. Hr. R. hat auch manche mit den vorrursten Lehren verwandte Gegenstände wirklich aufgenommen, und dadurch gleichsam gezeigt, daß er diese Lücken gehudet habe. Nur freylich fand ihm oft die Schwierigkeit der Stellung im Wege; und diese war fast gar nicht zu heben, so bald alles unter *Sachenrecht, Personenrecht, Erbfolge und Gerichtsverfassung* geordnet werden sollte, und sobald Hr. R. vielleicht eben die Bestimmung vor Augen hatte, die Hr. D. (§. 4.) angiebt: das Privatrecht lehre Rechte und Verbindlichkeiten der einzelnen Bürger ohne Rücksicht auf die Regierung des Staats. Aus dieser Verlegenheit, in der sich Hr. R. befinden mußte, ist denn wohl die oft sehr gezwungene Unterbringung einzelner Materien zu erklären. Schon bey der Nachseher, dem Heimfallsrecht etc. (§. 320. 322. ff.) ist der Hauptgesichtspunkt nicht dieser, daß es ein Recht oder eine Verbindlichkeit des Fremden sey; es ist eigentich als Recht des Fiscus aufzuführen. *Steuersreyheit* (§. 413.) ist kein eigentliches persönliches an wenigsten ein bloßes Adelsrecht; der hier nötige Standpunkt wies eine viel allgemeinere Uebersicht gewähren. So ist auch das Pflerrecht (§. 283.) keine rühische Dienstbarkeit u. d. gl. — Am deutlichsten fällt aber die Unzulänglichkeit der angenommenen Haupteintheilung auf bey dem ersten Abschnitt des ersten Buchs (§. 101—183.) Hier find gleich anfangs vor allen Erörterungen über *Verträge, dingliche Rechte etc.* die Lehren von *Wasserrecht, Flüssen, Mühlen, Flossrecht, Fahrrecht, Brückenrecht, Fischerey, Bernstein, Strandrecht, Deich- und Siedrecht, Wegen, Straßen, Geleit, Post- und Botenrecht, Forstrecht, Jagdrecht, Bergrecht, Salzrecht, befriedeten Sachen, herrenlosen Sachen und Schätzen* abgehandelt. Die unzmekmäßige Anordnung an sich wird leicht in die Augen fallen. Unsers Bedünkens ist keine Ordnung, zumal bey Lehrbüchern und Einleitungen in Wissenschaften, gut als eine solche, wo immer alles das vorausgeschickt, erläutert und bewiesen ist, welches in der Erläuterung der folgenden Lehren vorausgesetzt werden muß, oder worauf sich spätere Beweise stützen. Hie und da scheint Hr. R. diese im Auge gehabt zu haben; doch hätte er schon im zwey-

ten Abschnitt nicht die Lehre von den *dinglichen Rechten*, der Abhandlung von den *Verträgen* nachordnen, am allerwenigsten aber in dem vorher gedachten ersten Abschnitte so vieles abhandeln sollen, das ohne Kenntnis des Eigentums, der Servituten, Verträge u. s. w., selbst der deutschen Bestimmungen darüber, unverstänlich bleiben muß. Sieht man nun endlich auf den von Hn. R. für diese Classification angegebenen Grund; so begreift man vollends nicht, wie dem Vf. das höchst unumhordliche darinn nicht aufgefallen ist. Es werden hier die Rechte solcher Sachen abgehandelt, welche nicht bloß als Gegenstände des Privateigentums angesehen werden. (2 Aufl. S. 84.) Die erste Auflage giebt (S. 77.) des Vf. Gesichtspunkt, der diese Stellung veranlaßte, noch bestimmter an; da heist es: die Rechte solcher Sachen, welche gewöhnlich nicht im Privateigentum stehn. Wir wollen hieby gar nicht einmal darauf sehen, daß diese Bestimmung, nach des Vf. eignen Lehren, nicht einmal von allen angegebenen Gegenständen gilt; man denke nur an Brücken, Deiche und Siedle, Wege, zumal an Forste, Jagden u. s. w. Allein wie kann man zum Grunde einer methodischen Anordnung eine negative Bestimmung legen, und doch nachher eine Menge affirmativer Lehren gleich dabey mitnehmen. Aufs allerhöchste gehörte bloß die Bemerkung, daß diese Dinge nicht im Privateigentum seyen, zum Sachenrecht; alles übrige aber schlechterdings nicht. Man merkt daher auch sehr begreiflicher Weise dem Vf. in der Behandlung dieser sonderbaren Zusammenhaufung so verschiedenartiger Dinge den Druck und Zwang an, den diese Art von Anordnung auf ihn ausert. Vielleicht ist kein Beyspiel darüber beweisender, als das er, da doch einmal der Windmühlen gedacht werden mußte, mitten in dem Abschnitt von den Flüssen nach der Lehre von den Wassermühlen einen Paragraphen (§. 105.) mit der sonderbaren Ueberschrift einzieht: *beyläufig vom Recht Windmühlen ausulegen.* —

Ad vccen Mühlen fällt mir ein, etc. —

(Der Beschluß folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUTUNGSCHRIFTEN. Hamburg, b. Bachmann u. Gumboldt: *Gehefte für die Jugend in Liedern. Herausgegeben von Heinrich Berthold Boller in Hamburg 1795. 16 S.* Eine empfehlungswürdige kleine Sammlung, in der Kindern in den geliebten Stunden in die Hände zu geben. Die wichtigsten Lieder sind neu; die meisten sind aus Niemörs *Gesangbuch für Schulen und Erziehungsanstalten*, wovon ebaldig die dritte

Ausgabe erschienen ist; genommen. Hie und da hat der Herausgeber verändert. Zuweilen hat dadurch die *Verständlichkeit* für Kinder gewonnen; wozu gleich die Poetik gelien. Aber oft haben wir gar keinen Grund absehen können, und die Veränderungen sind wahre Verschlechterungen. Man sollte bey Liedern, die so oft in verschiedenen Sammlungen vorkommen, wenigstens nicht ohne Noth die Lesarten vermehren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Januar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grundsätze des allgemeinen deutschen Privatrechts. etc.*Ebendaf.: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts. etc.*STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Handbuch des heutigen deutschen Privatrechts. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch viel wichtiger aber für das ganze Schicksal einer solchen Wissenschaft, als selbst ihre Anordnung, ist die allgemeine Ansicht derselben; die Bestimmung ihres Begriffs, ihrer Gültigkeit und ihrer Entwicklungsmethode; und gerade auf diese Stücke, auf „eine ganzliche Reform der bisher gewöhnlichen Behandlungsart“ ist Hr. R.'s Abicht, seiner ausdrücklichen Erklärung nach (Vorr. S. VII.), eigentlich gerichtet. Die darauf sich beziehenden Erörterungen sind, wie leicht zu vermuthen, in der Einleitung gegeben; und eben diese Einleitung ist in der zweyten Auflage, besonders in Hinsicht auf die *Huselandschen* Beiträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften, noch sehr verändert und erweitert. Daß Hr. *Huseland* hier nie Recht hat, versteht sich von selbst, und wird niemand bestreiten; aber die Art und der Ton der Widerlegung ist vielleicht für diejenigen Leser einiger Bemerkung werth, denen der Ton, in dem die *Huselandschen* Abhandlungen abgefaßt sind, etwa noch einfallen könnte. Hr. H.'s Meynungen sind (§. 79.) im Text ein „*nachtheiliger Wahn*“, in der Note ein „*Irrthum*“ genannt; seine Auseinandersetzungen enthalten auch nach Hr. R. nichts neues, sondern neben ihm ist *Eckhard's Hermeneutica* genannt, und als Widerlegung von dieser so wohl, als von den *Huselandschen* Behauptungen *Mylius, Selchow's elementa, dectis etc.*, und *Pütter's* Beiträge citirt. — Es hat demnach Hr. R. gefallen, alles von Hr. H. vorgebrachte für *längst widerlegte Irrthümer* zu erklären; (wie denn Hr. H. ebenfalls zwar zu einer sehr erweiterten Umarbeitung der Lehre von den Zinsen (§. 202. ff.) Anlaß gegeben hat, aber auch da durch alte Schriftsteller zurecht gewiesen wird, deren Behauptungen sich nur mit den anerkanntesten Grundsätzen der juristischen Auslegung etwas schwer vereinigen lassen möchten).

Gegen eine solche Verfahrungsart steht es demstreich etwas auffallend ab, wenn der eigne Commentator des Hr. R., Hr. D., in den beiden Punkten, wo die sich Hr. *Huseland* als Hauptfache erklärt hat, L. Z. 1797 Erster Band,

trotz jener alten Widerlegungen und Hr. R.'s verschönten Erklärungen, auf das unbedingtste die *Huselandschen* Meynungen annimmt, und gegen Hr. R. vertheidigt. Wir wollen nachher einige Stellen aus Hr. D.'s Handbuch anführen, und das um so mehr, weil wir als Recensenten hier lieber die Meynungen und Behandlungsart charakterisiren als uns selbst in weitläufige Widerlegungen einlassen möchten.

Auf den Begriff der Wissenschaft, und nun noch die oben genannten Momente einzeln durchzugehen, kommt vorzüglich viel an. Es ist derselbe, wie Hr. R. ihn angiebt, ziemlich eben so, wie bisher gewöhnlich war, beybehalten; als das eigentliche Untersuchungszeichen wird (§. 1. 2. 6. u. 2.) angenommen, daß für diese Wissenschaft nur ursprünglich deutsche Gesetze und Gewohnheiten, folglich auch eben solche Institute a. f. w., gehören; diesem ist denn auch Hr. D. gefolgt. So sehr es aus der Entstehung und weitem Entwicklung dieser Wissenschaft erklärlich ist, wie man gerade diesen Begriff annehmen konnte; so nimmt es uns doch Wunder, wie bisher noch niemand sich daran gestossen hat, daß man einer juristischen, *heutzutage geltenden und anwendbaren* Wissenschaft einen bloß historischen Begriff unterlegt, der sich gar nicht auf die Gültigkeit derselben, worauf man doch ihres Zwecks wegen sehen sollte, sondern auf ihre Entstehung bezieht, und doch dürfte hier das *apriori* *quod* liegen, das der ganzen Bearbeitung eine schiefe Richtung giebt.

In Rücksicht der Gültigkeit behauptet Hr. R., daß das deutsche Privatrecht *gemeines* Recht sey; und eben dies sucht er nun, mit Rücksicht auf Hr. *Huseland*, in der neuen Ausgabe noch mehr zu vertheidigen. Um hier seine Meynung noch entschiedener anzugeben hat er selbst im Titel der zweyten Ausgabe das Wort: *allgemeines*, in *gemeines* d. R. verwaandelt. Wie viel Vorurtheil es für Hr. R.'s bestimmte und deutliche Begriffe in dieser Materie erwecke, daß er gleich anfangs (§. 10.) nicht bloß die Ausdrücke *ius universale* und *communis* für gleichbedeutend erklärt, sondern die Begriffe derselben auch wirklich völlig unter einander wirft, überlassen wir den Lesern zu beurtheilen. Ueber Hr. R.'s Widerlegung der *Huselandschen* Behauptungen wollen wir Hr. D. sprechen lassen, welcher, nach dem die *Huselandschen* Abhandlungen, *über allgemeinen Gewohnheiten und gemeines deutsches Privatrecht* Auszugsweise eingerückt hat, (S. 337.) so fortfährt: „Anfänglich ist es demnach, wenn Hr. Hofrath Rande — den Hr. Pr. *Huseland* damit abzufertigen glaubt, daß er schreibt: Letzterer habe ja selbst zugeben müssen, daß die aus der Natur eines Rechtsinstituts abgeleite-

ten Grundsätze annehmen, wo das Institut vorkommt, so lange Anwendung finden, bis nicht das Provincial- oder Localrecht eigene Bestimmungen gebe. — Offenbar übergeht hier Hr. Runde den eigentlichen Grund, aus welchem Hr. Hufeland die Existenz eines gemeinen deutschen Privatrechts läugnet, denjenigen nämlich, der aus dem Begriff eines — gemeinen Rechts im juristischen Sinne — hergenommen ist, — ganz mit Stillschweigen, und fast sollte man glauben, daß er dasjenige, was in der Hufeland'schen Abhandlung S. 85. folg. angeführt wird, gar nicht gelesen habe, da er, anstatt sich hierauf einzulassen, gleich auf die minder bedeutende Frage: wie die Privatrechtswissenschaft am schicklichsten zu benennen sey? überpringt. — Wir hätten gewünscht, Hr. D. hätte sich neben diesen und andern guten Erinnerungen gleich noch auf einigen Hufenschmuck ausgebreitet, den Hr. R. dem verneynlichen Beweise der alten Hypothese vom gemeinen deutschen Privatrecht zu seinem Theil in der zweyten Ausgabe anzuhängen gesucht hat. So wäre die Sache vielleicht mit einemmal abgethan gewesen. Die gesunde Vernunft, die *naturalis ratio*, die Vergleichung mit dem Verfahren der römischen Rechtsgelehrten oder gar mit den Pandekten, der Gerichtsgebrauch, das richterliche Ermessen etc., die alles das gemeine deutsche Privatrecht durch Zusammenstellung erläutern, also alle selbst gemeines Recht begründen sollen, beruhen ja auf lauter falsch verstandenen Begriffen; die Verhältnisse sind dabei so auffallend verwechselt, daß man in der That zweifelhaft wird, ob man den Grund dieser Verwirrungen in der Einsicht oder im Willen suchen soll. Denn wer sieht z. B. nicht bey einiger Erwägung ein, daß gesunde Vernunft und *naturalis ratio* bey dem besondern sowohl als gemeinen Recht vorkommen, und über diesen Charakter des Rechts auch nicht das mindeste bestimmen; daß die alten römischen Rechtsgelehrten gemeines und particulares Recht nicht unterschieden und es auch zu unterscheiden nicht nöthig hatten; daß man die Pandekten als Pandekten hier nicht in Vergleichung bringen kann, wo man höchstens auf die Enttöschung der einzelnen Stücke darin sehen könnte; daß natürliche Billigkeit und richterliches Ermessen von der Natur der Sache sehr weit unterschieden sey; kurz daß es also alles dieses nach nicht im geringsten ankomme? So etwas sollte man freylich als bekannt und entschieden voraussetzen können, wenn ein gelehrter Streit lehrreich werden soll. Wie wenig indeß dies hier zu hoffen ist, zeigt sich vollends daraus, daß (§. 80.) das deutsche Privatrecht gar die Gültigkeit eines hypothetischen Vernunftrechts haben, und daß die *naturalis ratio* für jedermann verbindliche Gesetze geben soll. Vergleicht man nun weiter mit diesen allgemeinen Behauptungen einzelne Bemerkungen im Rundfischen Compendium; so weiß man sich vollends gar nicht in des Vf. Einsichten zu finden. §. 400. heist es z. B.: „der volle Landfässat wird nur in Sachsen und einigen andern Provinzen behauptet, und ist also kein Stück des gemeinen deutschen Rechts.“ Gilt denn dieser Grund nicht von man-

chen Arten des Rückkaufs, der Dienbarkeiten, den Gostgerichten, den befehllosten Edelhöfen, der Gerade, dem Heergeräthe, dem Verlangenscharferecht, und so vielen andern Materien, die Hr. R. doch alle, als zur Abhandlung des deutschen Privatrechts gehörig, ausgeführt hat?

Hey der richtigen Einsicht in diese Verhältnisse indeß, die Hr. D. aufser, wundert es uns, daß er die Worte des Hn. R. (§. 25.) nachgeschrieben hat: „eine ausdrückliche Annahme des römischen Rechts sey von Seiten der gesetzgebenden Gewalt nie erfolgt.“ Es widerspricht dies nicht bloß gerade manchen vorzüglichen Bemerkungen im *Danzischen Landbuch* selbst; sondern Hr. K. braucht diese ungegründete Behauptung ja auch dazu, um die Gültigkeit des römischen Rechts in Deutschland nun auf eine Gewohnheit zu gründen, und demnach draus einen Grund für allgemeine Gewohnheiten (§. 80. h. a.) herzunehmen, der freylich auch in dieser Form nicht einmal etwas entscheiden würde (vergl. unsre Recension von Schmid *Philadelph's jurist. Miscellaneen*, A. L. Z. 1796. B. II. N. 155.)

Was nun zuletzt die *Entwicklungsmethode* betrifft; so hat Hr. R. (nach Vorr. S. VIII.) die Mängel der beiden bisherigen Methoden, die man gewöhnlich die *Pütterliche* und die *Selchowische* nennt, sehr richtig gehandelt; aber wir möchten sagen, auch sehr geahndet. Denn hey deutlicherer Einsicht hätte er unmöglich sich bey seiner unbestimmten Angabe der ganzen Methode beruhigen können, daß nämlich diese Wissenschaft aus der *Natur der Sache* entwickelt werden müsse. Doch auch hierüber mag sein Commentator, Hr. D., sprechen, welcher nach der oben angeführten Stelle (S. 337.) gleich so fortfährt: „Eine solche Gleichgültigkeit gegen die ersten Grundbegriffe der Wissenschaft, die man systematisch bearbeiten will, ist allerdings schwer zu rechtfertigen; allein noch ungleich auffallender ist es, daß Hr. H. Rothmund, der durch so viel von fehlerhaften Methoden, von Mangel an Kenntniß der wahren Natur der deutschen Rechtsinstitute schreibt, und so laute Klagen deswegen führt, auch nicht mit einem Worte andeutet, auf welche Art und Weise man dann die achtzehn allgemeinen Grundsätze aus der Natur der einzelnen Rechtsinstitute ableiten könne und müsse;“ (wir würden vorher noch fragen: was denn erstlich der Ausdruck *Natur der Sache* bedeute, und aus welchen bestimmt anzugebenden Quellen man zweyten diese Natur selbst kennen lernen und darstellen könne); „welches die einzig richtige Methode bey Bearbeitung der verschiedenen deutschen Rechtslehren sey; ob und welcher Gebrauch von den Statuten und den Particularrechten überhaupt bey Aufstellung einer heutigen Privatrechtstheorie gültig gemacht werden könne; ob und in wie weit endlich historische Untersuchung des ersten Ursprungs und der weitem Ausbildung der einzelnen Rechtsinstitute vielleicht zu den gewünschten Resultaten uns zu führen vermöge.“ Dies sind in der That Mängel und Lücken, die man in einem sonst nach so vielen Hinweisen so vortheilhaften Lehrbuche nicht

erwarten sollte“ u. f. w. Hr. D. selbst bemerkt, daß Hr. Hufeland sich über seine Entwicklungsmethode noch nicht erklärt habe, und nimmt für sich die Pütterische, von Hn. Tafinger verbesserte, Methode als die richtige an. Sollte es wirklich möglich seyn, diese Tafingersche Methode mit den, von Hn. D. als gegründet anerkannten, Hufelandischen Erörterungen über *gemeines deutsches Privatrecht*, und was damit zusammenhängt, zu vereinigen? Inzwischen hat Hr. Hufeland in derselben Messe, da Hn. D.'s Handbuch erschien, den Umriß seiner Methode in seiner *Einleitung in die Wissenschaft des heutigen deutschen Privatrechts* (Jena 1796.) angegeben; nur freylich wird dieser Umriß von dem Vf. wohl erst völlig ausgeführt und mit allen nöthigen Nebenbetrachtungen in Verbindung gesetzt werden müssen, wenn er sich vielleicht dieselbe Aufnahme versprechen soll, die den obgedachten Brüdern bey Hn. D., wie fast bey allen Unbefangenen, widerfahren ist.

Wir halten es in mehr als einer Hinsicht für zweckmäßig, mit der vorstehenden Recension folgende die Anzeige einer Schrift, deren Vf. der Sohn des Hn. Hofrath Runde ist, zu verbinden:

GÖTTINGEN, b. Dietrich: Abhandlung der *Rechtslehre von der Interimswirtschaft auf deutschen Bauerngütern* nach gemeinen und besondern Rechten. — Von Christian Ludwig Runde, b. R. D. 1796. XVI u. 365 S. 8.

Da diese Lehre allgemein und vollständig noch nicht bearbeitet war und die bisherigen Ansichten derselben, z. B. die *Pufendorfsche* als sey sie eine Folge der *tutela fructuarie* u. a., (S. 80. ff.) nicht zu verteidigen sind; so ist des Vf. Bemühung in der That dankenswerth. Er hat die falschen Vorstellungen gut widerlegt und im Ganzen eine richtige, und sehr brauchbare Ausführung geliefert. Nach einigen *allgemeinen vorbereitenden Bemerkungen* werden der Begriff der Interimswirtschaft festgesetzt, die Quellen dieser Lehre aufgesucht, einige *historische Bemerkungen* darüber zusammengestellt und Zweck und Nutzen derselben in Betrachtung gezogen. Die Abhandlung selbst beschäftigt sich mit noch genauerer Untersuchung der Natur des Instituts, mit der *Anordnung, Verwaltung und Rechten* und *Beendigung* der Interimswirtschaft. (Wir haben immer diejenige Behandlung einer Rechtsmaterie als die beste befunden, wo erst das Recht an sich mit allen Folgen entwickelt, und alsdann die *Entstehung und Aufhebung* eines Rechts gelehrt wird; und wir glauben auch an einzelnen Bestimmungen in diesem Buche zu sehen, daß nach dieser Art viel gewonnen worden wäre. Wenigstens ist eine Menge von Behauptungen, die die Anordnung der Interimswirtschaft betreffen, durch Hinweisung auf die künftig erst auszuführenden Rechte derselben erläutert, welches bey der umgekehrten Ordnung nicht statt gehabt hätte). In einem Anhang sind 22 Auszüge aus Particulargesetzen über diesen Gegenstand abgedruckt, die das vorhergehende erläutern.

Die Meynung des W. über Gültigkeit ist, wie begreiflich, mit der von seinem Hn. Vater verteidigten übereinstimmend. Auch hier (vergl. S. 42.) ist dieser deutschen Rechtslehre die Gültigkeit eines gemeinen Rechts beygelegt, und es wird sogar wieder (S. V.) von der „gemeinen Gültigkeit solcher Grundsätze eines hypothetischen Vernunftrechts“ gesprochen. Doch scheint der Vf. an andern Stellen sich wirklich der Hufelandischen Meynung etwas zu nähern, z. B. S. 45. 46., wo sogar beynahe die Worte von Hn. Hufeland erborgt sind: „die Lehre gelte nur da, wo die Sache selbst aus einem gültigen Rechtsgrunde eingeführt sey.“ Durch eine solche allmähliche unbemerkte Näherung, die freylich durch manche gelehrten Streit schon gewöhnlich geworden ist, wird es am Ende ungewis, was jede Parthey behauptet hat, und oft einem Gelehrten sein Antheil an Aufklärung einer Sache in den Augen mancher Zuschauer entwand. Das wäre indessen von so großer Bedeutung nicht; aber wohl die Folge, daß durch ein solches Verfahren leicht deutliche Einsicht in die Wissenschaft bey vielen Zuschauern leidet, die nicht denkende Kopie genug sind, um die Umrisse und Grenzen jeder Behauptung scharf ins Auge zu fassen. — Was die Citation (in der Note d. S. 47.) aus Kant zum ewigen Frieden hier aufklaren soll, können wir nicht einsehen.

Auch in der *Entwicklungsmethode* ist Hr. R. nicht bestimmter zu Werk gegangen als sein Hn. Vater, obgleich er auch hier zuweilen (z. B. S. VI.) eine Abpudung von etwas besserem gehabt haben mag. Allein gerade bey einer solchen einzelnen Materie zeigt sich eben das Unbestimmte der Methode am deutlichsten. Weil Hr. R. nicht recht mit sich einig ist, woher denn die *Natur* der Sache geschöpft und bewiesen werden soll (vergl. S. 43.), wie dies sein Hn. Vater auch gänzlich unberührt läßt; so wird oft auf Billigkeit, auf Klugheitsregeln und Cautelen, (z. B. S. III. 172. u. a.) u. f. w. gesehen, und manches als notwendige Voraussetzung der Natur und des Wesens dieses Instituts angesehen, was es weder den Particulargesetzen, noch der innern Nothwendigkeit nach ist. Dadurch ist denn ein, zwar in der Hauptsache richtiger, aber in Nebenumständen unerwünschter, also zum Theil willkürlicher, Begriff entstanden, der nach S. 36. also lautet: die Interimswirtschaft ist „die Ausübung des Colonatrechts, welches wegen Minderjährigkeit des Auerben einem freunden Auskömmlinge, gegen Verwendung einer gewissen Summe zum Nutzen des Colonats, auf bestimmte Jahre gestattet wird.“ Wir wollen hier nicht auf das Unzureichende einzelner Ausdrücke sehen; allein theils hätte Hr. R. die wichtige nachher (z. B. S. 81. ff.) angegebene Bestimmung, daß „die Interimswirtschaft eigentlich ein Nießbrauch sey, die uns ungemein aufklärend scheint, in die Definition selbst bringen, theils die cursiv gedruckten Worte herauslassen müssen. Sie sind weder in der Nothwendigkeit noch im Zwecke des Instituts gegründet und mehrere von ihm selbst angeführten Gesetzen nicht gemäß. Jetzt ist er genöthigt, diese

abweichenden Bestimmungen als Ausnahmen anzuführen; da doch die Regel als Regel nicht bewiesen werden kann. Viel natürlicher wäre es gewesen, wenn er die Theorie ohne jene Bestimmung und ihre Folgen aufgestellt; dann aber die gedachte, freylich einigen Particulargesetzen angemessene, nähere Bestimmung als Unterart angegeben und behandelt hätte.

Endlich wäre auch eine richtigere Einsicht in das Verhältniß des römischen und deutschen, oder besser zu sagen, des gemeinen und particularen Rechts, für die Bearbeitung von dem größten Vorthail gewesen, besonders da ja die Interimswirtschaft selbst als eine Art des Nießbrauchs aufgeführt ist, und also auf die Anwendbarkeit der römischen und deutschen Grundsätze vom Nießbrauch soviel ankam. Schwerlich wäre auch dann (S. 7.) gesagt worden, daß die Vormünder der Bauern in jedem Fall der gutherrlichen Bestätigung bedürften.

Hätte es dem Vf. gefallen, über alle diese Punkte mehr und entschiedener mit sich einig zu werden;

so würden manche Behauptungen in seiner schätzbaren Schrift weniger willkürlich geblieben und die Art ihrer Anwendbarkeit weit deutlicher ins Licht getreten seyn; z. B. (S. 126.) daß die vernachlässigte Einholung des gutherrlichen Consenses *Nichtigkeit* des Vertrags über die Interimswirtschaft zur Folge habe. (S. 137.) daß der Interimswirth einen Meyerbrief lösen. (S. 139.) einen Weinkauf zahlen müsse, (wovon ja auch Gesetze (S. 141.) abweichen,) (S. 261.) manches über die Erstattung der Verbesserungen, (welche Materie indessen in vieler Rücksicht eine der besten Ausführungen ist,) das Verhältniß der Leibzucht (vergl. S. 269.) und manches andre mehr.

Diese wenigen Erinnerungen sollen indessen dem obigen Urtheil über die Verdienstlichkeit der ganzen Ausführung nicht Abbruch thun; wir erwarten vielmehr nicht bloß von der vom Vf. versprochenen Schrift über die *Leibzucht*, sondern auch von seinen weitern Bemühungen in der Rechtswissenschaft, die wir von ihm hoffen, viel Gutes.

KLEINE SCHRIFTEN

Seidus Küster. Stuttgart u. Tübingen, b. Steinkopf u. Pust: Gedichte von J. F. B. mit einer Musikbeilage. 1794. 96 S. 3. (10 gr.) Wir können es dem Vf. dieser Gedichte verschiedener Inhalts gar nicht verdenken, daß er seine ersten Versuche hat drucken lassen. Er wollte wissen, welche Aufnahme sie sich versprechen dürfen, und das wird er ohnehin von seinem Verleger erfahren. Rec. glaubt, daß es gar wohl möglich sey, daß die Gedichte außer den Jugend-Freunden, für die sie zunächst bestimmt sind, auch manchen andern gefallen können, welche nicht streng in ihren Anforderungen an einen Dichter sind. Aber das wundert uns, daß der Vf. mit einer byssellosen Selbstverleugnung versichert, daß er nach jedem, auch dem *derbsten* Tadel dürste: denn wahrhaftig, der Vf. irrt, wenn er glaubt, daß ihm der Tadel zu denjenigen verfallen werde, was seinen Gedichten eintrübt. Einzelne Redensarten z. E. „So verlorde im Keim meine versagende Kraft“ oder „Sich die lachen“, „Seen Krachen“ oder „sein Herz hecht Ostersbrut“ u. d. gl. könnten sehr leicht verändert werden, aber das würde den Vf. immer noch nicht zum Dichter machen; so wenig als die glänzenden Phrasen: „der fürstliche Schädel modert hohl in der Krone Gold“ oder „wir find — Gott ist — in allen alles Gott!“ Von dem, was eigentlich den wahren Dichter ausmacht, scheint der Vf. der fern vor dem Schimpfe bewahrt seyn möchte, mit Gezißeln aus den Chören der Sänger gesagt zu werden, so wenig Begriffe zu haben, wie Hr. Abailie und D...., welche einige Lieder in Musik gesetzt haben, von dem, was den Tonkünstler ausmacht.

Amsterdam, b. Röder: *Das Fest auf dem Dorfe*. Eine komische Operette in zweyen Acten. Von Herrn Desforges. Uebersetzt von G. J. Albrecht. (Die Musik ist von Hn. Gretry.) 1791. 66 S. 8. (3 gr.) Daß wir Deutsche im Lustspiele noch manchen Schritt zu thun haben, ele wir es mit den besten ausländischen Playstücken werden aufnehmen dürfen, ist eine längst bekannte Wahrheit. Eines wadte ist die: daß wir in keinem

Stücke verwarholter seyn können, als in der komischen Oper und Operette. Es ist ein Jammer, auf unsern Deutschen Bühnen Stücke von der schönsten musikalischen Composition aufzuführen zu hören, denen der erbärmliche Text untergelegt zu seyn pflegt. Einen neuen Beywag zu dieser betrübten Erfahrung giebt die hier angezeigte Uebersetzung, die besonders in der Poesie keinem Hieronymus Knicker u. dergl. etwas vorzuwerfen hat. Die Armuth seiner Sprache verrath sich schon in der öftern Wiederholung gewisser Beywörter. So läßt er seinen Franz bald den *saubern Monsieur*, bald den *saubern Burken* nennen; läßt André sagen: *puck er sich mit seiner saubern Liebesplage*; ich zerreiße den *saubern Rirg* u. s. w. Eine seine Goldziele ist die Demit, die von ihrem Liebhaber sagt: *wie schmerzt das meinen Grabstein*. Kein Hochzeitskarmen kann so elend ausfallen, wie die Schlussarie:

Man sagt: die Ehe-Reise
Führt nicht zum Paradiese.
Dass man's, ist man weise,
Nicht drauf wagen soll.

und am Ende:

Singt alle zusammen:
Heil den süßen Liebeskramen!
Stimmt Lieder zusammen
Für Denis' und André's an;
Beide haben brat gethan!

Und noch *braver* hätte Hr. Albrecht *gethan*, wenn er beide hätte *brat* thun lassen, ohne solche Lieder auf sie zusammen zu humpeln.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BAYREUTH, b. Lübeck: *Vollständige Pfaßsultzbachische Liturgie.* Auf höchste gnädigste Genehmigung und Verordnung ausgefertigt von dem Sultzbachischen Ministerium. 1797. XVI u. 334 S. gr. 4.

Was so viele würdige und einsichtsvolle Männer laut genug sagen, und, trotz aller Widerprühe oft genug wiederholten — daß eine Verbesserung nicht nur, sondern wohl gar eine totale Umwandlung unsrer Liturgie, hochknothwendiges Zeitbedürfnis sey — das mußte doch wohl endlich Eindruck machen, und diejenigen, denen es oblag, die dazu nöthigen Anstalten zu machen, aus dem Schlafe zu erwecken. Freylich hätte das schon vor vielen Jahren geschehen sollen und können, wenn man auf Zeit und Umstände hätte Acht haben, und nur bloß dasjenige beherzigen wollen, was schon Luther vor bey nahe dreyhundert Jahren, bey Gelegenheit, da die deutsche Messe 1526 in Wittenberg eingeführt wurde, gleich zu Anfang der Vorrede mit folgenden Worten sagte: „Vor allen Dingen will ich gar freuntlich gebetten haben, auch vmb Gotteswillen alle diejenigen, so dise vnser ordnung im Gottesdienst sehen, oder nachfolgen wollen; das sie ja kein nötig gesetz drauß machen, noch yemants gewissen danar verstricken oder faken, sondern der Christlichen freiheit nach, ires gesellens brauchen wie, wo, wenn, und wie lange es die sachen schicken und fodern.“ Hatte der biedere Mann es wohl deutlicher sagen können, daß dergleichen Vorschriften für ewige Zeiten weder gelten könnten noch sollten? Und doch blieb man Jahrhunderte steif bey den einmal eingeführten Formeln — setzte noch in den neuern Zeiten fest, daß der Geistliche gehalten sey, bey selbigen *schlechterdings* zu bleiben, und keine Sylbe anders auszusprechen, als sie in der Vorchrift lautete — schrieb *Dissertationes de obligatione stricta ministror. eccl'es. ad ordinat. ecclesiast. observantiam* u. s. w. Gottlob! daß diese Zeiten vorbey sind, und daß man jetzt mit Ernst daran denkt, auch diesen so wichtigen Theil des Gottesdienstes vernünftig, das ist, also einzurichten, daß man an demselben, nicht nur ohne Anstoß, sondern auch mit Erbauung Theil nehmen könne. Rec. freuet sich daher sehr, wenn er von einer so erwünschten Veränderung, die an diesem oder jenem Orte gemacht worden ist, Nachricht erhält. Mit Vergnügen zeigt er auch eben deswegen die gegenwärtige neue Liturgie an, die zum Glück einem würdigen Theologen, dem, zu Ende der Vorrede sich selbst nennenden Hn. In-

A. L. Z. 1797. Erster Band.

spector M. Joh. Steph. Tretzel in Sultzbach zur Bearbeitung anvertraut wurde, der schon durch die Herausgabe eines neuen Gebetbuchs sich als den Mann gezeigt hatte, dem auch dieses Geschäft sicher übertragen werden könne. Schon aus der Vorrede und aus der darauf folgenden Einleitung erhellet zur Genüge, daß es ihn wirklich wahrer Ernst gewesen seyn mußte, dieser neuer Liturgie die möglichste Vollkommenheit für unsre Zeiten zu geben, indem er nicht nur alles was bisher von so vielen würdigen Theologen über diesen Gegenstand geschrieben, gerathen und bemerkt worden ist, ganz zu benutzen, sondern auch bey der Bearbeitung immer die besten Muster vor Augen zu behalten suchte. Muß man bey einem solchen Werke auch nach den Regeln der Klugheit verfahren, und alles zu vermeiden suchen, was dem Schwachen zum Anstoß gereichen, und wodurch das abgesezte Gute ganz gehindert werden könnte: so wird es dem Vf. nicht verargt werden können, daß er die ehemaligen Aenden nicht ganz bey Seite gesetzt, und manches *mutatis mutandis* beybehalten habe, zumal da den alten Formeln immer neuere und verbesserte beygelegt worden sind. So zeigen besonders von der unbefangenen Denkungsart des Vf. die verschiedenen Winke, die er hin und wieder seinen Amtsbrüdern giebt, besonders in Ansehung des bisher gewöhnlich gewesen Kirchensegens und des öftern Gebrauchs des V. U., welches er zu paraphrasiren empfiehlt — so wie meistens schon der vortrefliche Luther, in der oben bemerkten deutschen Messe theils gerathen, theils mit einem Mufter erläutert hat: Denn so schreibt er: *Nach der predig soll folgen eine öffentliche paraphrasis des vater unsers u. s. w.* worauf wirklich eine solche, sehr zweckmäßige und erbauliche Umschreibung folgt. Da auch die gewöhnlichen Sonn- und Fest- und Freytags Evangelien und Episteln aufgenommen werden mußten: so wurde auch mit diesen eine höchst zu billigende Veränderung vorgenommen, die häufigen *Und — er antwortete und sprach u. dgl.* weggelassen, und für den bessern Verstand mancher Worte, durch ganz kurze Zusätze geforgt. Die Gebetsformeln sind größtentheils zweckmäßig und erweckend; nur wäre zu wünschen, daß der gute Rath, den der würdige Vf. seinen Amtsbrüdern giebt — solche auch mit *deutlicher, laßlicher, nachdrucksvoller Stimme zu sprechen* — befolgt werden möchte. Denn daß dieses leider! nicht immer zu geschehen pflege und das — das darf wohl nicht erst bewiesen werden. Ein kraftvolles heizerweckendes kurzes Gebet, ist ja doch wohl immer besser, als eine noch so lange — lade Harangue. Uebrigens zer-

fällt diese neue Liturgie in zwey Haupttheile. Der erste hat zwey Abtheilungen. 1) Gebete. 2) Handlungen. Der zweyte hat deren drey. 1) Epistel und Evangelientexte zu Sonntagen und Festen. (Geleyst werden in den Pfalz-Sulzbachischen Landen, außer den Sonntagen, Christi Geburtsfest mit 2 Tagen, Neujahr, Christi Offenbarung, Darstellung im Tempel, Verkündigung Mariä, Ostern mit 2 Tagen, Himmelfahrt Christi, Pfingsten mit 2 Tagen, die Gedächtnisstage Johannis des Täufers und Petri und Pauli.) 2) Colletten. 3) Intonationen. Der Druck ist schön, und macht der Seidlischen Officin in Sulzbach Ehre.

NATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Ziegler: *Archives de l'Histoire des Insectes publiées en Allemand par Jean Caspar Fuesly*. Traduites en François. 1795. 1 Alph. 4. m. 54 illum. Kupfert.

Der Uebersetzer dieses in Deutschland sehr bekannten Werks sagt in der Vorrede, man habe es im Auslande nicht gekannt, und deshalb eine Uebersetzung gewünscht. Rec. glaubt dies, aber in einem ganz andern Sinne, als es der Uebersetzer nimmt. Denn, unpartheyisch geurtheilt ist dieses Archiv im Ganzen genommen, einige kleine Abhandlungen abgerechnet, sehr mittelmässig. Hatten die vielen, hin und wieder guten Abbildungen bisher wenig oder gar nicht bekannten Insecten, und einige merkwürdige Beobachtungen, dem Buche nicht Interesse gegeben, und den Entomologen gezwungen, zu jener Zeit, wo seine Wissenschaft noch in der Wiege lag, sich dieses Werk anzuschaffen; so würde es vielleicht schon früher eingeflossen seyn. Gröndlichkeit, scharfsinnige Kritik und Genauigkeit, ja selbst Bestimmtheit der Beschreibungen, kurz alle Erfordernisse einer guten naturhistorischen Schrift, vermisst man hier gerade in den grösseren und wichtigsten Aufsätzen. Dieser neuen französischen Bearbeitung des Textes, liegt ein ziemlich guter Plan zum Grunde. Der ungenannte Vf. sagt: „Seine Uebersetzung sey nicht genau nach dem Buchstaben gemacht. Unnötige Wiederholungen und für unsere Zeiten überflüssige Weitfchweigkeiten habe er zu unterdrücken gesucht. Die Aufsätze folgten hier ohne Unterbrechung auf einander; bisweilen habe er Anmerkungen beygefügt, und statt der vormaligen Schriften des Fabricius habe er dessen neues Werk, die Entom. system. citirt.“ Er nahm also den alten Stoff, um daraus ein neues Werk zu bilden, und es hing, wie wir dafür halten, gewissermassen von ihm ab, dem neuen Texte selbst noch Interesse für deutsche Entomologen zu geben, da die Entomologie seit der Erscheinung der ersten Ausgabe dieses Archivs so mächtige Fortschritte gemacht hat. Allein um dies zu leisten, um jenen Plan gut und standhaft durchzuführen, bedurfte es eines Mannes, der tiefer in die Wissenschaft eingedrungen seyn mußte als der Uebersetzer. Auch war er sicher nicht mit einer solchen Sammlung versehen, die zur glücklichen Ausführung

solcher Unternehmungen nicht fehlen darf. Denn fast alle seine Anmerkungen, das behaupten wir dreist, sind Resultate des Studiums dieses Theils der Naturgeschichte aus Büchern; und selbst dann hätte noch Vieles geleistet werden können, wenn der Vf. sorgfältig die Berichtigungen und Ergänzungen aus spätern Schriften gesammelt hätte.

Die Kupfer find dieselben, die bey der deutschen Ausgabe waren, nur fehlt bey dem vor uns liegenden Exemplare die Supplementtafel zu den Bupresten t. 23. Auch finden wir noch, daß die Illustration in diesem Exemplare nicht so sorgfältig gemacht ist, wie in der ersten Ausgabe; vorzüglich bemerkt man dies in den Tafeln, die zu *Herbst's* Mantisse gehören.

Die kleinern Abbildungen sind vorn hingebracht; den größern letztern Theil nimmt der kritische Catalog des *Herbst'schen* Cabinets ein. Zu diesem ist die Einleitung, so wie die Mantisse ganz weggefallen, die in letzter befindlichen Käfer sind an ihrem Orte eingefchaltet. Der Uebersetzer hat alle diejenigen Insecten aus diesem Verzeichnisse weggelassen, welche nur dem bloßen Namen nach aufgeführt waren. Warum aber wurden nicht wenigstens die alten Nummern unverändert beybehalten? Warum wurde die Angabe des Vaterlandes, die *Herbst* den Namen beygelegt hatte, ausgelassen?

Jetzt ist es des Rec. Pflicht, zu diesem allgemeinen Urtheile einige Belege zu geben. Es würde theils wider die Gesezte dieser Blätter seyn, wenn wir Alles anführen wollten, was uns Unrichtiges aufgefallen ist; theils wird das Angeführte zu unserm Zwecke hinlänglich seyn.

Auf eine wirklich oft gar nicht zu entschuldigende Weise sind mit den Arten, die vermöge des Plans weggelassen mußten, auch andre übergegangen, wo sich gar kein Grund annehmen liefs, z. B. *Cricoteris rufipes* D. Arch. n. 8., *Curc. Rhei*, *Rhamni*, *curvispissus* und *Floricola*, auch *C. Semicolor*, wahrscheinlich aus der irrigen Veranuthung, daß er, wie *Herbst* sagt, fast nur Abart des *Color* sey. Es ist aber sicher eigner Art, und zwar der *C. binotatus* Fabr. und *Rossi*. Ueberhaupt verfährt der Uebers. sehr oft zu eigennützig. Dagegen sind wieder einige stehen geblieben, die recht gut wegbelieben konnten, z. B. die *Pyrochroa coccinea*, wahrscheinlich, damit der Vf. Gelegenheit bekam, uns die höchst wichtige Nachricht mitzutheilen, daß dieser Käfer fünf Lin. lang, sein Brustschild uneben und nicht gerandet sey; daß die Fühlhörner auf Einer Seite kammförmig sind, und endlich, daß *Grossfroy* diesem Insecte den Namen *Pyrochroa* gegeben habe, um die schöne Feuerfarbe auszudrücken. Wer erkennt nicht in diesem Zuge den erst anknüpfenden Entomologen? Als Beweise, daß viele zu jener Zeit schon in Schriften verbreitete Berichtigungen und Citate nicht benutzt sind, dienen: *Sphaeridium bimaculatum* (*Tritoma bipunctul. F.*) *Hirtus* (*Lagria*, eigentlich *Melchris*, atra F.) *Curc. cylindricus* (*Bardanae F.*) *latus* (ein verwechselter *Cynarae*) *Pterophorus* (*Lymexyl. floripes*) *Cicind. Capensis* (*Catena F.*) *Scorab. Arctos* (Abart des *luridus*) u. s. f. Wir hätten dieses Verzeich-

nifs noch sehr vergrößern können, wenn nicht selbst die Unmöglichkeit des Originals dem Uebersetzer zur Entschuldigung diene; so wird nicht leicht jemand errathen, daß *Cerc. arvensis* der *Atellab. variegata* F. ist. Unrichtigkeiten, die auf die Rechnung des Uebersetzers kommen, sind mehrere: *Scrab. 4. guttatus* ist der *4. maculatus* Fabr. selbst; der *Bostrych. identatus* ist nicht *Sinodendron maritimum* F. sondern sein B. *bifidus*, *Dermogloss. unipunctatus* nicht *Lyct. nitidus* sondern *crassellatus* F., *Chrysom. Bigarvianus* nicht Abart der *Vitelinae*, sondern die *Lamina* F., *Lamia fulva* nicht Variet. *d. cancellata*, wohl aber der *Morio* F., *Carab. Frithii* ist nicht *Striola*, sondern *Nigrita* F., *Cusc. rarus* nicht *gentilis* var., denn der globatus Herbst ist der *gentilis*, *C. arenarius* ist der wahre *rarus* F. n. f. w. — Auch die Uebersetzung haben wir in der folgenden Stelle richtig gefunden: *Colled. Arctis*. Herbst verwirrt sicher die beiden sehr wohl unterschiedenen Arten: *Arctis* und *Gazellae* mit einander; die Verwirrung hat sogar Einfluß auf die Abbildung gehabt. Der Uebersetzer sagt: „La polistine est entorse d’une bordure jaune, quelquefois entorse, quelquefois bisee.“ Dies ist falsch, es muß heißen: „Le corcel est torsé d’une bordure jaune en haut et en bas etc.“ Dies sagt Herbst ausdrücklich, und es ist der Natur gemäß, wenn man nützlich, wie er that, beide Arten für Eine ansieht.

ERLANGEN, b. Palm: Deutschlands Flora oder botanisches Taschenbuch. Zweyter Theil für das Jahr 1795. Cryptogamie. Von Georg Franz Hoffmann. 200 S. ohne die Erklärung der 14 Tafeln, die Einleitungen und Register. 12.

Der Vf. hat mit der Ausgabe dieses zweyten, nun nicht einmal das Werk vollendenden Theiles, bekanntlich sehr lange gezögert. Dieser Verzug hat indessen dem Werke eben so wenig geschadet, als der Modestität Almanach und Taschenbuch, der Kalender mit allen Zubehör, und die bestimnte Angabe eines Jahres zum Wesentlichen dieser schätzbaren Arbeit gehört. Rec. glaubt vielmehr in diesem zweyten Theile noch mehr Rundung, Vollendung in der Darstellung, und Reichthum an eignen Ideen zu bemerken, was auch bey der Bearbeitung eines dem Vf. so vertrauten Faches zu erwarten war. Nach der im vorigen Theile befolgten Art sind hier die Farnkräuter und Moose angezeigt, die Schwämme bleiben noch ganz zurück, nebst den Tangarten, Gallerten, Conserven, und andern Fasergewächsen. Die Zahl der angeführten Specierum ist sehr beträchtlich, von Laubmoosen über 200, Flechten gegen 400, ohne die nebenbey bemerkten Varietäten. Bey einem großen Theile findet man nicht bloß Definition und Wohnort, sondern auch Hinweisungen auf andre Schriftsteller und Kritiken, was bey einem so delikaten und schwankenden Fach sehr willkommen ist. Der Vf. hat bey den Flechten verschiedene seiner eignen frühern Stellungen der systematischen Folge hin und da verändert, und, wie es scheint derselben die möglichste Vollkommenheit nach seinen neuern Überzeugungen gegeben. Den Arten

der in diesem Theil enthaltenen cryptogamischen Gewächse ist eine Tabelle der Gattungen vorausgeschickt, die sie sehr richtig im Allgemeinen in *Rhacalia* (*Wanfilea*, *Salvinia* etc.), *Peltata* (*Equisetum*), *Annulata* (*Filices* derogatae), *Eisaliniae* (*Ophioglossum*, *Ornanda* — und, was noch abzuweichen scheint — *Lycopodium*), *Calyptrata* (*Musci* frondosi), *Ecalyptrata* (*Musci* hepatici), und *Scutellata* (*Lichenes*) eintheilt. Es war Rec. sehr angenehm, diese bereits von andern Botanikern angethane und bewiesne Abtheilungen eingeführt, und statt fleißer Befolgung des Alten, da sie vollkommen erprobt sind, zugehenden Forschern nothwendig gemacht zu finden. Darstellungen dieser Art halten gerade das Mittel zwischen der oberflächlichen Behandlung, über welche selbst Linné für seine Zeit nicht hinausgehen konnte, und der oft viel zu versierten Künstley mancher Neuern, die andern Forschern unverständlich und unzugänglich bleibt. Die vierzehn Kupfertafeln sind ungemein artig, sauber und gefällig gearbeytet; Rec. wagt es kaum, um nicht unbillig zu seyn, wegen der Manier, oder des nicht sorgfältig getroffenen Ausdrucks, wie bey *Sphaeria miniata*, und *Peziza lenticularis*, eine Anmerkung zu machen. Nur sechs dieser Tafeln beziehen sich auf Laub und Lebermoose (wohin auch die 14te Tafel mit der *Trentepohlia*, einem sonderbaren physiologischen Phänomen gehört), die übrigen enthalten Schwämme, bey welcher Gelegenheit uns Hr. H. mit verschiedenen Abtheilungen der Schwämme bekannt macht, unter welche er vermuthlich im folgenden Theile die Gattungen, die seiner nützlich, ordnen wird. Sie sind z. B. *Hymenocarpa* (*Arctaria*, *Thelephora*, *Sclerotium*, *Diderma*, *Trichodermia*), *Utricularia* (*Clavaria*, *Solenia*, *Acidium*, *Peziza*); *Mucoraceae* (*Stilbum*); *Lomentaceae* (*Sphaeria*, *Stilbopora*); *Hyssaceae* (*Macilago*, *Donatium*). Diese Abtheilungen, so wie die abgebildeten Arten selbst, sind in der Erklärung bestimmt. Mehr haben wir bey einem Werke nicht zu sagen, bey dem die Aeusserung, daß es in den Händen aller derer seyn werde, für die sein Gegenstand Interesse hat, kein Compliment ist.

BREMEN, b. Wilmanns: Deutschlands Flora zum bequemen Gebrauche bey den Botanikern. — Nebst einer erklärenden Einleitung in die botanische Kunstsprache zum Beßen der Anfänger. Ein Taschenbuch von Joh. Chr. Rohling, Pfarrer zu Braubach. Die 24. Klasse kann besonders gebunden werden. 1796. LXIV u. 540 S. ohne das Register. 8. (Rohlr. 16 gr.)

Der Vf. ist gesonnen eine Flora der niedern Grafschaft Katzenellenbogen anzufassen. Er bedient sich zum Einleiten der Pflanzen mehrerer Gleichnisse. Aus dem Bedürfnisse, diesen ein Werk in die Hände zu geben, dessen sie sich auf ihren Excursionen zum Leichtsin bedienen könnten, entsprang bey ihm der Gedanke, ein solches Taschenbuch für alle diejenigen zu verfaßen, die der lateinischen Sprache unkundig, in unserm Vaterlande botanisiren wollten. Man hat

det hier also alle bis dahin bekannten in Deutschland wildwachsenden Pflanzen nach Linné systematisch geordnet. Roth's Tentam. Flor. German. und Hoffmann's Taschenbuch waren des Vfs. vorzüglichste Führer; doch findet man hier manche Pflanzen, die beide nicht haben, z. B. *Plitum capitatum* und *virgatum*; letzteres fehlt im Hoffmann; und Roth hat beide Arten nicht.

Nach der Erklärung der vielen Abkürzungen und Zeichen, deren sich Hr. R. um Raum zu ersparen bedient hat, folgt die Erläuterung der im Buche angewendeten Kunstaussprüche, die freylich nicht ganz so bestimmt ist, wie es in den Taschenbüchern für solche Leser seyn sollte. So wird walzenförmig

durch: hielartig, länglichrund; halbwalzenförmig auf der Einen Seite hohl oder flach, auf der andern gewölbt erhaben — erklärt. Die Hauptbegriffe Stamm, Wurzel, Blüthe u. a. sind nicht erklärt.

Die Gattungen sind in einer tabellarischen Uebersicht kurz definiert. Wir heben folgendes Beyspiel aus, wie der Vf. die Arten aufzählt: S. 67. 6. *Ligustrum Hartwegii*. Ein Strauch; das Laub einfach gegenüber, die Bl. in Trauben B. lauzenförmig spitz. Rippe 1. einfach, 3. gabelig. L. vulgare. Hartwegii — Zäune; Wälder — Jun. 7. Wenn es um Kürze zu thun war, warum wurden die Artikel in den angegebenen Kennzeichen des Habitus der Pflanzen einer Gattung nicht ausgelassen?

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERÄRGESCHICHTE. Augsburg, B. Späth: *Johann von Dalberg*, Bischof von Worms, vom Geheimrath Zopf. Ohne Vorber. 166 S. mit des Hn. Coadjutors von Dalberg Bildniss. 1796. 8. — Schon im Jahre 1789 gab der Vf. einen Versuch über das Leben und die Verdienste *Johann von Dalbergs*, ehemaligen Bischofs von Worms heraus — und schon damals lieferte er in denselben viele, bisher verstreckt geliebene Nachrichten von diesem merkwürdigen Manne, die jedem Literator nicht anders als willkommen seyn mußten. Und nun bekennt er uns in diesem neuen Werke mit einer gänzlichen Umarbeitung jenes Versuchs, zum Beweise, daß er seinen Gegenstand bisher nicht aus den Augen verloren — aber auch die ihm von verschiedenen würdigen Männern, deren er in dem Vorbericht mehrere namhaft gemacht, mitgetheilten Notizen, wohl zu benutzen gewußt habe. Die Geschichte sowohl der Familie dieses Bischofs, als seine eigene trägt er in 31 Paragraphen vor, worauf die Anmerkungen und Belege zu derselben, nach den in dem Texte bemerkten Nummern und nach den Seitenzahlen folgen — welche Absonderung der Anmerkungen von dem Texte vielleicht nicht jeder Leser für bequem halten möchte. — Die Hauptthaten der Geschichte dieses Bischofs sind folgende. Geboren wurde er im J. 1445. Sein Vater war *Wolfgang*, aus dem Geschlechte der *Kammerer von Worms*, nachher von *Dalberg* genannt — das bis auf unsere Zeiten dem Staate und der Kirche die vortheilhaftesten Dienste gegeben hat. Das Zeitalter in welchem er geboren wurde, war bekanntermaßen dasjenige, dem die ganze Menschheit — die Wiederaufhebung der schönen Wissenschaften — das größte Glück, das derselbe zu Theil werden konnte, zu danken hatte; und eben dieses hatte den glücklichsten Einfluß auf *Dalbergs* Bildung. Seine Jugendlehrer sind zwar unbekannt, doch müssen es treffliche Männer gewesen seyn. Im J. 1476 ging er nach Italien, wo er sich *Ferrara* zu seinem Aufenthalt wählte. Wahrscheinlicherweise hatte er schon vorher eine hohe Schule in Deutschland besucht — und vielleicht *Heidelberg*, ungeachtet weder dieses, noch ob er schon damals, da er nach Italien ging, Domherr gewesen sey, mit Gewisheit gesagt werden kann. In Italien, wo er den berühmten *Audolph Agricola* kennen lernte, und mit demselben, so wie mit *Dielechio von Pleningen* die vertrauteste Freundschaft errichtete, würde er, nach damaliger Sitze, mit großer Freyerlichkeit — *Donor der Rechte*. — In Italien lernte er auch den berühmten *Nürnberg'schen Tischler* kennen. Dafs er im

J. 1477 der Ingolstädter Universitätsmatrikel einverleibt worden sey, ist ganz richtig, nur folgt daraus nicht, dafs er dasselbst im gewöhnlichen Verstande studirt habe. Er war damals schon 33 Jahre alt. Vielleicht geschah es nur *honoris gratia*, dafs er seinen Namen gedachter Matrikel einverleibte. Wirklich steht er auch dasselbst unter den Nobilibus, so wie die Verfaller der Ingolstädter Annalen das Andenken dieses würdigen Mannes durch eine kurze Biographie desselben zu verewigen gesucht haben. Da Kurfürst *Philipp* von der Pfalz, jener große Beförderer der Wissenschaften schon zu Ende des J. 1476 zur Regierung gekommen war, so liess es derselbe gewis nicht lange anstehen, *Dalberg* an seinen Hof zu ziehen, um unter seiner Leitung, besonders *Heidelberg* empor zu heben. *Dalberg*, den der Kurfürst zu seinem Geheimrath und Kanzler gewacht hat, that auch wirklich in der Folge alles, was der Kurfürst von einem eben so thätigen als gelehrten Mann erwartet hatte. Auch in der Folge, da ihm im J. 1482 die bischöfliche Würde zu Worms zu Theil geworden war, bediente sich der Kurfürst seines Rathes. Im J. 1485 schickte ihn derselbe nach Rom, um *Innocenz VIII* seine Glückwünsche zu bringen. Seine, bey dieser Gelegenheit gehaltenen Rede erzielten auch, vermuthlich die nämliche Zeit, zu Rom im Drucke. Bey Anlegung der nachmals so berühmten gewordenen *Heidelbergschen Bibliothek*, waren es vorzüglich *Dalberg* und *Rudolph Agricola*, die den Kurfürsten mit Rath und That unterstützten. Seine Bekanntschaft mit den berühmtesten Männern damaliger Zeit, einem *Trithem*, *Hempheling*, *Reuchlin*, *Cicero*, dem Stifter der Rheinischen Gesellschaft, wozu auch *Dalberg* das seinige beynah, setzte ihn in den Stand, auch in dieser Rücksicht, alles zu leisten, was dazu erforderlich war. Im J. 1499 sah er sich wegen der in Worms entstandenen Unruhen genöthigt, sich mit seiner Klerisey von Worms zu entfernen, und sich nach *Ladenburg* zu begeben, wohin er auch seine eigene zahlreiche Bibliothek bringen liess. Von dem Schicksal dieser Bibliothek sagt der Vf. S. 131. eine Vermuthung, die aber aus einem Brief *Wolfgang von Asseltin* an den *Fraunfurt*, den man in der *Durckischen Sammlung* Spiel. XVIII. S. VI. findet, berichtigt werden muß. Dieser treffliche Mann starb endlich im J. 1503 den 23. Julius. Rec. zweifelt übrigens nicht, dafs noch manches zur Ergänzung der Geschichte dieses gelehrten Bischofs konnte entdeckt werden, wenn Leute, die wirklich an den Quellen sitzen, solche zu benutzen nicht zu träge waren.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Januar 1797.

GESCHICHTE.

- 1) Ohne Druckort: *Betrachtungen über den Feldzug, welchen die alliirten Armeen im Jahre 1794 in den Niederlanden führen werden.* Geschrieben im Monat März des Jahrs 1794, von einem..... Officiere, der in der Schlacht bey Fleurus durch eine Kanonenkugel sein Leben verlor. Mitzwey Kupfertafeln. Gedruckt im Monat May. 1795. 160 S. 8.
- 2) Ohne Druckort: *Betrachtungen über die Feldzüge Oesterreichs und Preussens gegen Frankreich.* in den Jahren 1792, 1798 und 1794, und über die wahrscheintlichen Resultate, welche der Feldzug im J. 1795 verspricht oder befürchten läßt. Geschrieben im Monat December 1794. Gedruckt im Monat Julius. 1795. 156 S. 8.

Der Vf. von Nr. 1), welcher, nach der Angabe auf dem Titel, in der Schlacht bey Fleurus geblieben ist, hat nachher Nr. 2), und dann die freymüthigen Beurtheilungen der österreichischen und französischen Armeen in dem 4ten Feldzuge u. a. auf diesen Krieg sich beziehende Schriften drucken lassen. — Uebrigens sieht man auch gleich, sowohl in Nr. 1) als in Nr. 2), daß sie unter einer angeblichen Vorherkündigung Rasonnements über geschehene Dinge enthalten, welches denn freylich keine große Schwierigkeit hat. In Nr. 1) giebt der Vf. zuerst eine Liste von der Stärke der Armeen, welche 1794 in den Niederlanden agirt haben. Die ganze Stärke setzt er zu 194,214 Streiter an. Diese Anzahl mag in den Listen, welche dem Vf. zu Gesichte gekommen sind, aufgeführt seyn; wirklich ist sie aber nicht da gewesen, und Rec. glaubt behaupten zu können, daßs an ihr sehr viel gefehlt habe. Zur Behauptung der Grenze zwischen dem Meer und der Scarpe will der Vf. bey Dixmuid, Menin, Linfelle und Cysoing kleine Corps campiren lassen, und Nieupoort, Ypern, Menin und Fort Knock besetzen. Bey dieser Defensive konnte der Feind inamer mit seiner ganzen Macht, welche er zwischen Douai und dem Meer hatte, auf eines der 4 Corps fallen, und es schlagen, oder sogar einschließen, ehe die andern es zu unterstützen im Stande waren, wenn er zumal gegen dieselben zugleich Demonstrationen machte.

Diese Stellungen weichen übrigens wenig von denen, welche die alliirten Corps im Herbst 1793 und im Anfange von 1794 wirklich hatten, ab; nur stand kein Corps bey Linfelle, welches auch in der ange-
A. L. Z. 1797. Erster Band.

nommenen Lage ganz und gar unzuweckmäfsig seyn würde. Es stande vor dem Corps bey Menin, und wäre durch die Lis von ihm abgefondert; hatte weder auf den Flügeln, noch vor sich, einige besondere Vortheile des Terrains, und könnte alle Morgen aus dem verhaszten Lager vor Lille angegriffen, und wenn es nicht gleich sich zurückzöge, gefangen genommen werden. Auch die Stellung zwischen Menin und Gheluwe, den Ghelwe-Bach vor der Fronte, wie der Vf. sie vorschlägt, ist sehr schlecht. Der angreifende Feind kömmt von Comines und Gheluvelt in die rechte Flanke. Die Erfahrung hat dies am 13ten Sept. und 21sten Oct. 1793 gezeigt. Man hatte daher auch zuletzt eine Reihe Redouten von Bousbeck über Gheluwe aufgeworfen; aber auch selbst diese gaben keine den Umständen vollkommen angemessene Stellung. Uns scheint, daßs der Vf. die Beschreibung des Terrains nur aus ältern Memoires kennt, und dasselbe nicht selbst gesehen hat. — Die Stellung bey Mont-Cassel, auf die der Vf. so viel Vertrauen setzt, erfordert eine große Anzahl von Truppen, welche noch selbst die von Vf. angenommene Stärke der holländischen und englischen Armee übersteigt; da aber diese schon gewis zweymal so stark, als die wirklich vorhandene war: so ist leicht zu erachten, wie unausführbar dieser Vorschlag in dem Feldzuge von 1794 war. Ueberall scheint dieser Entwurf aus den Zeiten genommen zu seyn, als noch die niederländischen Festungen Brabant und Flandern deckten. In der jetzigen Lage würde es sehr gefährlich seyn, hier einen großen Theil der Macht zu verwenden, und dadurch seine Mitte und seinen linken Flügel zu schwächen, auf den doch alles ankömmt. Statt mit dem rechten Flügel vorzugehen, möchte Rec. ihn 1794 refürir haben, um mehr die Macht zu concentriren, und die Verteidigungslinie, für die man ohnehin zu schwach war, zu verkürzen. Was der Vf. in der Folge von der Gefahr der Operation auf Landreies sagt, läßt sich mit mehrerm Grund noch auf die Vorrückung bis Mont-Cassel anwenden. Von Landreies konnten die kaiserl. Armeen doch noch eher wieder in einer Centralstellung gegen Brüssel sich vereinigen. Wenigere Gefahr war mir der Belagerung von Maubeuge, welche der Vf. vorschlägt, verbunden, zumal wenn Charleroy und Namur sich 14 Tage halten konnten, welches aber leider nicht der Fall war. Nach der Eroberung von Maubeuge will der Vf. zu der von Lille schreiten. Da in diesen Gegenden viele Keiege geführt, und viele Entwürfe darüber gedruckt sind: so ist es freylich leicht, auch dergleichen von neuem zu machen; die Hauptfrage kömmt nur darauf an, ob sie den derma-
U
ligen

ligen Umständen angemessen sind. Dies ist hier aber nicht der Fall; denn 1) hat der Vf. die Verbundenheiten, wie erwähnt, viel stärker angenommen, als sie waren; 2) hat er Oerter, z. B. Menin, versorgt, und als feste vorausgesetzt, welche es nicht waren, und 3) hat er die große Uebermacht der Franzosen nicht in Aufschlag gebracht.

In Nr. 2) zeigt der Vf., wie man in dem Feldzuge von 1792 hätte operiren müssen, wenn der Kaiser die versprochene Anzahl von Truppen marschiren ließe. Sehr richtig ist die Bemerkung des Vf., daß der Feldzug von 1793 am Rhein und der Mosel weit glänzender hätte seyn können, wenn nicht die Politik es verhindert; daß die Besitznahme der niederländischen Festungen im Namen des Kaisers; das Manifest des Prinzen von Sachsen Coburg am 10ten April, welches sein erstes vom 5ten wiederrief u. a. politische Fehler, die vornehmsten Ursachen der Unglücksfälle in diesem Kriege sind. Rec. übergeht, was der Vf. über den Feldzug von 1794 und 95 hier noch sagt, indem er sich über beide in einem andern später geschriebenen Werke noch weitläufiger ausläßt. Nicht ohne Interesse und ohne Belehrung wird man die hier angezeigten Schriften lesen. Vielleicht kann man aber dem Vf. im Allgemeinen den Vorwurf machen, daß er zu rasch bey seinen Schriften zu Werke gegangen ist, daß er nämlich nicht genug untersucht hat, ob seine Ideen in den Fällen, die er vor sich hatte, Anwendung fanden; daß er für das Defensivsystem, wo man die Armee in kleine Corps theilt, und eine besetzte Position zieht, zu sehr eingenommen ist, und dagegen die Vortheile aus der Acht läßt, welche bey vereinigter Macht die höhere Taktik an die Hand giebt.

Wir schließen übrigens mit der sehr richtigen Bemerkung des Vf., daß die Geschichte dieser drey Feldzüge ein Gewebe von Unbegreiflichkeiten, von Rathseln, die ein zweyter Oedip auflösen mag, sey.

Unter dem Druckort Germanien (BERLIN, b. Unger): *Freymüthige Beurtheilung der österreichischen und französischen Armee in dem 4ten Feldzuge 1795 des österreichisch-französischen Krieges. 1796.* 94 S. 8.

In dieser Schrift findet man viel Freymüthigkeit, wenn von den Kaiserlichen, und viel Zurückhaltung, wenn von den Preussen und Franzosen die Rede ist. — Der Vf. glaubt ohne Zweifel nicht in einer Lage zu seyn, welche ihm erlaubt, so freymüthig über die letztern, als über die erstern sein Urtheil öffentlich fallen zu dürfen. Dies ist um so wahrscheinlicher, da in einem andern ihm zugeschrieben u. Werke die Franzosen aus einem ganz andern Gesichtspunkte dargestellt wurden, als in den Schriften, welche später geschrieben sind. Es ist unmöglich, daß das wahre Urtheil eines in mancher Rücksicht sehr einsichtsvollen und heldenkenden Mannes bloß von den äußern Umständen, oder der Stimmung des größten Hauens abhängen sollte. Und wir sehen daher die

Schriften, oder doch insbesondere diejenigen, welche wir hier anzeigen, als eine Broschüre an, die in einer gewissen Hinsicht geschrieben ist, und die daher nicht unparteylich die Operationen und die übrige Lage der Dinge beurtheilen und darstellen kann.

Der Hauptinhalt dieser Schrift besteht in einer Erzählung der Lage, in der sich die kaiserlichen Armeen am Rhein im J. 1795 befunden haben, der Operationen, welche sie verrichtet, und insbesondere in Betrachtungen über die Defensiv- und Offensiv, welche sie wählen konnten.

Das Resultat dieser Betrachtungen ist: daß die kaiserliche Armee ganz unzuweckmäßige Maasregeln zur Vertheidigung des Rheins ergriffen habe, und daß sie bis an die Ober-Donau würde zurückgeworfen seyn, wenn nicht „die preussischen Demarcationslinie, und jene gleich den vulkanischen Ausbrüchen, lange zuvor drohende Verschwörung in Paris, diesmal Deutschland, die österreichische Monarchie, und den Ruhm ihrer Feldherren gerettet hätten.“ (Eigene Worte des Vf. S. 66.)

Gründet ist es ohne Zweifel, daß die kaiserliche Defensiv sich nicht mit dem anerkannten Grundsatz der höhern Taktik vereinigen ließe; daß man überall kleinliche Maasregeln, und nicht einen auf's Ganze berechneten wohl überdachten Plan wahrnahm, und daß nur erst in der Noth, erst, als Mannheim verloren war, und die Franzosen an den Ufern des Mayns sich befanden, eine den Umständen gemäße Operation ergriffen wurde.

Dabey muß man aber auch gestehen, daß politische Rücksichten die kaiserlichen Generale wahrscheinlich zwingen, sich auf eine so ausgedehnte Defensiv einzulassen, und sich der Gefahr auszusetzen, durch den Verlust von Mannheim den ganzen Rhein zu verlieren.

Die Meynung des Vf., daß die Kaiserlichen in der dermaligen Lage der Dinge immer vom Rhein verdrängt werden, wenn die Franzosen auf beiden Flügeln angriffen, und also an dem Ober- und Niederrhein zugleich übergingen, scheint zwar durch den Feldzug von 1796 einen größern Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten zu haben; es bleibt aber immer denmuthmaßet die gewagteste Unternehmung, und es muß am Ende beiden Armeen, wenn die kaiserl. Armeen vom Ober- und Niederrhein sich vereinigen, das widerfahren, was Moreau und Jourdan im August, Sept. u. Oct. 1796 widerfahren ist, nämlich dies: daß die kaiserl. ganze Macht sich wechselseitig gegen einen wendet, und sie so nach einander immer bey einer entschiedenen Uebermacht schlägt oder zurückdrängt. Daß dies Manoeuvre nicht am Rhein gemacht wurde, als die Franzosen über denselben gegangen waren; daß es damals zwischen der Armee des Erzherzogs und der Moreauchen Armee nicht zu einer Hauptschlacht kam; daß es dem franz. General gelang, die deutschen Armeen weg zu manöuvriren, und sie immer theilweise mit einer grossen Uebermacht zu schlagen, ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß die kaiserl. Generale die Gegend

genau kannten, und auf jeden Umstand gefaßt seyn konnten.

Die Erfahrung des Feldzugs von 1796 beweist daher, wie es uns scheint, nichts für den Plan des Vf.; denn die Franzosen sind bey Ausführung desselben nicht glücklich gewesen, ungeachtet sie die großen, nicht von dem Vf. voraussetzenden, Vortheile hatten, daß eine französische Armee auf den Grenzen von Tyrol sich befand, und daß die kaiserl. Armeen an Rhein durch die Unglücksfälle in Italien und den Abfall von Sardinien so sehr geschwächt wurden.

Rec. schätzt die Einsichten, welche der Vf. von dem systematischen Gange der Operationen, und von der Leitung der Märsche, in dieser Schrift an den Tag legt; er glaubt aber auch, daß er daraus mit zu vieler Wahrheitsähnlichkeit auf den Ausgang der Sachen schließt. Am Ende kommt es doch auf eine Schlacht an, wo gewöhnlich die Tapferkeit, die Organisation, die Disciplin, die Uebung, die Disposition, und dann der Zufall entscheidet. Die Wahrheitsähnlichkeit des glücklichen Ausgangs steht daher nicht mit der Wahrheitsähnlichkeit dieser oder jener vortheilhaften Bewegung in einem Verhältnisse. Ueberdem wird ein nicht vorausgesetzter Umstand, eine falsche Nachricht, ein Fehler eines oder andern Generals, auch oft selbst den Faden der projectirten Bewegungen, zerreißen.

So wichtig die Demarcationslinie für Norddeutschland war: so wenig begünstigte sie die Operationen der kaiserlichen Armee, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt; vielmehr gab sie den Franzosen Mittel zu einer vortheilhaften Offensive in die Hände. — Ueberdem wurde diese Linie ja auch von den Franzosen bey dem Eichelkampfe, wie die Kaiserlichen behaupten, zuerst verletzt.

Die Behauptung des Vf., daß die kaiserliche Monarchie 1795 ihre Erhaltung der preussischen Demarcationslinie und den Unruhen in Frankreich zu verdanken hätte, ist nicht mit seinen übrigen Einsichten zu vereinigen — und durch den Feldzug von 1796 schon widerlegt.

Ueberall hat diese Schrift die Spur einer Art von Eilfertigkeit, — wie man z. B. gleich bey'm Anfang des Buchs in der Berechnung der kaiserlichen Armee bemerkt. Der Vf. giebt ein Verzeichniß von 50 kaiserl. Mousquetier- und 38 Grenadier-Bataillons, und rechnet die Stärke eines jeden zu 1700 Feuergewehre, und die Stärke aller zu 129,000. Dies ist ein Product von 80 in 1600. Hier find also die 18 Gen. Bat. vergessen. Da aber ein kaiserliches Bataillon nur 800 Feuergewehre-ins Gefecht bringt: so wird bey jener berechneten Berechnung eine doppelte Anzahl der wirklich vorhandenen Feuergewehre herauskommen, und man hat daher statt der vom Vf. angeführten 129,000 Mann Linien-Infanterie nur wirklich 64,400; das ist ein Fehler von 47,600, wo das Ganze nur 74,400 ausmacht. Da er nun in der Folge seines Buchs auf die Stärke von 129,000 alle seine Anordnungen gründet, und bey dem Tadel der kaiserlichen Anordnungen

gen also eine größere Stärke der Armee voraussetzt: so ist dieser Rechnungsfehler kein kleiner Umstand.

PARIS u. LONDON, b. Baylis: *Histoire chronologique, des Operations de l'Armée du Nord, et de celle de Sambre et Meuse. Depuis le Mois de Germinal de l'An II. (Fin de Mars 1794) jusqu'au même Mois de l'An III. 1795. Tirée des Livres d'Ordre de ces deux Armées. Par le Citoyen David, Temoin de la plupart de leur Exploits. 1796. 260 S. 8.*

Der Vf. dieser Feldzüge, der Bürger David, hat sich, um sich den Grausamkeiten Robespieres zu entziehen, bey der Nordarmee im J. 1794 aufgethan, und die Operationen derselben beschrieben; von denen der Sambre- und Maasarmee kommt in seinem Werke nur wenig vor. Nach der Aeußerung des Titels, daß dies Werk aus den Ordnern dieser beiden Armeen gezogen wäre, sollte man in denselben eine kurze Beschreibung der Vorfälle, eine Anzeige der verschiedenen Columnen oder Corps bey einer Schlacht, oder doch eine Bezeichnung der Stellung, eine Angabe des Verlusts u. s. w. erwarten. Aber von allem dem findet man hier nichts; selbst Hauptgeschichten sind ganz vergessen, und geringfügige Vorfälle dagegen als wichtig vorgelegt; — nirgends findet man Genauigkeit und Detail. Das 3te Kapitel, welches die Eröffnung des Feldzugs, die Wegnahme von Courtray, die Schlacht bey Monscron, die Wegnahme von Menin und Landrecis, und also eine sehr wichtige Periode dieses Kriegs enthält, ist z. B. auf drey Octavblätter gebracht. Die Hauptthaten in dieser Zeit, als: die Schlacht bey Cateau, den 17ten April, worinn die Franzosen 4000 Mann und 30 Kanonen, die Gefechte bey Landrecis den 21 u. 25ten April, worinn die Franzosen 10 Kanonen, und die Schlacht bey Landrecis am 25ten April, worinn die Franzosen 5000 Mann und 50 Kanonen verloren, sind ganz vergessen. — Die Wegnahme von Courtray ist dagegen als ein wichtiger Gegenstand vorgelegt, da doch aus diesem Orte, welcher nur wenig verschantet war, die Besatzung, die in einigen 100 Reconvalscirten bestand, sich gleich herauszog, als sie die französischen Columnen ankamen sah. Von der Schlacht bey Monscron, wo 30,000 Franzosen 12,000 Allirte in der schlechtesten, von allen Seiten und selbst im Rücken angreifbaren Position, angriffen, heist es: „Der Angriff hatte große Schwierigkeiten; man konnte nur durch 5 sehr schmale Defflees sich der Armee des Generals von Clairfait nähern, welche alle in „Cartaschenhufs der feindlichen Batterien waren; und nur durch Kühnheit und selbst durch Verwegenheit konnte dieser Angriff ausgeführt werden. Allein der Franzose siehet in der Schlacht nur den Sieg, und niemals die Gefahr.“ Der Vf. laßt nicht allein oft die wichtigsten Vorfälle weg, und stellt geringfügigere sehr unrichtig dar, sondern er übergeht auch in der Beschreibung der Vorfälle nicht selten dasjenige, was die Hauptsache ausmachen sollte. So sagt er z. B. von der Affaire vom 10ten May, daß die Allirte

ten von Coeghem u. s. w. vertrieben wären; erwähnt aber nicht, daß die Franzosen beym weitern Vorrücken in der Gegend von Bailleux gänzlich geschlagen wurden, 800 Mann an Todten und Bleistirten und 13 Kanonen, nebst 400 Gefangenen verloren.

Bey der Beschreibung anderer Vorfälle entstellt er den Vorgang zum Vortheil seiner Nation durch falsche Voraussetzungen. So beschreibt er z. B. die Belagerung von Nimwegen als eine äußerst große, beschwerliche und kühne Unternehmung, da doch der Ort, weil es ihm gänzlich an Lebensmitteln und Munition fehlte, nicht zu vertheidigen war, wenn die Schiffbrücke, die am Ende in Grund geschossen wurde, nicht erhalten werden konnte.

Man sieht schon aus diesem, daß der Vf. noch ganz Franzose im revolutionären Geschmack ist, daß seine Erzählung zum Theil Großsprecheren sind, und daß sein Werk mehr geschrieben ist, dem Stolz seiner Nation zu schmeicheln, als zu der Geschichte einen richtigen Beytrag zu liefern. Für den, welcher durch die genauen Kenntnisse der Vorfälle bey den alliirten Armeen, das Falsche von dem Wahren abzufondern weiß, ist es in einigen Kapiteln nicht ganz ohne Interesse. Es hat aber auch noch einen andern Werth, es enthält einige Nachrichten von den Verhältnissen der französischen Armeen mit dem Gouvernement, und giebt eine Schilderung von der Lage der Niederländer und Holländer. Dagegen sind die

militärischen und politischen Betrachtungen sehr unerheblich; Rec. bemerkt sehr ungern, daß sie noch in Robespierchem Geiste geschrieben sind, in einem Top, den auch die besten französischen Schriftsteller nicht erlauben.

Den Beschluß des Werks machen einige Betrachtungen über den unglaublichen Fortgang der französischen Waffen; der Vf. schreibt ihn natürlicher Weise der Tapferkeit seiner Nation zu, da doch bekanntlich seit der Zeit, da die Alliirten von den französischen Grenzen sich entfernten, kein Trefsen von einiger Bedeutung geliefert worden ist. — Die Nachwelt wird niemals die bewunderungswürdigen Ausrichtungen der Franzosen in diesem Feldzuge glauben, sagt der Vf. ganz Recht; wlos nach ihrer Außenseite betrachtet; sie wird aber erfahren, daß die Festungen sich ihnen ergaben, ohne Widerstand zu leisten; daß die Armeen ganze Länder durchzogen, ohne sich ihnen anders als mit Vorposten und Avantgarden zu widersetzen; — sie wird aber hoffentlich auch die Aufschlüsse über dieses auffallende Benehmen der Verbundenen erhalten, und dann allerdings die militärischen Operationen der Franzosen weniger bewundernsworth, und gar nicht unbegreiflich finden.

Sehr matt find die in dem Anhang angeführten Anekdoten; dagegen interessieren aber einige Nachrichten von den jetzigen französischen Generalen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Kunst. Leipzig, b. Größ: *Leichtsin und Großes*, ein Familiengemälde in fünf Aufzügen, von Carl Steinberg, Mittheilender der Schauspielergesellschaft der Geschwister Schaub. 1795. 168 S. 8. (10 gr.). Der Vf. hat sich dieses dramatische Gemälde sehr leicht gemacht; der Plan bedeutet wenig, sein einzelnes Mädchen verlangt eine Unterstützung, und schlägt es großmüthig aus, als die Mutter des Verführers auf die Heirath dringt; der Sohn, durch der Mutter Vorstellungen gereizt, will sie ehelichen, nun widersteht sich sein Oheim, weil er sie für arm und bürgerlich hält; endlich findet es sich, daß sie die Tochter eines Officiers und von Adel ist, und die Ausföhlung ist nunmehr beseitigt. Der Verführer ist ein junger Officier, im Dienst pünktlich, aber außerdem auf alle Art ausschweifend; so wie sein Leichtsin seine Vergeltungen entschuldigend soll, so thut es auch wenig Wirkung, wenn er auf einige Zeit einen bessern Weg betritt, er ist zum Guten, so wie zum Bösen, gleich schnell zu werden. Die Mutter ist ein Ideal von Geistesgröße, gekretzt, auf alle Fälle gefaßt, zu allem Rath willend, über alles kaltblütig sinnend, kurz, eine weibliche Heile, wie die männliche in *Diderot's* *Mauswurf*, und in *Sedens* *Philosoph*, nur; daß der Vf. die nachdruckliche und stürzliche Sprache dieser beiden Dichter nicht hat.

Die Sentiments über Erziehung, Adel u. s. w., die in dieser Rolle vorkommen, sind an sich recht gut, aber matt gesagt. Eine so kaltsblütige Mutter sollte sich nicht so sehr vergessen, und wie S. 90 ausruhen: „Ha, hat ich jetzt einen Dolch, ich steich ihn dir ins Herz!“ wie alle solche edelmüthige Personen in den Schauspielen, so ist auch diese so reich, daß sie aus dem Stegreif S. 122. 150 tausend Thaler verschenken kann. Nun wimmelt es noch im Stück von zehn bis zwölf andern Personen, wovon manche, z. B. der Bruder S. 70., sehr mühsig sind; Kinder sind nicht leicht vergessen, worum dann sie zu Bube Soldatschen spielt. Der Rittersellen *Drug* würde weit mehr interessieren, wenn er in den ersten Aufzügen weniger scherzte. Manche komische Rollen sind zu übertrieben, wie der alte verliebte Podagrath, oder zu episch, wie die Frau von Sildern mit ihrer steifen Etikette. Die Kinderposen S. 63. mit dem Rutschen auf den Knien, und den Ohrfeigen, so wie Wilhelmien's Scherz, sind gar zu niedrig. Wenn das Fräulein im putzigen *Dorfmöcher* den Degen zieht, so spielt sie allemal erst die Blödsinnige, und dann die Verrückte, aber hier kommt Ohnmacht und Raserei so plötzlich, daß der, der dadurch geschreckt werden soll, sehr einsichtig seyn muß, wenn er den Betrug nicht merkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

BRESLAU, h. KORN: *Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben, von Christian Garve. Erster Theil. 1792. 536 S. Zweyter Theil. 1796. 510 S. 8. (3 Rthlr.)*

So wenig man bey den körperlichen Leiden, die seit geraumer Zeit den würdigen Vf. drücken, auf neue Früchte seines Geistes hoffen durfte, so giebt doch diese Sammlung vernünftiger Aufsätze einen höchst angenehmen Beweis, daß es ihm dennoch gelungen sey, seine allgemein anerkannten Verdienste um die Philosophie des Lebens durch neue glückliche Beinhängungen zu vermehren. Sie sind nicht nur den trefflichsten seiner vorhergehenden Schriften an die Seite zu setzen, sondern übertreffen nach Theil sie noch an Neuheit der Darstellung, und an der zwar feinsinnig, aber in ihrer Art untadelichen und classischen Eleganz des philosophischen Stils.

In der Vorrede zum ersten Bande giebt Hr. G. eine sehr anziehende Beschreibung des Weges, auf dem er zu Betrachtungen über gesellschaftliche Gegenstände, wie er sie hier vorlegt, und zu dem Interesse daran gelangte. Der Wunsch in Gesellschaft zu gefallen war immer bey ihm stärker als die Begierde nach literarischen Ruhm. Dieser war ihm nur wünschenswerth, in sofern er glaubte, daß er ihm den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde. Er wollte sie durch sich selbst, nicht bloß durch seine Bücher geschätzt sehn; er wünschte von keiner Classe der Gesellschaft ausgeschlossen zu seyn. Nicht bloß Eitelkeit, sondern auch Wißbegierde und das Verlangen, vollkommen zu werden, lag dabey zum Grunde. Gerade dieser lebhaftesten Begierde wurden unzählige Hindernisse entgegen gesetzt. „Weder meine Talente, sagt er, noch meine äußern Anehmlichkeiten reichten zu, den Stolz der höhern oder den Kaltn der fröhlichen Kreise gegen einen Unbekannten und Ernsthaften zu überwinden, den weder Familienverbindungen, noch Interesse ihnen wichtig machten. Zufälle begünstigten mich selten, und meine eignen Mängel hinderten mich von denen, welche sich zuweilen darbieten, Gebrauch zu machen. Endlich trieben Krankheit und Gebrechen des Körpers mich noch mehr in diejenige Einsamkeit zurück, die ich so gerne mit dem Geräusche der Welt verwechselt hätte.“ Indess aus dieser zum Theil unbefriedigt gebliebenen Begierde, die Welt zu kennen und zu genießen, entstand ihm der Vortheil, sie mit einem gescharfem Blicke

zu beobachten; und die Resultate dieser Beobachtungen sind es, die Hr. G. nun dem Publicum mittheilt, und für die er auf den lebhaftesten Dank aller für Unternehmungen, die zur Lebensweisheit führen, empfänglichen Leser, die gerechtesten Ansprüche hat.

Den Anfang des ersten Bandes macht eine Abhandlung über die Geduld. — Geduld ist eine *schönere*, aber auch eine *gemeinnützige* Tugend. Sie wird schwer, *erstlich* weil der Schmerz die stärkste unter den menschlichen Empfindungen ist; man mag darunter Leiden des Körpers oder der Seele verstehn. Allema! steht er mit den wesentlichen Kräften und Trieben des Menschen im Widerspruche. Andere Tugenden erleichtern ihren Kampf, indem sie gewisse Tauschungen zerstreuen, von denen die Heftigkeit der Leidenschaft berührt. Die Geduld hat mit der natürlichsten und immerwährenden Begierde zu streiten, mit der Begierde nach Daseyn, Fortdauer und Vollständigkeit seines Wesens, und dem ruhigen Genuße seiner selbst. Die Geduld wird *zweytens* schwer, weil sie keine *gesellschaftliche* Tugend ist, nicht unter Menschen und gegen andre Menschen ausgeübt wird. Zeugen seiner Handlungen zu haben vermehrt die Kraft der Anstrengung; der Duldende aber leidet meistens einsam; der Ehrgeiz kann der Geduld nie oder selten zu Hülfe kommen. Auch solche Tugenden, die andre Menschen zum Gegenstande haben, werden dem Menschen leichter, als die Geduld, die sich in ihm selbst verschließt, nichts außer ihm hervorbringt, nur Ruhe in seinem Innern schaffen soll. Wenn sie noch auf andre Einflüsse aufsetzt, so ist es bloß der, daß sie den Leidenden den Personen, die ihn umgeben, weniger unangenehm macht.

Aber die Geduld ist auch eine sehr nützliche und nothwendige Tugend. Sie vermag körperliche Uebel, nicht nur solche, die von den Nerven herrühren, zu lindern, oft zu heben, sondern auch die Cur andrer Krankheiten zu befördern. Noch nützlicher ist sie bey Kummer und Betrübniß, wo der Leidende ein verlorenes Gute, einen verfehlten Endzweck nurallzu schäntzt. Diesen Irrthum zu verbessern ist geduldige Ertragung der unangenehmen Eindrücke der erste Schritt. Auch bey Unglücksfällen, die das Vermögen, die Ehre, das äußere Wohl des Menschen betreffen, ist Geduld sehr wirksam. Sie macht es dem Menschen möglich, durch verdoppelte Activität seines Geistes auf Rettungsmittel zu sinnen: sie macht andre Menschen geneigter, ihn zu unterstützen; dahingegen durch übertriebne Klagen und Unwillen er andre nur von sich scheucht, und sich vielleicht den Weg zur Ver-

Verbesserung seiner Umstände verschleift. — Der Werth der Geduld wird auch dadurch erhöht, daß sie eine *Befandtheit* vieler andern Tugenden ist. Zu vielen Unternehmungen, die Zeit erfordern, selbst im Genusse mancher Vergnügens ist Geduld nöthig.

Der Vf. giebt hierauf die Verschiedenheiten an, die die Geduld nach Bekchaffenheit der zu ertragenden Uebel annimmt. Es giebt eine Geduld für die *lange Weile*, die sich zugleich als Bestandtheit der übrigen Arten zeigt; denn auch körperliche Schmerzen, Betrübnis und Kummer, Sehnsucht begleitet die lange Weile. Körperliche Schmerzen sind gleichsam das eigenthümliche Gebiet der Geduld. Die Affectionen des Herzens, bey welchen sie nöthig ist, sind entweder Betrübnis über verlorne Güter, oder Kummer über gesüchtete Uebel, oder Unwill über erlittenes Unrecht.

Von den Ursachen und Hülfsmitteln der Geduld sind einige ein Geschenk der Natur, andre das Werk der Menschen selbst. Zu jenen gehören *Anlagen des Körpers*, (die auch Erziehung ausbilden kann) und *Anlagen der Seele*; dahin gehört Frohlna und Neigung, das Beste zu hoffen: Saftmuth und Stille des Gemüthes. Die Hülfsmittel, die vom Menschen selbst abhängen, liegen entweder in seiner Aufzuehung, und sind Folgen seiner freyen Handlungen und Uebungen, oder sie liegen in seinen Betrachtungen, und sind Folgen seines Nachdenkens. Zu jenen gehören Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens, ferner die freywillige Uebung, der Vorsatz, der Gedanke an die Pflicht geduldig zu seyn; und endlich die Ergebung in den göttlichen Willen, die aus dem Glauben an Gott und aus der Hoffnung einer bessern Zukunft entsteht. Bey dieser Untersuchung stieß der Vf. sehr natürlich auf die Frage, ob das Moralgesetz aus dem Princip der Glückseligkeit abzuleiten sey, und er sucht sich daher in der Note zu S. 81., die er am Ende der Abhandlung beygefügt hat, über eine, wie er es nennt, „in die Augen fallende Abweichung des Ausdrucks von den Ausdrücken der neuesten und jetzt mit vielem Recht allgemein gescheherten Philosophie“ zu rechtfertigen. Allein es kommt hiebey keinesweges bloß auf einige Verschiedenheit der Ausdrücke an. Zuvörderst hat Hr. G. Kants hieher gehörige Grundsätze wirklich nicht richtig angegeben. Kant hat wie gesagt, daß *moralische Vollkommenheit* allein der letzte Zweck der Schöpfung sey. Dieser besteht vielmehr (Kritik der prakt. Vernunft S. 135.) in dem höchsten Gute, welches die *Sittlichkeit und Glückseligkeit* vernünftiger Wesen zusammen begreift, und zwar die Glückseligkeit derselben nur nach dem Maasse als sie durch Sittlichkeit derselben würdig sind. Kant sagt ferner nicht, wie Hr. G. glaubt, daß die *Probation* des moralischen Gesetzes ganz ohne Rücksicht auf Glückseligkeit der einzige Endzweck für den Menschen sey, sondern daß der reine Begriff von Pflicht gar nicht den vom Bestreben nach Glückseligkeit in sich faßt; daß Tugend und Glückseligkeit zwey ganz verschiedene Begriffe sind; daß derjenige, welcher bey seinem Ver-

fahren nur auf Glückseligkeit hinausieht, zwar in sofern ganz legal, der Pflicht gemäß, aber in sofern nicht moralisch, d. i. aus Pflicht handele; daß, da dem Menschen die Annehmlichkeit des Lebens, d. h. Glückseligkeit zu suchen, seine Natur unvernünftig antreibt, dazu gar kein Gesetz, das freye Handlungen bestimmt, nöthig gewesen wäre, indem das nicht erst geboten werden darf, was jedermann, durch Naturtrieb genothigt, von selbst thut: daß ferner auf das Princip nicht bloß der eignen, sondern selbst einer allgemeinen Glückseligkeit, eben weil diese auf hater Basis der Erfahrung beruht, und die Urtheile darüber gar sehr veränderlich sind, keine praktische Gesetze gegründet werden können, als welche schlechthin, kategorisch gebietend, jederzeit und nothwendig gültig seyn müssen. Kant hat ferner gezeigt, daß die Unterblichkeit der Seele und das Daseyn Gottes erst als Postulate aus der Ueberzeugung vom Gesetz der Sittlichkeit fließen, und also diese Ueberzeugung einen moralischen Vernunft-Glauben an beide große Wahrheiten bewirke, der kräftiger ist, als alle vernünftliche Demonstrationen derselben, deren Unmöglichkeit eben die Kritik der reinen Vernunft dargelegt hat. Wenn Hr. G. S. 112. sagt: „ich gestehe, daß es mir unbegreiflich ist, wie irgend ein Mensch sich bewußt werden kann, sein Verlangen der Glückseligkeit würdig zu seyn, von dem Verlangen nach Glückseligkeit selbst rein abgefordert, und also die Pflicht ganz ungenüßig auszuüben zu haben;“ so ist hierin die Kantische Philosophie mit der seinigen ganz einstimig, indem sie zugiebt, daß kein Mensch die Tiefen seines Herzens völlig durchbauen, die Moralität auch nur einer einzigen seiner Handlungen völlig würdigen könne. Allein dahin kann es der Mensch doch bringen, daß er sich bewußt werde, er suche so viel möglich, aus Achtung für das moralische Gesetz zu handeln; er suche *gerecht* zu seyn, weil es Pflicht ist, nicht weil ehrlich am längsten wahre, oder er sich bey der Gerechtigkeit am besten befinde; er kann die Achtung für das moralische Gesetz so weit treiben, daß er sich weder irgend eine Art von Glückseligkeit zur Ungerechtigkeit bewegen, noch irgend eine Art von Märrer, Qual, oder Elend von der Gerechtigkeit abschrecken lasse. Es ist gewiß nicht Vorurtheil des Ansehens, sondern das reinste Interesse an der Sache selbst, was uns zu dem Wunsche bewegt, es möge Hr. G., bey der ihm so eignen Gabe der lichtvollsten Darstellung, wenn es auf Zerliederung empirischer Begriffe ankommt, die Kritik der praktischen Vernunft einer neuen Untersuchung würdigen, wozu er uns unter allen Philosophen, die von den Kantischen Ideen in wesentlichen Punkten abgehen, auch darum den meisten Beifall zu haben scheint, weil er überall mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit die Wichtigkeit der Untersuchungen Kants und die Superiorität seines Genies in der Speculation anerkennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druck befördert von *Johann Peter Ludwig Sael*,
Verfasser der Kritik der Volksmoral. 1795. 356 S. 8.
Beispiele sind sowohl zur Aufklärung als zur Belebung sittlicher Begriffe und Grundätze ein großes, ja unentbehrliches Hülfsmittel. Man hat daher schon längst Sammlungen dieser Art veranstaltet, welche sich theils durch ihre Bestimmung für verschiedene Stände und Lebensalter, theils durch ihre mehr oder weniger zweckmäßige Auswahl und Anordnung von einander unterscheiden. Die gegenwärtige enthält viele, gut ausgewählte, und falschlich erzählte und mit passenden, kurzen Nutzenwendungen versehene Beispiele von guten und bösen Handlungen; welche der Vf. theils aus andern Büchern genommen, theils durch mündliche Erzählung erfahren hat. Von dem aufgeklärten Verfasser der Kritik der Volksmoral hätte sich indess erwarten lassen, daß er nicht nur seine gesammelten Geschichten, nach dem Beispiele *Salzmans* und *Pothmanns*, nach einem natürlichen Zusammenhange der moralischen Lehren geordnet, sondern auch vornehmlich alles dasjenige sorgfältig vermieden haben würde, was schiefe Vorstellungen von der Moralität oder abergläubische Meynungen begünstigen könnte. Allein von Ordnung und einem realen Zusammenhang ist in der ganzen Sammlung keine Spur zu finden. Gegen die Auswahl ist ebenfalls eines und das andere zu erinnern. Den Bettler z. B. (S. 8. ff.), welcher seinen Wohlthäter mörderisch angriff, nicht den Gerichten zu liefern, war keinesweges Pflicht, und ihm sogar noch einige Thaler zu schenken, pfllichtwidrig. Die Geschichte (S. 10 ff.) vom dem Soldaten, welcher drey Todschläge begangen hatte, und deswegen dreymal hingerichtet wurde, klingt unwahrscheinlich und selbsthat, und die daraus gezogene Lehre: „Wer ein böses Gewissen hat, kann nicht ruhig sterben“ wird, in dieser Unbestimmtheit und Allgemeinheit, wie sie hier vorgetragen wird, durch viele Erfahrungen widerlegt. Diese und ähnliche Unvollkommenheiten wird Hr. S. bey einer künftigen Auflage dieser Schrift hoffentlich verbessern, und ihr dadurch noch mehr Brauchbarkeit besonders für Volks- und Bürgerschulen verschaffen.

FRANKFURT, ohne Vt: Kritische Beiträge zur Metaphysik in einer Prüfung der Statterlisch-Antikantischen. 1795. XL u. 216 S. 8. (12 gr.)

Der Titel dieser Schrift giebt ihren Zweck hinlänglich an. Hr. Statterl beklagte sich schon so oft und laut, daß kein Philosoph seine Schritten gegen die Kantische Philosophie einer öffentlichen Prüfung würdige, und schien hieraus folgern zu dürfen, daß dieses Stillschweigen seinen Grund in der Unerkühnlichkeit des Systems habe, und daß die Aeußerungen mancher Schriftsteller über die Unrichtigkeit desselben, entweder aus blinder Vorliebe für die kritische Philosophie, oder aus der bösen Absicht, ihm die Ehre eines Reformators der Philosophie zu entziehen, herrähre. Nun tritt hier ein Mann auf, der zwar nicht jede einzelne Statterliche sowohl ei-

gene Behauptung als Bestreitung der Kantischen Lehrsätze einer Prüfung unterwirft, aber doch den Grund sorgfältig untersucht, auf dem das Statterlische Lehrgebäude aufgeführt ist; indem er Hn. Statterls ersten metaphysischen Erkenntnißgrund und eines seiner metaphysischen Hauptresultate einer strengen Prüfung unterwirft. Er versichert in der Einleitung dieser Schrift seinem Freund, dem Herausgeber derselben, „daß er die Verdienste des Hn. Statterls achte, und sich ohne alle vorgefaßte Meynung zu dessen Philosophie wandte, um da entweder den evidenten Demonstrator zu finden, oder wenn dieser unendlich wäre, den Menschen insgemein über die bösen Streiche, die ihm Täuschung und Eigenliebe spielen könne, zu bedauern.“ Die Resultate dieser Schrift fallen zwar nicht zum Vortheil Hn. Statterls aus, indem der Vf. nichts als den sich selbst tauenden eitlen Declamator findet; aber die ganze Schrift ist mit Anstand abgefaßt, und Hr. Statterl hat sich wenigstens über die Art, womit ihm die Wahrheit gesagt, und der Ungrund seines Systems gezeigt wird, nicht zu beklagen.

Die Schrift zerfällt in zwey Hauptstücke. Das erste enthält eine Prüfung des obersten Grundsatzes der Statterlischen Metaphysik. Hier zergliedert der Vf. den Beweis, welchen Hr. Statterl vom Satze des zureichenden Grundes giebt, und zeigt das Unbestimmte, Unhaltbare und Identische desselben. Das zweyte Hauptstück enthält eine Prüfung des Statterlischen Hauptbeweises vom Daseyn Gottes. Hier wird gezeigt, daß Hr. Statterl das logisch Mögliche mit dem realen Möglichen verwechselte, und daß daher sein ontologischer Beweis ein bloß identischer Satz ist, der das nicht beweiset, was er beweisen soll. Uebrigens zeichnet sich diese Schrift durch deutliche Zergliederung und genaue Bestimmung der Begriffe aus, und giebt oft nähere Erläuterungen durch passende Beispiele. Sie setzt auch mehrere Behauptungen der Kantischen Philosophie in das gehörige Licht, und darf daher Freunden der kritischen Philosophie zur Erleichterung des Studiums derselben empfohlen werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gräff: Die Familie Hohenstamm oder Geschichte aller Menschen, von Christ. Soph. Ludwig, (geb. Frische) der Verfallserin der Gemälde häuslicher Scenen. 1793. 1. B. 430 S. 2. B. 460 S. 3. B. 452 S. 4. B. 496 S. 8.

Es wäre zu wünschen, daß der Ueberdruß an Ritem und Knoppen, die in unsern Tagen Deutschland überfluthet haben, unsre Romanenleser noch zur rechten Zeit auf eine vernünftiger und dem praktischen Leben angemessene Lectüre zurückzuführen möchte. Vorliegende Schrift scheint dazu geeignet zu seyn, diesen guten Endzweck zu befördern. „Ob sie gleich bey weiten nicht unter die vollkommensten in ihrer Art gerechnet werden darf, so verdient sie doch

doch schon wegen ihres moralisch guten Inhalts von vielen gelesen zu werden, bey denen ein gewisser Sinn fürs Gute durch die hinfloßen Fabeln des Mittelalters noch nicht verdrängt worden ist.

Henriette Hohenstamm, eine mutterlose Wayse, kommt von der Fr. v. Lichtenstadt, die bisher Mutterstelle an ihr vertreten hat, zum H. v. Mietau als Gesellschafterin seiner Tochter. Anfänglich gefüllt es ihr nicht allzuwohl in diesem Hause. Die verzogene Auguste stimmt zu dem sanften und bescheidenen Charakter der liebenswürdigen Henriette so wenig, daß diese allen Muth verliert, durch ihr längeres Verweilen im Miet. Hause zu Augustus Bildung etwas beizutragen. Auf Zureden ihres Vaters aber faßt sie Geduld, und ist endlich so glücklich, das Vertrauen ihrer Freundin bey der liebreichen Pflege in einer Krankheit zu gewinnen. Während der Zeit verpfänden Henriettes Brüder, die sich beide dem Soldatenstande gewidmet haben, ihre Ehre bey'm Obersten Pölsenstein gegen eine gewisse Geldsumme, um ihren nothleidenden Vater zu unterstützen. Die Geschichte verwickelt sich hierauf in mancherley Herzensangelegenheiten, die das Interesse des Lesers durch alle vier Bände hindurch beschäftigen; bis Henriette sich zuletzt an einen gewissen Millfurt verheirathet, dessen Spielsucht und Untröbe ihr vielen Kummer verursacht, den sie aber doch am Ende durch aushaltende Güte von allen seinen Fehlern wieder heilt.

Die Vfn. dieses Romans, welche zu bescheiden ist, ihre Schrift für keinen Roman auszugeben, hat es fast durchgehends nur mit solchen Personen zu thun, welche bey allen ihren Schwachheiten unver-

kennbare Spuren eines unverdorbenen guten Herzens blicken lassen. Dadurch entsteht in dem ganzen Gemälde eine Einformigkeit, welche durch die Einmischung einiger rauhen Charaktere wenig unterbrochen wird. Ausser dem Callfactor Schmidt, der von Causalien und Sappermenten redet und von der Brandweinflasche sagt: Zeug voll Feuer, wie in der Hölle geforen — sprechen die übrigen Personen fast alle aus einem Tone, der sehr nahe ans Empfindsame gränzt. Wie leicht sich die Vfn. auf diese Seite neigt, beweisen im 2. Th. das Gesehwirr von Vögeln, die Nachtulen, das melancholische Glockengeröte und der Klagegesang, das Händerringen und austrecken, desgleichen die Visionen und Fieberträume von Schutzgeistern u. s. w. Niemand wird leugnen, daß in dem Buche manche treffliche Lebensregel enthalten sey; aber wer erwartet in einem Romane, wo alles auf lebendige Darstellung ankommt, eine Abhandlung über die Freundschaft, die von S. 270 bis 280 im 1. Th. ununterbrochen fortläuft. Dagegen möchte der Psychologe mit der Auflösung moralischer Aufgaben nicht überall zufrieden seyn. Wie leichtsinnig hält Therese ihren Otto für niederrächtig und wie sentimentalisch sind die Folgen! Ueber Otto's schnelle Erklärung an Theresen äußert der bedachtsame Hermann nicht die mindeste Bedenklichkeit; und wenn Auguste 100 Ducaten im Spiele verliert, so erhält sie zwar darüber vom Pst. Hartwig eine ernste Strafpredigt, aber auch zugleich 100 Ducaten, die sie aufs neue verspielen kann. Daß Henriette unglücklich verheirathet wird, giebt dem Romane ein psychologisches Interesse. Aber ein Spieler und ein Ausschweifender dürfte schwerlich so leicht umzukehren seyn, wie Millfurt.

KLEINE SCHRIFTEN:

SCHÖNE KÜNSTE. *Pezg*, b. Calwe: *Die Reisenden*, oder, *das Opfer des Stolz* und *der Eigensinn*, ein Schauspiel in drey Aufzügen, von H. L. in Petersburg. 1795. 141 S. 8. (7gr.) Ein Schauspiel ohne alle weibliche Rollen; doch ist dies noch die geringste Merkwürdigkeit dieses Stücks. Nachdem ein Kaufmannsohn in ein Fräulein, das ihm versagt wird, vergast, lauge Zeit dumme Streiche gemacht, (sich ihr zu Ehren, jedoch außer dem Theater) auch einmal herumgeprügelt, und noch dummeres Zeug geschwätzt, (sein Kopf, heist es S. 102. ist ihm so voll, daß er nicht weiß, ob er ein Junge oder ein Mädchen ist) nachdem die andern Personen, die nur um feineren willen da sind, zu ihrer und des Lesers Langeweile viel einseitige Dinge geplaudert, (so in dem Ton: *Er ist mir lieb und annehm*, *Sie recht zu sehen*; *sogar* wird S. 44. ein formlicher Küchensattel gesucht) verwandelt sich S. 115. unplan-

lich das Schauspiel in ein Trauerspiel. *Das Fräulein* ist vor Herzeleid gestorben, ihr Geheiber fällt in Ohnmacht, sanftmüthig, hat Lust sich zu morden, läßt sich aber das Ueberlaube des Selbstmords demonstrieren, und wird dann über Hals und Kopf in einen Wagen gepackt, um sich auf Reisen zu zerstreuen. Weil dann kein Nebenbuhler ein *gereifer* Avanturier, und kein Nefse, der ihn mitnimmt, auch schon auf Reisen gewesen war, so ward daher der Titel des Stücks gewählt. S. 10. fragt ein Hov. seiner Gartner: „weißt er denn wie der Mensch entsetzt“ und S. 12. darüber deutlich: „wie macht man einen dummen Streich?“ S. 43. erhält der Gartner zur Antwort: „Ich habe andre Sachen im Kopfe, die grüner sind als sein Grünkraut!“ S. 48. scheinen dem Verlebten die Stunden wie Krebse zuzueilen. In einem Monolog S. 51. beifien Tugend und Ehre *alte abgewetzte Steine*, darauf die übrigen Moralisten rufen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

BREITAU, b. KORN: *Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur, und dem gesellschaftlichen Leben*, von Christian Garve. etc.

(Fortsetzung des im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Auffatz dieses Theils enthält Betrachtungen über die Moden. In jeder Gesellschaft herrscht, außer der Gleichförmigkeit durch die Natur, noch eine andre durch Nachahmung. Diese ist theils unwillkürlich, theils absichtlich. Was die Menschen für sich, und in Gesellschaft zur Wahl unter mehreren, oder Aenderung des Alten bewegt, ist entweder das Gute, oder das Schöne. (Da der Vf. unter dem Guten bloß das absolut Gute, d. h. das moralische, versteht, so fehlen hier noch zwey Glieder der Abtheilung, die eben so wohl Wahl und Aenderung veranlassen, nämlich das relativ Gute oder Nützliche, und das bloß sinnlich Angenehme. Wenn durch den Kaffee die Bierfluppe, und andre geistige Getränke durch den Punsch verdrängt wurden; so hatte daran weder die Vorstellung von Pflicht, noch Geschmack am Schönen, sondern bloß ein Raffinement des Gaumens Antheil; außer dem was etwa Aerzte (wie Bontekoe) durch Empfehlung von Seiten des Nutzens in diätetischer Hinsicht dazu beizutragen mochten. Und wenn künftig in Deutschland der Acaciaubaum die Weiden verdrängen sollte; so wäre diese Veränderung gewiss am meisten der Betrachtung seines größern ökonomischen Nutzens zuzuschreiben.) Die Mode erklärt der Vf. durch die zu jeder Zeit herrschende Meynung von dem Schönen und Aufständigen in kleinern Sachen, in Sachen die weder durch Anwendung der Regeln des Geschmacks noch der Zweckmäßigkeit, mit völliger Uebereinstimmung regulirt werden können. (Sollte aber in dieser Erklärung nicht etwas dem Sprachgebrauch zuwiderlaufendes, ja etwas in sich selbst widersprechendes, liegen? Wenn statt runder Hüte dreyeckichte Mode werden, setzt das wohl ein herrschendes Urtheil voraus, daß dreyeckichte Hüte schöner seyn als runde? Ist es nicht oft lediglich das Princip der Neuheit, was die Moden wechselt? Daher ist unter den modefeuchtigsten Herren und Damen nie von der schönsten immer nur von der neuesten Mode die Rede. Damit sagen wir nicht, daß die neueste Mode nicht oft auch die schönere seyn könne; nur daß die Schönheit als ein wesentlicher Charakter die Mode bestimme, müssen wir läugnen. Und wenn es überhaupt Regeln des Ge-

schmacks giebt, warum sollten diese nicht auch auf die Schönheit des Kleinen anwendbar seyn?) Das Gebiet der Mode hat keine ganz bestimmte Gränze. Ob die Menschen mehr oder weniger zu Kleinigkeiten rechnen, ob ihr Geschmack durch Natur oder Kunst mehr oder weniger fixirt ist, ob sie mehr auf Nutzen oder auf Annehmlichkeit sehn, ob sie mehr oder weniger Vergnügen an der Neuheit haben, je nachdem werden mehr oder weniger Gegenstände der Herrschaft der Mode unterworfen. Moden sind eine Folge der geselligen Natur der Menschen; sie wollen einander gleichförmig seyn, Hiebey kommt ihnen von der einen Seite der Nachahmungstrieb, von der andern die Ungleichheit unter ihnen zu Hülfe. Die Veränderungen der Mode entspringen 1) aus dem Triebe nach Beschäftigung. Träge, kalte, ernsthafte Menschen und Völker ändern weniger; Nationen hingegen, mit Witz, Erfindungskraft und Kenntnissen ausgerüstet, Nationen, die in der Bewegung, im Gespräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geistes und Beschäftigung des Körpers Vergnügen und Erholung finden, werden geneigt in Kleidern, Hausrath, in allem, was zum Schmucke und Zeitvertreibe gehört, öfters zu ändern. 2) Aus dem Geschmack am Schönen und dem Urtheile über dasselbe. Was der Vf. hier über die mannigfaltigen Abschweifungen des Modegeschmacks von der Regel der Schönheit, sonst sehr fein und richtig sagt, berechtigt gleichwohl nicht anzunehmen, daß die Schöpfer neuer Moden immer mit Bewußtseyn daran arbeiten, uns und unsre Sachen zu verschönern; oder daß die Begierde, etwas schöneres zu haben, immer an der Begünstigung neuer Moden Antheil habe. Vielmehr ist auch in dieser Hinsicht der Trieb nach Neuernng am meisten wirksam; oder um es besser, mit dem Dichter der Philosophie der Gränzen zu sagen,

„Ein flüchtiger Geschmack, ein Nichts, ein eitles Spiel
Der Fantasie regiert uns oft im Wahlen;
Das Schöne selbst, verliert auf kurze Zeit
Den Reiz für uns; wir wissen daß wir fehlen
Und finden Grazien bis in der Hässlichkeit.

3) Aus der National-Industrie. Bey dem Bestreben der arbeitenden Klassen immer neue Modelle für das modische zu fabriciren, muß auch die Neigung der geniesenden, durch neue Moden zu glänzen, unterhalten werden. 4) Aus der Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äußerlich zu zeigen.

In der Art und Weise, wie diese Veränderungen der Mode geschehn, zeigen sich gleichfalls gewisse Gesetze: der Ursprung neuer Moden kommt immer von der Nation her, welche außer dem erfinderischen Genie auch Ansehen und Günst unter den übrigen Völkern besitzt. Sehr treffend setzt hier der Vf. die Gründe von der Herrschaft der französischen Nation im Fache der Moden bis zum Anfange der Revolution aus einander.

Die Gegenstände der Mode sind entweder Sachen, die zur Befriedigung unsrer körperlichen Bedürfnisse dienen, oder die gesellschaftlichen Gebräuche. Jene sind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe, Equipage, und alle Arten von Schmuck; diese sind von zweyerley Art, entweder Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller im gesellschaftlichen Umgange gemeinschaftlich vorzunehmenden Verrichtungen und zur gemeinsamen Vergnügungen, oder es sind die verabredeten Zeichen unsrer Gemüthungen gegen andre. (Sollte man aber wohl alle Gegenstände der Mode unter die beiden Titel körperlicher Bedürfnisse und gesellschaftlicher Gebräuche bringen können? Es giebt doch auch Moden in geistigen Angelegenheiten, die nicht gerade zu mit den gesellschaftlichen zusammenfallen z. B. Modeton auf der Kanzel; Modestudien; Modeschriftstellerey, Modetitel auf Büchern.) In der ersten Gattung des Modischen setzt die Natur jedes Bedürfnisses der Veränderung Schranken. Dennoch bleibt auch so noch dafür ein ziemlich weiter Spielraum. Erstlich werden die Zwecke, wozu wir die Mittel wählen, vielfältig, besser erkannt, oder anders beurtheilt. Ferner bleibt bey unveränderten Zwecken ihre Erreichung durch mehrere Mittel möglich. Dann wird das Vergnügen an der Schönheit und die Begierde, durch schöne Sachen zu gefallen, ein Hauptgrund der Veränderungen in den Moden. In der zweyten Hauptgattung derselben, den Gebräuchen, finden sich zwey Unterarten; erstlich Conventionen über die Art, gewisse Sachen zu verrichten; und zweytens eine eigne Sprache des Umgangs. Jene sind vornämlich bestimmt, die Zeit, die Art und Weise und die Folge der gesellschaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äußern Veranstaltungen bey den gesellschaftlichen Zusammenkünften zu reguliren; diese besteht aus allen Formeln und Gebräuchen der Politesse und der Höflichkeit nach den Verhältnissen des Verdienstes oder des Standes, (oder auch, was noch hätte erwähnt werden können: des Geschlechts). Hier folgen eine Menge seiner Bemerkungen, aus denen wir uns aber hier keinen weitem Auszug erlauben dürfen.

Die eben angezeigte Eintheilung leitet den Vf. auf folgende Betrachtungen, die er durchgängig auf eine interessante Art ausführt. 1) Dafs unter den Sachen, welche die Mode regulirt (in so fern sie die Handlungen entgegensetzt) keine so unmittelbar und so allgemein unter ihrer Herrschaft stehn als die Kleider. Als Ursachen dieser Erscheinung führt er an, dafs sie öfter erneuert, und mehr gefehn werden als andre Gegenstände der Mode; auch dafs, wenn das übrige was nach der Mode verändert, nur zu den Zierrathen

der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausschmückung unsrer Person selbst gehört. 2) Die Moden in Handlungen oder die Gebräuche des Wohlstandes gehn nicht so gefchwind aus den höhern Ständen zu den niedrigeren über, als die Moden in Kleidung und Mobilien, weil jene länger in der Gesellschaft, wo sie herrschen, eingeschlossen bleiben.

Der Vf. geht von diesen Betrachtungen zu einigen höhern Gesichtspunkten über, die sich ihm bey seinem Nachdenken über die Abweichungen der Moden erschliessen. Und dieses ist ein durch Scharfsinn und neue Ansichten ganz vorzüglich anziehender Abschnitt der ganzen Abhandlung. 1) Man lernt durch Betrachtung des Ganges der Moden erkennen, dafs der grofse Haufe auch in Dingen, wo er frey zu seyn glaubt, regiert wird, und dafs er größtentheils von einem oder wenigen Menschen regiert wird, selbst da, wo kein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entscheiden, im unbedrungenen ist. 2) Die Geschichte der Moden zeigt, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander für Wirkungen auf die einzelnen Menschen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das gesellschaftliche Leben der Privatpersonen entstehen. 3) Es giebt im Laufe der Moden gewisse Perioden, wo die Veränderlichkeit derselben stille zu stehen scheint, und andre, wo sie mit beschleunigter Geschwindigkeit fortreist. 4) Man lernt aus ihrer Geschichte, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn sie in einer Gesellschaft Eingang finden, und das Alte verdrängen. Anfangs erregen sie Aufsehen und Widerspruch; dann entstehen Debatten; endlich dringt die Mode durch. Es geht wie mit den Neuerungen in Wissenschaften; mit deren Gange auch in Ansehung der mehr verheilerten Toleranz das Schicksal der Moden zu vergleichen ist.

Eine andre eben so sonnenreiche Betrachtung ist die Parallele, die der Verfasser zwischen dem Ueblichen der Höflichkeit, und der Sprache zieht. 1) Die Sprachen sind von der Willkühr der Menschen abhängiger in ihrem Ursprunge als die Formeln und Regeln des Wohlstandes; aber sie sind weniger durch die Willkühr der Menschen veränderlich, als diese, wenn sie einmal eingeführt sind. (So wahr dies im Ganzen ist, so würde doch manches hier etwas anders bestimmt worden seyn, wenn der Vf. mehr auf die Fuldaische Theorie von Erfindung der Sprache Rücksicht genommen hätte, wodurch das Willkührliche bey ihrem Ursprunge um vieles vermindert wird. Und bey der Schwierigkeit, in der einmal gangbaren Sprache etwas abzuändern, so fern die Abänderung von dem Beyspiel oder der Vorschrift einzelner, auch noch so angehender, Personen ausgehen soll, hätten wir gern noch eine andre Erscheinung von dem Vf. betrachtet gefehn, dafs doch gleichwohl eine Sprache nach und nach durch zufällige Mischungen der Völker in eine ganz neue übergehen kann, welches wieder auch zu einer andern Vergleichung mit der Abänderung des Nationalcharakters Anlaß gäbe.) 2) Wie in der Sprache, so in den Moden giebt es bey den Veränderungen immer einen bleibenden Fond. 3) In den Sprachen, wie

in den Moden, kommen die meisten Veränderungen von dem Umgange und der Vermischung mehrerer Nationen mit einander her. 4) So wie sich diejenige Sprachen am geschwindelsten verfeinern, die mit den schon cultivirten die grösste Aehnlichkeit haben, so werden auch die Nationen in Verfeinerung des Ueblichen am schnellsten fortleben, deren Gewohnheiten am wenigsten von denen der früher cultivirten Nationen abweichen.

Der Vf. beschliesst diese Abhandlung mit Untersuchung verschiedener Fragen; die den moralischen Gesichtspunkt der Moden treffen. *L'Was ist ihr Nutzen oder Schaden?* Hier bemerkt der Philosoph 1) dass, je weiter die Herrschaft der Mode um sich greift, desto mehr das eigne Urtheil des Menschlichen eingeengt werde; desto weniger Wahlfreyheit und Moralität in seinen Handlungen bleibe. 2) Dafs die habgierigen Moden die Frivolität und den Leichtsinns nähren, eine unrichtige Schätzung des Werths der Menschen veranlassen, oft den Weisheit von der Gesellschaft entfernen, und dem Thoren darin ein Ansehen geben. 3) Dafs die Sucht, viel neue Moden mit zu machen, die Glücksumstände des Mittelstandes zerrützt. Man kann aber die Moden betrachten, in so fern sie ein Theil des Luxus, oder in so fern sie Producte des Fleisses und der Erfindungskraft, oder in so fern sie Beschäftigungen für die Aufmerksamkeit und Gegenstände der Begierden für die modischen Menschen sind. In der ersten Rücksicht behauptet Hr. G. mit Recht, dass der barbarische Luxus roher Völker mit grössern, aber seltener zu erneuernden Kosten nicht so vorthailhaft sey, als der modische, der seinen Glanz und seinen Genuss in der häufigen Abwechselung und Umgestaltung der Zierrathen findet. In der zweyten Hinsicht als Producte der Kunst bringen die Gegenstände der Moden durch ihre Veränderlichkeit der Gesellschaft Nutzen, und werden den Individuen am wenigsten schädlich. (Hier hätte der Vf. doch auf den Umstand noch Rücksicht nehmen können, dafs oft eine ganze Klasse von Manufacturisten in die grösste Verlegenheit geräth, die sich mit der Fabricatur eines weitverbreiteten Modeartikels beschäftigt hat, wenn dieser plötzlich durch etwas anders verdrängt wird). In der dritten Beziehung erscheinen die Moden von ihrer nachtheiligen Seite. Die Dinge, welche Begierden reizen, werden durch sie ersichtlich vervielfältigt; sie sind zugleich grösstentheils klein, und beunruhigen vollends dann sehr, wenn sie, wie oft geschieht, zu einer ängstlichen Pünktlichkeit in Kleinigkeiten führen. Am meisten schadet die Modensucht dem Mittelstande, weil es ihm mehr Mühe kostet, genau modisch zu seyn, und weil ihn diese Sucht nach Massgabe seines geringeren Vermögens leichter zur Verschwendung führt. Endlich bringt auch die Vervielfältigung modischer Bequemlichkeiten und Zierrathen eine zu grosse Liebe zum Gelde und Hochschätzung des Reichthums hervor.

II. Welche Regeln schreibt die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Personen in Absicht der Moden

vor? Auf ganze Nationen unmittelbar kann die Philosophie wenig wirken. Höchstens kann der Moralist sagen, welcher Charakter einer Nation in Aufsehung dieses Punkts zu wünschen wäre. Mittelbar lässt sich aber auch hierin die Stütlichkeit der Nationen bessern, indem man den Charakter der Individuen bessert. Und für diese giebt es in Aufsehung der Moden eines dreyfachen Abweg, den die Vernunft mißbilligt; 1) eigenfünne Anhänglichkeit an das Alte, die entweder aus Geschmacklosigkeit, oder aus Unzufriedenheit mit dem Zeitalter, oder aus Geiz, oder aus Mangel der Aufmerksamkeit entsteht. 2) Ueberlässige Pünktlichkeit in Befolgung aller Veränderungen der Moden. 3) Die Sucht, sich durch sonderbare Neuerungen, die man zuerst erfindet, auszuzeichnen.

Am Ende bringt der Vf. noch interessante Bemerkungen über Ewketten, über den Gang der Natur in Verfeinerung der Politesse, über die gekünstelten Leute, die die Franzosen *tirés à quatre epingles* nennen, über die Mätsigung des modischen Aufwandes nach dem Maasssatze des Vermögens, über die Aussichten die sich in Betracht der Mode für die Zukunft eröffnen, und über die höchste Regel der Vernunft in Ansehung des Verhaltens gegen die Moden bey.

(Der Beschlufs folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLER, b. Gebauer: *Predigten an Festtagen und bey besonderen Veranlassungen gehalten von Joh. Carl Pischon*, zweytem Prediger der evang. reformirten Döngemeine zu Halle. Mit einer Abhandlung über Benutzung der Politik auf Kanzeln. 1794. 360 S. 8.

Die Reden bey besonderen Veranlassungen, welche diese Sammlung enthält, sind Dankpredigten wegen der Wiedereroberung der Stadt Mainz und wegen des Sieges bey Pirrnafens und Mohrlautern. Sie machen dem Vf. Ehre, denn sie sind wirklich christliche Dankpredigten. Ueberhaupt gehöret der Vf. dieser Reden zu den Predigern, die gemeinnützige Wahrheiten auf eine populäre und edle Art vorzutragen wissen. Nur fehlt es zuweilen 1) den Eintheilungen an logischer Richtigkeit. So will Hr. P. in der dritten Predigt: von der Weisheit Gottes bey der Niedrigkeit und Armuth des Erlösers handeln, und sagt doch: wir wollen erstens einen Blick auf die Niedrigkeit und Armuth des Erlösers werfen, und zweytens aus dem Erlolge die göttliche Weisheit rechtfertigen, hier liegt der erste Theil offenbar nicht im Thema; und der Vf. hatte, wenn er logisch richtig verfahren wollte, durch die ganze Predigt Gottes Weisheit aus der Niedrigkeit Jesu anschaulich machen müssen. Der Hauptsatz der vierten Predigt heisst: Das Christenthum befreyt uns von knechtischer Furcht vor Gott, vor den Strafen unsrer Sünden und vor'm Tode. Wie können aber die Wohlthaten des Christenthums so classificirt werden, da die slavische Furcht vor Gott

und vor dem Tode selbst Strafen der Sünden sind, was uns das Christenthum befreiet hat? — 2) Mangel es nicht selten diesen Predigten an gehöriger Auseinandersetzung der darin vorgetragenen Wahrheiten. Der Vf. entschuldigt zwar in der Vorrede seine Kürze dadurch, daß man zu unsern Zeiten zu frieden seyn müsse, wenn man nur die Hauptätze einer Materie vorgetragen habe, ohne die Zuhörer zu ermüden. So wahr dies aber wohl seyn mag, so wenig ist der Verfasser zu entschuldigen, weil er gerade das oft weg läßt, was am meisten Aufmerksamkeit erregt, und am nützlichsten ist, nämlich die speciellen praktische Anwendung. So empfiehlt der Vf. in der ersten Predigt ein gutes Gewissen als ein Mittel, der Zukunft getroßt entgegen zu gehen. Nun mußte er aber nicht bloß zeigen, daß das gute Gewissen fürstlos mache, sondern auch noch eine Ermahnung zur Bewahrung desselben hinzusetzen, und auf einige der gewöhnlichsten Fälle, wobey man sein Gewissen leicht verliert, und dadurch sich das Andenken an die Zukunft verbittert, aufmerksam machen. Das heißt erbaulich predigen, und das allein wirkt auf

den großen Haufen, der die Wahrheit ohne Anwendung nicht faßt, und nicht benutzt.

Die Abhandlung über die Benützung der Politik auf der Kanzel ist ein Wort zu rechter Zeit geredet. Der Vf. nimmt hier Gelegenheit, auf den selbst von Fürsten anerkannten Einfluß des Predigerstandes auf die Beförderung der Zufriedenheit des Volks mit der Regierung aufmerksam zu machen. Er zeigt dann, daß man sich nicht nur hüten müsse, ein Verteidiger einer mißverständenen Freyheit und Gleichheit zu werden, sondern auch darauf zu achten habe, daß man nicht als ein gelungener Lobredner der monarchischen Verfassung erscheine, und so den Verständigern anstößig werde. Darauf giebt er besondere Regeln, wie man sich zu benehmen habe, wenn man von der französischen Revolution öffentlich rede, die denen, welchen es an Pastoralklugheit fehlt, sehr zur Beherzigung zu empfehlen sind. Für den denkenden Prediger aber ist, nach Rec. Meynung, auch in dieser Hinsicht die allgemeine Regel hinlänglich: bringe nichts auf die Kanzel, was nicht einer vernünftig-religiösen Darstellung fähig ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KUNST. 1) *Posen*, b. Ambrosi: *Der adelsüchtige Bürger*, oder, die heimliche Ehe, ein scherzhaftes Singpiel in zwey Aufzügen, aus dem Italienischen nach *Bevins* Grundriss und *Cimarosa's* Musik frey übersetzt 1794. 67 S. 8. (4 gr.)

2) *Daselbst*, b. demselben: *Trophon's Zanberhöle*, ein scherzhaftes Singpiel in zwey Aufzügen nach *Salieri's* Musik, aus dem Italienischen frey übersetzt. 1793. 63 S. 8. (4 gr.)

3) *Daselbst*, b. demselben: *Die unruhige Nacht*, aus dem Italienischen, nach *la Notte eresia* des Herrn *Goldoni's* Deutsche übersetzt, eine Oper in drey Aufzügen. 1793. 67 S. 8. (4 gr.)

4) *Daselbst*, b. demselben: *König Theodor in Venedig*, ein großes Singpiel in drey Aufzügen. 1793. 87 S. 8. (4 gr.)

Der, oder die Uebersetzer dieser vier italienischen Opern hätten die Worte von *Beaumarchais*, die vor No. 1. als Motto vorangesezt sind: *Il n'est rien de si difficile que de se faire entendre*, beherzigen, und diese elenden Fossil unübersetzt, oder doch, wenn die Melomanie der deutschen Zuschauer ja eine Uebersetzung nothwendig gemacht hätte, sie ungedruckt lassen, oder endlich, wenn der Text auch für das Theater hätte gedruckt werden müssen, ihn nicht in die Buchhändler kommen lassen sollen. Es war müßsam, einer ausländischen Musik einen deutschen Text unterzulegen, aber darum war es doch nicht nothwendig, kläglich jeden Unfinn, jeden geschmacklosen burlesken Ausdruck beizubehalten. Dies ist aber, obgleich der Titel, wenigstens von No. 1. und 2., eine freye Uebersetzung versprochen, nicht allein geschehen, sondern auch der Ausdruck in den Gesängen

oft niedriger und plumper, als im Original, geworden. In No. 1. wird S. 11. gesungen:

Verehmet auf der Stelle
Die freudige Novelle,
Bevor ich dran zerfchelte!

In No. 2.

Ihr jaget boide
Nach nichts, als Erepde,
Sey's küsser, sey es Licht,
Das schmert euch nicht!

In No. 3.

Das ist lustig
Zum kespieren!
Das ist Spas bey meiner Treue.
Zum gedeckten Tisch sich setzen,
Und auf andrer Kosten fresten!

In No. 4.

Wenn ich ihn aber
Gant, in der Nähe
Habe und sehe,
Welch ein Plaisir!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonabends, den 21. Januar 1797.

PHILOSOPHIE.

BRESLAU, b. KOTU: *Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur, und dem gesellschaftlichen Leben*, von Christian Garve. etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der dritte Aufsatz enthält einen Commentar über die Maxime Rochefoucaults: das bürgerliche Air verliert sich zuweilen bey der Armee, niemals am Hofe. Das Wort Bürger hat im Deutschen zwey Bedeutungen; es bezeichnet 1) das französische citoyen; und 2) das Wort bourgeois, welches den unadelichen Stadteinwohner anzeigt, der von einem gewissen Gewerbe lebt. Bürgerlicher Stand wird dem adelichen entgegengesetzt, und zu jenem gehört außer der schon genannten Gewerksklasse auch der gesetzlichen Rangordnung auch noch die Klasse der Gelehrten und der Großhändler. Unter der Klasse der Gelehrten versteht Hr. G. bloß diejenigen, welche sich dem Unterrichte der Jugend oder der Erwachsenen in Kirchen, Schulen und Universitäten widmen. Wir sehn aber nicht ein, warum er diese Einschränkung macht. Sind nicht alle seine Bemerkungen, so fern sie sonst richtig sind, auch auf alle hohe und niedere Civilbediente bürgerlichen Standes anwendbar? Unterscheidet man nicht selbst in vielen hohen Landescollegien die adliche Bank von der gelehrten? Es ist also hier offenbar der Lehrstand mit der gelehrten Klasse des bürgerlichen Standes verwechselt. Ein anders ist es, wenn das Wort Gelehrte für Gelehrte von Profession gesetzt, und wieder ein anders, wenn man es für die Klasse des Bürgerstandes, die sich durch gelehrte Studien cultivirt hat, braucht. Wir hatten gewünscht, die Hr. G. in seine Betrachtungen eingie, von ihm das Schiefe und Schwankende in dem Ausdrucke bürgerliches Air berichtet zu sehn. Soll es Unkunde der Hoffuten anzeigen; so ist gewiß dieses bürgerliche Air sehr vielen Edelleuten eigen, die fern vom Hofe in Civilbedienungen, Officierstellen, oder als Güterbesitzer leben. Gewiß würde mancher Landadelmann, der weiter nichts ist, als ein hochwohlgeborner Fuchsjäger, an einem großen Hofe eine eben so lächerliche Figur spielen, als mancher Gelehrte oder Banquier. Sehr gern giebt man zu, daß „das natürliche Wesen, die Abwesenheit alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, die Leichtigkeit ein Gespräch anzufangen, die aufscheinende Gelassenheit und Ruhe, auch bey der sorgfältigsten Aufmerksamkeit auf seine Worte, Gebärden und Handlungen, die mit Respect verbund-

ne Freymüthigkeit gegen Höhere, die Höflichkeit gegen Niedere, welche der Würde nichts verzieht, der vertrauliche Ton mit seines Gleichen, der doch nie aus den Schranken des Anstandes tritt, das Talent mitten im Geräusche und unter Fülften, in einem eben so behaglichen Zustande zu seyn, oder doch zu scheinen, als wenn man allein, oder unter seinen vertrauten Freunden wäre; daß alle diese Vorzüge, sich auch bey Hoffleuten von sonst mittelmaßigen Verdienste, häufig, bey Gelehrten, Künstlern und Handelsmännern, selbst bey denen von großen Einsichten und von einer glücklichen Ausbildung, nur selten finden. Aber trifft dies nicht auch, nur mehr oder weniger, bey Adlichen zu, die fern vom Hofe gelebt haben? Und soll also Mangel an Hoffuten bürgerliches Air heißen, warum soll dieses Air, von dem ein sehr beträchtlicher Theil des Adeltandes selbst nicht frey ist, nur dem bürgerlichen Stande zugeschrieben werden? Diese Verwirrung abgerechnet, finden sich eine Menge seiner Bemerkungen über das gesellschaftliche Leben, über den Ton des Adels in den Hauptstädten, über den Einfluß des schönen Geschlechts dabey, über das Charakteristische des Officierstandes, und andre damit verwandte Materien. Besonders sind die Aussichten auf eine künftige allgemeiner und vielfeitigere Cultur der menschlichen Gesellschaft eines menschheitsfreundlichen, und folgender Schluß der Abhandlung eines ersten und nachapostrophischen Philosophen würdig: „Wir mögen die Hoffuten oder das bürgerliche Air haben, es mag der militärische oder der Kaufmannsgeist in unser Auführung herrschen, so find wir immer nur einseitig ausgebildete, eingeschränkte, also unvollkommene Menschen. Der wahrhaft große Mann ist eben so sehr über seinen eignen Stand, und wenn er der höchste wäre, als über die übrigen Stände erhaben. Er erkennt in dieser Höhe die Tugenden von allen, deswegen verachtet er keinen. Er beyrzekt die Fehler von allen; darum charactert er seinen eignen nicht übermäßig. Er aber für sein Theil strebt nach den Vollkommenheiten des Menschen, und nach den Verdiensten eines Weltbürgers.“

Noch leuchtet der letzte Aufsatz des ersten Bandes über die Unenschlossenheit, ein trefflich ausgeführtes Lehrstück praktischer Psychologie. Hr. G. setzt zuerst die im Unentschlossenen selbst liegenden geistigen und körperlichen Ursachen dieses Fehlers aus einander. Die ersten find theils im Verstande, theils im Charakter zu suchen. Die intellectuellen find Mangel an Einsicht, Schwäche der Denkkraft, Mangel an Beurtheilung.

hungskraft, übergroße Feinheit und Subtilität des Verstandes: Die in der Begehrungskraft liegenden sind Schwäche aus Trägheit, Schwäche aus Nachgiebigkeit, und Schwäche aus Furcht. Die körperlichen Ursachen der Unentschlossenheit sind Schwäche des Temperaments, Kränklichkeit, verderbliche Laune. Hierzu kommen nun noch Quellen der Unentschlossenheit von der Lage der äußern Umstände. Einige darunter befördern die zur Unentschlossenheit führenden Fehler des Verstandes oder des Herzens. Dahin gehören Noth und Kummer, Druck fremder Vorurtheile, Nothwendigkeit sich in den Willen mehrerer Personen von entgegengesetzter Denkungsart zu fügen. Andre führen die Versuchungen zu diesem Fehler herbey, als öfteres Fehlschlagen seiner Unternehmungen, von aufseu kommende ungünstige und missliche Lagen. — Ferner giebt der Vf. die Natur und Folgen der Unentschlossenheit an. Diese sind Verdunkelung der Begriffe, Schwäche in Anwendung der Kraft, Verzögerung bey allen Geschäften, Aengstlichkeit, Freude an Hindernissen, die der Berathschlagung ein Ende machen, Neigung zu bedingten Vorzügen, öfters und unnütze Reue. Einige Menschen macht Unentschlossenheit träge, andre blofs verlegen. Manche Unentschlossene überlegen lange, dann aber bleiben sie fest bey ihrer Entscheidung; andre, und diese sind am schlimmsten dran, hören nie auf, im Entschlusse zu schwanken. Zuletzt folgen die Hülfsmittel, den Fehler der Unentschlossenheit zu verbessern. Diese sind eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Uebel des Lebens, gemässigte Schätzung seiner Güter, unbedingte Achtung für die Pflicht, Abkürzung der Berathschlagungen; ferner die Kunst, sich vor Zerstreung zu hüten, in seinem Scharfsinne in Aufsuchung der Möglichkeiten der Dinge, und in der Vervielfältigung der Mafsregeln Grenzen zu setzen; endlich die Vorlicht, keinen zu langen Zeitraum zwischen Berathschlagung und Ausführung zu lassen, nicht zu viele Leute um Rath zu fragen, und sich einer sehr strengen Ordnung in Geschäften zu befleissen.

Im zweyten Bande commentirt der Vf. zuvörderst über zwey Stellen des Herodotus, nämlich über die Unterredung Solons mit dem Crofus I. 30–33, und über das Gespräch des Demaratus mit dem Xerxes VII. 101 ff. So interessant auch diese Ausführung und so reichhaltig die darauf folgenden Gedanken über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vortheile insbesondere, welche in einem grossen Staate die Einwohner jeder Provinz für diese ihre Provinz haben, sind, so zieht uns doch der nächste Aufsatz, der einige Beobachtungen über die Kunst zu denken ankündigt, und ungleich mehr leistet, als er zu versprechen scheint, weit stärker an, und nöthigt uns mit dem angenehmen Zwange bey ihm länger zu verweilen. Ein undurchdringliches Dunkel hängt über der eigentlichen Beschaffenheit und den Ursachen des Ganges der Meditation. Eine Haupt Schwierigkeit ist, den Antheil, den Freyheit, Genie und Zufall daran nehmen, zu unterscheiden. Einiges vermag indessen doch

Selbstbeobachtung aufzuklären. Der Vf. bemerkt also 1) das das Nachdenken selbst über die abgezogensten Materien besser von staten gehe, wenn man sich den Hauptgegenstand zuvor in der Einbildungskraft lebhaft und ausführlich darzustellen suche; 2) das es oft schwer sey, den Gang der von selbst zufließenden Ideen mit dem Plaque, den man sich entwarf, zu vereinigen; 3) das es oft Mühe koste, für seine Ideen gerade die rechten Ausdrücke zu finden. Bey dieser Gelegenheit äußert der Vf., (der sich mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit kurz vorher zu den mittelmaßigen Köpfen rechnet,) den sehr wahren Gedanken, das eine gewisse natürliche Gabe der Beredsamkeit einem Philosophen eben so nothwendig sey, als die Gabe der Meditation selbst. „Wir finden daher auch, setzt er hinzu, das die grossen Selbstdenker, wenn sie gleich auf Sprache und Stil keine besondere Sorgfalt wenden, und selbst dieselbe zu vernachlässigen scheinen, doch zu gewissen Zeiten sich zu dem angenehmsten, beredtesten, und selbst dichterischen Ausdrücke zu erheben wissen. Leibnitz und Kant, so von allem Sinnlichen abgezogen, so tief, so trocken ihre Speculationen zu seyn scheinen, sind doch zuweilen weit reicher an Bildern, weit anziehender durch ihre Darstellung der Sachen, als ihre Nachahmer und Commentatoren. Und es ist auch kein Wunder, das der eigentliche Erfinder der höchsten Speculationen zur andern Zeit ein angenehmer Redner seyn kann; weil bey dem Selbstdenker Einbildungskraft und Witz immer mit dem Verstande zugleich geschäftig seyn mufs, daher jene beiden Fähigkeiten auch zuweilen für sich in ihrer eignen Form in rednerischen oder dichterischen Erzeugnissen zum Vorschein kommen. Diejenigen hingegen, welche jene hohe Philosophie nur von ihrem Meister gelernt haben, und nur seine Ideen anders zusammensetzen, können jeder andern Geistesfähigkeit, nur nicht einer angestrengten Aufmerksamkeit, und einer grossen Abstractionsgabe, entbehren. Daher auch ihr Vortrag, gesetzt auch, das er sprachrichtiger, besser geordnet, und als Lehrvortrag vollkommener seyn sollte, doch viel trockner, einformiger und ermüdender ist, als der des Erfinders.“ 4) Die nächste Bemerkung des Vf. geht auf den glücklichen Erfolg des Nachdenkens, der von der Fähigkeit, es lange ununterbrochen fortzusetzen, abhängt. Kalte und langsame Köpfe, die die äusserst feurigen und grossen, wissen am wenigsten von Erinnerung bey lange anhaltenden Beschäftigungen des Geistes. Die Standhaftigkeit des Nachdenkens ist aber 5) unter andern wegen der Abwechslungen, die sich bey dem Gebrauche der Talente finden, nöthig, und 6) wegen der Ungleichheit in dem Urtheile über den Werth der Gegenstände, und die Nützlichkeit einer gewissen Untersuchung. 7) Ein gewisser Muth mit Freyheit und Sorglosigkeit des Geistes ist zu Vollendung weitläufiger Arbeiten, und zum Gelingen der Meditation, besonders im Anfang, nothwendig. Alle Meditation erfordert gewisse Vorbereitungen, und dahin gehört 8) Bekanntheit mit den Gedanken der vorzüglichsten Köpfe mehrerer

Nationen und Zeitalter; 9) gelegentliche Durchsicht unsers eignen Gedankenvorraths; 10) Betrachtung der schonen Natur.

In der zweyten Abtheilung geht Hr. G. verschiedne Methoden des Denkens durch; die Methode des Unterrichts, oder die Systematische, die Methode der Erfindung, oder die Sokratische, die historische, die widerlegende, die commentirende, und die betrachtende Methode. Ueberall find hier seine Reflexionen eingestreut, und das Ganze ist überhaupt ein herrlicher Beytrag zur praktischen Logik. Der Vf. beschließt ihn mit einer sehr interessanten Auseinandersetzung des schriftstellerischen Charakters von Montaigne, Hume und Montesquieu.

Der letzte Aufsatz über die Rollen der *Wahnsinnigen in Shakespears Schauspielen*, und über den Charakter *Hamlet's* insbesondere, gehört nebst dem, was unglückliche Götthe in *Meisters Lehrjahren* so vortreflich angeführt hat, zu dem Besten, was über den großen Schauspiel-dichter jemals ist geschrieben worden.

LEIPZIG, b. Grieshammer: *Blicke auf die Natur und den Menschen zur Belehrung und Besserung des Menschen.* 1795. 224 S. 8. (18 gr.)

Diese Schrift enthält gerade keine tief eindringenden Untersuchungen, aber doch vernünftige und erbauliche Betrachtungen über das gegenwärtige Zeitalter, über die mannichfaltigen Arten der Welt- und Menschenbeobachtung, über den Jahreswechsel, über die unerwartete Fruchtbarkeit des verfloßnen Jahres bey geringstehenden Hoffnungen, über August von Kotzebues öffentliche Abbitte, (worin der Vf. des Aufsatzes, welcher sich *Hahn* C. unter schreibt, eine bewundernswürdige Edelwuth findet, da es doch das wenigste war, was ein bloß *erlicher*, darum noch lange nicht *edler*, Mann in einem solchen Falle thun mußte,) über gefährvolle Professionen, z. B. Bergleute, Schieferdecker; zum Andenken *Adem Christoph Tergs*, eines ehrlichen Schuhlickers in Leipzig — der bey aller Rechtschaffenheit seines Wandels nicht in die Kirche und zum Abendmahl ging; über *Gustav Adolph*, welcher den Obersten *Scaton* wegen zugefügter Beleidigung um Verzeihung bat; über Toleranz- und Intoleranz der alten und neuen Zeiten; über besseren Jugendunterricht und über die Unschuld der Kinder. — Wer an dem etwas wortreichen und declamatorischen Vortrage des Vf. keinen Anstoß nimmt, wird auf manche gute und nützliche Reflexion durch diese Aufsätze geleitet werden, welche übrigens kein wissenschaftliches Interesse haben, und sich also zu keinem Auszug in einer Literatur-Zeitung eignen.

SCHÖNE KÜNSTE.

MANNHEIM, b. Löffler: *Sellmar's Feyer-Abende.*

1794. 284 S. 8. (20 gr.)

Die verschiedenen Aufsätze, die diese Sammlung enthält, sind unter folgende vier Rubriken gebracht:

Vermischte Gedichte, Denkmale aus Griechenland, prosaische Aufsätze, Uebersetzungen. Die vermischten Gedichte sind (sieben, französischen und englischen Dichtern nachgeahnte, ausgenommen) Originale, in denen der Vf. sich größtentheils Dichter, wie *Hölty* und *Martin*, zum Muster vorstellt, fast alle von der elegischen Gattung; doch sind die wenigsten darunter poetische Galanterieen, die wenigsten den Leiden der Liebe, den Aufforderungen zu Lebensgenuss und sanften Gefühlen, mehrere hingegen den Empfindungen der Naturforschheiten, trübunigen philosophischen Klagen über das Verderben unsers Zeitalters, und den Erinnerungen an die ehemalige Unschuldswelt gewidmet. Sie gehören folglich mehr in das didactische Fach, doch fehlt es ihnen nicht an Wärme und Nachdruck. Wagt sich der Vf. auch einmal an einen höhern Gegenstand, z. B. an *Joseph des II. Grab*, so vergißt er doch seinen elegischen Charakter nicht. Seine *Elegie auf einen Klosterkirchhof* S. 34. hält keine Vergleichung mit *Gray's* und *Gotters* Meßerücken aus. Zuweilen kommen Nachahmungen vor, wo sie der Vf. auch nicht angezeigt hat, z. B. in der Strophe S. 57.: *Meine Hütte ist zwar klein*. Zuweilen findet man Empfindeleien, die, nachdem die Epoche der Empfindsamkeit vorüber ist, nicht viel Glück machen können, z. B. S. 4. die Anrede an die Mücke, die der Dichter nicht tödtet, ob sie ihn gleich gestochen. Ein andermal erregt der Vf. Erwartungen, und entläßt die Leser plötzlich unbefriedigt. So denkt man S. 17. Wunder, was auf den feyerlichen Eingang folgen wird, und das Gedicht endigt sich damit, daß *Adam*, nachdem er die erste Pflanze ge-essen, sich *summa* auf den Rasen hinwirft. Zuweilen erschaffen die Flügel des Vf. so sehr, daß er ganz zur mattesten Prosa herabsinkt, z. B. S. 19.:

Wohl, wer sein Leben lebt,
Bald thöricht, und bald weise,
Und auf der kurzen Reise
An nichts mit seltenen Herzen klebt,

oder S. 23.:

Vögelchen, vergieb! Der Menschheit Segen,
Und dein kleines Glück hab' ich gestört,
Nimm der immer, der auf seinen Flügen
Die Erinnerung der Natur nicht hort.

oder S. 80.:

Doch, wenn auch Meer und Erde wanken,
Das Band von tausend Welten reißt,
Ich halte mich an den Gedanken,
Er leibt, daß Seine Liebe heisst!

An andern Orten macht den Vf. seine Begierde nach Kraftausdrücken unnatürlich; da wird ihm S. 95. der *weite Erdkreis zu eng*, da läßt er S. 35. *den Palz vom Frühlingsodem* trinken seyn, da *sieht* S. 36. *die Glut in den Adern*, die in der Zeile vorher darinnen *braunte*, da muß S. 96. die *Erinnerung sich blendend in jede Nerve eingraben*. Der *Verliß* für *Kerker* S. 15. in ei-

nem Gedichte, das übriges ganz modern ist, ward wohl durch das vorhergehende *Paradies* herbegeführt. Der Vf. erlaubt sich Reime, wie *Flamme* und *Name*, *kann* und *Wahn*, *gewalt* und *besetzt*, *seht* und *Welt*. Kie und da sind einige ganz unedelhafte Gedichte; als Beweise von der Imagination des Vf. verdienen die Gedichte S. 44. u. S. 99. und als Proben seiner Empfindung die S. 45. 48. und 82. vorzüglich gelesen zu werden. — Die *Denkmale aus Griechenland* sind größtentheils lyrische Gedichte auf berühmte Personen der alten griechischen Geschichte, z. B. auf *Anakreon*, *Pythagoras*, *Pittacus*, *Orpheus*, *Epikur*, *Leonidas*, *Sappho*, *Phidias*, *Tyrtäus*, *Thucydides*, *Homer* im ernstern Ton, denen nur einige wenige zärtlichen Inhaltes, *Paphos*, die *Gracien*, und *Psyche* betreffend, beysgefügt sind. Die heroischen Oden unter diesen lyrischen Stücken erheben sich nicht über den Schwung der Lehrede; übrigens sind Gesinnungen und Sprache edel, und dem Gegenstande angemessen; vorzüglich zeichnen sich aber die Gedichte auf Griechenland überhaupt S. 111. und auf *Thermopylae* S. 136 aus. Nicht immer freylich hat der Vf. seine so überreichen Sujets erschöpft; so ist er im Lobe des *Pythagoras* bloß bey seinen Reisen in den Orient stehen geblieben, und hat nichts von seinem philosophischen Erziehungsinstitut, nichts, ob er gleich im Vorbeygehn des *Numa* gedenkt, von seinen großen Verdiensten um die Gesetzgebung gesagt. — Die praktischen Aufsätze von S. 185. an, bestehen theils in einem kleinen unbedeutenden Roman unter dem Titel: *zwölft Kapitel aus dem Leben meines Onkels*, theils in einem *Mélangé* von sieben Aufsätzen, die flüchtig hingeworfene Ideen, oft in einer poetisch-prosaischen Sprache, enthalten. — Die Uebersetzungen endlich, alle in Versen, sind überleszte Gedichte aus dem Lateinischen des *Marull*, *Ines*, *Joh. Secundus*, *Vanier*, *Sanation*, *Vida*, *Angerjams*, *Horus*, *Avancinus* und *Ralde*, die größtentheils schon in der deutschen Monatschrift von 1790 gestanden hatten. Wenn der Vf. glaubt, er habe so solchen Uebersetzungen neuerer lateinischer Dichter eine neue poetische Fundgrube entdeckt, so hat er (*Herder's* *Terpsichore* war, als die

Feyrabende herauskamen, noch nicht erschienen) sich nicht erinnert, daß schon *Götz* in seinen *Werken* diese Quelle sehr häufig benutzt hat.

BERLIN, b. Hartmann: *Baron Carrini und Rosemont*, oder Beispiele von Verirrungen des menschlichen Herzens. 1796. 179 S. 8. (12 gr.)

Ob es gleich nicht auf dem Titel angezeigt ist, so hat man doch alle Ursache, diese Verirrungen für ein Buch, das sich aus dem Französischen in unsre Sprache veretzt hat, und das Original für ein ziemlich tadels und zusammengeklappertes Product zu halten. Zwey Nebenbuhler, die sich recht gut gekannt haben, finden sich in einer Einsamkeit wieder, woha die Liebe beide verschlug, ohne sich zu erkennen, Der eine hat sich mit Denkmälern unglücklicher Begebenheiten umringt, wozu er gewaltig viel Steine zusammenzuschleppen läßt, und für die er einen großen Hang zu haben scheint, da er überall seines Weg mit dergleichen bezeichnet. Er erzählt dem Ankommenden die dazu gehörigen Geschichten, und auf diese Art werden einige unbedeutende Noyellen eingeführt, worunter die erste aus dem *Orphan*, einem bekannten englischen Trauerspiel, ohne weiteren Zusatz verfertigt worden ist. In der dritten nehmen sich die *Leoparden* besonders gut aus, die in Portugal zwey Mädchen auf einem Spaziergange überfallen, und eines davon aufreissen. „Zum Glück für mich,“ sagt die Uebriggebliebne, „hätten sie bey meiner unglücklichen Freundin angefangen.“ Diese Stelle lautet nicht sehr empfindsam, und der Vf. weiß doch sonst wohl, was Empfindsamkeit ist, da er seine jungen Verirrten, *Rosemont* und *Luischen*, den Entschluß fassen läßt, als enthaltsame Einsiedler, einzeln jedoch nachbarlich, ihr Leben hinzubringen. Am Ende freylich erkennt man sich, verzehrt sich, tritt einander die Geliebte ab, und der Leser bekommt „die goldne Regel“ mit auf den Weg: „daß die Leidenschaft die Feinde unsrer Ruhe sind, und daß sie uns nur glücklich machen, wenn sie der Verstand despotisch unter seinen Scepter hat.“

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. Nürnberg, in d. Bsp. Buchh.: *Reliquiae hortorumque seu plantarum in america meridionali, a Gulielmo Houston, M. D. R. S. F. collectarum icones manu propria aere incisae, cum descriptionibus et schedis ejusdem in bibliotheca Josephi Becki, Baroni A. S. P. asservatis. Juxta*

exemplar londinense. Editio in Germania prima. 1794. 42 S. 8. 26 Tafeln. Wenn an den Besitz der Originalschrift gelegen ist, welche sonst von dem Besitzer vertriehen wurde, kann nun diese genauen Nachdruck dafür nehmen. Aber wir zweifeln an dem Bedürfnisse einer editio in Germania secunda.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 21. Januar 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Johnson u. Edwards: *Narrative of a five years expedition against the Negroes of Surinam, from the Year 1772 to 1777 by Capt. J. G. Steedman.* Vol. I. 1796. 407 S. Vol. II. 404 S. 4. nebst 80 Kupfertafeln.

Die vielen vom Vf. an Ort und Stelle (obgleich, so viel der Augenschein lehren kann, weder richtig noch schön) gezeichneten Kupfer vortheuern das Werk ungemein, und eine große Zahl derselben würden die wenigsten Leser vermissen, weil sie das Gefühl empörender Scenen, wie Züchtigungen und Strafen unglücklicher Neger, eine Menge der unbedeutendsten Gegenstände, oder surinamische Naturmerkwürdigkeiten, darstellen, die bessere Naturforscher, als der Vf., längst richtiger und getreuer abgebildet haben. Die Stärke beider dicken Bände, die so viel alltägliches, von andern längst Beobachtetes, wiederholen; oder nur Freuden und Leiden erzählen, die den Vf. selbst, oder seine geliebte Johanna, eine Mulattensclavin, betrafen, ist uns eben so auffallend gewesen. Aber er verbreitet sich dabei über die Geschichte der Kolonie Surinam, und die einzelnen Vorfälle des Krieges zwischen den Einwohnern und ihren rebellischen Negerclaven, die barbarische Behandlung der letztern; davon hier so viel einzelne Beyspiele gehäuft sind, daß wir mehr als einmal sein Buch haben weglegen müssen. Auch verweilt er zu oft und zu lange bey jedem ihm neuen Naturgegenstand, durch deren häufige aus Fernin, Bancroft u. a. entlehnte Beschreibung sein Tagebuch selbstam genug unterbrochen wird. Wer sich indess überwinden kann, so viele mit des Vf. Abenteuer, Streitigkeiten, Duellen, Krankheitsgeschichten und Müheligkeiten angefüllte Blätter zu durchlaufen, wird am Ende doch mit ihm ausgefohnt, weil er seinen Lesern die ungläublichen Beschwerden eines europäischen Corps, das in den unwegsamen Wäldern und Sümpfen eines heißen Landes die Schlupfwinkel der entlaufenen Neger auffuchen muß, auch die Lebensart der surinamischen Colonisten und manche Eigenenthümlichkeiten dieses Landes sehr darstellend schildert.

Hr. S., ehemals Officier der schottischen Brigade in Diensten der Generalstaaten, ward 1772 mit einem besondern Corps nach Surinam geschickt, um die Colonie gegen die Verwüstungen der entlaufenen Neger zu schützen, und hatte das Glück den größten Theil seiner Gefährten zu überleben, die theils durch das ungesunde Klima, theils durch den Geiz und Starr-

sinn ihres Führers, des Obersten Fourgoud, ausgerieben wurden. Die Seereise dahin wird umständlich genug beschrieben, und der Vf. unterläßt nicht, verschiedene fliegende und andere Fische durch Abbildungen seinen Lesern mitzutheilen. Wir übergehen ebenfalls die alte Geschichte der Colonie, und die Einleitung über das Land Guiana, auf dessen Küste Surinam nebst andern Niederlassungen belegen ist. Die Karte, welche letztere erläutern soll, ist dieselbe, welche Hartnik schon seiner Beschreibung der holländischen Colonien beygefügt hat. Auf einer andern, die Surinam allein vorstellt, kann man zu gleich die Markthruthen des Obersten Fourgoud und des ihm untergebenen Corps gegen die Neger sehen, deren Wohnungen nach langen Umherziehen durch dicht verwachsene Wäldungen verbrannt, und sie selbst von ihren Verfolgern gezwungen wurden, nach Cayenne zu entfliehen. Das Wasser bey Paramaribo, der Hauptstadt von Surinam, ist nicht trinkbar, und die Schiffe müßten ihren Wasservorrath auf 6 deutsche Meilen weit Landeinwärts holen. Schon im 1728 wurden die entlaufenen in den Wäldern verstreuten Neger der Colonie gefährlich, und sie mußten 1740 mit ihnen Frieden schließen. Ihre bisherigen Anfälle auf die entlegenen Plantagen wurden theils aus Rache gegen ihre tyrannischen Herren ausgeführt, theils um sich mit Waffen und Gewehr zu ihrer Verteidigung zu versehen. Die Rebellen, welche unser Vf. bekriegen mußte, empörten sich im 1772 am Flusse Cottica gegen ihre Herren, und damals ward gegen sie in Surinam ein Corps freigelassener Neger errichtet, die den Eluwohnern die wichtigsten Dienste geleistet haben. Mit ihnen mußte auch unser Vf. die Feinde der Colonisten verfolgen. Die Marotten der holländischen Handelschiffe werden von den Pflanzern sehr mishandelt. Sie müssen ihnen die schwersten, niedrigsten Arbeiten ohne alle Belohnung verrichten, und will der Capitain seine Leute schonen; so läuft er Gefahr, ohne Ladung heimzukehren. Das Rindfleisch ist in Surinam sehr schlecht. Rinderbraten wird häufig aus Holland in dicht verwahrten blechernen Behältnissen herüber geschickt, und kommt sehr gut an, da weder Luft noch Wasser eindringen kann. Schweine werden hier mit unreinen Auswas geschmetzt. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Paramaribo gingen die Truppen den 3. Jul. 1773 gegen die Neger zu Felde. Sie wurden aber erbarmlich verpflegt, und mußten sich von gesalzenen Fleische und harten unverdaulichen Schiffszwieback nähren, weil ihr Oberster behauptete, keine Speisewäre in den heißen Himmelsstrichen gesunder, als die-

diese. Eben derselbe hielt den Leuten den Sold zurück; daher konnten sie selten einige Erfrischungen kaufen. Ihnen ward weder Arzt noch Wundarzt, in den wüsten Gegenden mitgegeben, sie litten also eben so sehr durch die schlechte Kost, als von den Stichen der Musquitos und andern Ungeziefern, und der elenden Pflege in den immer angefüllten, oft mitten in faulenden Sümpfen angelegten Spitalern. In den Wäldern giebt es ungeheure Schlangen, der Vf. erlegte eine, die 22 Fuß lang war. Ganz ausgewachsen erreichen sie die Länge von 40, und im Umfang haben sie völlig vier Fuß. Die Eingebornen nennen sie Aboma; aber ihre Kraft, die andere von ihr erzählen, den Gegenstand, den sie verschlingen will, zu bezahnen, daß er sich nicht von der Stelle bewegen kann, leugnet Hr. S. In den Wäldern konnten die Truppen nur hintereinander marschieren. Zwey Neger mußten mit Holzäxten den Weg öffnen, und die übrigen waren unter die Soldaten vertheilt, die halbvordorbenen Lebensmittel mitzuschleppen. In diesem undurchdringlichen Dickd wurden die Leute bey der unerträglichsten Hitze von Dornen verwundet, oder von Ameisen, Chigos, wilden Bienen und andern Insecten zerstoßen. Der Bienenstich verursacht gewöhnlich Fieber, und Blindheit auf einige Stunden, wenn die Augenlider verwundet werden. Die leichte europäische Kleidung ward bald auf solchen Märchen zerissen, und Officiere und Gemeine gingen barfuß. Wegen seiner durch solche Mariche, und Mangel an aller Pflege bald erschöpften Gesundheit ward der Vf. und mehrere Officiere zur Cur nach Paramaribo zurückgeschickt. Die armen Gemeinen blieben entweder in den Wäldern liegen, oder wurden in den armen Hospitälern von unwissenden Aerzten bald hingeopfert. Wenn Hr. St. diese und andere Schilderungen des endlich überstandenen Elends nicht übertrieben hat, so muß man sich wundern, wie man einem solchen Ungelohnen, wie dem Obersten F., das Commando anvertraute, und das ganze Corps ohne allen vernünftigen Zweck einem gewissen Tode überlieferte. In der Stadt sahe der Vf. eine Ladung Negerclaven ankommen und verkaufen. Die holländischen Seltenhändler sorgen nicht einmal dafür, daß ihre Neger gesund und gut aussehend ankommen: Der Vf. kann ihren traurigen abgemergelten Zustand nicht genug beschreiben; er nennt den ausgeschweiften Trupp eine Auferstehung von Haut und Knochen. Sie waren aber keinesweges traurig oder niedergestlagen, sondern vielmehr munter und vergnügt. — Baumwolle wird erst seit 1752 mit Vortheil in Suriname gebauet. Wenn die Regenzeit nicht zu lange dauert, giebt der Strauch guten Gewinn. Eine Plantage kann jährlich 25000 Pfund liefern. In den Wäldern von Guiana giebt es wilde Puter; die Einwohner nennen sie nach unserm Vf. boosly Calow; wahrscheinlich Bosk Caloen. Wir haben bey mehreren Stellen seines Werks bemerkt, daß ihm die holländische Sprache nicht gelaug war. Bey den Streifereyen durch die verwachsenen Waldungen, um die aufzuehrenden Neger aufzufuchen, irren die Truppen oft Tage lang

umher ohne Waffen. Ihre Negerclaven zeigten ihnen zuweilen, wie man dinstube ohne viele Mühe, aus wilden Ananaspflanzen, die bey der Wurzel abgehauen, gewinnen konnte. Manche Pflanze, die während der Regenzeit alle Fruchtigkeit, verliert ihre Blätter, aufzulegen hatte, gab zuweilen eine Kanne guten trinkbaren Wassers. In Paramaribo wird das Weglaufen der Neger noch sehr häufig mit Abhacken der Füße bestraft. Man braucht diese Unglücklichen hernach als Ruderer der Boote und anderer Fahrzeuge ihrer Herren. Aber viele überleben auch diese Operation nicht. — Die Yams erreichen in Suriname eine fast ungläubliche Größe. Sie wiegen vierzig bis sechzig Pfund, und von einem englischen Morgen kann man zehn bis zwanzigtausend Pfund dieser Früchte gewinnen. Ihre Reife erlangen sie erst in sechs bis acht Monaten, man kann sie ein Jahr lang aufbewahren; und sie dienen vorzüglich zur Speise der Negerclaven. — Gefucherte Leckerbissen sind in Suriname eine Art Würmer, die in der Kohnpalm häufig gefunden werden (*Curatid palmatum*), die Größe und Dicke eines Maisskorns haben, und gebraten verspeist werden. Sie heißen Gru-gru, und haben einen sehr gewürzhaften Geschmack, aus ihrem Fett wird auch eine Art Butter gewonnen. Den Jaguar oder amerikanischen Tiger beschreibt der Vf. weit größer und furchbarer, als Bälson und andere ihn schildern. Manche sind von der Schnauze bis zur Spitze des Schwanzes sechs Fuß lang. Sie verzehren eine Ziege oder ein Schaf ohne Umstände; Pferde und Rindvieh werden von ihnen auf den Plantagen getödtet, und man hat Beyspiele, daß sie Negresse und Negerkinder weggeschleppt haben. Die gemeinliche, wollüstige Lebensart eines Phantageneigenthümers beschreibt Hr. St. sehr malerisch. Er hat auch einen dieser Weichlinge in seiner Morgenkleidung abgebildet; wie ihm ein Negermädchen ein Glas Madera reicht. Auf die Dauer ist aber diese Lebensart nicht; denn da sie ihre Besitzungen meist mit fremdem Gelde erkaufen, so reicht der Ertrag selten zu ihren Verschwendungen hin, und sie sind nach Verlauf einiger Jahre genöthigt, ihr Gut den Gläubigern zu hinterlassen. Die Neger werden unter solchen Wollüstlingen über ihre Kräfte angestrengt, und tyrannisch behandelt. — Früchte, mit einer dünnen feinen Haut umgeben, gedeihen in den tropischen Gegenden nicht. Daher wachsen in Suriname keine Trauben, Kirscheln, Pfäumen, Apriosen, Pfirschen, nicht einmal Aepfel oder Birnen. Der Vf. kommt nun wieder auf die beschwerlichen Mariche der Truppen durch die Wildnisse. Wolken sie ausruhen, so verschrecken die Muskitos den Schlaf; am Tage wurden sie von Chigos, giftigen Ameisen und andern Ungeziefern zerfressen; das sie ganz mit Eiterbeulen bedeckt waren; dabey mußten sie häufig durch diese Sümpfe marschieren, welche sie bis an die Achseln im Wasser durchwadeden. Es fehlte ihnen oft an Lebensmitteln, sie erhielten sich zuweilen Tage lang von einer halben Portion, oder von Reis, Yams und Malis, welche sie in den zerstörten Schlupfwinkeln der Neger fanden,

den, und die jüdischen Soldaten der Compagnie waren so ausgehungert, daß sie Pockelschweinfleisch begierig verzehrten, wenn sie nur ein Stück habhaft werden konnten. Und diese Märsche wurden immer in der Regenzzeit unternommen. Unter den vielen Bäumen und Gewächsen, die in diesem Werke gelegentlich beichrieben werden, wobey der Vf. aber nicht allemal bemerkt, ob er seine Beschreibung auf der Stelle aufsetzte, oder von andern entlehnte, fand man in den Wildnissen von Guiana den Matakbaum. Dessen sehr hohe Wurzeln verbreiten sich so weit über den Boden, daß zwanzig Mann darunter stehen können, ja ein Reuter durch die Oeffnungen der Wurzeln umhindert durchzureiten im Stande ist. Weiter wird übrigens von dessen Eigenschaften nichts erwähnt. Die ursprünglichen Einwohner von Surinam, die Arawaken und andere Völkerchaften beobachtete Hr. S. nur in Paramaribo; aus Erzählungen anderer rückt er jedoch Schilderungen ihres Charakters und ihrer Sitten ein, die keine neue Aufschlüsse geben. Hier sah er auch einen portugiesischen Juden die Kinder eines Hn. Reinsdorf im Christenthum unterrichten. An Tonnenzahl bezahlt jedes Schiff aus Holland 3 Gl. und aus Nordamerika 6 Gl. für die Tonne, außer dem besondern Zoll für alle Artikel der Ein- und Ausfuhr. Die Einwohner selbst sind auch mit mancherley Abgaben beschwert. Weiße und Neger bezahlen Kopfzölle, Kinder unter zwölf Jahren ohne Unterschied der Farbe und des Geschlechtes 1 Gl. 5 Stäver und Erwachsene dreiehalb Gulden. Dennoch stiegen während der Zeit, daß der Vf. in dieser Colonie diente, die gesammten Staatseinkünfte nicht über 1282000 Gl. Die Negerinnen in Surinam sind bey guter Pflege und Behandlung sehr fruchtbar. Der Vf. kannte eine, die in drey Jahren neun Kinder geboren hatte, im ersten Jahre vier, im zweyten zwey, und im dritten drey. Auch die sogenannten Touringas, oder Negerfamilien, die nur zwey, drey oder vier Finger und Zehen an jeder Hand oder jedem Fuß haben, sah er. Er nennt sie *Acoris*. Uns wundert, da er gewöhnlich ihnen ihre merkwürdigen Gegenstand abzubilden versucht hat, daß er diesen besondern Stamm abzuzeichnen vergaß. Hartinck, den er bey seinem Werke verschiedentlich benutzte, hat sie im zweyten Theil seiner Beschreibung von Surinam wirklich abgebildet. Letzterer sagt auch, daß sie bloß zu einem misgalteten Familie gehören, kein ganzes Geschlecht ausmachen, wie einige behauptet haben, und daß sich ihre Anzahl sehr vermindere. Der bekannte Neger *Graman Guaci*, durch den 1730 die medicinischen Kräfte der Quassa bekannt wurden, lebte noch bey des Vf. Anwesenheit in Paramaribo. Er war bey den Schwarzen in großem Ansehen, denen er Amulette oder sogenannte Obias verkaufte. Hr. S. hat ihn auch in seinem bordirten Rock und Federhut in Kupfer stechen lassen. Das ungesunde Klima; die Strapazen und schlechte Nahrung hatten unter dem Corps, bey welchem der Vf. in Surinam stand, solche Verheerungen angerichtet, daß von fast 1200 gefunden Europäern nicht hundert nach Holland zurück-

kehrten, und unter diesen waren nicht zwanzig bey volliger Kraft und Gesundheit. Am Ende dieses Tagesberichtes ist eine kurze Geschichte der schottischen Brigaden in niederländischen Diensten angehängt, zu der unser Vf. aus 1783 gehörte. Doch außer ihrer ersten Errichtung von 1570, wo sie bloß aus einigen independenten Compagnien bestand, meldet er von ihren Schicksalen nichts weiter, als einige Beweise ihrer Tapferkeit in den niederländischen Kriegen, nicht einmal, daß sie lange Zeit die Besatzung in den an England verpfändeten Inseln Brak, Vliegelingen und Kamakens ausmachten, und erst 1816 in Dienst der Generalstaaten kamen, wie Jacob I ihnen diese Plätze gegen 250,000 L. wieder einräumte.

Zum Schluß wollen wir noch ein kurzes Verzeichniß der naturhistorischen Abbildungen anhängen mit Nachweisungen besserer Darstellungen derselben Gegenstände, so viel uns deren bekannt sind. Wo keine andern angegeben sind, kennen wir auch keine andern, wenigstens keine bessern.

Tom. I.

- The Dorado* = *Coryphaena hippurus*. Linn. — Bloch. Taf. 174.
The flying Fish = *Exocoetis volitans*. L. — Bloch. Taf. 393.
The Sawfish = *Squalus pristis*. L. — Bloch. Taf. 120.
The Shadcock = *Circus aerona*. L. — Rumpf. Amb. 2. t. 24. f. 2.
The Tamarind Tree = *Tamarindus indica*. L. — Jacquin Stirp. Amer. pict. t. 13.
The Yucca = *Raphanostylis Toco*. L. — Bußon planch. ent. 52.
The Sawtooth or Hyacinth = *Ardea helias*. — Pallas neue nord. Beytraege B. 2. T. 3.
The Ai = *Erudopus tridactylus*. L. — Schreber Säugeth. Taf. 64.
The Oua = *Bradypus didactylus*. L. — Schreber Säugeth. Taf. 65.
The Mico = *Simia argentata*. L. — Schreb. Säugeth. Taf. 56.
The Siki = *Siki* = *Simia frasca*. L. — Schreb. Säugeth. Taf. 30.
The Aboma Snake = *Bon constrictor*. L. oder vielmehr *Bon constrictor*. L. 7.
The Alligator or Caiman = *Loecerta Alligator*. L. — Gatesby. Carol. 2. t. 63.
The Liguana or Iguana Lizard = *Loecerta Iguana*. L. — Seba mus. vol. 1. p. 95 — 98.
The blue or Yellow Macaw = *Pituita Ararauna*. L. — Bußon pl. ent. t. 36.
The Amazon Macaw = *Pituita Ararauna*. L. — Bußon pl. ent. t. 62.
The Cotton Tree = *Gossypium visifolium*. L. — Cavanilles 6. t. 166.
The Aramidillo = *Dasyptus novaeincaes*. L. — Schreber Säugeth. 73. 76.
The Parakeet = *Hypoxis prothonotaria*. L. — Schreber Säugeth. 158.
The Cocoa Nut Tree = *Coccol nucifera*. L. — Jacquin Stirp. amer. t. 169.
The Manicote or Lantana = *Manicaria fascifera*? oder *Cleopatra Lantana*?
The Cocok = *Pheasant* = *Crax alberti*. L. — Bußon pl. ent. 96.
The Agouti = *Ardea Agouti*. L. — Bußon pl. ent. 89.
The Joyay or Stag of Guiana = *Cervus mexicanus*. L. — Bußon hist. nat. VI. t. 37.
The Mirebroche = *Moschus americanus*. L. — Bußon pl. med. t. 40.
The Sugar-Cane = *Saccharum officinarum*. L. — Planch. b. 80. 81.
The Red Cuckoo = *Tanajus ruber*. L. — Bußon pl. ent. 80. 81.

The Spurred Waterhen = *Parra variabilis*. L. — Buffon pl. enl. t. 346.
The Plantain et *the Banana* = *Musa paradisiaca* et *Sapientum* Treu. — Elzev. t. 18 = 23.
The Pingo-Harrow = *Sas Scrofa* et *ferus*.
The Pecary = *Sas Tassaja*. L. — Buffon hist. nat. X. t. 3. 4.

Tom. II.

The Quato = *Simia Paniscus*. L. — Schreber. Taf. 26.
The Sacawinkee = *Simia Pithecia*. L. — Schreber Taf. 32.
The Aratro = *Bizia oreidana*. L. — Sonnerat Voy. de la Nouv. Guinee. tab. 13. und die Frucht beym Gärtner de la fructib. et Seminib. planar. tab. 61. f. 3.
The Gru-Grü = *Carculio palmarum* L. Der Käfer ist oft gezeichnet, allein die Raupe unter Wissen noch faulst nie.
The Asaom oder *Tisamou* = *Tetrag major*. L. — Buffon planch. enluminées. pl. 476.
The Woodrot = *Gavia Akuschi*. — Schrebers Säugh. t. 162.
The Crabdog or *Grison* = *Viverra vittata* — Schrebers Säugh. t. 124.
The Jaguar = *Felis Onca*. L. — Schreb. Säugh. t. 103.
The Tiger-Cat. — *Felis tigrina*. L. — Schreb. Säugh. t. 106.
The Mountain-Tree = *Mauritia flexuosa*.
The Mountain-Cabbage.
The beetle that produces the manseeceworm. F. et G. = *Curculio Palmer*.
Limet = *Limonia monophylla*. Burm. zeyd. t. 65. f. 2. et *Limonia acidissima*. Rumph. amb. 2. t. 43.
Mammy Apple = *Jacquin Stimp. amer. pict.* t. 248.
Cassipum = *Cassipum*. Linn. Allein es giebt so viele Varietäten, die nur durch Kleinigkeiten vom Botaniker unterschieden werden, welche Hr. S. nicht gezeichnet hat: daher man diese nicht bestimmen kann.
The Marine Opossum = *Didelphis marina*. — Schreb. Säugh. t. 149.
The Vampire = *Vespertilio Spectrum*. L. — Schreb. Säugh. t. 45.
The Aguti = *Gavia Aguti*. — Schreb. Säugh. t. 172.
The Paca = *Gavia Paca*. — Schreb. Säugh. t. 171.
The Tapir = *Tapir Americanus*. — Buffon. Suppl. Vol. XI. ed. 12mo. tab. 1.
The Mucati = *Trichechus Manatus australis*. L. Davon ist noch keine gute Zeichnung vorhanden.
The Green Butterfly = *Papilio Leinus*. Linn.
The Rattle Snake = *Crotalus Duriss*. — Yonamer. Monograph. tab.
The Dipsas = *Columer Dipsat*. Linn. — Seba. Mus. 2. t. 24. f. 3.
The Carao Tree = *Theodroma Carao*.
The Musk Melon = *Cucurbit Melis varietas*.
The Water Melon = *Cucurbita Citrullus*. — Blackwal herb. t. 197.
The Pine Apple = *Bromelia Ananas*.
The Yellow Woodpecker = *Picus cinnamomeus*. — Buffon. pl. enl. 324.
The Goodlye Owl = *Trogon Curculi*. — Buffon pl. enl. 452.
The Indigo-plant = *Indigofera Anil*?
The Tamandua = *Myrmecophaga jubata*. — Schreb. Säugh. t. 67.
The Coati-Mondi = *Viverra Naja*. — Schreb. Säugh. t. 118.
The Spoonbill = *Platalea Ajaja*. — Buffon pl. enl. t. 166.
The Jacquin = *Mycteria Americana*. — Buffon pl. enl. t. 217.
The Coffee Tree = *Coffea arabica*. — Regnier botan. t. 303.
The Shark = *Squalus Carcharias*. — Bloch. t. 219.
The Remora = *Echeneis Remora*. — Bloch. t. 172.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALBERSTADT, b. dem Vf. u. im Waisenhaufe: *David Klaus*. Ein Sittenbuch für gute Leute in 16ten Ständen, von Joh. Werner Streithorst. 1796. XXXVI u. 184 S. 8. (10 gr.)

Eine Erweiterung des Aufsatzes, den Hr. Consistorialrath Streithorst geschrieben und der Nekrolog wiederholt hat. Die ganze Geschichte des bürgerlichen Lebens von Dav. Klaus läßt sich in diese wenigen Worte zusammenfassen: D. Kl. war eines Herten Sohn, selbst Hirte, hernach Hospitalit und Vorleser im Armenhaufe; nie Gatte oder Vater, Alles dies ist an sich nicht merkwürdig, wird es aber dadurch, daß ein Mann in so ungünstigen Verhältnissen, in einem so beschränkten Lebenskreise, in solcher Niedrigkeit und Armut ein ausgezeichnet denkender, verständiger, und an edlem Sinn und Herzen wenige seines Gleichen habender Mensch geworden ist. Die Geschichte seiner Geistesbildung ist sehr anziehend. Aus einer innern, regen Wissbegierde, (wie sie sich bey der Mühe des Hirtenstandes unter den offnen Köpfen doch nicht selten äußert,) sucht er sich Kenntnisse aller Art zu erwerben, liest unablässig, macht aus allem Gelesenen Auszüge, schafft sich nach und nach eine Bibliothek von mehr als 1000 Bänden an, von der man kaum begreift, wie ein so frühlicher Mann die Kosten dazu aufbringen konnte. Er bekommt einen unter den Denker der untern Stände nicht ungewöhnlichen Hang zur Mystik, der aber bey ihm sonderbar mit reinen, vernünftigen, hellen Einsichten über Angelegenheiten der Religion und des Lebens gepaart ist, und nicht weniger als in Fanatismus ausartet. Aber noch mehr fesselt der fleckenlose Charakter dieses Mannes, der sich in Frömmigkeit, Demuth und Bescheidenheit, Sanftheit, Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit, Dienstfertigkeit, Zufriedenheit mit seinem Loose, überhaupt durch jede Tugend auswies, zu dessen Ausübung ihm die kleine Sphäre seines Thuns und Treibens Gelegenheit gab. Doch wie er das alles war, muß man selbst in seines Freundes Streithorsts Darstellung lesen, die bey aller Einfachheit doch durch den Inhalt selbst, durch die Wahrhaftigkeit des Erzählers und durch die eingestreuten, zu dem Zwecke eines Sittenbüchleins vorzüglich passenden Winke, Lehren und Nutzenwendungen einen bedeutenden Werth erhält. Den größern Theil dieser Schrift macht David Klausens *Spruchsammlung* im Auszuge, nach gewissen Rubriken geordnet, aus. Eine Sammlung goldner Sprüche! Zum Hand- und Lesebuch für die untern Stände hat auch Hr. v. Dohm neulich in einer in der Halberstädtischen literarischen Gesellschaft gehaltenen Vorlesung die Streithorstische Schrift besonders empfohlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLÉ, b. CURTIS Erben und LONDON, b. Elmsly: *Novum Testamentum Graece. Textum ad fidem codicum, versionum et Patrum recensuit et lectionis varietatem adiecit D. Joh. Jac. Griesbach. Volumen I. IV Evangelia completae. Editio secunda emendatio multoque locupletior.* Aufser der Vorrede, die Prolegomena 132, der Text und die Anmerkungen 554 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 Gr.)

By einem Werke, das, wie dieses in der Kritik des neuen Testaments, Epoche gemacht hat, und in seiner Art schwerlich jemals von einem andern übertroffen werden wird, welches alle Vollkommenheiten des gegenwärtigen eben so in sich vereinigt, ist es vorzügliche Pflicht eines Recensenten, das Eigenthümliche desselben und dessen Werth und Verdienste darzustellen. Zwar kann man dieses schon bey Allen, die sich um jene Kritik bekümmern, als bekannt aus der ersten Ausgabe, voraussetzen, die im J. 1775 und 77. auch in zwey Bänden erschien. Aber diese zweyte ist nicht nur völlig um die Hälfte vermehrt, sondern sie ist auch mit einem so neuen vieljährigen, und, fast möchten wir sagen, ängstlichen Fleiße bearbeitet, daß man dieses Werk, wie es jetzt aus Licht tritt, und so weit es Eines ganz zu dieser Arbeit gemachten Mannes Kräfte, oder vielmehr die Umstände erlauben, unter welchen jetzt diese Sache auszuführen möglich war, ohne Uebertreibung eines der vollendetsten nennen kann. Es muß Hn. G. eben so erfreulich als ehrenvoll seyn, daß diese zweyte Ausgabe in eine Zeit fällt, wo seine Grundsätze in der Kritik des N. Test. gewis von allen unbefangenen Kennern gebilligt werden, und daß Er das Verdienst hat, vornehmlich durch seine Schritte, diese Grundsätze geltend und einleuchtend gemacht zu haben; ja daß man selbst in England, wo das Studium dieser Kritik, außer Deutschland, am meisten getrieben wurde, die Verdienste schätzen gelernt hat. Ein Beweis davon ist der Antrag des Herzogs von *Graston*, dessen Ausgabe in England wieder drucken zu lassen, welches Gelegenheit gab, daß, da Hr. G. eben mit dieser neuen Ausgabe umging, diese in Deutschland unter seinen Augen gedruckt und nur eine gewisse Anzahl von Exemplarien auf Englischem Papier, welches der Herzog zu diesem Behufe nach Jena hatte senden lassen, in einer etwas andern Gestalt für England abgezogen wurden. Um zu zeigen, was Hr. G. geleistet habe, wollen wir erstlich von seiner jetzigen Sammlung der verschiedenen Lesearten Nachricht geben; alsdann

A. L. Z. 1797. Erster Band.

bemerken, wie er daraus den abgedruckten Text gebildet, oder dessen Recension, wie man es nennt, zu Stande gebracht habe; zuletzt aber von seinen Prolegomenen reden, worin er von seinem Unternehmen, den dabey gebrauchten Hülfsmitteln, den Regeln, welche er bey deren Gebrauche befolgt hat, und den danach getroffenen Einrichtungen, Rechenschaft giebt.

Die Absicht bey dieser ganzen kritischen Ausgabe war: einen gedragten Auszug aus dem ganzen kritischen Apparat zum Texte des Neuen Testaments zu geben, der in so vielen zum Theil großen und kostbaren Werken und Schriften zerstreut liegt; und dadurch nicht nur Anfängern in dieser Kritik das Willenswürdigste in dieser Sache bekannt zu machen, sondern auch Gelehrten die Bequemlichkeit zu verschaffen, mit einem Blick das Verlangte zu übersehen, und alle bekanntgewordne Zeugen für eine Leseart beysammen zu finden. Hr. G. hat deswegen geistlich keine nur irgend wissenswerthe Varietät übergangen, vielmehr alles von dem gewöhnlichsten gedruckten Texte (d. i. dem Elzevirischen von 1624.) abweichende zusammengetragen, wenn es eine wahrscheinliche Leseart enthielte; oder etwas bestragen konnte, ächte Lesearten von Verfälschungen leichter zu unterscheiden, und der Geschichte des griechischen Texts, seiner verschiednen Recensionen u. s. w. der verschiednen Familien von Handschriften, mehr auf die Spur zu kommen; oder wenn Lesearten in mehreren wichtigen Handschriften vorkamen, oder sich in einige erhebliche Ausgaben eingeschlichen hatten, oder den Sinn merklich änderten, oder zur Erklärung der von den heiligen Schriftstellern gebrauchten Redensarten einigermaßen dienen konnten. Er ist zu dem Ende die *Mattäischen, Bengelschen und Westenschen Sammlungen* nochmals so genau durchgegangen, als hatte er sie vorher noch gar nicht excerptirt, und mit eben dem Fleiße die kritischen Ausgaben von *Matthai, Alter und Birch*. Er hat die zerstreuten Beyträge, die *Kittel, Treschow, Michaelis, Doderlein, Eichhorn*, u. a. aus Handschriften gegeben haben, die in England besorgten herrlichen Abdrücke der *Alexandrinischen* und *Cambridger Handschrift*, und alles dasjenige benutzt, was Er selbst ehemals in England und Frankreich aus Vergleichung wichtiger und in seinen Symbolisch-beschrifteten Handschriften gewonnen hatte. Bey dem Gebrauche der alten Uebersetzungen hat er zwar *Mittels, Bengels und Westens* Ausgaben, aber auch, außer eignen Beobachtungen, das weit Zuverlässigere zu Rathe gezogen, was *Hode, White, Storr, Alder Woide, Münster, Groggi* u. a. bekannt gemacht, bey der

B b

Armenischen aber besonders, was ihm Hr. Bredenkamp und bey der Slavonischen, was ihm Hr. Dobrowski mitgetheilt hatte, von welchen letztern insbesondre hier (Prolegom. p. 127. ff.) merkwürdige Nachrichten von 12 Handschriften dieser Slavonischen Uebersetzung und der dreyfachen Art von Ausgaben derselben vorkommen. Dafs er die Lesarten der Sahidischen und sogenannten Syrisch-Hierosolymitanischen, die erst ganz neuerlich bekannt gemacht worden, mit in diese neue Ausgabe aufgenommen habe, lafst sich von selbst erwarten. Sehr genau hat er vornehmlich die von Bianchini und Sabatier herausgegebenen alten lateinischen Uebersetzungen, sowohl die sogenannte *Itala* als *Vulgata*, verglichen und die Excerpte, welche Dobrowski, Alter u. a. daraus gemacht, mir benutzt. Bey den Kirchenvätern (aus welchen freylich noch manche Nachlese mußte zurück gelassen werden) hat er theils das von Andern bereits Gefamlete, theils, was ihm eigene Lectüre darbot, gebraucht, und wenigstens das in diesem Stück so wichtigen Origenes samtliche griechische Lesarten aufgenommen.

Ein für diese Ausgabe sehr vorthellhafter Umstand war es, dafs in dem Zeitraum, der zwischen ihr und der ersten verfloß, so manche einzelne treffliche Quellen für die Kritik des Neufamentlichen Textes entweder eröffnet oder mehr gereinigt worden waren. Dies und die nochmalige Revision der bey der ersten Ausgabe gebrauchten, sowohl als Vergleichung derer Hüllsmittel, die damals zwar schon hatten gebraucht werden können, aber von ihm gar noch nicht oder nicht genug zu Rathe gezogen waren, hat den Vorath von Varianten in dieser neuen Ausgabe sehr bereichert. So hatte Hr. G. ehemals noch nicht die Stellen aufgenommen, die sich als Fragmente aus dem Evangelio der Hebräer erhalten haben, und die man jetzt, vornehmlich bey Matth. 3 und 18, eingetragen findet. (Doch vermißt Rec. die Verschiedenheit und Zufätze dieses hebräischen Evangelii bey Matth. 19, 16. ff., welche Origenes in den *Tomis* aufbehalten hat, und bey Lucä 22, 15. die verschiedene Lesart des gedachten Evangelii, wie sie Epiphanius haec. XXX, 21. anführt.) Eben so waren in der ersten Ausgabe manche Lesarten vermuthlich übergangen worden, weil sie nur unbedeutliche Zeugen für sich hatten; jetzt, nachdem sie durch wichtigere Zeugen bewährt sind, haben sie billig einen Platz erhalten, wie z. B. Matth. 5, 48. *ὁ πατήρ* und *ὁ ἐν οὐρανῷ*, Kap. 18, 12. *ἀπὸ ἀδελφῶν* oder *ἀδελφῶν* — *ἐπὶ τα ὄρη* und *πορεύσεις ἑνὲς* etc. v. 15. *ὕψα* und *λαγύβη*, v. 16. *αἶρα* *σακίται* und *ἐσθθησεται*, v. 26. *ὁ δόλος ἐκένος*, Kap. 19, 13. *προερχομένων*, v. 16. *προερχομένων τῶ Ἰερὺ*, *γονετὰν* *ἔργων* und *λαγύβη*. Andere Lesarten sind wenigstens jetzt genauer und vollständiger angegeben; als Kap. 18, 26. die Lesart der Cambridger Handschrift von der ersten Hand *ἐκ αὐτῶν* — *ἐξ αὐτῶν*, *πρὸς αὐτὸς* *ἐκ αὐτῶν*. Manche sind auch ganz neu; d. i. sie stehen in keiner vor der Griechischfischen neuernannten kritischen Hauptausgabe, weder bey Mill, noch Bengel, noch Wettstein, und sind präsentlich erst eine Ausbeute jener neuerlich entdeckten Fundgruben; als: Matth.

17, 26. der lateinische Zusatz am Ende: ait Petrus: ita Domine; Kap. 18, 21. *παύσαι, ἐὰν ἀμάρτιαι εἴς τινος ὁ ἀδελφός σου, ἀφῆσθαι αὐτῷ*; Kap. 19, 16. *τί ποιῶντες ὁμοῦ*; Marc. 12, 38. *οὐκ οἶτε ἀντὶ τῆς ἀρετῆς ἔλαττω*. Wie sorgfältig Hr. G. alles wieder nachgesehen habe, sieht man besonders daraus, dafs er jetzt viele Zeugnisse, die Westlein falsch angegeben und er ihm nachgeschrieben hatte, ganz weggeschrien, an deren Stelle hingegen sicherere gesetzt z. B. Matth. 18, 11. zu der Lesart *ἐξήγαγεν αὐτὸν*; und eben so, wo vorher keine Zeugen genannt waren, wie Matth. 3, 12. bey *αὐτῷ* und Marc. 12, 38. bey der Lesart *ὁ δὲ διδάσκων αὐτὸν ἐλεγχε αὐτόν*; *ἐκ* nunmehr angeführt; wo sonst bloss mit einem Asterisken eine verschiedene Interpretation des Textes angedeutet war, jetzt die Zeugen für dieselbe genannt z. B. Matth. 18, 12; auch öfter für die gemeine Lesart die erheblichen Zeugen erwähnt hat, wie bey dem *ἐν* Matth. 5, 22. desgleichen bey Joh. 1, 2 und 3, 3, 25. etc. Conjecturen oder vorgeschlagene Verbesserungen des Textes sind nur hier und da berührt, so sind ja auch mehr Kritik über den Text und gehören eigentlich in keine solche Sammlung, die nur Zeugnisse für wirklich vorhandene Lesarten aufstellen soll. Nur einmal erinnern wir uns eine vom Hn. G. selbst vorgeschlagene Aenderung angetroffen zu haben, bey Marc. 12, 21. wo er vermuthet, man müsse am Ende lesen: *καὶ σπέντες καὶ οἱ ἑσθῶν*.

Ueberhaupt kommt keine kritische Ausgabe des N. T. dieser jetzigen in der sich selbst auf Kleinigkeiten erschreckenden Treue bey, und wir haben oft die gewissenhafte Geduld bewundert, mit welcher Hr. G. die mindelsten Varietäten z. B. in den Handschriften der alten lateinischen Uebersetzungen, in Origenis und Andrer Schriften, ausgezeichnet, und unzählige Fehler seiner Vorgänger, auch selbst eigne kleine Fehler der ersten Ausgabe, verbessert hat, und oft gewünscht, dafs die, welche mit so vieler Verachtung oder hämischen Argwohn auf die Kritik des Neuen Testaments herabsahen, nur den zehnten Theil des gewissenhaften Fleißes auf das, was sie selbst Gottes Wort nennen, und dessen Bewahrung wenden möchten. Wir haben in sehr vielen Stellen rechtgeflüßentlich nachgesehen, ob Hn. G. Angaben durchaus mit den Quellen, woraus er schöpfte, übereinkamen, aber nicht eine einzige gefunden, wo man ihn einer falschen Angabe zeihen könnte, so bey nahe unvermeidlich es auch scheint, dafs sich selbst der Scharfsichtigkeit bey einer solchen Menge von ausgezeichneten Kleinigkeiten nicht einmahl versehen sollte. (Nur bey Einer Stelle Joh. 13, 2. können wir uns darein nicht finden, dafs die Handschriften der lateinischen Uebersetzung *fals. germ. got.* für die Lesart *ἐκκαρπύσας*, und doch hernach eben dieselben wieder für die Lesart der Vulgate *ἐκκαρπύσας* angeführt werden).

Dafs er bey der Auswahl aus einer so ungeheuren Menge von Varianten wie schon gesagt, sehr wenige bloße Conjecturen gelehrter Männer wie in sein kritisches Magazin aufgenommen; dafs er unerhebliche Lesarten aus jüngern Handschriften, ganz unbedeutende

Vorsetzungen der Worte, ungewöhnliche oder verdorbene Orthographie und andre Kleinigkeiten — ausgenommen, wenn dergleichen in sehr vielen und wichtigen Handschriften oder Uebersetzungen vorkamen, oder um eines besondern Umstandes willen berührt zu werden verdienten — ganz übergangen, oder sie nur ein für allemal erwähnt, auch unter den Zeugen nur die wichtigsten namentlich aufgeführt, die Zahl der andern aber nur überhaupt angegeben hat: wird man ihm schwerlich zum Vorwurf machen, wenn man bedenkt: daß er nach seiner Absicht allen Ueberflus vermeiden mußte, daß einige wichtige Zeugnisse andrer minder wichtige, die ohnehin genugsam nur für ein Zeugniß gelten können, entbehrlieh machten, und daß er durch seine altes concentrirte Ausgabe keinesweges andere Hauptausgaben außer Gebrauch setzen wollte. Denn diese Ausgaben bleiben für den, der einzelne Stellen bis aufs Kleinste kritisch unteruchen, oder die nur unbestimmt oder im Allgemeinen angegebenen Zeugnisse genauer kennen lernen will, doch noch, sowohl als wegen der von jezen Kritikern gebrauchten Gründe, für den Vorzug einer Lesart, des Nachsehens werth. Was die höhere Kritik allenfalls über einige Stellen des N. Testaments sagen konnte, oder wirklich, es sey mit Recht oder Unrecht, geurtheilt hat, gehört noch weniger in eine solche Ausgabe, die, wie wir schon gesagt haben, eigentlich nur reitern soll, was sich durch ausdrückliche Zeugnisse des Alterthums bestätigt findet. — Uebrigens hat Hr. G. alle Verschiedenheiten des Textes und die Zeugnisse dafür in eine sehr gute Ordnung gestellt, daß man alles ohne Verwirrung gleich übersehen kann, und bey Stellen insbesondere, die für die Kritik sehr wichtig sind und wo der gewöhnliche Text am meisten einer Sichtung bedarf, wie z. B. Lucä 11, 2. Jegg. Joh. 5, 3. 4. vornehmlich Joh. 7, 53 — 8, 11. sind die verschiedenen Lesarten und die Gründe für oder wider jede, in einer so bündigen Kürze und mit so vieler Bestimmtheit vorgelegt, daß man leichter alles übersehen und darüber urtheilen kann, als nach irgend einer andern Ausgabe.

Wir kommen nun zum abgedruckten Text, wie ihn Hr. D. G. aus und nach jenen Quellen und deren verschiedenen Angaben gestaltet hat. Dafs er ihn so fehlerfrey, als ihm möglich war, herzustellen gesucht habe, versteht sich von selbst, eben so wohl als dafs er darin die Regeln werde befolgt haben, die er für die richtigsten und sichersten erkannte. Die lassen sich schon theilweis aus seinen bisherigen Schriften abnehmen; jetzt hat er sie im 1ten Abschnitt der vorläufigen Einleitung genau und bestimmt angegeben, wovon wir noch in der Folge reden werden. Dafs er danach den Text gewissenhaft und mit eben so vieler Befcheidenheit als Vorlicht eingerichtet habe, wird jeder, der seinen Charakter und seine Verfahrungsart aus seinen andern hieher gehörigen Schriften kennt, ohnehin erwarten, und Rec. kann zum Ueberflus, nach einem gewis nicht flüchtigen Studium dieser neuen Ausgabe, versichern, dafs Hr. G. auch hier sich irgend, wo er ihn verglich, ver-

leugnet habe. Wenn er hier und da keine Genüge gethan haben sollte, der wird hostentlich auch die Schwierigkeiten mit in Anschlag nehmen, die bey diesen Gesichts theile unüberwindlich sind; er wird eben sowohl diese, wie besonders hier im zweyten Abschnitt der Prolegomenen pag. XLVI. III. angedeutet sind, als die gedachten Regeln und die Beobachtungen, worauf sie sich gründen, vorher sich bekannt machen und selbst durch lange Übung gelernt haben müssen, wie viele Vorlicht bey diesem Gesichte nothig sey, um ihm nicht in seinem Urtheile zu überlegen; alsdann aber sich scheiden, dafs, bey einem solchen Zusammenflus von kleinen Umständen, die man immer gegenwärtig haben, und wodurch dieses Urtheil gelenkt werden muß, in der Beurtheilung einzelner Lesarten nie eine völlige Uebereinstimmung von selbst Untersuchenden zu hoffen seie, wenn sie gleich alle von eben denselben Regeln ausgehen sollten, die in verschiednen Kopien, bey so großer Verschiedenheit der Kenntnisse, des mehr oder minder geübten Scharfsinns, und selbst der Aufmerksamkeit, in der Anwendung sehr verschieden modificirt werden, und unmöglich alsdann durchaus gleiche Urtheile hervorbringen können. Selbst bey der Frage: welche Lesarten bey einer Stelle wohl, wo nicht in den Text aufgenommen, doch vielleicht auf dem Rande ausgehoben zu werden, verdient hätten? maßt sich daher Rec. gar nicht an, mit Hr. G. zu rechten, ob er gleich, wie wohl nur bey sehr wenigen Stellen, glaubt, dafs einige Varianten allerdings (z. E. Matth. 17, 26. die Lesart: *ἀποδοῦναι, ἀποδοῦναι ἀλλήλοις*) statt anderer unbedenklicheren bey andern Stellen, dieser Aushebung werth gewesen wären. Doch, da hier nur anzugeben ist, was Hr. G. in dieser Ausgabe, auch bey Bildung des Textes und den Vorschlägen zur Wahl unter mehreren Varianten, wirklich geleistet habe: so gehen wir, dafs auch hier sein neuer Fleis unverkennbar sey. Zwar gab es hier wenig zu ändern, da schon in der alten Ausgabe die Wahl der ziemlich in gleichen Werth stehenden Varianten bey einer Stelle, und die Recension des griechischen Textes, mit grosser Sorgfalt gemacht war. Aber doch sehr es auch hier nicht an Hieypielen der neuen Bearbeitung; denn theils sind jetzt einige Lesarten in den Text aufgenommen, die zum Theil vorher nicht einmal auf den Rande ausgeworfen waren, theils sind noch mehrere auf dem innern Rande ausgezeichnet worden. So ist Matth. 18, 19. nummehr *καὶ πᾶσι* hinter *πᾶσι* in den Text zugefetzt, Luc. 1, 29. *ἐν τῇ ῥογῇ* vor *ἐκείνῃ*, Luc. 8, 26. am Ende *ἡ δὲ φωνὴ* Joh. 1, 28. *βόλῃ* statt des vorigen *βασίλει* Joh. 5, 8. *ἐν τῇ*, und Joh. 6, 15. *αὐτῇ*, *ἐν τῇ* statt des Text einverleibt. Zu der andern Art des nun nicht bloß unter den Varianten erwähnen, sondern auch auf dem Rande bemerkten gehört Matth. 6, 5. die Lesart *καὶ πᾶσι*, *καὶ πᾶσι*, *καὶ πᾶσι* u. s. f. mit vielem Andern, das man bey der Vergleichung leicht finden wird. Selbst einige Lesarten stehen jetzt unter den ausgezeichneten, welche die erste Ausgabe nicht einmal in der Sammlung der Varianten enthielt, wie Luc. 9, 27. *καὶ πᾶσι*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 24 Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLER, b. Curts Erben, und LONDON, b. Elmsly:
Novum Testamentum graece. Recensuit D. J. J.
 Griesbach. etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Prolegomena sind, bey aller weisen Sparsamkeit, welche in der ganzen Ausgabe herrscht, weit reichhaltiger als die in der ersten, und enthalten auf 132 genug gedruckten Seiten vieles hier zuerst Gesagte, und das in der vorigen Erwähnte noch vollständiger und bestimmter. Im ersten Abschnitt, *de textus vulgo recepti originibus opinataque eius auctoritate* — der eine genaue Kritik über den Werth der Erasmusischen und Complutensischen, der Stephanischen (eigentlich der dritten), der von Beza besorgten und der Elzevirischen, theils Recension, theils Variantenammlung, enthält, nebst den daraus gezogenen Folgen von der unkritischen Beschaffenheit jenes gemeinen Textes, und einer kurzen Abfertigung der eben so unkritischen Besorgnisse einer Gefahr für Gottes Wort — liegt das zum Grunde, was schon in der Vorrede zum zweiten Bande der ersten Ausgabe im Allgemeinen gesagt war. Am ausführlichsten ist Hr. G. über Rob. Stephanianische Ausgabe, besonders über die von ihm gebrauchten Quellen. St. Nachlässigkeit ist doch ganz unverzeihlich, wenn allein Luca 16 — 22 der wichtige Codex 8 Steph., den Hr. G. selbst sehr sorgfältig verglichen hat, in 332 Lesearten von Stephanianische Ausgabe verschieden ist, und St. ihn mehr nicht als dreymal: mal abweichend von seinem Text vorstellt, ja selbst bey diesen wenigen aus ihm excerptirten Varianten noch dreymal ihm Lesearten beymisst, die er gar nicht hat, und überhaupt kaum den zwanzigsten Theil der Lesearten dieser Handschrift erwähnt, unerachtet er diese genauer als seine übrigen Codices verglichen hatte. Nur von zweyen unter den 15 Stephanianischen Codd. bekennt Hr. G., daß man nicht wisse, wo sie versteckt seyn mögen; alle andern weist er so genau an, als es in solchen Sachen möglich ist, um die Appellation an diese Steph. Codd. bey der berufenen Stelle 1 Joh. 5, 7. als ganz vergeblich darzustellen, namentlich gegen des Engländers Travis neueliche Ausflüchte; so wie er auch mehrere Arten angiebt, wie sich der sonderbare Widerspruch zwischen der unlegbaren Behauptung, daß Stephanianische der Codex Cantabrigienfis sey, und der Geschichte dieser sogenannten Handschrift des Beza wohl noch heben ließe. — Im zweiten Abschnitt erklärt er seine Abicht und Verfahrungsart bey dieser Ausgabe, die wir schon oben an-

gegeben haben, und, was allenfalls nachzuholen wäre, denen überlassen müssen, die selbst Gebrauch von derselben machen, und sich manches erklären wollen; was des Herausg. selbst ins Kleinste gehende, Sorgfalt in der Variantenammlung ausgebracht hat. — Diese werden dann zum vorzüglich den dritten Abschnitt zu studieren haben, worinn Hr. G. die vornehmsten kritischen Beobachtungen (oder vielmehr Resultate aus ihnen) und die Regeln aufstellt, wonach man über den Werth der verschiedenen Lesearten im Texte des N. Test. urtheilen muß, ohne welche Bemerkungen man sich weder von der Richtigkeit der in dieser Ausgabe andern vorgezogenen Lesearten überzeugen kann, noch überhaupt sich herausnehmen sollte, über dergleichen Sachen auch mitzusprechen. Sie sind selbst die beste Apologie von Hn. G.'s Art, diese Varianten zu behandeln, gegen die heftigen und unkritischen Ausfälle eines sonst gelehrten und um die Kritik des N. T. verdienten Mannes, die dadurch von selbst wegfallen. Was Hr. G. zur Kenntniß und Beurtheilung der verschiedenen Lesearten des N. T. überhaupt, in seinen Symbolis und in seinen beiden gelehrten akademischen Abhandlungen: *de codicibus Evangel. Origenianis*, und unter dem Titel: *curae in hist. textus epp. Paulinarum graeci* gesagt hat, ist hier aufs kürzeste zusammengedrängt, noch genauer bestimmt, und mit manchen trefflichen Beobachtungen vermehrt. Von der letzten Art empfehlen wir besonders die S. 64 ff. über die Vorsicht in Beurtheilung der Interpolationen des griechischen Textes sowohl als der alten lateinischen Uebersetzungen, die aus den Schriften der Kirchenväter oder Scholiasten entstanden zu seyn scheinen können; über das, was man eigentlich Uebereinstimmung der Zeugen für eine Leseart nennen sollte, S. 72.; über den Charakter der verschiedenen alten Recensionen des Textes, die alte syrische Uebersetzung und den Text der Evangelien bey dem Chrysostomus S. 74 ff. Alle diese trefflichen Bemerkungen, die den Inhalt dieses Abschnitts ausmachen, bilden zwar noch lange den nicht, der sich mit der Kritik des N. Test. beschäftigen will; denn wie viele Gelehrsamkeit, Aufmerksamkeit auf sehr kleine Umstände, Gegenwart des Geistes und Scharfsinn; wie lange Übung und welch ein dadurch gebildetes sicheres Gefühl gehört noch dazu, sonderlich bey der Collision der hiergemachten Anmerkungen und Regeln, um über einzelne Fälle urtheilen zu können? Und bey der Mühsamkeit einer solchen Untersuchung möchte wohl Hr. G. Reiziger ausgeschrieen oder citirt, als nachgeahmt werden. Aber um so dankbarer sollte man seinen vieljährigen Fleiß und äußerste Genauigkeit

schützen; und mit allen jenen Beobachtungen und Erinnerungen in diesem Abschnitt ist dann doch in der Kritik des N. T. so aufgeräumt worden, wie in wenig andern Theilen der Theologie, ist gewiss wenig Nachlese für Andere gelassen, und sehr zu hoffen, daß auch außerhalb Deutschland, wohin diese Ausgabe kommen möchte, bey einem solchen Führer, eine richtigere Behandlung des Textes im N. T. eintreten werde.

Wir übergehen den vierten Abschnitt von der bey der Recension des Textes in dieser Ausgabe gebrauchten Methode; den fünften von dem Unterschied derselben von der ersten; und den sechsten von den, bey dem Texte, auf dem Rande und in den untergesetzten Anmerkungen gebrauchten Zeichen und Abkürzungen; weil, außer dem, was wir bereits davon gesagt haben, nur der dies zu wissen nöthig hat, und sich bekannt machen wird, der von ihr wirklich Gebrauch machen will. — Der siebente besteht aus einem Verzeichniß aller griechischen Handschriften, aus welchen die in dieser neuen Ausgabe aufgeführten Varianten geschöpft worden sind. Um zu zeigen, wie sehr, schon in dieser Absicht, die gegenwärtige Ausgabe alle bisherigen übertriffe, bemerken wir nur, daß hiebey von Handschriften mit Uncialbuchstaben 21, von andern mit Cursivschrift 236, 46 Evangelistarien, und 59 vom Hn. Prof. Matthai, meistens aus Rußland, also zusammen 362 griechische Codices benutzt worden, oder eigentlich 355, weil von jener Zahl die sogenannten *Lectiones Velejannae* und der *Codex Raticianus*, als bloße Abschriften von gedruckten Ausgaben, und 5 andre Handschriften abgehen, die zweymal aufgeführt sind, und, um Verwirrung zu verhüten, doch, weil man sie vorhin für verschieden gehalten, und als solche bezeichnet hatte, zweymal angegeben werden mußten. Ganz zuerst sind, nach der letzten vollständigsten kritischen Ausgabe des N. Test., nemlich der Westkeinschen, in der jetzigen Griechischischen Lectionen aus 212, oder, nach Abzug der vorhin erwähnten zweymal aufgeführten, aus 205 griechischen Handschriften, welche den Text der Evangelien ganz oder zum Theil enthalten, hinzugekommen. Von diesen Codd. sind zwar die wenigsten vollständig verglichen, (welches auch bey den wenigsten der Mühe werth war,) ja manche selbst kaum in ein Paar Stellen; dafür sind aber die Varianten von mehreren theils vollständiger, wie von andern Vorgängern, theils genauer ausgezogen. Gelegentlich hat auch Hr. G., wie bey den vorigen Abschnitten, manche für den Kritiker wichtige Bemerkungen eingefreut, wohin besonders die S. 119., die Evangelistarien betreffend, gehört, bey welchen man nicht bemerkt hat, daß Ein Text bisweilen mehrmals in ihnen, mit ganz verschiedenen Lesarten, vorkomme. Nur wäre noch zu wünschen gewesen, daß er in diesem Abschnitt, wenigstens bey den, ihrem Text nach, wichtigsten und ihm durch eigene Vergleichung derselben (wie bey Cod. L.), oder durch die Uebersicht einer von Andern gelieferten Collation (z. B. bey

Cod. B), näher bekannten Handschriften, wenigstens ihren kritischen Gehalt, und, wo möglich bey allen solchen, (deun bey mehreren der wichtigsten hat er es gethan,) wie weit sie vollständig seyen? bestimmt angegeben hätte. Eben so, daß in dem 6ten Abschnitt bey den erklärten Abkürzungen, mit welchen bey Angabe der Zeugen für eine Lesart citirt wird, oder sonst bey Erwähnung gelehrter Männer, auf die sich Hr. G. bloß mit Angabe ihres Namens bezieht, mit ein Paar Worten wäre gemeldet worden, wer die erwähnten Zeugen und Gelehrten und wo sie, nebst den von ihnen geleisteten, zu finden seyen? welches alles gewiß diese Ausgabe um keinen vollen Bogen würde stärker gemacht, und doch den meisten, die sie brauchen wollen, eine große Hülfe verschafft haben. Der Gelehrte, der sich schon lange mit der Kritik des N. Test. beschäftigt hat, und der Literator, kennt diese Zeugen freylich wohl, wenigstens *par renommée*; aber wie der Anfänger? für den doch diese kritische Ausgabe zunächst bestimmt ist, und ihm größere solche Ausgaben des N. T. ersparen soll, wo es sich wohl, wie in mancher Einleitung ins N. Test., oder in mancher Anweisung zur theologischen Bücherkenntniß, Rathshol erholen konnte, aber sie nicht immer haben kann, und auch oft, was er sucht, nicht finden wird. Wie soll ferner der Ausländer, dem, besonders dem Engländer, diese Ausgabe auch zu Gute kommen soll, und der gemeinlich nur mit seiner inländischen Literatur bekannt ist, die Verdienste der deutschen Gelehrten, eines Knittel, Bode, Döderlein, Storr, Eichhorn, Trescho, Münster, Alter, Paulus und andrer würdigen Männer kennen, die sie sich um die Kritik des N. T. in kleinen Schriften und durch einzelne Beiträge in Werken, die der Ausländer selbst nicht einmal dem Namen nach kennt, erworben haben, da diese und ihre Theile hier mehrmals nicht angegeben sind? Wie viele, selbst eigentlich mit dieser Kritik und den dazu gehörigen Hülfsmitteln bekannte, Gelehrte, mögen wohl wissen, wer der hier bey Marc. 13. 20. angeführte *Auctor de prom.*, der bey Joh. 1, 28. citirte *Auct. quaestionum ex utroque Test.*, der *Dialogus de trinitate u. dgl.* sey? Den Charakter der wichtigsten Handschriften des N. T. kann man zwar einigermaßen aus dem *Mil.*, *Wetstein*, *Semler* u. a., weit besser auch aus Ha. G.'s eignen Symbolis, kennen lernen; aber, außer dem, daß nicht jeder diese Werke oder Schrift zu Hand haben kann, so ist ja der eigentliche, selbst sich so ungleiche, *Genius* manches wichtigen *Codices*, der noch in keiner allgemeinen Sammlung von Varianten vollständig gebraucht ist, z. B. des Cod. B. und 124 oder Vin. d. Lamb. 31. noch nicht ganz bestimmt, welches zu thun gewiß niemand besser und leichter, als Hr. G. zu thun im Stande gewesen wäre.

Uebrigens kann man nicht genug die ausnehmende Correctheit dieser Ausgabe, die unentbehrlichste Tugend eines solchen Werks, rühmen. Zwar sind am Ende dieses Theils selbst einige Fehler angezeigt; aber ihrer sind so wenige, und sie betreffen solche

Kleinigkeiten, daß sicherlich unter hundert, die diese Ausgabe brauchen werden, kaum Eines Auge sie würde bemerkt, manche auch Niemand geahnet haben, wenn nicht des Herausg. äußerste Gewissenhaftigkeit darauf aufmerksam gemacht hätte. Schwerlich konnte aber auch, bey der Zusammenkunft so einer Menge von einzelnen Buchstaben, Zahlen, Abkürzungen und andern Zeichen, bey weichen und deren Vergleichung mit dem Manuscript, zumal bey der so kleinen und feinen Schrift, auch das geübteste Auge bald ermüden muß, ein so fehlerfreier Abdruck von irgend einem andern, als ihm selbst, erwartet werden. Bey der so kleinen Schrift, sagen wir. Denn so sehr es auch Dank verdient, daß er dadurch, wie durch die geistlichste Sparsamkeit, diese Ausgabe wohlfeiler machen und in mehrere Hände bringen wollte, und so sehr es ihm Ehre macht, daß er, frey von der Eitelkeit unsrer Zeit, sein mühevolltes Werk mit Didot'schen Lettern auf Velinpapier gedruckt zu sehen, lieber in einem schlechten Rock nützlich werden, als in einem eleganten Gewande glänzen, lieber mehr Mühe übernehmen, als sie sich einigermassen, auf andere Kosten, erleichtern wollte: so hätte doch ein so vollendetes Werk, darauf Deutschland mit Recht stolz seyn kann, das seines innern Werthes wegen so lange geschätzt werden wird, als sich noch in der Welt Sinn für diese Art von Studien erhält, und das schwerlich wieder in einer so correcten Gestalt erscheinen möchte, auch ein jeder innern Trefflichkeit angemesseneres Gewand verdient. Allein der Druck in den V. L. ist so gedrängt, die Zeilen sind so breit, und die griechische Schrift in den Noten ist so gekritzelt, daß, wenn alles dieses, und der oft kaum merkbare Unterschied der größern und kleinern Schrift, Anderer Augen so wehe thut, wie des Recensenten seinen, der Gebrauch dieser so schätzbaren Ausgabe, zumal bey der Anstrengung auf so viele Zeichen, Abkürzungen u. dgl. sehr darunter leiden dürfte. Am wenigsten wird dieses Außere Engländern behagen, die darinn einen neuen Beweis der deutschen Armuth und der geringen Aufmunterung des ausgezeichneten Fleißes in unserm Vaterlande finden werden. Doch wir wollen uns immer mit den Ehre begnügen, ein Werk zu besitzen, das bey seinem innern Werth des äußern Prunks nicht bedarf, und dafür das Glück haben wird, mehr gebraucht als bloß zur Parade in Bibliotheken aufgestellt zu werden.

LEIPZIG, b. Gräff: Kleines liturgisches Handbuch nach den Einsichten und Beyspielen verständiger Gottesgelehrten eingerichtet von D. Schlegel, Generalcapl. in Pommern. 1796. 134 S. 8.

Jede Verbesserung einer veralteten und anstößigen Liturgie ist Gewinn für die Aufrechterhaltung der Religion, also auch diese Formularsammlung, theils vom Hn. D. Schlegel, theils von der Geistlichkeit seines Kirchsprengels verfaßt. Die Verschiedenheit der Vff. sowohl, als die Rücksicht auf verschiedene Menschenklassen hat die natürliche Veranlassung ge-

geben, daß nicht alle Formulare von gleichem Werthe sind; wie sie es auch nicht zu seyn brauchen. Nur hätte die Zahl der bessern vielleicht größer seyn können. Vorzüglich gefallen haben den Rec. Nr. I. bey der Ordination der Prediger (einige nicht genug verständliche Ausdrücke etwa abgerechnet, z. B. S. 4: die Religion ist Gottes Wort, Gesetz und Evangelium, Basse und Vergebung der Sünden durch Jesus Christum, oder S. 16. zur Gerechtigkeit anweisen.) Ferner das 2te und 3te Formular bey der Taufe, das 2te bey'm Abendmahl und andere. In den Liturgiën bey'm Abendmahl scheint dem Rec. noch zu viel von der Vergebung der Sünden und deren Zuficherung vorzukommen, ohne daß gesagt ist, ob man sie von allen Sünden oder nur von Schwachheitsünden verstehen solle, und ob die Vergebung der Sünden etwas mehr seyn könne, als eine Versicherung, daß Gott den Sünder nicht härter strafen werde, als die Gesetze seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit zum Besten des Menschen erfordern? Das letzte scheint nur der Fall zu seyn, wenn man bedenkt, daß in N. T. bey der Vergebung der Sündenstrafen immer nur von positiven Strafen die Rede ist, die völlig willkürlich von den Menschen gedacht wurden, und wobey es einer Versicherung zu ihrer Beruhigung bedurte, daß diese willkürlichen Strafen Gottes in der neuen Religion nicht Statt finden könnten, wenn sich nur die Menschen aufrichtig besserten. — Daß in dieser Lehre bey'm Abendmahl große Vorsicht nothig ist, wenn es nicht bey dem gemeinen Mann in einen unmoralischen Ablauf ausarten soll, werden die Vff. von selbst zugeben. — Uebrigens ist Rec. der Meynung, daß die Verbesserungen der Liturgie den Predigern ganz frey gegeben werden muß, um sie gewissenhaft nach dem Locale und den individuellen Bedürfnissen ihrer Gemeinen vornehmen zu können. Für die schwächern Brüder bedarf es bloß ein liturgisches Musterbuch, worinn das Beste, was unsre Theologen darüber gedacht und ausgearbeitet haben, so vollständig als möglich gesammelt ist, damit sie zu jeder Zeit etwas Gutes und Vorzügliches daraus wählen können.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Schwicker: Dr. Vachiers, der medicinischen Facultät zu Paris Beysetzers, Behandlung aller Krankheiten. Zebunter Theil. Aus dem Französischen übersetzt. 1794. 203 S. Eilfter Theil. 1794. 214 S. 8. (Beide Theile 1 Rthlr. 4 gr.)

Die Manier des Vff. ist schon aus der Beurtheilung der vorigen Bände dieses voluminösen Werkes in diesen Blättern unsern Lesern bekannt. Der Vff. ist viel zu weitschweifig, viel zu einseitig in seinen Vorstellungen, und ein viel zu großer Freund der größern Humoralpathologie, als daß Rec. dieses Werk zu dem Zweck, den sich der Vff. vorsetzt, angehenden Aerzten zum Leitfaden bey ihrer praktischen

Ynsbahu zu dienen, völlig brauchbar finden könnte. Ueberdem machen die besten Werke, die in unsern Zeiten in Deutschland zu ähnlichen Endzwecken geschrieben worden sind, dieses Werk dem deutschen Arzte ganz entbehrlich, und die Verlagshandlung hatte es unübersezt lassen sollen.“ Der zehnte Theil enthält die pathologische-therapeutische Abhandlung von den Fehlern des Athemholens. Im elften Theil ist eine weitläufige Abhandlung enthalten, betitelt: Begriff und Vorstellong von der Behandlungsart aller Krankheiten. Hierauf werden die Verletzungen des Schlafes, die Verletzungen der Thätigkeit der Muskeln, und die Verletzungen des allgemeinen Sinnes abgehandelt.

DÜSELDORF, b. Dünzer: G. M. Gattenhoff *Sammtliche akademische Werke*, zusammengezogen und in

deutscher Uebersetzung herausgegeben von J. A. J. Varnhagen. 1795. VIII u. 304 S. 8.

Als Uebersetzung betrachtet verdient die Unternehmung zwar das Lob der Treue; aber ob die Uebersetzung an sich selbst nicht ein Unternehmen ohne Zweck sey, laßt sich mit Grunde fragen. Der Arzt, welcher ein Freund gründlicher Lecture ist, wird nie in der lateinischen Sprache so vernachlässigt seyn, um nicht die Originale vorzuziehen, und deren Sammlung wird dieser Uebersetzung ein neues Hinderniß in den Weg legen. Andre Klassen von Aerzten kann aber hier nichts anziehen. Dieser Band, welcher nur, was nicht bemerkt ist, als erster Theil anzusehen ist, enthält vier Abhandlungen: von den wahren Anzeigen zum Aderlassen; von der Vollblütigkeit; von der Speckhaut des Blutes; von der unsichren Rippenfell- und Lungenentzündung.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Leipzig, b. Martini: *Worte einer edeln Mutter an den Geist und das Herz ihrer Tochter*. Nebst einem Anhange über weibliche Seelengröße. Vom Hn. Prof. Heydenreich in Leipzig. 1796. 124 S. kl. 8. (6 gr.) Diese kleine, mit einem recht artigen Titelkupfer von Wagner gezierete Schrift hat nicht, wie der ein wenig zu unbesinnlich abgefaßte deutsche Titel vermuthen läßt, Hn. Heydenreich selbst zum Vf., sondern sie ist, wie man erst aus dem ganz kurzen Anhange S. 102. erfährt, die Umarbeitung eines Werckchens der Marquise von Lambert, einer berühmten Schriftstellerin aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., die dasselbe unter dem Titel: *Aviz d'une mere à sa fille*, verfertigt hat. Junge Frauenzimmer, zumal aus den höhern Ständen, finden allerdings auf diesen wenigen Bogen sehr viele, aus Erfahrung und Welt- und Menschenkenntniß geschöpfte gute und heilsame Lehren und Rathschläge, die auch jetzt noch immer ein Wort zu seiner Zeit gerädet sind. Die edle Verfasserin unterhält sich mit ihrer Tochter in einer herzlichen, nur zuweilen zu geizigen Sprache, über Religion, Schamhaftigkeit, Bescheidenheit, Gebrauch der Schönheit, Kunst zu gefallen, Sparsamkeit, Anordnung der Zeit, Liebe, gesellschaftliche (oder besser, gesellschaftliche) Pflichten u. dgl. m. auf eine sehr lehrreiche, aller Aufmerksamkeit und Beherzigung werthe Art. Mit Recht dringt F. v. L. zurörderst auf Religion, als auf die Grundlage aller Tugenden und alles wahren Glücks. Nur wäre zu wünschen, sie, oder doch Hr. H., als Bearbeiter ihres Werckchens, hätte mit wenigen Worten angedeutet, was denn eigentlich unter dem so mannichfaltigen Deutungen unterworfenen Worte „Religion“ zu verstehen sey? Als befehlende Frucht, oder notwendige Wirkung der Religion wird S. 5. sehr schön und wahr angegeben: „Eine Gesinnung, die uns lieben und hoffen lehrt, uns eine glückliche Zukunft gewährt, für alle Zeiten (vielleicht besser für alle Lagen unsers Lebens) pafst, die Bande der Pflichten fester knüpft, und die Kraft unsrer moralischen Gute uns selbst und unsern Mitmenschen verleiht.“ Als vorzüglich schön zeichnet Rec. noch folgende zwei Stellen aus: S. 60. heißt es: „Fliehe die große Welt! In ihrer Mitte wachsen immer Gefühle wieder auf, die man, mit Mühe entkräftet hat; da findet man Menschen, welche die, Unordnung begünstigen: je größer unser Cirkel in der

„großen Welt ist, um so mehr bekommen die Leidenschaften die Oberhand. Es ist schwer, dem Laster zu widerstehen, wenn es in Begleitung einer großen Gesellschaft erscheint; zum wenigsten kommt man immer (immer!) aus den menschlichen Gesellschaften schwächer, weniger bescheiden und weniger gerecht zurück. Besonders theilt die Welt zarten Fühlungen, den Sinnen ihren Gift am leichtesten mit.“ Uud S. 64.: „Junge Frauenzimmer beschäftigen sich gern mit Hoffnungen. Allerdings ist auch die Hoffnung ein trostvolles Gefühl, aber es kann gefährlich werden, weil es uns zu vielen Verrechnungen verführt. Das geringste Uebel, welches daraus entspringt, ist, daß wir wegen ungewisser Hoffnungen nicht sehen (das) aufopfern, was wir wirklich bedürfen.“ Etwas fonderbar, und für eine Dame ein wenig allzu leicht klingt der, so oft vorkommende Ausdruck: Ein Ader laßt. Piniaut, Swen u. f. w. schreibt, oder rath. Doch die Frau von Lambert hat sich nicht nur, daß ihre Tochter sich große Muster zur Nachahmung lieber aus dem Alterthume, als aus der neuern Zeit wählte: sondern sie hätte auch, nach S. 46., nichts dagegen, wenn ein Frauenzimmer Geschmack an der lateinischen Sprache fände, weil diese gleichsam die Pforten aller Wissenschaften öfne, und uns mit den größten Geistern aller Zeitalter in Verbindung bringe. Hingegen ist sie gegen die Vorliebe, die Frauenzimmer leicht für die italische Sprache gewinnen, weil diese die Sprache der Liebe sey. Uns deucht, da Hr. H. sein Buchlein mehr für Bearbeitung, als für Uebersetzung ausbeut, so hätte er hier eher etwas von Erlernung der französischen und englischen, als von Erlernung der italienischen Sprache sagen sollen. Auch wäre es wohl nicht unthunlich gewesen, Anwo die Vfn. vor der Lectüre der *Romane* warnt, nachher aber doch sagt: Indessen will ich die *Romane* nicht ganz verziehen, lieber diejenigen, die ohne Schaden gelesen werden können, namhaft zu machen. Denn wie leicht kann so ein Frauenzimmer einen fchädlichen Schriftgriff thun! Was die deutsche Bearbeitung überhaupt betrifft, so ist die Sprache und der Ausdruck, im Ganzen genommen, gut und gewahrt, aber doch von Gallicismen und von fremden Wörtern, wie z. B. *Situation*, *Basis*, Bescheidenheit ist gleichsam Supplement der Schönheit u. dgl. nicht ganz gelautert und rein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Januar 1797.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

JENA, in der akad. Buchh.: *Ideen über Pathogenie und Einfluß der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten*, als Einleitung zu pathologischen Vorlesungen, von C. W. Hufeland, der Medicin ord. Lehrer. 1795. Ohne Vorrede und Inhalt 336 S. 8.

Die Idee einer Pathogenie ist neu und konnte nur in dem Kopfe eines so vorzüglichen Arztes, als Hufeland, entstehen. Nicht nur müssen sich die Punkte in ihr besonders aufklären, die die abweichendsten medicinischen Systeme trennen und verbinden, sondern sie ist es, welche zeigt, daß dieselben Principe und dieselbe Art ihrer Wirksamkeit den Menschen gesund erhält, die Krankheiten bildet und heilt, und daß also einerley Geleeze der therischen Haushaltung in der Physiologie, Pathologie und Therapie gelten; sie hebt das aus, was am Krankenbett uns immer gegenwärtig seyn muß, wenn wir für die Wissenschaft und für die Kranken etwas mehr, als das Gewöhnliche leisten wollen, welches so sehr viel nicht ist. Man sieht also, daß der Standpunkt glücklich für das Genie getroffen ist, das schon so vielfältig seinem Beruf, unsere Wissenschaft zu erweitern, Genüge gethan hat. Sollte die Ausführung auch nicht gleich völlig befriedigen, so ist doch schon viel, sehr viel gewonnen.

Mit einem der Hauptvorzüge dieser Schrift hängt ein Mangel zusammen, der bey einem solchen Schriftsteller zweyfach anstößig ist. Hr. H. war nicht, wie seine Vorgänger, früher und mehr Lehrer der Pathologie als ausübender Arzt. Er zog mit der ihm nur eignen Thätigkeit und Fruchtbarkeit des Geistes aus jedem einzelnen Fall und aus dem Ganzen seiner Erfahrungsfülle diese Reihe wichtiger Leiden, welche er nicht aus den hier aufgestellten Grundbegriffen bildete, sondern nur später mit ihnen zusammenholte. Diese Abflammung und ihre Beziehung auf die Ausübung giebt ihnen einen sehr großen Werth. Leere Demonstrationen und zu nichts führende Subtilitäten mußten so wegfallen. Wen wird diese Seite des Werks nicht anziehen? Aber offenbar vernachlässigte der Vf. darüber in etwas die wissenschaftlichen Vollkommenheiten, welche in einer theoretischen Schrift immer hervorheben sollten. Die Grundbegriffe sind nicht getrennt genug und nicht ganz aufs Reine gebracht. Es fehlt zu Zeiten an logischer Bündigkeit. Das auffallend zu machen, bezweckt diese Recension besonders, aus der aber darum nicht minder hervorgehen wird, was unsers Auspruchs nicht bedarf, daß Hr. H. die größte Originalität eines Selbst-

denkers, (von der besonders seine Sprache, welche nur weniger fremde Worte lieben sollte, ein schöner Abdruck ist,) mit der Vielseitigkeit des Wahrheitsforschers verbindet, der alle Systeme stets mit sich herumträgt, und das Gute und Brauchbare aus ihnen sich anzueignen weiß. Wir vermessen dabey nur, daß es dem Vf., welcher zwar die vielseitigste Empfänglichkeit für die besten Vorstellungsarten einer noch so vertriebenen Schule hat, nicht gefallt, häufiger entgegengesetzte Meynungen anzuführen, und auf Zweifel gegen seine Ideen und auf die Ungewißheit unsers theoretischen Wissens überhaupt, aufmerksam zu machen. Es ist gewiss nicht die beste Methode, nur die Wahrscheinlichkeiten für eine Hypothese zu haufen.

1. Kapitel. Begriff und Wesen der Krankheit. Was eine Pathogenie erst lehren sollte, kann ihr Princip nicht seyn und es ist nicht planmäßig, ihr Resultat vorangeben zu lassen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Begriff der Krankheit auch als formelle Beschreibung oder Darstellung der Hauptcharaktere, wofür sie nur gegeben wird, verunglückt ist. Krankheit der Menschen heiße, so beginnt die Schrift, jede Abweichung des menschlichen Wesens, seiner Theile, Kräfte und Actionen, vom naturgemäßen Zustande, in sofern sie nämlich als Abweichung percipirt wird (soll percipirt werden heißen, wahrgenommen werden oder Folgen haben? und muß jede Abweichung nicht immer Folgen haben, wenn auch nicht gerade solche, die den Gang der ganzen Maschine unterbrechen oder irgend eine Gefahr drohen?) oder die Functionen des Menschen stört (wäre also jede ursprüngliche Abweichung und also Störung der Functionen eines Menschen Krankheit zu benennen?) Das Wesen der Krankheit beruht auf folgenden Grundsätzen: 1) es existirt nichts für uns, als was wir percipiren oder welches einerley ist, worauf wir reagiren (was in ganzen Kapiteln dieser Schrift getrennt wird, heiße hier einerley, percipiren und reagiren!) denn auch Sensation (ist diese von Perception nicht unterschieden?) supponirt Reaction nämlich der Sensibilität; 2) es kann nichts auf und in uns wirken, was nicht eine Gegenwirkung der Lebenskraft in uns regt machen kann; 3) also auch zu einer Krankheit gehört immer zweyerley, einmal die Einwirkung der nächsten Krankheitsursache und dann die Gegenwirkung der lebenden Kräfte, durch welche jener Eindruck erst percipirt, modificirt und in der animalischen und individuellen Form dargestellt wird. Das Resultat dieser vereinigten Wirkungen ist die Krankheit. (Der Vf. fährt fort, Perception und Reaction Eins seyn zu lassen. Aber ist hier nun das Wesen der Krankheit entwickelt? sind nicht Bestimmungen fest-

gefezt, welche jeden gefunden Zustand und die Beziehung irgend einer Sache zu ihm bezeichnen? Die Grundätze, auf denen das Wesen der Krankheit beruht, erklärt man uns nicht, wenn man uns zu zeigen sucht, was so vieles nicht zur Krankheit macht, zumal wenn es sich zugleich darauf ausdehnen läßt, daß manches auf die Gesundheit keinen Einfluß hat; denn man lasse das Wort „Krankheitsursache“ weg, und es ist nichts gesagt, was zu des Vt. Folgerung bezieht.) *2tes Kap. Pathogenie.* Sie begreift die Entstehungsart und Bildung der Krankheiten, die Art und Weise, wie die Krankheitsursachen zu Krankheiten werden. Sie beruht auf drey Momenten: 1) Einwirkung, 2) Perception oder Aufnahme durch Gefühl oder wirklicher Uebergang, 3) Reaction, die durch die Einwirkung und Perception hervorbrachte Aeußerung der Kräfte, die nun die Krankheit und ihre Symptome darstellt. (Hier wird nun Perception als Mithevorbringerin der Reaction festgesetzt, mit der sie kurz vorher bald eins seyn, bald ihr nachfolgen sollte.) Diese Untersuchung zerfällt in drey Abschnitte. (Auf Perception und Reaction bringt Hr. H. im ganzen Werk alles zurück. Uns genügt aber weder die Benennung noch die Bestimmung dieser Begriffe. Das Wort Perception ist aus der Philosophie entlehnt, und drückt ein Verhältniß zum Bewußtseyn aus, welches in pathologischen Untersuchungen selbst zu oft in Betrachtung kommt, um nicht zu sehr an diese Bedeutung zu erinnern. Man steht daher immer an, ob nicht die Vorstellung der Seele gemeint sey: dann werden zu viele Begriffe damit umfist, nicht ohne großen Nachtheil auf den Gang der Ideen. Auf das Einwirken eines Reizes wird kein Gewicht gelegt, wenn er nicht percipirt wird. Er wird aber in des Vt. Sprache percipirt, wenn er Veränderungen im Körper herbeiführt, sowohl an der Stelle, wo er afficirt, als auch in der ganzen Maschine. Das letztere kann nicht geschehen, ohne daß die Thätigkeit der dem Körper eignen Kräfte mit ins Spiel gezogen wird. Dieses hatte daher vom bloßen Localindruck eines Eindrucks und dessen Localfolgen, welche nicht immer wichtig find, getrennt werden müssen. So verhält es sich z. B. bey den Blattern, die bey wiederholter Berührung des Blattergiffs Personen bekommen, welche die Blattern schon gehabt haben. Die Lehre von den verborgnen, ruhenden Krankheiten hatte dann unter andern auch mehr Licht erhalten. Vor allem wäre aber die Verwirrung weggefallen, daß die Perception der Reaction vorangehen soll, aber doch die Reaction voraussetzt. Noch verunglückter scheint uns aber der Gebrauch des Wortes Reaction in der neuern Pathologie überhaupt. Es ist überall nicht richtig, ein Wort aus einer andern Wissenschaft aufzunehmen, das selbst in dieser Dunkelheit und Streit verurtheilt ist. Man kann aber schon aus Gehler's Wörterbuch Th. 2. S. 442 et seqq. und Th. 5. S. 475 et seqq. sehen, daß dieses Wort in der Naturlehre Männer, wie Hamberger und Gren und selbst zum Theil eben Newton, irre führte. Was soll man aber dazu sagen, wenn uns Pathologen, und selbst Hr. H., Reaction, Gegenwirkung in einem ganz andern Sinn

nehmen, als der Sprachgebrauch und die Zusammenfassung des Wortes selbst verlangen. Gegenwirkung bezeichnet die Veränderung, die ein Körper dadurch, daß er in einen andern wirkt, erleidet. Aber die Aerzte verbinden damit keine Beziehung auf den wirkenden Stoff oder die wirkende Kraft, sondern die Reihe von Bewegungen, welche zwar auf Veranlassung dieses Stoffs oder dieser Kraft entstehen, aber in der Selbstthätigkeit unlers Körpers gegründet sind, oder doch ihren Charakter haben. Eine sonderbare Folge davon ist, daß eine pathologische Schrift, deren Gegenstand doch die Causalverbindung der Krankheitsursachen und der Krankheiten, also der Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen ist, von Wirkungen, Actionen fast ganz schweigt, wie dies in dieser Pathogenie der Fall ist. *1. Abschnitt.* Die Verhältnisse, in welchen der lebende Mensch mit der Natur überhaupt steht, und auf wie mancherley Art er folglich pathologisch afficirt werden kann. Es giebt ein mechanisches, chemisches, organisches oder animalisches, moralisches oder geistiges Verhältniß. (Eine falsche Art des Ausdrucks müssen wir berichtigen: durch die animalische Einwirkungsart können Einflüsse auf uns geschehen, können Dinge auf uns wirken, die sonst auf nichts in der ganzen Natur wirken, weil sie immer die Receptivität eines lebendigen Wesens voraussetzen. Das Licht, die Gerüche- und Geschmacksstoffe u. s. w., welche der Vt. vorzüglich meynet, sind wohl überall sehr wirksam, ob sie gleich in unbeseelten Körpern nichts analoges von sehen, riechen, schmecken u. s. w. hervorbringen können.) Immer aber bleibt das Animalische oder Vitale die Grundform unsers Verhältnisses und der Satz: ohne animalische Perception ist keine Wirkung und Veränderung in uns denkbar, bleibt immer wahr. Alle Wirkungen, ja selbst alle Kräfte der toten Natur, die in uns liegen, müssen also als zusammengefaßt betrachtet werden aus dem Antheil ihres ursprünglichen, mechanischen oder chemischen Verhältnisses, und aus dem Antheil der Animalität, den sie in der organischen Verbindung erhalten haben. Trefflich wird dieses weitläufig ausgeführt. Ueberhaupt sind gewöhnlich mehrere Wirkungsarten vereinigt, und oft verbinden sich alle vier zur Erregung einer Wirkung, einer Krankheit. Je schwächer die Summe oder Thätigkeit der Lebenskraft ist, desto mehr gewinnen die toten, mechanischen und chemischen Kräfte die Oberhand und freyes Spiel. *2. Abschnitt.* Die Media und Vehicula, durch welche Krankheitsursachen in uns aufgenommen oder percipirt werden können, sind I. die Perception der empfindenden und reizbaren Faser, hauptsächlich des Nervenystems. Gewiß der allgemeinste und gewöhnlichste Weg, durch welchen krankmachende Ursachen in uns wirken, und durch welchen sie wenigstens die animalische Form erhalten. Daher kommt so erklärlich viel in der Pathologie auf den Zustand des Nervenystems an, besonders auf seine jedesmalige Empfänglichkeit für Reize. II. Die Resorption der lymphatischen oder absorbirenden Gefäße. III. Die Penetration. Es giebt Stoffe, die so fein und durchdringlich sind, daß schon die gewöhnliche

liche Porosität der Körper hinreicht, um ihnen Eingang zu verschaffen, als z. B. die elektrische Materie; der Wärmestoff und mehrere feiner chemische Stoffe, die vorzüglich in der Lunge die feineren Bronchialbläschen zu durchdringen und sich so dem Blute beizumischen scheinen. Diese Grundsätze führen auf die Bestimmung derjenigen Punkte und Organe, durch welche krankmachende Ursachen am leichtesten und häufigsten auf uns wirken, in welchen sich also der Krankheitsreiz zuerst fixirt und von da aus erst ins Ganze wirkt. Hr. H. nennt sie *atria morborum*. Was einen Theil dazu eignet, entwickelt er und setzt als solche fest den ganzen Darmcanal, die Lungen, die ganze äußere Oberfläche. (In dieser Entwicklung hätten die zwey sehr verschiedenen Classen von *atria morborum* getrennt werden müssen, deren erste die Theile begreift, die an sich selbst mehr oder weniger Empfanglichkeit haben, zuerst krankhaft afficirt zu werden, und in deren andere die Theile kommen, die fähig sind, krankmachende Stoffe zuerst aufzunehmen und mehr oder weniger in Berührung mit andern Theilen des Körpers zu bringen. Hr. H. hat nur die erste Classe in seiner Ausführung im Auge.) Der Begriff dieser *atr. morb.* leitet uns auf die ersten Grundursachen und Entstehungsarten der Krankheiten, setzt uns in den Stand, den Gesundheitszustand, die Lebensfähigkeit und Dauer, die Krankheitsanlagen eines Subjects richtiger zu beurtheilen, welche vorzüglich auf den Zustand dieser Theile beruhen, giebt uns den Vortheil, manche Krankheiten gleich im Anfang vernichten zu können, da wir nun wissen, wo wir die ersten Keime aufzusuchen haben, und läßt uns einsehen, wie man am sichersten krankmachende Einflüsse verhindern kann, indem wir die Wege, durch welche sie auf uns wirken, für sie weniger empfänglich machen, und zwar durch Verminderung ihrer zu großen Empfindlichkeit und durch Sorge für den ungehinderten Zustand ihrer Function. Hierauf beruht hauptsächlich das wichtige System der pathologischen Abhärtung, welches vornehmlich in einer gehörigen Cultur und Stärkung der Haut, Stärkung der Verdauungswege und der Lungen besteht. Wer diese drey Systeme thätig und stark erhält, benimmt den Krankheitsursachen am sichersten Kraft und Einfluß. (Es wird sich immer belohnen, diesen Systemen eine solche Aufmerksamkeit zu widmen, weil ihr Zustand schon an sich das ganze Seyn unsrer Maschine bestimmt, und Verderbnisse und Verunstaltungen von großer Wichtigkeit sich in ihnen mit oder ohne Einfluß von außen erzeugen können. Wer sie in ihrem Gang immer aufrecht erhält, hat auch wohl weniger Gefahr von jeder Krankheitsursache zu befürchten, die ihn erkranken macht. Ob er sich aber damit zu schützen vermag, von Epidemien befallen zu werden, will uns nicht einleuchten, da wir immer diejenigen am meisten von ihnen befreit sehen, an denen wir gerade die Kränklichkeit wahrnehmen, und bey denen die Theile, welche hier *atria morborum* genannt werden, schon lange nicht ihre volle Schuldigkeit thun. Auch müssen wir gegen des V. Begriff von pathologischer Abhärtung uns eine Erinnerung erlauben. Er ver-

wechselt ihn mit Stärkung im Allgemeinen. Aber er befaßt die Stärke, welche wir erhalten, wenn wir uns mancherley Gelegenheiten zu erkranken ausgesetzt und dadurch die Kraft erlangt haben, nicht gleich danihergeworfen zu werden, an manchen ansteckenden Stoffen gewohnt zu seyn u. s. w.) 3. Abschnitt. Die Art und Weise, wie die percipirten Krankheitsursachen die Erscheinungen oder Krankheiten hervorbringen. Hier muß die pathologische Reaction der Kräfte untersucht werden; dazu aber ist nöthig, erst die Eigenschaften und das Verhältniß der Lebenskraft überhaupt zu bestimmen. 1. Untersuchung. Lebenskraft überhaupt als das wichtigste pathologische Krankheitsbetracht. Allgemeine Charakteristik der Lebenskraft läßt sich nach den zwey Hauptverhältnissen, in welchen sie steht, dem chemischen und animalischen, am besten geben und ist folgende: 1) sie ist die Fähigkeit eines organischen Körpers, Eindrücke als Reize zu percipiren, und darauf nach ganz eignen Gesetzen zu reagieren; 2) sie ist die Fähigkeit des organischen Körpers, selbst die Kräfte, Gesetze und Verhältnisse der chemischen Natur zu verändern, zum Theil ganz aufzuheben, zum Theil zu modificiren. Lebenskraft und Lebensbewegung muß man nicht verwechseln. Jene ist bloß Reizfähigkeit, diese ist das Product dieser Fähigkeit mit einem Reize, der sie excitirt. Folglich ist Leben auch ohne Bewegung denkbar. Lebenskraft ist nicht an Denkkraft gebunden; und ist auch den Pflanzen eigen. Die Seele ist aber als einer der stärksten und unmittelbarsten Reize für die Lebenskraft anzusehen. Belebt (*vital*) im weitesten Sinn heißt also jeder Körper, der entweder jene Reizempfänglichkeit besitzt oder dessen Bestandtheile und Mischungen durch den Beystritt der Lebenskraft (machen nicht diese Worte den Satz tautologisch?) dem Einfluß der chemischen und mechanischen Kräfte entzogen sind, so daß die Gesetze und Zwecke der organischen Natur obwalten. Hieraus folgt, daß nicht bloß feste, sondern auch flüssige, nicht bloß bewegliche, sondern auch unbewegliche Theile belebt seyn können. (Man glaubte ehemals weit zu gehen, wenn man an Organisation immer Leben knüpfte; jetzt dehnt man dieses weiter aus, als dahin, wo wir Organisation wahrnehmen und der Begriff von Flüssigkeit schließt, wie Kant darge-
than hat, den der Organisation aus. Ganz können wir in diese Streitigkeit nicht eingehen, welche kürzlich durch Hunter, Blumenbach u. s. w. so viel Interesse erhalten hat. Aber wir wollen doch bemerken, daß unter dem Einfluß eines belebten Körpers stehen, nicht verwechselt werden sollte mit dem Besitz der Lebenskraft selbst; daß wir sonst berechtigt sind, eine Speise auch belebt zu nennen; sobald sie in unsern Magen ankommt, nach den Gesetzen und Zwecken der organischen Natur dargestellt, gebunden und erhalten zu werden.) Unerachtet diese Kraft ein Eigenthum der ganzen organischen Natur ist, so finden wir sie doch in ihren Aeusserungen sehr verschieden modificirt. Der Grund davon scheint die verschiedene Organisation zu seyn, mit welcher sie verbunden ist, und welche ihr bald eine vollkommene; bald eine unvollkommene Aeusserung erlaubt. Im Menschen selbst sind gleichsam alle in der übr-

gen Natur zerstreut liegenden Modificationen und Formen der Lebenskraft zu einem großen Ganzen verbunden, und noch durch den Zutritt jenes göttlichen Funken der höhern Denkkraft veredelt zu seyn. Auch Bänder, Knorpel, Haare u. s. w. besitzen Lebenskraft. Diese Modificationen einer und derselben Kraft im Menschen läßt sich ordnen, als 1) die *einfachste organisch bindende und erhaltende Kraft*. Die Lebenskraft, in sofern sie die Bestandtheile nach den ganz eignen Gesetzen des Organismus bindet und ordnet. 2) *Die plastische Kraft*. Die Lebenskraft, in sofern sie die Bindung, Entwicklung und Bildung der schon organisirten Bestandtheile nach gewissen bestimmten Zwecken und Formen leitet. (Uns dünkt es überflüssig, daß die einfachste, organisch bindende und erhaltende Kraft von dieser plastischen Kraft getrennt ist. Es ist ihr erster Grad, der vorzüglich in der Wirkung der absondernden Organe sich thätig zeigt, mit welcher Bestimmung die Rücklicht des Vfs. auf die vollständige Beschaffenheit der flüssigen Theile wegfällt. Ob das Blut unter die plastische Kraft zu ziehen gewesen sey; ob es, wenn es zur Ernährung der Theile verwendet wird, nicht von einer Thätigkeit dieser Theile bestimmt wird, stellen wir einer nachträglichen Untersuchung des Vfs. anheim.) 3) *Die Kraft, Reize zu percipiren, Reizfähigkeit*. Die Hallersche Reizbarkeit ist davon nur eine Species. Ihre Modificationen sind sehr mannichfaltig. Die Verschiedenheit liegt theils in der Art. Reize zu percipiren, theils in der Art darauf zu reagieren, und scheint durch die verschiedenen Modificationen der Organe bestimmt zu werden. Sie lassen sich unter 3 Classen bringen: a) *Irritabilität*. Die Fähigkeit der Faser, auf einen Reiz durch Zusammenziehung und Verkürzung zu reagieren, und zwar *bloß in der Stelle, die topisch vom Reiz affectirt wird*. (Dieser Zusatz macht die Erklärung doch wohl zu eng, und schließt eine Hypothese von der Verbindung der Reizbarkeit mit der Empfindlichkeit in sich.) Im thierischen Körper zeigt sich diese Fähigkeit am stärksten in der Muskelfaser. b) *Die Sensibilität, Nervenkraft*. Die Fähigkeit, einen Reiz zu percipiren, und ihn durch eigene dazu bestimmte Leiter, Nerven, zu propagiren und zu reflectiren. Sie reagirt nie durch Contraction oder Oscillation, nur durch Perception des Reizes, indem sie ihn aufnimmt und fortpflanzt, welches nach zwey entgegengesetzten Richtungen geschehen kann, je nachdem Empfindung oder Bewegung die Folge seyn soll. (Kann man anstatt zu sagen: das Nervende theilt dem *sensorio* seine Reizung mit, sich wohl des Ausdrucks bedienen: der percipirte Reiz wird auf das *sensorium* reflectirt? Ein Reiz wird auf und durch Nerven reflectirt, wenn seine Wirkung auf einen Nerven, der nicht in der nächsten Verbindung des affectirten Nerven mit dem Gehirn steht, übergeht.) Die Nervenkraft ist ein Eigenthum des Nerven- und Gehirnmарkes, kein Ausfluß der Seele, welche nur als Reiz die Kraft hat, dasselbe zu affectiren, und durch dasselbe erst, also nicht unmittelbar auf die Reizbarkeit wirken kann. Bey jeder Untersuchung der Nervenkraft müssen also folgende Momente und Begriffe wohl bestimmt und unterschieden werden: der Reiz, der den Nerven affectirt, er sey nun ein äußerer oder innerer, ein materieller

oder Seelenreiz; die Perception des Reizes im Nerven, die *Reflexion*, denn der Reiz kann auf den Nerven wirken, ohne daß er percipirt wird, als z. B. bey Lähmungen; (er berührt ihn dann nur, wirkt aber nicht auf ihn) die Propagation der Reizung durch Hülfe der Nerven; endlich die Reflexion der Reizung, d. h. die Uebertragung derselben auf die Seele oder auf ein Bewegungsorgan, also Darstellung der Reizung. (Ganz falsch der Gebrauch des Wortes Reflexion, der zu unrichtigen Begriffen von der Verbindung zwischen Seele und Körper leiten muß!) Es giebt Nervenwirkungen mit und ohne Bewußtseyn, Wirkungen der Sensibilität mit und ohne Beywirkung der Seele. Auf diesen Satz legt Hr. II. großes Gewicht, und ist über ihn weitläufig. Er soll sagen, die *plexus und ganglia* der Nerven unterbrechen den Zusammenhang mit dem Gehirn, sie werden als *sensoria partialia*, *topica* angesehen. Diese Nervenwirkungen ohne Bewußtseyn zeigen sich am deutlichsten in den Eingeweiden des Unterleibes, in allen Secretionsorganen, und den meisten natürlichen und Lebensverrichtungen. Vorzüglich scheint der Intercoastalnerve und das *pneumog. Hauptst. dieser Art von Sensibilität zu seyn*, und das wichtigste Zwischenorgan zwischen Seelen- und Sensibilität und animalischer Nervensensibilität. Ua- gen hat sich im gesunden Zustand keine Verbindung der Seele mit diesen Nerven zeige (kurz vorher lesen wir von einem bedingten und unvollkommenen Einfluß der Seele auf sie, was uns auch richtiger scheint), so können doch pathologische Zustände vorkommen, wo eine Fortpflanzung der Perceptionen bis zur Seele oder zum Bewußtseyn möglich wird. Doch wird diese Art von Empfindung immer sehr unbestimmt und precar seyn. (Die Verbindung zu einem Ganzen und andere Gründe hätten Hr. II. von einem minder starken, aber von keinem aufgehobnen, Zusammenhang mit dem Gehirn sollen sprechen lassen. Aber was uns vorzüglich auffällt, ist ein Mangel an Präcision und Vernachlässigung des Sprachgebrauchs. Nervenwirkung ohne Bewußtseyn, Wirkung der Sensibilität ohne Beywirkung der Seele sind nicht gleichbedeutende Ausdrücke. Viele haben Seelenwirkungen ohne Verbindung mit dem Bewußtseyn für wahrscheinlich gehalten und in der Psychologie ist viel die Rede von dunkeln Bewußtseyn. Hier hätte indeß die Seele ganz aus dem Spiel gelassen werden können, und das ist immer Gewinn für den Arzt. Es hätte nur sollen untersucht werden, was zum Gehirn gelangt und wie sich das dabei verhält.) Es existirt noch eine feinere Modification der Sensibilität, nämlich die, welche die zarteste Substanz des Gehirns selbst erfüllt, und welche selbst zu den höhern Verrichtungen der Seele nöthig ist. c) *Die spezifische Reizfähigkeit*. Eine eigene Organisation liegt einer specifischen Modification zum Grunde. Reize machen Eindrücke, welche sonst gar nichts als solche auf die Lebenskraft wirken, oder werden auf eine spezifisch modificirte, weder nach den allgemeinen Gesetzen der Irritabilität noch der Sensibilität erklärbar Weise percipirt und reagirt. Wie fruchtbar diese Ideen sind, wird sehr schön gezeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Januar 1797.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

JENA, in der akadem. Buchh.: *Ideen über Pathogenie und Einfluss der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten* von C. W. Hirschland, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nach einige Eigenschaften und Gesetze der Lebenskraft, in Beziehung auf den menschlichen Körper. Die Lebenskraft verbindet sich überhaupt mit manchen Körpern und Organisationen inniger und fester. Im Menschen scheint das Herz und das arterielle System sie am festesten und längsten zu halten. Es kann auch eine ungleiche Vertheilung statt finden. Manche Einflüsse vermögen sie zu mehren und zu erwecken, zu vermindern und zu binden. Die Reizfähigkeit ist nur eine Modification der Lebenskraft. Sie kann aufgehoben und die Lebenskraft dennoch noch gegenwärtig seyn; aber in einem gebundenen Zustand, wie es in der Chemie genannt wird. 2te Untersuchung. Die Art und Weise, wie die afficirte Lebenskraft die krankhaften Veränderungen und Erscheinungen hervorbringt. Die Gesetze und Mechanismen der pathologischen Reaction. Erst durch diese Reaction erhält die Krankheit ihre volle Existenz und bestimmte Form, und folglich enthält diese Untersuchung den Haupt Schlüssel zur Erkenntnis der verschiedenen Formen und Modificationen der Krankheit. Hier kommt in Betrachtung: 1) der jedesmalige Zustand der Lebenskraft. Was Verschiedenheit hier bewirkt, wird auseinander gesetzt, so wie die mannichfaltige Belchaffenheit der Lebenskraft im Menschen erörtert wird. Vorzüglich wichtig ist, was von der Verbindung der Lebenskraft mit einer festen oder schlaffen Faier, mit Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers so praktisch lehrreich gesagt wird. Nur hätte in der Theorie etwas weiter zurückgegangen und die Abhängigkeit der starken und schwachen Cohäsion von der Lebenskraft selbst nicht aus den Augen verlohren werden sollen. Das verschiedene Verhältniß der chemischen Bestandtheile zur Lebenskraft wird auch bestimmt, als des Wärmestoffs, Sauerstoffs, Phosphors u. s. w. (In dem, was von der Elektricität angeführt wird, scheint uns der Vf. sich nicht von der Erfahrung haben leiten zu lassen. Dafs ihre Anhaufung zu inflammatorischen Krankheiten, so wie ihre Entziehung zu saulen und verwesenen, die Aulage bilden soll; ist nur eine Muthmafsung, der keine Beobachtung zum Grund liegt. Dies ist eine Hauptursache, heifst es, warum anhaltende, trockene, idioelektrische Luft, die keine Elektricität ab-

A. L. Z. 1797. Erster Band.

leitet, sondern den menschlichen Körper gleichsam isolirt, immer zu entzündlichen Krankheiten, hingegen anhaltende, feuchte Luft, die immer ein Ableiter ist, und die Elektricität also entzieht, zu Krankheiten der Schwäche disponirt. Der Thatsache hat man widerprochen; aber das Raisonnement selbst scheint uns falsch. Es läfst die umgekehrte Anwendung zu. Anhaltende trockne idioelektrische Luft leitet keine Elektricität andern Körpern ab, also dem menschlichen Körper keine zu, der also bald daran erschöpft wird. Aber anhaltende, feuchte Luft kann solche dem Menschen in Menge zuflößen lassen, weil sie so reichlich damit erfüllt ist. So behauptet die Lebenskraft auch mehr Selbstständigkeit.) Eben so ist auch das Verhältniß der Menge und der reizenden Kraft der Säfte von äufserst wesentlichem Einflufs auf die Aeuferung der Lebenskraft. 2) Die Beschaffenheit des Reizes. Reiz heifst alles, was das Vermögen hat, die Reizfähigkeit zu afficiren, selbst wenn es die Reaction vermindert. Neben mechanischen, chemischen und vitalen Reizen sind auch negative Reize aufgestellt, deren Wesentliches in einem Mangel, in einer Aufhebung des Gleichgewichts besteht. Wir wollen gegen die Benennung nichts erinnern. Aber gehören sie wohl neben, und nicht vielmehr unter die vitalen oder organischen Reize? Viele wichtige Eintheilungen mit vortheilhaften Bemerkungen müssen wir übergeben. 3) Die Gesetze und Mechanismen, nach welchen die Reaction auf den Krankheitsreiz geschieht. Wir kennen nur die zwey Hauptbedingungen der Pathogenie, das Einwirkende oder den Reiz und das Gegenwirkende oder die Reizfähigkeit der Lebenskraft. (Der Vf. begreift die Wirkung selbst unter der Gegenwirkung.) Die Gesetze der pathologischen Gegenwirkung sind: 1) Die Gesetze der einfachen Reizung. Nach andern Lehren, die aus Wiederholungen dünkten und nicht die Reaction auf einen krankhaften Reiz allein, sondern auf jeden Reiz und also auch im Gesundheitszustand, betreffen, heifst es: ein Reiz kann überhaupt die Reizfähigkeit auf dreyerley Art afficiren und so entstehen 3 Hauptklassen der Reaction oder Reizung (hier und schon S. 152. wird Reaction auch Reizung genannt; aber S. 93. ward die Perception des Reizes im Nerven für Reizung gegeben. Und noch weiter hin finden sich auf einer Seite (S. 158.) die zwey Stellen, die nicht auszusagen: „Reizung ist immer mit Reaction verbunden“ also doch davon unterschieden; man mufs den Reiz und die Reizung, reaction, unterscheiden; als wenn Reizung und reactio eins seyen) a) excitirend; vermehrte Reaction b) deprimirend, schwachend; verminderte Reaction c) verändernd; in modo veränder-

E e

te Reaction. (Die Unbequemlichkeit des Ausdrucks Reiz fuhle Hr. H. schon früher. In dieser Eintheilung wird sie sehr auffallend. Sind excitiren und reizen so verschieden, daß der entgegengesetzte Zustand von excitiren, das deprimiren, doch noch den Nahmen Reiz haben soll? Aber ein tiefergehender Einwurf ist folgender: muß eine *in modo* veränderte Reaction nicht von einem excitirenden oder deprimirenden Reiz entstehen? oder will Hr. H. sagen: das Excitiren oder Deprimiren kommt in dem Fall nicht in Betracht, sondern nur der veränderte *modus* der Reaction, so ist bey einer pathologischen Untersuchung nicht vom Gesichtspunkt des Praktikers, sondern vom innern Zusammenhang die Rede und dann fragt man nach dem Grund dieser Eintheilung und Zusammenstellung. Oder soll damit angedeutet werden, die Summe von Excitation ist sich im jetzigen und vorigen (gefunden) Zustand gleich, nur hat sie eine andere Richtung und also entsteht eine *in modo* veränderte Reaction? Dieser wahrcheinlichen Auslegung setzen wir, ohne das Brownische System vertreten zu wollen, entgegen: ist es je in der Wirklichkeit zu beweisen, daß die Summe von Excitation sich gleich ist und ist dann nicht dieser Reiz mit eben dem Recht excitirend zu nennen, als der vorhergehende, der nicht mit mehr Kraft und Erfolg wirkte?) Nun werden die Reactionen der Irritabilität, der Sensibilität und der specifischen Modificationen der Reizfähigkeit von einander abgefordert. Eine Art der Reizung kann das Organ, das sie afficirt, unempfindlich für andre machen, und so kann ein Reiz unter gewissen Umständen Unempfindlichkeit und Unbeweglichkeit eines Nerven hervorbringen. Aber doch nur im letztern Fall ein in des Vf. Sprache, im höchsten Grad deprimirender Reiz. Der Vf. scheint aber vielmehr anzunehmen, ein bestimmter Reiz wirkt so sehr excitirend, daß kein anderer neben ihm Eindruck machen kann. Müßen dann aber nicht Aeuseruungen der Irritabilität oder Sensibilität sich darthun? kann dann die Idee von Paralysis statt haben? (Der Fall, daß Zuckungen und Schmerzen mit Lähmung abwechseln, gehört nicht hieher sondern unter No. VII, p. 158.) Hr. H. erklärt sich hieüber noch in einer folgenden Stelle so: durch den Reiz selbst kann unter gewissen Umständen die Reizfähigkeit oder Empfindlichkeit so modificirt werden, daß ihre Aeuseruungen dadurch gleichsam gehemmt und sie gleichsam in einen gebundenen Zustand versetzt wird. Hier existirt allerdings Perception des Reizes; denn sonst würde kein solcher praternaturreller Zustand der Reizfähigkeit entstehen. Aber die Wirkung dieses Eindruckes ist eben gehemmte Empfindungskraft — praternaturreller, kramphafter Zustand des Organs, der wenigstens die Propagation des Reizes hindert, wenn er auch örtlich percipirt ist.“ Was hier gemeint ist, scheint uns nicht richtig ausgedrückt. Wird die Empfindungskraft gehemmt, wird die Reizfähigkeit oder Empfindlichkeit in einen gebundenen Zustand gesetzt; so müssen sie es auch fern in Bezug auf den Reiz seyn, der so auf sie wirkt; sonst verwickelt man sich in einen Widerspruch.

Aber was hindert für diesen Reiz auch Empfindlichkeit aufgehoben seyn zu lassen, da er nur bräucht, einen Moment gewirkt zu haben um auf Wuthen diese Folge zu haben? Oder man könnte ihn immer, wenn sich die Empfindlichkeit wieder erzeugt, von neuem sie wieder tilgen lassen. Aber ist ein solcher Reiz nicht ein deprimirender? Das auffallendste Beyspiel der Art, sagt Hr. H., ist der Reiz des Wuthgiftes. Es ist wahr, dasselbe kann lange im Körper ohne sichtbare Folgen seyn. Aber hat man je nur eine Spur gefunden, daß es vor seinem Ausbruch an der Stelle, die es ausnahm, so wirkte, als hier geschildert ist? Man bemerke übrigens, daß Hr. H. in seinem Raisonement Perception und Propagation des Reizes trennen muß.) Das Gesetz der Gewöhnung beruht eigentlich auf dem Verhältniß der Reizfähigkeit zum Reize, welches sich zuletzt so nähert, daß keine Differenz mehr ist und also der Reiz aufhört, etwas fremdes zu seyn. (Uns ist diese Erklärung unverständlich. Was will das sagen, das Verhältniß der Reizfähigkeit zum Reize nähert sich zuletzt so, daß keine Differenz mehr ist? Und das soll das Gesetz für die Gewöhnung seyn? Gewöhnheit macht nicht nur, daß ein Reiz nicht mehr wirkt, sondern auch, daß seine ihm nur sonst eigne Wirkungen eintreten, wenn er nun fehlt.) Es kann folglich ein Krankheitsreiz in uns seyn, den wir nicht empfinden, weil (4 vom Vf. angegeben) Ursachen existiren, die die Reizfähigkeit gegen ihn ausheben. Nun können aber diese Ursachen wegfallen, und so kann ohne alle Veränderung des Reizes, bloß durch Veränderung der Reizfähigkeit der Reiz wieder fühlbar d. h. für uns wieder existirend werden. Diese Erweckung des Reizes ist eine der wichtigsten pathologischen Operationen. Ein großer Theil der Therapie geht auf diesen Zweck aus. (Wir bedauern über diese vom Vf. ausgeführten Ideen aus Furcht vor zu großer Weitläufigkeit uns nicht erklären zu dürfen.)

2) Die Gesetze des Consensus. Consensus ist die Fähigkeit der Organe, durch die Reizung eines andern Organs afficirt zu werden, sie zu percipiren und mit zu reagiren. Er beruht auf Verbindung der Nerven, der Gefäße, des Zellgewebes, der Haute, auf Aehnlichkeit der Organisation und Function. Das vorzüglichste Verbindungsmittel sind die Nerven und durch sie zeichnet sich am meisten aus, das Gehirn und der Magen, oder vielmehr der Intercoastalnerv. (Der bestimmte Begriff von Consensus scheint uns verfehlt. Jeder Zusammenhang zweyer Theile des Körpers bildet keinen Consensus, ob er gleich ihre wechselseitige Abhängigkeit mit gründet. Die Verbindung der Nerven mit dem Gehirn, durch welche Sensationen entstehen, führt man nicht auf Consensus zurück. Die aus den Gesetzen vom Kreislauf des Blutes fließenden Veränderungen in Rücksicht der Blutmenge eines Theiles, der mit einem Theil, nach dem eine Congestion ist, sein Blut aus einem Stamm erhält, ordnet Hr. H. dem Sprachgebrauch entgegen, unter Consensus: Man erklaart aber, wenn selbst das Zellgewebe

gewebe dahin gezogen ist, in Rücksicht der möglichen Fortbewegung eines *contenti*; z. B. Wasser, Luft. Den Mangel dessen, was in der thierischen Oekonomie durch den männlichen Samen bewirkt wird, bey (astraten, wird man trennen von des Folgen des Consensus andrer Theile mit den fehlenden Hoden. Zum Consensus ist eine etwas große Gemeinschaft, als mit der ganzen Maschine zwar erforderlich; aber beide Theile müssen im Wesentlichen nicht von einander abhängen. Alle notwendige Folgen von den Leiden eines Theiles für andre sind nicht consensuelle, in denen immer etwas zufälliges herrschen muß.) Jeder Theil hat seinen bestimmten Grad, seine bestimmte Verbindung und Grenze von Sympathie. Dies ist *Consensus naturalis*. Jede Abweichung davon im Grad, in der Verbindung, in der Richtung giebt zu einem krankhaften Consensus Gelegenheit. Auch depressirende Eindrücke können durch Schwäche propagirt werden. Folglich auch örtliche Schwäche eines Theiles oder Systems kann consensuelle, allgemeine Schwäche hervorbringen. Praktisch fruchtbar ist die Lehre vom Consensus vorgetragen.

3) Die Gesetze des Antagonismus oder des aufgehobnen Gleichgewichts. Bewegungen von Muskeln wirken wie Reize auf die entgegengesetzten Muskeln und bringen auch in ihnen Bewegungen hervor. Aber dieser Antagonismus ist allgemein. Er gründet sich auf die Harmonie der Kräfte und Bewegungen, auf das nöthige Gleichgewicht derselben gegen einander. Die Fähigkeit, dieses zu erhalten und wieder herzustellen, heißt Antagonismus der Kräfte und Bewegungen im weitern Sinn. (Ob dieser Antagonismus mit dem der Muskeln eins ist, müssen wir doch bezweifeln. Bey den Muskeln erfolgt er nothwendig und gründet sich auf den Bau und den mechanischen Zusammenhang bey der Bewegung und Ruhe. Des Vf. allgemeiner Antagonismus ist doch am Ende auf Consensus zurückzubringen, dem wir ihn untergeordnet hätten.) Das Gleichgewicht kann aufgehoben werden, durch Reizung oder Schwächung durch vermehrte oder verminderte Kräftigung eines Theiles oder Systems in einem größern Grad oder auf die Dauer. Wie kommt aber Hr. H. zu der Idee eines Antagonismus der bewegenden Kraft gegen das Bewegende, des *continentis* gegen das *contentum*? Die Wirkung, die diese auf einander haben, ist doch nach ganz andern Gesetzen zu beurtheilen. Aber ihr Misverhältnis vermag allerdings die Thätigkeit andrer Theile mit ins Spiel zu ziehen. Vorzüglich wichtig für den praktischen Arzt ist aber der Antagonismus der Secretionen und Excretionen. Die Unterdrückung oder Verminderung einer Secretion erregt den Antagonismus, die vermehrte Thätigkeit andrer. Hierdurch kann Nachtheil verhütet; aber es können auch neue Fehler und Krankheiten erzeugt werden.

4) Die Gesetze der pathologischen Secretion. Der Organismus der Secretion liegt in der specifischen Lebenskraft und Structur des Organs, und daraus erhellt, daß alles, was diese Lebenskraft afficiren und ihren

Charakter, die specifische Reizfähigkeit verändern kann, auch im Stande ist, in der Reaction desselben, und also in dem Secretionsgefäße hervor zu bringen. Der Grund dieser Veränderung kann nun entweder in Veränderung der Kraft selbst, oder in Veränderung der Reize liegen, die darauf wirken, also auch oft in den Säften. Es giebt *secretio aucta, immutata und diminuta*, s. *praevia*. Jeder Krankheitsreiz wirkt, in so fern er die Reizfähigkeit überhaupt afficirt, auch mehr oder weniger auf die Secretionen. Die natürliche Folge ist, daß keine krankhafte Reizung in unserm Körper existiren kann, ohne daß dadurch in den Säften etwas verändert oder zurückgehalten, oder etwas neues und fremdes erzeugt wird. Und so fließt ganz natürlich die Idee von Krankheitsmaterie oder Krankheitsstoff aus dem Gesetzen des Reizes und der lebendigen Reaction. Eine pathologische Veränderung der Reaction der festen Theile zieht unausbleiblich eine analoge Veränderung in den flüssigen nach sich. Man muß also eine mit der Krankheit verbundene Krankheitsmaterie annehmen. Ist sie nicht Ursache, so ist sie Folge des Reizes und dann oft von mehrerer Wichtigkeit als der erste Reiz. Auf diese Weise laßt sich Humoral- und Nervenpathologie vollkommen vereinigen. Diese Veränderungen in den Secretionen, und also in den Säften bestimmen weit häufiger den Charakter der Krankheit und selbst die Heilart als der erste Reiz. (Das wird kein Nervenpatholog dem Vf. einwenden. Er wird ihm Verderbnisse der Säfte als Folgen der kranken Thätigkeit der festen Theile einräumen, aber sie nicht als Krankheitsmaterie erkennen. Er wird immer behaupten, auf sie sey keine Rücksicht zu nehmen. Zu ihrer Verbesserung oder Hinwegschaffung könne und branche auf sie selbst nicht gewirkt zu werden. Die festen Theile wären entweder diesen Geschäften schon gewachsen, tobd sie nur ihre Integrität wieder haben, oder müßten dazu durch bestimmte Arzneien die Kraft und Richtung erhalten.) Örtliche Krankheiten haben am häufigsten ihren Grund in einer veränderten oder verdorbnen Secretion der Organe und der Vf. rechnet hieher die *phthisis pituitosa*, den *diabetes* u. s. w.

5) Die Gesetze der pathologischen Umänderung in den Säften und Bestandtheilen. Es wird hier wieder angelegt auf Vertheidigung der Humoralpathologie. Treulich ist die Bemerkung, der Unterschied von festen und flüssigen Theilen sey ganz unwesentlich, man müsse die Kraft und die Materie sondern, und den Nerven an sich, bloß als Materie betrachtet, könne man keinen großen Lebensantheil zuschreiben, als dem Blute. Ferner: es kann nichts in uns seyn, was uns nicht von außen gegeben ist. Erhalten wir so manche Bestandtheile nicht, so kann sie die Lebenskraft in uns nicht neu schaffen. Sind manche Bestandtheile in dem Gegebenen zu überwiegend, so werden sie auch in uns ein Uebergewicht erhalten. Und so erzeugen sich auch ursprüngliche Fehler der Säfte. Ein wahres Meisterstück ist dieser Abschnitt, die Frucht der hellsten pathologischen Ideen, und schon allein

geeignet, dieser Schrift große Vorzüge zu verschaffen. *3tes Kapitel. Verlauf, Dauer, Stadien, Veränderungen und Krise der Krankheiten.* Die vielfachen feinen Bestimmungen, welche in den hier vorgetragenen Ideen liegen, und ihre Bezeichnung für das Bedürfnis des praktischen Arztes, müssen wir unsern Lesern selbst aufzulesen überlassen. *4tes Kapitel. Allgemeine Verschiedenheit und Einteilung der Krankheiten.* *5tes Kapitel. Ideen über einige Hauptformen des kranken Zustandes.* Das Wesen oder die nächste Ursache des Fiebers ist: spezifische Reizung der thierischen Sensibilität mit vermehrter Reaction des arteriösen Systems und aufgehobnem Gleichgewicht der Kräfte. Schon ausgeführt. Der wesentliche Begriff von Entzündung ist: vermehrte oder exaltirte Lebenskraft im Gefäßsystem und Blute. Faulniß heist: große Schwächung oder in einzelnen Theilen bey topischer Faulniß, gänzliche Aufhebung der Lebenskraft und zwar nicht bloß der Reizfähigkeit, sondern der organischen bindenden Kraft mit einer dadurch vermehrten Neigung der Bestandtheile, sich chemisch zu zersetzen. Da diese Vorstellungsart an sich und wegen der Folgerungen des V. der Gegenstand einer literarischen Debatte geworden ist, und wir nicht ihrer Wichtigkeit gemäße ausführlich über sie seyn dürfen, so finden wir es am rathsamsten, unser Urtheil über sie ganz zu suspendiren.

OEKONOMIE.

NÜRNBERG, im Verlag der Steinischen Buchh.:
Ueber die örtliche progressive Wachsthumzunahme der Waldbäume, an Anwendung auf den möglich-

sten Ertrag eines Waldbodens; von Johann Leonhard Spth. Prof. der Mathem. und Physik. 1796. 131 S. 8.

Auf eine so neue als sinnreiche Art, beschäftigt sich der V. mit der speculativen Ausmittelung des örtlichen progressiven Wachsthum der Kiefer, der Tanne, der Fichte und der Buche, deren Vollkommenheit, und Rückgang; und er zeigt, unter welchen Voraussetzungen die Haubarkeit eines jeden Ortes, und bey obigen Holzarten (welche er *Gefäßlichter* nennt) zum möglichst großen Ertrag zu bestimmen sey. Folglich den Vortheil, welchen diese Berechnungsarten dem Forsthaushalte gewähren. Es ist gewis, daß mancherley örtliche Umstände, als Boden, Klima, Lage und Exposition; so wie eingeschlossener oder weidlautiger Brand der Bäume, die Epoche ihrer nutzharsten Haubarkeit gar sehr beschleunigen oder aber zurück halten, und daß es daher sehr fehlerhaft sey, gerade zu, und allgemein — die Haubarkeit einer Holzart bestimmen und den Turnus einer jeden festsetzen zu wollen. Hier zeigt sich abermals klar, wie nothig und wichtig die Mathematik einem Forstmann von höherer Bestimmung sey, und wieviel auf physikalischen Kenntnissen beruhe. Hätte der V. auf die Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit der Keime, und auf die Saftleitungsfähigkeit der Bäume; zur Aneignung und Digestion der ihnen sehr häufig aus der Atmosphäre zukommenden Nahrung Rücksicht nehmen, und ebenfalls die Saftbeschleunigung darauf gründen wollen, so wäre kein Zweifel, daß er der Vollkommenheit, mit seinen Berechnungen, noch um so näher gekommen seyn würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. Cassel, in der Griesbachs. Hofbuchh.: *Praktische Abhandlung über die Anlegung neuer Eichen-örtern, die Besamung und Pflanzung der Eichen, in zwey Abschnitten von W. v. d. Finger, Forstl. Heffischen Förster zu Wellerode bey Cassel. 1796. 54 S. 8. (5 gr.)* Der V. will praktisch lehren, wie neue Eichenjärten nach seiner Manier angelegt werden sollen! nicht wie und wenn man die darin gezogenen Eichen verpflanzen müsse! Wozu nun wieder solche Rhapsodien in unclari Tönen, wo es an praktischen aber auch theoretischen, gründlichen Anweisungen dieser Art nicht fehlt! Hr. F. lehret weiter nichts, als wie kernsühe Eichen erzoget, ihrer so nöthigen Seitenweize (dutch *Schnadels*) f. h. beschneiden beraubt, und durch ihre Kronen auf schlanken Stämmen zum Umbeugen und Umbrechen bewegen werden müssen. Keraul werden sie durch das Alter und die Größe bey ihrer Verpflanzung, wobey natürlich die Wurzeln nicht mehr heilen und überwachen können. Schnell bleiben sie durch das Abichnei-

den der Seitenweize dicht am Stamme; weil sie der Werkzeuge zur Verstärkung dadurch beraubt werden, welche die wohlthätige Natur ihnen gegeben hatte. Die Verpflanzung ohne die Wurzeln mit Wasser anzuklammern, verpöppelt das Unnatürliche jeder Pflanzung, und macht sie um so mislicher. Könnte nun nicht der angehende und ungeübte Forstmann durch die im Vorbericht angeführte Autorität: „Auch sie (die „se Anweisung) gründet sich auf die Versuche und Erfahrungen, die ich seit 30 Jahren in mehr als einem großen Forste „gemacht habe“ hintergangen und irre geführt werden? Hr. F. wolle doch den Wuchs seiner so angepflanzten Eichen abwarten, bis sie wenigstens in einem weiten Zeitraum die Diametral-Stärke eines Fußes erlangt haben werden, sodann dergleichen fallen lassen, und aus von der Beschaffenheit des Kernmarkes, und von der zu dieser Stärke erforderlich gewesen Anzahl von Jahren beschneidigen. Wogegen wir uns alsdann erst aus Erfahrung sprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Januar 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, de l'imprimerie du Magazin Encyclopedique, rue St. Honoré Nr. 94.: *Introduction à l'étude des monumens antiques*, par A. L. Millin, Conservateur du Museum des antiques, Professeur d'histoire et d'Antiquités. l'an 4. oder 1796. 72 S. 8. (10 gr.)

Ebendaf.: *Introduction à l'étude des pierres gravées*. l'an 4. oder 1796. 68 S. 8.

Es ist schon aus frühern Anzeigen (f. das Intelligenzblatt der A. L. Z. 1796. N. 160. S. 1357.) bekannt, daß zur Bildung des Geschmacks und Beförderung der Alterthumskunde im Nationalmuseum der Antiken zu Paris halbjährige Vorlesungen gehalten werden. Um den Zuhörern hiezu einen Leitfaden in die Hände zu geben, arbeitet Hr. M. im Verfolg der Vorlesungen selbst für jeden einzelnen Theil der Archäologie einen eignen Cabier aus, wovon wir hier den Anfang anzuzeigen haben. Schon das Unternehmen an und für sich, Vorlesungen über die Alterthümer und Archäologie in den Salen zu halten, wo eine vorzügliche Sammlung der Art aufbewahrt wird, verdient Beyfall, und auch in Deutschland, wo so manches schöne Antikencabinet dem lehrbegierigen Publicum entweder ganz verschlossen, oder als eine gute Sincure Mauern anvertraut ist, die der öffentlichen Benutzung ihr Privatinteresse vielfältig entgegenstellen, allgemeine Nachahmung. Aber dann müssen freilich auch die Ausseher eben so thätige und fachkundige Männer seyn, als Hr. M. nach allem, was er bis jetzt schon leistete, unstreitig seyn muß. Seine Homerische Mineralogie sowohl, als sein Elementarbuch der Naturgeschichte bewiesen, daß er die unerlässliche Bedingung eines guten Archäologen eine genaue Bekanntschaft mit der Naturgeschichte, kennt und erfüllt, so wie die von ihm herausgegebenen *Monumens de la France* den weiten Umfang seiner historischen Kenntnisse bezeigen, wovon sich auch in dem gleichfalls durch diesen thätigen Gelehrten veranstalteten *Magazin Encyclopedique* überall die deutlichsten Spuren finden. Besonders dürfen wir aus dieser überhaupt sehr zweckmäßigen Zeitschrift zwey seiner Abhandlungen über die *ägyptischen Steine* im *Nationalmuseum* (*Magaz. Encycl.* Année I. T. IV. p. 123.) und über den Ring des Polykrates und die erste Epoche der griechischen Steinschneidekunst, (ebendasselbst T. V. p. 123.) hier nicht unbemerkt lassen, da sie als Vor-
A. L. Z. 1797. Erster Band.

arbeiten zu dem jetzt anzuzeigenden Cabiers anzu-
sehn sind.

Der erste Heft dient, wie auch schon der Titel anzeigt, zur allgemeinen Einleitung in das Studium der Antike, und enthält das, was wir die Prolegomena nennen. Nach einer Bestimmung des Unterschieds zwischen Alterthumskunde überhaupt, und Archäologie insbesondere, wohey jedoch das weitseichtige Wort Archäologie überall im Wege steht, und nach einer mehr angenehmen als erschöpfenden Darstellung des Vortheils dieses Studiums, kommt der Vf. S. 12. auf die Eintheilung dieser Wissenschaft. Bekanntlich hat schon der Vater dieser ganzen Wissenschaft, Jacob Spon, in der Vorrede zu seinen *Miscellaneis eruditae antiquitatis* seine Archäologie in 8 Kapitel getheilt, wodurch auch noch Ernst sich bewegen laßt, der Paläographie einen Platz in seinen Vorlesungen einzuräumen, weil Spon die Bibliographie zu einem festbestehenden Theile dieser Wissenschaft gemacht hatte. Auch Millin scheint sein Gebäude auf dieser Grundlage errichtet zu haben, hat aber doch verschiedenes getrennt, was Spon in eins zusammengefaßt hatte, und die Bibliographie, wie billig, ganz weggelassen. Seine Abtheilungen sind in folgende Ordnung gestellt: 1) Gebäude, 2) Malereyen, 3) Sculptur, 4) geschnittene Steine, 5) Mosaiken, 6) Vasen, 7) Instrumente 8) Münzen, 9) Inschriften. Spon hatte die Malerey, Sculptur und Muliarbeit unter die zwey Haupttribunen *Iconographie* und *Torumatographie* gebracht, und die Statuen sowohl als die Bronzen und Büsten etwas uneigentlich zur *Iconographie* gerechnet. Dies ist durch Hn. M's Eintheilung weit besser geschieden, und so in die ganze noch immer nicht sorgfältig genug zergliederte Wissenschaft mehr Licht gebracht. Nur zweifeln wir, ob gerade die Ordnung, in welcher diese 9 Unterabtheilungen hier aufgezählt sind, die natürlichste und leichteste seyn möchte. Wir würden den wahrscheinlichen Fortschritten der Cultur gemäß mit den Instrumenten und Vasen anfangen, dann die Sculptur mit ihren Abkömmlingen, den Gravüren, Münzen und Inschriften stellen, die Mosaiken der Malerey unterordnen, und mit den Gebäuden schließen. Der Vf. spricht hierauf vom Zweck der Archäologie, dener, vielleicht etwas zu eng, vorzüglich auf die Vermeidung der Irrthümer und der von den Alterthumsmäklern häufig angewandten Betrügereyen einschränkt. Es kann nicht fehlen, daß hier unter manchen schon bekannten Verästelungen und Mißgriffen der Mäkler und Liebhaber nicht auch aus dem Erfahrungskreise des Vf. mancher interessante

Beytrag geliefert worden wäre. So wird z. B. hier erzählt, daß sich viele Antiken bloß durch einen frommen Irrthum erhalten hätten, indem man den Valentinian auf dem Bischofsstuhle in der heiligen Capelle für einen heiligen Ludwig, den bekannten *Achates Tiberianus* für eine Himmelfahrt Johannis des Täufers, ein Relief, worauf Neptun und Minerva im Schöpfungsmoment des Pferdes und Oelbaums vorgestellt wären, für Adam und Eva am verbotenen Baume hielt. Aber wie hier der fromme Aberglaube die Antiken rettete, so wurde er ihnen auch unter den Robespierischen Vandalismus wieder verderblich. In einer Kirche zu Pui-de-Doine war eine Isis von Basalt mit dem Horus auf dem Schooße Jahrhunderte lang als ein Marienbild gläubig verehrt worden. Es war, wie mehrere ähnliche Bilder, die man unter der Benennung *virgine noires* in den Kirchen findet, durch die Kreuzfahrer mit aus dem Oriente eingeführt worden. Jetzt wurde es aber als ein ächtes Madonna-Bild von den Feinden der neuen Bilderfürmer ohne Barmherzigkeit zertrümmert. Beylauffen werden die noch immer häufigen Verlöbte gegen das alte Costum gerügt. Auch die Anekdoten, wie Winkelmann durch eine falsche Antike von Canova getauscht worden seyn, wird hier nicht vergessen. Diese Anekdoten wird auch unter uns noch immer so verschieden, und mit so gehässigen Nebenumständen für Canova erzählt, daß man in der That jetzt, wo Canova todt ist, von irgend einem wohlunterrichteten Mann in Dresden oder Wien eine unpartheyische Nachricht darüber in einem öffentlichen Blatte zu erhalten wünschen muß. Sehr gut und auf die Culturgeschichte des Alterthums gegründet ist der geographische Plan, den Hr. M. S. 30. für das Studium der Archäologie vorschlägt, da gewiss nichts lächerlicher seyn kann, als auch hier mit Spanien anfangen zu wollen. Nur sollte der Uebergang von Kleinasien sogleich in das unteritalische Großgriechenland und Sicilien, und von da nach Etrurien gemacht werden, ehe noch die Kunstcultur des eigentlichen Griechenlands und Athens an die Reihe kommt. Denn so lange man nicht in der griechischen Volksgeschichte sowohl als in der Kunstgeschichte die blühenden und kunstreichen Colonien Siciliens und Unteritaliens sogleich auf die jüdische Geküchte folgen läßt, und für gewis annimmt, daß in Syracus, Agrigent, Kroton, Thurii, Sybaris u. s. w. alle bildenden und redenden Künste schon eine von uns kaum gebildete Stufe der Vollkommenheit erstiegen hatten, ehe die von Plinius und seinen Gewaltmännern festgesetzten Kunstpoeten in eigentlichen Griechenland angingen, so lange muß es in unserer Kunstgeschichte noch sehr verworren und fragmentarisch aussehen.

Nachdem der Vf. im folgenden die vornehmsten archäologischen Werke, je nachdem sie, die analytische, chronologische, geographische oder alphabetische Ordnung befolgt haben, namhaft gemacht hat, entwirft er S. 62 ff. ein archäologisches Klassensystem, wie schon Hume in seinem berühmten Elogium auf

Winkelmann gewünscht hat. Man müßte darin das Verfahren des Liné und seiner Nachfolger in der Naturgeschichte zum Muster nehmen, die Synonymieen und Orte, wo jedes Kunstwerk gefunden worden, und jetzt zu finden seyn, anmerken, die besten Kupferwerke bey jedem citiren, und eine kurze, doch treffende, artistische Würdigung (auch wohl mit Anzeige der Restaurationen) beyfegen. Ein ungeheurer, aber bey den vielen vorhandenen Vorarbeiten doch schon jetzt ausführbarer Plan, wenn sich ein ganzer Künstler- und Gelehrtenverein zu diesem Zwecke deuten ließe. Allein die Erfahrung hat bewiesen, daß alles, was in diesen Classificationen bis jetzt geleistet wurde, immer nur die Sache eines einzigen Mannes war. Vielleicht erhalten wir bald von Leipzig aus von der vielumfassenden Belesenheit eines dortigen Literators wenigstens die ersten Grundlinien eines solchen Werkes. — Die ganze Einleitung endigt sich mit einem kurzen Verzeichnisse der vorzüglichsten Museen und Sammlungen, wo wir unter andern die in einigen öffentlichen Blättern bestrittene Nachricht bestätigt finden, daß bey dem Brand der Abtey S. Germain im J. 1795 mit der Bibliothek auch die auserlesene Antikenammlung, worinn sich die Montfaucouischen Alterthümer befanden, ein Raub der Flammen geworden sey.

Kenner werden schon aus dem, was hier angeführt worden, auf die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit dieser Einleitung einen Schluß machen können. Der Vf. kennt und schätzt die Verdienste der Deutschen in diesem Fache (nur Lessing scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn), und hat selbst ein Manuscript der Heynischen Vorlesungen zum Gebrauch. Freylich ließe sich vieles noch bestimmter ausdrücken, sehr vieles ergänzen und weiter ausführen. Aber man muß dabey nur nicht vergessen, daß, wie der Vf. in einem kurzen Vorberichte sagt, diese Cahiers nur erst dann, als die Vorlesungen schon angefangen hatten, auf Verlangen der Zuhörer bloß als Leitfaden des ausführendern mündlichen Vortrags niedergeschrieben wurden. Um so mehr wäre es zu wünschen, daß es Hn. M. nun gefallen möchte, auch die eigentlichen Vorlesungen durch den Druck bekannt zu machen, wovey wir nicht umhin können, auf die häufigen, den Sinn zum Theil sehr entstellenden Druckfehler aufmerksam zu machen, besonders in Zahlen, z. B. bey der Angabe der Fabriciischen Bibliographie, und S. 27., wo bey der chronologischen Bestimmung der Invasion des Cambyses vor *quatrième Olympiade* offenbar die erste Zahl *soixante* ausgelassen worden ist. Auch ist Ernekt wie, wie S. 46. versichert wird, in Italien gewesen.

Auf diese allgemeine Einleitung läßt nun Hr. M. sogleich seine Einleitung in die *Glyptographie*, oder das Studium der geschnittenen Steine folgen, wo sich überall der Mann zeigt, der nicht aus Beschreibungen und Bilderbüchern, sondern aus lebendiger Anschauung aller Kunstwerke selbst urtheilt, und dem eine der ersten Sammlungen in diesem Fache täglich

zu Gebore steht. Freylich hatte er hier schon an *Marquette* und *Natter* gute Vorgänger, aber auch die neuern Werke von *Bracci*, *Raspe*, *Eckhel* sind von ihm aufmerksam gebraucht, und manche Bemerkung aus ihnen, besonders in dem sehr fleißig ausgearbeiteten Verzeichnisse der Steinschneider, deren Namen wir auf Gemmen finden, von S. 33 — 47, kritisch benutzt worden. Nur zweymal sind wir hiebey angefoßen, da, wo S. 45. der durch *Stofch* und *Natter* bekannt gewordene Hund von *Cains* als ächt angeführt wird. Wir sind durch *Raspe's* scharfsinnige Vermuthungen zu *Tafel's Catalogue* p. 227. und *Preface* p. XXXIV ff. völlig überzeugt worden, daß *Natter*, der während seines Aufenthalts zu Florenz bey *Stofch* zuverlässig mehrere feiner Steine mit alten Namen schmückte, (Rec. erinnert sich darüber, vom verst. *Casanova* mehrere interessante Thatfachen gehört zu haben,) der wahre Meister dieses in seiner Art gewiß bewundernswürdigen Kunstwerkes gewesen sey; und daß der Vf. S. 48., wo von dem berühmten *cachet de Michel Ange* die Rede ist, nicht gradezu sagt, woron er doch als Kenner so gut wie andere überzeugt seyn muß, daß der gepriesene Stein ein neues, obgleich vortreffliches, Kunstwerk sey. Hr. v. *Murr* hat gezeigt, daß die Figuren, die auch auf den Plättföden von *Raphael* vorkommen, gewiß dort früher waren, als auf dem *Carniol*. Noch erlauben wir uns die Bemerkung, daß *Sigillarii* in der altrömischen Sprache nie Kaufleute mit Siegelringen und Gemmen bedeuteten, wie S. 21. gesagt wird. Wo das Wort in Inschriften vorkommt, z. B. *Gruteri* Inscrip. MXXXI, 3.; da bezeichnet es allezeit Künstler, die kleine Bronzfiguren (*sigilla*) verfertigen, wie auch schon *Reinisch* ad Inscrip. Cl. XI, 89. p. 644. angemerkt hat. Der Irrthum ist indess sehr gemein, und auch im Gesuerischen Thesaurus nicht vermieden.

Ein vorzüglich schätzenswerthes Stück dieser Einleitung ist die glyptographische Lithologie S. 8 — 18.; wo man die Resultate dessen, was die neuere Mineralogie in Verbindung mit antiquarischen Forschungen herausgebracht hat, ziemlich bey einander findet. Schade, daß Hr. M. die Lessingischen und Brückmannischen Schriften nur dem Namen nach kennt, und von des Hn. v. *Vettheims* kenntlichsten Bemerkungen noch gar nichts gehört hat. Wir glauben daher der guten Sache selbst keinen unwichtigen Dienst zu erzeigen, wenn wir Hn. M.'s Bemerkungen noch einer etwas genauern Prüfung unterwerfen. S. d. ist Hr. M. ungewis, ob das, was wir Sapphir nennen, der *Cyanos* der Alten oder *Beryllus aëroides* gewesen sey. Allein nach allen Kennzeichen bey *Plinius* gehört der *Cyanos* zu unserm *lapis lazuli*, und *Reiz* hat daher schon in seiner Vorrede zum *Museum Francianum* (wo, bey häufig zu erinnern, auf wenig Seiten die Resultate monatlicher Forschungen geliefert sind) p. XI. mit Recht festgesetzt, daß unser Sapphir der Alten *beryllus aëroides* gewesen sey, womit auch *Brückmann* über die Edelsteine S. 97. übereinstimmt. Sehr wahr ist die Bemerkung S. 10., daß das Wort *Smaragdus*

bey den Alten in einem weitfichtigeren Sinne als bey uns gebraucht, auch die Praser, grünen Krystalle, Jaspisse, Malachite u. s. w. umfaßt habe. Aber die größte Kürze hätte doch hier auch noch einen Winkel darüber gestattet, daß auch *Artesfacte* und grüne Glasflüsse so genannt wurden, wie denn z. B. die *Smaragdalen* im Tempel des *Herkules* zu *Tyros* (*Hierodot.* II, 44.) schwerlich etwas anders als hohle Glas cylinder gewesen seyn können, in welche man eine Lampe setzte. Vergl. *Larcher* T. III. p. 297. Man kennt ja den berühmten *Smaragd* im Kloster *Reichenau*. Hätte Hr. M. auf die Stellen der Alten vom *Pseudosmaragd* mehr Rücksicht nehmen, und damit *Vettheim* über einige Reformen in der Mineralogie S. 62 ff. vergleichen können; so wärte er wahrscheinlich nicht einmal gesagt haben: *les anciens connoissoient l'émeraude*, weil es trotz dem, was *Rome de l'Isle* und seine Nachbeter behaupten, immer sehr wahrscheinlich bleibt, daß unser *Smaragd* nur aus *Amerika*, freylich zuweilen über die *Philippinen*, komme, und daß die schönsten *Smaragde* der Alten, wie etwa der hohlgelassene für den *Myopon Nero*, nichts anders als unser *Aquamarin* gewesen sey. Sehr fein und richtig unterschieden ist das, was S. 11. über die Verwechslung des *Topas* und *Chrysoliths* erinnert wird. Der Satz, den unsere mineralogischen Alterthumskenner, z. B. *Reiz* Praef. ad *Museum Franc.* p. XI., *Brückmann* über die Edelsteine S. 116. (in dem *Bevträgen* drückt sich Br. schon beklammer aus) als unschulbar aufgestellt haben: *dafs, was die Alten Topas nennen, unser Chrysolith, und was sie Chrysolith nennen, unser Topas sey*, leider gewis die Einschränkung, die Hr. M. angegeben hat, und die v. *Born* in den Abhandlungen einer böhmischen Privatgesellschaft 1776. T. II. aus der Zusammenstellung der Griechen fast unwiderprechlich bewiesen hat. Was *Agatharchides*, *Strabo* u. s. w. *Topas* nennen, ist auch unser *Topas*. Nur die Römer machten hier Verwirrung. — Das *Lyncurium* der Alten war nicht, wie gewöhnlich behauptet und auch hier noch S. 12. wiederholt wird, unser *Hyacinth*, sondern weiter nichts, als ein rothgelber, durchsichtiger Bernstein, wie Hr. *Napoleon* in *Turin* in seinen *memorie sul Lincurio* (Rom, Fulgoni 1795.) neuerlich gezeigt hat. Auch Hr. v. *Vettheim* behauptet dies, und wir dürfen in seinen mineralogischen Schriften einer weitem Beweisführung entgegen sehen. — Gewis ist es, was S. 13. gesagt wird, daß die Alten den *Granat* mit dem *carbunculus* verwechselten; es hätte aber vielleicht noch bestimmter angemerkt werden können, daß ihr eigentlicher *Carbunculus* nichts anders als unser orientalischer *Rubini*, und was wir *Granat* nennen, durch *carbunculus nigritus rubens* auszudrücken sey (*f. Reiz* Praef. p. XI.) — S. 14. wo vom *Praser* und seiner Familie die Rede ist, ist wahrscheinlich durch einen Druckfehler grade der wesentlichste Name unter den depravirten Benennungen der Juweliere *prime d'entreade* ausgelassen, ohne welchen doch die ganze dort angeführte Bemerkung über die sogenannte *Smaragd*- und *Achatmutter* nichts hat, worauf sie sich bezieht. Oberhaupt wimmelt es

auch in diesem zweyten Stück von Druckfehlern, besonders in den griechischen Namen. So muß S. 11. statt *leuchryfos* gelesen werden: *leucochryfos*, statt *Melychryse* nach seiner Ableitung aus dem Griechischen *melichryse*. Auch könnne wir es nicht billigen, daß der Vf. mit seinen Landsleuten überall *Agathe* schreibt, worinn es auch viele deutsche Mineralogen den Frauenzen nachthut, da es doch bey den Alten *Agathe*, *Achat* heist.

Auch würden wir Bedenken tragen, die Behauptung gegen Mariette, daß die Alten sich nie des Demanttaubes bey der Steinschweidery bedient hätten, so bestimmt auszusprechen, als hier S. 19. geschehen ist. Freylich führen die *crustae* des Plinius, wie Lessing so scharfsinnig gezeigt hat, mehr auf Demantspitzen; allein schon Hr. Eschenburg (in Lessings Werken Th. XII. S. 272.) hat einige gegründete Bemerkungen dagegen gemacht, und die gemeinschaftliche Aussage mehrerer Steinschneider stimmt darin überein, daß ohne die Kenntniß des Demanttaubes die Alten, durchaus die hohe Vollkommenheit in ihren Gravuren nicht hätten erreichen können. Dieses hat neuerlich auch Hr. Raspe in seiner Vorrede zu Tassie's Catalogue p. XIV ff. durch seine Vermuthungen über die indischen Demantgruben zu bestätigen gesucht. Hätte Hr. M. bey der von S. 25 an gegebenen Geschichte der Steinschneiderkunst sich dieser Raspißchen Bemerkungen erinnert; so wäre vielleicht auch auf die neuerlich von Wilkins in Calcutta mitgetheilten uralten indischen Gemmen mit Sanskritcharakteren einige Rücksicht genommen, und so der Ursprung dieser Kunst ins obere Asien hinausgerückt worden.

Endlich dürften wir dem Vf. wohl auch noch mehr Sorgfalt in allen den Stellen empfehlen, wo Ableitungen und Erklärungen aus dem Griechischen vorkommen. Der Schlußsatz, wovon der Praef seinest Namen hat, heist im Griechischen nicht *παρὰ*, wie hier S. 14. gesagt wird, sondern *παρὰ*. Eben so bedeutet *παρὰ* *paederos*, die bekannte Benennung des Opals nicht *belte omme* u. *jeune gargon*, sondern *gargon* *beau comme l'amour*, wie es auch *Saunaisse* ad Solin. p. 399. a. F. sehr gut erklärt hat. *Argirodamas* muß der Ableitung nach *Argyrodamas* geschrieben werden, und gehört schwerlich zu den Opalen. Eher könnte er die weissen Marksitwürfel bezeichnen. *Σφαῖρα* heist nicht, wie hier S. 21. behauptet wird, der Ring überhaupt, sondern bloß der Kasten, worinn der Stein gefaßt ist, wie aus der Geschichte des Gyges bey Plato erhellet. S. *Ruhnken* ad Tim. Gloss. p. 244. ed. nov. und *Saunaisse* ad Script. Hist. Aug. T. II. p. 850. b.

Indessen können und dürfen diese Erinnerungen dem Werthe der Millioischen Einleitungen, die gewiss jeder Liebhaber mit Nutzen und Vergnügen lesen wird, keinen Eintrag thun. Wir glauben sie einem Verfasser schuldig zu seyn, der diesen in großer Eil entworfenen Grundlinien eine sorgfältigere Ausführung folgen lassen will, und dessen schon als fertig angekündigte Einleitung in die alte Numismatik wir mit Verlangen entgegen sehen.

LEZZIO, in d. Somnerischen Buchh.; Erklärung dunkler Fabeln und Traditionen des Alterthums von Adam, Seth, Henoch, Noah, Abraham, Joseph und Moses. Zur Erläuterung wichtiger Symbolen und geheimer Lehren früher und später Zeiten, und als Aufschluß über den Ursprung, (die) Natur und Fortpflanzung einer heiligen Wissenschaft, Schrift und Sprache unter den Stammvätern des Menschengeschlechts. 1794. 184 S. 8. (12 gr.)

Präherlich ist dieser Titel genug; aber die, welche noch hinter den alten Mythen, Hieroglyphen und Legenden große Entdeckungen ahnen, würden sich sehr betrogen, wenn sie die im Titel versprochenen Aufschlüsse in dem Buche aussuchen wollten. Eine Fabel der Kabbalisten wird durch eine andere eben so abgeschmackte, ein Symbol durch ein anderes eben so unverständliches, erklärt. So z. B. heist es, die kabbalistische Tradition von dem ersten Menschen: „er war groß von einem Ende der Welt bis zum andern,“ gehe nicht auf dessen Leibesstatur und Taille, sondern auf die Ausdehnung seiner Macht und den Umfang seiner Einicht, und heisse nichts anders, als Adam habe auf alle Dinge gewirkt, in dem göttlichen Lichte alle zehn Weltphasen übersehen, und die verborgensten Geheimnisse, die selbst Engel nicht begriffen, erkannt; — ferner, mag habe sich unter der hebräischen göttlichen Schrift, nicht hebräische Buchstaben zu denken, sondern lebendige Charaktere der Welt, *Tabulas rerum coelestium*, eine heilige Gotteschrift, die nach Aben Schadad, den Grund aller Dinge enthalte, und die Mutter aller Wissenschaft sey; — der Stab Moses wird für einen Zweig von jenem geheimnisvollen Baum des Weltalls erklärt, durch den Adam so viel erkannt und vermocht, und zu welchem er den Sprössling von dem Engel Razel, dem Minister Jehovahs, erhalten haben soll, und daß die Kabbalisten unter diesem heiligen Baum die göttliche Magie, im Gegenfatze der zweydeutigen, welche sie den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen nannten, verstanden hätten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. Januar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Poesie und Prose*, von G. A. v. Haften. 1789. 385 S. 2.

Da diese Sammlung schon seit einigen Jahren erschienen ist und dem Publicum deshalb hinlänglich bekannt seyn wird, auch fast alles, was sie enthält, in allgemein gelesebenen Zeitschriften vorher mitgetheilt war: so dürfen wir uns hier nur eine kurze Anzeige derselben erlauben, wiewohl diese nicht anders als rühmlich für sie seyn kann. Kaum wird irgend eine Klasse von Lesern sie ohne Genuß aus der Hand legen, da so mannichfaltige Gaben in ihr mit Anmuth dargeboten werden. Wer in den Liedern derselben Fülle der Empfindung vermisst, wird sich über den gefälligen Geist in den mehr didaktischen Gedichten freuen: wer sich von keinem Schwunge in den Poesien der höhern lyrischen Gattung gehoben fühlt, ergötzt sich vielleicht an dem angenehmen Ton in den epischen Erzählungen, die reich an schönen Stellen sind. Alle werden darin übereinkommen, daß ein edler, gebildeter Geist in dieser Sammlung herrscht; aber vielleicht auch darin, erstens: daß in den Gedichten, einige wenige ausgenommen, kein Strom der Verse, kein Fortschreiten der Rede und keine Ruhe der Diction sey; der poetische Geist des Vf. gleicht zu sehr einem Schmetterling, der fast immer flattert, und entschädigt uns dafür nicht genug durch die liebliche Leichtigkeit und das schöne Farbenpiel der Schmetterlinge: zweitens, daß in den epischen Stücken zwar keine Verhöfse der Unwissenheit in einzelnen Dingen gegen den Charakter eines Zeitalters vorkommen, aber dennoch ein gewisser allgemeiner und moderner Geist über das ganze Gemälde fährt, und alle Züge in einander laufen läßt, daß wir weder die Individualität des Zeitalters noch einzelner Figuren genugsam erkennen. Daher entsteht dann, daß diese Poesien, wiewohl man ihnen viele Schönheiten durchaus nicht abprechen kann, im Ganzen uns zu unsern eignen Verwunderung kalt lassen. Uneingeschränkter Beyfall wird man dagegen einigen prosaischen Aufsätzen geben, in welchen der denkende Kopf des Vf. auf eine feine und höchst anmuthige Weise uns unterhält. So hat Rec. einen von ihnen, „der unsterbliche Jakob“ überschrieben, wiederholt mit Vergnügen gelesen. „Heil euch, ihr edlen Britten (so beginnt er), daß ihr das Andenken eures großen Pitts so ehrenvoll der Nachwelt überliefert! rief ich voll Entzücken, als ich die Nachricht in den Blättern las. Berühmt, unsterblich seyn, bey der Nachwelt leben, A. L. Z. 1797. Erster Band.

war von Anbeginn das Ziel menschlicher Wünsche, und wird es auch bleiben.“ Den Gedanken, welche hiedurch erweckt wurden, und sich mit den Worten endigten, „auch Pitts Monument wird einst dahin sinken; wird auch die Zeit den Ruhm des Patrioten verlöschen?“ hing der Vf. nach auf einer Reise, als er sich gerade unweit Minden in der sogenannten westphälischen Pforte fand. Er erstigt die eine Säule derselben, welche der Jakobsberg hieß, und auf welcher ein bejahrter preussischer Feldwebel sich vor wenig Jahren angebaut hatte. „Der Greis mit dem silbernen Haar hatte so was herzlich Gutes im Gesicht, daß man ihn bey dem ersten Anblick liebgewinnen mußte. Vierzig Jahre lang hatte er seinem Könige gedient, und den blutigsten Treßsen beygewohnt. Er ward warm und stand auf, als er meine Theilnehmung an seinen Erzählungen merkte: „Sehen Sie da jenes Bäumchen an Abhang des Felsens! Ich pflanzte es bey dem Ausbruch des jetzigen Krieges. Sey mir ein Zeichen, sagt ich, als ich es pflanzte, ob Friedrichs Waffen glücklich seyn werden! Wie herrlich nun das Bäumchen grünet! Freuen Sie sich mit mir, mein König wird siegen. Wollte Gott! ich könnte noch seiner Fahne folgen, und für ihn sechten! Doch für ihn beten kann ich noch. Und das will ich von dieser Felsenhöhle thun, so lange mir mein Gott das Leben fristet.“ — Wirklich konnte der edle Mann nicht leicht einen herrlicheren Aufenthalt, einen würdigeren Betatler wählen o. f. w. — Der Anblick von dem schon bereiteten Grabe des alten Bergbewohners führt wieder zu Gedanken an Ruhm und Unsterblichkeit. „Du hast dem Berge den Namen gegeben; du bist unsterblich und lebst, so lange der Berg steht; hast ohne Abßicht das Ziel erreicht, wozu so viele vergänglich trachten!“ — Auf eine überraschende Weise führt der Besuch des Reisenden auf der andern Säule der westphälischen Pforte uns wieder zu dem Haupttheils dieses Aufsatzes. „Besonders vergnügte mich oben das Echo, welches vortreflich wiederhallt, wenn man die rechte Stellung zu nehmen weiß. Es ist wehrlich mit dem Ruhm bey den Zeitgenossen, wie mit dem Echo. Trifft eine die rechte Stellung und ist der Geist des Zeitalters darnach gestimmt, so erschallt sein Ruhm laut umher, wenn er nur den Mund aufthut; aber freylich verhallt solch ein Ruhm dann auch, wie das Echo.“ — Der ganze schöne Aufsatz wird durch große Gedanken am Schlusse gekrönt, durch welche die streitenden Empfindungen, welche durch die vorhergehenden Betrachtungen in uns rege geworden, in Harmonie aufgelöst werden. „Eret ist euer Bemühe, ihr Sterbliche! den Edlen un-

ter euch diese Unsterblichkeit (die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke, ist des Schweifes der Edlen werth. Klopstock) durch Monumente zu verschern. Lector, si monumentum requiris, circumspice! Dies ist das Epitaphium Chr. Wren's in der Paulskirche zu London, und mit Recht wird die Inschrift bewundert. Wren war der Baumeister der Kirche. Die ganze Kirche, ruft er uns zu, ist mein Mausoleum. So erhält sich ohne Aufhören aus den maalflosen Gräbern der Weisen dieser Erden die feyerliche Stimme: „unsterblich ist die Welt! — Verewigter Winkelmann! Du konntest ausrufen: „ein einziger Augenblick von Selbstzufriedenheit ist besser, als die ganze Unsterblichkeit bey der Nachwelt! Aber was war es, das dir so hohe Zufriedenheit ins Herz strömte? — Vorgefühl dieser Unsterblichkeit.“

So wie der „unsterbliche Jakob“ vor der übrigen Prosa, verdient das erzählende Gedicht „Adelheid von Burgund“ vor den andern Poesien den Vorzug. Der Stoff ist glücklich gewählt. Eine junge schöne Königin, welche Krone und Freyheit verliert, weil sie die Mörder ihres Gemahls mit Abscheu von sich rußt, welche auf eine romantische Art befreit wird und durch ihre Verbindung mit ihrem Verteidiger Italien und Deutschland wieder vereinigt, ist ein Gegenstand, welcher unser Mitleiden und unsre ganze Aufmerksamkeit erregt. Auf eine Weise, welche den denkenden Dichter vertritt, ist diesen schönen Stoffe noch ein höheres Interesse dadurch gegeben, daß er durch die Einkleidung mit der frühsten Jugend Adelheids in Verbindung gebracht wird. Die ganze Erzählung wird nämlich einem Landsmann und Jugendfreund der Königin in den Mund gelegt, der aber selbst eine große Rolle bey der eigentlichen Handlung spielte, indem er die edle Gefangene aus dem Thurm am Gardasee befreite. Der Charakter, welcher ihm deshalb gegeben, die Verhältnisse, in welche er deshalb versetzt werden mußte, verbreiten ein sanftes wehmüthiges Abendroth über das ganze Gemälde, welches um so wohlthätiger ist, da der Leser dadurch schon früh die Stimmung erhalten kann, die ihm Theilnahme für alle kommende Scenen nothwendig machte. Allein gerade bey diesem Gedichte wird man vorzüglich durch den oben bemerkten Fehler gestört, daß alle Figuren entweder bloß dämmernd vor uns vorbeigehn und deshalb nicht interessieren, oder dem Zeitalter, welchem sie angehören, durch eine gewisse moderne Empfindsamkeit durchaus widersprechen. In der folgenden Stelle sind hiervon schwächere Spuren, als in dem übrigen Gedicht, und dennoch werden ihre Schönheiten es uns nicht ganz verbergen, daß wir solche Töne mit einem solchen Zeitalter, als uns die ganze Handlung und alle Situationen schildern, nicht gut in Uebereinstimmung bringen können. — So beginnt der Retter Adelheids den zweyten Gesang gegen einen wandernden Jüngling:

Klägst du der Nachtigall nach? Froh, spiegle sie neben
dem Gatten;
Da ersch sie der Sperber und zie mit mordendem Stöße

Ihn von der Seise des Weibes. Die Schüchternen stoh in
den niedern,
Bläuenbeschnittenen Acaciabusch, und schmelzende Töne
Füllen des nachlichen Hain, daßs mit ihr trauern die
Schwestern.

Jüngling singst du ihr nach? — Und ha! mit bebender
Lippe

Sing' ich, was Adelheid sang? — Ich will! — Es wehet,
es wehet
Ueber mich himmlischer Geist und hebt die sinkenden
Kräfte.

„Wehl mir!“ so sprach sie, so sang sie: „es war
der edelste Vater,
Welcher das Leben mir gab; und edle Geburt ist ein
Kleinod,

Das, wie ein Feengeschenk, uns hohes freudiges Sinnes
Führt durchs Leben der Erd.“ —

Erlaubte es uns der Raum, so würden wir noch einige Stellen mittheilen, aus welchen noch mehr, als aus dieser erhellen möchte, daß der Vt., welcher immer um Wohl laut und Reinigkeit der Sprache bemüht ist, auch auf den Hexameter eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt verwandt hat. Nur würde diese schönere belohnt seyn, wenn nicht jener bemerkte Mangel an einem gewissen Fortschreiten der Rede dem Baue des Hexameters am meisten schadete. Auch ist ihm der erstaunliche Ueberfluß an Ausrufungspartikeln, welchen Hr. v. H. überhaupt besitzt, und wodurch er der Lebsaftigkeit mehr schadet, als aufhilt, gewis nicht vorthellhaft gewesen.

Wir bleiben gern der Sitte getreu, uns nur bey dem Vorzüglichsten einer Sammlung, die in so mancher Hinsicht Lob verdient, zu verweilen, und deshalb erwähnen wir unter den epischen Gedichten derselben an ungeraten der Nachbildung des alten Gedichtes vom Ritter Twein. Wenn man sich so sehr von allen Fesseln der Sylbenmaasse befreit, als hier geschehn ist, so muß man den süßesten Wohl laut der Sprache, die lieblichste Diction dagegen anbieten: wenn man sich Digressionen in einer solchen Erzählung erlaubt, so müssen sie unerschöpflich reich an Laune und Phantasie und Gedanken seyn: wenn man einen solchen romantischen Flug wagt, so muß man sich von einer magischen Schwungkraft schöpferischen Geistes gehoben fühlen. Keiner dieser Forderungen ist hier ein Genüge geleistet, und nur die gute Abwechselung zwischen dem Ton des erzählenden Gedichtes und dem mehr lyrischen Balladentacte scheint uns ein hervorleuchtender Vorzug dieses Versuches zu seyn. Was bey einem solchen Schriftsteller selten ist, wir treffen hier sogar auf Geschmackslosigkeit: S. 260.

sie jauchzen laut und ha!
Gleich stößt ihr Schifflein an der Klippe
Der Crisis.
Dir Wieland, dir bin ich oft nah.
Oft häng' ich sech an deiner Lippe;

*Oft sehr ich mich, wie nach der Krippe
Sich sehnt das Rost, nach Weinan kin.
Denn jedes Korn der großen Beute,
Das deine Hand so mild mir streute,
War für den Dürrenden Gewinn.*

Wenn es wirklich so stand mit dem VL: so hätte er nicht den Hippogryphen zu der weiten Reise in das alte romantische Land, für welche man viel Vorrath haben muß, beistehen sollen. Er tröste sich aber mit dem Gedanken, daß nach Wieland sich noch keiner mit einem Glücke, welches die Mufen als ein solches anerkennen werden, wenn auch das Publicum darüber gejauchzt, auf diese Reise wagte.

Oden, Lieder, Idyllen, größere musikalische Gedichte, Balladen, Epigramme, kurz, alles wofür man nur einen Namen hat, um es den Mufen abzufordern, macht diese Sammlung zu dem mannichfaltigsten Blumenbeete. Nirgends findet man freylich einen selbstständigen Dichtercharakter und auch dem scharfsinnigsten Kritiker möchte nach der Lektüre dieser Poesie und Prose es nicht gelingen, ein neues Product dieses Dichters als ein Kind desselben zu erkennen; aber dies thut uns nicht in unser Hoffnung, von einer Fortsetzung dieser Sammlung uns manchen Genuß zu versprechen. Vielleicht finden wir dann auch, daß der VL. Eine Klasse der Poesie und wir wünschen noch mehr der Prosa, zum wahren Studium gemacht hat. Sicher hat nichts seiner Vervollkommenung mehr geschadet, als dieses Umherschwärmen nach Genüssen aller Art: wie will man andern einen Gegenstand zu ihrer Befriedigung darstellen, an welchem man selbst nur vorbeystreift?

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn u. Comp.: *Fantasiemalder*, von Karl Reclin. 1795. 264 S. 8.

Rec. müßte sich sehr irren, wenn diese Fantasiemalder nicht eine angenehme Erscheinung für die Lesewelt seyn sollten. Unter diesem Titel, über welchen wir mit dem VL. nicht rechten wollen, weil er ihn selbst mit der Verlegenheit entschuldigt, worin sich ein Schriftsteller in unsern raffinierten Zeiten bey der Wahl eines Titels befindet, erhalten wir nämlich einige historische Gedichte, deren Scene entweder in der deutschen Vorwelt oder doch in fernen Ländern und Zeiten ist. Wie sollten Ueberschriften, wie die *Geistburg*, *Ludbert und Druda*, oder *Pan und die Nymphe*, *Venus und Anchises*, oder der *Magier, Mithradat*

Mioldcar aus Toumba's Heldenstamm,
Zog hin, sein Volk vom Joche zu befreien.
Die erste Schlacht entschied. Er stand mit seinen Treuen
Im Feindesstrom, ein kühner Felsendamm.

nicht Leser in unsern Zeiten anlocken? Ziemlich fließende Verse, eine Sprache, der es nicht an Leichtigkeit fehlt, eine Behandlung des Stoffes, der man gewisse schmeichelnde Vorzüge nicht absprechen kann, und vor allen Dingen die vielen so beagliche gol-

dene Mittelmäßigkeit in diesen Erzählungen werden das Interesse der Neugierde und einer wollüstigen Sinnlichkeit noch erhöhen. Uebrigens ist es bey kleineren historischen Gedichten leichter, als bey allen übrigen Gattungen der Poesie, sich und andre in Hinsicht auf Beruf zur Dichtkunst zu täuschen. So viel Bildung erhält man in unsern Tagen ohne Mühe, daß man eine Geschichte zur Befriedigung der meisten Zuhörer erfinden oder nachzählen kann, so viel Geschicklichkeit in dem mechanischen der Poesie, so viel Reichtum an Bildern und poetischem Zierrath aller Art ohne große Anstrengung, daß man die Figuren der Erzählung mit einem täuschenden Glanz zu umgeben weis. Glaubt aber nicht der größte Theil der Lesewelt, daß dies genug sey, um als Dichter gelten zu können? Wir wüßten nichts beßers zum Lobe des VL. dieser Versuche zu sagen, als daß er selbst gesteht, nur im *Rausche jugendlicher Eitelkeit* auf den Namen eines Poeten Anspruch gemacht zu haben. Dies ist wahrhaftig sehr viel, da er so manches Talent, so manche Geschicklichkeit besitzt, die ihn zu einer fortdauernden Annahme der Art hatte verführen können.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Papiere aus den Archiven der Vorzeit*. I. Raubgraf Albert. II. Der Meinid; ein Märchen. III. Minna von Rudelsburg. 1795. 270 S. 8.

Der Titel sagt hinlänglich, was der Leser in dem Buche finden werde. Albert und Minna sind in Prose, der Meinid ist in Versen geschrieben. Diese Papiere empfehlen sich allenfalls dadurch, daß in ihnen keine wilde Rittersprache haftet, und daß in den Erzählungen durch unerwartete Katastrophen für genügsame Unterhaltung romantischer Seelen gesorgt ist. Sonst sind sich bekanntlich alle Rittergeschichten einander ähnlich. Irrende Ritter, küssige Fräulein, in Wonnezuckungen sterbende Unschuld, erzeugte Buben, gekränkte Liebe, Mord und Rache und dazwischen Burgen, Räuberbanden u. dgl., das sind die Würfel, die so oder anders zusammengeworfen immer eine neue Zahl herausgeben. Von den Versen, die im graufendlichen Ritterromanzentone geschrieben sind, läßt sich nichts weiter sagen, als daß sie dem ritterlustigen Leser zur Abwechslung wohl gefallen werden.

KINDERSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fleischer d. Jüngern: *Lesematerialien zum Gebrauch für Schulen*. Erstes Bändchen. 1796. 234 S. 8. (12 gr.)

2) HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Materialien zu unmittelbaren Verstandesübungen in Volkskenntnis*, von J. C. Müller, Lehrer am Waisenhaus in Altona. 1797. XV u. 245 S. 8 gr. 8.

Beide Schriften sind zur Beförderung der Verstandesübungen bestimmt, aber jede auf ihre Weise. Der Gg 2

Vf. der *Lesematerialien*, Hr. *Fauser*, Lehrer am Elisebäum in Breslau, hat sich schon in seinen *Beiträgen zur Kritik des Schulunterrichts* über die Lesübungen auf Schulen S. 144 ff. erklärt, und macht hier den Anfang zu einem vollständigen und wohlgeordneten Magazin von Vorlesstoffen. Das Bündchen enthält: 1) Aufsätze aus der Erd-, Völker- und Länderkunde, nämlich *de Luc* Reise auf den Gletscher *Buet* in Savoyen; Auszug aus *Blighs* Bericht von dem Aufbruch am Bord des Schiffes *Bounty* und von seiner Reise von *Tofoa* nach *Timor*; *Falconbridges* Nachricht vom Sklavenhandel; Untergang von *Wegis* und *Plurs* durch einen Bergfall; Geschichte eines Schatzgrabers und einer Schatzgräberin. 2) Aus der Naturbeschreibung: die Fledermaus; der Goldadler; der edle Falke; der Rabe. 3) Erzählungen und Fabeln. Im Ganzen setzen diese Materialien einen mündlichen Lehrer voraus, der sie erläutere und zu Unterredungen mit jungen Leuten benutze. Gebildete Jünglinge werden sie auch für sich mit Nutzen lesen.

Obgleich jeder Unterricht zur Bildung des Verstandes geschickt seyn muß: so sieht es doch der Vf. von Nr. 2. mit Recht für zweckmäßig an, eigne Stunden solchen Unterredungen zu widmen, welche rich-

tiges Denken der Schüler zur Hauptabsicht haben. Aus einem solchen Unterricht entsänden diese Materialien, welche als eine Art von *Kinderlogik* anzusehen sind, wie sie *Moritz* nur mit mehr Vollständigkeit und nach einem mehr systematischen Zuschnitt geliefert hat. Um uns deutlicher zu machen, geben wir die Einrichtung noch bestimmter an. Der erste Abschnitt enthält die einfachsten Verstandesübungen, eine Menge sinnlicher Gegenstände, die in eine Klasse gehören, aufzuzählen; einige Eigenschaften und Veränderungen, wie auch den wichtigsten Nutzen derselben anzugeben. Im zweyten Abschnitt werden Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten oder Verschiedenheiten der Dinge aufgesucht; der dritte Abschnitt lehrt an gegebenen Beyspielen die Ursachen und Wirkungen der Dinge auffinden und von einander unterscheiden. Der Vf. geht den richtigen Weg der Natur. Er geht von Anschauungen aus; läßt aus ihnen Begriffe bilden; leitet zur Zusammenfassung mehrerer Begriffe, also zu Urtheilen, und zuletzt aus Urtheilen zu unmittelbaren oder Verstandeschlüssen. Seine Sphäre ist natürlich die Sinnenwelt. Eigentliche Vernunftübungen könnten in einem zweyten Theile nachfolgen. Der vom Vf. gesammelte Stoff kann allerdings dem Lehrer den Unterricht der Art sehr erleichtern.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magazin vorzüglich für Männer*
Abdrücke von Kupferstichen und Figuren, der Hn. Chodowicki (Chodowiecki) Gutenberg, Kohl, Künster u. a. beliebter Meister. Zum Nutzen junger Künstler (!) und zur Bequemlichkeit der Sammler und (!!) Liebhaber herausgegeben von C. Lang. 1796. 10 Bb. gr. 8. (22 gr.) Unter diesem Titel sucht C. L. wahrscheinlich die Kupferabdrücke von verlegenen Almanachen etc. noch an den Mann zu bringen. Dafs er sie zu verkaufen sucht kann ihm Niemand verargen; aber die Art, wie er dies bey allen seinen marktschreyerischen Thats. thut, verräth kein feines Gefühl für Bescheidenheit und Anstand. Nr. 1. Glück der Liebe, das Beste im Hefte und häusliches Glück v. Chodowiecki, sollen die übrigen Abdrücke, welche allmählig schlechter werden, wahrscheinlich verkaufen helfen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Holte, b. Händel: *Das Schachspiel mit historischen Bemerkungen* erläutert und zum Gebrauch sowohl für Anfänger als geübtere Freunde desselben ausgearbeitet von H. E. Andri. 1796. 61 S. 8. — Dafs das Schachspiel zwey gegen einander handelnde morgenländische Heere vorstelle, ist eine längst bekannte Sache, und es verräth eine seltene Unwissenheit und Selbstgenügsamkeit des Vf. wenn er wähnt, der erste zu seyn, der seine Landeute darauf aufmerksam mache. Was für ein Held unter Vf. im Schachspiel seyn mußte, laßt sich daraus ersehen, dafs er nicht begreifen kann, wie man das Schach durch Briefe spiele, dafs er voller Erstaunen ist, dafs Philidor vier bis fünf Züge voraussehen, und dafs er glaubt, gute Schachspieler würden am Ende nicht

auf bloße Bauern reducirt. Eine Menge der interessantesten Spiele bey Philidor endigen sich mit einem einzigen übrig, gebliebenen Bauern. Nach dem gemeinen Gebrauch der besten Spieler und Philidors selbst verwandelt sich ein bis ans Ende des Bretts avancirter Bauer nicht in den Officier desjenigen Feldes, worauf er gerückt, sondern in denjenigen, den der Spieler verlangt. Der Vf. müßte die Philidorschen Spiele gar nicht durchgespielt haben; sonst hätte er auch nicht behaupten können, dafs sich derselbe nicht darüber erkläre, ob der feindliche König aller Seine bereits werden dürfe. Wie oft wird in seinen Spielen noch fortgesetzt. Der Vf. will, man müsse einem König 2 Officier und 3 Bauern zu seiner Vertheidigung lassen. Wer behaupten kann, dafs die Franzosen ungeschickte und ununterworfene Schachspieler seyen, der muß freylich nicht wissen, dafs Philidor selbst von Geburt ein Franzose war, und dafs man auf dem *Casé de la Regence* zu Paris die größten Meister gefunden, deren gesammelte im Druck herausgegebene und von Nicolai in Berlin überleszte Spiele (*die Kunst im Schachspiel ein Meister zu werden*) mit den Philidorschen weitefern. Uebrigens wird uns der Vf. nicht zurufen, ihm das Ammenmärchen von Erfindung des Schachspiels bey Gelegenheit eines Kriegs des persischen Schach Nachwanz mit seinem Sohn zu glauben. Die einzige dem Liebhaber nicht ganz unwillkommene Notiz in dem ganzen Buche möchte diese seyn, dafs der französische Nationalconvent die Terminologie des Schachspiels dahin abgeändert, dafs der König *le dauphin*, die Königin *l'edouard*, die Springer *les dragons*, die Thurneier *casans*, die Läufer *les voltairiers* und die Bauern *lincentruppen* heißen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Januar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BERTIN, b. Pauli: *Allgemeine Gerichtsordnung für die Preussischen Staaten*. Zweyter und dritter Theil; mit angehängtem allgemeinen Registratur- und Cancelliregiment für sämtliche Landesjustizkollegien. 1795. 361 S. unter fortlaufender Seitenzahl. gr. 8.

Die beiden letzten Theile der Gerichtsordnung setzen dem großen Werke der Preussischen Gesetzgebung, in so fern sie die Form des Civilgerichtsverfahrens zum Gegenstande hat, die Krone auf; und es wird nunmehr nur noch die Criminalgerichtsordnung erwartet.

Der zweyte Theil: von dem gerichtlichen Verfahren in nicht streitigen Angelegenheiten, enthält theils solche Vorschriften, an denen es vorher gänzlich fehlte, z. B. Tit. 3. §. 4. u. d. f. theils Vorschriften des allgemeinen Landrechts, des Erbschaftsedikts v. J. 1765. u. d. gl. Er besteht aus sechs Titeln. Der erste derselben hat die Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit überhaupt zum Gegenstande. Nach dem Begriff solcher Handlungen folgt die Eintheilung derselben, in solche, die A) nothwendig gerichtlich, und zwar 1) vor dem Richter der Sache, 2) vor Seegerichten, 3) vor dem ordentlichen persönlichen Richter, 4) vor dem Obergerichte der Provinz vollzogen werden müssen, oder 5) überhaupt nur eine gerichtliche Vollziehung erfordern, den Parteyen aber die Wahl lassen, an welches gehörig besetzte Gericht sie sich deshalb wenden wollen; B) in solche Handlungen, die entweder gerichtlich oder vor einem Justizcommissarius als Notarius (dies scheint dem Rec. richtiger gesagt, denn als Justizcommissarius und Notarius, wie die Gerichtsordnung sich ausdrückt,) vollzogen werden müssen; und endlich C) solche, in Ansehung welcher es bloß von dem Gutbefinden der Parteyen abhängt, in wiefern sie dieselben bloß außergerichtlich vornehmen, oder sich dabey, mehrerer Gewisheit und Feyerlichkeit halber, des richterlichen, oder des Amts eines Justizcommissarii als Notarii bedienen wollen. Diese Eintheilung der Handlungen freywilliger Gerichtsbarkeit in Rücksicht der Art und Weise ihrer Vollziehung beruht auf den Vorschriften des allg. Landrechts, welches hier bey jeder einzelnen Disposition allegirt ist. Dafs solche Handlungen, welche die Veräußerung, Verpfändung oder Belastung eines Grundstücks, oder einer andern zur Eintragung in das Hypothekebuch qualificirten unbeweglichen Sache, unter gewissen nähern Bestimmungen, vor

A. L. Z. 1797. Erster Band.

dem Richter der Sache entweder vollzogen, oder doch bey denselben oder der Hypothekebuchbehörde verlanbartet werden müssen, ist eine sehr zweckmäßige, mit unter sogar unumgänglich nothwendige Disposition. Allein bey den unter Lit. A. No. IV und V, und Lit. B. gemachten Unterschieden scheint uns doch manches bloß willkürlich bestimmt zu seyn. So z. B. leuchtet uns nicht ein, warum *Schenkungsverträge* (der Zusatz: „wenn sie die Kraft und Wirklichkeit der gerichtlichen haben sollen“ scheint nöthig zu seyn, da nach der Disposition des allg. Landrechts außergerichtliche Schenkungsverträge gar keine Kraft und Wirklichkeit haben,) vor jedem gehörig besetzten Gerichte sollen vollzogen werden können, und nicht eben so gut als *Verträge über künftige Versorgungsgeelder* vor dem ordentlichen persönlichen Richter vollzogen werden müssen. Der Grund, warum alle Schenkungsverträge (ist bestimmter als: Schenkungen) wenn sie verbindliche Kraft haben sollen, gerichtlich errichtet werden sollen, besteht nach Tit. 3. §. 17. darinn: „dafs „Leichtsin und unbefonnene Uebereilungen möglich verhütet werden,“ und deshalb soll „der Richter bey „Aufnahme eines solchen Vertrages diesen Gesichtspunkt besonders vor Augen haben“ und „die ihm „bekannten, persönlichen, Familien- und Vermögensumstände des Geschenkgebers mit den Verhältnissen, in welchen sich derselbe gegen den Geschenknehmer „beziehen,“ vergleichen. Dies kann, der Natur der Sache nach, nur durch den persönlichen Richter des Geschenkgebers zweckmäßig geschehen. Auch verordnet das A. L. R., Th. II. Tit. 17. §. 58. dafs „Schenkungen, wenn dieselben die Kraft der gerichtlichen „haben sollen, vor dem ordentlichen Richter des Geschenkgebers vollzogen werden müssen.“ Rec. sieht daher nicht ein, warum dieser Disposition durch die Gerichtsordnung derogirt worden ist. — Der hier gemachte Unterschied zwischen denjenigen Handlungen, welche nothwendig vor irgend einem Gerichte, und denjenigen, welche vor einem Gerichte oder vor einem Justizcommissarius als Notarius vollzogen werden müssen, scheint ebenfalls nicht wesentlich zu seyn. Wir geben hiebey nur das zu überlegen, dafs hiernach diejenigen unter den Justizcommissarien, welche zugleich Gerichte verwalten, eben diejenigen Handlungen, welche sie, als Gerichtshalter, gültig vornehmen dürfen, als Notarii, (da sie doch dieselben Menschen sind,) nicht vornehmen können. Dies läßt sich bey Handlungen, welche einen persönlichen Richter oder einen Richter der Sache erfordern, sehr gut rechtfertigen; aber bey Handlungen, welche vor jedem Gerichte vollzogen werden können, ist kein erheb-

II h

Digitized by Google

licher Grund dieses in Einer und eben derselben Person angenommenen Unterschiedes abzuleiten. — Der zweite Titel handelt: von dem Verfahren bey den Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit; der dritte: von dem Verfahren bey Aufnehmung und Bestätigung der Verträge und anderer Verhandlungen unter Lebendigen; der vierte: von dem Verfahren bey Aufnehmung der Testamente und anderer letztwilligen Verordnungen; — der fünfte: von dem Verfahren bey Siegelungen und Inventuren in Sterbefällen; — der sechste: von dem Verfahren bey Aufnehmung gerichtlicher Taxen. Alle diese Titel enthalten sehr zweckmäßige und vollständige Vorschriften.

Der dritte Theil der allgemeinen Gerichtsordnung (von den Pflichten der bey der Justiz angestellten Personen) ist, jedoch mit verschiedenen Abänderungen und Zusätzen, der dritte Theil der ältern *Proceßordnung* oder des *Corporis Juris Fridericiani*. Die Folge der Titel ist ganz beygehalten. — Einige der darinn enthaltenen Vorschriften werden, genau befolgt! einen außerordentlichen Einfluß auf die Rechtspflege haben; z. B. (Tit. 1. §. 11.) daß, auch bey *Ubergewichten*, öftmahlige Justizvisitationen gehalten werden sollen; — daß, (nach §. 41. a. a. O.) der Regel nach, keine Instructionstermine auf den Vormittag eines Sessionstags angesetzt werden dürfen; (welche Vorschrift mancher in diesem Titel: von den Landesjustizcollegien überhaupt vielleicht nicht, sondern eher in demjenigen Titel des ersten Theils der Gerichtsordnung, welcher von *Anberaumung der Termine* handelt, suchen möchte) — daß (nach Tit. 3. §. 12 und §. 19.) die Mitglieder der Landesjustizcollegien sich mit Beforgung der Privat- und außergerichtlichen Angelegenheiten der Parteyen, mit Consuliren in Processfachen, wenn selbige gleich bey andern Gerichten schweben, oder mit andern dergleichen zerstreuten Nebengeschäften nicht abgeben sollen. Indessen wird man auf die genaue Befolgung dieser Vorschrift erst dann mit vollem Nachdruck halten können, wenn alle Gehalte, — die bey den mehrtheils Landesjustizcollegien zur Zeit sehr ökonomisch zugemessen sind, — hinreichen, gegen Nahrungsforgen sicher zu stellen. Noch bemerken wir, daß der hierauf sich beziehende §. 10. zu einer Mißdeutung Anlaß geben könnte. Er lautet nämlich folgendergestalt: „da die Räthe der Justizcollegien ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit einer treuen und prompten Beforgung ihrer Amtsgeschäfte zu widmen schuldig sind, und zu dem Ende, *dareingekends* mit auskömmlichen Salariis versorgt werden sollen: so müssen sie ohne Genehmigung des Präsidenten, und ohne Erlaubniß des Chefs der Justiz, keine Nebenbedienungen annehmen; viel weniger sich mit Beforgung der Privat- und außergerichtlichen Angelegenheiten der Parteyen abgeben.“ Der Sinn dieser Vorschrift ist gewis der, daß die Räthe Nebenbedienungen nur unter gewissen Einschränkungen annehmen; nicht Consuliren sich aber ohne Einschränkung gar nicht abgeben dürfen. Der Periodenbau des §. läßt es aber zweifelhaft: ob nicht auch dies

letztere den Räthen, wenn der Präsident es genehmigt, und der Chef der Justiz es erlaubt, zugelassen werden könne. — Die §§. 35. 36. Tit. 3. enthalten folgende goldne Regeln für Instruenten, „Eine sorgfältige Vorbereitung zur Instruction, und zu jedem abzuhaltenden Termine, vornehmlich aber auch zur Regulierung des *Status causae et controversiae*, ist eine Hauptpflicht des Instruenten. Er muß daher, besonders im Fortgange der Instruction, den Termin niemals eröffnen, ohne sich vorher aus den frühern Verhandlungen den Zusammenhang der Sache, so weit er bisher entwickelt ist, wiederum in das Gedächtnis zurück zu rufen, und wohl zu überlegen, wie nun, dem entworfen Plane gemäß, darinn weiter fortzuführen, und worauf es in dem abzuhaltenden Termine eigentlich aufkommen werde. Zu dieser Vorbereitung gehört es auch, daß der Instruent, vornehmlich wenn von Geschäften, die nicht alle Tage vorkommen, die Rede ist, die Theorie der ein solches Geschäft bestimmenden gesetzlichen Vorschriften sorgfältig recapitulire, und sich stets gegenwärtig erhalte; damit er immer im Staude sey, sogleich zu bemerken und zu beurtheilen: was von dem mancherley Thatsachen und Umständen, welche von den Parteyen vorgebracht worden, wirklich zur Sache gehöre, oder auf die künftige Entscheidung derselben Einfluß haben könne, und daher näher aufgenommen und erörtert werden müsse.“ — So auch, für Decernenten, §. 42. a. a. O.: „Die Räthe müssen vor allen Dingen die ihnen vor jeder Session zugestellten Memorialien, Protocolle, und Anzeigen fleißig lesen: deren Inhalt mit den etwa schon vorhin in der Sache verhandelten Acten sorgfältig vergleichen; sich dadurch von dem eigentlichen Gegenstände und den Gründen des Gesuchs oder Antrags richtige und vollständige Kenntniß verschaffen; dieselben nach den Vorschriften der Gesetze prüfen und beurtheilen; und sich also zum Vortrage im Collegio selbst gehörig vorbereiten.“ — Auch die Vorschrift wegen Prüfung der Candidaten ist sehr zweckmäßig: „Es darf dieselbe“ — heist es §. 3. Tit. 4. — „nur darauf gerichtet werden: ob der Candidat gute natürliche Fähigkeiten, und eine gesunde Beurtheilungskraft besitze, und ob er in der Theorie der Rechtsgelehrsamkeit gründliche und zusammenhängende Kenntnisse erwerben habe. Die Examina müssen übrigens nicht allen Räthen, ohne Unterschied und nach der Reihe, aufgetragen werden; sondern der Präsident muß dazu ein oder zwey Mitglieder des Collegii, welche, außer den nöthigen Kenntnissen, zugleich die zu einem solchen Geschäfte erforderlichen Naturgaben besitzen, aussuchen, und dieselben dem Grosskanzler als beständige Examinatoren bey dem Collegio vorschlagen.“ — Der §. 5. a. a. O. enthält eine von der ältern Proceßordnung abweichende Verordnung: daß, nämlich, die Landesjustizcollegien die Ansetzung und Verpflichtung der *Auscultatoren*, ohne besondere Approbation vom Hofe, verfügen können. — Nach §. 16. sollen in Fällen, wo Parteyen die Zuordnung von Rechtsbefindenden bey dem Colle-

giö nachsuchen, oder ihnen dergleichen *ex officio* beygegeben werden müssen, solchen Parteyen *Referendarien* als Assistenten zugeordnet werden. Diese Disposition ist zur Bildung besonders derjenigen *Referendarien*, welche *Justizcommissarien* werden wollen, (was mancher, der während seines *Lehrlingshandes* als *Referendarius* auf den *Justizcommissarius* als auf ein seiner Meynung nach sehr untergeordnetes Wesen herabsieht, in der Folge herzlich gern werden möchte) sehr zweckmässig, und hat noch nebenher das Gute, daß *Justizcommissarien* selbst, in so fern sie nicht etwa als *Armenfachwalter* besoldet sind, nicht befragen dürfen, mit *Armenfachen* belästigt zu werden. — Mit der uneingeschränkten Voraussetzung (§. 32.) daß diejenigen *Referendarien*, „denen ein geringeres „Maass an natürlichen Fähigkeiten zu Theil geworden „ist,“ zu *Unterggerichtsbedienungen* gut genug seyen, wird wir nicht einverstanden. Manchem *Unterggerichtsbedienten*, z. B. *Justizkämtern*, *Justitiarinen*, *Gerichten* in kleinen Städten etc., fehlt es, wenn ihm zweifelhafte, schwierige und dabey schleunige Fälle vorkommen (welches bey kleinern Gerichten, da die Schwierigkeit des Falles mit der Betrachtlichkeit des Objects nicht selten sogar im umgekehrtem Verhältnisse steht, eben so gut möglich ist, als bey Obergerichten) schlechterdings an aller Gelegenheit, sich Rath zu erholen. Sind ihm nun, wie §. 12. in fin. Tit. 8. sich ausdrückt, mittelmässige Fähigkeiten und Einsichten zu Theil geworden; so fühlt er sich in einem solchen Falle ganz verlassen; und doch muß er seine Verfügung allein verantworten. Der Rath bey einem Landes*justizcollegium* dagegen bringt den ihm zweifelhaften Fall zum Vortrage, und die Verfügung verantwortet das ganze Collegium. Aus eben dem Grunde, aus welchem die Ger. O., Tit. 8. §. 12. bey einem *Unterggerichtsjustizbedienten* die *strengste Redlichkeit* für unumgänglich notwendig hält — „nämlich weil derselbe von niemand unmittelbar controllirt werden kann“ — ist auch vorzügliche *Gescklichkeit* eine notwendige Eigenschaft desselben. — Die Disposition des §. 34. Tit. 4. („Nur zu Stellen bey „*Mediatregierungen*, und bey Stadt- und andern „größern Gerichten in Haupt- und wichtigern Hand- „lungs-Städten, ist eine dritte Prüfung erforderlich, „bey welcher die Vorschriften des §. 27 und 28 zu beobachten sind. Doch ist es nicht notwendig, daß „diese Prüfung bey der *Immediat-Examinations-Com- „mission* erfolge; sondern sie kann auch dem Landes- „*justizcollegio* der Provinz aufgetragen werden“) ist neu hinzugekommen. — Der §. 16 des sechsten Titels (von dem *Amte der fiscalischen Bedienten*) läßt es zweifelhaft: ob dem *Fiscale* auch dann, wenn in Fällen, wo er selbst die Untersuchung geführt hat, auf eine Geldstrafe erkannt wird, die Quote-gebühre; welches doch nach der klaren Vorschrift eines alten *Receptis* der Fall ist. — Die Disposition des §. 9. Tit. 7., daß die Function eines *Justizcommissarii* und die eines *Notarii* nicht notwendig mit einander verbunden seyn dürfen, ist neu. — §. 26. lit. d. wird der Begriff der *Præcarication* in Rücksicht der *Justizcommissarien* bestimmt. (Den Fall, wenn jemand, der nicht *Justizcommissarius*

ist, beiden mit einander im Streit befangenen Parteyen beyrätbig ist, scheint die neuere preussische Gesetzgebung sich — beyläufig gesagt — nicht gedacht zu haben; denn die §§. 1334. n. d. f. Tit. XX. Th. II. des A. L. R. finden offenbar nur auf *Consulenten*, die, als solche, im Amte stehen, Anwendung.) — Dafs, nach §. 44, die *Justizcommissarien* an Oertern, wo keine besoldete *Armenassistenten* vorhanden sind, auch unermögenden Parteyen als *Rechtsbeistände* und *Bevollmächtigte* dienen müssen, scheint mir der oben angeführten Disposition des §. 16. Tit. 4. (nach welcher in dergleichen Fällen *Referendarien* zugeordnet werden sollen) nicht so ganz vereinbar. Wenigstens hätten wir hier wohl darüber einige Bestimmung erwartet, wie es mit Erstattung der bey solchen *Armenfachen* unvermeidlichen *baaren Anstalten* gehalten werden solle. Dem *Justizcommissarius* können sie nicht zur Last fallen: sie müssen ihm also wohl vom dem *Gerichte*, als zu den Lasten der Gerichtsbarkeit gehörig, erstattet werden. — Welcher Zweck durch die Disposition des §. 68. (nach welcher ein vor dem *Justizcommissarius* *vollzogenes Instrument*, nebst dem Concepte, dem *Director* des *Notariencollegii* vorgelegt; von demselben, wenn er alles richtig und gehörig beobachtet findet, das Siegel des *Notariencollegii*, nebst seiner Unterschrift, beysetzt; und sodann das Instrument demjenigen, für welchen es bestimmt ist, ausgehändigt werden soll) beabsichtigt wird, sieht Rec. nicht ein. Denn, einmal, ist nirgends bestimmt, was der *Director* zu beobachten habe, wenn er nicht alles richtig und gehörig beobachtet findet. Wäre in einem solchen Falle die Mangelhaftigkeit des Instruments so beschaffen, daß ihr nur durch die nochmalige Vernehmung der Interessenten abgeholfen werden könnte, so würde die mit Kosten verbundene bereits *gelehene Vollziehung* desselben vergeblich gewesen seyn. Das Instrument müßte also wohl vor, nicht nach der Vollziehung, im Concepte dem *Director* vorgelegt werden. Zweitens ist nicht bestimmt, ob und in wieviel der *Director* dem Interessenten wegen der von ihm aus der Acht gelassenen Mangel verantwortlich ist. Vielmehr soll, nach §. 22. dieses Titels, die Verantwortlichkeit nur dem *Justizcommissarius* zur Last fallen. Drittens ist der *Director* selbst ein *Justizcommissarius*, der, auch während seiner *Director*-schaft, *Notariats*handlungen selbst vornehmen darf (§. 112. d. T. lit. b.) und in einem solchen Falle sich vermoge seiner Qualität als *Director*, doch nicht selbst kontrolliren kann; der also, als *Notarius*, während seines *Director*is uncontroliert bleibt, nach Ablauf desselben aber — er braucht es nach §. 105. d. T. nur Ein Jahr lang bezuzubehalten — der *Controlle* wieder unterworfen ist! Viertens sind die *Instrumente*, welche ein *Justizcommissarius*, als *Gerichtshalter*, aufnimmt, ohne *Revision* gültig. Diejenige *Gescklichkeit*, *Redlichkeit*, *Genauigkeit* etc. aber, welche bey ihm, als *Gerichtshalter*, vorausgesetzt werden muß, wird er als *Notarius*, wohl nicht verleugnen. Die Disposition scheint uns also nicht so ganz zweckmässig und konsequent zu seyn. Auf keinen Fall dürfte wohl der

davon allenfalls zu erwartende Nutzen gegen den davon unzertrennlichen Gold- und Zeitverlust für das Publikum, und gegen die Erschwerung des Dienstes für den *Justicommissarius als Notarius* in Betrachtung kommen. —

Die verehrungswürdigen Vorsteher der Preussischen Gesetzgebung werden bey ihrem bekannten Verlangen nach Erinnerungen und Bemerkungen den in der vorstehenden Anzeige herrschenden, freymüthigen Ton, gewiss nur als einen Beweis der großen Aufmerksamkeit, die wir verdieuterweise ihrer Arbeit gewährt hatten, und des Bestrebens, auch an unsren Theile jenem Verlangen zu entsprechen, darlegen.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: C. J. L. Stelzers *Grundsätze des Preussischen gerichtlichen Processes*; ein Handbuch für junge Rechtsgelehrte. Erster Theil, der *ordentliche Civilprocess*. 1796. 370 S. gr. 8.

Bey der Bearbeitung dieses Buches hatte der Vf. zunächst die Absicht, den Lehrern auf Preussischen Universitäten die Vorlesungen über den Preussischen Process zu erleichtern. Gegen die Art, wie der Vf. diese seine Idee ausgeführt hat, ist nichts einzuwenden: dieser erste Theil enthält, größtentheils mit Beybehaltung der Materieufolge der *allgemeinen Gerichtsordnung*, und zum Theil selbst ihrer Worte, alles Wesentliche ihrer 25 ersten Titel. Indessen konnte eine solche Bearbeitung einen *praktischen* Rechtsgelehrten auch nur geringen Aufwand von Mühe kosten. Desto mehr findet Rec. gegen die *Idee selbst* zu erinnern. Denn wiewohl er noch nicht zu den „Rechtsgelehrten mit angraunendem Haare“ — wie der Vf. sich in der Vorrede ausdrückt — gehört; so nöthigt ihn doch seine Ueberzeugung, auf die Seite derjenigen praktischen Rechtsgelehrten zu treten, welche der Meynung sind, daß — besonders auf Preussischen Akademien keine Vorlesungen über den gerichtlichen Process ge-

halten werden müssen. Denn gesetzt, es fänden sich auf jeder Akademie Männer, die mit den zu solchen Vorlesungen erforderlichen theoretischen und praktischen Rechtskenntnissen ausgerüstet wären, und zugleich das Talent besäßen, ihre Erfahrungskenntnisse mit zu theilen — Eigenschaften die sich außerst selten in einem Subject vereint finden werden — gesetzt also dies: wo, in aller Welt, soll bey der gegenwärtigen Eingelchränktheit der akademischen Laufbahn die Zeit herkommen, einen *Preussischen Juristen* (der, außer den Hülfswissenschaften, nicht nur die Theorie aller Theile des *gemeinen* in Deutschland geltenden Rechts, sondern auch die des *vaterländischen*, welches von sehr bedeutendem Umfange ist, studiren muß) schon auf der Akademie auch zum *Praktiker* zu bilden? Gewiss werden Vorlesungen über den Process auf der Akademie manchen jungen Menschen, dessen Zeit zu beschränkt ist, um die Theorie und Praxis gleich fleißig zu studiren, verleiten, jene nur dieser willen zu vernachlässigen; ein Schade, den er nie ganz verwirder. Der mit natürlichen Anlagen und gutem Willen ausgestattete Jüngling wird, wenn er gründliche Kenntniß der Theorie von der Akademie mitbringt, mit Hülfe der bey allen größern Preussischen Gerichtshöfen zur Vorbereitung junger Juristen getroffenen Einrichtungen in kurzer Zeit; der hingegen, dem jene Eigenschaften mangeln, aller praktischen Vorlesungen auf der Akademie ungeachtet, sich nie zum brauchbaren Praktiker bilden. Es ist überhaupt ausgemacht, daß die Uebung in einem bestimmten praktischen Wirkungskreise unendlich schneller und zweckmäßiger von Statten geht, als ausserdem. Rec. ist indessen weit entfernt, diese seine Privatüberzeugung irgend jemand aufdringen zu wollen; und wenn einmal auf Preussischen Akademien Vorlesungen über den gerichtlichen Process statt finden sollten, so ist das gegenwärtige Handbuch zu diesem Behuf allerdings sehr brauchbar.

KLEINE SCHRIFTEN

FAETMAATREY. Ohne Druckort: *Schutzschrift für Illustrierten*. 1795. 48 S. 8. (3 gr.) Die Blätter enthalten größtentheils eine Darstellung der Schädlichkeit des ill. Ordens nach den schon mehrmal vorgebrachten, aus der Untergrabung der bürgerlichen Ordnung und der Religion hervorgehenden Gründen, und nur hinterher auf einigen Seiten die Aenssion, daß es demohingachtet im Orden redliche Männer geben *könne*, die die Abscheulichkeit des ganzen Systems einsehen, aber nicht Muth genug hatten, die Fesseln des O., (dessen Fortdauer als bekannt angenommen wird,) abzuwerfen. Nach einer Stelle S. 34. S. läßt sich der Zweck dieser Schrift nicht verkennen. Sie

soll nämlich jene redliche Mitglieder des O. aufmuntern, Sie in den neuesten Arbeiten des *Spartacus* und *Philo* vorgelegten Entdeckungen durch neue zu bestärken, neue Schleichwege des O., die noch nicht bekannt seyn mochten, anzuzeigen, und *vornehmlich die gedachte Schrift* in die Hände derjenigen, wozu dem Unwesen allein Feinden können, d. i. der *Minister* und *Ärzten*, zu bringen, und die Verbindungen sowohl als die andern Künste, womit man jene Schritt zu unterdrücken suchte, so viel möglich unwirksam zu machen. — Die alte *Leyerl* Weyer erkennt den *Leyern* nicht!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnenabends, den 28. Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

MÜNNBERG, b. Monath u. Kufster: *Neues theologisches Journal*, von Ammon, Hanlein und Paulus. 5ten Bandes 7tes Stück bis 6ten Bandes 6tes St. 1795. 1796.

Die Aufsätze der zweyten Hälfte des 5ten Bandes sind folgende. 1) *Bemerkungen zu Bauer's Einleitung ins A. T., besonders über Rabbi Meier's Masoroth Sijug Lethorah von Bruns.* Einige sehr bedeutende kritische Berichtigungen jener Einleitung nebst einer Probe aus dem beanannten Buch des Rabbi Meier, woraus der geringe Nutzen der Masora für die Kritik beurtheilt werden kann. 2) *Ueber die Krankencommunion*, vom Hauptpr. Schulze zu Neustadt im Holst. Der aufgeklärte Vf. eifert mit Recht wider den Mißbrauch dieser Communion, die nach den Ideen gewöhnlicher Menschen, die sie verlangen, nichts weiter als Aberglaube und Ablass ist, und stimmt für die Abschaffung. So sehr Rec. auch von dem Aberglauben überzeugt ist, der damit getrieben wird, so scheint ihm doch die plötzliche Abschaffung sehr solchen Menschen, die nun einmal in diesem Aberglauben erzogen sind, theils hart, theils dem protestantischen Geiste der Gewissensfreyheit zuwider. Es müssen zuerst Versuche gemacht werden, junge Christen durch Belehrung eines Besseren zu überzeugen; ferner muß zuvor die Privatbeichte und die Zulicherung der Vergebung der Sünden allmählich eingehen, wie der Bischof Borch sehr richtig bemerkt hat: alsdann wird dieser Aberglaube von selbst und ohne Zwang sinken, welches dem Hauptgrundsatze des Protestantismus, der allen Zwang in Gewissenssachen verabscheuet, gemäßer ist. 3) *Der Nar - Volkslehrer*, vom Herausgeber (Hn. D. Paulus). Bis jetzt nur ein Fragment, veranlaßt durch die auffallenden Vorfälle des Hn. Bostholm in Kopenhagen, der aus den Predigern alles gemacht wissen will, Oekonomie, Chemiker, Physiker u. s. w., nur keinen gründlichen christlichen Religionslehrer im eigentlichen Sinne des Worts, wozu auch erfordert wird, daß er christliche Theologie besitze, um nicht wie ein Blinder über die Farbe zu urtheilen. Die Materie ist allerdings wichtig genug zu einer Fortsetzung, die der Herausg. verspricht, und die Entwicklung aller Gegengründe würde ein Wort zu seiner Zeit seyn. 4) *Kurzes Verzeichniß der Koptisch - biblischen Manuscripte im Museum des Card. Borgia, von Engelbrecht.* Die Totalsumme der Fragmente des A. und N. T. beträgt 556 Blätter auf Pergament, die hier alle aufgezählt sind! Außerdem he-

A. L. Z. 1797. Erster Band.

sitzt dieser Mäcen fremder Gelehrten noch einige Fragmente auf seidenem Papier, die sich auf die Bibel beziehen; eine sehr große Sammlung von fahdlichen Fragmenten aus den K. V., den Apokryphen des A. T., dem Leben der Heiligen auf Pergament u. s. w. 5) *Ueber die jetzige Bearbeitung der christlichen Sittenlehre*, von Veitboder mit einer Einleitung und Zusätzen vom Herausg. Der Vf. hält in dieser kenntnißreichen und schön geschriebenen Abhandlung die bisherige Behandlung der christlichen Moral von Seiten der Theologen für mangelhaft und verkehrt, weil man ohn Unterlaß an einem System der christl. Moral gebaut habe, und noch fortbaue, ohne daß bis auf den heutigen Tag der Inhalt, Geist und Werth der Sittenlehre Jesu richtig bestimmt sey. Diese Bestimmung, die sich allein durch eine geläuterte Exegese geben lasse, müßte durchaus vorangehen, ehe von einem System der christl. Moral die Rede seyn könne. Man komme sonst in Gefahr, etwas für christl. Sittenlehre auszugeben und zu halten, welches es in der That nicht sey u. s. w. Dies ist etwa der Hauptpunkt, worauf es ankommt, denn den ganzen Ausgang des Vfs. darzulegen, erlaubt der Raum nicht. Dagegen tritt aus der Herausg. als Apolog der Theologen auf, und trifft den Punkt sehr richtig, indem er behauptet, daß hier alles auf den Begriff der christlichen Moral ankomme. Christliche Sittenlehre kann heißen 1) Sittenlehre Christi, d. i. der Inbegriff von allen Aeußerungen Jesu, die eine Beziehung auf Sittlichkeit haben, oder 2) Sittenlehre des Christenthums, d. i. der Inbegriff von sittlichen Lehren im ganzen N. T.; oder 3) Sittenlehre für Christen, d. i. ein System der Sittenlehre, wie sie für Christen, vorzüglich für christliche Lehrer, nach dem jedesmaligen Grade der Cultur nothwendig ist. Eine solche christliche Moral haben die christlichen Theologen nur schreiben und lehren wollen, die systematische Lehrbücher der christl. Moral geschrieben haben. Wenn sie es sich auch nicht deutlich dachten, so muß man doch diesen Begriff unterlegen, sobald sie eine systematische Behandlung der christl. Moral versuchen, denn aus dem bloßen historischen Aggregat einzelner sittlicher Aussprüche Jesu und der Apostel kann nicht einmal eine vollständige, vielweniger eine wissenschaftliche (systematische) Moral hervorgehen. Nun kann man freylich auch eine sogenannte biblische Moral zusammensetzen, wie eine biblische Dogmatik; allein dieses unvollständige historische Aggregat von einzelnen Sittenprüchen könnte unmöglich zu Vorlesungen auf Akademien dienen, sondern bloß als ein exotisches Repertorium, woraus man zu einzelnen Leh-

ren in der wissenschaftlichen Moral Belege nähme. Man konnte auch diese einzelnen Sittensprüche weiter ausführen, und sie zu einer populären Moral benutzen: allein es würde doch keine vollständige Moral daraus hervorgehen, wie sie die Bedürfnisse der Zeitkultur verlangen. Da nun aber ein jeder akademischer Lehrer der christl. Moral wenigstens ein ertraglicher Exeget seyn muß; so ist das Bedürfnis für ein solches exegetisch-bibliisches Moralexemplar in der That so groß nicht, als es sich der Vf. dachte. Ueberden wird es ja schon von selbst in den exegetischen Vorlesungen über das N. T. ausgemacht, was historisch Sittenlehre Jesu und der Apostel ist. 6) *Ueber Gerechtigkeit und Gnade Gottes und über Rechtfertigung vor Gott nach Röm. 1, 17. 3, 19 ff., vom Herausgeber.* Der Vf. sucht die Paulinische Theologie im Briefe a. R., die vorzüglich auf den schwierigen Worten *δικαιοσύνη* und *χάρις*, ferner auf *δικαιοσύνη* und *ἐλεος* beruht, mit der philosophischen Religionslehre zu vereinbaren. Diese ist ihm *Ueberzeugungstreue*, *πιστις* nicht bloß eine gewisse *Ueberzeugung haben*, sondern auch *dieser Ueberzeugung treu seyn*, darnach handeln. *δικαιοσύνη* von Seiten Gottes *Gerechtigkeit*, von Seiten des Menschen *Rechtfertigkeit* vor Gott; *δικαιοσύνη* rechtschaffen gemacht werden; daher dann auch als ein *Rechtfertigender beurtheilt*, und behandelt, d. i. beglückt werden. Daher wird dann Röm. 1, 17. übersetzt, „dass Gott gerecht sey, wird in der Lehre des Christenthums klar *durch den Glauben an den Glauben*, d. h. aus der Ueberzeugung von dem entscheidenden Werth der Ueberzeugung. Ferner 3, 27. *καὶ διὰ νόμου ἐργάζονται, ἀλλὰ διὰ νόμου τῆς πίστεως* nicht dadurch, dass bloße Handlungen als gesetzlich gefordert werden, sondern dadurch, dass Ueberzeugungstreue zum Gesetz gemacht wird. Das heisst in der philosophischen Sprache nichts anders, als — dadurch, dass die Seligkeit nicht von Legalität, sondern von innerer Moralität abhängt. — Rec. erkennt die lobenswürdige Absicht und den Scharfsinn des Vf. keinen Augenblick: allein es scheint ihm schon eine Heteronomie darin zu liegen, den Nomos, wonach Paulus seine Nationalbeweiser entwickelt, zum Nomos der philosophischen Religionslehre erheben zu wollen. Diese Heteronomie verschwindet freylich, sobald man von der Voraussetzung der Rechtmäßigkeit einer moralischen Anwendung ausgeht, wovon sich aber der Rec. noch immer nicht überzeugen kann, wenn er auch den Punkt ganz außer Augen lässt, dass der christlichen Religion dadurch ein unsehbares Feld des Umherirrens gegeben wird. So scheint ihm z. B. die grammatische historische Bedeutung von *πίστις* in der obigen paulinischen Theologie nicht weiter zu gehen, als dass es theils *Ueberzeugung*, theils *Vertrauen* heisst, und zwar vorzüglich in Beziehung auf gottliche G. bote oder Verheissungen. — In der ersten Hälfte des (ten) Panles I. Auf welche Sünden beziehen die Apostel die Sündenvergebung durch Jesus, vom Herausgeber. Eine Bestärkung der Behauptung Ifflers, dass sich die Ankündigung der Sündenvergebung im N. T. nur auf die Sünden der Profeten vor

dem Uebergang zum Christenthum beziehen, und dass die kirchliche Lehre von der Genugthuung nicht im N. T. enthalten sey, wenn sie aber auch darin enthalten wäre, doch wegen der Gefahr, die daraus für die Moralität entsteht, nie zur kirchlichen Lehre werden sollte. — Alles sehr richtig, und für den, der den Mißbrauch dieser Lehre in der kirchlichen Praxis kennt, außer allem Zweifel. 2) *Danische Pressfreiheitsproceß, die Irreligiosität betreffend, Vorerst nur ein Proceß, dem noch andre folgen sollen.* Man möchte fast sagen, dass man an diesem schon genug habe, denn er ist in der That fürchterlich, wenn man den Generalisist Skistad darauf outragen sieht, dass dem Vf. einer elenden Satyre auf die christliche Religion die Hand lebendig abgehauen, und mit dem Kopfe an den Pfahl geschlagen werden solle. Großer Gott! welche religiöse Nacht muß noch die Köpfe mancher Juristen in Dänemark verfinstern, und welch ein Glück für den Elenden, dass seine Richter aufgeklärter dachten! Das Urtheil ist weit gelinder aus, wenn gleich das Recht noch vieles dawider einzuwenden hat. Die Fortsetzung ist sehr zu wünschen, damit der Deutsche sich immer glücklicher schätzen lerne, dass er in Deutschland lebt. 3) *Ueber den richtigen Standpunkt bey Beurtheilung der Theorie von der Versöhnung durch Genugthuung eines büssenden Stellvertreters, vom Herausg.* Dieser Aufsatz schließt sich an Nr. 1. an, und wurde durch Ständlin's auffallende Behauptung veranlaßt, dass Jesus und die Apostel einstimmig lehrten, „durch den Tod Jesu sey der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan.“ Der Herausg. zeigt nun dagegen noch einmal zum Ueberflus bündig genug, dass kein uneingekommener Exeget diese Lehre im N. T. finden könne, und entwickelt bey dieser Gelegenheit die verworren gedachte Lehre von den Opfern des A. T. genauer, so wie die exegetischen Grundsätze, wie man einzelne Aenserkungen und Ideen, die auf etwas Geheimnißvolles hinzudeuten scheinen, zu behandeln habe. — Daran schließt sich ein anderer Aufsatz des Herausg. genau an, 4) *Ueber die eigentlichen Worte Jesu bey Austheilung des Kelchs, veranlaßt durch Schwarze's Schrift über den Tod Jesu.* Von den Evangelisten hat nur der einzige Matthäus den Zusatz *καὶ αὐτὸς ἐπέειπεν*, und keine einzige Stelle des N. T. giebt mit deutlichen Worten an, in wie fern der Tod Jesu eine Sündenvergebung bewirke. Wenn es auch heisst: wir haben durch den Tod Jesu Vergebung der Sünden — so folgt doch daraus so wenig eine Abbüßung, als etwas durch Jesu Tod Erworbenes oder Verdientes, oder mit dem Tode Jesu von Gott nach verborgenen Absichten Verbundenes, welches man daraus folgert. — Es läßt sich auch noch viel anderes daraus folgern, wovon der Vf. Proben giebt. Um den Sinn der Worte Jesu bey Austheilung des Kelchs richtig zu fassen, übersetzt er sie wieder in die ursprüngliche chaldäische Sprache, und macht dabey eine sehr feine Bemerkung, dass Jesus wahrscheinlich das *en* worüber so viel Unheil in der Kirche entstanden ist, gar nicht einmal ausgesprochen habe! Zugleich wird gezeigt, dass die weißen Opferausdrücke des N. T.

vom Tode Jesu sich auf die Reinigungsoffer der menschlichen Verfallung beziehen, und nicht auf die Versöhnungsoffer, wie man sonst gewöhnlich glaubte. Diese Bemerkung und deren Ausführung hat Rec. für sehr wichtig. 4) *Rechtsschaffenheit vor Gott und Zurückrechnung derselben als eines redlichen Willens nach Ueberzeugung*, nach der Theorie des Br. a. d. Rom., vom Herausg. Eine weitere Ausführung von Nr. 6. im vorigen Bande. Die locale Beweisart des Ap. für Juchschristen, wodurch er dieselben von dem Wahne abzuhängen sucht, als wenn die strenge Beobachtung der Mosaïschen Ceremonie ein Verdienst und Würdigkeit zur Glückseligkeit bewirke — wird hier vom Vf. zur Philosophie erhoben. 6) *Grundzüge zur historischen Beartheilung der Vergleichung jüdischer Opferarten mit dem gewaltsamen Tode des Messias, von ebendenselben*. Eine weitere Erörterung von Nr. 4. gerade der große Versöhnungstag der israelitischen Nation enthält nichts von Sündenausscheidung; nichts von Versöhnung Gottes mit den Menschen, sondern überall Symbole, das Gott ihnen nicht fern seyn wollte, wenn sie nur so dachten, wie dieser große Reue tag es symbolisiren sollte. 7) *Ueber die wahren Grundsätze der hebräischen Worterklärung aus den verwandten Dialecten, von ebendenselben*. Der Vf. rechtfertigt hier seine Methode, die hebräische Sprache zu erläutern, welche aus dem Clavis hinlänglich bekannt ist, mit sehr guten Gründen, und legt hier zum erstenmale die Grundsätze unendlich vor Augen, nach denen er verfährt. Je weniger nun die Philologen die Grundsätze selbst im Ganzen werden misbilligen können, nachdem sie zu einer deutlichen Einsicht derselben gelangt sind, desto eher werden sie bey der Frage verweilen: ob denn ihre Anwendung auch wirklich so häufig notwendig sey, als der Vf. glaubt? Hier dürfte die Antwort wohl verneinend ausfallen, wenn man auf die Claves zurückblickt. Der Grundsatz, das die Tradition, alten Versionen und Rabbinen nichts für die wahre Bedeutung eines Wortes entscheiden können — greift untreitig zu weit ein, wenn man bedenkt, das die alte hebr. Sprache damals freylich schon gelehrt Sprache war, aber doch unter den Juden, die damals überseztten und erklärten, größtentheils noch lebte, wenn gleich unter vielfachen neuern Modificationen. Ausserdem waren ja diese Rabbinen selbst Gelehrte, und mußten sich über die Volkssprache erheben, aber sie auch zur Erläuterung benutzen können, so gut wie unsere Gelehrten, wenn sie die ältesten Documente der deutschen Sprache erläutern, wovon noch die jetzige Volkssprache gute Dienste thun kann. Nachdem würde Rec. dem Context auch etwas mehr Gewicht einräumen, als es Hr. D. P. thut. Offenbar gehört hiezu der Parallelismus, der in der hebr. Poesie von großer Bedeutung ist. Dieser entscheidet z. B. Pf. 94, 14., das die Bedeutung von עָשָׂה hier von sich lassen verlassen ist. Doch genug — der eigentliche Streitpunkt ist nun näher auseinander gesetzt. Wer nun den Vf. bestreiten will, muß entweder die allgemeine Gültigkeit der Principien, oder die allgemeine Nothwendigkeit ihrer Anwendung be-

schränken. 8) *Erklärung der Stelle Röm. 1. v. 4., von J. E. C. Schmidt*. Der Ap. will zeigen, das Jesus der wahre Messias sey nach den zwey Haupterlödnissen, die ein Jude dazu verlange. Er zeigt also 1) das er seiner Geburt nach ein Nachkomme Davids sey (das erste Haupterlödniss), und 2) das er auch Sohn Gottes, d. i. bestellter Messias, Herrscher, König sey (das zweyte Haupterlödniss). Dies ist sehr gut ausgeführt. Für *ἐκ δὲ* angeliebt werden, würden wir wählen bestimmt d. i. bestellt werden, wie *ἀποπερισσεύει* v. 1. ein Synonymum von *κλῆρος*. 9) *Wunsch für die samaritanische Uebersetzung, von Bruns*. Der Vf. wünscht, das sich eine solide Buchhandlung geneigt finden lasse, die sammtlichen Reste der samaritanischen Sprache mit hebräischen Buchstaben abdruckten zu lassen. 10) *Sind nach Analogie und Erfahrung symbolische Bücher nöthig und nützlich, um Irreligiosität zu verhüten? vom Herausg.* — Die Frage wird mit Recht verneinet, weil der Mangel an symbolischen Büchern der Erfahrung nach, keine Irreligiosität begründet, denn sonst müste sie bey den Reformirten, die bloß auf den Heidelbergschen Katechismus verwiesen werden, am größten seyn, welches nicht der Fall ist, und die praktische Irreligiosität müste gleich anfangs die ganze Reformation erstickt haben, weil wir keine symbolischen Bücher der Moral haben, welche doch weit notwendiger sind, sobald einmal symbolische Bücher seyn sollen.

HEIDELBERG, b. Gebr. Pfahler: *Grundriss der Pfälzischen Kirchengeschichte* von der Gründung des Christenthums in den Rhein- und Neckargegenden bis zu dem Tode des Kurfürsten Karl Philipps oder dem Jahre 1742. Von D. L. Wundt, Lehrer der Gottesgelehrtheit auf der hohen Schule zu Heidelberg. 1796. 144 S. 8.

Je merkwürdiger die pfälzische Kirchengeschichte, ganz vorzüglich auch wegen der, seit der Reformation so oftmaligen, durch die Regenten selbst nicht selten veranlaßten Umwandlungen des herrschenden Religionsystems ist, desto mehr hat sich der Vf. um dieselbe schon durch diesen reichhaltigen, mit größser Präcision abgefaßten Umriss verdient gemacht. Man darf schon, nach diesem Entwurfe zu urtheilen, von dem ausführlichen Werke, das er verspricht, etwas ganz vorzügliches erwarten. Jeder Kenner der Kirchen- und Gelehrten Geschichte muß wünschen, das die Erscheinung dieses größern Werkes nicht zu lange verzögert werden möge.

In der Einleitung wird dasjenige, was von der Zeit der Gründung des Christenthums in den Gegenden am Neckar und Rhein an, bis zu dem Regierungsantritte des Kurfürsten Philipps, mit dem Bynamen Ingenus 1476 mit Zuverlässigkeit gesagt werden kann, und zur Aufklärung der pfälzischen Geschichte nöthig ist, vorgetragen werden. Die Geschichte selbst wird in 2 Perioden abgehandelt. Die erste von der stammlichen Vorbereitung, zu der großen Kirchenre-

formation und von der Wiederauflebung der Wissenschaften an, bis zur Einführung des Interims oder vom Jahre 1476 bis 1548 unter der Regierung der Kurfürsten Philipps, Ludwigs des Friedfertigen und Friedrichs des Zweyten. Die zweyte Periode bis zur Bekräftigung und Einführung des Heidelbergschen Katechismus unter der Regierung der Kurfürsten Friedrichs des Zweyten, Ott Heinrichs und Friedrichs des Dritten. Die dritte Periode wird die Regierung des Kurfürsten Friedrichs des Dritten und seines Sohnes Ludwigs des Sechsten begreifen, und also von Einführung des Heidelbergschen Katechismus und der schweizerischen Lehrform 1563 bis zur Wiederherstellung derselben 1583 fortlaufen. Die vierte Periode enthält die Regierung des Administrators Casimirs, des Kurfürsten Friedrichs des Vierten, des Administrators Herzog Johannes von Zweybrücken, und des Kurfürsten Friedrichs des Fünften bis zum ersten Ausbruche der böhmischen Unruhen 1618. Die fünfte Periode umfaßt die Zeit des 30jährigen Krieges. Die sechste Periode geht vom westphälischen Frieden 1648 bis zur Erlöschung der sinnerischen Kurlinie unter der Regierung der Kurfürsten Carl Ludwigs und seines Sohnes Carl. Die siebente und letzte Periode wird mit dem Regierungsantritt des Hauses Neuburg im Jahr 1685 anfangen, und das wenige, was in einem Zeitraum von sieben und fünfzig Jahren unter der Regierung der Kurfürsten Phi-

lipp Wilhelms, Johann Wilhelms und Carl Philipps, bis zu dem im Jahr 1742 erfolgten Tode des letztern geschehen ist, erzählen.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Verlage des Industrie - Comptoirs: Der größte Blumengarten. Theils nach dem englischen von Curtis Botanical Magazine, neu bearbeitet, theils mit neuen Originalen bereichert und für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber, welche keine Gelehrten sind, herausgegeben von Dr. Aug. Joh. Ge. Carl Batsch, Professor zu Jena. No. VIII, IX, X. 1796.

Unter den Originalabbildungen steht im letztern Heft die *Saxifraga farnetosa*, die einige neuere Botaniken nicht ohne Grund von jener Gattung getrennt wissen wollen. Die übrigen getreuen und schönen Copien nach Curtis sind: *Cyclamen Coum*, *Dodecatheon*, *Meadia*, *Soldanella alpina*, *Trillium sessile*, *Monsonia speciosa*, *Geranium glaucum*, *Tropaeolum minus*, *Rosa muscosa*, *Epilobium angustifolium*, *Fuchsia coccinea* (*Nahuska* nach Geuns), *Lopezia racemosa*. (Eine neuere zweyte Art *hirsuta* kommt mit dieser in vielem überein.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. Riga u. Leipzig, b. Müller: Kinderschmerz. (Richtiger: Schwanke zur Beilegung für Kinder: denn es sind keine Scherze von Kindern.) Als Fortsetzung der Andrechen (von Andre's lustigen) Kinderbibliothek. Ein Weihnachtsgeschenk für gute Kinder. Erstes Bändchen. 1796. H. u. 92 S. (5 gr.) Das Lachen zu Zeiten, wo sie nicht erlaubt seyn sollen, ist Kindern so gern zu gönnen, und die durch komischen Stoff solcher Art entwickelte Gabe, vernünftige Leute lachen zu machen, ist ein so schätzbares Talent, das gegen Sammlungen, wie gegenwärtige, an sich nichts einzuwenden ist: vorausgesetzt, daß sie mit Geschmack und mit richtiger moralischer Beurtheilung gemacht sind. Gegen beides ist aber hier mitunter gefündigt, welches um so mehr auffällt, da der Vf. an Andre's Buche tadelt, daß unschickliche Ausdrücke darin nicht, so wie sich in einer Kinderschrift fordern läßt, vermieden worden wären. Er hätte seine Forderungen nicht bloß auf den Ausdruck einschränken, sondern vor allen Dingen auf die Wahl der Materien ausdehnen und erwägen sollen, daß Plathheiten, Unsätherceyen, boshafter Muthwillen, feinere und gröbere Spitzbübereyen, die dem süßlich unverdorbenen Beurtheiler allemal Mißfallen, Ekel und Abscheu verursachen, Scherzdarbungen nicht taugen, um Kinder zum Lachen zu rei-

zen; sondern daß originelle aber unschuldige Ausbrüche des Witzes, treffende Satyre, oder auch schlichte Darstellung des Naiven, des auffallend Contrastirenden, des eigenthümlichen Zufalls, der geachteten Thorheit u. dgl., den Kindern reichhaltigen und hinreichend fruchtbaren Stoff dazu abgeben. So wurde er die allermeisten hier wiedergekauften und wegen ihrer Abgedroschenheit unheimlichkeit gewordenen Anekdoten von Kyzu und Sakaratzu, insbesondere die, wie Ersterer einen Gastwirth durch den glühend gemachten Laubhalm betrogen, sich einst bis zum Begrabenlassen todt gestellt, hauptsächlich die ganz pöbelhaften S. 20., und die schändliche Gleichheit, wie letzterer zwey arme türkische Sklaven mit gatem Erfolg um ihr sauer erpantes Lösegeld betrogen hat u. a. m. weggelassen haben. Unter den vernünftigen Anekdoten sind jedoch einige witzige und in hohem Grade komische; z. B. die Perlschlange auf des Taschentüchlers Philadelphia präherliche Aushängewedel, die auch unlangst in der Berlinischen Monatsschrift abgedruckt worden, und von dem berühmten Commentator über Hogarths Kupfer herrührt. Lästlich der Vf. künftig eine strengere Auswahl empfohlen seyn: so verdient sein sorgfältiges Untersuchen einer Nummer; da seine Sprache rein, und seine Schreibart munter und fließend ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. Januar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in der Gräffischen Buchh.: D. Franz Volkmar Reinhardt's Geist des Christenthums in Hinsicht auf Beruhigung im Leiden. Nach dem Lateinischen — herausgegeben von Johann Samuel Feßl. 1792. 411 S. Vorbericht und Inhalt KXS. kl. 8. (1 Rthlr.)

Die Entstehung dieser nützlichen Schrift haben wir den Programmen des Hn. Oberhofpr. Reinhardt zu Dresden: *Religionem Christianam esse optimum adversum solatium demonstratur ex ipsa consolationis natura*, die er zu Wittenberg 1789—91 herausgab, zu verdanken. Diese Abhandlungen wurden von dem sel. F. mit Erlaubniß ihres Vf. übersetzt und in seine *Beyträge zur Beruhigung, Aufklärung und nähern Kenntniß der leidenden Menschheit* eingebracht. Um diese in ein Ganzes zu vereinigen, entschloß er sich, sie nach dem Verlangen des Vf. gänzlich umzuarbeiten, manches wegzulassen, das übrige aber zu veräußern, zu erweitern und in einen freyen Vortrag einzukleiden, wobey auch verschiedene Zusätze des Vf. benutzt wurden. Der Plan und die Ausführung desselben sind im Wesentlichen unverändert geblieben; und dieser ist in aller Absicht musterhaft. Man ist es von dem Vf. schon gewohnt, daß der Plan seiner Abhandlungen sehr regelmäsig angelegt und alles mit scharfem philosophischen Blick betrachtet werde; und daß dieses hier ebenfalls der Fall sey, fällt bey dem ersten Anblick in die Augen. Man darf nämlich nicht eine Sammlung von Trostgründen für Leidende, durch deren Lesung etwa diese sich beruhigen könnten, hier suchen, die Absicht ist vielmehr, die Beruhigung im Leiden auf psychologische Grundsätze zurückzuführen und in eine Art von System zu bringen. Dieses ist in zwey Theilen bewerkstelligt worden. Der *erste Theil* handelt von der Natur und Beschaffenheit wahrer Beruhigung, und wie diese zu bewirken, überhaupt. Dabey werden dreyerley Mittel der Beruhigung in drey Abschnitten angegeben, Unterbrechung und Zerstreuung unangenehmer Vorstellungen, Berichtigung und Schwächung derselben, und völlige Hinwegraumung und Vernichtung trauriger Vorstellungen. Der *zweyte Theil* beschäftigt sich mit der Beruhigung durch das Christenthum insbesondere, und zeigt, wie dieses auf eine dreyfache Weise geschehe. Das Christenthum nämlich bereitet das Herz zur Beruhigung am besten vor; die christliche Religion bietet auch jedes im ersten Theile angezeigte wahre Beruhigungsmittel anderer Religionen und philosophi-

A. L. Z. 1797. Erster Band.

schen Systeme noch vollkommener dar; ganz vorzügliche und dem Christenthum eigenthümliche Trostungen findet man in mehreren charakteristischen Lehrsätzen, von Vergebung der Sünden, dem göttlichen Beystande und der Auferstehung der Todten, in den eigenthümlichen Anstalten und Uebungen des Christenthums, dem Gebet, der öffentlichen Gottesverehrung und dem Abendmal, und in der Betrachtung des Lebens und der Schicksale Jesu. Zuletzt ist ein Verzeichniß der besten Schriften, welche Trostgründe für Leidende enthalten, beygefügt.

Die Ausführung entspricht auch nicht wenig der guten Erwartung, welche diese kurze Inhaltsanzeige rege macht, da der Vf. diesen wichtigen Gegenstand auf allen Seiten betrachtet, die verschiedenen Arten der Tröstungen recht gut ins Licht gesetzt und durch Beyspiele aus der Geschichte erläutert hat. Da wir bey der großen Anzahl von Trostschriften noch keine haben, in welcher die Methode zu trösten und alle die möglichen Trostgründe aus psychologischen Gründen und aus der Natur einer wahren Beruhigung entwickelt wären, so muß uns die gegenwärtige Schrift sehr willkommen seyn, und kann Predigern bey ihrem Umgange mit Leidenden zu einer lehrreichen Anweisung dienen.

Eine noch größere Vollkommenheit würde die Schrift haben, wenn nicht allein auf psychologische, sondern auch auf moralische Grundsätze wäre gebaut worden. Gleich anfangs ist der rechte Gesichtspunkt verfehlt, wenn Th. I. S. 26. gesagt wird: „Der Werth und die Vollkommenheit des Menschen ist die Summe aller derjenigen Güter, welche der Mensch zu seinem Wohlfeyn nöthig hat oder dazu rechnet,“ da doch der eigentliche Werth des Menschen in seinen Anlagen und seiner Bestimmung zur Tugend zu suchen ist, und dieser Werth desto mehr erhöht wird, je mehr er seine Kräfte zur wirklichen Ausübung der Tugend anwendet. Diese innere Würde muß einem Gudenkenenden desto mehr zum Trost gereichen, je mehr sie von allen äußern Lagen ganz unabhängig, bey allen seinen angenehmen und traurigen Schicksalen unveränderlich und das edelste und erhabenste Gut ist, das bey dem Verlust aller seiner Glücksgüter ihm durch nichts kann geraubt werden. An manchen Orten, z. E. S. 177 ff. hat zwar Hr. F. diesen Trostgrund auch berührt, aber billig sollte es als ein Hauptmittel dargestellt seyn, Leidende zur innern Ruhe der Seele zurückzuführen. Eben so hätte auch die Pflicht der Zufriedenheit mit

K k

allen Einrichtungen, die Gott in der Welt gemacht hat, nicht sollen übergangen werden, da eine lebhaftere Vorstellung dieser Pflicht, wenn zumal andere Trostgründe vorausgegangen sind, doch auch nicht wenig dazu beytragen kann, die Traurigkeit zu schwächen und der Vernunft ihre Herrschaft über die Macht der Sinnlichkeit wieder zu verschaffen. Beides ist auch dem Geist des Christenthums vorzüglich angemessen, und von Christo und den Aposteln nicht selten als ein Mittel der Beruhigung gebraucht worden. Auch kann es Rec. nicht billigen, wenn der Vf. sich bloß auf unverschuldete Leiden einschränkt, und denen, die sich ihre Leiden selbst zugezogen haben. S. 229, ausdrücklich allen Trost abspricht. Alle und jede Trostgründe kann sich zwar der Schuldige nicht zuweilen, aber wenn er sich ernstlich bessert, ist er doch nicht alles Trostes unfähig. Dafs man sich nach S. 106, zuweilen eine kleine Abweichung von der Wahrheit erlauben könne, möchte wohl nach psychologischen Grundsätzen als Regel der Klugheit gelten, aber mit moralischen Grundsätzen nicht wohl vereinbar seyn. Bey der Abhandlung: dafs die christliche Religion jedes wahre Beruhigungsmittel vollkommener darstelle, als die philosophischen Systeme, werden dem Nachdenkenden hie und da noch manche Zweifel übrig bleiben, so wie es Rec. bedenklich findet, dafs S. 270, im 2ten Th. die Vergeltung aller Sünden durch den Tod Christi als ein eigenthümlicher Trostgrund des Christenthums aufgestellt wird, da dieses weder ein biblischer noch ein durch die Vernunft gebilligter Lehrsatz ist, und also nur einen falschen Trost gewähren kann. Hingegen billigt es Rec. sehr, dafs Th. I. S. 71 f. der Trostgrund, aus den Leiden anderer in Schutz genommen wird, weil er nicht nur bey Leidenden nicht ohne Wirkung ist, zumal wenn diese auf die weit grössern Leiden anderer geführt werden, sondern auch moralisch gerechtfertigt werden kann, in soferne man ihn nur der Einbildung mancher Leidenden, als wenn kein Mensch auf Erden so viel leiden müsse als sie, entgegenstellt, und also nicht sowohl als Motiv zur Beruhigung, sondern vielmehr als Mittel zu Hebung eines Hindernisses derselben gebraucht. Dieser Mangel werden aber durch das viele Gute, das in dieser Schrift vorkommt, weit überwogen.

PHILOLOGIE.

ALTENBURG, b. Richter: *Versuch einer vollständigen Literatur der deutschen Uebersetzungen des Römer, von Johann Friedrich Ingen, Director, Professor und Inspector der K. Pr. Fürstenschule zu Neuradt an der Aisch. Zweyte Abtheilung K—V. 1797. XII u. 605 S. 8.*

Mit unermüdetem Eifer hat der Vf. dies nützliche Werk vollendet, und ihm einen hohen Grad von Vollständigkeit gegeben. Dabey mufs ihm jeder billige Leser für eine große Anzahl neuer Entdeckungen, Berichtigungen und für die gründliche Beurtheilung

der aufgeführten Uebersetzungen verbunden seyn; doch wollen wir nur einiges, das vorzüglich merkwürdig ist, kürzlich berühren. Die Sinn- und Sittenprüche des *Dionysius Cato* (denn die lateinischen mit U geschrieben Namen bringt der Vf. ins K.) S. 6, erschienen schon im XV. Jahrhundert in einer meistens gereinigten deutschen Uebersetzung fast immer mit dem lateinischen Text. S. 20, bemerkt Hr. D. mit allem Rechte, dafs die *Catellische* Lässigkeit und Ausgelassenheit, unter der Hand des J. X. Mayr zur Ungezogenheit und schändlichen Unlitterey geworden sey. *Colonnella* S. 46, erhielt in neuern Zeiten an M. K. Curtius einen guten Uebersetzer. S. 55, *Curtius*. Man zählt von demselben sieben Uebersetzungen, unter denen freylich die *Opfertagsche* den Vorzug verdient. S. 61—62, *Livius*. Die älteste Uebersetzung ist von 1507. Sie erschien zu *Bayns* aus der *Schulferischen* Officin. Die neuesten sind von *Griese* und *Opfertag*. Von Hn. Director *Hessinger* in Braunhweig soll eine neue zu erwarten seyn. S. 62, *Lucan*. Zwey preussische Staatsmänner von *Seckendorf* und von *Borch* waren die ersten, welche ihn den Deutschen in ihrer Sprache zu lesen gaben. S. 101—119, *Lucretius*. F. X. *Mayrs* Dolmetschung hat wenig Beyfall gefunden. Eine neue Uebersetzung dieses Dichters hat man von Hn. Major v. *Kuebel* in *Weimar* zu erwarten. S. 128—129, *Cornelius Nepos*. Von diesem eleganten Biographen, der nach Hn. D. Urtheil ein viel zu schwerer Schriftsteller für das erste Knaubealter ist, hat man als bis zwölf Verdeutschungen, unter denen die *Bergstrassersche*, besonders nach der zweyten verbesserten Ausgabe, den Vorzug hat. S. 153—225, *Ovidius*. So grofs die Anzahl der deutschen Uebersetzungen dieses Dichters ist, die Hr. D. mühsam zusammen gesucht hat: so glaubt er doch nicht alles ausfindig gemacht zu haben. So kann Rec. sogleich eine Kleinigkeit bemerken, die den Titel hat: J. V. S. C. R. P. Uebersetzungen aus dem *Virgilio Marone*; P. *Ovidio Nasone* u. s. w. *Wismar* 1724. 8. Von den *Verwandlungen* werden fünfzehn vollständige Uebersetzungen angeführt und beurtheilt. Von der ersten, wirklich sehr merkwürdigen, die *Albrecht von Halberstadt*, ein deutscher Meisterfänger aus dem dreyzehnten Jahrhundert reimweis verfertigte, besitzt Rec. die Frankfurter Ausgabe von 1551 welche schon des *Gerardi Lorichs* Auslegung hat. S. 226, *Perfius*. Die *Füllebornsche* ist unter den sechs Uebersetzungen dieses Dichters die beste. S. 237, *Phaedrus*. Von diesem Fabulisten der Römer haben die Deutschen neun bis zehn Uebersetzungen geliefert. Sonderbar ist es, dafs man erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts an eine Verdolmetschung desselben dachte. S. 258, *Plinius der ältere*. Sicher ist die *Eppendorfsche* Uebersetzung seines Werks, die 1543 zum Vorklein kam, die erste. S. 272, *Plinius der jüngere*. Seine Lobrede auf den *Trajan* hat schon im Jahr 1513 an dem Prälaten Kanzler *Diethrich von Plening* einen Uebersetzer gefunden — freylich einen solchen, wie er von dem damaligen Zeitalter zu erwarten war. *Sartorius* und *Schmidt* find bisher die einzigen

gewesen, die seine Briefe ganz überfetzt haben. S. 328—358. *Sallustius*. Der eben gedachte von *Plinius* war der erste Dolmetscher desselben; überhaupt aber ist derselbe vierzehnmahl in unsere Sprache übergetragen worden, und einige dieser Uebersetzungen sind nach Hn. D. Urtheil so beschaffen, daß dieselben unserer Nation noch immer zur Ehre gereichen. Der sel. *Thomas Abt* erhält bey dieser Gelegenheit einen Lobspruch, der ihm, auch nach seinem — freylich allzu frühen Tode, noch zur Ehre gereicht. S. 359—404. *Seneca*. Hr. *Rose* war der erste der 1777—1781 die *Tragurpie* desselben ganz herausgab. Die philosophischen S.chriften überfetzte schon 1535 der bekannte *Alrich Herr*, aber nach seiner Art — kanderwelsch — so gerne derselbe übrigens den guten *Seneca* zum Christen angehort hatte. S. 412. *Suetonius*. Die erste Verdeutschung desselben lieferte *Jacob Polychorius* zu Strasburg, auf dieselbe folgten noch drey andere, unter denen die *Ostertagische* die neueste ist. S. 415 bis 456. *Tacitus*. Unter den fünf deutschen Uebersetzungen derselben sind sehr vorzügliche. Rec. besitzt von dieser in realischen römischen Geschichtschreiber eine deutsche Uebersetzung im Manuscript, die einen würdigen Rechtsgelehrten zum Verfasser hat, dessen vieljährige Lieblingslectüre die Werke desselben war. Das Buch über Germanien ist achtmahl überfetzt worden, unter denen die von Hn. *Anton* verfaßte den Vorzug verdient. S. 457—494. *Terentius*. Von diesem Dichter können wir jedoch bis achtzehn Dolmetschungen in unsrer Sprache aufweisen. Die älteste, an welcher mehrere arbeiteten, ist von 1499. S. 495. *Terentius*. Von denselben sind fünf ganze Uebersetzungen vorhanden, unter denen sich diejenige, die Hn. *Degen* selbst zum Verfasser hat, ganz vorzüglich auszeichnet. S. 515. *Valerius Maximus*. Die älteste Verdeutschung dieses Schriftstellers kam 1439 zu Augsburg heraus. Ein *Heinrich von Muglein* aus Meissen ist Verfasser derselben. Die Frankfurter Ausgabe von *Seibels* Uebersetzung von 1565 ist ein bloßer Nachdruck von der ersten von 1533 mit *Sigm. Eysenbends* Vorrede. Rec. besitzt sie selbst. Die neueste Uebersetzung ist 1780 erschienen. S. 528. *Vegetius*. Die äußerst seltene Uebersetzung *Ludwigs von Hohenwang*, die vermuthlich noch vor 1478 zu Augsburg gedruckt wurde, ist auch aus den *Pannzerischen* deutschen Annalen bekannt. S. 535. *Pelleius Porterculus*. Er ist im J. 1781 dachte man eine Uebersetzung dieses Schriftstellers, worauf 1793 die ganz vorzügliche vom Hn. *Friedr. Jacobs* folgte. S. 545—634. *Virgilius*. Wie zahlreich das Heer deutscher Uebersetzer dieses großen Dichters in Versen und Prosa sey, belehrt uns schon der Raum, den die Anzeige der Schriften derselben anfüllt. Wir würden uns zu weit ausdehnen müssen, wenn wir nur das vorzüglichste, das Hr. D. bey dieser Gelegenheit gesagt hat, anführen wollten. Dals der deutsche Dichter *Os* dabey nicht vergessen worden sey, ist leicht zu erahnen. S. 635. *Pitruvius*. Der neuesten Uebers. von Hn. *Rode* wird mit Ruhm gedacht, und so das *Finis coronat opus* hinzugesetzt. Zwey brauchbare Register,

das eine über die überfetzten römischen Schriftsteller, und das andere über die Uebersetzer derselben machen den Beschluß. Dafs wir endlich von dem so unermüdet fleißigen V. nun auch, nach seiner eigenen, in der Vorrede gegebenen Versicherung, eine *Literatur der Uebersetzungen griechischer Schriftsteller* zu erwarten haben, wird gewiss jedem Literator eine erwünschte Nachricht seyn.

GÖTTINGEN, b. Brose: Englische Sprachlehre für Deutsche, zum Gebrauch bey dem Unterricht, von F. G. Canzler. 2 Theile. 1796. 8.

Man kann dieser Sprachlehre ihre Brauchbarkeit nicht absprechen, doch fehlt ihr, wie der V. selbst in der Vorrede gesteht, noch vieles an Vollständigkeit. Dieses aufrichtige Geständnis und die hinzugefügte Aeußerung, daß ihm Erinnerungen billiger Richter willkommen seyn werden, bewegt Rec. hier einige wohlgemeynte Winke zu geben, die für eine neue Auflage, welche diese Sprachlehre verdient, vielleicht von einigem Nutzen seyn können.

Das Futurum wird an mehreren Stellen ohne Unterschied mit *shall* und *will* in allen Personen bezeichnet. Der eigentliche Unterschied ist aber dieser. Um eine zukünftige Handlung, welche im Deutschen mit *werden* angedeutet wird, auszudrücken, setzt man *shall* in der ersten Person des Sing. und Plurals, in den übrigen Personen *will*. Dasselbe gilt auch bey dem *tempus conditionale*, also bey *should* und *would*. Man findet aber auch *shall* in der zweyten und dritten Person des *future* in prophetischen Ausprüchen, und *should* in der zweyten und dritten Person des *temp. conditionalis* in indirecter Rede: 'z. B. *a virgin shall conceive* (und dergleichen Stellen mehr, theils in der Bibel, theils in *Milton's Par. lost* u. f. w.) *For he said he should die for her, if she would but forget the injury which he had done her*. Der Grund des *shall* im ersten Beyspiele ist die voraussetzende unschibare Erfüllung der Prophezeiung, des *should* im zweyten Beyspiele hingegen, weil die Person in directer Rede gesagt hat, *I should die for her, if she would* u. f. w. Uebrigens müßte in einer guten Grammatik auch angeführt werden, daß *will* in allen Personen einen festen Voratz andeuten kann, und *shall* in allen Personen eine Verpflichtung oder Beziehung auf den Willen eines andern, besonders in fragender Redensart und in der folgenden Antwort; als *shall I run and fetch it?* Antw. *You shall*. *You will forsake him in his misery?* Antw. *I will, because he will not be ruled by me*. —

Von dem periphrastischen Zeitworte wird weiter nichts gesagt, als daß es *wohl etwas mehr* als das gewöhnliche Activ ausdrückt. Freylich etwas mehr; aber wie? Die Sache verhält sich so. Die in den gewöhnlichen Sprachlehren angegebene Form der Zeiten eines *verbi activi* und *neutrius* hat eine unbestimmte, schwankende oder aoristische Bedeutung, als *I write*. Um diese zu fixiren, drückt man die jetzt

wirklich vorgehende Handlung durch *I am writing* aus (also die damals wirklich vorgehende Handlung durch *I was writing*) so wie den gegenwärtigen Anfang derselben durch *I am going to write* (also den damals gegenwärtigen Anfang durch *I was going to write*) und das gegenwärtige Ende derselben durch *I have done writing*, welches sich von dem aoristischen *I have written* merklich unterscheidet (also das damals gegenwärtige Ende durch *I had done writing*, welches mit *I had written* nicht einerley ist.) —

Auf der 114. S. steht: „Beynahe jedes Activum kann auch zum Reciproco gemacht werden, wenn man nur nach jedem Tempus desselben *myself, thyself* u. s. w. nachsetzt.“ Hierbey bemerkt Rec. erstlich, daß solche Zeitwörter eigentlich, nach der philosophischen Grammatik, *verba reflexiva* heißen, wenn das Subject und Object eine und dieselbe Person andeutet, als *they beat themselves* (wie gewisse Ordensgeistliche) daß man sie aber reciproca nennet, wenn das Subject und Object verschiedene Personen einschließt, und daß diese letztere Art deutlicher durch *each other* oder durch *mutually* u. s. w. bezeichnet wird, als *they beat each other*. — Zweitens giebt es in der englischen Sprache sehr viele Zeitwörter, welche die reflexive Form entweder gar nicht annehmen, oder nur selten und in gewissen Verbindungen vertragen, als zu *assemble*, sich versammeln, zu *augment*, sich vermehren, zu *alter* sich ändern, zu *amend* sich bessern, zu *approach* sich nähern, und so über hundert andere, die hier anzuführen zu weitläufig seyn würde.

„Die verba intransitiva, heißt es auf der 120. S., bekommen im Englischen gerade so wie im Deutschen, im Perfecto statt *I have ich habe, I am ich bin, als I am run, I am strayed, I am fled, u. s. w.*“ — Der Engländer sagt aber *He has run swifter than I. He has fled his country, oder he has fled from his enemy. The sheep has strayed from the flock* — weil er bey den Verbis neutris 3 Regeln beobachtet: 1) die mehr thä-

tige als leidende Handlung mit *to have* zu verbinden, besonders wenn sie ein Regimen leidet, als *to run a race, to run the gauntlet, to flee the kingdom* u. s. w. 2) Der originellen neutralen Form *have* zu geben, wenn sie auch in passiver Bedeutung erscheinen kann, als *He has entered the room*, weil man z. B. sagt *This remark is not yet entered*, diese Bemerkung ist noch nicht eingetragen oder eingeschrieben; und 3) alle verba neutra in dem tempore conditionali II. mit *have* zu bilden, als *I should have come oder I had come*, ob man gleich spricht *I am come*.

Ferner hat Hr. C. nichts von der Stellung der Adverbien, nichts von dem Unterschiede und Gebrauche gewisser Präpositionen erwähnt, da doch auf letzterer unstreitig die größte Schwierigkeit der englischen Sprache beruhet. Unter die Interjectionen stellt er auch verschiedene Ausdrücke klarer Begriffe, die eigentlich nicht dahin gehören, als *Do you hear? Come hither, Have a good heart*. Interjectionen müssen, ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit nach, nur den Naturlaut innerer und äußerer Empfindungen enthalten, als *ah, ha, alas* u. s. w. *crack, pit a pat* u. s. w.

S. 103. erblickt man *to repaid* erwidern. Rec. kennt wohl *to repay* wiederbezahlen oder vergelten, auch *repaid* das *part. pass.* und *Imperf.* von *to repay*; aber *to repaid* kennt er gar nicht. Es muß entweder *to repay* oder *to reply* heißen.

In den zweyten Theile, welcher eine Sammlung vermischter Bruchstücke von englischer Prose und Poesie aus verschiedenen Schriftstellern enthält, trifft man *Cross-wench für cross wench* an, *who have you this from?* statt *whom have you this from*, und dergleichen kleine Fehler mehr. Auch sind die Sylben nicht immer richtig gebrochen; denn statt *wound* — er sollte *wonder*, statt *proportio* — nably sollte *proportion* — ably, statt *remain* — ed sollte *remain* — ed stehen; statt *wo* — des sollte ohne Abbrechung *modes* gesetzt seyn, weil es einsylbig ausgesprochen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERLEHRBÜCHER. Leipzig, B. Richter: *Übungen im Lesen für das zarte Kindesalter, nach der Methode des Moräzischen ABC-Buchs*, um Kindern zugleich auf eine leichte und fassliche Art ihre Begriffe zu entwickeln. Mit zwölf illuminirten Kupfern. 1796. 72 S. 8. — In der *Forrede*, welche XXI S. lang, und zur Unterscheidung mit lateinischen Zahlen numerirt und mit lateinischen Lettern abgedruckt ist, sucht der ungenannte Vf. dieses feinen Werklein, von welchem eine Fortsetzung erfolgen soll, in ein gefälliges Licht zu stellen. Die seltene Gabe der richtigen Selbstbeurtheilung müssen wir ihm zugestehen, und wollen deshalb zur Bezeichnung unsrer Unpartheilichkeit nachstehende Stelle (S. X) abschreiben: „Ich bin mir der Unvollkommenheit meines Versuchs, die Ideen analytisch zu entwickeln, daß der Verstand des Kindes dadurch noch besonders zum Nachdenken geleitet würde, bewußt; vielleicht habe ich meine Absicht nur in einigen Übungen, oder gar nur einigen

Theilen derselben erreicht, und ich muß desfalls, da ich durch dringende Gründe (??) aufreißend, mich der Ausarbeitung dieses Lesebuchs nicht entziehen konnte, um Verzeihung bitten.“ — Wenn nach dem jetzigen Modestempelack oft einem unrichtigen Buche *schöne Kupfer* zur Empfehlung dienen müssen, so läßt sich solches von Letztern, (die diesen Lesebüchern beygefallen sind und denselben zur Verfeinerung gereichen sollten) wenigstens nicht behaupten. Auch ist es von dem Zeichner, Stecher und Illuminirer derselben zu rühmen, daß er seinen Namen auch nicht mit dem unbedeutendsten Buchstaben (wie es jetzt Mode ist), beigedruckt oder unterzeichnet hat. In Anfang des Drucks hat hingegen der Schreiber, Setzer oder Corrector mehr auf seinen Gewissen. Und gerade bey Schriften dieser Art sollten dergleichen Nachlässigkeiten am wenigsten statt finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. Januar 1797.

LITERARGESCHICHTE.

Zürich, b. Orell, Gessner, Füssli und Compagnie:
Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den
Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften
von C. Meiners — Zweyter Band. 1796. 393
S. gr. 8.

Der 2te Band dieser von uns (A. L. Z. 1796. No. 66.) bereits mit gebührendem Beyfalle angezeigten Sammlung enthält folgende Aufsätze: 1) *Ueber das Leben und die Schriften des Grafen Johannes Picus von Mirandula.* Man hat von ihm eine ziemlich ausführliche Biographie, welche sein Nefse Johannes Franciscus der, nach seinem Tode besorgten, Ausgabe seiner Werke beyfügte. Er stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Mirandula in Italien ab, und wurde 1743. geboren. Als der jüngste Sohn seiner Aeltern, wurde er von seiner Mutter zu dem geistlichen Stande bestimmt, und frühzeitig geschickten Lehrern zur Unterweisung in der griechischen und römischen Sprache übergeben. Begabt mit einem hellen durchdringenden Verstande, und mit einem beynahe unglaublich glücklichen Gedächtnis, das mit einer außerordentlichen Lernbegierde verbunden war, übertraf er bald die Hoffnungen seiner Mutter und seiner Lehrer so sehr, daß er schon als Knabe zu den berühmten Dichtern und Rednern seiner Zeit gezählt wurde. Schon in seinem 14ten Jahre wurde er nach Bologna geschickt, um daselbst das canonische Recht zu studiren. Nach einem zweyjährigen Aufenthalte verließ er Bologna, besuchte sieben Jahre lang die vornehmsten hohen Schulen in Italien und Frankreich, und hörte allenthalben die größten Lehrer vorzüglich in der Philosophie und Gottesgelahrtheit. Während dieser Zeit widmete er sich vorzüglich der Aristotelischen Philosophie, und dann wandte er sich zu der Platonischen, die ihm wahrscheinlich zum Studio der morgenländischen Sprachen führte, und ihn ermunterte, nicht nur die hebräische und chaldaäische, sondern auch die arabische Sprache zu lernen. Um diese Zeit hatte er dem Gedanken schon lange entsagt, sein Glück an dem pöblichen, oder an einem andern großen weltlichen Hofe zu machen. Desto mehr strebte er nach dem Ruhm einer großen Gelehrsamkeit. Von dieser Begierde angefeuert, ging er 1486. nach Rom, ließ daselbst mit Erlaubnis des Papsts Innocenz II. neunhundert Sätze, oder Theesen aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen anschlagen, und erbot sich, daß er diese Sätze, gegen jedermann vertheidigen, und den Gelehrten, aus

A. L. Z. 1797. Erster Band,

fernen Ländern, welche sich mit ihm zu messen die Abicht hätten, die Reisekosten erstatten wolle. Wenn in unsern Zeiten, sagt Hr. M., ein junger Fürst, oder nur ein junger Gelehrter etwas Solches wagte, so würde derselbe für verrückt, oder für einen rühmsüchtigen Thoren gehalten werden. In jenem Zeitalter dachten man ganz anders. Die Erfahrungheit in der Lullianischen Kunst, über alles aus dem Stegreif reden, alles vertheidigen, alles bestreiten zu können, verschaffte den lauren Beyfall. In allen europäischen Ländern erhoben sich Männer, die sich, gleich den alten Sophisten für *Altwissen* ausgaben, und die vorzüglich nach Italien zogen, um in den großen Städten und auf den hohen Schulen dieses Landes, ihre verneynliche Gelehrsamkeit auszukramen und ihre Unüberwindlichkeit im Disputiren zu zeigen. Unter solchen Umständen war nichts natürlicher, als daß der rühmbegierige junge Mann den nämlichen Weg einschlug, und durch seine Theesen jedermann zu überzeuhen suchte, daß ihr Urheber, nicht nur ein großer Kenner der Schulphilosophie und Schultheologie, sondern auch der Mathematik, der Cabbala, der Magie u. d. g. sey, und nicht bloß in der griechischen und römischen, sondern auch in den morgenländischen Sprachen zu Hause sey — welche Kenntnisse keiner der Männer, denen Johannes Picus nachsicherte mit einander verbunden hatte. Allein die neunhundert Theesen durften nicht öffentlich vertheidigt werden, und der Verfasser mußte, nach Verlauf eines Jahrs, unverrückter Sache wieder von Rom abziehen, wo er sich sodann nach Paris verfügte, seine Apologie herausgab, und sich gegen alle Vorwürfe, die seinen Sätzen waren gemacht worden, zu vertheidigen suchte. Der Verdruß den ihm diese Anlegenheit zugezogen hatte, verursachte eine große Veränderung in dem Leben und in der Denkart desselben. Er entsagte den sogenannten weltlichen Wissenschaften größtentheils, und legte sich auf das Studium der heiligen Schrift und der Theologie. Sein *Heptaplus*, — eine mythische oder cabalistische Auslegung der Schöpfungsgeschichte, war davon die erste Frucht, worauf seine *Concordia Platonis et Aristotelis* und seine Abhandlung *de ente et uno* folgten. Drey Jahre vor seinem Tode entzog er sich der Welt noch mehr, und starb endlich im Jahr 1494. im 35sten Jahr seines Alters, nachdem er kurz vorher in den Prediger Orden getreten war. In dessen Ordenskleidern er auch begraben wurde. Beygelegt ist ein Anhang über die Ausgaben der Werke des Johannes Picus, unter denen die *Venetianische* von 1498., die Rec. selbst besitzt, nicht bemerkt worden ist. 2) *Leben des Angelus Politianus (Angelo Politiano)*

ziano) nebst Beurtheilung seiner Verdienste und Schriften. Das Leben dieses berühmten Gelehrten, so, wie solches hier vom Hn. M. entworfen worden ist, enthält bey aller Einformigkeit der Schicksale desselben, so viel anziehendes, und so viel merkwürdiges, besonders in Rücksicht seines Zeitalters und des zu Ende gehenden 15ten Jahrhunderts, dafs daselbe ganz gelesen werden muß, und durchaus keines kurzen Auszuges fähig ist. Wir bemerken daher nur, dafs derselbe 1454. in Montepulciano gebohren worden sey. Sein Vater, ein Doctor der Rechte, hiefs Ambrogini, und diesen Namen verwechselte sein Sohn mit dem Namen seines Geburtsorts und nannte sich Montepulciano, oder gewöhnlicher Polizian. Er studirte frühzeitig die Werke der Alten, und konnte schon im 15ten Jahre lateinische und griechische Gedichte machen. Seine Lehrer waren Christoph Landinus, Marcellus Ficinus und Argyrophylus. Frühzeitig bestellte ihn Lorenz von Medicis zum 1. Lehr seiner beiden Söhne; 1480. übertrug ihm derselbe das Lehramt der griechischen und römischen Literatur zu Florenz, welches er auch, bis zu seinen, 1494. erfolgten Tod mit gleichem Eifer und Beyfall bekleidete. Im J. 1455. wurde er Doctor, der kanonischen Rechte, schon vorher aber hatte er die Würde eines Priors an der Collegiatkirche des heiligen Paulus zu Florenz erhalten. Seine vertrauten Freunde waren Lorenz von Medicis und Johann Picus von Mirandula. Seine Schritten sind sowohl einzeln, als in Sammlungen mehrmals gedruckt worden. 3) Leben des Camaldulenser Mönchs und nachherigen Generals des Camaldulenser Ordens Ambrosius Traversarius, oder, wie seine Zeitgenossen und Landsleute ihn nannten Frate Ambrogio degli Agnoli. Um auch über jenes Zeitalter, in welchem die Schüler des Johann von Ravenna und des Manuel Chrysoloras blühten, ein Licht zu verbreiten, wählte der Vt. diesen Ambrosius, der zwar weder von dem einen noch von dem andern, Schüler, doch Freund und Bewunderer des letztern, und fast aller Gelehrten war, welche beide Männer gebildet hatten. Ambrosius wurde 1386. gebohren. Er ging schon im J. 1400. in das Camaldulenser Kloster, wo er das lateinische und griechische, aber auch etwas hebräische lernte — und dann seine Kenntnisse auch andern, deren Lehrer er wurde, mittheilte. Als Pabst Eugenius IV. des Ambrosius ehemaliger Freund, im J. 1431. eine Reformation dieses Ordens veranlaßt hatte, und der bisherige General desselben abgesetzt worden war, wurde dem Ambrosius diese Würde übertragen. In eben diesem Jahre wurde er nach Rom berufen, wo er dem Pabst seine Uebersetzung von dem Leben des Johannes Chrysostomus überreichte, und von denselben viele Gnade gewoß. Nun sollte er den, auf das äußerste in Verfall gerathenen, Orden verbessern: Er that es mit weiser Milde und Strenge, setzte sich aber doch unzähligen Verdrißlichkeiten aus. Im J. 1435. schickte ihn der Pabst nach Basel, woselbst das daselbst verfallene Concilium die Annaten u. d. aufgehoben hatte. Er konnte aber nichts ausrichten. Diefes veranlaßte seine Reise nach Wien, wo er auch vom K. Sig-

mund die besten Versprechungen zu Gunsten des Pabsts erhielt. Der Pabst besiedelte sodann ein neues Concilium nach Ferrara, welches nachher nach Florenz verlegt wurde, woselbst auch im J. 1439. die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu Stande kam. Bey allen diesen Gelegenheiten bewies sich Ambrosius sehr thätig, ungachtet er seine gelehrten Arbeiten auf das eifrigste fortsetzte. Sein Tod erfolgte in dem erst gedachten 1439ten Jahre. 4) Ueber die ersten Beförderer der alten Literatur im nördlichen Deutschland, besonders über die Schicksale und Verdienste Rudolphs Agricola und Hermannus von dem Busche. Rec. wagt es nicht aus diesem Aufsatze, der so viel neues und anziehendes enthält, hier auch nur das wichtigste vorzulegen, weil er bey der möglichsten Kürze, die ihm geleizten Graßen weit würde überschreiten müssen. Nur eine einzige Anmerkung muß er noch befügen, diese nämlich, dafs die S. 308. bemerkte Ausgabe der Werke des Alexander Hegius wirklich vorhanden ist. Nur enthält diese Sammlung bloß die lateinischen Gedichte desselben, und also weniger, als auf dem Titel derselben versprochen worden ist.

FLORENZ, b. Cambiagi: *Catalogus Codicum Saeculo XI. impressorum qui in publica Bibliotheca Magliabechiana Florentiae adferuntur auctore Ferdinando Foffo ejusdem bibliothecae Praefecto. Tomus Secundus.* A. P. S. MDCLXXXV. Praefidum Permissu. Ohne die Vorr. 664 Column. — *Tomus tertius.* A. P. S. MDCCI. XXXV. Praefidum Permissu. XXI Bl. Vorr. 328 Column. Fol.

Der zweyte Theil enthält endlich unter den Buchstaben I — Z. eine ausführliche Nachricht von den in der Magliabechischen Bibliothek befindenen alten Drucken, nach den Namen ihrer Verfasser, unter denen, wie leicht zu errathen ist, eben so viele wichtige, als seltene Denkmale der Kunst anzutreffen sind, die deutlich genug zu erkennen geben, dafs diese Bibliothek nicht von einsaitigen Mönchen, sondern von einem wahren Gelehrten gesammelt worden ist. Wir wollen, wie solches bereits bey dem ersten Theil (A. L. Z. 1794. No. 136.) geschehen, nur einige der vorzüglichsten anführen. *Isoocrati orationes, graecae.* Mediol. 1493. Fol. Ist die erste außerst seltene griechische Ausgabe dieses Schriftstellers. Ein Deutscher, der in der an Ende beiliegenden griechischen Schlussanzeige *Henricus Germanus* genannt wird, der aber, wie aus dem beygelegten Zeichen erhellt, der fleißige Ulrich Schenckeller war, betorgte den Druck. *Lactantius* ohne Ort und Drucker mit der Jahrzahl MCCCC.XXI. die nach den bekannten Versen: *Arguit hic hominum sectas Lactantius omnes etc.* zu lesen ist. Unter diesen lateinischen Dikthis steht noch *Adam*, aus welchem einige den *Adam Rot.* der um diese Zeit zu Rom druckte, andere aber den *Adam de Ambergan*, einen Venturianischen Drucker machen wollten. *Foffo* aber hält ihn nicht für den Drucker, sondern für den Verfasser der lateinischen Verse, und folglich für eben den *Adamus Montalius*, der in eben dieser Ausgabe den

Antonius *Randensis* in einigen lateinischen Distichen zurecht zu weilen suchte — und vermuthlich hat Fossi sich nicht geirret. *Constantini Lascaris Grammaticae graecae epitome*, Mediolani 1476. Das erste, ganz griechisch gedruckte Buch — eine wahre Seltenheit. Eine andere, ganz griechische Ausgabe, eigentlich *Compendium tertii libri*. S. r. et. a. die wenig bekannt ist, und von einigen — aber ohne Grund — zur vorhergehenden Ausgabe gerechnet wird. Auch die Mayländische Ausgabe von 1480. mit *Joh. Costini* lateinischer Version. Von *Luciani Phalarja* unter mehreren Ausgaben auch die Römische von 1499. und die Venetianische von 1477. ohne Commentar. *Luciani dialogi graece*, Florent. 1496. eine große Seltenheit. Die Original Ausgabe vom *Macrobius*, Venet. 1472. *Manilius Astronomicum*, Neapoli per *Jodoc. Hoenfeyn* — S. a. Vielleicht eben so selten, als die Nürnberg-Regiomontanusche Ausgabe. *Martialis* Venet. per *Vind.* de *Spira*, ohne Jahr, aber um 1470. gedruckt. Ist die Originalausgabe. Das so seltene *Missale Mozarabic. Toletii* 1500. Fol. Die seltensten und ersten Ausgaben von *Petrarch's* Werken. *Plantii Comediae* Venet. *Joh. de Colon.* et *Vindel.* de *Spira* 1472. die erste Ausgabe. *Plinii hist. natural.* Venet. *Joh. de Spira* 1469. ist ebenfalls die erste Ausgabe. *Ptolomei Cosmograph.* Vicentiae 1475. Auch *Fossi* rühmt der Meynung dererjenigen hey, welche diese Ausgabe für den ersten Abdruck dieses Schriftstellers halten, und das, bey der *Bolognesischen* Ausgabe befindliche Jahr 1462. für einen Druckfehler erklären. Auch besitzt diese Bibliothek die beiden Römischen Ausgaben von 1478 und 1490. und die Ulmer von 1486. ingleichen die Hauptausgaben vom *Quintilian*, Romae 1470. Venet. 1471. Mediolani 1476. *Francisci de Retza Comestorini Vitorum.* Norimb. 1470. Ist das erste mit Bemerkung des Druckjahrs in Nürnberg gedruckte. Dafs nicht *Heinrich Ramel*, sondern *Johann Senfenschmid* der Drucker dieses Werkes gewesen sey, ist bekannt. — Eine eigene, fast vollständige Sammlung von des *Hieronym. Savonarola* Schriften, die meistens Seltenheiten sind, giebt dieser Bibliothek einen besondern Vorzug. Rec. hat derselben 94 Stücke, gezählt, theils in italienischer, theils in lateinischer Sprache. *Solinus*, Venet. 1473. *Strabo*, Romae um 1469. *Suidae Lexic. graec.* Mediolani 1490. sind die Originalausgaben. Vom *Vater. Maxim.* die Maynzener Ausgabe vom Jahre 1471. Uebrigens ist diese Bibliothek besonders an Schriften, die zu Florenz in diesem Zeitraum erschienen sind, vorzüglich reich, und das bekannte Werk des *Audifredi*, welches von allen italienischen Producten der Buchdruckerkunst bis 1500. Auskunft geben sollte, kann aus diesen Werke beträchtlich ergänzt werden. Den Beschluß dieses Theils machen *Addenda* und *Corrigenda*, oder eigentlich einen Nachtrag von solchen Schriften, Briefen u. s. w. die andere größern Werken beygedruckt, im ersten Theil übergangen, und jetzt mit vieler Mühe vom Herrn *Fossi* gesammelt worden sind. Der dritte Band enthält in der voranstehenden Vorrede ein sehr merkwürdiges, die Buchdrucker-geschichte in Florenz betreffendes Actenstück. Es ist

nämlich bekannt, dafs schon im Jahre 1476. zweyen Dominikaner, *Dominicus de Pistoia* und *Petrus de Pisa*, in dem dahigen sehr alten Frauenkloster de *S. Jacopo de Ripoli* eine eigene Druckerey angelegt haben, welche bis 1484. dauerte und verschiedene kleinere und größere Schriften lieferte. Gedachtes Kloster besafs eine gleichzeitige Handschrift, in welcher über Ausgabe und Einnahme Rechnung geführt, und das Verzeichniß der daselbst gedruckten Bücher beygefügt worden war. Diese Handschrift benutzte schon der Dominikaner *Vincenzio Fineschi*, in seiner 1781. zu Florenz herausgegebenen *Notizie storiche sopra la Stamperia di Ripoli*. Aber Herr *Fossi* war so glücklich, diese Handschrift von den Klosterfrauen für die Maglhabische Bibliothek zum Geschenk zu erhalten. Um sie nun allgemein brauchbar zu machen, liefs er sie, zumal da sie *Fineschi* doch nicht gehörig benutzt hatte, hier ganz abdrucken, solche aber auch mit nothigen Anmerkungen versehen. Die Numera gehen von I bis LXXXVI. und zwar bis 1484. den 18 Sept. fort, nach welcher Zeit diese Druckerey vermuthlich eingegangen ist. Den Beschluß dieser Vorrede macht eine Anzeige von solchen Büchern, die man dieser Klosterdruckerey, aber ohne Grund zugeeignet hat. Nun folgt ein neues Verzeichniß solcher Bücher aus diesem Zeitalter, welche in dieser Bibliothek theils später entdeckt, theils aber auch neuerdings dazu gekommen sind. Auch unter diesen sind viele Seltenheiten, von denen wir gerne einige anführen wollten, wenn es der Raum gestattete. Zuletzt vier sehr brauchbare Register. Das erste enthält unter dem Titel *Synopsis chronologica* alle in diesem Werke beschriebenen Bücher, denen das Druckjahr beygefügt ist, nach chronologischer Ordnung von 1450 bis 1500., so zwar, dafs unter jedem Jahre die Bücher nach den Städten, darinnen sie zum Vorschein kamen und zwar nach der Folge der Monate geordnet sind. Das zweyte Register macht diejenigen Bücher, die ohne Druckjahr erschienen sind, nach Alphabetischer Ordnung bekannt. Das dritte liefert die Namen der Drucker nach dem Alphabet. Das vierte und letzte, aber auch das weitläufigste, ist ein alphabetisches Verzeichniß aller Namen der Schriftsteller, Herausgeber, Vorredner, Versmacher u. s. w. deren in diesem Werke — dem wir viele Nachfolger wünschen — gedacht wurde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER. b. den Gebr. Hahn: *Neuer Volkskatechismus* oder *Beitrag zur nützlichen, lehrreichen und angenehmen Unterhaltung für allerley Leser, zunächst für den Bürger und Landmann.* Von G. F. Palm. Mit Kupfern. 1797. 284 S. 8.

Die Einrichtung dieses gemeinnützigen Volksbuchs, welches den Kalender nur zum Untergehalt verschiedener Bekanntmachungen braucht, wodurch richtige Erkenntnisse und gute Gesinnungen besonders unter den niedrigen Volksklassen befördert werden

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Februar 1797.

MATHEMATIK.

LXXVII. b. Schäffer: *Archiv der reinen und angewandten Mathematik*. Herausgegeben von C. F. Hindenburg. Fünftes Heft. 1796. 128 S. 8. (12 gr.)

Auch dieses Heft des mathematischen Archivs enthält mehrere sehr schätzbare Abhandlungen. Sie sind der Ordnung nach folgende. 1) *Hennert über die astronomische Strahlenbrechung*. Der Vf. leitet auf eine sehr einfache Art eine Näherungsformel her, aus der, wie er zeigt, auch die bekannten Bradley'schen und Simpson'schen Formeln abgeleitet, und in Ansehung ihrer Anwendbarkeit beurtheilt werden können. 2) *Kästner, wie Körper leuchten, die kein eigenenthümliches Licht haben*, nach Averroes, Roger Baco, und Euler. Baco bemerkte nach Averroes, man könne die Erleuchtung des Mond's nicht bloß aus der Zurückwerfung der Stralen, wie sie von einem erhabenen Spiegel bewerkstelligt werden müßte, erklären; er nahm deswegen eine besondere auf der Oberfläche des Mond's durch die Sonnenstrahlen bewirkte Modification an, kraft welcher diese Oberfläche selbst Lichtstrahlen nach allen Seiten hin verbreite. K. bemerkt die Aehnlichkeit dieser Vorstellung mit der Eulerischen, übrigens aus andern Gründen abgeleitet. Lichttheorie. (Schon bey Plutarch *de facie in orbe Lunae* kommen ähnliche Einwendungen gegen die aus bloßer Reflexion erklärte Erscheinung des Mond's vor, wie hier von Baco und Euler angeführt werden; aber auch schon dort ist die Kästner'sche Antwort, daß man einen Körper von rauher Oberfläche nicht nach den bey Spiegelflächen geltenden Regeln beurtheilen dürfe, angegeben. Sonst kommt auch bey Kepler *Paralip. ad Vitell. p. 22* ein Gedanke vor, der mit der Eulerischen Vorstellung Aehnlichkeit hat: „*Si cui magis placet, si dicat, colorum lucis potentiales* (das Licht der an sich dunkeln Körper) *ad lucem* (von selbstleuchtenden Körpern) *in actum traduci et excitari, prout ut ille color, qui est in Zingibere accessu humoris stimulat, sequi ipse incendit. Illec lucis species dicitur nobis lux communicata. Nom lux et repercussa et infracta est nihilominus illius rei lux, unde allapso hoc patitur. Ad haec lux jam sit quodammodo eius substantiae lux, quam illustraverat.*“) 3) *Ebeners. Wie viel Steinen müßte der Robins Gefäß werfen? Bezieht sich auf eine Stelle von Plin. Naturg. X. B. 60 Kap., wo erzählt wird, ein düstiger Robe habe in ein Gefäß Steine geworfen, damit das darin enthaltene Wasser in die Höhe trete, und von ihm er-*
A. L. Z. 1797. Erster Band.

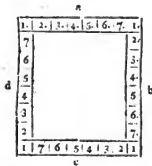
nicht werden könne. Hier wird, unter der Voraussetzung, das Gefäß sey cylindrisch, die Steine kugelförmig, eine Gleichung zwischen der Anzahl der Steine, dem Durchmesser der Steine, und des Gefäßes, und der Höhe, um welche das Wasser gehoben werden soll, gegeben. 4) *Wurm's Grundsätze der neuen französischen Zeitrechnung*, sammt ausführlichen Tafeln zur Vergleichung des alten und neuen Kalenders. Die unrichtige Vorstellung mancher politischer und anderer Schriftsteller in Ansehung der Vergleichung des neufränkischen Kalenders mit unserm gewöhnlichen, veranlaßte den Vf., diesen Gegenstand ins Licht zu setzen. Da nämlich das Einfachste bey der Gregorianischen Einrichtung doch den Kalender nicht in ganz genauer Uebereinkimmung mit dem Himmel erhalten kann, so läßt sich auch der fränkische Kalender, (bey welchem der Jahresanfang immer unmittelbar durch den Eintritt der Sonne in die Herbstnachtgleiche bestimmt wird, wie dieser nach den besten astronomischen Tafeln berechnet wird,) nicht so geradezu Jahr für Jahr mit dem Gregorianischen vergleichen, daß man nur den Anfang des fränkischen Jahrs immer auf einerley Tag des Gregorianischen setzte, und hieraus die übrigen Tage im Jahr herleitete, sondern man muß nothwendig den Anfang jedes fränkischen Jahrs astronomisch berechnen. Weil aber dies freylich nicht eines jeden Zeitungs-schreibers oder Kalenderdruckers Sache seyn kann; so hat Hr. W. gewis Vielen einen angenehmen Dienst geleistet, daß er für die ersten hundert Jahre der französischen Zeitrechnung den Anfang des neufränkischen Jahrs berechnet, und zugleich für die 3 hiebey vorkommenden Fälle, da es mit dem 22, 23, oder 24ten Sept. anfangen kann, eine Vergleichungstafel der einzelnen Monate beygefügt hat. Auch der Astronom wird künftig eine solche Tafel nothwendig brauchen, wenn er die für den Gregorianischen Kalender berechneten astronomischen Tafeln bey dem fränkischen Kalender anwenden will. 5) *Basse's Bemerkungen zur Eulers und Kästners, auch Kästners Vortrag der Mechanik*. Hauptsächlich Berichtigung oder Erläuterung einiger Grundbegriffe dieser Wissenschaft. 6) *Ueber die vierdrägen Wagen*. Ein Nachlaß von Lambert. Er findet, daß die Kraft für die Bewegung des Wagens am geringsten seyn darf, wenn die Durchmesser der Achsen in dem Verhältniß der Durchmesser ihrer Räder stehen, und zugleich die Last auf dem Wagen so vertheilt ist, daß die Entfernungen des Schwerpunkts von den vordern und hintern Rädern in dem umgekehrten Verhältniß des Würfels ihrer Durchmesser stehen. Bey Lastwagen findet ers am besten,

besten, wenn sich die Hinterräder zu den vordern wie 5 zu 4 verhalten, und mithin nach dem vorigen der Schwerpunkt zweymal näher bey der Axe der Hinterräder als der Vorderräder ist. Dies dient zugleich zu einer Berichtigung von Camus *Traité des forces mouvantes*. 7) *Bachhewits Tafel, von jedes Jahr der Julianischen Periode aus seinen Kennzeichen* (dem Sonnenzirkel, der goldenen Zahl, und der Indiction) zu finden. Vermittelt dieser Tafel wird die sonst etwas weitläufig aufzulösende Aufgabe äusserst leicht und einfach. Die Gründe dieser Tafel könnten vielleicht am leichtesten auf folgende Art dargelegt werden. Bekanntlich hat man, wenn f den Sonnenzirkel, g die goldene Zahl, und i die Indiction bedeutet, für jedes Jahr der Julianischen Periode, das x heissen mag, folgende Gleichungen: $x = 28m + f = 19n + g = 15p + i$, wo m, n, p ganze Zahlen bedeuten. Wüßte man also für ein beliebiges Jahr den Werth von $28m$, so stände man das Jahr selbst, indem man noch f oder den Sonnenzirkel dazu addirte. Aus obigen Gleichungen aber folgt ferner 1) $28m \equiv 19n + g - f$ und 2) $28m \equiv 15p + i - f$. Aus der Gleichung 1) erhellt, daß $28m$ immer ein gewisses Multiplum von $19, + g - f$ seyn werde. Schreibt man also alle natürliche Zahlen der Reihe nach, so daß immer 19 Zahlen in eine Horizontalreihe kommen, und alsdann wieder von neuem angefangen wird; so zeigt mithin der Werth von $g - f$, in welche Vertikalreihe immer $28m$ zu stehen komme; dies geschieht nämlich für $m \equiv 1$ in der 3ten Vertikalreihe; für $m \equiv 2$ in der 18ten; für $m \equiv 3$ in der 1ten Vertikalreihe u. f. w. Eben so sieht man aus der Gleichung 2), daß $28m$ immer ein gewisses Multiplum von $15, + i - f$ seyn werde. Schreibt man nun wieder alle natürliche Zahlen einer vertikalen Reihe nach, so daß immer 15 Zahlen in eine Vertikalreihe kommen, und alsdann wieder von neuem angefangen wird; so zeigt folglich der Werth von $i - f$, in welche Horizontalreihe immer $28m$ komme; dies geschieht nämlich für $m \equiv 1$ in der 13ten Horizontalreihe; für $m \equiv 2$ in der 11ten; für $m \equiv 3$ in der 9ten Horizontalreihe u. f. w. Durch Verbindung dieser beiden Bemerkungen wird also für alle Multipla von 28 , oder für $28m$ in einer gemeinschaftlichen Tafel, die 19 Vertikal- und 15 Horizontalreihen hat, der Platz vollständig bestimmt, indem man weiß, in welches Vertikal- und in welches Horizontal-Fach jedes Multiplum von 28 gehört, und aus den bekannten Werthen von $g - f$, und $i - f$ läßt sich hernach umgekehrt die Stelle, mithin auch der Werth von dem zugehörigen Multiplum von 28 , oder $23m$, folglich auch das gesuchte Jahr $x = 28m + f$ bestimmen. 8) *Klügel's verschiedene arithmetische Zusammensetzungen des Umfanges eines Kreises aus denselben Elementen*. Durch diese an sich leichten neuen Zusammensetzungen erhält man die Summe von Reihen, die bey Integrationen häufig vorkommen, wie hier an mehreren Beyspielen gezeigt ist. 9) *Pfaff's Zusätze zu der allgemeinen Summation einer Reihe, worin höhere Differenziale vorkommen*. Hierdurch werden auf eine sehr lehrreiche

Art die vorher erwiesenen Sätze noch allgemeiner gemacht, und daraus wieder neue, merkwürdige, höchst allgemeine Sätze hergeleitet. 10) *Kramp's geometrische Analysis des Krystalls, Hyodon genannt*: eine Widerlegung des Systems von Haüy. Aus sorgfältigen, auf Messungen an vorzüglich schönen Krystallengruppen gegründeten Berechnungen wird die Unrichtigkeit von Haüy's System dargehan. 11) Ein Ungenannter über Gitter und Gitterseife, nebst Topfers Construction folcher Gitter nach combinatorischen Gesetzen, und Zusätzen des Herausgebers. Es könnte vielleicht hier und da jemand befanden, daß Mathematiker ernsthaft sich mit Kryptographie beschäftigen mögen, Allein, nicht davon zu reden, daß Kryptographie oft selbst für den Staat wichtig werden kann, so betrachtet der Mathematiker zuerst bloß das Mathematische an der Sache, das sie gewöhnlich wegen der vielen dabey vorkommenden Combinationen auf mannichfaltige Art darbietet. Daher gehörten auch im Combiniren geübte Mathematiker, z. B. Vieta und Wallis, unter die besten Deciffreurs. Die hier vorgeschlagene sinnreiche Art verbindet nun wirklich mit der größten Leichtigkeit in der Ausführung eine undurchdringliche Dunkelheit für jeden Ungeweihten. Sie besteht darin. Man theilt ein aus Pappe oder Pergament verfertigtes Quadrat in eine beliebige Anzahl kleiner Quadrate oder Fächer ab. Aus einigen dieser Fächer werden nun kreisförmige Oeffnungen ausgeschnitten, die übrigen Fächer aber ganz gelassen. Diele ein für allemal so ausgeschnittene Pappe legt man auf das Papier, auf welches man schreiben will, und schreibt auf die Theile des Papiers, welche durch die durchschnittenen Oeffnungen hindurch scheinen, entweder einzelne Sylben von Wörtern, oder gar nur einzelne Buchstaben, nach der gewöhnlichen Reihe der Linien, oder in einer andern dem Correspondenten bekannten Ordnung. Ist man mit allen Oeffnungen zu Ende gekommen, so dreht man nun eine andere Seite der durchschnittenen Pappe nach oben hin, wo denn die Oeffnungen wieder auf neue weisse Stellen des Papiers fallen, und durch sie aufs neue geschrieben wird. Dies Umdrehen kann 4mal geschehen, bis alle 4 Seiten der Pappe oben hin gelegt worden sind. Es müssen nämlich die Oeffnungen in die Pappe in einer solchen Ordnung eingeknickt werden, daß sie bey jedem Umdrehen immer auf neue Stellen des Papiers fallen, und, wenn man sich das Papier in gleiche Fächer eingetheilt denkt, auf alle diese Fächer des Papiers nach und nach treffen. So kommen Buchstaben oder Sylben zusammen, die, nach der gewöhnlichen Ordnung gelesen, gar nicht zusammengehören, und die nur der Correspondent, der eine ähnliche durchschnitten Pappe haben muß, vermittelst derselben wieder leicht zusammenfinden kann, da jeder andere, der sie zusammenrathen wollte, wegen ihrer auch nur bey einer nicht großen Anzahl von Worten doch schon beträchtlichen Menge ganz gewiss nichts herausbringen wird. Dies wird man noch mehr einsehen, wenn man die Anzahl der verschiedenen Arten, so welche Sylben oder Buchstaben

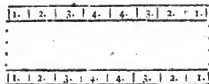
zerstreut, und folglich auch wieder verbunden werden können, näher erwägt. Hr. Töpfer findet vermittelst der Combinationstheorie folgende Regel: wenn die Seite eines Quadrats in eine gerade Anzahl Theile $= 2n$, also das Quadrat selbst in $4n^2$ kleine Quadrate getheilt ist; so ist die Anzahl der verschiedenen möglichen Gitter, die dafür ausgeschaiten werden können

$= 4^{n-1}$. Dies giebt, wenn jede Seite des Quadrats nur in 8 Theile, also das Quadrat in 64 Fächer abgetheilt ist, schon 1073741824 verschiedene Gitter. Da rathet nun einer das richtige heraus! Wer noch nicht mit der Combinationstheorie bekannt ist, wird sich leicht die Sache auf folgende Art vorstellen können. Es seye z. B. wieder die Seite eines Quadrats in 8 Theile, mithin das Quadrat in 64 Fächer eingetheilt. Nun betrachte man zuerst nur die äußeren 4 Banden des Quadrats, indem man nämlich das innere Quadrat, dessen Seiten noch in 6 Theile eingetheilt sind, herausgenommen sich vorstellt, so entsteht dadurch folgende Figur:



Nun ist begreiflich, daß von den mit gleichen Zahlen bezeichneten 4 Fächern immer nur in Eins eine Oeffnung geschnitten werden darf, indem durch das Umdrehen der Pappe die bey einem Fach gemachte Oeffnung nothwendig auf alle gleichnamige Zahlen nach und nach fällt. Es ist also z. B. völlig gleich, welches der mit 2 bezeichneten Fächer man durchlöchern will, aber eines davon muß es werden. Geſetzt nun, man habe in der mit a bezeichneten Seite das Fach 1 durchlöchert, so kann man offenbar 4 verschiedene mit 2 bezeichnete Fächer durchlöchern. Welche Art man aber auch wählen mag; so kann man wieder 4 verschiedene mit 3 bezeichnete Fächer durchlöchern. Dies giebt also in Verbindung mit den 4 vorhergehenden Fällen schon $4 \cdot 4 = 16$ verschiedene Arten. Kommt hiezu noch das mit 4 bezeichnete Fach, so hat man $4 \cdot 4 = 64$ Arten; in Verbindung mit dem Fach 5, hat man $4 \cdot 4 = 256$; in Verbindung mit dem Fach 6, hat man $4^3 = 1024$; endlich in Verbindung mit dem Fach 7 hat man $4^4 = 4096$ verschiedene Fälle, und doch hat man jetzt nur erst die vier äußersten Banden in Betracht gezogen. Betrachtet man nun auch die 4 nächsten inneren anliegenden Banden, deren jede noch 6 Theile hat; so erhält man wieder $4^3 = 1024$ verschiedene Fälle, die in Verbindung mit den vorigen jetzt $4^4 = 4194304$ ver-

schiedene Fälle ausmachen. Ferner geben die 4 nächsten inneren anliegenden Banden, deren jede Seite 4 Theile hat, wieder $4^3 = 64$ neue Fälle, also in Verbindung mit den vorigen jetzt 268435456 verschiedene Fälle. Endlich giebt das innere Quadrat, von dem jede Seite noch 2 Theile hat, 4 neue Fälle, also hat man im Ganzen 1073741824 verschiedene Fälle, wie oben angegeben ist. Eben so läßt sich die Sache auch im Allgemeinen herleiten. Auf ähnliche Art findet sich nun die Anzahl der möglichen Gitter, wenn das Quadrat $(2n+1)^2$ oder eine ungerade Anzahl Stellen hat $= 4^{n^2+n-1}$. So wäre für ein Quadrat von 81 Fächern die Anzahl aller möglichen Gitter 27487796064. Freylich sind nicht alle, der an sich möglichen, Gitter deswegen auch für Geheimschreiberey brauchbar, z. B. alle diejenigen nicht, bey welcher die Folge der Oeffnungen eine von der gewöhnlichen Leseordnung nur sehr wenig abweichende Ordnung geben würde; allein dieser ist doch in Vergleich mit den so äußerst zahlreichen überhaupt möglichen Gitter nur eine geringe Anzahl. Uebrigens macht der Ungenannte Hosiung, künftig Proben zu geben, wie dergleichen Gitter auf mehrere und nützlichere Gegenstände als das bloße Geheimschreiben angewendet werden können. Rec. will nur noch eine Bemerkung beyfügen. Es ist bey dem Format mancher Briefe nicht bequem, gerade ein Quadrat oder sonst eine reguläre Figur brauchen zu müssen; ein Rectangel wäre hiezu eine schicklichere Form. Freylich aber kann man ein Rectangel, weil nur die zwey gegenüberstehenden Seiten gleich sind, nicht mehr mal, sondern nur zweymal umdrehen. Allein dafür kann man nun die ganze durchlöcherne Pappe auf die andere Seite umwenden, und auch dort 2mal umdrehen, also kommen doch auch 4 verschiedene Lagen der Pappe heraus. Nur müßten die Oeffnungen nach einer etwas andern Regel, die man sich leicht aus bestehender Figur abstrahiren wird, gemacht werden.



Nämlich hier kommen nur immer die oberste und unterste, und überhaupt die von der Mitte des Rectangels gleich weit abstehenden Banden in Vergleich miteinander, weil auch nur diese einander decken. Die Zahlen, wie hier geschrieben, darf man von den gleichnamigen Fächern immer wieder nur eins durchlöchern, welches also eine ähnliche, leicht zu berechnende Mannichfaltigkeit von Fällen giebt. Diese Einrichtung gewährt auch den Vortheil, daß die Oeffnungen, weil die Pappe nicht umgedreht, sondern nur umgewendet wird, nicht kreisförmig werden müssen, sondern rectangular seyn können, welches für das Einschreiben bequemer ist. Telegraphie, von der es wieder ganz stille ist, konnte in leichte Verbindung

befonders mit dieser Art von Kryptographie gesetzt werden, und der Telegraphendirector Briefe an Personen, deren Adresse ihm bloß gesagt werden mußte, bestellte, deren Inhalt er zwar andeutete, aber selbst nicht entziffern konnte. Vielleicht gäbe es Mittel, die Kosten einer telegraphischen Einrichtung von einer großen Stadt zur andern zu bestreiten, die der Staat allein aufzuwenden, nicht immer Interesse genug haben möchte. — Aufser den angezeigten Abhandlungen enthält das Archiv auch noch Auszüge und Recensionen neuer Bücher, worunter besonders auch die Ankündigung einer Mondskugel von John Russel weiter bekannt zu werden verdient. Die Mondskugel, 12 Zoll im Durchmesser, mit der äußersten Richtigkeit verfertigt, kommt die Subscribenten auf 5 Guineen zu stehen, ohne das Gestell. Die Nachrichten aus Briefen des Hn. v. Zach und La Lande finden sich auch in dem Bodischen astronomischen Jahrbuch für 1799.

ERDBESCHREIBUNG.

KRITZIG, b. Voss u. Comp.: *Streifereyen durch einige Gegenden Deutschlands*. Vom Verfasser der *Scenen aus Flußs Leben*. Mit Kupfern (mit einem Kupfer). 1795. 311 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. besitzt in einem vorzüglichen Grade das Talent, Auswanderungen in verschiedene Gegenden auf eine angenehme und lehrreiche Weise zu beschreiben, daher vielmehr den Leser selbst, überall an Ort und Stelle hinzusetzen, und ihn sogleich mit allem bekannt zu machen, was einen jeden Mann von feiner Geistesbildung vorzüglich interessieren muß.

Mit einer Lebhaftigkeit des Geistes, die keiner Anregung von außen bedarf, mit einer Beobachtungsgabe, die ihren Gegenstand bey'm ersten Blicke erkennt, und ihn jedesmal richtig ins Auge faßt, mit einer Empfänglichkeit fürs Schöne, die man allen Reisenden wünschen möchte, weil sie über den bloßen Gegenständen der Natur die lebendigen und beseelten Wesen nie vergißt, mit einer Seelenstimmung, die uns die Unvergleichlichkeit aller Wahrnehmungen verbürgt, führt der Vf. seine Leser durch die merkwürdigen Ge-

genden, die schon so oft beschrieben worden sind, die er uns aber aus einem Gesichtspunkte zeigt, von dem wir sie gern noch mehr als einmal betrachten mögen. Eigentlich sind es zwey verschiedene Reisen, die der Vf. seine Leser machen läßt; die eine geht von Mannheim aus, und verliert sich an der Quelle der Donau, die andre läuft von Maynz aus bis nach Münster in Westphalen. Die erste unternahm der Vf. im Sommer 1794. Mannheim, Bruchsal, Carlsruhe, Rastatt, das Murgthal, Frauenalb, Baden, Kloster Allerheiligen, Offenburg, Gengenbach, Ettenheimmünster, Emmendingen, Freyburg und Donauschingen sind die Oerter, wo der Vf. besonders verweilte, und mit deren Namen er die verschiedenen Abschnitte seiner Reise bezeichnet hat. Die andre Reise macht der Vf. schon im Junius 1792. Von Maynz aus fährt er durch den Rheingau nach Coblenz, Neuwied, Bonn, Colln, Düsseldorf, (Duisburg) und Münster. Die Reisen selbst sind keines Auszugs fähig. Wer den Rhein gesehen hat, dem muß sich alles lebendig wieder darstellen, was diesen Gegenden, die nach der Zeit der Schauplatz eines so verwünschungswürdigen Krieges geworden sind, den Vorzug vor allen übrigen Gegenden in Deutschland giebt. Dafs es dem Vf. nicht darum zu thun gewesen sey, sich selbst und seine Reisbegleiter mit allem Merkwürdigkeiten bekannt zu machen, sieht man unter andern aus der Beschreibung von Colln, worin der Vf. nichts von dem Cabinet des Baron von Hübsch, nichts von den Brüdern Hardt sagt. Dafür entschädigt er aber seine Leser durch geistreiche Reflexionen, welche überall den Mann von feiner Urtheilskraft und vieler Besehenheit verathen. Unter den eingestreuten Gedichten, die der Vf. entweder selbst verfertigt, oder von andern entlehnt hat, giebt es verschiedne, die an ihrer Stelle eine sehr gute Wirkung thun; andre hingegen scheinen ihre Einrückung nur dem persönlichen Interesse zu verdanken, welches der Schriftsteller an den Verfassern genommen hat. Von dieser letztern Art ist das Heilsche Gedicht: der Spieler, dessen harter Schluss

Siein Aas blieb selzigig liegen,

mit der ganzen Katastrophe Mißfallen erregt.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. Berlin, b. Pauly: *Jacob Boltons Geschichte der merkwürdigsten Pitze*, mit 44 illuminierten Kupfern. Erster Theil. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von D. Carl Ludw. Hildebrand. 1795. 68 S. 8. Wenn doch einmal Bolton's, aus vier Quarten bestehende *History of Fossils growing about Hailfay*, sollte übersetzt werden, so würden wir eine zweckmäßige Auswahl und Kritik angerathen haben. Bolton scheint uns beides zu bedürfen, und von Hn. Vf. glaub-

ten wir es erwarten zu können. Wir übergehen absichtlich die ausführliche Vorrede dieser Uebersetzung mit dem Original, die nicht vortheilhaft für jene ausfallen dürfte; vielleicht, das in der Folge mehr Gelegenheit zum Lobe derselben einzurufen wird. Dieser erste Theil enthält die 44 Tafeln des ersten Theils der Bolton'schen Schwammgeschichte. Bey vielen sind die Farben greller, als im Original, bey manchen gar vortheil. Einige führen die beygetroffenen Namen, andere nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwoch, den 1. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Entwicklung des Isländischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarschen Hoftheater im Aprilmonat 1796.* — 1796. XVI u. 407 S. 8.

Die vor uns liegende Schrift (des Hn. O. C. R. Böttiger) enthält eine ziemlich ausführliche, oft bis in das kleinste Detail eindringende Kritik einiger dramatischen Vorstellungen eines Mannes, der als Dichter und Schauspieler gleich berühmt, an Vielseitigkeit des Talents, an Eifer für seine Kunst und an tiefer Einsicht in das Innerste derselben nur Wenige seines Gleichen haben dürfte. Das Spiel eines Mannes, welcher nichts dem Ungelahr überhiefs, forderte den Vf. auf, zu seinem eignen Unterrichte den oft versteckten Gründen desselben nachzufpüren; und indem er hier seine Bemerkungen dem Drucke übergiebt, gewährt das, was für ihn selbst eine lehrreiche Beschäftigung war, dem Publicum, das den Künstler in diesen Rollen gesehen hat, eine angenehme Rückerrinerung; dem denkenden Schauspieler eine vielfältige Belehrung; jedem Freunde des Schauspiels eine interessante Unterhaltung. Häufig angestellte Kritiken dieser Art würden eine Kunst, die von den Kindern einer meist sehr dürrigen Natur, welche unsre Theater bevölkern, für ein Werk des Instinktes gehalten zu werden pflegt, bald zu einer größern Gewissheit und dadurch zu der Vollkommenheit bringen, deren sie fähig ist. Sie würde die Aufmerksamkeit des Schauspielers auf sich selbst schärfen, indem sie ihm auf das unwiderprechlichste darthäte, daß nichts so klein und unbedeutend scheinen könne, was nicht von Wichtigkeit wird, so bald in der Darstellung eines Charakters, einer Empfindung oder Leidenschaft die vollkommenste Einheit erreicht, eine tausendfache Wahrheit hervorgebracht und mit einem Worte alles geleistet werden soll, was jeder Zuschauer von Geschmack als möglich denkt, aber nur in wenigen und höchst seltenen Fällen zur Wirklichkeit werden sieht. „Wenn man Achtung geben will, sagt La Bruyere, so wird man sehen, daß ein Dummkopf ganz anders in ein Zimmer tritt, anders fortgeht, sich anders setzt, anders aufsteht, anders schweigt, sich anders auf seinen Reinen hält, als ein Mann von Geist.“ Was der scharfsinnige Vf. über Isländs Spiel bemerkt, beweist vollkommen, daß dieser treffliche Schauspieler von dieser Wahrheit durchdrungen ist. Nichts entgeht ihm; er hat alles bedacht, alles abgewogen; er weiß von allem Rechenhaft zu geben. Colium, Sprache,

A. L. Z. 1797. Erster Band.

Tou der Stimme, Gang, jede Bewegung, alles geht aus dem Geiste der Rolle hervor, die er spielt; alles ist in der vollkommensten Einheit. Er vergißt sich nicht eines Augenblick; er weiß immer, daß er spielt; selbst in den Augenblicken der heftigsten Leidenschaft oder der muthwilligsten Laune besitzt er sich ganz. Dabey ist sein Spiel so frey und ungezwungen, als ob es Natur wäre; so überdacht, als ob es nur der Kunst angehörte. Für jede Rolle schüen er ganz eigentümlich geschaffen — ob schon bey den Vorstellungen, die er gab, die allerverschiedensten und abwechselndsten Charaktere gewählt worden waren — und selbst seine Gestalt schien sich, wie die Gestalt eines zweyten Proteus umzuwandeln. Der Geist, mit welchem er spielte, verbreitete sich über sein ganzes Aeußere und, wie man von der *Le Courreur* sagte, seine Seele war ihm für alles genug. Ueber seinen Anstand wollen wir Hn. B. selbst reden lassen: „*Dalmeiert* (heißt es S. 402.) erzählt von Baron, daß er oft die Bemerkung im Munde geführt habe: ein Schauspieler müsse auf dem Schooße der Königinnen erzogen seyn. So hochtrabend auch dies klingen mag, so richtig ist die Bemerkung, wenn sie auf den allgemeinen Satz zurückgebracht wird: der Schauspieler muß sich in den feinsten Zirkeln gebildet haben. — Die Winke, die wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren auch hierüber finden, verdienen um so mehr Beherzigung, da die Scheidewand, die selbst unser begünstigsten Schauspieler und Schauspielerinnen von den ersten Kreisen unserer Gesellschaften ausschließt, noch immer mit unerbittlicher Strenge vorgezogen bleibt. Island wußte sich früh schon Respect und Ausnahme von jener Regel zu verschaffen. Daher hat auch sein Anstand und jede seiner Verbeugungen und Bewegungen jene feine Ungezwungenheit, Anmuth und Zuversicht, die nur allein in der großen Welt erlangt wird, und die kein Studium, keine Anstrengung ersetzen kann. Darum sieht man ihn nur gern kommen, wenn er aufs Theater tritt, und man möchte, wenn er so neben den andern da steht, und mit einer erquickenden Festigkeit und Selbstständigkeit spricht und handelt, mit aller bescheidenen Einschränkung auf ihn die Worte in der Odysee vom Tiresias anwenden: — „Ihn gewährte die Göttin, daß er allein wahrnehme; die andern sind flatternde Schatten.“

Ein wesentlichlicher Umstand in I's. Spiel, welchen der Vf. mit Recht überall bemerkt, ist die Vermeidung alles Prächtigen in der Declamation. Oft gleitet er über bedeutend scheinende Sätze, über die Sentenzen und Gemeinörter, auf welche sich mittelmaßig

ge Schauspieler so gern mit dem ganzen Gewichte ihres Tones stützen, mit der größten Leichtigkeit hinweg; und suit immer halt er im Anfange die Kraft und Fülle seiner Kunst haushälterisch zu Rathe, um ihrer Wirkung bey den entscheidenden Momenten der Handlung gewiß zu seyn: ein Verfahren, das verbunden mit seiner großen Richtigkeit und Sicherheit, eine unnachahmliche Grazie, einen unbeflecklichen Zauber über sein ganzes Spiel verbreitete. Dies ist zu allen Zeiten das Verfahren großer Schauspieler gewesen. Cicero rühmt es ausdrücklich an dem einrichtsvollsten Künstler, welchen Rom jemals gesehen hat (dem *doctus* Rokinus. Horat. II. Ep. I. 82.), daß er oft eine pathetische Stelle mit scheinbarer Nachlässigkeit redirt habe, weil eine noch pathetischere folgte, auf welcher er alles Licht seiner Declamation zusammenhielt. Der erste neuere Schauspieler aber, von dem wir wissen, daß er einen natürlichen Vortrag auf der Bühne einführte, *Baron*, der es zuerst wagte, Könige in ihrem Zimmer ohne Pomp sprechen zu lassen, konnte es nicht einmal leiden, daß man seinen Vortrag *Declamation* nannte. Auch I. declamirt nie, sondern er spricht; aber er spricht, ohne je zu vergessen, daß seine Kunst idealisch ist; und ohne sich von der zarten Linie zu entfernen, welche die Wahrheit des theatralischen Vortrages zwischen die Wahrheit des gemeinen Lebens und die unwahre Declamation setzt, welche auf den meisten Theatern und Kanzeln herrscht. Um jene zu vermeiden, bedarf es nicht weniger als der schöpferischen Einbildungskraft, die sich von dem Individuum zu Idealen erhebt; um sich von dieser frey zu erhalten, bedarf es eines lebhaften, leise ansprechenden Gefühls und einer vollkommenen Herrschaft über Stimme, Gebärden und Ton. Nur ein einzigesmal, -- und dies in einem Stücke, dessen poetisches Verdienst er sehr niedrig anschlug, -- schien er es darauf anzulegen, sich und seine Kunst zu zeigen; in allen übrigen Rollen war er immer das, was er seyn sollte. Was von dem Manne von wahrem Verdienst überhaupt gilt, kann auch auf den verdienstvollen Schauspieler angewendet werden; so lange er handelt, denkt er nichts als -- die Sache; während der moralische und poetische Stümper an nichts als an die Welt an das Parter und seinen Beyfall denkt.

Hr. B. versichert, bey den Bemerkungen, die er über Hlands Spiel niederschrieb, nicht seinem Urtheile, seinem Auge allein getraut zu haben; er vermehrte seine Beobachtungen mit den Beobachtungen anderer; und verglich seine Urtheile mit den ihrigen. Hierdurch hat seine Arbeit notwendigerweise gewinnen müssen. Auch der größten Aufmerksamkeit wird bey so flüchtigen Gegenständen manches entschlupfen, auch dem reulten Gedächtnisse manches entfallen müssen. Der scharfsichtige steht doch nicht immer in dem richtigen Gesichtspunkte; und niemand wacht immer genug über sich selbst, um nicht hier und da etwas von seinen Vorstellungen einzumischen. „So, heist es in der Vorrede, so sehen wir alle Istanzen hier in *Wieland* spielen.“ Wie auszun-

ternd muß es aber nicht für einen großen Künstler seyn, seine Talente vor einem Parter zu zeigen, das mit so zarter Empfänglichkeit jede Feinheit seines Spieles empfindet, und sie noch lange nachher zum Gegenstande der Unterredung und Betrachtung macht! Wie selten ist dieser Fall! und gewiß, geschmackvollere, geistreichere Zuschauer würden auch bessere Schauspieler machen. Aber befindet sich nicht in den meisten Städten unsers Vaterlandes die größere Anzahl der Theaterfreunde in dem Falle jenes Geschäftsmannes, der mit einer schmerzlichen Empfindung ausrief: „Ich bin doch recht unglücklich! Es fehlt mir durchaus an Zeit, um Geschmack zu haben.“

Es war zu erwarten, daß ein Mann von Hn. B.'s viel umfassender Belesenheit in den Alten und Neuen, sich nicht allein auf den Gegenstand einschränken würde, mit dem er es zunächst zu thun hatte. Sehr oft macht er bey Erwähnung des besondern Falles auf die allgemeinen Grundätze aufmerksam; und sein unerwünder Forschungsgeist hat ihn mehr als einmal auf antiquarische Gegenstände geführt, deren Betrachtung diese Schrift auch dem Gelehrten von Profession empfehlenswerth macht. Wir rechnen dahin vorzüglich die archaologischen Bemerkungen über die drey Thüren im Hintergrunde der alten Theater S. 122 ff., über die Doppelfenster S. 164., über die Theilnahme des Chores an der Handlung S. 218. Gelegentlich sind einige interessante Betrachtungen über das Extemporiren S. 212., über das Spiel der Hände S. 245., und die Pausen in der Declamation S. 321. eingefleut.

PHILOLOGIE.

NÜRNBERG, b. Stein: *Cahiers de Lecture à l'usage de la jeunesse*, recueillis des meilleurs écrivains français et éclaircis de notes allemandes, par G. P. de Gemenau, Professeur dans l'Académie militaire d'ecole à Munic. I. Partie. 1796. 420 S. 8.

Der Zweck dieser Sammlung soll, wie die Vorrede sagt, darin bestehen, der Jugend ein Buch zu verschaffen, durch welches sie sich in der französischen Sprache vervollkommen, und den Geist mit nützlichen Kenntnissen bereichern kann. In dem vor uns liegenden ersten Theile finden sich vier Abschnitte, von welchen der erste *Grammaire et Littérature*, der zweite *Biographies*, der dritte *Moreaux de l'Histoire*, und der vierte *Moreaux poetiques* überschrieben ist. Rec. gesteht nun zwar, daß die gewählten Lesestücke nichts der Jugend anstößiges, auch nichts wider den Genius der französischen Sprache enthalten; aber er glaubt, daß bey nahe alle Abhandlungen des ersten Abschnittes für die Jugend zu lang, zu abstract und zu trocken seyn dürften, (wobin vornehmlich gehöret: 1) *De la voix humaine*; 2) *Défauts qui privent le trouver dans l'organe de la voix*; *Réflexions générales sur la nature et le caractère des langues*) und das folgende, welche betitelt sind *Des vogelles*, *Des diphthongues*,

Des consonnes, De la prononciation, De l'accent, De l'écriture nur sachverständigen Männern Nutzen und Unterhaltung gewahren können, daß aber jungen Leuten, besonders solchen die künftig Kriegswissenschaften zu ihrem Studium machen wollen, eine kurze und faßliche Darstellung dieser Gegenstände, oder vielmehr ein Auszug aus einer guten französisch geschriebenen Grammatica dienlicher seyn würde. — Die Lebensbeschreibung Peters des Großen, des Epaminondas, Miltiades, Cimon, Aristides, und die Bruchstücke aus der Geschichte sind mehr für den Horizont der Jugend; auch scheinen die poetischen Stücke ihrer Denkungsart und Fassungskraft anpasslich zu seyn. Die dem Werke beygefügte Noten würde man hin und wieder ungern vermissen, hauptsächlich da wo sie literarische Nachrichten geben. Nur ist zu bedauern, daß in einem Buche, welches der Jugend bestimmt wird, der Herausgeber seine eigene Orthographie aufsticht, und sich nicht nach der gewöhnlichen und fast allgemein befolgten richtet. Man sieht z. B. auf der 4. S. Lustrore, uasigen; auf der steu ausfossen, das Gefässe; auf der sten die Zane; auf der 7ten das Mas u. s. w.

PAVIA, b. Bolzani: *Disegno di Lezioni e di Ricerche sulla Lingua Ebraica*. Prefazione recitata nella Adunanza della R. Università di Pavia il dì XXI. di Marzo l'A. MDCCXCII. da Antonio Mucci, Sacerd. Obl. della Congreg. de SS. Ambr. e Carlo, R. Prof. di Theol. Dogm. et di Lingua Ebr. Argintavi la versione del I. Cantico di Mosè dall'Ebr. in versi ital. e lat. con note. 219 S. 8.

Der Vf. beweist von sich, was er durch sein Motto andeuten wollte: *Non solum ad Aristophanem lucernam sed etiam ad Cleanthis lucubravi*. Er ist nach den beiden hier vereinigten Ausarbeitungen ein Sprachgelehrter von vielfachen Kenntnissen. Zu seinem Zwecke, als Orientalist hätte er sogar einen Theil davon entbehren oder auf eine Zeitlang bey Seite legen können. Ein großer Theil nämlich von seiner Erklärung des Lieds Mosè ist mit Vergleichung der griechischen mit der hebraischen Sprache äußerst beschäftigt. Nicht alles daran ist unrichtig. Wer wollte verbielen, *הָאֵלֹהִים* *havas* mit *αρχη*, *וְיָצָא* mit *εγρη* etc. zu vergleichen? Aber zur Erklärung des hebraischen wenigstens kann durch ein Mittel, welches tausendmal irre führen würde, nichts geholfen werden. Und wenn dann gar nicht bloß im griechischen *ισραηλ* sondern sogar im hebraischen Wort *Jerusalem* das griechische *ισραηλ* sichtbar seyn soll (p. 166. *Chi non sente l'affinità di jerè al israe al nome solo Gerusalemme*?) so verrieth die Anwendung selbst, wozu durch jene Methode eine fruchtbare Phantasie geführt werden könnte. Im übrigen vergleicht der Vf. auch die semitischen Dialekte ganz gut; nur reichlicher, als man es ausser dem Wörterbuch, wohin das ganz entschiedene davon gehört, nötig haben kann. Eben so ist er in Vergleichung der Versionen, obgleich ohne sichtbare Ausbeute für seinen jetzigen Gegenstand,

fleißig. Die Uebersetzung des mosaïschen Lieds ist so richtig, als sie leicht war, die Ode Aleaica, in welche es S. 102—5. ungarbeitet ist, hat poetische Stellen und bleibt im Ganzen lesbar. Nur hat Rec. weiter in dieser Probe von Bibelerklärung, noch in der Einleitungsrede, welche über das hebraische Alphabet, dessen Alphabetum, verschiedene Schriftzüge, Metrum etc. bekannte Wahrheiten und Vermuthungen vortragt, wohl aber auch im Feuer der Bewunderung die hebraïschen Geistesdenkmale über die Gedächtnis lobpreist, nichts gefunden, was er deutschen Lesern mittheilen Urliche hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

JENA, in Comm. der Gieseler'sch. Buchh.: *Kurze Lebensgeschichte und Charakterschilderung Johann August Friedrich Haberlands*, gewesenen Pfarrers zu Lobdorf und Niederlungwitz im Gräfl. Schönbürgischen, *nebst einigen Predigten desselben*, auf Verlangen seiner Kirchkinder, Freunde und Verwandten, und zu einiger Unterstützung der Letztern herausgegeben von dem Bruder des Verstorbenen. 1796. 324 S. 8. (20 gr.)

Ein schätzbares Denkmal, das der Vt, Hr. Friedrich Ernst Haberland, F. S. Hofadvocat und Stadtschreiber zu Orlamünde seinem verstorbenen Bruder, einem würdigen Landprediger, für dessen ehemaligen Zuhörer und Freunde und zum Beisteh seiner hinterlassenen Wittwe und fünf Kinder gesetzt hat. Wenn gleich der zu früh Verstorbene dem gelehrten Publikum sich nicht bekannt gemacht hat; so verdient doch dieses Denkmal auch die Aufmerksamkeit anderer, die ihn nicht gekannt haben, da er durch die Güte seines Charakters und durch die unermüdete und gewissenhafte, etwas zu ängstliche Verwaltung seines Amtes, die vermuthlich viel zu seinem frühen Tode beygetragen hat, (er starb bereits im 43ten Jahre seines Alters,) sich vor vielen seiner Amtsbrüder auf eine ruhmliche Weise auszeichnete, und deswegen ihnen als Muster aufgestellt zu werden verdient. Die der Biographie angehangenen *Predigten* qualifickirten sich freylich nicht alle genug zur öffentlichen Bekanntmachung, so wie Hr. H. sie auch eigentlich nicht dazu bestimmt hat, und wenn er dieses zur Absicht gehabt hätte, manches auf eine sorgfältigere Weise würde ausgearbeitet haben. Rec. will nichts davon sagen; daß der Vf. noch sehr an verjüngten Begriffen hängen geblieben ist, wenn er z. E. Feuersbrünste und andere Unglücksfälle bloß als Strafen Gottes betrachtet; weil darin ein jeder seiner subjectiven Ueberzeugung folgt. Aber die Eingänge sind mehrtheils so lang, insofern sieht einer vor dem Texte, ein anderer nach dem Texte als Uebergang von demselben zum Thema, und zuweilen noch ein dritter zwischen dem Thema und dem ersten Theile; daher kommt es, daß in der dritten Predigt das Gebet und die Eingänge 4 Blätter, die Abhandlung selbst aber nur 5 Blätter, erstere also bey nahe die Hälfte der ganzen Predigt aus-

ausmachen. Am Schluß der Predigt erwartete man auch besonders bey den Casualpredigten, etwas mehr Wärme, als man insgemein antrifft, und manchen Stellen, z. E. in der am ersten Oherstage fehlt es bis und da an der gehörigen Ausführung. Vermuthlich hat aber der Vf. mündlich mehr darüber gesagt, als er aufgeschrieben hatte, so wie der Herausgeber in der vorletzten Predigt selbst eine Lücke im Manuscript bemerkt hat. Sonst haben die Predigten auch viele vorzügliche Eigenschaften. Die Materien sind alle interessant und fruchtbar, z. E. das Bestreben der Christen, im Stillen Gutes zu thun; der Neid als eine zwar unerkannte, aber sehr schwere Verführung; die schuldige Nachahmung guter Exempel, oder gehen hin und thue desgleichen. Man sieht auch, daß der Vf. sie nicht flüchtig, sondern genau durchdacht und die Predigten größtentheils sorgfältig ausgearbeitet habe. Der Vortrag ist mehr belehrend und überzeugend als affectvoll, aber durch die simple Darstellung der Wahrheiten, durch das Gewicht der Gründe, die Popularität des Vortrags und den edeln cor-

recten Ausdruck sehr geschickt, bey Zuhörern von verschiedener Gattung sanfte und bleibende Rührungen hervorzubringen, so wie der Erfolg dieses auch hinlänglich bezeugt, da der Verstorbene allgemeine Liebe und Achtung seiner Gemeindeglieder hinterlassen hat. Die letzte Predigt, (der Vf. starb auf seinem Filiale bald nach gehaltenen Predigt an einem Schlagflusse,) von der göttlichen Weisheit in der Einrichtung unsers irdischen Lebens, ist besonders mit vielem Fleiße ausgearbeitet und verdiente vorzüglich eine Stelle in dieser Sammlung, die auch andere außer seinen Freunden nicht ohne Nutzen werden gebrauchen können. Zu den Casualpredigten gehören zwey Brandpredigten, eine Abschiedspredigt in St. Egidien, in welcher während des Kirchbaues der Gottesdienst war gehalten worden, und die Einweihungspredigt in der neuen (durch die Sorge des Verstorbenen wieder aufgebauten) Kirche zu Lebsdorf, in welcher der Vf. die Localumstände gut zu benutzen gewußt und viel Lehrreiches gesagt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Ohne Anzeige einer Verlagsband: *Untericht über die Pflanzung der 17 überausden: 17 rrichtung der 17 eidenzine und 17 edumung eines aus seinem Bette zu treten drohenden Baches.* 1796. 98. 8. — Ein zu Salzburg mit Dnyli-Schriften gedruckter, aber weder ausföhrlicher noch richtiger, vielmehr große Unwissenheit verzeahender Unterricht. Die Setzlinge sollen an hohen Ufern 2 Schuh Länge, an niedern hingegen zu höchstens 3 Schuh, vermittelst eines hölzernen Schiegl (zu desto sechser und gefährlicher Verletzung derselben) schieß, und also in die Erde gebracht werden, daß von jedem nur der dritte Theil aus dem Erdboden hervorragt;

gesagt es sey bisher noch ungedruckt geblieben. Gleichwohl ist es schon vor 25 Jahren unter der Aufschrift: *an Kallisten*, im Gömzingischen Musenalmanach von 1772 mit einer Fieischerchen Melodie erschienen; auch nachher in des D. H. eifs Liedersammlung mit einer neuen von ihm gesetzten Melodie wieder abgedruckt worden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Düsseldorff*, in d. Dänzerischen Buchh.: *Düsseldorfer Taschen Calendar* für das Jahr 1797. 69 S. 12. außer dem Calendar und der Erklärung der Kupfer. — Die Kupfer zu diesem Buchlein, das sehr winzig unter seinen Geschwistern erscheint, sind aus dem Roman: die Löweuriter von Spies. Man nennt ihn hier *der kleine Beywort*, welches ihm die Kritik mit gutem Gewissen geben kann, wenn sie nichts zu seinem Nachtheil sagen will. Sie thun dem Auge wohl, und das ist schon genug für so kleine Blätter. Die profaischen Aufsätze sind vielleicht für manche Leser, der sich ein Taschenbuch kauft, uninteressant genug, und dies gilt auch von den Gedichten, die wohl alle hier zum zweytenmal gedruckt sind und nicht verdienten einmal gedruckt zu werden. Sind einige nehmen wir aus: die *Klage von Niemann*, ein *Lied*, das durch Tiefe und Wahrheit des Gefühls, Einfaß des Ausdrucks und Innigkeit der Phantasie einen Platz in den auserklehten Liedersammlungen verdient. Von diesem wird hier

Bückeburg, h. Grimme: *Schaumburg-Lippescher Kalender*, nach der allgemeynen Reichs-Zeit-Rechnung auf das 1797te Jahr nach Christi Geburt. 91 S. 8. — Enthält außer den gewöhnlichen Kalendernachrichten Bemerkungen über den Bau und die Benutzung der Runkelrübe, Empfehlung der Ostheimer Kirche, einige Bemerkungen über die Verbesserung des Karoselbaues und die Beförderung des angenehmen Geschmacks dieser beliebten Erdfrucht; eine Abhandlung von menschlichen Alter verglichen mit dem Alter einiger Thiere; etwas über die Bevölkerung der Länder; eine kurze Darstellung des Gewinns von eigener Spinnerey; Kennzeichen der Hundswuth und Bewahrungs- (Verwahrungs-) mittel gegen das Tollwerden der Hunde; eine sehr nützliche auf die genauesten Berechnungen gegründete Korn- und Brodt-Tafel; eine sorgfältige Vergleichung verschiedener Feld- und Werkmasse, der Waaren gewichte und Zahlenmasse für trockne und flüssige Sachen, der Wagenmaße, der Maassorten und des Geldwerthes aller bekannten Länder und Gerenden in Europa. Beygefüg ist noch ein Anschlag zur Berechnung der Gaile und zur Verbesserung des Bodens mit einer Angabe des wahrscheinlichen Ertrags im Schaumburgischen. Mitten unter diese gemeinnützigen Aufsätze, die sich größtentheils auf eigene Erörterungen beziehen, sind einige Volkslieder und Erzählungen mit eingeleitet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. Februar 1797.

PHILOLOGIE.

WIEN, b. A. Blumauer: *Xenophontis Ephefi de Antida et Habrocome Ephesiacorum libri V. Graece et Latine. Recensuit et supplevit, emendavit. Latine vertit, adnotationibus aliorum et suis illustravit, indicibus instruxit Aloys. Emeric. Liber Bero Locella, S.-C. R. A. M. a cons. aulac. 1796. XXVIII und 304 S. 4. (5 Gulden Wien, Cour.)*

Die gegenwärtige Ausgabe eines wenigen bekannten und bisher noch mit keinem Commentare erschienenen Exotikers verdient dem Publicum als ein vorzügliches Werk empfohlen zu werden. Die häufigen Berichtigungen und Ergänzungen des griechischen Textes, sowohl aus dem Manuscripte, als nach eigenen und fremden Verbesserungen, berechtigen uns zu dem Urtheile, daß der gegenwärtige Roman durch die Behandlung des Freyherrn von Locella erst ein lesbares Buch geworden ist; in der neuverfertigten Uebersetzung, so wie im ganzen Werke, herrscht eine reine, classische Sprache, die in unsren Tagen eine wahre Seltenheit ist, und der ausführliche Commentar, wodurch auch die Anmerkungen früherer Kritiker aus dem Observ. Miscellan. entbehrlieh werden, zeigt beynehauf jeder Seite eine gesunde und bedächtige Kritik, eine feine Kenntniß der griechischen Sprache, einen unermüdeten Fleiß und eine Belesenheit in griechischen und römischen Classikern, welche um so größere Bewunderung erregt, wenn man bedenkt, daß der Herausgeber kein Philolog von Profession, sondern ein Geschäftsmann ist, welcher die glückliche Ruhe seiner späteren Jahre den griechischen Musen widmet. Auch dem Druck des Werkes, der nach einer am Ende beygesetzten Anzeige von den Brüdern Markides Pulio kommt, können wir unsern Beyfall nicht ver sagen; und beydes, innerer und äußerer Gehalt, übertrifft das Recensentum um so angenehmer, da er sich aus älteren und neueren Zeiten einer ähnlichen Arbeit von Wien keineswegs zu bequemen weis.

Xenophon, mit dem Beynahmen der-Epheßer, lebte nach einer in der Vorrede angestellten Untersuchung gegen das Ende des zweyten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Da sich nirgends eine Anzeige von dem Zeitalter des Schriftstellers befindet, (Photius erwähnt desselben gar nicht, und Suidas gedenkt des bloßen Namens) so suchte Hr. v. L. in dem Werke selbst einige Bestimmungsgründe aufzufinden, deren Auseinandersetzung uns jedoch hier zu weit führen würde. Im Ganzen pflichten wir der Behauptung des Vf. vollkommen bey, A. L. Z. 1797. Erster Band.

nach welcher Xenophon unter den vorhandenen Exotikern einer der ältesten ist, und schliesen dies vornehmlich aus der guten Sprache und der einfachen, vom Schmucke späterer Zeiten entfernten Schreibart. Die einzige Handschrift, in welcher die Geschichte des Habrokomes und der Antida auf unsere Zeiten kam, befindet sich in der Benedictiner Abtey von Monte Cassino zu Florenz, und ist so klein geschrieben, daß das ganze Werk nicht mehr als neun Quartblätter füllt. Salvini copirte sie zuerst, und übersezte den Roman 1723. ins Italienische. Den ersten Abdruck des griechischen Textes veranstaltete der bekante Arzt, Anton Cocchi, welcher von der Salvini'schen Abschrift eine abernahlige Copie genommen hatte, und diese im Jahre 1726. zu Florenz (der auf dem Titel genannte Druckort London ist wahrscheinlich erledigt) mit einer lateinischen Uebersetzung herausgab. Cocchi leistete für die Kritik gar nichts: im Gegentheile copirte er die Salvini'sche Abschrift ungenau nachlässig, und war, ob er schon in Florenz lebte, zu träge, das Original in zweifelhaften Fällen zu Rathe zu ziehen. Ueberdies enthielt seine Ausgabe eine Menge grober Druckfehler, und eine fast durchgängig unrichtige Interpretation. Der zweyte Abdruck Xenophons erschien im Jahr 1781. zu Lucca mit einer dreyfachen Uebersetzung, der lateinischen von Cocchi, der italienischen von Salvini und einer französischen von Jourdan. Die meisten Fehler der Londoner Ausgabe wurden hier auf das sorgfältigste wiederholt, und viele neue hinzugefügt. Der dritte Abdruck, welcher 1793. zu Wien herauskam, übertrifft an schlechten Eigenschaften alle früheren, und ist bey nahe ganz unbrauchbar. Es besorgte ihn ein Lehrer der neugriechischen Jugend in Wien, Polissio Kondus (so viel wir wissen, lebt derselbe gegenwärtig in Pesth, und kündigte unlängst in eignen barbarischen Latein eine neue hochgriechische Grammatik) ein Gräculus, welcher von den Pflichten eines Herausgebers nicht die mindeste Kenntniß hat, und in angeblicher Verbesserung und Ergänzung seines Schriftstellers (ohne Manuscript!) mit einer Willkühr und Dreistigkeit zu Werke gieng, von der man sich nicht leicht einen Begriff machen wird. Sehr passend schreibt Hr. v. L.: *Tres istae superiores editiones reducunt in memorem proverbium illud: 'Αυτοί τονισαν, δεύροτι Αλυστον, επρος δε παυτον Κηρος Επικλησαν.* Unwillig über die verunglückte Wiener Ausgabe, faßte er den Entschluß, das gegenwärtige Werk zu unternehmen, zu dessen näherer Beurtheilung wir uns dann erst wenden wollen, wenn wir einige Bemerkungen über den Schriftsteller selbst vorangeschickt haben.

Das Fach der griechischen Erotiker ist keineswegs ein glänzender Theil der alten Literatur. Ohne die geringste Spur des griechischen Geistes, welcher die Meisterwerke der Schriftsteller aus der blühenden Epoche Griechenlands befeelt, tragen sie ein deutliches Gepräge ihres Zeitalters, und schwerlich können die Romane eines Achilles Tatius, Heliodorus, Chariton, Xenophon von Ephesus, ja selbst eines Longus auf den Namen eines ästhetischen Kunstwerkes Anspruch machen; so wenig befriedigen sie die Forderungen des Geschmacks im Plane und in der Ausführung. Jenein fehlt es schlechterdings an Mannichfaltigkeit, und die Gabe der Erfindung ist den Vorläufern der zu uns gekommenen Stücke in so geringem Grade eigen, daß ihre Schriften, nach dem Urtheile des Photius, nichts anders sind, als Nachahmungen eines verlorenen Werkes von Diogenes Antonius; diese verrath weder Phantasie, Witz, Lanne, noch andere Vorzüge, wodurch die Werke des Genies zu interessieren wissen. Das einzige Verdienst derselben ist die Sprache, welche man bey ihnen noch ziemlich klar findet, so sehr sie auch in der Schreibart von einander verschieden sind. Xenophon von Ephesus hat in einzelnen Theilen die meiste Aehnlichkeit mit Chariton. Ausser dem öftern Gebrauche der Seeräuber, welche in allen griechischen Romanen eine wichtige Rolle spielen, der mehrwählig Gefangenschaft und dem wiederholten Verkaufe ihrer Helden findet sich in beiden ein Begräbnis lebender Menschen mit der Rettung durch Straßenräuber, und eine Kreuzigung. Dafs der Ephefier nater den griechischen Erotikern der schlechteste ist, möchten wir nicht behaupten; denn ein schlechter Romanischreiber, als Eustathius oder Eumathius, kam glücklichweise nicht auf unsere Zeiten. Xenophons Art zu erzählen ist zuweilen nicht unangenehm, und die Schreibart empfiehlt sich durch Simplicität, Leichtigkeit und eine Entfernung von allem sophistischen Wortgepränge. *Nihil est in Nostri oratione*, sagt der Hr. Herausgeber, *nisi firmitas, siccitas, Janum. Nullae enim repertiuntur argutiae, nulla quaesita acuminata, nullae intermixtae sectentilae, nulla denique, ut ita dicam, pigmenta rhetorica, quibus tantopere delectantur scriptum fasciorum utriusque linguae Scriptores*. Dies ist aber auch das einzige, was wir zu seinem Lobe sagen können. Der selbige Bürger, den vielleicht wenige unserer Leser als den Verdeutlicher des Xenophon von Ephesus kennen (auch dem Frhn. v. L. ist dieser Umstand unbekannt) fängt die Vorrede seiner Uebersetzung vom Jahre 1775. mit den Worten an: „Eigentlich sollt ich nun wohl hier mein Original loben. Allein — leider! weifs ich selbst zu gut, das ich viel was geketzelter hätte thun können, als ein albernem Römlein verdeutschen,“ und am Ende ersieht man so ziemlich deutlich, was den guten Bürger zu dieser Arbeit bewogen habe, wenn er meynet, daß das Honorarium heuer auch mitzunehmen sey. Für die Alterthumskunde wird man aus dem Ephefier wenig lernen, und die geographischen Kenntnisse Xenophons sind so äußerst eingeschränkt, daß ihm Aegypten beynahe eine terra incognita ist. *Quando in situ locorum*, sagt Houtter-

huys einmal, *urbiumque, praesertim Aegypti, describendo versatur Xenophon, facile non nimis segni lectori persuadet, suam Geographiam peritum valde claudicare*. Die Sprache ist also das einzige, wodurch man gelockt werden kann, die Geschichte des Habrokomes und der Anthia kennen zu lernen, und für den Philologen ist Xenophon von Ephesus wegen seiner guten Gracität ein merkwürdiger Schriftsteller. Der Liebhaber der griechischen Sprache wird daher dem Frhn. v. L. für die gegenwärtige Ausgabe um so größeren Dank wissen, da in den früheren Abdrücken, für die Kritik des Textes nichts gethan ist, und neuerdings auch die Aemerkungen eines Houtterhuys und Abrech in den Obsrv. Miscell. unbenutzt blieben.

Diese findet man hier, theils ganz theils auszugsweise, wenn sie freunde, oder was bey Abrech nicht selten geschieht, triviale Dinge enthalten, deren Wiederholung dem Leser lästig werden könnte. Ueberdies gebrauchte Fr. v. L. nicht allein die schätzbarsten Bemerkungen des gelehrten D'Orville, der den Xenophon bearbeitete, um ihn herauszugeben, sondern erhielt auch ein Exemplar der Londoner Ausgabe, an dessen Rande Cocchi selbst die Fehler seines Textes nach der Handschrift berichtigt hatte. Ehe dieses in seine Hände kam, eruchte er Hn. Dr. Weigel in Leipzig, welcher damals in Florenz lebte, den Codex von neuem zu vergleichen; allein derselbe hatte kaum die 41ste Seite der Londoner Ausgabe erreicht, so wurde ihm die Ankunft des Cocchischen Exemplares gemeldet, und er horte auf. Späterhin bedauerte der Herausg. dafs er Hn. Weigel seine Arbeit nicht vollenden liess, weil er fand, daß die Collation desselben die Berichtigungen von Cocchi weit übertrifft, der nun einmal, wie es scheint, für dergleichen Beschäftigungen verdoeben war.

Um nun unseren Lesern anschaulich zu machen, wie viel der Text des Ephefiers durch den Gebrauch dieser Hülfsmittel gewonnen habe, heben wir einige Beispiele aus, die uns bey der Vergleichung mit der Cocchischen Ausgabe besonders aufhielten. Einzelne aus der Handschrift ergänzte Wörter finden sich bey nahe auf jedem Blatte; aber auch ganze Zeilen, zu deren Auslassung ein *ὑποσφαιναν* Anlaß gab, sind hin und wieder eingerückt. So heisst es jetzt B. I. S. 14. anstatt des undeutlichen *ταῖτα ἐν τῷ ἔργῳ*, *Ἀρχὴ ἦν richtigter und vollständiger ταῖτα ἐν τῷ ἔργῳ μέγας τῆς σκηπῆς, ἐν δὲ τῷ ἔργῳ Ἀρχὴν*, und B. I. S. 25. liest man nach den Worten *ὅτι ἐν τῇ τῇ φιλοσοφίαν* den Zusatz *τὰς χάριτας ἐκτελεσθῶν καὶ ἐλοφωρομένων*. Auch in der Stelle *ἀλλὰ τὰ παρὰ τὴν ἀγαθὴν τὴν δαίμωναν, τὴν εὐδαιμονίαν*, *τ. α. B. II. S. 48.* sind wir der Meynung, dafs der aus dem Manuscript ergänzte Text keiner weiteren Berichtigung bedurfe. Habrokomes konnte den Ziegenbirten aus dem Grunde an das Ufer führen, weil er unbemerkt bleiben, und den Blick einer Person entgegen wollte, die ihm in Tyrus die schrecklichsten Qualen zugezogen hatte. B. V. S. 114. ist sogar eine Lücke von 22 Wörtern ausgefüllt worden. In solchen Fällen, wo die Lesart der Handschrift entweder keine, oder keine befriedigende Hülfe

darbot, nahm der Hr. Herausgeber zuweilen eine Verbesserung von Hemsterhuys oder Abschreib in den Text auf. Jedem verdankt Xenophon bekanntermaßen sehr vieles. Mit ungemeinem Scharfsinn entdeckte Hemsterhuys alle verdorbenen Stellen, spürte beynahe alle Lücken des elenden Cochischen Textes aus, und sein kritisches Genie, geleitet durch eine Kenntniß des Alterthums und der griechischen Sprache, wie sie nach ihm wenige Gelehrte besitzen, geriet bey Entfernung der Schwierigkeiten selten auf Abwege. Als eine der schönsten Hemsterhuys'schen Verbesserungen führen wir B. IV. C. 1. *Τὸν ἀντὶ τούτου*, aus welcher Stelle man sieht, daß die Abschreiber in der Erbfeindschaft Aegyptens doch noch unwissender waren, als der gute Xenophon. Selteuergelohnt ist, daß eine Vermuthung von Abschreib in den Text gesetzt wurde: eine Ehre, die wir etwan dem Vorschlag *τὴν ἐκ τούτου* erzeigt hätten (B. II. S. 42.) wo die Endylbe des vorhergehenden Wortes offenbar auf *τὴν* führte. Der Fr. v. L. gehört nicht zu den verwegenen Kritikern, denen eine kleine Wahrscheinlichkeit und zuweilen die bloße Möglichkeit einer Lesart hinreicht, um ihr im Texte den Vorzug zu geben. Er verlangt in diesem Falle eine vollkommene Evidenz, und häufiger drückt er den Sinn einer Vermuthung in der Uebersetzung aus, läßt aber die Lesart der Handschrift im Texte ungeändert. Man kann dieser Gewissenhaftigkeit unmöglich das gebührende Lob versagen, nur hätten wir keine offenbar falschen und ungriegischen Ausdrücke im Texte stehen gelassen, wie z. B. *ἐσπασσέναι*. B. I. S. 5. Am besten denken ist der Herausgeber bey seinen eigenen Vermuthungen, unter welchen aus S. 211. *ἀρκαμένον* für *ἀρκαμένον*, und S. 225. *ἐρπυσίον* für *ἐρπυσίον* besonders gefallen. Mit gutem Grund vertheidigt er gegen Hemsterhuys S. 185. die Worte *κατανοήματα* *ἐκέρχεται* S. 187. *ἐκέρχεται* S. 198. *ἐκέρχεται*. wo man nur zur völligen Ueberzeugung eine Stelle wünscht, in welcher dieses Zeitwort active Bedeutung hat, S. 206. den Genitiv *κατὰ ο. f. w.* Allein gegen die Vermuthung einer Lücke bey den Worten *οὐκ ἐστὶ ἀνταρχόμενος οὐδὲ λόγον ἀκούει* S. 107. müssen wir den gewöhnlichen Text in Schutz nehmen. Der Sinn ist offenbar: *Apfyrus vermochte es weiter nicht über sich, auch nur ein Wort (der Vertheidigung) anzuhören*. Warum sollte nicht durch *νεκιδόν* überetzt werden können? (In unserer Sprache, die keine gehäufte Verneinungen zuläßt, gebrauchen wir die Worte *auch nicht*.) und heist es doch in einer vollkommenen Parallele B. IV. C. 2. von dem *Præfectus Aegypti* auf gleiche Weise: *οὐκ ἐστὶ οὐδὲ πείθεσθαι τὰ γένετα*.

Wir wenden uns nun zu demjenigen Theile der Anmerkungen, welche die Erklärung des Schriftstellers betreffen, und empfehlen denselben als ein Magazin der feinsten und ausgesuchtesten Sprachbemerkungen. Nicht allein der ausgehende Humanist kann sich hier einen Schatz philologischer Kenntnisse erwerben, und wird zu diesen Werke, wie zu den Schriften eines Hemsterhuys, Valkenaer, D'Orville öfters und immer mit Nutzen zurück kehren; sondern auch der gebildete Philolog findet reichliche Nahrung, und labet

sich an der Menge trefflicher Erläuterungen seltener Ausdrücke und Redensarten, wodurch man für die Lectüre eines langweiligen Romans auf das bestmöglichste gehalten wird. Man wird sehr bald gewahr, daß genaue Kenntniß der griechischen Sprache und ihrer Eigenheiten des Herausgebers vorzügliche Stärke ist, und lernt einen Mann kennen, der zur Bearbeitung eines griechischen Schriftstellers um so größeren Beruf hat, je vielm umfassender seine Sprachkenntniß sich, und je weniger ihm aus dem ganzen Umfange der alten Literatur eine Bemerkung entgeht, welche für seinen Schriftsteller von Nutzen ist. Heutzutage, da die Ausgaben alter Schriftsteller so sehr vervielfältigt werden, da ein jeder junge Mann, der eine mittelmäßige Kenntniß der griechischen Sprache besitzt, berechtigt zu seyn glaubt, was immer für einen Classiker von neuem abdrucken zu lassen, da man durch die Erklärung des Schriftstellers aus sich selbst, deren Nothwendigkeit und hohen Werth wir keineswegs verkenne, sich schon die größten Verdienste erworben zu haben glaubt, heutzutage ist es besonders angenehm, einen Commentator zu finden, den kein Schriftsteller des Alterthums fremd ist, und der mit seinem ausgebreiteten Wissen für den Zweck geschikt zu wuchern weis, den er sich zunächst vorgesetzt hat.

In einer der ersten Anmerkungen beschäftigt sich Fr. v. L. mit der Rechtfertigung des Wortes *habrokomos*. Alle früheren Bearbeiter Xenophons nannten den Helden des Romans Abrokomes oder Abrokomas. Der Hr. Herausgeber zeigt die Unrichtigkeit dieser Schreibart theils aus der Zusammenfügung des Wortes, welches nicht, wie Hemsterhuys glaubte, ein persischer, sondern ein griechischer Name ist, theils aus einem lateinischen Titel in Gori's Insr. Estrufe, wo ausdrücklich eines *HABROCOMAS* gedacht wird. Lächeln machte uns die Bemerkung, daß *Villoison* in seiner Ausgabe des Longus eine so geringe Kenntniß des Xenophon von Ephesus zeigt, daß er den Habrokomes überall in eine Abrokome und den Anthia in einen Anthias verwandelt. S. 125. und folg. ist eine ausführliche Anmerkung über den verschiedenen Gebrauch des Wortes *μουσική*, und S. 135. über die Bedeutungen von *ἀνταρχος*, welche beiden Noten wir unsern Lesern vorzüglich empfehlen. Ganz neu ist S. 200. die Vertheidigung des seltenen Wortes *ζήλ* (*etne Nebenbuhlerin*) gegen D'Orville, der jenes Ausdrück als ungriegisch verdammt. Der Hr. Herausgeber thut ihn auch in den Briefen Aristinets B. I. Br. 25. Mit besondrer Sorgfalt ist alles erläutert, was nur einigermaßen von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch abweicht, und überall beynahe weis Fr. v. L. aus andern Griechen etwas ähnliches anzuführen. So bey der Redensart *κατὰ γένετα* für *ἐκ τούτου γένετα*, S. 225. bey dem Satz *πολλὸν τοῦ ἔργου* (*longe ab opere*) S. 211. bey *ὁδὸν ἀποφύγει* S. 192. und anderwärts. Zur Erläuterung des Wortes *τοσοῦτο* S. 147. in der Stelle: *ἀνὰ τὴν ἀλλήλῃ, εἰς τὸ τοσοῦτον ὅσον ἐδούκοντο* = *κατὰ τὸ ἑκάστην ἐν τῇ ὁδῷ ὁ Ἀρπύριος* (*insensuiste Habrokomes zuweilen*) hatte *Luchian* *ἐν ἀδελφῇ* (Th. III. S. 261.) gebraucht werden können. Auch die

weibliche Form *ἀντίη* S. 280. ist Intellektuell noch aus Philo bekannt. (Th. I. S. 568. ed. Mang.) Bemerkenswerth dünkt uns die Anmerkung des Frhn. v. L. über die Worte *ἡ μὴ τῶν* S. 185. Brauch nahen bekanntlich als einen pubezweifeln. Kanon an, daß das Wortchen *ἡ* niemals mit dem Subjunctiv verbunden werde, und änderte zuweilen nicht ohne beleidigende Ausfälle auf die früheren Kritiker (vergl. Anal. vet. poet. To. III. S. 251.) alle diejenigen Stellen, in welchen er *ἡ* in dieser Verbindung antraf, Fr. v. L. zweifelt mit Recht an der Richtigkeit dieses Verfahrens, und bemerkt unter andern, daß Thomas Magister S. 267. jenen Kanon die Ausnahme hinzufüge *πλὴν τὰν ἀνδρῶν τῶν δέον, ἢ ὡς λαβόμεναι, ἢ τρεπόμεναι*. Allein es fragt sich, was der Grammatiker mit diesen Worten habe sagen wollen. Fateor, heist es S. 186., *non satis mihi liquere, quomodo exceptio haec sit intelligenda. Quid, amabo, est ἀνδρῶν τῶν δέον? Non reperitur, credo, vox ista, nisi h. e. et apud Suidam in Ἀγῶνι*. Recensent gesteht, daß ihm der Ausdruck *ἀνδρῶν τῶν δέον* als ein grammatisches Kunstwort gleich dunkel ist. Allein da er völlige Uebersetzung hat, daß jenes Wort verdorben ist, und die wahre Lesart der Röm. Ausgabe *ἀνδρῶν τῶν δέον* in den gewöhnlichen Texten des Thomas verdrängt hat, so sind ihm alle Zweifel über jene Stelle gehoben, und der Kanon, wie ihn Thomas anführt, scheint ihm um so richtiger zu seyn, je größer die Zahl von Stellen ist, in welchen *ἡ* bey den besten Schriftstellern und nach den besten Handschriften mit dem Subjunctiv gefunden wird. Die Grammatiker unterscheiden *ῥήματα ἀνδρῶν τῶν δέον* und *ἀνδρῶν τῶν δέον*. Von den letzteren handeln z. B. Eustath. zu Iliad. Z. S. 983. und Constant. Lascaris B. II. am Ende. Dieser sagt besonders deutlich: *τῶν ἀνδρῶν τῶν δέον ῥήματα τὰ μὲν ἐνεργητικὰ, τὰ δὲ παθητικὰ προφέρουσιν. ἐπεὶ δὲ ἀνδρῶν τῶν ἐνεργητικὰ, ὡς τὸ ῥήμα θερμαίνω, καὶ μεταρχῇ ὁρίζεται καὶ τὸ παθητικὸν προτίθεται. τούτων τὰ ἀνὰ ἄνδρα καὶ τρία πρόσωπα καὶ τὰ πληθυντικὰ πρὸς ἀνδρῶν τῶν λέγονται, ἢ ὡς ἄνθρωποι, δέοντες, ἢ ὡς ἄνθρωποι, δέοντες, ἢ ὡς ἄνθρωποι, δέοντες. τὰ δὲ παθητικὰ προφέρουσιν τούτοις, ἀνδρῶν τῶν ἀντιπρόσωποι, ἀνδρῶν τῶν ἀντιπρόσωποι, καὶ τὰ ὅμοια. Suidas am angeführten Orte gebraucht den richtigen Ausdruck *ἀνδρῶν τῶν δέον*. Fr. v. L. wurde vermuthlich von Dan. Scott irreführet, welcher unter dem Worte *ἀνδρῶν τῶν δέον* das Suidas anführt, und dessen Ableitung Ursache ist, daß ein Artikel in die griechischen Wörterbücher kam, (Ernesti wiederholte ebenfalls das fehlerhafte *ἀνδρῶν τῶν δέον*) für den es schwerlich eine Autorität geben möchte. Recensent nützt übrigens diese Gelegenheit, die Lehrer der griechischen Sprache darauf aufmerksam zu machen, daß sie die griechischen Benennungen der grammatischen Kunstwörter nicht, wie es insgemein geschieht, bey dem Unterrichte verwechseln, sondern ihren Zöglingen gelaufig machen, da mau ohne Kenntniß der selben in Scholien und Grammatikern bey nahe keine Seite versteht, und viele derselben in den gewöhnlichen Wörterbüchern vergebens gesucht werden.*

Die Einkleidung des Commentars ist, trotz des trocknen Stiles, angenehm, auch hin und wieder lau-

nigt; besonders macht die Art, wie der Hr. Herausgeber seinen Wiener Vorgänger behandelt, dem Leser viele Unterhaltung. Die Änderungen und Zusätze dieses geist- und geschmacklosen Ungelehrten, deren Gründe mit keinem Worte angegeben werden, sind meistens von der Art, wie folgendes. B. V. S. 1. zeigt der Fischer Aegialeus seinem adoptirten Sohne Habrokrotes den einblumigen Leichnam Thelxioeons, den er in seiner Hütte aufbewahrt, mit den Worten: *εὐχὴ οἷα νῦν ὀφείλοιαι, τοιαύτη φανέσθαι μοι, ἀλλὰ ἐνόησεν, τίς ποτε ἐν λαοφύλοις, οἷα ἐν τῇ Συρίῃ, τὰς παρυσυχίδας ἐνόησεν*. Pollitio. Kondus setzt hinzu: *καὶ τὰ ἄλλα (ῥάλλε)*. Trifft zuweilen ein Leser der Handschrift mit einer seiner Änderungen zusammen, (denn auch die blinde Heine findet öfters ein Körnlein) — so unterläßt der Hr. Herausgeber nicht, die Verdienste seines Vorgängers anzupreisen, der sich des Guten nie nicht rühnen wollte, oder wie es S. 211. heist: *qui, dum emendat, ut Plauti Collybius, dum amat et potat, clam fortissime esse vult, ne qui sciunt*. — Dafs die Anmerkungen Abrechts bald abgekirzt, bald ganz übergegangen wurden, wird jedermann gut heissen. Recensent kennt nicht leicht einen Philologen, der so sehr auf Kosten seines Verstandes und Geschmacks mit Beseitigung prahlt, als dieser. Bey der Note Abrechts zu den Worten *ἐξέσιν* (ὁ Ἀβροκροτος) *ὡς δὲ τινος χροῖον*, (egreditur Habrokrotes, quasi quid sibi opus esset). S. 235. konnten wir uns des Lachens nicht enthalten. Denn wer in aller Welt wird hierbey an eine Befriedigung natürlicher Bedürfnisse denken? Unter den gelegentlichen Bemerkungen über andere Schriftsteller findet sich S. 135. eine sinnreiche Verbesserung im Philoktet des Sophokles V. 336. Philoktet fragt dort nach dem gewöhnlichen Texte *ἡ τὸ δῆλ' ὁ Πηλεὺς γόνος*; allein er weiß bereits den Tod des Achilles, es ist daher natürlicher, mit dem Frhn. v. L. ἡ τὸ δῆλ' γ. zu lesen, wodurch die Frage richtiger, und den folgenden mehr angepaßt wird. Druckfehler sind uns, außer den wenigen am Ende angezeigten, im ganzen Werke fast gar keine vorgekommen, und Versen, wie S. 143. *comparare* für *comparere*, S. 234. *linguae* für *linguae*, S. 237. *quidem* für *quidem* u. s. w. wird jeder Leser von selbst berichtigen. Für einen Druckfehler halten wir auch S. 232. die Schreibart *προστίνας* und *προστίνας* anstatt *προστίνας*, *προστίνας*, ungeachtet Fr. v. L. überall *προστίνας*, *προστίνας* nicht *προστίνας*, *προστίνας* drucken laßt.

Schließlich bemerken wir noch, daß der Herausgeber in dem griechischen Texte die heutzutage gewöhnlichen Interpunctionszeichen gebraucht, und bey den Doppelbaccen, das *ou* ausgenommen, den Hauch auf den ersten, nicht auf den zweyten Vocal setzt, daß er also *ἐπε, αὐτὸς* nicht *επ, αὐτὸς* schreibt. Für das erste laßt sich anführen, daß die heutige Interpunction weil sie ein Paar Zeichen mehr hat, bestimmter ist, als die griechische; in Ansehung des zweyten halten wir es gerne mit denjenigen, welche den Hauch in die Mitte der beiden Schlußbaccen setzen, oder, wenn die typographischen Formen nicht darnach eingerichtet sind, der Gleichheit wegen mit dem alten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 3. Februar 1797.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, gedr. in der Oehlerischen Buchdr. auf Kosten des Vf.: *Versuch einer Mineralogie für Anfänger und Liebhaber*, vom Abbé Werner. II. Band, erste Abtheilung. Zircon - Diamant - Spath - Strontianit und Kieselgeschlecht; nebst Bemerkung der in den vorzüglichsten Wiener Kabinetten sich auszeichnenden Mineralien und Fossilien. 1795. 535 S. 8.

Unstreitig gehört die vor uns liegende Mineralogie zu den besten Lehrbüchern, die in neuerer Zeit über diese Wissenschaft erschienen sind; es ist nur zu wünschen, daß der Vf. durch das Publicum unterstützt, und daher nicht müde werde, seinen Plan bis an das Ende mit eben der Sorgfalt und Gründlichkeit anzuführen und zu verfolgen, mit der er ihn hier angefangen hat.

Der Vf. befolgt die Wernerische Methode in Rücksicht der Beschreibungen, und es ist wirklich zu verwundern, mit welchem Fleiß sich der Vf. da er keinen mündlichen Vortrag über die Mineralogie bey Hn. Werner oder einem seiner Schüler hörte, in diese Methode hineingearbeitet hat. An den Beschreibungen des Vf., die im Ganzen genommen sehr gründlich sind, finden wir übrigens das auszusetzen, daß er, — da er doch bloß die Absicht hatte, den generischen Charakter der Fossilien zu entwerfen — zu viel auf *Varietäten* Rücksicht genommen hat, weswegen manche äußere Beschreibung zu gedehnt wurde, als daß man den Charakter manches Fossils mit einem Blick übersehen konnte, welches besonders auffallend für denjenigen ist, der an die Kürze und Bündigkeit Linneischer Beschreibungen gewöhnt ist: denn diesem wird es z. B. S. 147. bey dem Granat, S. 215. bey dem Lepidolith, S. 241. bey dem Turmalin, S. 292. bey dem Amethyst, und bey mehreren andern Fossilien auffallen, daß nur allein das Kennzeichen der Farbe, das ja bekanntlich bey den Erd- und Steinarten eines von den veränderlichen ist, eine ganze Seite und manchmal mehr als diese einnimmt. Der Vf. begegnet zwar einigermaßen in der Vorrede dadurch dieser Ausstellung, daß er seine Arbeit nicht für Gelehrte, sondern für *Anfänger und Liebhaber* sowohl, als für das *Fräuleinzimmer*, welches sich mit diesem Zweige der Naturgeschichte auf eine leichte Art bekannt machen will, bestimmt. Indessen ist nach der Ueberzeugung des Recensenten gerade diesem Zwecke eine kurze und hündige Bestimmung der auszeichnendsten Unterscheidungsmerkmale angemessener, als die Aufzählung der

zwar mannichfaltigen, aber im Ganzen genommen doch nur als Ausnahmen vorkommenden Abänderungen; denn es wird der Anfänger in der Mineralogie leicht verwirrt und ermüdet, wenn man ihm hundertmal dem Kennzeichen zu viele Abänderungen aufzählen bekannt machen will. Besser scheint es daher, wenn man den Anfänger zuerst bloß mit den ausgezeichneten und gewöhnlichsten äußern Kennzeichen eines natürlichen Körpers bekannt macht, und ihn erst in der Folge von den zuweilen vorkommenden Abänderungen unterrichtet, wenn er jene zuvor recht inne hat.

Manchem Mineralogen indess kann es angenehm und lehrreich seyn, hier manche Abänderung kennen zu lernen. Denn, da der Vf. unter einigen 40 Mineralienfamilien, die sich in Wien befinden, die meisten und vorzüglichsten zu seinen Beschreibungen benutzen durfte, so hat er mehr als mancher andere Mineraloge Gelegenheit gehabt, sich anschauliche Kenntnisse zu erwerben. Bey der Richtigkeit und Genauigkeit seiner Betrachtungen, die aus seinem Buche hervorleuchten, darf man um so weniger ein Mißtrauen in seine Angaben setzen, da er die Sammlungen alle bestimmt, in welchen sich diejenigen Stücke befinden, welche besonders merkwürdig sind, und nach welchen er seine äußern Beschreibungen entworfen hat.

Außer mehreren bis daher unbekannten Varietäten, besonders auch in Rücksicht der Krystallificationen, die der Vf. mit aller Genauigkeit beschreibt, wofür er gewiss den Dank aller Mineralogen verdient, beschreibt er auch in diesem Bande, bey dem *schörlartigen Beryll*, eine neue Steinart unter dem Namen *rubinfarbiger fibrischer Schörl*; er soll in einem feinkörnigen Granitgebirge, und zwar in einer verwitterten Gangmaße auf dem Uralischen Gebirge mit röhlichem Feldspath, Quarz, schwarzem Schörl und etwas Glimmer vorkommen, und in Wien höchst selten, und daher sehr theuer seyn. Rec., der bloß nach der vor ihm liegenden Beschreibung urtheilen kann, bezweifelt die Vermuthung des Vf., daß diese Steinart als eine Abänderung von dem *schörlartigen Beryll* betrachtet werden könnte; denn sowohl die Farbe, die *Krystallification*, und der *äußere und innere Glanz*, als auch die *Grade der Durchsichtigkeit und Härte*, welche dieses Fossil besitzt, scheinen es ganz bestimmt von dem *schörlartigen Beryll* auszuzeichnen. Es wäre zu wünschen, daß mit der Zeit diese Steinart häufiger nach Deutschland käme, und daß der verdienstvolle Klaproth Gelegenheit erhalten möchte, einen Theil derselben zur Untersuchung zu erhalten.

Im Ganzen legt der Vf. nun zwar das Wernerische System zum Grunde, doch weicht er auch oft von ihm ab, ohne durch neue Beobachtungen oder chemische Zerlegungen dazu veranlaßt zu seyn; denn sonst würde er z. B. den Isaurstein S. 503. nicht zu den Eisenerzen in den dritten Band verweisen, der doch nach Klaproth's gründlichen und genauen Untersuchung aus 46 Theilen Kieselerde, 14, 50 Alaunerde, 28 kohlen-saurer Kalkerde, 6, 50 Gips, und nur aus 3 Eisenkalk und 2 Theilen Wasser besteht. S. dessen Beiträge Ifter B. S. 196. Dies und noch einige andere Beyspiele sind uns Beweise gewesen, daß der Vf. seinen anfänglich aufgestellten Grundsätzen nicht ganz getreu geblieben ist; denn S. 26. §. 149. nimmt er die bekannten fünf Doctrinen an, in deren Bestimmung weicht er aber in etwas von Hn. Werner ab. Die *Oryktognosie*, welche der Gegenstand dieses Buchs ist, bestimmt er folgendermaßen: „Die *Oryktognosie* lehrt uns alle Mineralien und Fossilien unter schicklichen und festgesetzten deutlichen Benennungen durch hinlänglich bestimmte Kennzeichen in einer natürlichen und so viel möglich ihren Bestandtheilen angemessenen Ordnung erkennen.“ Rec. glaubt nicht, daß es ganz richtig ist, oder zum Wesentlichen der Oryktognosie gehört, daß man die Fossilien in einer, ihren Bestandtheilen angemessenen, Ordnung kennen lehrt; denn man könnte sich ein oryktognostisches System bilden, das sich auf die verschiedenen Grade der specifischen Schwere, oder einer andern beliebigen, natürlichen Eigenschaft der Fossilien gründete. Ungeachtet aber nun der Vf. nach Hn. Werner bey seinem System die Bestandtheile der Fossilien zum Grunde der Anordnung wählt, so führt er in dem §. 150. Gründe an, die ihn bewogen haben, hie und da von dem Wernerischen System abzuweichen. „Der Gebrauch, die Uebergänge, die nahe Verwandtschaft mancher Substanz mit der andern, welche ich zu bemerken glaubte, sind die Hauptfachen des wo immer abgeänderten Wernerischen Hauptsystems. Ich habe, wie mir scheint, immer Rückficht genommen, nicht allein auf die vorwaltenden, sondern auch auf die charakterisirenden Bestandtheile der Substanzen. Diefem zufolge habe ich manche Edelsteine nach ihrer Farbe und ihrem eingebildeten Werthe geordnet, unter andern Beyspielen auch den Opal und den Pechstein, gleich nach dem Calcädon, dem Kieselgeschlechte einverleibt, welche bey Hn. Werner unter dem Thongeschlechte aufgestellt worden sind u. s. w.“ Da der Vf. sonst gewohnt ist, so logisch richtig abzutheilen, so ist es auffallend, wie er bey seinem Systeme auf so höchst relative und sich nicht selten widerprechende Eigenschaften zugleich hat Rückficht nehmen können, besonders da der eingebildete Werth eines Fossils sich bloß auf zufällige Umstände, und keineswegs auf die Natur der Fossilien gründet; denn wenn z. B. die Diamante in Europa eben so häufig gefunden würden, als Kalksteine, so würden sie ihrer Härte und ihres Glanzes und ihrer Durchsichtigkeit unerachtet, einen eben so geringen Werth haben, als die Kalksteine eben; es haben

ihren Eintheilungen der Fossilien auch auf den Werth derselben Rückficht genommen; allein heut zu Tage hat man sich doch völlig überzeugt, daß man kein Mineralium auf so schwankende und zufällige Eigenschaften, als die angegebenen, gründen könne.

Der Vf. führt bey jedem Fossil die Krystallformen sehr pünktlich an, und zwar auch solche, die er nicht selbst zu sehen Gelegenheit hatte; hiebey wäre zu wünschen gewesen, daß er auch auf die Schriften verwiesen hätte, wo er sie beschrieben gefunden hat, denn es würden alsdann diejenigen Leser, welche einige literarische Kenntniß in diesem Fache besitzen, die Glaubwürdigkeit zu beurtheilen wissen. Denn so sind uns unter andern die beschriebenen Krystallisationen des Olivins, die vierseitige Granatkrystallisation, die S. 244 beschriebene Krystallform des Turmalins, die aus einer dreyseitigen Säule mit cylindrischen convexen Seitenflächen bestehen, und an den Enden mit drey Flächen so zugespitzt seyn soll, daß an einem Ende die Zuspitzungsflächen auf den Seitenkannten, und an dem andern auf den Seitenflächen aufsitzen, etwas zweifelhaft, und wenigstens die letzterwähnte, gegen die bisher bekannten Krystallisationsgesetze zu seyn. Ferner haben wir bey Durchlesung dieses sehr reichhaltigen Buchs auch gefunden, daß der Vf. andere Begriffe mit der Benennung *Zwillings-* und *Drillingskrystall* verbindet, als die Wernerische Schule; denn nach dieser erhält er die Verbindung zweyer oder dreyer Krystalle, die einen neuen regelmäßigen Körper von ganz bestimmter Form bildet, wie es der Fall bey dem bekannten *Kreuzstein* vom Harz, der *balsatischen Hornblende*, dem *Spinnell* u. m. z. ist, den Namen *Zwillingskrystall*; Hr. Elnor hingegen nennt jede zufällige *Zusammenwachsung* zweyer oder dreyer Krystalle *Zwillings-* und *Drillingskrystalle*; eben so sagt er von einem Fossil z. B. S. 242., es komme in *vollkommenen* dreyseitigen Säulen vor, die an den Seitenkannten mehr oder weniger *abgestumpft*, — *zugespitzt* seyen; dies ist ebenfalls unrichtig, denn sobald ein Krystall (nach der Fiction), die man bey Bestimmung desselben zu Grunde legt), eine Veränderung, wie z. E. *Abstumpfung* oder *Zuspitzung* erlitten hat, so kann man ihn nicht mehr *vollkommen* nennen. Ferner können wir es nicht ganz billigen, daß der Vf. mehrere Fossilien ungetauft hat, die schon längst unter bestimmten Benennungen, (die wir gerade nicht alle vertheidigen wollen), bekannt waren; z. B. den *Olivin* nennt der Vf. *Asterchrysolith*, den bis daher sogenannten *rothen Schörl*, nunmehr aber von Hn. Klaproth benannten *Titanitkalk* nennt der Vf. *Schörlartigen Granat*. Den Wernerischen *Thumersstein*, *Asterschörl*, den *Prehnit*, *Halbzeolith*, den *Feldspath*, *blättrigen Feldstein*. Bey dieser Aenderung der Namen, die wir übrigens auch nicht ganz passend find-n, hat der Vf. den nicht unverfälschten Grund, daß die Benennung *dichter Feldspath* ein wahrer Widerspruch ist, indem dicht und blättrig oder spathartig nicht zugleich stat haben kann. Da aber übrigens die Ueänderung der Benennungen schon längst bekannter Fossilien, wenn sie nicht aus ganz wichtigen Grün-

den geschieden, weit mehr zum Nachtheil als zum Vortheil der Mineralogie gereicht, so hatte Rec. gewünscht, daß der Vf. keine neue (ebenfalls bloß wühlreiche) Namen für die bisher angenommenen hatte einführen wollen.

Da der Vf. die Geburtsörter von den meisten Fossilien nicht allein sorgfältig angeführt; sondern auch bey sehr vielen Fossilien die verschiedenen Steinarten, in welchen sie an diesem oder jenem Ort gefunden werden, sehr genau beschrieben hat, so wird seine Arbeit für viele Mineralogen um so brauchbarer, weil sie von manchem Fossil, das sie besitzen, durch diese Beschreibungen auch den zuvor unbekannten Geburtsort kennen lernen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) SALZBURG, b. Duyle: *Gelegenheitsreden für das Landvolk*. Zweyte Sammlung. Trostpredigten bey erlittenen Wetterchaden, Mißwaße, Theuerung und andern Ungl. kssillen. 1795. 195 S. Dritte Sammlung. Bittpredigten bey öffentlichen Bittgängen, vorzüglich in der sogenannten Kreuzwoche. 1792. 189 S. Vierte Sammlung. Passions- und Fastpredigten, nebst einigen andern zum Trosste der Leiden. Auch besonders unter dem Titel: *Anhang zu den Gelegenheitsreden für das Landvolk*. 1792. 184 S. Fünfte Sammlung. Kirchweihpredigten und Homilien. (Auch unter einem besondern Titel: *Siebenzehn Kirchweihpredigten und Homilien*.) 1791. 262 S. Sechste Sammlung. Vierzehn Predigten in harten Zeiten. (Auch unter diesem besondern Titel.) 1794. 234 S. kl. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

2) BRESLAU b. HIRSCHBERG, b. Korn dem ält.: *Predigten für das Landvolk auf alle Sonntage des ganzen Jahres*, herausgegeben von Anton Lohr, Weltpriester und Vicarius bey der Collegiatkirche zu Großglogau. Erster Theil. 1794. 360 S. Zweyter Theil. 1794. 360 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Beide Sammlungen von Landpredigten haben römisch-katholische Geistliche zu Verfassern; beide sind aber in Absicht auf ihren innern Gehalt so sehr von einander unterschieden, daß Nr. 2. gerade die entgegengesetzten Eigenschaften von denen hat, wodurch sich Nr. 1. auf eine vorzügliche Weise auszeichnet.

Die Materien in Nr. 1. sind durchaus moralisch, sehr interessant und fruchtbar für die Zuhörer und zu der besondern Veranlassung sehr passend; bey der Ausführung derselben liegt immer eine regelmäßige Disposition zum Grunde, z. E. 2. Samml. 2 Pr. Verhalten des Christen nach einer schlechten Aernte. Ihr müßet euch überzeugen, daß Gott, ungeachtet der schlechten Aernte, dennoch euer Vater bleibe, und daß ihr auch seine Kinder bleiben müßt. 4. Samml. 8 Pr. Von den Klagen über das Kreuz, 1) vieles nennen wir Kreuz, was doch keins ist, 2) vieles Kreuz machen

wir uns selbst, 3) vieles erschweren wir uns noch mehr. Ueberall erblickt man den einsichtsvollen denkenden Mann, der weit hellere und richtigere Begriffe hat; als der größere Theil seiner Amtsbrüder, und zugleich die Gabe besitzt, von diesen seinen Zuhörern auf eine falsche Weise und ohne großes Geräusch so viel mitzutheilen, als ihnen nützlich ist. Nur zuweilen glaubte Rec. eine hinreichende Aufhellung der Begriffe zu vermissen. So ist es Samml. 2. Pred. 10. zwar sehr gut, daß der Vf. sagt: der Zorn Gottes ist nicht der Zorn eines Menschen, der in Hitze geräth etc., sondern das gerechte Mißfallen Gottes an der Sünde, welches er durch Strafen zu erkennen giebt. Aber besser wäre es doch gewesen, wenn er geradezu gesagt hätte, daß dies eine menschliche Vorstellung von Gott sey, die nur auf eine unrichtige Weise das ausdrücke, was eigentlich Zorn Gottes sey. Eben so ist Samml. 3. Pr. das Thema: über die Gewitterfurcht, trefflich ausgeführt, aber eine kurze Beschreibung der Gewitter würde gewiß noch mehr zur Reinigung der Begriffe und zur Minderung der Gewitterfurcht beygetragen haben. In den Predigten an den Bitttagen, welche die 3te Samml. ausmachen, ist die ganze Lehre vom Gebete in 10 Predigten nach sehr richtigen Grundsätzen abgehandelt, und die Beschaffenheit eines vernünftigen und christlichen Gebets auf allen Seiten gezeigt worden. Von dem Lehrbegriff der römischen Kirche wird man wenige Spuren finden, da der Vf. an den Festtagen immer moralische Materien abgehandelt hat; z. E. an Gedächtnistagen der Schmerzen der Maria redet der Vf. von der Liebe Gottes als einer mehr denn mütterlichen Liebe, und beschreibt sie als eine natürliche, eine herzliche, eine unermüdet thätige, eine uns nie verlassende oder verlassende Liebe. (Wie sie eine natürliche und herzliche Liebe sey, ist nicht recht erklärt, und das letzte kann auch von Gott nicht wohl gesagt werden.) Wenn zuweilen einige der römischen Kirche eigenthümliche Lehren vorkommen, so ist der Lehrbegriff so modificirt worden, daß das Antiförsige wegfällt, so wie man dieses bey der Lehre von der Anbetung der Heiligen finden wird. Von abergläubigen und mystischen Vorstellungen sind die Predigten ganz frey. Uebrigens weifs der Vf. die besondern Fälle und individuellen Lagen der Zuhörer sehr gut zu benutzen und für sie lehrreich zu machen. Sein Vortrag ist, sehr feinspel und plan, ohne ins Niedrige zu verfallen, seine Sprache herzlich und vertraut, sehr falsch und ohne alle Affectation. Einige Provincialismen, z. E. es wissen sich manne kaum zu bleiben, Verlust, wird man bey dem vielen Guten gern übersehen. Die Längänge sind oft etwas zu lang, und nehmen zuweilen drey Blätter ein. Die Homilien in der fünften Sammlung sind ein Mißguter Kanzelvorträge dieser Art, Ueberhaupt werden auch protestantische Landprediger diese Religionsvorträge mit vielem Nutzen gebrauchen können. Wenigstens ist dem Rec. bey Lesung derselben sehr wohl gewesen.

Wie ganz anders war ihm aber zu Muth, als er zur Lesung von Nr. 2. überging. Der Vf. hat zwar

auch inehrentheils moralische Materien gewählt, und dinstet ihr auf's eifrigste Besserung, aber er konnt keine andere Mittel, als die Vorstellung der Strafen der Hölle, vor welcher der Sünder erschrecken und erzittern muß, und seine ganze Kunst bestelt darin, diese mit recht lebhaften Farben zu schildern, und ihm die Hölle recht heifs zu machen. Das verursacht nun eine höchst unangenehme Einformigkeit, und das Ermüdende wird noch um einen hohen Grad vermehrt durch die trassenden Vorstellungen, wodurch der V. die Sünder zu schrecken sucht. Schon einige Hauptsätze sind deutliche Beweise davon, als: am Sonnt. Quinquages. die geistliche Blindheit des Sünders, 1) der Sünder verblendet sich selbst freywillig, 2) er wüthet dadurch den Herrn, ihn noch mehr zu verblenden, und dem ewigen Verderben zu überlassen. Am roten Sonnt. nach Trinit.: Die Verdammten als Unglückselige, welche aller Güter beraubt sind, die mit aller Uebeln beladen sind, und die ewig gestraft sind. Nach mehrere Belege dazu findet man in einzelnen Stellen. So redet der V. die Sünder Th. I. S. 111: auf die Weise an: Ihr seyd jetzt der Gegenstand des Hasses Gottes; — ihr seyd das Schlachtopfer seiner ewigen Rache; — ihr habt einen rächenden Richter über euch, der schon das Rachschwert zückt, um euch den Todesstreich zu versetzen.“ Er sieht darauf einen Engel den Eingang zu dem Paradies mit einem Schwerd bewachen, er sieht den Lucifer, diesen golden Geist mit seinem abtrünnigen Anhang wie einen Blitz in die Hölle hinabfahren. Die Hölle wird Th. II, S. 253: beschrieben als ein Feuer ohne Licht, als ein erstaunliches aber doch wahres Feuer, welches einen unerträglichen Gestank ausduftet, sowohl

den Leib als die Seele quälen und brennen wird, so daß alle Kräfte der Seele die Heftigkeit dieses Feuers empfinden, und von ihm auf das grausamste werden gequälert werden. Das Feuer wird das Mark der Gebeine und die Nahrung der Eingeweide seyn, es wird so brennen, aber nicht verzehren. Auch an mystischen und abstruden Vorstellungen ist kein Mangel. Th. I. S. 90: wird das Weltgericht auf die Weise beschrieben: Jesus wird auf einer Wolke sitzen, er wird jenes Buch, in welchem alle unsere Werke aufgezeichnet sind, und welches mit sieben Siegeln verschlossen ist, eröffnen, — er wird sagen: gib Rechenschaft von den Thaten, mit welchen du deine Seele besackelt hast etc. Du hast mich beschimpft und durch deine Laster meine Wunden und meinen Tod erneuert, gib Rechenschaft von deiner Grausamkeit. Nach S. 26. fürchtet der V., Jesus möchte einen Arm von seinem Kreuz losreißen, und die Ungelorsamen mit seiner allmächtigen Hand wie mit einem Donnerkeil zerschmettern. Die Welt ist ihm nach S. 56. eine blinde und stolze Welt, eine grausame und böshafte Welt, eine verworfene und verfluchte Welt. Der Stil ist unerträglich weisfchweifig und declamatorisch, mit undeutlichen, mystischen und pöbelhaften Ausdrücken angefüllt; z. E. ein Vergnügen verkosten, ich will in deinem Herzen meine Krippe aufschlagen, dieser Wollustteufel ruhet nicht, der Fress und der Suss, ihr höret nicht auf, jenseigte Gegenstände zu lieben; die Wahrheit wird ins Geheim zu euch sagen, schäme dich, pfui, schäme dich. Der Apostel Petrus wird allezeit der Apostelfürst genannt. Dies wird genug seyn, um sich eine Vorstellung von dem Gehalt dieser Predigten zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESDIENST. Berlin, in d. Realbuchhandl.: Der nach der Gewissheit der Wahrheit und Gerechtigkeit der Welt. Schrift A. und N. T. Forschende und glücklich davon überzeugte Heide in fünf Betrachtungen, nebst einem kleinen Anhang in Oden und Liedern zur Befestigung des Herzens in der Wahrheit und im Glauben, auch andern zum Nutzen entworfen von J. A. Heide, B. M. 1793. 112 S. ohne Dedication und Vorrede. (6 gr.) Dieser überzeugte Heide ist niemand, als der aus der V. in eigener Person, der auf dem Titelblatt mit, seinen Namen zu spielen beliebt. Rec. muß sich wundern, wie ein Mann, der seit auf allen Seiten die Verneinung zu verschlimmert sieht, sich für einen Wahrheitsforscher halten, und noch mehr, was er sich erdichten könne; mit einem solchen Prediger wüßten wir vorzuziehen. Man lese nur z. B. folgende Stelle S. 68: wo er denen, die den Hn. Jesus lieb haben, brüderlich zuruft: Seyd nüchtern und wachet — wie erthelhet ist im Glauben; und drauf fragt: wo find die Wäsen in diesem Kriege zu bekommen? bey der bloßen Speculation oder leeren Weltweisheit, bey bloßen natürlichen Gelehrten? Biende Helden in solchen Kriege, welche lieber das Contrarium als das pro vertheidigen wurden. — Leidge Trüster! Nein, nein! der Teufel kann ihre Vernunft drücken wie er will, und wenn es auch die unbekanten geistlichen Schriftsteler selber wären!“ Nur noch eine Probe von dem Oden-Schwung unsers Dichters S. 105:

Am Anfang schuf Gott gut und rein, den Himmel und die Erde,

Er macht das Licht sehr hell und fehn, denn wenn er sprach, es werde,

So ward gleich durch sein Allmachtswort die Sonne, Mond und Stern,

Die Sonne schien von ihrem Ort, auf Erden hell vorferne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. Februar 1797.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Felleckers: *Faunas Insectorum Germaniae Initia. Deutschlands Insecten* herausgegeben von Dr. G. W. F. Panzer. 19 bis 24 Hest. (Jedes von 24 illum. Abbild. mit eben so vielen Textblättern 8. in einem Pappfutterale, kostet 12 gr.)

Im 19ten Hefte steht *Lamia Textor* an der Spitze; eine wohlgerathne Abbildung. — *Lam. Sutor* F. Sartor F. sind seit einiger Zeit ein Gegenstand vieles Streits gewesen; wir behalten es zu einer bequemern Gelegenheit vor, darüber unsre Meynung zu äußern. — Den hier vorgestellten *Curc. glaucus* vermag Rec. nicht vom *nebulosus* zu unterscheiden; überdem paßt Fabricius Beschreibung nicht genug, um diesen Käfer für seinen *glaucus* zu halten. — Zu den Citaten des *Curc. albidus* F. gehören auch *C. affinis* Schrank. En. 230. — *Curc. Arundinis* F. ist zu braun gefärbt. Alle unsre vielen Exemplare sind mit einem ockergelben Ueberzuge bedeckt. — *Curc. oblongus* F. Ein hierhergehörendes Citat ist *C. Floricola*. Herbst. N. S. K. 6. 220. 184. t. 75. f. 10. Archiv. 4. 86. 93. Das von dem Vf. angeführte Citat: Arch. 7. 169. 102. möchte also das weniger richtige seyn. Die Beschreibung stimmt zwar mit Einer der vielen Abarten dieses Käfers so ziemlich überein; die Abbildung aber t. 45. f. 9. wäre dann sehr schlecht. — *Ichneum. extensorius* des Vf. ist nicht mit Schrank's und Geoffroy's *Ichn. einerley*, der um Vieles kleiner ist, und sich nie mit dem großen zusammenfindet. Fabricius und Linné lassen uns in Ungewisheit, welche der beiden Arten sie geweynt haben. — *Bombyx-Dumeti* war kenntlich genug; indeßens vermißt man die feine, angenehme Arbeit der Natur in den Zaken der Bienen, die nur Knoch's und Sepp's Meisterhand genau darzustellen vermag.

20. — *Elaphr. aquaticus* F. Bey der großen Ungewisheit, die bey dieser Art und dem *semipunctatus* herrscht, hätten wir doch letztern Namen vorgezogen. — *Atelab. Bacchus*. — Das mit zwey Dornen bewaffnete Brustschild ist eine auffallende Erscheinung. Wir finden dazu weder unter unsrem Vorrathe, noch bey andern Schriftstellern das Beyspiel. Die Vermuthung, daß daher dieser Käfer nicht der *Bacchus* sey, gewinnt durch die abweichende Form des Brustschilds, durch den anders gefärbten Rüffel, und dadurch, daß diesem die Fühlhörner nahe vor der Spitze, nicht aber in der Mitte eingelegt sind, den größten Schein der Gewisheit. Uebrigens muß Geoffroy's Citat weggestrichen werden. — *Att. Bruleti*. Nach A. L. Z. 1797. Erster Band.

unsrer Erfahrungen ist das flächliche Brustschild dem Weibchen nicht ausschließend eigen. — *Att. Populi*. Die Punktstreifen der Flügeldecken sind nicht stark genug ausgedrückt. — *Att. Frumentarius*. Auch hier wird altes ruhendes Getreide als sein Wohnort angegeben. Rec. und viele seiner Freunde haben ihn immer nur auf grünen Gewächsen, vorzüglich in nassem Gräben auf dem Ampfer angetroffen. Sollte *Fabricius A. purpureus* hierher gehören? — Vom *Att. Brulei* ist das Weibchen abgebildet, das keine *pedes saltatorios* hat. — *Fulgura Europaei* ist jetzt nicht mehr die einzige Europäische Art aus dieser Gattung. Der unermüdete Hübner in Halle hat uns mit mehrern kleinen neuen Arten beschenkt, und Rec. glaubt, daß noch manches bis jetzt zu *Cicada* gezahlte Insect dieser Gattung beygefellt werden könne. Aus eben dies verdienstvollen Naturforschers vielfältig angestellten Beobachtungen ist es wohl nicht länger zu bezweifeln, daß die *Europaea* nicht leuchte. — *Musa femorata* Panz. scheint ein wahrer *Syrphus*, dem Rec. einen Platz neben *S. pipiens* anweisen würde.

Das 21te Hest fängt mit *Altica olivacea* und *Eruc. Fabr.* an. Daß die hier vorgestellten beiden Käfer verschiedner Art sind, wird sicher niemand bestreiten; aber es ist eine andre Frage, ob auch Fabricius *Eruciae* die abgebildete ist. Wenn Fabr. von ihr sagt: „*Affinis certe olivaceae, sed distincta tota glabra, cyanea, nitida, immaculata, antennis folis nigris.*“ so wird man diese Worte eher auf eine in Deutschland nicht selten vorkommende, der *olivacea* bis auf die etwas beträchtliche Größe, und die blaue Farbe, genau ähnliche *Altica* ziehn, als auf einen ganz anders gestalteten, breiten, kurzen, eyrunden Käfer, dessen Flügeldecken mit deutlichen Punktstreifen versehen sind, deren doch Fabricius mit keinem Worte erwähnt. Bey *Alt. Hyosciami* u. a. findet eine ähnliche Verwirrung statt. Unter den Citaten muß Geoffr. 248. 11. sowohl, wie Schrank En. 161. und Rossi. Fa. Et. 213. wegstallen; alle drey beschreiben ihren Käfer mit Punktstreifen auf den Flügeldecken. Dagegen paßt *Altise bleue sans stries* Geoffr. 149. 12. hierher. — *Alt. Atriciella*. Es ist doch noch immer großem Zweifel unterworfen, ob die hier-vorgestellte, des Fabricius Käfer ist. Mindere Bedenklichkeit hegen wir gegen das Linnéische Citat, obgleich auch dieser der Punktstreifen nicht gedenkt. — *Alt. pratensis* Hellw. Dazu kommt: *Altise la paillette* Geoffr. 1. 251. 19. und vielleicht ist *A. Atriciella* F. eine Abart davon? — *A. Brassicae* F. Fabricius sagt: „elytra marginata omni fascioque media atris.“ Eriteres trift zu; allein von der Binde, die noch dazu breit seyn soll,

sehn wir gar keine Spur bey Panzers Käser. Hierzu kommt nun noch, daß die Vorderhälfte des Brustschields blaßgelb gefärbt ist; lauter Anzeigen, daß die Abbildung eine verschiedene Art darstellt. Fabricius A. Brachia ist der 4. *pustulata* ähnlich, nur um die Hälfte kleiner.

Im 22ten Hefte sind die Deutschen Lymexyla fast alle abgebildet. Die hier vorgestellten *dermesoides*, *proboscium* und *barbatum* machen, wie Hellwig richtig bemerkt, sicher nur Eine Art aus: *proboscis* ist das Münchsen, *barbatum* eine Spielart desselben, die sich nur durch die Farbe der Flügeldecken unterscheidet, und wozu es an Uebergängen nicht fehlt. Es bedarf aber einer nähern Untersuchung, ob das abgebildete wirklich das *barbatum* Fabr. ist. Viele behaupten, daß Fabricius den unter dem Namen *Scirtopalpus striatus* hin und wieder bekannten Käser gemeint habe, den Schaller. Hist. Abb. 1. 322. t. 1. f. 7. sehr gut beschreibt, und den auch Olivier unter dem Titel *L. barbatum* versteht. Fabricius Beschreibung enthält nichts, was dieser Behauptung widerspricht; man bemerke nur die Worte: *Corp. fuscum, tomento auro fugaci nitidum*, und selbst: *ant. et ped. pallidiores* die gar nicht auf Panzers Käser paßen. Auf der andern Seite muß es aber jedem sonderbar scheinen, wie Fabricius Hellwigs Bemerkung von der Geschlechtsverschiedenheit, und: *proboscideo affinis*, hinzusetzen konnte. Das Citat von Schaller muß in der Fauna also weggelassen werden, das durch *Meloe Marci*. Lin. S. N. 681. 13. *Lymex. Marci*. Olivier. In. 25. 4. 2. t. 1. f. 2. vielleicht auch durch *L. Moroe* Fabr. ersetzt werden kann. — Bey *L. navale* citirt unser Vf. Schaller. Icon. t. 59. f. 1. wo aber gewiß kein Lymexylon, sondern eine *Neodalis*, vielleicht eine Abart der *melanura* vorgestellt ist. Eben so verbiethen die langen Fühlhörner und der verschiedne Habitus Frisch. 13. t. 20. anzuziehen. Unter den angegebenen Wohnorten dieses seltenen Insects fallen daher Berlin und Regensburg weg. — Zu *L. flavipes* gehört noch *Pterophorus* Herbst. Arch. 5. 105. 47. t. 27. f. 1. a. b. — Sollte der *Rhiphorus Carinthiacus* Panz. nicht der *binaculatus* Fabr. seyn? Alles trifft. Rec. besitzt eine Abart des hier abgebildeten, bey dem der ganze Hinterleib, und die Füße, ausgenommen die Kniegelenke, rostroth sind. Der einzige Umstand ist, daß Fabricius nicht des Flacks an der Flügeldeckenwurzel erwähnt; allein bey der eben bemerkten Abart, die gerade Fabr. Beschreibung entspricht, ist er bey weitem nicht so groß und so deutlich abgesetzt, wie bey der Varietät, die Panzer vorgestelt hat, und die wir auch besitzen. Die Gattungsrechte des *Stenocor. Lamei* sind uns eben so zweifelhaft (S. Rec. d. 17tes Hefts in n. 9. d. J.) wie seine Rechte auf die Deutsche Mitbürgerst. Zur *Leptura hirsuta*, die oft mit einer Abart der *L. melanura* verwechselt wird, gehört auch: *Sten. Lamei* Rossi. Fn. Err. 1. 371. Patena. Sp. Inf. Fig. 17. Die n. 22. abgebildete *Musca solstitialis* ist nicht die wahre Linné'sche Fliege. Dies lehrt eine Vergleichung der Beschreibung in der Fa. Sv. Mit Degereers *M. Arctif.* ist es einerley.

23ter Heft. *Notoxus minutus* F. ist doch wahrlich kein *Notoxus*; wir möchten ihn fast für *Pselaphus Hellwigii* Herbst erklären. — *Not. thoracicus* Schneider ist *N. pedestris* Rolli. Fn. Err. Mant. 114. — Ungern wird man die Herbstischen Latridien den Dermestiden beyschreiben, indessen hat der Vf. die Entschuldigung für sich, daß sein Plan ihm nur solche Gattungen aufzunehmen erlaubt, die dem Fabricischen Systeme angepasst sind. Freylich werden wir dann noch lange auf die vielen Gattungen kleiner Insecten Verzicht thun müssen! Ganz *Bombix dispar* führen wir als eine zwar nicht ganz neue, Merkwürdigkeit an, das man vollkommene Zwittrern kennt.

Der *Byrrhus fascicularis* Panz. im 24ten Hefte ist wohl ohne Zweifel das *Sphaerocorynus fascicularis* Fabr. Auch Olivier (Ins. 13. 8. 7. t. 2. f. 7. a. b.) und Brahm (Insectenkal. 1. 59. 192.) rechnen diesen Käser zu den Byrrhen, von denen er sich doch durch manche Kennzeichen entfernt. — *Helops caraboides* Panz. wird vielmals für den *H. quisquilius* gehalten. Statt: *Caput-foveola longitudinali impressa*, soll es wohl transverse heißen. — *Derm. coleopteratus* Panz. scheint dem *D. pedicularius* nahe verwandt. — Die *Chrysom. Baaderi* Panz. ist, wie wir durch eine Reihenweise aufeinander folgende Reihe von Uebergängen beweisen können, eine seltne Abart der *C. 12. punctata*. — *Lymexylon levigatum* Panz. möchte vielleicht mit jenem *Scirtopalpus striatus* dem *Lym. barbat.* F. 2) eine eigne Gattung bilden. *Donacia appendiculata* wurde ungern zu eben der Zeit von Hn. Hoppe selbst unter dem Namen *Don. acuminata* bekannt gemacht. Der *Anthr. ruficollis*, war Rec. sehr wohl bekannt; von Herbst's *Atel. ruficollis*, der mit *Anthr. planipennis* und *Cure. Roboris* Payk. einerley ist, unterscheidet ihn auch der sehr kurze Rüssel. Der *Mycetophag. spinipes* Panz. ist *casianus* F. Seinen *Lycus abbreviatus* sehen wir nicht an, für eine Spielart der *Nitidula scappulata* Fabr. zu erklären. — Sie weicht zwar in ihrem Körperbau merklich von den Nitidulen ab; doch scheint sie eben so wenig zu *Lycus* zu gehören. Rec. würde sie mit *hys quadrispinulata*, *quadrigitata* in eine eigne Gattung verbinden. Die seltsame *Empis platyptera* Panz. bekamen wir einst vom Harze.

Dem 24ten Hefte ist das systematische Register über den ganzen Jahrgang von 1794., mit der Vorrede des Verfassers, beigelegt.

Wir können diesen zweyten Jahrgang nicht besser beschließen, als wenn wir einige der in diesen letzten Heften gelieferten Abbildungen genau mit der Natur vergleichen, um aus dieser Vergleichung einige Anmerkungen zu ziehen, deren Anwendung diesen vortheilhaften Werke vielleicht einen noch größern Beyfall verschaffen könnte, als es jetzt schon hat.

Wer mit Aufmerksamkeit die Figuren untersucht, der wird finden, daß der Umriß das Hauptverdienst des Zeichners ist. Nicht leicht ist ein Insectenmaler glücklicher in Auffassung dessen gewesen, was zu dem Charakteristischen des Insects gehört, als Starm. Allein uns scheint es, als ob die feinere Ausführung der Darstellung durch Schatten und Licht, viel-

vielleicht nicht selten der nachher aufzutragenden Farben wegen, von dem Künstler vernatblässigt wurde. Bey den meisten seiner Vorstellungen, besonders bey den Käfern, wo doch so Vieles sich findet, was nur durch Schatten und Licht dargestellt werden kann, sieht man den Schatten auf der Einen Seite so stark theilte, wie auf der andern. Ob fehlt der Schatten ganz, an Theilen, die gleichwohl nicht platt sind z. B. im 23ten Hefte bey *Chrysom. Laponica, gloriosa und speciosa*. Wir wollen bey dem ersten dieser drey Käfer stehn bleiben. Der Umriss im Ganzen und in den einzelnen Theilen ist sehr gut; fast aber möchte Rec. die Flügeldecken zu breit, oder richtiger zu kurz angegeben finden; doch kann sich das Auge in solchen Fällen, wo der Schatten mit ins Spiel kommt, sehr leicht täuschen. Der Schatten, der das Mittelfeld des Brustschilds emporheben soll, ist zu stark; es ist nicht so scharf von den Seitenrändern abgesetzt; sondern nur durch eine flache Rinne. Das Licht fällt gerade in die Mitte des Brustschilds; die Seitenränder sind gleich stark beleuchtet. Auf den Flügeldecken findet weder Schatten, noch Licht statt. Die dunkelgrünen Zeichnungen sind gewissermaßen als Vertiefungen behandelt. Dieselben Striche, die auf dem Brustschilde zur Schattirung angewendet sind, sollen hier dem Illuminatur zur Richtschnur dienen, wohin er die grüne Farbe tragen soll. Die Wölbung der Flügeldecken ist so wenig, wie ihre hintere Abdachung, sichtbar; auch von dem Rande ist keine Spur. Es ist wahr, die Art des Kupferstichs, deren sich der Künstler bedient, setzt ihm große Hindernisse entgegen, die schwer und nur mit einigem Zeitaufwande zu heben sind. Denn eigentlich sollte man sich bey Abbildungen solcher Gegenstände der punktirten Manier bedienen, womit die Natur sich noch am Ersten erreichen läßt. In frühern Blättern z. B. bey *Neprophor. Vesillo* im 2ten Hefte hat H. Sturm beide Arten des Kupferstichs mit ziemlichem Glücke vereint.

Jetzt bleibt uns noch ein Umstand auseinanderzusetzen, der auf das Auge eine nachtheilige Wirkung hat; die Stellung der Füsse; wir meynen nicht das, im Grunde betrachtet, oft unnatürliche, Einerley, sondern wie wissen recht wohl, daß der Natur nachgeahmte Stellungen oft es nothwendig machen würden. Ein Insect von mehreren Seiten darzustellen, um alle Theile nach ihren richtigen Verhältnissen zu sehn. Um bey *Chrys. Laponica* stehn zu bleiben, ist es wohl möglich, daß bey dieser Ansicht des Brustschilds die beiden Vorderfüße so auf jeder Seite hervorkommen können? Das vorderste Bein ist an der untern Seite des Brustschilds in der Mitte eingelenkt; in der Figur tritt es unter der Schulter der Flügeldecken, und zwar in der Richtung hervor, daß wenn man sich den Schenkel nach innen, bis an seinen Ursprung verlängert denkt, dieser Ursprung fast in die Mitte der Unterseite der Brust fallen würde. Uebrigens kann der Schenkel in dieser Stellung nie so weit hervorragen. Der zweyte Schenkel würde, bis an seine Wurzel verfolgt, sich mit dem ersten kreuzen,

und sein Ursprung, der einen Raum hinter dem des Vorderfchenkels liegt, vor denselben fallen müßte. Und dieser Fehler ist so oft wiederholt.

Die Abbildung des *Rapiphor. Carinthicus* ist ein neuer Beweis, von unsrer Behauptung, wie schon es unsern Sturm gelingt, das Charakteristische des Umrisses darzustellen. Genane Vergleichung mit der Natur findet auch hier den Kopf in Fig. b. oben zu spitz, und, was ungleich wichtiger ist, die Fußblätter sehr unrichtig gezeichnet, die doch bey den Käfern dieser Gattung sehr merkwürdige Verhältnisse gegen einander haben. An dem mittlern Fußpaare ist das erste Glied des Tarsus fast so lang, wie der ganze Tarsus der Figur; das zweyte Glied ist halb so lang, als das erste; u. s. f. Unfre Vergleichung ist von vier Exemplaren genommen.

H. Sturm ist gewiss von uns überzeugt, daß Liebe für das Beste der Wissenschaft, die seiner Kunst sehr Vieles dankt, der einzige Gesichtspunkt ist, aus dem er diese nähere Untersuchung einiger seiner Werke ansehen kann. Mit dem größten Vergnügen wird Rec. dem Publikum Nachricht geben, wie dieser Künstler unsere Winke benutzt hat, wozu er uns die gewisseste Hoffnung gibt.

NÜRNBERG, 8. Koft. d. Vf.: *Verzeichniß meiner Insecten-Sammlung*. Gefammelt und herausgegeben von Jakob Sturm. Mit vier Kupfertafeln. 1796. 48 S. kl. 8. (16gr.)

Mit dem wahren Vergnügen, das uns die naturhistorischen Werke der Künstler unsrer Zeit so selten gewähren, zeigen wir dieses Werkchen an, das seinem Verfasser Ehre macht. Hr. S., den ganz Deutschland und mehrere Naturforscher des Auslands schon durch die Panzerische Faune von der räthlichsten Seite kennen, ist nicht bloß Maler, sondern, was seine Arbeit schon vermuthen ließ, auch Liebhaber der Insecten. Er legt also hier allen, die mit ihm Insecten tauschen wollen, das Verzeichniß seiner Sammlung vor; und ergreift diese Gelegenheit, zu zeigen, was er zu liefern vermöchte, wenn er Zeichnung, Stich und Illumination selbst besorgte. Besser hätte er sich nicht gegen die Vorwürfe manches seiner Rec. rechtfertigen können. In der Zeichnung, der Illumination und der reilichen Behandlung verdienen die 42 Darstellungen, noch nirgends oder doch nur schlecht abgebildeter Insecten aus mehreren Ordnungen, den besten Meisterwerken an die Seite gesetzt zu werden. Des Vfs. Grundsatze in Vertheilung des Schattens und Lichts stimmen nicht mit den unsrigen überein. Wir werden in diesen Blättern Gelegenheit haben, uns näher darüber zu erklären.

Der 2te Abschnitt enthält die Synonymie und den Aufenthalt der abgebildeten Thiere. Wir haben ihn, mit Vergnügen gelesen. *Cryptoph. nitens* n. 6. mochten wir fast für *flavifrons* halten; *C. gracilis* n. 11. ist Abart von *Cr. minutus* n. 10.; *Cucujus pallens* l. 2. f. 2. Varietät von *Cuc. flavipes*. f. 1. Mit Recht vertheidigt der Vf. die Arrivichienheit der *Pyrochroa rubens*.

rubens. Panzer hat die *Sapida nigripes* allerdings in seinem Taschenbuche, aber unter dem Namen *dubia* Leichtart. Die beiden letzten Tafeln sind vorzüglich schön.

VOLKSSCHRIFTEN.

SCHNEFFENTHAL, in der Erziehungsanstalt, und LEIPZIG, in Comm. b. Crusius, wie auch in der Herrmanns'schen Buchh. in Frankfurt a. M., der Gotha'schen Zeitungs-Expedition und allen Postämtern: Der Bote aus Thüringen. 3u. 4tes Quartal 1795. und 1 bis 4tes Quartal. 1796. 8.

Bekanntlich wird von diesem Boten wöchentlich ein Bogen ausgegeben, von welchem die letztere Hälfte mit Zeitungsnachrichten, und die erste mit andern nützlichen Dingen angefüllt wird. Die bisher erzählte Geschichte der Deutschen wird beym Tode Siegmunds (1437.) abgebrochen, auf eipige Zeit, vermuth-

lich bis nach geendigten Kriege, wo sich dann die Geschichte Deutschlands während und nach der Reformation mit ihrem Einfluß auf jetzige Zeiten sicherer wird beschreiben lassen. In diesem Jahre hat der Bote ein Chärtchen von Italien, so wie im vergangenen eins von Deutschland mitgebracht. Er weifs sich nach den Umständen zu schicken. — Der folgende Jahrgang, meldet Hr. Salzmann, wird enthalten: Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer, Nachrichten von den Sitten verschiedener Völker, und den Merkwürdigkeiten fremder Länder, kurze Erzählungen aus Reisebeschreibungen, u. d. gl., wodurch den Lesern hoffentlich nicht nur eine angenehme Unterhaltung, sondern auch manche nützliche Belehrung verschaffet werden wird. — Das glauben wir auch, und sicherlich besser als durch seinen Stiefbruder, dem hinkenden (!) Staatsbothen, der zur Schande unsrer Zeit noch in den Händen so vieler Leser ist, und solcher vorzüglich, bey denen es gar nicht vermuthet werden sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KUNSTE. Breslau u. Leipzig, b. Korn: Sehens- und erhabene Ansichten der Natur nach den besten und kostbarsten Vorlesungen und Zeichnungen in Kupfer gestochen und mit einer Schürdung versehen, nebst 8 Kupfern und 1 Vignette. Die Kupfer sind in Fol. der Text in 4. 1795. 70 S. (6 Rthlr.) Es verdient Unterstützung und Lob, wenn Künstler oder Freunde des Schönen durch die Hand der Künstler vorzüglich schöne und erhabene Gegenstände der Natur durch Kupfer zu verbreiten suchen. Denn nicht allein unsre Kenntnisse der Natur selbst werden durch solche Ansichten erweitert, sondern es gewahrt auch die treue Darstellung, der Geist des Künstlers in der Wahl, Gruppierung und Beleuchtung und sein individueller charakteristischer Ausdruck uns einen mannigfaltigen Genuß. Indessen gilt dies Letztere nur von Originalen; denn Geist und freyer Vortrag kann nur ausserst selten in einer Copie seyn, und darum hat auch die vor uns liegende Sammlung nur den Erst angeführten Vorzug, daß sie uns große und erhabene Gegenstände aus verschiedenen Gegenden der Erde vorhält. Die ersten 4 Rth. sind Copien aus der Voyage pittoresque durch Choussier Gouffier. Die Letztern sind aus Hamiltons Campi phlegraei. Der erklärende Text lieft sich angenehm, nur können wir uns, trotz der angenehmen Klausel wegen seiner Rechtfertigung nicht enthalten, den Vß. des Textes zu fragen, warum er Plin schreibt statt Plinius, da er doch Scipio Africanus schreibt, und nicht Scip African oder der Afrikanische Scip. Dieses Werk soll in Heften erscheinen, jeder Heft enthält 8 Bl. Die Kupfer sind durch Hn. Richter in Breslau in aqua tinta Manier geätzt, braun gedruckt und — zu kurz illuminiert. Der erste Heft ist folgender: 1) Den Eingang zur Höle auf Antiparos. 2) Die innre Höle. Treue genug hat Hr. R. in den Copien bewiesen; aber zu wünschen wäre es, daß er das was zur eigentlichen Zeichnung gehört mehr studiren möchte. Er sinkt so hinab auf die Stufe der Handarbeiter; denen es aus an Gelehrte und leichtem Vergnügen steht. So steht es fall durchgängig

den Baum und Strauchparthien an der Linien und Luftperspektive, an Rundung, und gehöriger Gruppierung in den kleineren Theilen, welches doch bey den Originalkupfern der Fall nicht ist. Auch sind die Figuren aus Mangel an Kenntniß des Körpers und der Bekleidung öfters zu sehr verzeichnet. Das 2te Blatt ist besser als das 1ste weil kein Baum kein Strauch in dieser Höle auf Antiparos befindlich ist; sondern das Ganze aus Nichts als Felsen und Stalaktiten besteht, welche der franz. Künstler, wie noch die Copie zeigt, gut gruppierte und beleuchtete. 3) Stellt einen großen Alhornbaum auf Cos vor; aber auch hier fehlt in den Blätterparthien des Baumes Rundung und die perspektivische Hintereinanderreten der Zweige — worin Waterloo Meister war. 4) Ein Kastanienbaum auf dem Aetna ist viel besser, als das vorhergehende Blatt, aber die perspektivischen Durchsichten durch die Laubparthien fehlen auch hier. Und wenn Mannigfaltigkeit eine Hauptregel in den Gruppierungen der Körper ist, so sind die Formen der Wolken in diesem Blatte fast das Gegenheil; denn es liegen 6 Halbkreisformen in gerader Richtung neben einander. 5) Stellt einen Vulkan auf Island vor, welcher der große Geiser heisst. In diesem Blatte ist das Korn, welches die Timen giebt, sehr verzeichnet. 6) Der Ausbruch des Vesuv. 1779. den 8 Aug. von Paulipppo aus gesehen. 7) Derselbe von Portici, ist auf dem Titel als Vignette in Quartform aufgezogen. 8) Der Ausbruch und Lavaflom des Vesuv von 1771. und 9) der Vesuv im Winter. Alle diese Blätter sind bloß interessant wegen der sonderbaren Wirkung der Natur. Die Arabesken Einfassung auf dem blauen Papiere, worauf die Kupferabdrücke aufgezogen sind, thut darauf nur zu grelle Wirkung aus Auge, weil die vielen Spitzen darin das Gefühl beleidigen. Eine Verzierung als Einfassung eines Bildes müßte Ruhe zum Hauptbegriffe haben, und nicht durch beleidigenden Reiz das Auge von der Betrachtung des Hauptwerks abziehen, sonst wird der Toiletteneck auf den ersten Blick vernichtet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 4. Februar 1797. HANNOVER

ARZNEIGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Felisch: *J. J. Plenck's Hygrogologie des menschlichen Körpers, oder physiologisch-chemische Betrachtungen der flüssigen Bestandtheile des menschlichen Körpers.* Aus dem Lateinischen überfetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *Wolf Davidson*, Dr., mit einer Vorrede und einigen Anmerk. versehen von *Dr. S. F. Hermbstädt*. 1796. 163 S. 8.

Diese Uebersetzung, (dann das Werkchen selbst, ist bereits von einem andern Rec. in der A. L. Z. angezeigt,) ist im Ganzen genommen zu den guten Uebersetzungen zu rechnen, und hat durch *Hn. Hermbstädt's* Anmerkungen wesentliche Vorzüge erhalten. Zwar möchte der Rec. nicht alle Behauptungen des *Hn. H.* unterschreiben, z. B. daß die Empfindung der Wärme die Folge einer *widernatürlichen* Ausdehnung der Materie unsers Körpers durch den Wärmerest sey, daß die Galvanischen Versuche unfreutig das Daseyn der elektrischen Materie im Körper bewiesen, daß die rothe Farbe des Bluts eine Folge vom Kohlenstoff sey, und durch Sauerstoff gestöhrt werde, daß die thierische Wärme größtentheils auf Rechnung der Verdauung komme u. s. w.; allein die bey weitem meisten Erläuterungen und Berichtigungen sind, wie man sie von *Hn. H.* erwarten kann, mit großer Sachkenntnis abgefaßt, und geben dadurch dem Buche einen größern Werth, und für angehende Physiologen eine größere Brauchbarkeit. Die Anmerkungen des *Hn. Davidson* sind unbedeutend, und geben zum Theil einen übeln Begriff von *Hn. Dr's* physiologischen Kenntnissen und von der Deutlichkeit seiner Vorstellungen. So sagt er z. B. S. 44.: „Ich weiß nicht, wie der Vf. auch die Pflanzen hierher rechnen kann. Diese haben doch wohl kein Lebensprincip, diese haben nur ein Vermögen, sich durch einen auf sie wirkenden Reiz zu verändern und zusammenzuziehen, und dieses ist eigentlich Irritabilität, die man auch bey den todtten thierischen Körpern noch vorfindet, wo das Lebensprincip doch schon verloschen ist.“ Für so wenige Zeilen ist hier doch Verwirrung der Begriffe und Unbekanntschaft mit den Dingen, wovon die Rede ist, genug!

BERLIN, b. Himbürg: *D. Franz Milman, des K. Collegiums der Aerzte und der K. Societät der Wissenschaft. zu London Mitglieds, Untersuchung über den Ursprung der Symptome des Scorbutis und der Faulfieber.* Aus dem Englischen überfetzt *A. L. Z.* 1797. Erster Band.

von *D. Hermann Wilhelm Lindemann*. 1795. XX u. 164 S. 8.

Wenn auch der Vf. den deutschen Aerzten über die Natur der langwierigen und hitzigen Krankheits, die mit sogenannter Faulnis verbunden sind, nichts Neues sagt, indem man über den Satz, der in diesem Werk durch scharfsinnige Zusammenstellung vieler Thatsachen erwiesen wird, in Deutschland seit einiger Zeit einverstanden ist; so verdient dieses Buch doch die Aufmerksamkeit der Aerzte wegen der vortreflichen Entwicklung der Gründe für die Meynung, daß die Säfte unsers Körpers bey'm Scorbut und bey Faulfiebern nicht ursprünglich afficirt sind, sondern daß die nächste Ursache beider Krankheiten in den festen Theilen liege. Abnahme der Lebenskraft, durch schwächende Ursachen aller Art bewirkt, ist die nächste Ursache des Scorbutis und der Faulfieber: zu sehr beschränkt aber wohl der Vf. seine Ideen, wenn er glaubt, daß der eigentliche Sitz beider Krankheiten in der Muskelfaser sey, weil die Thätigkeit der Lebenskraft sich in dem belebten Körper nicht durch die Muskelfaser allein äußert. Der Vf. bewirkt die berühmten antiscorbutischen Mittel nach den Thatsachen, welche glaubwürdige Beobachter von ihnen aufgezeichnet haben, und da verlieren die allermeisten sehr viel von dem Ansehen, in dem sie bisher standen. Selbst die von *Lind* so sehr empfohlenen Limonaden fand *Cook* unwirksam, und der Malzauflugs bewirkte, was diese nicht vermochten: *Pringle*, den seine Theorie von der Faulniswidrigkeit dieser Mittel verleitet, sie für sehr wirksam zu halten, und der sich alle Mühe gegeben hatte, den *Cook* für dieselben einzunehmen, schrieb am Ende den Fehlschlag dem Umstand zu, daß sie nicht in hinreichender Menge gegeben worden wären. Die Uebersetzung ist mit Fleiß ausgearbeitet. Die langen Stellen aus *Fontana's* Untersuchungen *sopra la fissa animale* hätte der Uebers. deutsch abdrucken lassen sollen.

BRESLAU, HIRSCHBERG, Lissa, b. Korn d. Aelt.: *Edward Ford's, — Wundarzetts an der alg. Westminster-Krankenanstalt, Bemerkungen über die Krankheit des Hüftgelenks, über weißte Knieschwülste, Beinfract am Handgelenk und andere hieher gehörige Zufälle.* Aus dem Englischen überfetzt von einem praktischen Arzte. Nebst acht Kupfertafeln. 1795. 200 S. 8.

Der Vf. hat sich um den Gegenstand, den er behandelt, ein doppeltes Verdienst erworben. Er hat die Diagnostik der Krankheiten des Hüftgelenks, die mir

langsamere Entzündung, und in der Folge mit Vereiterung und Beinfraß verbunden sind, besser als bisher bestimmt. Und der Natur gemäße Grundsatze über die Heilung derselben aufgestellt. Man halt diese Krankheit des Hüftgelenks gewöhnlich im Anfang für unbedeutend: Blässe des Gesichts, Anfälle von Trägheit und Schwere der Glieder, mit geschwunden Anstrengungen abwechselnd, begleiten gewöhnlich die andern Zufälle, den etwas hinkenden Gang, die Lähmung und die Abzehrung des Ober- und Unterhakens, die Anfangs kaum bemerkbar ist. Das kranke Glied ist allemal um ein merkliches länger, als das gesunde, welches man durch Vergleichung der Kniekehlen und der Köpfe der Schenkelknochen an beiden Schenkeln deutlich bemerkt. Oft zeigt sich, besonders des Nachts, ein heftiger Schmerz im Knie. Das Gewicht des Körpers ruht mehr auf dem gesunden Schenkel, den kranken Schenkel setzt der Kranke answärts, und die Last des Körpers ruht bey diesem mehr auf den Zehen, als auf dem ganzen Fuß. Wenn endlich die Entzündung in Eiterung übergeht, so verkürzt sich das vorher verlängerte Glied, und schwundet immer mehr: es entfallen Fieberbewegungen mit Abzehrung, und die Streifheit des Hüftgelenks oder der Tod sind das gewöhnliche Loos solcher Unglücklichen. Diese Vereiterung ist gewöhnlich Folge des Beinfraßes an dem Kopfe des Oberschenkelknochens oder in der Pfanne, der sich auch zuweilen, aber selten, einfindet, ohne sich durch irgend einen auszeichnenden Zufall zu verrathen. Der Vf. faßt die Unterzeichnendekennzeichen der Krankheit in dem Zeitraum, ehe sie in Eiterung übergeht, in folgende zusammen: Schmerz im Knie, Einsinken der erhöhten Hinterbacken, Verlängerung des Gliedes, beschwerliche Empfindung bey Bewegung des Gelenks.

Ueber die Behandlungsart der Entzündung und der Abtheile des Hüftgelenks liefert der Vf. erst allgemeine Bemerkungen. Weil die Krankheit am leichtesten frosulöse Personen, und am öftersten Kinder befällt; so haben Mittel, wider diese Schänke gerichtet, oft viele Dienste geleistet: sie konnten aber nicht alles leisten. Warne locale Bäder erleichterten die Zufälle allemal, aber ohne Bestand. Oertliche Blutauslassungen durch Blutigel sind zur Verminderung der Entzündung von augenscheinlichem Nutzen; der Vf. legte bey einem Kranken im Verlauf der Krankheit deren mehrere hundert an. Auch Blasenpflaster sind in der frühern Periode der Krankheit von Nutzen: am besten aber wirkt bey Entzündungen des Hüftgelenks und der Gegend der Rückenwirbelbeine, die in Eiterung und Beinfraß übergehen drohen, das Aetzmittel, welches schon die Alten bey diesen Krankheiten bewährt fanden. Der Vf. läßt den Aetzelin in der schmerzenden Stelle einreiben, so daß ein Fontanell entsteht, von einer ovalen Rundung, einen Zoll lang, und über einen halben Zoll breit, und läßt dasselbe so lange als möglich fließen. Er hat seinem Werke sehr viele Fülle beygefügt, und die beweisen die Vortheile dieser Methode unwidersprechlich. Die Oeffnung des vorhandenen Abs-

cesses durch das Messer, das Haarfeil, oder durch das Aetzmittel, widerräth er durchaus. Man soll ihn ganz der Natur überlassen. In vielen Fällen brach der Absceß gar nicht auf, und der Kranke kam mit der Streifheit des Gelenks, der immer noch wohlthätigen Endigung der Krankheit, wenn sie so weit gediehen ist, davon. Wider die weisse Geschwulst am Knie, wider die Entzündung und Absceß am Rückgrad und an dem Handgelenk, empfiehlt er die nämliche Methode, die er bey der Entzündung und Vereiterung des Hüftgelenks bewährt gefunden hatte, und bewährt seine Vorschläge mit mehreren instructiven Krankengeschichten. Eine Erläuterung über Hippocrat. Sect. VI. aphorism. 59. 60. von einem Ungenannten ist noch beygefügt.

JENA, in der akad. Buchh.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von C. W. Hufeland, der Arzneyk. ord. Lehrer zu Jena. Zweyter Band, drittes und viertes Stück: 1796. von S. 323 bis 621. Mit einem Namen- und Sachregister.

I. *Einige Bemerkungen über die Katarrhe der Kinder, und über den Nutzen des eingedickten Cardobenedictins in denselben*, von Dr. Joh. Theod. Valent. Selig, in Plauen. Die Katarrhabeschwerden bey Kindern können füglich unter vier Gattungen gebracht werden, als einfache, inflammatorische, gastrische und Katarrhe, die von Schärpen entstehen, als Mäfern, Scharlachfieber, Flechten. Das aus frischem Kraut bereitete Extract des Card. benedict. empfiehlt er als ein Resolvens, Roborans, Stomachicum, Diaphoreticum und Expectans. In den Katarrhen der Kinder rühmt er besonders ein Katarrhal-Elixir an, welches aus zwey bis drey Scrupeln des Extr. Card. bened. in einer Unze Wasser aufgelöst besteht, dem noch 20 bis 50 Tropfen der Ess. Scordii und Aurant. beygemischt werden, und reicht solches, praemis. praemitt. alle drey oder vier Stunden zu 30 bis 40 Tropfen mit etwas Zucker und Wasser. II. *Praktische Beobachtungen über die Heilkraft des warmen mineralischen Bades zu Toplitz in Ruken in Schlagflüssen und Lähmungen, und über die Wirkungen des Schreckens und der Imagination und einer zweymaligen Pochenanstrengung*, vom Hn. D. Hansa in Toplitz. In jenen Fällen, wo die Zerrüttung des Gehirns, des Rückenmarks, der Nerven überhaupt durch den Druck der ergossenen, angehäuften Feuchtigkeiten nicht zu groß: wo die Verrichtungen des denkenden Wesens, Gedächtniß, Einbildung, Urtheil etc. im guten Zustande sind, wo keine zu heftige Erschütterungen unverbesserliche Verwüstungen angerichtet haben; also in leichten Fällen, in Lähmungen einzelner Theile, wenn sie nicht schon Jahre lang gedauert haben, werden diese Bäder mit gutem Erfolg gebraucht. — Nach dem plötzlichen Brand der Stadt Toplitz 1793 sah der Vf. außer verschiedenen Wirkungen des Schrecks auf die Nerven, zweymal ein Unvermögen des Schlagens, wovon das eine mit einem tödtlichen Opisthotonus sich endete, das andre aber mit Bäder, Moschus, Opium

Opium etc. geheilt wurde. — Zwey Mädchen bekamen, so oft sie ihren sechsjährigen Bruder an Contractionen leiden sahen, einen Krampf des Muskels, des thoracis pollicis und des Musc. Thoracis, wodurch ihre Dainen sehr schmerzhafter Empfindung, so lange einwärts gezogen wurden, als der Anfall des Bruders wahrte. Nach hergestellter Gesundheit des Knaben verschwand auch dieser Zufall bey den Schwestern. — Ein zwanzigjähriges Mädchen, das die Pocken schon gehabt hatte, wurde, nachdem es ein Kind vier Wochen lang an bösartigen Pocken gewartet hatte, mit einem inflammatorischen Seitenfieber befallen, wobey um die Lippen zehn wahre Pocken ausbrachen, eiteren, und nach und nach wieder abtrockneten. — (Es waren also bloße Localblattern, die man öfters an Wärterinnen und Ammen, welche Pockenkinder pflegen, an Brust und Wangen sieht.) III. Nutzen des Bauschlichs in der Wasserpest, von Ebenenselben. Ein Capellan wurde vom Vt. mit gutem Erfolg angezapft: nach zwey Jahren ungefähr lang er an schwermüthig und nach und nach gar wahnsinnig zu werden. IV. Versuch über ein neues Princip zur Ausfindung der Heilkräfte der Arzneysubstanzen, nebst einigen Blicken auf die bisherigen, von D. Sam. Hahnemann. Die Arzneymittel und deren Weise; auf unsern Körper zu wirken, werden weder durch bloße chemische Zerlegung derselben, noch durch die Zumischung der unbekannten Arzneykräfte zu dem aus der Ader gelassenen Blut, auch nicht durch Einprägung in dasselbe, noch durch die sinnlichen äußern Merkmale, Geruch, Geschmack etc., oder durch die botanische Verwandtschaft etc. allein ergründet und bestimmt. Nur die geistliche Erfahrung bleibt übrig, um die zu erfordernden Arzneyen am lebenden menschlichen Körper selbst zu versuchen. Der Vt. giebt in diesem lehrreichen Aufsatz wichtige Winke für denkende Aerzte hiezu. Seine Grundsätze sind: „Dass man, um die wahren Heilkräfte einer Arzney für chronische Krankheiten auszufinden, auf die specifische künstliche Krankheit sehen müsse, welche sie im menschlichen Körper zu erregen pflegt, um sie dann einer sehr ähnlichen chronischen Körperverfassung anzupassen, die gehoben werden soll; dass man ferner, um gewisse chronische Krankheiten gründlich zu heben, sich nach Arzneyen umsehen müsse, die eine ähnliche, am besten sehr ähnliche Krankheit im menschlichen Körper zu erregen pflegen.“ (Die Fortsetzung im nächsten Stück.) Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten 1) Bemerkungen über Masern, Blattern und Inoculation derselben zu Gena, vom Herausg. dieses Journals. Die Masern waren Anfangs gutartig, zuletzt aber complicirt, gastrisch, verminös, und am meisten mit Nervenfebern verbunden. Nachkrankheiten zeigten sich häufig, welche gar oft weit gefährlicher waren, als die Hauptkrankheit selbst. So blieb einer Schwangeren nach überstandenen Masern und Peripneumonie ein hartnäckiger Husten zurück, welcher eine Vomica befiel, und nach vielen vergebens angewandten Mitteln endlich folgenden Pillen wich: Rec. Extract. Cicutae f. Sulphur ad gr.

viij Extr. Hyoscyam. gr. ij S. Täglich drei diese Dose z. n. — Ein Mädchen, das bey ihrer Schwester bis zum Ausbruch bösartiger Pocken blieb, wurde nun von derselben abgefunden und inoculirt: bekam auch die kindlichen Blattern leicht und glücklich. 2) Epidemischer Gesundheitszustand zu Gena, Gorlitz, Oelsitz, Gnesenthal, Liebeck, Hannover, Calar, Jena, aus Briefen vom May, Jun. u. Jul. von verschiedenen Ärzten, als D. Struve, D. Akermann, D. Winkler etc. Die meisten dieser Auszüge enthalten Masern und Scharlachepidemien, Keichhusten etc. Gegen diesen gab Hr. D. Winkler zu Gnesenthal die Zinkblumen mit China, und sah darauf die Anfälle und Dauer derselben merklich abnehmen. 3) Entschiedender Einfluss der Veränderungen der Atmosphäre auf den Ausgang der Brustkrankheiten, von dem Herausg. Hippokrat. Satz ist und bleibt auch jetzt noch wahr: Nord- und Ostwind, oder der hohe Barometerstand disponirt zu Entzündungen, so wie Süd- und Westwind oder der niedrige Barometerstand zu nervösen und faulichten Krankheiten Rinnne. 4) Nempsofolius Mittel gegen die Gicht. Hr. D. Rove empfiehlt gegen chronische Gichtszuställe Rad. Calam. aromat. und lib. Sabinae, zur Hebung der außerlichen Gichtzufälle in den Gelenken rühmt er nach Hofmann, den Peruvian. Balsam in Weingeist aufgelöst, und bey Aermern den Kalkam. de Copai., oder das Ol. Gajeput.

Viertes Stück. I. Versuch über ein neues Princip zur Ausfindung der Heilkräfte etc., von D. Sam. Hahnemann. (Fortsetzung.) China, Arnica, Millefolium, Valeriana, Cicuta etc. wirken specifisch gegen kalte Fieber, Ruhren, Blutflüsse, Krämpfe, Drüsenverhärtungen etc., weil dieselben Mittel in großen Gaben genommen, dieselben Krankheiten und Zufälle hervorbringen. Eben so heilt, sparsam genommen Caffee, Kopfwurz, Bittersalz, rheumatische Schmerzen; Schwarznachschoten die Kriebelkrankheit; Belladonna u. f. w. bekehrliches kraupflastes Schlagen, weil alle diese Gewächse in starken Dosen bey Gesunden dieselben Zufälle hervorbringen. Und nun geht Hr. Hahn. sehr viele wirksame Arzneymittel, meistens aus dem Pflanzenreiche, durch, als: Clethra, Cynapius, Semen Menisperm. Coccul. Paris quadrifolia, Hyoscyamus niger, Datura Stramonium, Nicotiana Tabacum, Nux vomica, Ignatia amara, Digitalis purpurea — (nur alle zwey oder drey Tage soll man eine Gabe dieses Mittels geben, welches sie mit China versetzen, wohl aber mit Laugenfals, wenn es Durchfälle macht —) Viola tricolor, Ipsecac., Nerium oleander, Nerium undiafentericum, arbutus Uva Ursi, Rhododendrum Chrysanth. I. edum. pallustre, Papaver somniferum (Quecksilber - Bley - und Arsenikwirkungen werden hier in Vorseygehen berührt), Taxus baccata, Aronium Napellus, Holleborus niger, Anemone pratensis, Geum uralicum, der Rittersnigellstoss, Drosera rotundifolia, Sambucus niger, verschiedene Arten des Sunnachs, der Kampher, Aesculus hippocastanum, Kermesphyllactae, Ulmus campestris, Cannabis sativa, Crocus sativus, Lolium temulentum, Scilla maritima, Veratrum album, Semen Sabadillae, Agari-

Agaricus muscarius, *Myristica aromatica* etc., und es erklärt sich die spezifische Wirkung aller dieser heroischen und Giftpflanzen aus dem selbstgesetzten Grundsatz: „die Zuthate, welche ein Mittel in seinen Gaben hervorbringt, dieselben heile sie in kleinen Gaben.“ Der denkende Arzt wird in diesem interessantesten Aufsatz manche wichtige Winke finden. II. *Heilung eines conussifischen Aufstossens*, vom Hn. Hofr. Jördens in Hof. Ein 53jähriger Mann, dessen Verdauungsorgane durch wiederholte Diätsfehler sehr geschwächt waren, bekam ein heftiges Aufstossen, das ganze Stunden und in der Folge halbe Tage unablässig fortdauerte, wodurch der Kranke sehr eracabkam. Nach 15 Wochen wurde das Uebel durch Wiederherstellung der Ausdünstung an den Füßen, durch Beförderung der Leibesöffnung und des Abgangs der Blähungen nach unten, endlich durch Stärkung des Körpers und des geschwächten Darmcanals gänzlich gehoben. Vorzüglich wirksam zeigte sich bey dieser Kur ein *Infusum Fl. Chamom. Rhabb. Cort. Aurant. Semin. Anis. Foeniculi mit Elaeos. Mentli. pip.*, sammt einem Abfus aus *Rhabb. 3ss Tarax. Copt. Aurant. Cascavill. Lign. Quass. aa. 53 Semin. Anis. Foeniculi. aa. 3iii* täglich zu drey Tasseln genommen. Rec. erinnert sich, vor 5 Jahren einen jungen Ehemann, welcher meistens nach Tisch oder auf Gemüthsbewegungen, heftiges Würgen zum Brechen und darauf anhaltendes Aufstossen bekam, wobey aber allezeit ein Mundvoll genossener, oft schon halbverdauter Speisen zum Vorschein kam, nach vielen Wochen endlich mittelst einer anpassenden Lebensordnung und mit solchen Mitteln geheilt zu haben, welche nicht nur den Magen, sondern auch das ganze Nervensystem stärkten. *Viscer. klystire* von bittern Kräutern und *Alsa foetida* versetzt, nebst einem Abfus von China, Angustur. *Lign. Quass. pom. Aurant. Immut.* mit einem Zusatz von *Extractis amaris* und des *Elix. propr. e Rhabb.* erzeugten sich bey dieser langwierigen Kur vorzüglich wohlthätig. III. *Wirkung der Tinctur. Colocynthis phorm. Succ. in Lähmungen*, vom Hn. Prof. Rüpin in Stettin. Hr. K. gab diese Arznei vielfältig in Lähmungen und Unbeweglichkeiten der Gliedmaßen mit guter Wirkung alle zwei Stunden von 12 bis 18, 30, 50 und noch mehr Tropfen, bis darauf täglich einige gelinde Ausleerungen erfolgten. Sie wird aus 13 Unzen Colocynthinapfel 2 Drachmen Anisamen und 20 Unzen Franzbranntwein bereitet. IV. *Geschichte eines merkwürdigen (Warm?) Fiebers mit der Leichenöffnung*, vom Hn. Hofr. Hildebrandt in Erlangen. Ein 17jähriges katechistisches Mädchen, von der öfters Würmer gingen, wurde von einem Febr. contin. rem. befallen, welches dem Anschein nach gar nicht gefährdend war, und auf die angezeigten Arzneyen merklich abnahm, und nur noch Kopfschmerzen und Widerwillen gegen Speisen zurückließ. Am 8ten Tag der Krankheit wurde die Patientin plötzlich von Convulsionen befallen, und starb. Im Darmkanal waren keine Würmer zu sehen: im Gehirne aber fand man die Gefäße mit Blut überfüllt. Das Mädchen schlief lan-

ge am Ofen, durch die Hitze wurde die Congestion zum Kopf, und wahrscheinlich auch diese tödenden Convulsionen bewirkt. V. *Kurze Nachrichten und medicinische Neugierigkeiten*. 1) *Nachrichten vom Gesundheitszustand in Schlesien und Cleve*. Hr. Leibm. Hinze beobachtete in seinem Wirkungskreise in den letzten drey Monaten des verfloffenen Jahres den rheumatischen Charakter an den vorkommenden Krankheiten, und viele Scharlachieber und Rötheln. Gegen jenes gab er bis zur Abhaltung die *Ag. heued. Ruland* mit *Spirit. Minder. Oxyin. simpl.* und Fliederwasser, dann prophylactice die *Digital. purpur.* und *Pimpin.* ab. mit Zucker, und sah bey dieser Behandlung nie Leucophlegmatien entstehen. — Hr. D. Rademacher in Cleve hatte gastrische und Faulieber, dann in eben diesen drey Monaten Blattern, die Ruhr und eine Kolik zu behandeln, die reiche Aderlässe und die antiphlogistische Mittel erbeichteten. 2) *Vermischte medicinisch - chirurgische Bemerkungen aus Kopenhagen*. Einige Nachrichten über die Einrichtung des dortigen Entbindungshauses, des Friedrichs- und allgemeinen Hospitals, nebst einigen dasebst gesammelten Beobachtungen. 3) *Noch ein Wort über die Behandlung der Bubonen*. Der ungenannte Vf. zertheilte die Bubonen seit immer glücklich mit Einreibung der *Neapol. Salbe* oder einer sehr concentrirten Salbe aus weissem Quecksilberwiedererschlag in die Oberfläche des männlichen Gliedes nebst einem Breymanschlag aus frischen Schierlingsblättern und innerlich höchstens einem Thee von der Wurzel des Riedgrases (*Carex arenariosa*) und Bitterfuß. 4) *Heilung eines chronischen Blutbrechens*, vom Hn. D. Frey aus Bamberg eingekandt. Bey einem sehr hartnäckigen chronischen Blutbrechen von einer Anomalie des Flux. mensr., das den besten angewandten Mitteln widerstand, zeigte sich endlich in dem dortigen Krankenhaus die Bestschweifische Nerventinctur alle drey Stunden zu 15 und mehr Tropfen genommen, ungemein wirksam. 5) *Von einem Stein unter der Zunge*, vom Hn. D. Struve zu Grlitz. Ein Landmann von 46 Jahren bekam Geschwulst und Schmerz unter der Zunge, worauf er Feigon legte. Als er einst diesen Unschlag abnahm, fand er eine erdigte kalkartige Masse von der Größe einer Bohne, die sich schaben ließ, und dem Blasenstein ähnlich war. 6) *Gefichtschmerz durch Metastase geheilt*, vom Hn. D. Rademacher in Cleve. Als bey einem jungen Mädchen ein *Herpes farinos.* an der schmerzhaften Gegend des Gefichts auf den Gebrauch des Aconki mit einem Abfus von Saffras und Guajakholz zum Vorschein kam, hörte ein neun Monate während Gefichtschmerz auf. 7) *Ueber medicin. Beobachtung der Witterung und Atmosphäre*, vom Hn. D. Brehm in Lübeck. Das Thermometer, Barometer und überhaupt die gewöhnlichen Instrumente sind zur richtigen Beobachtung der Witterung nicht hinreichend, und die meisten derselben äußerst unvollkommen, und daher nicht übereinstimmend. 8) *Anzeige neuer meteorologischer Instrumente sammt ihren Preisen*, bey Hn. Voigt in Weimar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. Februar 1797.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. dem V. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch* für das Jahr 1799 nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Mit Genehmigung der Königl. Akademie der Wissenschaften berechnet, und herausgegeben von I. E. Bode, Astronom und Mitglied der Akademie. Mit einer Kupfertafel. 1796. 252 S. 8.

Unermüdet fährt Hr. B. fort, das Publicum alle Jahre regelmäßig mit seinen astronomischen Jahrbüchern auf zwey Jahre im voraus zu beschenken; ein Vortheil, welchen außer dem *Nautical Almanac*, keine astronomischen Ephemeriden weder die Pariser, die Wiener, noch die Mayländer haben. Bedenkt man ferner, bey wie viel geringerer Unterstützung und Beyhülfe, der Herausgeber diese beschwerliche Arbeit auf seine eigene Kosten übernimmt, so muß man diesem vortreflichen Astronomen billig für dieses verdienstliche und mühevollte Unternehmen, das er nun seit 15 Jahren ganz allein fortsetzt, und überdies noch mit Supplementbänden vermehrt, den größten Dank wissen. Es hat sich überhaupt seit der stark fortschreitenden Vervollkommenheit der Sternkunde, und seit den großen Verbesserungen aller Planetentafeln, durch Einführung der vielen Perturbationgleichungen die Arbeit bey Berechnung astronomischer Ephemeriden auf ein doppeltes vermehrt, daher auch bey der neuen *Connaissance des tems* drey Rechner und ein Aufseher, bey dem *Nautical Almanac* zwey Rechner und ein Aufseher, alle auf Kosten der Regierung angestellt sind; die Wiener, die Mayländer Ephemeriden werden ebenfalls von mehr als einem Rechner besorgt, und von der Regierung unterstützt.

Das Jahrbuch zerfällt wie sonst in zwey Theile; der erste enthält bloß den astronomischen Kalender, und auch diesmal in Ermangelung des Raums, ohne die Anweisung von der Einrichtung und dem Gebrauche des Jahrbuchs. Der V. verspricht aber eine etwas umständlichere Anleitung in einem der folgenden Supplementbände zu liefern. Wir sind der Meynung, daß es vielleicht besser wäre, wenn Hr. B. diese Anleitung ganz besonders herausgäbe, so daß jeder, der sie nöthig hätte, bey allen Jahrgängen sie kaufen könnte, auch wäre wohl rathsam, darin nicht nur bloße Anweisung für den Gebrauch der Ephemeriden,

sondern auch für alle bey der praktischen Sternkunde täglich vorkommenden Rechnungsarten, mit Beyspielen, nebst Sammlung der nöthigsten Formeln zu geben, und damit den Liebhabern ungefähr ein solches Werk in die Hände zu liefern, wie z. B. Hr. de la Lande's *Exposition du calcul astronomique* ist, und woran es uns Deutschen noch gänzlich gebricht. Sehr trüßlich sind die Gründe, warum er die Jupitersstrahlungen Verfinsterungen nicht nach den neuesten *Landbreischen* Satellitentafeln berechnet habe, diese Mühe wäre in der That vergeblich gewesen, da die viel kürzeren *Wargentinischen* Tafeln zur bloßen Ankündigung (und mehr bedarf es nicht) eben dieselben Dienste leisten; dagegen würden wir lieber ein paar andere und nützlichere Angaben für die künftigen Bände dieses Jahrbuchs vor schlagen, so dürfte z. B. vielen Astronomen mit einer neuen Spalte „*Jährlüche Bewegung des in „gerader Ausfertigung und in Zeit“*“ sehr gedient seyn, damit man von der immer mehr und mehr in Gange kommenden Methode, den Meridiansunterschied zweyer Oerter durch beobachtete Durchgänge des Monats zu bestimmen, einen leichtern Gebrauch machen könnte, zumal da solche, wie wir besser unten sehen werden, seit kurzem einige Verbesserung erhalten hat. Dergleichen würden viele praktische Astronomen es Hr. B. gewiss Dank wissen, wenn er uns auf jeder, vierten Seite jeden Monats bey dem Stand der Planeten, ihre heliocentrische Längen und Breiten (die er doch einmal berechnen muß) abdrucken ließe, dafür könnte er, um Raum zu gewinnen, die minder nöthige Spalte vom Aufgang und Untergang weglassen. Denn erstens lernt der beobachtende Astronom aus diesen Elementen die merkwürdigen Punkte der Planetenbahnen erkennen, wenn und wo er vorzüglich heftige Beobachtungen eines Planeten anzustellen hat. Rec. will dieses förmlich durch das neueste und aufblühende Beyspiel beweisen. Im Junius d. v. j. zeigte es sich, bey der Beobachtung des Gegenheimes des Planeten Mars, daß die besten und neuesten Tafeln dieses Planeten gegen eine Minute vom Himmel abweichen, so viel weichen keine der andern Planetentafeln mehr ab, selbst der Mond nicht. Diese Abweichung ist sich aber nicht wohl berichtigen, wenn man nicht zugleich (welches bisher noch nicht geschehen ist) die Störungen, welche die Erde, und vorzüglich Jupiter, gegen den Mars ausüben, mit in Rechnung zieht. Rec. hatte daher solche Störungsgleichungen aus der Theorie berechnet, und wollte, er sie aber auch am Himmel prüfen und gleichsam die wahren Coefficienten, aus den neuesten und scharfsten Beobachtungen

herleiten, hierzu bot sich die schicklichste und beste Gelegenheit den 20. October dar, denn an demselben Tag kam γ mit χ von der Sonne aus gesehen in Conjunction, da sie einerley heliocentrischen Längen hatten, ein Ereigniß, welches so geschickt war, um dadurch die Perturbation des χ auf dem γ näher kennen zu lernen, welches man aber aus dem Berliner Jahrbuche nicht ersehen konnte, und daher vermuthlich von den meisten Astronomen mag verkauft worden seyn! Hr. B. sollte daher, wenn er uns die heliocentrische Position der Planeten nicht geben kann, doch wenigstens solche und ähnliche Ereignisse unter den *monatlichen Beobachtungen* anzeigen, wenn sich nämlich Planeten überhaupt in solchen günstigen Lagen befinden, daß sich irgend ein Element ihrer Bahn mit Vortheil und Genauigkeit beobachten, und dadurch bestimmen läßt. So zeigt Rec. fogleich, für das 1790ste Jahrbuch folgende merkwürdige Tage für den Merkur an, nämlich den 13. August und den 26. Sept., an welchen Tagen die Astronomen diesen Planeten vorzüglich zu beobachten trachten müssen, weil seine größte Ausweichung gerade einmal in die Sonnenferne, das andermal in die Sonnennähe eintreffen, auch der 15. Oct. verdient besonders vorgemerkt zu werden, weil an diesem Tage sowohl die Mittelpunktsgleichung, als auch die Neigung der Merkursbahn sich genau wird bestimmen lassen. Zweitens: wären die heliocentrischen Orte der Planeten denjenigen Astronomen sehr angenehm, welche sich mit Perturbationsrechnungen viel beschäftigen, weil bekanntlich ihre Differenzen meistens die Argumente der Störungsgleichungen sind. Die beiden Quadraturen der Planeten, welche wegen der Bestimmung der Entfernungen den Beobachtern so wichtige Lagen sind, werden im Jahrbuch nie angezeigt, es wäre bequemer, wenn diese sowohl als auch die γ und χ jedesmal auf der vierten Seite, welche den Planeten gewidmet ist, neben jedem Planeten selbst in der Aufschrift, so wie im *Naut. Alm.* angezeichnet stünde. Endlich wünschten wir noch, daß Hr. B. künftig den Planeten γ auf engere Zeiträume, etwa wie im N. A. oder der C. d. t. von 3 zu 3 Tagen berechnen, und dafür, um Platz zu gewinnen, die Planeten Mars und Uranus, deren Bewegungen gleichförmiger sind, auf 10 zu 10 Tage einschränken möchte. Für den schnellflüchtigen und anomalischen Merkur sind 6 Tage wahrlich zu viel, als daß man dabey, sowohl für die Culminationszeit als auch bey der Abweichung mit einfachen Proportionaltheilen ausreichen könnte; Rec. ist überzeugt, daß mehr in diesem Umstand, als anderswo, die Schwierigkeit, diesen Planeten zu beobachten, liegt, die Fehler werden durch das mangelhafte Interpoliren, da man dabey auf die zweyten Differenzen nicht zurück gehen kann, manchmal in der Declination so groß, daß sie oft mehr als das ganze Feld eines Fernrohrs betragen, (man nehme nur z. B. vom Jahr 1796 den Monat May, wo vom 1ten bis zum 7ten die Declinationsveränderung gegen 5 Grade beträgt). Der Planet kann also nicht im Fernrohr erscheinen, wenn dies falsch gestellt wird, der Beobachter

lauert vergebens, und sein Auge läuft in der Irre im Felde herum, sobald das Werkzeug keine sichere und gewisse Stellung hat, man schiebt also bald auf Fernrohr, was man bloß der mangelhaften Berechnung zuschreiben sollte, es ist Vorurtheil wenn man glaubt, es gehören stark vergrößernde Scherwerkzeuge, um diesen Planeten bey Tage im Meridian zu sehen, Rec. spricht aus Erfahrung, und hat sich überzeugt, daß man den Merkur auch mit mittelmäßigen Fernrohren sehr gut in der Mittagsfläche sehen kann, wenn man nur allemal Zeit und Raum, Moment und Punkt sehr genau kennt, wenn und wo dieser Planet in Fernrohr erscheinen soll. Rec. weiß z. B. daß der berühmte Abbé de la Caille den γ nie an seinem sechsfüßigen Sextanten beobachtet hat. Hr. Duc la Chapelle beobachtet jetzt diesen Planeten sehr häufig mit demselben Instrument in Montauban, und das Fernrohr ist nicht einmal achromatisch! Nur genauere Berechnungen dieses Planeten in den Ephemeriden, und Rec. bürgt dafür, die Beobachtungen desselben werden nicht mehr so selten seyn! Dafür müssen aber auch die Abweichungen des γ für die Zeit der Culmination, und nicht, wie bisher, für Mitternacht angegeben werden, wenn dieser Planet nie sichtbar ist; auch wäre es für diejenigen Astronomen, welche mit Sternzeit beobachten (und dieser lobliche Gebrauch wird nach und nach allgemein) viel bequemer, die gerade Aufsteigung in Zeit, und nicht in Raum anzugeben. Wir haben uns diesmal gefesseltlich etwas länger, als gewöhnlich bey dem Kalender dieses Jahrbuchs in unserer Recension aufgehalten, wir gewiss überzeugt sind, daß der würdige Herausgeber, dessen edler Eifer für alles, was zum Nutzen und Gedeihen der Sternkunde beytragen kann, weltbekannt ist, auf unsere Bitte, Auforderung und Vorschläge für künftige Jahre Rücksicht nehmen wird, wovon er auch bereits mehrere Proben gegeben hat, wie jedermann ersehen kann, der sich die Mühe geben will, die ältern Jahrbücher mit den neuesten zu vergleichen, wo man mehrere neue und nützliche Spalten finden wird, welche er von Zeit zu Zeit nach den neuesten Bedürfnissen der Sternkunde in sein Jahrbuch eingeführt, und dadurch immer vollständiger und brauchbarer gemacht hat, und wofür ihm auch sicher alle Astronomen Deutschlands den größten Dank wissen.

Im 1790sten Jahre ereignen sich gar keine sichtbaren Finsternisse, weder an der Sonne noch an dem Monde, dafür fällt ein sehr merkwürdiger Vorübergang des Merkurs vor der Sonnenfläche den 7. May vor. Er ist merkwürdig, erstlich weil er sich bey niederkiegenden Knoten zuträgt, wo sie viel viel seltener als bey aufsteigenden ereignen. Zweitens, weil die Astronomen noch keinen solchen Durchgang des γ bey ψ in seiner ganzen Dauer beobachtet haben, bey dem ersten dieser Art im Jahr 1661 sah man nur den Eintritt, in den Jahren 1753 und 1786 nur den Austritt, daher der Durchgang dieses Jahres den Astronomen sehr wichtig seyn muß, denn nun ereignet sich keiner wieder im ψ als bis 1832, welchen kein jetzt lebender

bender Astronom so leicht beobachten dürfte. Es wäre wohl der Mühe werth, das irgend ein Astronom diesen Durchgang nach den neuesten Orianischen Tafeln. (Mayland. Ephemer. 1795) bey welchen Perturbationsgleichungen angebracht sind, die bis auf eine Viertelminute gehen können, berechnete, damit es nicht etwa, wie bey jenem von 1786 ergehe, welcher von vielen Astronomen verkannt wurde, weil der Fehler der Tafeln in der Zeit der G. beynähe 57 Zeitminuten betrug. Sonst werden noch in diesem Jahre Jupiter 2mal, Venus einmal von dem Monde bedeckt.

Es folgt nun die Sammlung sehr interessanter astronomischer Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. 1) *Verbesserte Methode den Unterschied der Länge zweyer Oerter durch beobachtete Durchgänge des Monds zu bestimmen.* Von Hn. Gavin Lowe in London, mit Erläuterungen und Anmerkungen von Hn. Grafen von Brühl. Diese Methode hat Pigott in dem 76. Band der Phil. Trans 1780 zuerst wieder angeregt, Hr. v. Zach hält sie für eben so genau als Jupiterstrabantenverfinsterungen, und dies bestätigen die hier mitgetheilten Beobachtungen vollkommen; bey großen Mittagsunterschieden ist die einfache Veränderung des α in ger. Aufst. nicht hinreichend, Hr. L. zeigt daher, wie man mittelst der Interpolation und den zweyten Differenzen genauer zum Zwecke kommt. Die Methode ist etwas verworren vorgetragen, Rec. stellt die S. 96. gegebene Regel kürzlich also dar: Für 4 auf einander folgende Tage sollen nach den Ephemeriden die gerade Aufst. des ζ 's seyn: a, b, c, d, die zwey correspondirenden Beobachtungen fallen zwischen b und c, und der beobachtete Unterschied der A. R. des ζ 's = D in Zeitsekunden

$$\begin{array}{l} a \quad \text{so ist } g : h :: f - g :: D : \\ \quad \quad \quad f - g \\ \quad \quad \quad \frac{f - g}{g + h} D = K \text{ alsdann wird} \\ \quad \quad \quad 45^\circ : 86400'' = \frac{-K}{(D - K)} : \text{gesuchter Läng. Unterschied.} \\ b \quad b - a = f \text{ Min. in Raum} \\ c \quad c - b = g \\ d \quad d - c = h \\ \quad \quad \quad \text{oder kürzer } g : 21600'' = \\ \quad \quad \quad (D - K) : \text{Längenunterschied.} \end{array}$$

Sind a, b, c, d. nicht um einen Tag, sondern nur um 12 Stunden von einander entfernt, so bleibt alles bis auf die Zahl 21600 die hier nur die Hälfte 10800 seyn muß, so das alsdann ist $g : 10800 :: (D - K) :$ zum gesuchten Längenunterschied. Hr. Lowe ist schon aus dem Jahrbuche für 1797 rühmlich bekannt, und ein nach Westindien handelnder Kaufmann, der alle Zeit, die ihm die Betreibung seiner Geschäfte übrig läßt, mathematischen und astronomischen Untersuchungen widmet. Er besitzt eine Sternwarte in Islington unweit London. Wenn werden wir in Deutschland unter unsern Kaufleuten einen Lowe und einen Aubert zählen? Ref.

kennt aus diesem Stande, der sehr oft die Mittel hat, diese kostbare Liebhaberey zu treiben, in Deutschland nur einen einzigen Mann, der hier (mit einer Verbeugung des Rec.) eine öffentliche und ehrenvolle Erwähnung verdient, und dieser ist der würdige Hr. Senator Gildemeister in Bremen. 2) *Ueber die im November 1795 und April 1796 erschienenen Kometen.* von Hn. D. Olbers in Bremen. Der erste Komet wurde den 11. November auf der Berliner Sternwarte zuerst entdeckt, Hr. D. O. beobachtete ihn fünfmal, und berechnete daraus seine Bahn, es ist sehr gut, das er S. 101. die Oerter der 5 Sterne angiebt, die ihm sehr verdächtig schienen, und welche er bey Bestimmung des Orts des Kometen jedesmal angewandt hat; Astronomen die mit den gehörigen fixen Instrumenten versehen sind, können nun diese Lagen berichtigen, wodurch dann auch die Beobachtungen dieses Kometen und die Elemente seiner Bahn zu einer noch bessern Uebereinstimmung gebracht werden können. Den 31. März 1796 entdeckte Hr. D. O. den zweyten, er ist außer von ihm, sonst von keinem Astronomen, als von Hn. D. Schröter beobachtet worden, sein Licht war äußerst schwach, und er ist zuverlässig einer der kleinsten und unscheinlichsten Kometen, die man je beobachtet hat. Er erhielt 9 Beobachtungen, wozu ihm Hr. v. Zach seine neuen Sternbestimmungen mittheilte, die in dieser Himmelsgegend selbst nach Mayer sehr fehlerhaft waren, nur dadurch wurde er in den Stand gesetzt, die Oerter des Kometen mit einiger Zuverlässigkeit angeben zu können; wie sehr bey dem jetzigen Zustande der Sternkunde neue und genauere Sternverzeichnisse, als die Bradley'schen und Mayer'schen, nothwendig werden, erhellet also hieraus. Auch des letztern Kometen Bahn hat der Hr. D. nach einer leichten Methode berechnet. Rec. hätte gewünscht, das dieser geschickte Kometenberechner uns solche zugleich bekannt gemacht hätte. Merkwürdig ist noch die Bemerkung: das dieser 2te Komet (also nicht Schweif, der Kern selbst) den 1. April 9-Uhr 55 Min. einen Stern 7ter Gröfse bedeckte, wodurch das Licht des Sterns nur unmerklich geschwächt wurde, dies beweist, wie äußerst fein die Materie der Kometen seyn müsse, und kam der Hypothese des Hn. Hofrath Lichtenberg in Göttingen sehr zu statten, das entweder alle Kometen nur blosse Nebel (d. i. nebelartige Natur) sind, oder doch am Ende zu solchen Nebeln werden. *Arcturus* und die hellen Sterne im großen Bären wurden von dem Schweif des Kometen 1618 bedeckt, und wie uns *Cysatus* berichtet, nur unmerklich (*aliquantulum*) verfinstert. 3) *Beobachtungen des Oberrheins Kometen; Bedeckung 1. 24. 3. vom Mond.* von Hn. D. und O. A. M. Schröter. Als Hr. Oberamtmann den Oberrheins Kometen verfolgte, entdeckte er den 5. April sehr nahe bey ihm, einem, dem Kometen völlig ähnlichen Nebelbeck, der unter Herschels 2000 Nebelflecken nicht vorkommt, den 12. April fand er ihn nicht wieder, und nirgends eine Spur mehr davon, Hr. O. A. M. vernuthet daher, dieser Lichnebel sey ein wirklicher Komet gewesen, der sich ohne merckliche Veränderung seiner Scheinbar-

Lage, entgegengesetzt von der Erde entfernte. 4) Bestimmung der Längen der Sternwarten zu Paris, Richmond und Highbury von Greenwich, und Berichtigung derjenigen, welche der G. M. Roy aus seinen Messungen geschlossen hat. Vom Hn. Grafen von Brühl, mit Anmerkungen von Hn. von Zach. Ein merkwürdiges Resultat von chronometrischen Längenbestimmungen, woraus folgen würde, daß der Hr. General Greenwith um mehr als 11 Raumskunden gegen Osten von Paris verfehlet habe; sollte sich dieses also verhalten, so würde dieses Factum kein geringer Beweis von dem seyh, was Zeiteßer auszurichten vermögend sind. 5) Astronomische Beobachtungen und Nachrichten des Hn. Grafen v. Brühl, mit Anmerkungen des Hn. v. Zach. Zwey Mudgische Zeithalter auf dem englischen Admiralschiff Sir George Elphinstone gehen einen bewundernswürdigen Gang, und geben die Länge von Teneriffa, der eine bis 13 Sekunden, der andre bis 3 Sekunden in Zeit an. Eben so bewundernswürdig ist die Uebereinstimmung bey der beobachteten Abweichung des Polarsterns nach dem Hn. Grafen, nach Herzog von Marlborough und nach Piazz. Hiebey Nachrichten von Hn. O. W. M. v. Zach über den kaiserl. Hofschreiber zu Versailles, Hn. Grafen Mercy D'Argentan einen großen Liebhaber der Sternkunde. Von dem in Paris guillotinierten Astronomen Wallot, einem Deutschen von Geburt, von dem vortreflichen Uhrmacher Thom. Mudge, seinen Erfindungen, seinem Proceß, die Aeusserungen des nun auch mit Tode abgegangenen Dr. Shepherd, Beyfitzer am Board of Longitude und Mitrichter über die Mudgischen Seeuhren,

„daß es dem Bureau nie Ernst, und der Wille gewesen sey, daß es mit den Seeuhren gelingen soll,“ zeiget am deutlichsten, wie viel der arme Mudge durch Kabale leiden mußte! Von diesem Mitrichter sagte schon Harrison, daß er ihm von der innern Einrichtung einer Seeuhr nicht mehr begreiflich machen konnte, als daß ein Rad das andere trieb. Mudge hat nun gesiegt, aber erst nach seinem Tode. Hr. v. Zach streut bey dieser Gelegenheit diesen, in jeder Rücksicht verdienstvollen Künstler, eine Blume auf das Grab. Rec. weiß aus sicherer Hand, daß erst kürzlich ein neuer Angriff von der Gegenparthey gemacht worden, und daß man den Admiralscontract mit Mudge den Sohn über die zu liefernde Seeuhren, rückgängig zu machen versucht habe, allein auch dieser Sturm ist glücklich abgeschlagen worden. Preise der Emeryschen und Arnoldschen Chronometer, die besten in goldnen Gehäusen kosten 120 bis 150 Guineen, unter 90 Guin. im silbernen Gehäus, rath Rec. wohlmeidend, sich keinen anzuschaffen, Arnold verfertigt zwar Chronometer für 25 Guin., ist aber auch Waare darnach, solche Sekundentafeluhren (das sind sie, mehr nicht), Zeithalter, oder Chronometer nennen zu wollen, ist wahre Profanation. Hätte der französische Admiral D'Orvilliers in letzten amerikanischen Kriege bey der Schlacht von Onfant eine gute Seeuhr gehabt, so hätte er die englische Flotte, die mit 20 Millionen aus Indien zurück kam, gefangen nehmen können, so aber hatte er bey seiner Flotte einen Lethum von 25 Meilen in der Länge.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Vols u. Comp.: Sammlung kleiner Aufsätze zur Bildung der France. 1796. 1846 S. 12. (10 gr.) — Diese Aufsätze erschienen bereits im J. 1794 unter dem Titel: *Rosatiens Schreibtafel* (A. L. Z. 1794 Nr. 329) und für das folgende Jahr als: *Schreibtafel zum Gebrauch für Damen* (A. L. Z. 1795 Nr. 155 S. 480.). Nach der Versicherung der Verleger in der Vorrede zur der gegenwärtigen Ausgabe derselben, sollen sie vielen innern Werth haben, und in mehreren kritischen Blättern als nützliche Beiträge zur Bildung des weiblichen Geschlechts gerühmt worden. Weil sie aber dieser Empfehlung unwerth nur sehr geringen Abgang fanden — ein Umstand, den sich die Verleger daher zu erklären suchen, daß vielleicht der Titel: *Rosatiens Schreibtafel*, zu neumodisch und zu romanhaft geklungen haben möge — so wurde die Verlagsbhandlung, wie versichert wird, durch die Uebersetzung von ihrer Nützlichkeit bewegt, sie dem Publicum von neuem vorzulegen und auf innern innern Werth aufmerksam zu machen. Es wurde nur der erste Titel mit einem andern um deswillen verändret, weil die Wirklichkeitstafeln, welche sonst *Rosatiens Schreibtafel*

begefügte gewesen waren, jetzt weggefallen sind, und die gegenwärtige höhere Bestimmung der Aufsätze auch eine andere Aufschrift zu erfordern schien. Dabey wurde der Preis unter die Hälfte herabgesetzt und doch das Titelkupfer von *Rosatiens Schreibtafel*, heides zum Beweise der Uneigennützigkeit wieder begefügt. Auf den Fall aber, da eine Betrügerin der Schmeichelei die Aufsätze kaufen sollte, meinen die Verleger, sie werde sich wegen der Brauchbarkeit und des geringen Preises der Letztern den doppelten Kauf nicht scheuen können, und allentalls könnte sie ja einer Freundin, die jere noch nicht hatte, ein Geschenk damit machen. Ob wohl Damen, die sich nach den Vorschriften in dieser Sammlung zu guten Weibinnen gebildet haben, oder noch zu bilden erröthlich gemeinet sind, diese Schmeichelei werden gelten lassen? Den Männern ist dabey, wie man leicht, kein Stimmenrecht eingeräumt.

Was den innern Werth der Aufsätze selbst betrifft, so sey der Leser auf die schon angeführte Anzeige der A. L. Z. 1795 verwiesen, die der Vf. der gegenwärtigen in jeder Rücksicht zu anterscheiden kein Bedenken findet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. Februar 1797.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. dem Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1799 etc.*, von J. E. Bode etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

- 6) **Beobachtungen und Berechnungen der Bedeckung Jupiters vom 23. Sept. 1795** vom Hn. O. W. M. v. Zach. Der Hr. O. W. M. bestimmt diesmal das Verhältniß des Polar- und Aequatorialdurchmessers 21st wie 14,00 zu 14,86. Rec. kommen hier zum erstenmal beobachtete gerade Aufsteigungen der Jupiterstrabanten vor. 7) **Geographische Bestimmungen einiger Ortschaften in Thüringen, auf dem Harze, in Holland, Schwaben, mittelst Hadley'scher Spiegelsextanten und Chronometer, nebst einer kurzen Anzeige, was man vermittelst dieser Instrumente bey Vermessungen ganzer Provinzen leisten, und welchen Grad der Genauigkeit man durch gemessene Mondesdistanzen in Bestimmung der Längen durch dieselben Werkzeuge erreichen könne**, vom Hn. O. W. v. Zach. Viele neue Ortschaften werden geographisch bestimmt, worunter aus der Harzgegend allein 60 Ortschaften. Das beobachtete Ende der \odot Finsternis vom 5. Sept. 1793, in Amsterdam vom Hn. Nieuwland und Aenae, ist ein schätzbares Datum für die Längenbestimmung dieser Stadt, welche nicht sehr zuverlässig bekannt ist, denn die vom Marquis Cosnaroux und Pingre 1767 durch eine Le Roy'sche Seeuhr beobachtete, ist nicht sehr genau. Vergebens wird man auch die Länge von Amsterdam in den holländischen Seefahrts-Almanachen suchen, die nicht einmal für den Meridian dieser Stadt, sondern — unsere Leser werden es kaum errathen! — für den Pic von Teneriffa berechnet sind! Wie weit auch dieser von Amsterdam entfernt ist, weiß niemand. Mondsdistanzen mit Hadley'schen Sextanten gemessen, gewähren eine nie geahndete Genauigkeit für Längenbestimmungen. Hr. v. Zach schlägt correspondirende Distanzen an mehreren Orten vor, und erwartet davon, oder wenn vom Fehler der Tafeln Rechnung getragen wird, eine noch größere Präcision. 8) **Formeln aus drei Höhen eines Gestirns nahe bey'm Meridian, und den Zeiten der Beobachtungen die Meridianhöhe, und die Zeiten des Durchganges durch den Meridian zu finden**, vom Hn. Prof. Klügel. Ist im wesentlichen das von Bouguer in seinem *Traité de Navigation* nach der Ausgabe von de la Caille Paris 1760. S. 207. Vorgetragene, aber einfacher und bequemer gemacht. Der Beweis ist dort nicht gegeben, A. L. Z. 1797. Erster Band.

fehlt auch in der allernueuesten Ausgabe von Hn. de La Lande 1792. S. 221., dagegen findet man ihn in *Bezout's Traité de Navigation* art. 347. eine Annäherung, und art. 344. eine rigorosere Formel; man findet diese Aufgabe auch abgehandelt im vierten *Traité* der *Opuscles* von Dalember und in *Du Séjour's Traité analytique* etc. Tom. I. S. 615. Der Vf. beweist erst die Formel, das nahe bey'm Meridian die Höhenveränderungen sich wie das Quadrat des Stundenwinkels verhalten. Auf diese Proportion gründet sich die Auflösung, die auf eine Elimination zweyer Unbekannten führt. Da man fast allemal beide Stücke zugleich braucht, so würde Rec. folgende dependente Formel brauchen, die aus Hr. Prof. K. sogleich folgt, vorzüglich um Ueübungen zu zeigen, in welcher Ordnung sie rechnen müssen: $t = \frac{n^2 a^2 - m^2 \beta}{2(a\alpha - m\beta)}$ wie bey Hn.

Prof. K. aber $H - h = \frac{t(n^2 a^2 - m^2 \beta)}{2m(n - w)}$ wo der Faktor im Zähler auch schon durch t bekannt ist. Bey den trigonometrischen Verwandlungen in Nr. 2. wünscht Rec. das der Vf. die gebrauchten Formeln nachgewiesen hätte, am besten wohl in seiner analytischen Trigonometrie; man erspart dadurch Ueübungen viel Zeit. Eine gute Auflösung sammt Beweis giebt auch Cagnoli in seiner *Trigonometrie* art. 834. 9) **Beobachtung einer merkwürdigen sehr entfernten Lichterscheinung**, vom Hn. Dr. Schröter. Schon aus den *Götting. Anz.* 32. St. 1796 und aus *Voigt's Magazin* XI. Band. I. St. S. 86. bekannt. Ein äußerst feines, mattes, einer außerordentlich entfernten sogenannten Glanzkugel, oder auch sogenannten Sternschuppe völlig ähnliches Lichtpünktchen zog mitten durch das ganze Feld von Südost gegen Nordwest aufwärts, und passirte ausgeführt in einer Zeitekunde das ganze Feld. Hr. D. *Cladani* wird diese Erscheinung für seine Hypothese geltend zu machen wissen, wie reimt sich aber diese mit obiger von den Kometen, die ganz nebelartiger Art seyn sollen? 10) **Genauere Entwicklung der Störungen des Saturns durch den Uranus**, vom Hn. Wurm. Hr. W. verbessert seine im Jahrbuche 1798 gegebene Formeln für die Störungen des \S durch den ϵ . Der Fehler kam aus einigen Unrichtigkeiten in Hn. de La Lande's Perturbationsformeln (*Astronomie* III. ed. art. 3645. lin. 12 et 13.) wo der Ausdruck für ϕ in den Coefficienten für $\cos. 2t$ und $\cos. 4t$ ganz fehlerhafte Glieder enthält. Hr. W. entdeckt diesen Irrthum aus dem Vergleich der correspondirenden Coefficienten in der Klügel'schen Perturbationsformel (*Götting. Comment.* Tom. X. Part. I.) mit dem Coefficienten

von $\text{Cof. } 2 = \frac{105. r'}{16. f'}$ muß mit veränderten Zei-

chen und Werth des Bruches $+ \frac{315. r'}{256. f'}$, stehen (hier

ist abermal im Jahrbuche ein Druckfehler eingeschli-

chen, in dem 3' statt r' gedruckt steht) und statt

des Coefficienten von $\text{Cof. } 4 = \frac{315. r'}{64. f'}$ muß

ebendasselbst $+ \frac{189. r'}{128. f'}$ gesetzt werden; über den

Werth dieser Glieder kann keine Zweideutigkeit

statt finden, indem Hn. Prof. Klügers Formel eine

unendliche Reihe ist, deren Gezeß genau ent-

wickelt ist. Rec. glaubt, daß ein Theil dieser

Unterschiede wohl daher rühren könne, daß Hr.

La Lande nach *Clairaut's* Theorie und Formeln die

Störungen berechnet, welche, wie man nun

weißt, die und da fehlerhaft ist, *Kliger* und *La Place*,

der seine eigene Methode braucht, stimmen immer

genau überein. 11) Meridianunterschiede von *Greenwich*,

Cleve, *Hamburg*, *Milano*, *Palermo* und *Napoli* aus

der *Finsternis* den 5. Sept. 1793 hergeleitet, vom Hn.

Wurm. Hr. W. hat bereits die Meridianunterschiede

von 14 europäischen Orten aus dieser *Finsternis*

berechnet (H. Suppl. B. S. 81.), hier fügt er noch

sechs andere bey, und macht das zweyte Zehend

voll. *Cleve* und zum Theil auch *Hamburg* sind

ganz neue Eroberungen im Gebiet der astronomischen

Geographie, und wir stellen ihm dafür unsern Dank

ab; so wie überhaupt Hr. W. großen Dank verdient,

da er unter den Astronomen der einzige ist, der die

meisten *Finsternisse* und Sternbedeckungen mit mu-

sterhafter Scharfe berechnet; er hat in ein paar Jah-

ren mehr solche *Finsternisse* berechnet, als mancher

Astronom seine ganze Lebenszeit; auch kann man

sich allemal auf das sicher verlassen was Hr. W. rech-

net. 12) *Astronomische Beobachtungen*, ange stellt auf

der akademischen Sternwarte zu *Mietau* in *Curland*, von

Hn. Prof. *Beiller*. Sehr schöne und fleißige Beob-

achtungen von *Jupiterstrahlen*, *Verfinsterungen*,

Sternbedeckungen, *Sonn-* und *Mondfinsternissen* von

1792 bis 1795, wie man sie von diesen vortreflichen

Astronomen schon gewohnt ist, mit Berechnungen

und Vergleichen mit den *Tabellen*; besonders mit

den neuen *de Landbrethen* 2 *Trahanten* *Tabellen*, sie

stimmen meistens bis auf wenige Sekunden mit den

Beobachtungen, ein einzigmal giebt der den 16. Jun.

1793 beobachtete Eintritt des III. *Trahanten* eine Dif-

ferenz $- 6' 23''$ die *Wargentinischen* gaben entgegen-

gesetzt $+ 5' 4''$. Dies entscheidet aber nichts, denn

bekanntlich sind ein paar Sekunden Fehler in der Nei-

gung der Bahn dieses *Trahanten* hinlänglich, diesen

ganzen Unterschied hervorzu bringen; Hn. *Vriesnecker's*

Beobachtungen von 17. Jul. und o. Octob. 1794 gaben

noch größere Unterschiede. Es ist ein Vergnügen zu

sehen, wie genau Hr. Prof. B. immer seine Länge von

Mietau hat. 13) Ueber die geographische Lage der Stadt

Wittenberg in *Sachsen*, vom Hn. v. *Zach*. Es ist werk-

würdig, daß *Caspar Peucer* die *Polhöhe* dieser Stadt,

durch den berühmten im Jahr 1572 von *Tycho Brahe*

in der *Cassiopeia* entdeckten, und nachher wieder ver-

schwundenen neuen Stern bestimmt hat; Hr. v. Z.

hat die *Polhöhe* ganz recht vernunther, denn Hr. In-

spector *Köhler* aus *Dresden* hat sie im August 1796 aus

16 Meridianhöhen der \odot , die vortreflich stimmen,

mit seinem grolligen Sextanten gefunden $51^{\circ} 52' 30''$.

Hr. *Burkhardt* bestimmte die Länge aus 8 berechneten

Weidlichen Beobachtungen von 1730, 22. 39 und

findet im Mittel für *Paris* $41^{\circ} 43'$. Hr. *Wurm* fand

aus der *Finsternis* 1753 $41^{\circ} 38'$ (*Astr. Jahrb.* 1788.

S. 150.) welche nur $5'$ von der *Burkhardt'schen* An-

gabe abweicht, noch besser wird sich dieses entscheiden,

wenn man die Bedeckung des 18. 8. vom *Monde*, wel-

che Hr. Insp. *Köhler* den 25. August 1796 dasselbst beob-

achtet hat, wird berechnet haben, er sah nämlich

den Austritt auf 1 Sekunde genau um 11 Uhr $12' 55''$, 6

wahre *Wittenberger* Zeit. *Wittenberg* scheint dem-

nach besser als *Leipzig* bestimmt zu seyn! 14) *Astro-*

nomische Beobachtungen zu *Prag*, zu *Schützenitz* und

zu *Schluckenau*, vom Hn. *Canonicus David*. Wer hatte

glauben sollen, daß die *Polhöhe* von der königl. Stern-

warte zu *Prag* nicht sehr genau bestimmt seyn sollte!

Die *Astronomen Zeno* und *Struadt* hatten sie mit großen

dreyfüßigen Quadranten beobachtet; nun erhält Hr.

Kan. David einen siebenzölligen *Hadley'schen* Spiegel-

sextanten, und damit findet er die *Polhöhe* eine halbe

Minute kleiner; wie soll aber ein siebenzölliges Instru-

ment ein genaueres Resultat als ein dreyfüßiger Quad-

rant geben? Und doch war es so; Hr. D. wiederholt

mit diesem dreyfüßigen Werkzeug die Beobachtungen

dieser Breite, und siehe da, es ergiebt sich dieselbe $50^{\circ} 5'$

$16''$, bis auf eine Sekunde die nämlich, die er mit dem

sevenzölligen Sextanten gefunden, und 27 Sek. von

der ältern bisher angenommenen verschieden ist. Mit

eben diesem kleinen Werkzeug hat der Hr. *Canonicus*

schon mehrere Orte in *Böhmen* und *Oesterreich* be-

stimmt, und dadurch keinen geringen Beitrag zur

Geographie dieser Länder geliefert, auch diesmal be-

stimmte er die nördliche Gränze *Böheims* mit der

Oberlausitz. 15) *Astronomische Beobachtungen* ange-

stellt zu *Aubenais* im *Departement de l'Archeve*, von *Flau-*

gergues Associé des Institut National in *Frankreich*.

Mitten in der Epoche der *Mord-* und *Blutzeiten* un-

ter *Robespierre's* Tyranney, beobachtete ruhig und

ungefört in einem Winkel von *Frankreich*, am Fuß

der *Cevennen*, Hr. F. den Himmel. Gegen Ende 1792

ward er gezwungen seinen gewöhnlichen Aufenthalts-

ort *Vienns* zu verlassen, und in *Aubenais* die Stelle eines

Administrateurs du *District* anzunehmen, um diese

Zeit für die *Astronomie* nicht zu verlieren, errichtete

er dasselbst eine Sternwarte, und brachte eine Sam-

mlung sehr schätzbarer Beobachtungen zusammen. 16)

Die Elemente der Bahn der Kometen von 1792 und 1795

nebst Bestimmungen bey den kleinsten Abständen

der seit 1786 erschienenen Kometen von der *Erdbahn* be-

rechnet, vom Hn. Prof. *Prosperin* in *Upsal*. Diesen

ersten Kometen haben die Hn. *Rode*, *Olbers*, v. *Zach*,

ebenfalls berechnet, und ihre Resultate treffen ziem-

lich

lich mit einander überein; von dem zweyten Kometen von 1792 dem 1ten berechneten, hat Hr. *Mechain* gleichfalls die Bahn bestimmt (Conn. d. t. 1795. S. 286.) die Elemente sind aber etwas verschieden von dem im Jahrbuche 1797. S. 136. angegebenen. Die *Bestimmungsflecke*; ist eine Fortsetzung der bekannten *Proserpinischen* Tafel (Astron. Jahrb. 1795. S. 194. und Ephemer. Vindobon.). 17) *Astronomische Nachrichten aus verschiedenen Briefen des Hn. de la Lande an Hn. v. Zach.* Hn. *Bode's* astronomische Jahrbücher haben von Basel bis Paris 320 Livres Porto gekostet, allein im baaren Geld betrug es sehr wenig. „Ich habe noch etwas baares Geld,“ schreibt Hr. La Lande, „ich kann es nicht besser als dazu anwenden.“ am Ende etwas von *Condorcet's* Tod und seinen hinterlassenen Schriften. La Lande versichert, daß er mitten unter den heftigsten Revolutionskriegen analytische Abhandlungen von Euler las, und selbst über schwere Integrale arbeitete. 18) *Elemente der Bahn des Kometen 1795.* vom Hn. O. W. M. v. Zach. Der Hr. O. W. M. berechnet die Bahn dieses Kometen nach der de la *Place'schen* Methode, bey welcher ein schwieriger Fall vorkam, er zeigt, wie man ihm ausweichen kann, und bringt eine Verbesserung bey dieser Methode an. 19) *Von der Perturbation des Uranus*, vom Hn. Akademikus *Schubert* in Petersburg. Hr. S. theilt uns hier die *Seculare* und *periodische* Störungsgleichungen mit, welche er nach einer zweymal wiederholten Rechnung, nach der de la *Place'schen* Methode berechnet hat, seine Resultate sind etwas von den de *Lambres* verschieden, so ist z. B. die größte Ungleichung 2' 13" deren Periode 450 Jahre nach de L. ist, 2' 36" nach S. und die Periode 569 Jahre. Auch findet Hr. S. (was Hr. *Wurm* in seiner Geschichte und Tafeln des Uranus Gotha 1791. S. 48. zuerst geäußert hatte) eine nicht unbedeutliche Gleichung der Störung des Saturns durch den Uranus; Hr. *Wurm* machte das Maximum dieser Gleichung im Jahrbuche 1795. S. 147. = 18', 74, im gegenwärtigen Jahrbuche verbessert er sie, 20', 62. Hr. S. macht sie = 34', 3 Col. (3 1/2" — h + 37' 55"). Sowohl am h als auch am 2/ müssen diese Störungen des λ noch angebracht werden, und die de *Lambreschen* Tafeln dieser beiden Planeten werden noch besser mit dem Himmel stimmen. 20) *Ueber die Veränderung der Schiefe der Ekliptik und des Sonnenjahrs, von eben denselben.* Dieser und der vorhergehende Aufsatz, sind Auszüge aus zwey der St. Petersburgsburger Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlungen, die vermuthlich auch in ihren Commentarien erscheinen werden. Ist es aber erlaubt, La *Grange's* Formeln, die doch wohl nur Näherungen sind, auf so lange Perioden zu erstrecken? er sagt selbst *il seroit difficile d'en fixer les periodes, et les Maxima et Minima.* Hr. S. hat indessen diese unthunliche Rechnung übernommen. 21) *Beobachtungen des Uranus dessen β 1796 und nothwendige Verbesserung eines Elements der Bahn dieses Planeten.* *Bruck*, 1793. 1. 23. v. vom G. Vom Hn. v. Zach. Der Hr. O. W. M. verbessert aus seinen Beobachtungen die Neigung der Bahn des β und macht sie 46' 26" statt

der bisherigen 46'. 16". De La Lande und de *Lambre* sind damit einverstanden. Noch eine nöthige Verbesserung der Tafeln dieses Planeten, der aus einem Schreibfehler entstanden. 22) *Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte zu Berlin im Jahr 1795.* vom dem Hn. Herausgeber dieses Jahrbuchs. Hr. *Bode* fährt fort, uns wie gewöhnlich einen Auszug seines astronomischen Tagebuchs zu geben, und auch hier erscheint der genaue und fleißige Himmelsbeobachter; Conjunctionen und Oppositionen der Planeten werden mit Tafeln verglichen; Rec. fielen besonders die Beobachtungen des Merkurs in der Nähe der \odot auf, und bekräftigen das, was er zu Anfang seiner Recension von diesem Planeten erwähnt hat, so viel wir wissen, so ist das Fernrohr des Mauerquadranten nicht achromatisch, dies Jahr hat er den Merkur zehnmal beobachtet. Merkwürdig ist noch, daß hier abnormals der Fall eintritt, daß ein neunzölliger Spiegelstern die Polhöhe einer berühmten königl. Sternwarte, die mit einem Mauerquadranten ausgerüstet war, bezichtiget; 16 *Hadley'sche* Beobachtungen gaben im Mittel diese Polhöhe 52° 31' 46" und 43 solche Beobachtungen mit dem Mauerquadranten im Jahr 1794 geben genau bis auf die Sekunde, was, das neunzöllige Instrument gab, folglich eine Viertelminute mehr, als man bisher angenommen hat, und wie es La Lande, *Bernoulli* und *Schulze* bestimmt hatten! Hr. *Bode* erwartet einen zehn Zolligen *Troughton'schen* Spiegelstern, und hofft damit noch sicherer seine Polhöhe zu bestimmen; Hr. *Piazzi* wurde die irrige Breite von *Palermo* auch zuerst durch einen kleinen Sextanten gewahr! Welche Beweise von der Vortrefflichkeit dieser kleinen und bequemen Werkzeuge! Bemerkenswerth sind noch die Beobachtungen des wandelbaren Sterns *Mira* im Wallfisch. Schade, daß die Astronomen nicht mehr Aufmerksamkeit darauf verwenden. 23) *Gedanken über den Nebelfleck im Orion*, vom Hn. Erbmarshall v. *Hahn*. Hr. v. H. hat neben dieser Fleck die Farbe des Himmels so dunkel gefunden, er hat die Gränze dieser schwarzen Wolke mit seinem zwanzigfüßigen Reflector aufgesucht und sich durch wiederholte Beobachtung überzeugt, daß solche durch eine feine Grauzlinie dergestalt abgeschnitten wird, daß man genau wahrnehmen kann, wo sie sich endigt und die ordentliche Farbe der Himmelsluft anfangt, folglich ein eigner dunkler Weltkörper zu seyn scheint, wie schon *Lambert* vermuthete und auch Hr. de la *Place* gar nicht bezweifelt „*il existe donc dans les espaces celestes, des corps obscurs aussi considerables et peut être en aussi grand nombre, que les étoiles.*“ (Expos. du syst. du monde Tome II. p. 305). Mehr Aufschlüsse würde man erhalten, wenn einst zwanzig oder vierzigfüßige Herschel'sche Reflektors nach *Botany-Bay* transportirt würden, und man da die sogenannten *Kohlenfuche* im südlichen Kreuz, oder den noch dunklern von Hn. *Forster* angezeigten Fleck in der Karleische durchmusteren könnte. Der de la *Caille's* Einwendung (Mém. 1755. S. 109.) begegnet zwar der Hr. Erbmarshall, allein Hr. v. *Saussure's* Beobachtungen und Messungen der Himmels-

der blauen Farbe des Himmels mit seinem Kyanometer (Journ. de Physique Mars 1797. S. 199.) auf dem Mont-blanc, geben wieder neue Argumente an die Hand. Man vergleiche auch, was Hr. O. A. M. Schröter hierüber sagt, in seinen neuesten Aphroditographischen Fragmenten und Bemerkungen über Orions Lichtpebel S. 248.

(Der Beschluß folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Wolfischen Buchh.: *Meine Liebschaften*. Ein nachgelassenes Werk von Chabanon, herausgegeben von Saint-Angé. Aus dem Französischen übersetzt. 1797. VIII u. 205 S. 8. (12 gr.) Eine sehr fließende und geschickte Uebersetzung der Amours du Chabanon, bey der man nichts von der Naivität des Originals einbüßt. Voran steht eine flüchtige Vergleichung der beiden ungleichartigen Freunde, Chamfort und Chabanon, die wir mit ein paar Worten vernehmen möchten: der erste war ein Mann, der zweyte ein gutes Kind, und beide ächte Franzosen. Chabavons Erzählung ist so gefällig wie ungeschmückt vorgetragen, und man würde ihre historische Wahrheit nicht in Zweifel ziehn, auch wenn er keine besondere Versicherung darüber gäbe. Er legt aber so viel Nachdruck auf diesen Umstand, daß er keine andre Wahrheit als die der Geschichte gelten läßt, ja kaum einen Begriff von der Wahrheit und inneren Nothwendigkeit zu haben scheint, die in einer Dichtung Statt finden kann, und ihr die höchste Moralität und Belehrung der Historischen zu verleihn, ja diese gewissermaßen zu erweitern vermag. Der Akademist hat ganz vergessen, daß schon Aristoteles der Poesie höhern Ernsth und Würde als selbst der Geschichte zuschreibt, weil diese nur das einzelne, jene das allgemeine lehrt. Sein aufrichtiges Herz war vielleicht die Quelle der Meynung, die er hier voraussetzt, und in sofern gehört sie mit zu seinen Bekanntschaften, die zu schreiben er bey derselben unfrei-

tig geschickter war, als irgend ein Kunstwerk der dichtenden Einbildungskraft in diesem Fache hervor zu bringen.

Seine Gewissenhaftigkeit und seine liebenden Anlagen äußern sich sehr früh, und zwar diese so unschuldig als jene felsam, da er in einem Concert sich die Ohren mit Papier verstopft, weil er in dem hohen Genuss, welchen ihm die Musik gewährt, Sünde ahndet. Er hatte das Papier so ernstlich hineingesteckt, daß er bey'm Herausziehen die heftigsten Schmerzen litt, und eine lange Taubheit davon trug. Seine früheste Liebe war „der kleine Jesus,“ wie er ihn liebkosend nannte. Aber Geschäftigkeit und Reinheit des Sinnes bewahrten ihn bis in sein 27stes Jahr vor einer irdischen Liebschaft. In Paris half ihm dies wenig. Wurde er nicht der Mann, ein Weib zu verderben, eine Coquette zu bilden, so fiel er dagegen in die Schlingen einer solchen, die sein weiblich zartes, bis zur unbedingten Hingebung treues, Gefühl fünf Jahre lang misbrauchte, um ihn zu quälen, und ihn darauf schnöde den Abschied gab. Seine zweyte Geliebte machte ihn durch kindische Launen unglücklich. Sehr artig ist seine Schilderung der häuslichen Lage, worinn er bey der Enttöbung ihrer Bekanntschaft diese Frau fand, die anfänglich überhaupt ein stärkeres Interesse erregt, als sie verdient. An der dritten Begebenheit ist nichts anziehend für das Herz, und nur das merkwürdig, daß *Ch.* sie so ernstlich nahm. In der Darstellung der zärtlichen Freundschaft zwischen einem seiner Brüder und ihm, welche die zweyte auf dem Titel nicht erwähnte Hälfte des Buchs ausmacht, zeigt er sich freylich liebenswürdiger, als wenn er, mehr durch Unversehrtheit und Verstellung als durch eigne Leidenschaft, sich verblenden läßt. Auch haben die Bedürfnisse des Geistes mehr Antheil an seinem Bruderliebe, und das giebt ihr ein männlicheres Ansehen. Die überall hervorleuchtende, seltene Unverdorbenheit des Gemüths verdient diesen sonst nicht reichhaltigen Bruchrücken einer Selbstbiographie einen Platz in der Geschichte des menschlichen Herzens.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Thors, b. Vollmer: *Asien an der Genius der scheitenden Jahrhunderte, zur Ausrottung der Blattern*. 1797. 32 S. 8. — Ein lebhaftes Gefühl für das Wohl der Welt und Unruhe über die Unthätigkeit der Menschen bey den Leiden ihrer Gattung geben dem Vf. ein Gedicht ein, das nicht ohne Rührung und von Einigen nicht ohne den Voratz, wenigstens den Wunsch, etwas zur Minderung jener Leiden mitzuwirken, gelesen werden wird. „Es heisset etwas viel verlangt, wenn dem scheitenden Jahrhundert zugemuthet wird,

was es in 96 Jahren nicht bewerkstelligte. In den letzten vier Jahren anzuführen, nämlich drey große Uebel, Krieg, Sklaverey und Blattern auszurotten! Aber in der letzten Decade dieses ablaufenden Jahrhunderts sind freylich so große Dinge geschehen, daß solche riesenhafte Erwartungen eines philanthropischen Gemüths nicht sehr befremdlich sind. Wer sollte nicht in den Wunsch um baldige Erlösung von der Noth, welche durch die Blattern in die Welt gekommen ist, herzlich einstimmen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Februar 1797.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. dem Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch* für das Jahr 1799 etc., von A. E. Bode etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

24) **Beobachtung der Danziger Polhöhe und der Gegenkeine der Planeten 1795 und 1796.** von Hn. D. Koch. Die Polhöhe der Danziger Sternwarte war ebenfalls vor Hn. K. nicht genau bekannt, und um 14 Sekunden zu groß, aus 16 Meridianhöhen nicht weit vom Zenith culminirender Sterne, macht er sie jetzt $54^{\circ} 26' 48''$, und glaubt sie bis auf 5 oder 6 Sekunden richtig bestimmt, warum nahm aber Hr. K. die Abweichungen dieser Sterne aus der Conn. d. t. v und nicht lieber die von Piazzi mit dem ganzen Kreis bestimmter Sterne; vermuthlich kommen astronomische Nachrichten und Schriften erst späte nach Danzig. Die Gegenkeine λ und γ 1795 und jene δ und ζ 1796, mit Tafeln verglichen, nur allein Mars nicht. 25) **Kurze astronomische Nachrichten und Bemerkungen.** Daraus zeigen wir nur einige der interessantesten an; als neue Arbeiter im Felde der praktischen Sternkunde erscheinen, Hr. Ammann in Dillingen, Hr. von Uttenhoven in Utrecht, Hr. Eimbke in Hamburg, der Bischof in Siebenbürgen Hr. Graf von Bathiany und sein Astronom Martony in Carlsburg. Graf B. hat zwei Sternwarten in Siebenbürgen angelegt, davon wir schon in unsern Intelligenzblättern Nachricht gegeben haben. In Neapel ist ebenfalls eine neue Sternwarte errichtet worden, und der Minister Acton ließ ein siebenfüßiges Herschelsches Telescop aus London kommen. Hr. Piazzi nimmt eine Gradmessung vor, und hat von seinem Hof die Kosten dazu schon erhalten, gegenwärtig zieht er eine Meridianlinie oder Gnomon in der Palermer Kathedrale. (Eben wie Rec. dieses schreibt, erhält er die zuverlässige Nachricht, daß ein französischer Korсар ein englisches Schiff weggenommen habe, auf welchem ein für Hn. Piazzi nach Palermo bestimmtes Dollondisches vortreffliches achromatisches Fernrohr von 5 Fuß und $3\frac{1}{2}$ Zoll Oeffnung befindlich war.) Den Beschluß macht die Ankündigung der prächtigen und vortrefflichen Ausgabe eines neuen Himmelsatlases im größten Format vom Hn. Bode. Astronomen und Liebhaber wissen im voraus, was sie in diesem Fache von einem Bode zu erwarten haben, an Unterstützung wird es daher eiem, Deutschland so viele Ehre bringenden Werke A. L. Z. 1797. Erster Band.

nicht fehlen! Als Anhang zu gegenwärtigen Jahrbuch und auch mit besondern Titel erscheint nachfolgendes Werk, welches wir daher auch zugleich hier mit anzeigen.

BERLIN u. STRALSUND, b. Lange: *Astronomische Tafeln zur Bestimmung der Zeit aus der beobachteten gleichen, obwohl unbekannten Höhe zweyer Fixsterne.* Vorzüglich zum Nutzen der Schifffahrt berechnet von Julius August Koch, M. D. Astronom und Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. 1797. 142 S. Auch als Anhang zu Bodens astronomischen Jahrbuch für 1799. Mit einer Vorerrinerung und Erklärung der Tafeln.

Vorliegende Tafeln, durch welche Hr. K. vorzüglich Seefahrern einen wesentlichen Dienst erzeigt hat, dienen, vermittelt einer sehr bequemen Methode, die wahre Zeit zu finden, welche mit den sogenannten correspondirenden Höhen darin übereinkommt, daß man nicht absolute, sondern nur vollkommen gleiche (wenn auch unbekannte) Höhen zweyer Sterne nach der Uhrzeit beobachtet, und dies ganze Geschäft in ein paar Minuten verrichten kann. Sie hat also den Vortheil, daß das Wetter sie selten vereitelt wird, welches nur zu oft der Fall bey den gewöhnlichen correspondirenden Sonnen und Sternhöhen ist, welche mehrere Stunden dauern und auch zur See nicht einmal anwendbar sind. Aus einzelnen Höhen (welches bisher die einzige und üblichste Art zur See ist) die Zeit zu finden, erfordert eine lange Rechnung, bey Sonnenhöhen hat zwar Hr. de La Lande durch seine neuen, 1793 auf Kosten des Nationalconvents erschienenen Stundentafeln, abzuhelfen gesucht, allein immer ist diese Bestimmungsart nicht so sicher und genau, wie die Kochische, weil bey jener sehr viele Sachen als bekannt und als sehr richtig vorausgesetzt werden, welche bey dieser ganz weggelassen; nämlich bey einzelnen Höhen muß der absolute Höhenwinkel sehr genau, folglich die Eintheilung des gebrauchten Werkzeuges, die Rectification desselben, die Strahlenbrechung, die Polhöhe des Orts, die Erhöhung des Auges über der Meeresfläche, sehr scharf bekannt und bestimmt seyn, wenn man die Zeit sehr genau erhalten will. Bey der Kochischen Methode ist dies alles nicht nöthig, und die Polhöhe braucht man hierzu nur obenhin zu kennen, auch auf der Gang der Uhr braucht man sich hier nicht zu verlassen, weil die correspondirenden Höhen in ein paar Minuten genommen, und die Zeit folglich dadurch bestimmt wird.

wird. Das einzige Requisite ist gleiche Höhe, und diese ist leicht erhalten, man darf nur das Meßinstrument unverrückt stehen lassen. Freylich wird diese Methode wieder dadurch eingeschränkt, (und der VI. hat es sich selbst nicht verhehlt,) daß sie nur des Nachts gebraucht werden kann, und man nicht in jeder Nacht den Meeres Horizont deutlich erkennen, oder wie ihn die Franzosen zu nennen pflegen, einen *horizon clair-fin* erhalten kann; jedoch giebt es immer noch eine beträchtliche Anzahl heiterer Nächte, wo man bey Mondenschein oder in der Morgen- und Abenddämmerung, diese Methode mit Nutzen und Genauigkeit wird anwenden können, zumalen wenn es mit der angekündigten Erfindung und Verbesserung der Hadley'schen Spiegelsextanten in England von einem gewissen *Johs Sydes*, worauf er ein königl. Patent genommen hat, seine Richtigkeit hat, der einen künstlichen Horizont auf dem Werkzeuge selbst angebracht, und dadurch den Meereshorizont ganz entbehrlieh will gemacht haben. Die Kenntniß der Zeit ist Seefahrern zu wichtig, weil die Erforschung der Meereslänge, nach allen bisher bekannten Methoden, lediglich von ihr abhängt, es sey, daß man sie durch Längenmähren oder durch Mondsdistanzen finden will, man muß daher Hr. K. großen Dank wissen, daß er dieses Hauptproblem erleichtert, diese neue Methode erfunden, und auch zugleich die Ausführung derselben unternommen hat. Hatte Rec. irgend bey einem Bureau de Longitude Sitz und Stimme, so würde er nach Pflicht und Recht eine Motion bey denselben machen, und auf eine ansehnliche Belohnung für den Erfinder dieser Methode antragen, dann haben *Cornelius Domes* für seine *Logarithmic Solar tables*, *J. Bernoulli* für seine *Sexcentenary table*, *Mich. Taylor* für seine *Sexagesimal table*, und *Charl. Hutton* für seine *Produkten und Potenzentafel* Geschenke von 100 und mehr Guineen verdient, und vom englischen Board of Longitude erhalten; mit wie viel größerm Rechte würde Hr. K. nach diesem Verhältnisse eine noch größere Belohnung verdienen! Wir wagen es deshalb, uns auf das allgemeine Urtheil aller Astronomen in Europa zu berufen, ohne einen einzigen Widerspruch zu befürchten, auch wird die Zeit und das Glück, welches diese Methode bey auswärtigen seefahrenden Nationen gewiß erfahren wird, des Rec. Urtheil rechtfertigen, und wir werden bald (Rec. hat schon Spuren davon) diese Kochischen Tafeln mit einer französischen, englischen, oder spanischen Anweisung nachgedruckt sehen. Es wird auch diesmal wiederholt beweisen, daß der Deutsche wohl Belohnungen zu verdienen, aber nicht — zu erhalten weis!

Hu. K's. Verfahren besteht kürzlich darin. Man beobachtet die Zeit, wenn zwey Sterne, einer östlich, der andere westlich vom Meridian entfernt, gleiche Höhen haben, vergleicht das Mittel dieser beobachteten Zeiten der Uhr mit dem, was K's. Tafeln geben, und findet so, wie weit die Uhrzeit von der mittlern Zeit sich entfernt. Die Beobachtung selbst geschieht

eben so leicht auf folgende Art; da man unmöglich zwey Höhen zu gleicher Zeit mit dem nämlichen Instrumente nehmen kann, so stelle man das Werkzeug (zur Sac den Spiegelsextanten), wenn der östliche Stern etwa noch einen Grad niedriger ist als der westliche, auf die Höhe des einen Stern sehr genau, und bemerke zugleich die Sekunde der Uhr, wenn er diese Höhe erreicht hat, nun wende man sich mit völlig unverrücktem Instrument gegen den zweyten Stern, und beobachte die Zeit, wenn er diese nämliche Höhe erreicht, das Mittel zwischen den beiden Zeitmomenten ist die Zeit, wo beide Sterne gleiche Höhen hatten. Man sieht, daß es hier an den Höhenwinkel gar nicht ankommt, ja daß man dieselbe Beobachtung machen könnte, wenn auch das Werkzeug gar keine Eintheilung hätte, dabey wird aber vorausgesetzt, daß die Höhenänderungen der beiden Sterne gleich groß sey, welches aber nicht immer rigorös richtig, allein von keiner Bedeutung ist, wenn man nur immer darauf Bedacht nimmt, den Zwischenraum zwischen den beiden Beobachtungen so klein zu machen, als es die Beschaffenheit des Werkzeuges und die Fertigkeit des Beobachters nur immer gestatten. Zu diesem Behuf hat also Hr. K. 41 Sterne, die alle zu den dreÿ ersten Größen Klassen gehören, gewählt, und diese hinwieder zu seinem Zwecke in 23 Paare abgetheilt; die ersten 30 Tafeln stellen die für den Danziger Meridian und verschiedene Polhöhen, für den Zeitraum von 1797 bis 1860 berechneten Zeitepochen, da jedes derselben genau einerley Höhe über den Horizont hat. Keines der angenommenen Sternpaare ist in gedachten Zeiträume um einen ganzen Grad in der Abweichung unter sich verschieden, und daher werden auch jene Zeitepochen der gleichen Höhe, so wenig durch die Verschiedenheit der Polhöhen verändert, daß es hinlänglich war, sie für die Polhöhen von 0, 20, 35, 45, 50, 55, 58 und 60 Grade in den Tafeln darzustellen; dieser ist einer der schönsten Vortheile dieser Tafeln, weil sich die Proportionaltheile durchgehends für jede dazwischen liegende Polhöhe sehr leicht, ohne alle Mühe, und so zu sagen auf eignen Blicke, durch eine leichte Kopfschraubung finden lassen, da die Unterschiede immer nur wenige Sekunden betragen. Wie mühsam sind dagegen die La Landischen Stundentafeln zu gebrauchen, die einer dreyfachen, oft sehr starken Interpolation bedürfen, für die Höhenabweichung, und Breitenänderungen! Diese, für den Danziger Meridian geltende Zeitepochen, lassen sich nun, vermittelt der 31sten Tafel, auf jeden andern beliebigen Mittagskreis, vermittelt der 32ten Tafel aber, auf jeden beliebigen Tag des Jahres reduciren, und solchergestalt erhält man auf die einfachste und leichteste Art die mittlere Sonnenzeit, da eines der gedachten Sternpaare für einen bestimmten Ort der Erde einerley Höhe über den Horizont hat. Daß übrigens in diesen Tafeln auf keine Aberration und Nutation, und von der, vom Anfang des Jahrs bis zum bestimmten Tag statt habenden Ungleichheit der Präcession ist Rücksicht genommen worden,

den, war nothwendig, auch erlaubt, theils weil die Aberration und Nutation sich oft aufheben, oft beide Sterne auf die nämliche Art afficiren, theils weil man zur See die Zeit nicht scharfer als auf 5 oder 6 Sekunden zu wissen verlangt, welches auch die Grenzen sind, innerhalb welchen diese Tafeln die Zeit angeben können, und die immer noch scharfer als bey den 12a Landischen Tafeln ist, bey welchen der Fehler auf das doppelte nämlich auf 10 bis 12 Sekunden, und in manchen Fällen noch weiter gehen kann. Die 32te Tafel giebt die ungefähre Zeit an, der gleichen Hohen aller berechneten Sternpaare für den ersten Tage eines jeden Monats, mit der Nummer der zu jedem Paar gehörigen Epochenzeit; diese Tafel ist dem Beobachter besonders nützlich, weil er daraus nicht nur erfieht, welcher Sterne er sich in jeder Jahreszeit zur genauen Zeitbestimmung seines Orts bedienen könne, sondern er lernt auch daraus beurtheilen, wenn er sich am Himmel nach einem Sternpaare umzusehen, und um welche Zeit er sich ungefähr zu dessen Beobachtung anzusehen habe. Endlich giebt die letzte und 34te Tafel die Angaben der Görter der gebrauchten 41 Sterne für den Anfang des Jahres 1800. Bey den Längen und Breiten, da sie doch aus den geraden Aufstellungen und Abweichungen hergeleitet worden, hätte billig sollen angemerkt werden, welche Schiefe der Ekliptik Hr. K. dazu gebraucht hat: auch hat Rec. gefunden, dafs er sich hierzu der Maskelynischen und Zachischen Sternabstimmungen bedient habe.

Wir hätten nur noch gewünscht, dafs es Hn. K. gefallen hätte, in seiner Vorerinnerung anzuzeigen, welcher Methode er bey Berechnung seiner Tafeln gefolgt ist, ob der vom *Masperi* (Astronom. nautique Prob. XVIII.) die auf eine quadratische Gleichung führt, oder ob er sich einer leichtern und indirecten Auflösung dazu bedient habe. Dasselbe Problem haben auch Hr. Hofr. *Kästner* in seinen astronomischen Abhandlungen I. Samml. S. 419. §. 735. und *Poensas* in seiner Astron. des Marins Tom. I. Probl. LX. abgehandelt; Hr. de *La Lande* erwähnt ihrer nur im Vorbeygehen in seiner Astron. Tom. I. art. 1056. Auch würde es für die Seefahrer und für solche Personen, welche nicht alle Sterne am Himmel kennen, besonders die kleinern, eine grosse Erleichterung und Hülfe gewesen seyn, wenn sie die ungefähre Höhe jedes Sternpaars bey jedesmaliger Beobachtung zugleich in den Tafeln angezeigt gefunden hätten, sie würden solche um so weniger verlernen und verwechseln können, wenn sie das Instrument vorher auf diese Sternhöhen stellen könnten. Rec. glaubt, dafs dieses sehr wohl und ohne grosse Weitläufigkeit angehe, und würde diesen Vorschlag thun. Man brauchte nur für einige Epochen und für jeden Stern einen Hüllswinkel φ , und einen Logarithmen m zu berechnen und in die Tafel einzutragen, der erste würde gefunden durch $\text{tang. } \varphi = \text{Cof. ang. hor.} \times \text{Cotang. Declin.}$ Letzterer $\text{Log. } m = \text{Log. Sin. Decl.} - \text{Log. Cof. } \varphi$. Wollte

man nun die Höhe eines Sterns für eine gewisse Polhöhe $= p$ haben, so braucht man nur den Log. Sin. von $(p + \varphi)$ zu dem in den Tafeln befindlichen Log. m zu addiren, so erhält man den Log. Sin. der gesuchten Sternhöhe.

Den Beschluß der Tafeln machen Erklärungen und Beyspiele zu ihrem Gebrauche. Die 32te Tafel, deren Angaben allemal subtractiv sind, hätten besser additiv gemacht werden können, wenn man dafür das Complement auf 23 Uhr 56 Minuten 4 Sek. gesetzt hätte; auch wären die Tafeln viel einfacher geworden, wenn sie auf Sternzeit wären gestellt worden, da wäre die Zeit der gleichen Hohen für jedes Sternpaar immer dieselbe geblieben (bis auf eine geringe Kleinigkeit, die von der Präcession hergerührt hatte) mittelst des Berlin. astronom. Jahrbuches, und der darin befindlichen Spalte *Sternzeit im mittlern Mittag*, hätte man alsdann diese Sternzeit leicht in mittlere verwandeln können.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Stiebnert: *Johann Ferdinand Roth*, Diakonus der Kirche zu St. Jacob, *Lebensbeschreibungen und Nachrichten von merkwürdigen Nürnbergern und Nürnbergerinnen aus allen Ständen zur Beförderung patriotischer Gefinnungen und bürgerlichen Tugenden.* Mit Kupfern. 1796. 238 S. 8.

Dafs gute Beyspiele schon überhaupt, besonders aber solche, die aus der neuern vaterländischen Geschichte gewählt worden, weit mehr Interesse für jeden Leser haben, dafs dieselben folglich auch auf die Jugend weit stärker wirken, als die besten moralischen Erzählungen, ist eine längst anerkannte Wahrheit. Eben deswegen sind Sammlungen von der Art, wie die gegenwärtige ist, sehr nützlich, wenn sie anders nicht das traurige Gefühl haben, von dem fadesten Roman verdrängt zu werden. Nach der Vortrede hat der Vf. bey diesen ersten Bändchen, auf welchen noch ein zweytes folgen soll, wenn dieses Beyfall finden wird, vorzüglich auf die Jugend sein Augenmerk gerichtet, doch aber seinen Vortrag immer so einzurichten gesucht, dafs sein Werkchen auch denen, die sich nicht gerne mehr unter die Jünglinge zählen lassen, eine eben so angenehme als nützliche Lectüre wird gewähren können. Die vorzüglichste unter den hier aufgestellten Nürnberger und Nürnbergerinnen find folgende. *Abrecht Dürer*, dessen Lebensgeschichte mehr als den vierten Theil dieses Bändchens füllet, wobey die erst vor einiger Zeit von Hn. Roth herausgegebene Geschichte dieses grossen Künstlers benutzt und die Schilderung des *Margareten* desselben aus dem *Kleinischen Denkmahl* grosser Deutschen eingefaltet worden ist. Rec. würde bey dieser Gelegenheit wenigstens nur auf einige Meisterstücke dieses unsterblichen Mannes, besonders

auf einige Gemähde von ihm — dergleichen es ja in Nürnberg bekanntermassen giebt — aufmerksam gemacht haben. *Wilibald Pirckheimer, Hanns Sachs, Hieronymus Paumgartner, Anton Koberger, Veit Dietrich, Lazarus Spengler* — lauter bekannte und berühmte, durch Biographien meistens schon verewigte Nürnberger: *Johann Feinzer*, ein Meisserschmidt, stiftete ein ansehnliches Capital zu sechs Stipendien, und, auch eines zur Errichtung einer theologischen Bibliothek zum Gebrauch der Nürnbergischen Geistlichen, die bisher jährlich vermehrt worden ist. *Elisabetha Kraussin*, eine Kaufmannswittve, die haterliedts ein Vermögen von 127176 Gulden rheinisch; wovon sie die jährlichen Interessen ganz zu milden Stütungen, besonders zu sehr ansehnlichen Stipendien bestimmte. *Johann Kupczyk*, ein berühmter Maler. *Bernhard Vogel* hat ihn durch ein schätzbares Werk, das die von ihm gemalten Portraits in schwarzer Kunst enthält, verewigt. *Hannfs Conrad Ofner*, der Sohn eines Gerichtsdieners oder Amtknechts starb 1740 als Hofbildhauer zu St. Petersburg. *Matz Tuschew*, ein Fiadelknaab — starb 1750 zu Kopenhagen als königlicher Hofmaler und Baumeister. Die beygefügtten Kupfer, welche einige Scenen aus der Geschichte einiger in diesem Werkchen

ausgestellten Nürnbergers anschaulich machen, verrathen einen geschickten Künstler.

ZÜLLICHAU, in d. Frommannischen Buchh.: *Der britische Plutarch oder Lebensbeschreibungen der größten Männer in Großbritannien und Irland seit den Zeiten Heinrichs VIII bis unter Georg III.* Siebenter und achter Band.

Auch unter dem Titel:

Biographien großer und berühmter Männer aus der neuern britischen Geschichte. Aus dem Englischen; mit literarischen Anmerkungen vom Hn. Hofrath Meusel. 1794. 556 S. 8.

Die Recension dieses Buchs breucht nicht länger zu seyn als dieser Titel. Die Uebersetzung ist nicht vom Hn. Meusel selbst. Die vielen berühmten Namen der Männer, von welchen wir hier Nachrichten bekommen, müssen die Neugierde reizen; kaum diese, also gewiss nicht die Wüthbegierde wird hier befriedigt. Engländer und Deutsche sollten sich nicht so vergessen, solche Notizen und dürftige Urtheile über Briten den britischen *Plutarch* zu neuen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonom. Marburg, in d. akad. Buchh.: *Physikalische Versuche über das Verhültniß der Brennbarkeit der meisten deutschen Waldbaum-Hölzer.* Ein Beytrag zur höhern Forstwissenschaft, von G. L. Hartig, F. Solms. Forstmeister. 1794. 80 S. 8. mit 2 Tabellen. (30 kr.) — Beobachtungen über die verschiedne Brennkraft mehrerer deutscher Waldhölzer sind bisher bloß zerstreut angestellt worden, und es fehlt noch bis jetzt ein Werk, welches eine Reihe von Prüfungen in bedeutender Anzahl zusammengeordnet mit nur einigermaßen bestimmten Angaben enthielte. Hr. H. theilt uns seine Experimente mit, die mit lebenswürdiger Genauigkeit angestellt, und aller Aufmerksamkeit würdig sind. Er nahm zuo. rhein. Kubikfuß Holz von verschiedner Art, zündete solches unter einem Kessel, der 45 Pfund Wasser enthielt, unter immer (so viel möglich) gleichen Umständen an, häng ein Queckfilber Thermometer mit Reaumur'scher Scale in den Kessel, und beobachtete: „in welcher Zeit das Thermometer am höchsten stand; wie lang es bis zur Verkohlung des Holzes dauerte; wann die Kohlen verlöschten; wie hoch das Thermometer da stand; wie viel Wasser „nach 12 Stunden durch Verdunstung abgegangen war; ob das Holz viel Asche gab; ob es fest brannte.“

Die Versuche sind über Eichen (von vielerley Gattung), über Buchen, Hainbuchen, Esbäber, Eichen, Ulmen, Ahorn, Linden, Birken, Erlen, Espen, Pappeln, Weiden, Lerchen, Kiefern und Tannen angestellt; überall über gleichgelaufene Schritte, am Schluß aber auch über einige Käse; bey einigen Hölzern

auch mit Unterschied, ob sie in oder außer der Saffzeit gehauen waren. Die einzelnen Resultate hier, der Reihe nach anzuführen, würde viel zu weitläufig seyn. Nur vom *Lerchenholz* müssen wir doch die Beobachtung (aus S. 44.) anführen: daß dasselbe unter allem übrigen Nadelholz am schlechtesten brannte; daß die Kohlen spritzten, zum Erlöschen geneigt waren, wenn das Feuer nicht sehr stark war, und in freyer Luft sehr bald erloschen. Wiederholte Versuche gaben doch nichts anders aus. In einem besondern Abschnitt zeigt hieauf der Vf., wie man seine Beobachtungen zu benutzen habe, um den Werth des Brennholzes daraus zu bestimmen. Er nimmt dabey einen fixen Preis für *Buchenholz* an, nämlich 93 Kubikfuß Buchenholz von 120jährigem Alter für 6 Gulden (rheinisch) und schließt daraus auf die Gattung andrer Holzarten. Bei Annahme gleich großer Klaffen oder Holzmaßen. Namentlich kann bey dieser Rechnung bloß 1) auf den hohen Grad der Hitze, 2) auf deren lange Dauer Rücklicht genommen werden; einige andre specielle Beziehungen aber müssen dabey weggelassen. Die Bekehrungen, wie der Vf. Prügelholz und Reisigwellen berechnet, zeigen abermals von seinem guten Beobachtungsgeist, so wie die angehängten Tabellen von seiner großen Fleißigkeit, seine mannichfachen Untersuchungen, so viel möglich, gemeinnützig zu machen. — Wir möchten wohl den Vf. (der seine vorgelegte Experimente selbst noch nicht für vollkommen erklärt) ermahnen, den betretenen Weg zu verfolgen, und auch mit etwas größern Holzlagen und unter mehr veränderten Umständen seine Versuche fortzusetzen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Februar 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Barth: *Commentationes theologicae editae a Jo. Capf. Veitshausen — Christ. Theoph. Kuinoel — et Ge. Alexandro Rupertii. Volumen III. 1796. 509 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)*

Dieser Band enthält theils schon vorhin herausgegebene, theils hier erst erscheinende Aufsätze; bey welchen letztern wir hier allein verweilen und die ersten, als sonst schon bekannt bloß anzeigen. I. *Franc. Volk. Reinhard. diss. de Christo suam, dum viveret, resurrectionem praedicante. Viteb. 1784.* — II. Herrn D. F. Ruckersfelder Schreiben an den Hn. Prof. Lubbers zu Grönigen über den berühmten Vaticanischen Codex des N. T. (B. bey Westf. u. Griesbach). Wer auch nur das Urtheil über diese Handschrift gelesen hat, welches aus unser Zeitung (J. 1789. No. 30.) in der Eichhornischen Bibl. der bibl. Literatur Band II. S. 373 bis 376. wieder abgedruckt ist, kann dieses R. Schreiben ganz entbehren; man findet selbst dort Manches, vornehmlich über den von sich selbst verschiednen Charakter dieses Codex in den verschiedenen Evangelien und deren Theilen, was hier ganz übergangen und dafür bloß mit mehreren Beyspielen gezeigt ist, daß sein Text mit einigen der besten Handschriften und mit Origenis Lesearten übereinstimme, weniger hingegen mit den lateinischen Lectionen, wodurch Bentley's und Weiske's Vorwürfe sowohl, als Mills Beschuldigung, daß dieser Codex mit dem Complutensischen Texte harmonire und bey der Compl. Bibel gebraucht worden sey, widerlegt worden. Auch der angehängte Brief des Herrn d. Rhoer über jenes Schreiben zu Grönigen ist von keiner Bedeutung. — III. *Gwil. Frid. Hufnagel. diss. de Psalmis prophetias Messianicas continentibus. Sectio I et II. Erlang. 1783 und 84.* — IV. *Frid. Sam. Winterberg. diss. de tabernaculis aeternis ad Luc. XVI. 9.* Die Erklärung des Verfassers, wiewohl sie nicht ganz neu ist, unterscheidet sich von den gewöhnlicheren darin, daß *tabernacula* beständige Wohnungen bedeuten sollen, in welchen jemand immer wohnen könne. „Macht euch Freunde durch Wohlthun, damit, wenn ihr, bey dem steten Wechsel aller Dinge, alles das Eure verliert, sie euch auf eure ganze Lebenszeit in ihre Wohnungen aufnehmen und unterhalten mögen.“ Eine Erklärung, welche den Worten und der Vergleichung mit dem Verfahren des ungerechten Haushalters, ganz gemäß ist; aber so gewiß ist sie doch nicht, als der Vf. glaubt, der die, so die ewigen Hütten für den Himmel halten, für jämmerlich Betrogene hält (*misere illi*).

A. L. Z. 1797. Erster Band.

lis haec locutio imposuit. Denn womit will er beweisen, daß Jesus diese Moral, die er aus seiner Parabel zieht, vollkommen mit dem Bilde, das er braucht, habe gleichstellen, und nicht, wie er gemeinlich thut, mit irdischen Vortheilen jenes Haushalters himmlische Vortheile vergleichen wollen? Auch führt die folgende Parabel vom reichen Mann, wodurch Jesus die gegenwärtige weiter einschränkt, eher auf die ge, wöhnliche, als auf des Vf. Erklärung. Zugleich setzt Herr W. eben so unrichtig voraus, daß Christus diese Parabel vom ungerechten Haushalter eigentlich den Pharisäern vorgetragen habe, als er behaupten will (mit mehreren Andern) *παρὰ τ. ἀδελφ. bedeutet nicht ungerecht erworben, sondern unsichern Reichtum.* Denn das erstere ist offenbar wider Lucä Erzählung, der ausdrücklich v. 1. sagt: er habe sie seinen *μαθητὰς* also den reinen Zöllnern Cap. 15. 1. vorgetragen, und C. 16. 14. die Pharisäer davon unterscheidet, die Jesus durch die Parabel vom reichen Manne zu Rechte wies. Das letztere aber bleibt immer hart, da die *ἀδελφ. des* im Bilde vorgestellten Haushalters v. 8. *gewiß Ungerechtigkeit* ist, und er die Zöllner ermahnen will, sich vom ungerecht erworbenen Reichtum los zu machen.

Die Vte Abhand. ist die vom Hn. D. *Storr de fonte Evangeliorum Matthaei et Lucae*, Tübingen 1794. — VI. Herrn Prof. Kuinoel's Erklärung der Stelle Pauli Ephes. 5. 6 — 14. — VII. Herrn Gen. Superintendenten *Veitshausen's* zwey beym Prorectoratswechsel zu Helmstädt 1789. gehaltenen Reden *de legis divinis non simpliciter arbitriis*; um zu zeigen: daß Gott nie ganz willkürlich, sondern stets nach Weisheit handle, deren Gründe aber oft den Menschen verborgen seyn, welches gleichwohl die Verbindlichkeit solcher Gesetze Gottes nicht aufhebe, da diese bloß davon abhängt, daß Gott sie gegeben habe. Eine strenge Untersuchung dieser Sache wird man in dergleichen Reden nicht erwarten, und die letzte Hauptfrage von positiven göttlichen Gesetzen läßt sich freylich nicht, wie hier geschehen ist, kaum auf drey Seiten, abfertigen. Aber eben darum enthalten wir uns aller Anmerkungen darüber, zumal da sie so wenig, als der exegetische Theil oder des Vf. ehemalige Inauguraldisputation, die er 1775. zu Göttingen verteidigte und die hier, als der *sekund. te* Aufsatz in dieser Sammlung, S. 318. f. wieder abgedruckt ist, neue Zusätze bekommen hat. — Ihr hat man hier VIII. des Herrn Doct. und Praepositi *Herrm. Andr. Pistorii* Abhandlung *de legis divinis non a more Dei arbitrio proficiscentibus* beygefügt, die im J. 1769. bey dem Stolpischen Institut zu Leyden da

X x

Accesit Google

Accessit erhalten hatte und mit der bekannten Tollnerischen Preisschrift schon 1770. zu Leyden in 4. herausgekommen war. Nur hat Herr P. S. 265. ff. ihr ein kurzes Corollarium angehängt, um überhaupt zu zeigen, daß die Schlüsse aus Gottes Eigenschaften wider ein bloß willkürliches d. i. nicht auf objectiven Gründen beruhendes, Verfahren Gottes, selbst nach Kantischen Prinzipien nicht als ungütig angesehen werden könnten.

Es folgen IX. Herrn Prof. Loesners zu Leipzig *ad voces quasdam versionum graecorum veterum interpretationum Proterborum Salomonis Observationes*, 1761., hier verbessert und mit neuen Zusätzen vermehrt. — XI. Herrn Prof. Schnurrers zweyter Theil der *Off. ad vaticinia Jeremiae*, Tübingen, 1794. — Den Beschluß macht XII. eine Erklärung des ersten und zweyten Capitels der Weissagungen Habakuk, vom Hn. Rector Ruperti (das dritte Capitel hatte er schon in zweyten Fasciculo seiner *Symbolarum ad interpretationem S. Cod.* erläutert.); welcher Aufsatz sich eben so wohl durch einen heilsigen Gebrauch und Beurtheilung der neuesten Versuche zur Aufklärung dieses Propheten, zu-mahl in Hinsicht seiner Sprache, als durch Beurtheilung der Lesearten und ihres Ursprungs, und selbst durch eigene neue Versuche des Herrn R. den Sinn zu finden und deutlich zu machen, empfiehlt. So über- setzt er, unsers Erachtens die Worte Cap. 1. 10. וְצִבְרֵי עֵשֶׂר וְיָבֵר (Colligit exeat, nemlich Chaldaean pulverem (pulvis nubem) et congregat eum (d. i. erregt eine dicke Staubwolke); ein sehr darstellendes Bild eines einem Heuschreckenschwarm ähnlichen verwüstenden Heeres! Durch diese Erklärung fällt die doppelte Härte weg, die darin liegt, daß man עֵשֶׂר, wider allen Sprachgebrauch, von Wäl- len oder Brustwehren erklären, und das Suffixum in וְיָבֵר auf das zu entferntem סִבְרָא beziehen will. Die Schwierigkeit aber, daß das Suffixum Femininum in וְיָבֵר weder auf עֵשֶׂר noch סִבְרָא könne gezogen werden, hebt er glücklich dadurch, daß וְיָבֵר, nach alterer Orthographie, punctirt worden מַי als das Suffixum Masculinum, statt des gewöhnlichen 1 an- gefest werden könne, wie 2 Reg. 6. 10. in וְיָבֵר. Auch v. 12. nimmt er צִבְרֵי, rupes sehr richtig von Gott und giebt es Deus tutelar, welches durch den Parallelismus der Satze sehr begünstigt wird.

ERLANGEN, b. Palm: Liturgische Blätter, von Wil- helm Friedrich Hufnagel. Erster Band, Dritte Sammlung, 1794. 129 S. Vierte Sammlung, 1795. 122 S. Fünfte Sammlung, 1795. 164 S. Sechste Sammlung, 1796. 79 S. 3. (1 Kthlr.)

Diese Sammlungen geben den vorigen an Werthe nichts nach, vielmehr haben sie in manchem Betracht noch viel Vorzügliches vor ihnen, und Rec. trägt kein Bedenken, sie zu den besten liturgischen Beiträ- gen zu rechnen. Hr. H. besitzt die seltene Gabe, bey Gebeten und Anreden mit Salbung zu sprechen, Leich- tigkeit des Vortrags mit Nachdruck und Würde zu

verbinden und die Umstände der Zeit weise zu be- nutzen. In diesen Sammlungen haben fast alle Gebe- te und öffentliche Ermahnungsreden eine genaue Be- ziehung auf die besondere Lage, in welcher Frank- furt durch das abwechselnde Kriegsglück ist versetzt worden, so daß sie nicht allgemein benutzt werden können. Die Dritte Sammlung enthält bloß Gebete, (einige Ankündigungen ausgenommen) nämlich Gebe- te zur christlichen Feyer des Neujahrsfestes, zur Feyer des Todestages Jesu, Dankgebete für den Erntedank, Gebete am allgemeinen Buß- und Bet- tage, Gebete veranlaßt durch die Entladung und Wiederbesetzung des deutschen Kayserthrons, Gebet am Dankfest wegen der Befreyung Frankfurts etc. Die 4te und 5te sind vermehrt im Inhalt und be- stehen mehr aus Sermonen bey der Confirmation der Kinder, bey Ordinationen, Einführungen, Trau- ngen, Taufen u. d. gl. Unter den Gebeten kommen mehrere in Form der Litany vor, die besonders viel Energie haben; z. E. in der 3ten Sammlung. S. 65. eine Litany am Bußtage 1792. Auch die Methode, das Vater Unser zu paraphrasiren und auf die Zeitum- stände anzuwenden, hat Hr. H. häufig und gewis sehr glücklich gebraucht. Kurz und kräftig ist unter andern die Paraphrase Samml. 1. S. 16. (nur die 2te B. Dein Reich gründe bey uns, und die 3te: Verzeihe (wenn) wir fehlen, wie wir verzeihen dem Fehlenden, ist etwas undeutlich und unverständlich.) und sehr geistvoll das V. U. umschrieben nach den gegen- wärtigen Zeitumständen, 1792. S. 75. Die Trauungs- reden handeln nützliche Wahrheiten in einem simpeln und edeln Style ab, und sind immer den besondern Umständen der Verlobten angemessen. (In der Trau- rede Samml. 5. S. 60. ist doch der angeführte Um- stand, daß der Bräutigam, ein Wittber seine hoff- nungsvollen Kinder einer unverglichenen Mutter der Braut zur Mutterforge empfohlen, nicht recht be- nutzt.) Die Ordinationsreden sind zum Theil bloß paränetisch, und das Benedicti tibi Dominus ex alto ist deutlich gut und kräftig gedruckt. Bey den Einfüh- rungsreden auf dem 1. Bande hat Hr. H. sich eines planern Vortrags bedient. Dadurch sind sie zwar verständ- licher geworden, dagegen haben sie aber viel an Kraft und Rührung verloren. Daß sie bloß Ermahnungen an die Gemeine; aber nicht an den Prediger enthal- ten, ist vermuthlich absichtlich geschehen, kann aber doch vom Rec. nicht gebilligt werden, weil ein Pre- digen doch auch viele Pflichten übernimmt, und eine öffentliche Ermunterung zur treuen Erfüllung dersel- ben ihm sehr heilsam seyn wird. Die 6te Sammlung enthält größtentheils wieder Kirchengebete am Buß- tagen und Erntedankfesten, auch noch eine Umschreibung des Gebets Jesu zur Feyer des Neujahrsfestes. Die Reden zeichnen sich durch Kürze aus, die Gebete sind zum Theil ziemlich lang, welches aber durch die star- ken Empfindungen, welche die Schicksale Frank- furts hervorbrachten, notwendig gemacht wurde. Die dem V. E. eigenen Ermahnungen sind hier wässiger angebracht und tragen wegen ihrer Kürze mehr zur Verstärkung des Nachdrucks bey, als in den ersten Sammlungen.

Sammlungen, wo; wie der Vf. sagt, die Gedanken erst sollten verarbeitet werden, besonders bey den Ideen für Betende. Doch können noch zuweilen einige zu lange Einschaltungen vor, die den Zusammenhang der Rede zu sehr trennen, z. E. Samml. 5. S. 30. „An dem Tage, den gute Menschen — denn „von der Liebe, die nicht die Tugend zu ihrer Gefährtn hat, erwarten wir ohnehin kein dauerndes „Glück! — als den ersten segnen.“ etc. Für einen edlen und correcten Ausdruck ist hinreichend geforgt, nur selten stiefs Rec. auf einige sprachwidrige und hebräischartige Ausdrücke, als: *Wir beten zu dir auf, Gott der Liebe, Vater der Wahrheit und Liebe*, auch einige zu menschliche Vorstellungen, z. E. 5te Sammlung S. 124. *Denke (o Gott,) daran, daß wir Staub sind*, woran wir Gott wohl nicht zu erinnern brauchen. Die Ideen für Betende bey jeder Sammlung geben zu vielen guten Gedanken Anlaß. Zu den ersten Arbeiten gehört in der 4ten Sammlung die Confirmationshandlung in Absicht auf das dabey abgelegte Glaubensbekenntniß eines christlichen Jünglings; in der 5ten, eine Meinsidvernahrung vor dem akademischen Gerichte zu Erlangen vom Hn. Doct. Ammon, und in der 6ten eine Abendmahlsfeier vom Hn. Kirchenrath Lang. Das Glaubensbekenntniß macht dem Zögling so wohl als dem Lehrer viel Ehre, als Glaubensbekenntniß aber bey einer Confirmation enthält es auf der einen Seite zu viel, nämlich die ganze jüdische und christliche Religionsgeschichte, auf der andern aber zu wenig, da die christlichen Religionslehren und besonders die Pflichten anseerst kurz und unvollständig, auch nicht in einer befriedigenden Ordnung vorgetragen sind. Nicht ganz richtig ist es auch, wenn es S. 14, heist: „Der Wille des Allgütigen Vaters der Welt ist sichtbarlich das Glück (die Glückseligkeit) derselben!“ warum nicht auch die Tugend? und S. 21. „Der Inbegriff der Lehre Jesu ist: „Gott ist Vater der Welt, alle Menschen seine Kinder, die ihn als Vater, sich unter einander als „Brüder lieben sollen.“ (Dies macht doch nur einen Theil, nicht die ganze Lehre Jesu aus, zu welcher auch die moralischen Vorschriften ohne Rücksicht auf Religion, ingleichen Unfehlbarkeit der Seele und künftige Vergeltung des Guten und Bösen gehören.) Die Meinsidvernahrung hat viel Simpliciter und Würde und unterscheidet sich sehr von der gewöhnlichen Methode, bloß durch Androhung der Strafe zu schrecken. Doch hätte von der Würde einer feyerlichen eidlichen Aussage mehr gesagt werden sollen. Die Abendmahlsfeier möchte wohl nicht verständlich genug und auch zu lang seyn, wenn sie in der Kirche nach der Predigt soll gehalten werden, wo kurze kraftvolle Anreden an die Communicanten am meisten wirken werden. Wenn sie aber zu einer besondern Andacht unter Aufgeklärten bestimmt ist, wird ein jeder das Urtheil des Hn. H. das sie als Muster verdienend aufgestellt zu werden, gewis gern unterschreiben.

*) PRAG, b. Widmann: *Kaspar Royko, Geschichte der grossen allgemeinen Kirchenversammlung zu*

Köfnitz. Zweyte verbesserte Auflage. 1796. Erster Theil. 160 S. Vorr. XVI. Zweyter Theil. 302 S. 8.

2) Ebendat.: *Registér über Kaspar Royko's Geschichte der grossen allgemeinen Kirchenversammlung zu Köfnitz, sammtliche vier Theile. 1796. 190 S. 8.*

Der berühmte Royko hat durch die edle Freymüthigkeit, mit welcher er zuerst in der deutschen katholischen Kirche den Nimbus des hochheiligen Conciliums zu Contanz auf seinen wahren Gehalt herabsetzte, eben so bleibenden Ruhm in derselben, wie in der französischen, Richter durch die kritischen Beleuchtungen, mit denen er das ehrwürdige Dunkel der ersten allgemeinen Concilien zerstreute. Selbst diese neue Ausgabe ist um so mehr ein Beweis, daß das Publicum seine Freymüthigkeit zu schätzen weis, weil er von Seiten der historischen Kunst, wodurch andere Geschichtschreiber sich und ihre halbahren Erzählungen oft dem Leser einzuschmeicheln wissen, wenig empfehlendes hat. Zwar schien seine Absicht nicht weiter zu gehen. Ein ehrlicher Mann (sagt er in der Vorrede) wie ich immer war, verlangt nur Offenbarung der Wahrheit, und zum Motto hatte er und hat noch die Stelle aus Cicero II. de Off. C. 15. *Quis nescit, primam esse historiarum legem, nequid falsi dicere audeat, deinde nequid veri non audeat.* Allein im Munde des Historikers bedenkt die Ehrlichkeit den Mangel des Gefälligen, gerade so wenig mit Erfolg, wie im Umgange. Beide Eigenschaften schliessen einander so wenig aus, daß vielmehr eine durch die andere gewinnt. Der rauhe Ehrliche wird geachtet, und in der Noth gesucht; aber man unterhält sich nicht gerne mit ihm. So Etwas fühlte Rec., so oft er R. in der Reihe seiner Bücher sah. Seine Freude, als er von einer neuen verbesserten Ausg. geh. hörte, stieg eben darum desto höher, und liess ihn gar nicht zweifeln, R. werde noch mehrere Thatfachen gesammelt, tiefer in den geheimen Tiefen der Ereignisse umhergeforcht, mit mehr Darstellungskraft das Ganze belebt, und das Unnötigen entladen, Styl und Sprache verbessert haben. Allein wie sehr sah er sich getäuscht, als er die zwey ersten Theile der neuen Ausgabe mit der vom Jahre 1784 an vielen Stellen verglich, und nichts geändert fand, als Sprach-Unrichtigkeiten. Es hat zwar Hn. R. nicht gefallen, in einer neuen Vorrede zur neuen Ausgabe zu berichten, worin die Verbesserungen derselben, die der Titel ankündigt, bestehen. Allein Rec. kann nicht glauben, daß in den nicht verglichenen Stellen noch eine den Sachgehalt betreffende Verbesserung angebracht seyn könne, weil er Forwat, Buchstaben, Seitenzahlen in beiden Ausgaben gleich, und auf jeder verglichenen Seite derselben, bey nahe bis auf Worte, gleichen Inhalt sah. Und wenn doch nur wenigstens diese Sprach-Verbesserungen mehr auf den Text hätten, als daß statt des *ihme* — ihm, statt des *dennoch* und *annoch* — doch, für *aueby* — auch, für *also* gleich — sogleich, statt *mir selbst* — mir selbst, statt

niederum — wieder, statt allererst — erst, für abhang — hang, für nachdem — nachdem etc. gesetzt ist! Noch wäre des Ursprungs viel wegzuschaffen gewesen, besonders wegen R. die allzu schwülstigen Pleonasmen hätte wegzuhauen wollen. Allein diese entschloffen der verbesserten Hand. S. 5. 1 Th. steht noch: Jeder Papst hatte seine ihm gehorchende Länder, die ihm anhiengen. S. 259. 11 Th. hat er die Stelle der alten Ausgabe: Die Worte des heiligen Paulus, da er schreibt — dahin geändert: die Worte des heiligen Paulus, welcher schreibt, statt auch diese zwey letztern Worte wegzulassen. Noch schlimmer ist's, daß er gar Fehler für Fehler, statt des Bessern; das in der ersten Ausgabe gestanden hatte, etwas Schlechteres setzte. S. 6. 1 Th. änderte er in dem Satz: die zwey Päpste waren von den Cardinäl ihren Gehorsams nach Pifa vorgeladen — die zwey bemerkten Worte, um, in: zum Gehorsam, durch welches überflüssigen und höchst unbestimmten Ausdruck jenem gleichfalls überflüssigen und einen Latinismus des Mittelalters enthaltenden nicht sonderlich abgeholfen ist. Statt itzo setzte er itzt S. 147. 1 Th. und S. 90. für das edlere: Theodorich, das niedrige: Dietrich.

Auf diese Weise wäre noch Stoff genug zu mehreren verbesserten Ausgaben übrig. — Dafs R. mit den übrigen zwey Theilen seiner Geschichte keine wesentlichen Verbesserungen vornehmen werde, sagt uns schon das bereits erscheinende, und auf alle vier Theile sich erstreckende Register, das wohl auch bey seiner zweyten verbesserten Ausgabe einen kürzern und sprachrichtigeren Titel erhalten müßte. Dafs in Ansehung der Vollständigkeit kaum eine Verbesserung möglich sey, ergibt sich schon aus der Dickleibigkeit desselben. Der Inhalt wird im Größern nach der Ordnung der Paragraphen, und im Kleinern nach alphabetischer Ordnung, mit fühlbarer Angst, nichts verloren gehen zu lassen, mitgetheilt. Ob aber alles an Ort und Stelle sich findet, und für die Gemächlichkeit des Suchenden gesorgt ist? — — Rec. würde unter dem Buchstaben H. so wenig gesucht haben: das Haupt des Haufs wird gespalten — als auf dem Titel des Buches und des Registers das sehr zufällige Beywort der großen allgemeynen Kirchenversammlung.

TECHNOLOGIE.

MAHNNER, b. Ritscher: „Chemische Grundsätze der Gewerbkunde, von Joh. Fr. Gmelin, Hofr. und ord. Prof. der Arzeneykunst zu Göttingen. 1795. 668 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Des berühmten Vf. Methode Bücher zu schreiben ist wohl im Publico schon so bekannt, daß es weiter keiner weitläufigen Bemerkungen des Rec. über die Art

der Ausführung gegenwärtigen Werkes bedarf; zumal da es ganz im Geiste der vorhandenen Schriften des Vf. geschrieben ist. Wir müssen gestehen, daß der Vf. bey der Bearbeitung denselben, wie gewöhnlich alle die Quellen treulich angeführt hat, deren er sich zu der Compilation bediente, und als Rec. diese Grundsätze der Gewerbkunde mit des Vf. Handbuch der technischen Chemie verglich, so waren ganze Paragraphen, fast ganze Kapitel gleichlautend. Z. B. über Kochsalz, Salpeter, Glas u. s. w.; nur ist in der technischen Chemie mehr von der Anwendung dieser Körper vorgetragen. „Eigene Bemerkungen oder Erläuterungen bringt der Vf. wahrlich in den Vorlesungen über diese Schrift bey. Nur Schade für Leser, die jene nicht genießen können, daß sich dieselben hier nicht mit gedruckt befinden. Der Inhalt dieser Schrift ist folgender: Siedereyen. Alunfiedereyen. Bloß die Beschreibung der Arbeiten ohne alle chemische Erklärungen. S. 20. heist es ausgemacht, man setze der Alunlauge nach Bergmanns Vorichlage eisenfreyen Thon zu, um die Säure abzukumpfen. Wo geschieht dieses? Bergmann schlug den Thon freylich vor; die Anwendung im Großen aber hat man nicht tauglich gefunden, weil der Alun zu seiner Bildung noch Pflanzalkali erfordert. Vitriolfiederey: Eisenvitriol, Kupfervitriol, Zinkvitriol; Salpeterfiederey, Salzfiederey, Salmiakfabrik, Weinsteinradinerie, Sauerkalkfabrik, Zuckerfabrik, Naumfabrik, Sodafiederey. Hier fehlt die Beschreibung der Scheidung der Soda aus dem Glauberz. Pottaschenfiederey, Seifenfiederey, Leimfiederey, Glasfabrik. Mahlerfarben. Feuerfarben, Pastellfarben, Oelfarben, Firnisse, Erdfarben, Tusch, Dinten, Saftfarben. Farbereyen, Haare, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinwand u. s. w. Gährungsproducte. Stärke, Starkmehl, Bier, Brandtwein, Wein, Essig. Brennerweien. Brandtwein, Agnavit, Destillirte Wasser, Destillirte Oele, Säuren, Kohlenbrennerey, Schießpulver, Schwefel, Kalkbrennerey; Thonwaren. Ziegel, Topferware, Steingut, Schmelzziegel, Tabackspfeifen, Fayence, Porcellan, Metallarbeiten. Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen, Bley, Quecksilber, Zink. Die Bearbeitung der Platina hätte doch hier auch einen Platz verdient. Milchproducte. Butter, Käse, (Käse). Nach dem Durchlesen des Werks muß Rec. doch noch schließlich bekennen, daß er sich bey der mechanischen Beschreibung der Arbeiten oft vergebens nach chemischen Erklärungen umseh, welche doch ohnehin freylich den Werth des Buchs sehr würden erhoben haben. Vermöge des Titels „Chemische Grundsätze“ war man auch befugt dergleichen im Werke selbst zu suchen. Rec. wagt es den Wunsch zu äußern, daß der Vf. weiter mit einer so vortreflichen Bücherkennntnis ausgerüstet ist, bey einer etwaigen zweyten Auflage oder ähnlichen von ihm auszuarbeitenden Schriften auf diese Anmerkung einige Rücksicht nehmen möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. Februar 1797.

MATHEMATIK.

HAMBURG, b. Hoffmann: Joh. Georg Büsch, Prof. in Hamburg, *Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens*, dritten Theils. zweyter und dritter Band.

Auch unter dem Titel:

J. G. Büsch — *praktische Darstellung der Bauwissenschaft*, zweyter und dritter Band.

Oder auch:

J. G. Büsch — *Uebersicht des gesammten Wasserbaues*. Mit 3 Kupfern. Erster Band, Vorrede und Bucherverzeichniß XLVI S. u. 450 S. Zweyter Band, 488 S. 8.

Bey allen Schwierigkeiten, die dem würdigen Vf. sein schwaches Gesicht entgegensetzte, ist es ihm doch gelungen, nachdem er verschiedene Gelehrte vergebens dazu aufgefordert hatte, dieses nützliche Werk zu Stande zu bringen. Doch rühmt er dabey die Hülfe, die ihm ein junger Mathematiker (Hr. Krönke), der sich besonders dem Wasserbau widmet, geleistet habe, und empfiehlt ihn allem, die zu seinem Glücke er als beytragen können, als einen Mann von den vorzüglichsten Anlagen und den seltensten Fähigkeiten: welchem Urtheile Rec., der ihn persönlich kennt, ganz unbedingt beystimmt.

Die Absicht des Vf. ging theils dahin, jungen Männern, welche sich dem Wasserbau widmen wollen, eine allgemeine Uebersicht davon zu geben, (wobey er als ein Mann von Erfahrung und Beobachtungsgabe die Schlechwege anzeigt, auf denen oft Menschen, ohne die geringste Kenntniß in diesem Fache, zu den wichtigsten Bedienungen darian gelangen.) theils den Männern, die, ohne selbst Hydrotekten zu seyn, doch von Amtswegen an hydrotechnischen Arbeiten Antheil nehmen müssen, ein Buch in die Hand zu geben, das ihr Urtheil leiten, und sie vor fehlerhaften Anstalten und übereilten Beschlüssen sichern könne. Diese wichtigen Zwecke hat Hr. B. zur vollkommensten Befriedigung beider Klassen von Lesern erreicht, und wir wünschen einem jeden Hydrotekten Glück, wenn er Vorgesetzte findet, die ihre Einsichten aus diesem Werke erweitert und berichtigt haben. In Ansehung der Methode stimmt diese Abhandlung über den Wasserbau mit dem Plane der übrigen Theile der mit so vielem Rechte geschätzten *Ma-*
A. L. Z. 1797. *Erster Band*.

thematik für das bürgerliche Leben überein. Es sind also alle strenge Theorien und Beweise darinn verunieden.

Voran geht (auf 30 S.) ein ziemlich vollständiges Verzeichniß von den hieher gehörigen Schriften, mit einer kurzen Beurtheilung. Das Werk selbst ist in drey Bücher abgetheilt. Das erste handelt von solchen Bauvorfällen, bey welchen das Wasser Hindernisse entstehen macht, und von den Mitteln, diesen zu begegnen, und hier 1) von dem Bau am Wasser; und 2) von dem Bau untorn Wasser. Hier kommen unter andern vor, die Kunst Einbaue ins Wasser hineinzulegen; der Grundbau bey Brücken, als Beispiele die *Wichmünster- und Blackfryars-Brücke* in London; der Bau auf der Rhede von Cherbourg, und *Thunbergs* holzener Fangedamm bey *Carlsrona*; und *Perronets* Resultate über die Berechnung und Vergleichung der vorzüglichsten Schöpfwerke.

Das zweyte Buch handelt von den *Bauunternehmungen*, durch welche dem Schaden vom Wasser begegnet werden soll. 1) *Allgemeine Anmerkungen über die Gegenstände dieses Buchs*. 2) *Deichbau*; hiebey von See- und Fluß-Deichen. Die letztern anzulegen, und den Fluß zu beengen, ist viel bedenkllicher, als bey Strömen, wo Ebbe und Fluth ist; denn bey der See darf man begreiflich keine Beengung, besterhens Nothwendigkeit der Berechnung, ob ein Land der Bedeichung werth, und ob es schon reif dazu sey, (Gefahren, die den Deich bedrohen, und Mittel, dieselbe zu begegnen. Beweis, daß die Fluth höher in die Flüsse steigt, als bis zu dem Punkt, der mit dem Wasserstande bey hohem Wasser an der Mündung in einem Niveau ist, und sechs Folgen daraus. Die hier angeführte Erfahrung verdient freylich näher untersucht zu werden, und eben so die Frage, ob man sich die Fluth wie eine große Welle vorstellen könne.) Hn. La Lande's Werk über die Ebbe und Fluth, welches mit vielen Zusätzen als der vierte Theil seiner großen *Astronomie* bald erscheinen soll, wird hierüber Aufklärung geben. Von den Mitteln zur Abwendung des Schadens von einem nachtheiligen Laufe des Flusses. Der Vf. warnt vor einem gar zu großen Zutrauen auf die vielen Theorien über hydraulische Gegenstände, und beruft sich beyspielsaher hier auf Hn. *Brünings* vortheilhafte Schrift über die *Geschwindigkeit des fließenden Wassers*, von welcher er eine deutsche Uebersetzung wünscht. Doch ist die Warnung, die Theorie nicht zu vernachlässigen, eben so wichtig und nöthig. Ueber die Nothwendigkeit und Erfordernisse einer guten
Y y Strom

Stromkarte. Bey den Mitteln, den Lauf eines Stroms zu verbessern, häufige Verweisung auf wirkliche Baustellen, und Rasonnements über die Wirkungen der Anlagen. 4) Von den Versandungen der Flüsse und den Mitteln dagegen. 5) Befreyung der Ländereyen von dem sie bedeckenden Wasser, bey einem natürlichen Gefälle sowohl, als da, wo das Wasser durch Maschinen gehoben werden muß. Die italienischen Austrocknungen, des *Lacus facinus*, der pontinischen Sümpfe, und wie sie zum Theil bisher noch nicht haben gelingen wollen; die Siedlande (niedrigen Lande) im Lande Hadeln kommen hier vor. Am Ende dieses Kap. zieht der Vf. aus den hier angeführten Beyspielen und Vorschlägen der Italiener, um niedrige Gegenden vom Wasser zu befreien, den Schluss, daß sie hierinu noch sehr unersahen sind, welches um so merkwürdiger ist, da sie bey ihren vorreflichen Schriften und großen Theoretikern so viele Anforderungen haben, sich der Praxis des Wasserbaues zu widmen. Auch die Engländer und Franzosen können in dieser Kunst noch vieles von den Deutschen und Holländern lernen. Schade, daß Hr. B., wie es scheint, den holländischen Wasserbau nicht recht gekannt hat, da hier so wenig davon vorkommt. Daher bleibt auch ein Werk, welches diesen gehörig darstellte, noch immer zu wünschen, und ist besonders nöthig, um dem dieses Land bereisenden Hydrotekten eine Uebersicht von allen den großen Anlagen in den Niederlanden, von den eigentlichen Absichten der Erbauer, und wie diese erreicht worden sind, zu geben. So ist z. B. dem Vf. (S. 286.) berichtet worden, die gefährliche Stelle bey *'s Graeflands am Hoek van Holland* sey von *Brannings* durch zwey im Rücken 50 Fuß breite neben einander vom Lande gegen das Meer zu sich erstreckende Dämme *a pierres perdues* gesichert worden, und die Steine wären nur schlechthin auf den Sand gelagert. landwärts bis zur Fluthhöhe, und seawärts bis zur niedrigsten Ebbe. Rec., der den Bau genau kennt, bemerkt hier nur, daß derselbe aus eilf perpendicularen Fächchenhäuten besteht, die mit großen Steinen muldenförmig beschwert sind, und wovon jeder 40 rheinl. Ruthen lang ist. Die drey obern und drey untern liegen 30 Ruthen aus einander, und die übrigen 100 R. Die Wirkung davon übertrifft alle Erwartung; das Watt hat sich seit ihrer Anlage, im J. 1792, außerordentlich erhöht; und diese gefährliche Stelle scheint nun auf immer gedeckt zu seyn.

Im zweyten Bande folgt das dritte Buch von *Rauunternehmungen, welche die Benutzung des Wassers für gewisse Zwecke zur Absicht haben.* 1) Von den Arbeiten der Kunst zum Vortheil inländischer Schifffahrt. Dieses Kapitel ist das ausführlichste unter allen, und dürfte es um so mehr seyn, da es uns außer des Hn. Hagerwe vortreflichen Werke im Deutschen noch fast ganz an einem etwas allgemeinen Buche über den Canalbau selbste. Der Vf. belehrt hier gleichfalls durch Beyspiele von wirklich ausgeführten Canälen, und beschreibet zu dem Ende den Canal von Briare und

den von Languedoc, giebt auch sonst manche historische Nachricht von andern. In den Freystätten von Nordamerika sind schon eilse Menge Canäle geführt, und noch mehrere entworfen. Bey der Schiffbarmachung der Flüsse ist die Rede von der projectirten Schiffbarmachung der Elbe im Mecklenburgischen; von dem künstlichen Fall zu Hameln und von der großen Schleufe daselbst; von dem Trollhättä-Fall in Schweden, und von dem was *Polhem* und *Thunberg* dort gethan haben. Noch wird zweyer englischer Erfindungen erwähnt, wodurch die Schleusen bey Schiffbarmachung der Flüsse sollen entbehrlich gemacht werden können, und wie etwas der einen dieser Erfindungen Aehnliches zu Colebrookdale wirklich in Ausführung gebracht sey, wo die vollen Bote durch eine Dampfmaschine aus dem obern Canal in die Severn, wenigstens 200 Fuß herunter gelassen werden. Die gewöhnliche Ladung ist 5 Tonnen, und täglich werden im Durchschnitte 100 Tonnen, jede von 2000 Pfund, Kohlen heruntergelassen. Ueberall sind diese Beschreibungen mit sehr bündigen Rasonnements und richtigen Urtheilen des Vf. durchwebt. Den Wasserbau wird beim Durchgang der Schleusen hat noch kein Schriftsteller bisher so richtig angegeben, als Er. Hier sind die Resultate. 1) Es ist zur Erparung des Wassers am besten einfache, von einander entterte Schleusen mit einem gleichen Gefälle zu bauen, und dieses Gefäll so klein zu nehmen, als es der Kosten wegen, welche die größere Anzahl der Schleusen erfordert, angeht. 2) Gekuppelte Schleusen kosten beym Hinuntergehen eines Schiffes nicht mehr Wasser, als eine simple Schleufe von einem gleichen Gefälle, wie jeder oder wie der grösste dieser gekuppelten Schleusenfälle, wenn sie etwa nicht gleich wären. Beym Hinaufgehen eines Schiffes aber wird so viel Wasser erfordert, als wenn das ganze gekuppelte Schleusengefäll durch eine einzige simple Schleufe bezuzogen wäre. 3) Wo also ein hoher Abfall unvermeidlich ist, da gereicht es mehr zur Ersparrung, wenn man gekuppelte Schleusenfälle in eine Schleufe verbindet, als wenn man einer simplen Schleufe den ungetheilten Fall giebt. 4) Auch die gekuppelten Schleusen müssen unter sich ein gleiches Gefäll haben. 5) Wo gekuppelte Schleusen, oder auch eine simple Schleufe von einem großen Gefälle, mitten unter andern von gewöhnlichem Fall zu bauen, des Terrains wegen nothwendig wird, und wo also mehr Wasser eriodet wird, als bey den übrigen, da rüth der Vf. dem Stück des Canals oberhalb dieser großen Schleufe eine möglich größere Länge und mehr Tiefe zu geben, wenn man den grössern Wasseraufwand nicht etwa durch einen neuen Zufluss von Wasser ersetzen kann, da sonst bey anhaltender Dürre hier bald ein Wassermangel entstehen muß. Durch ein solches längeres Stück des Canals wird für den Wasserfchatz am Scheitelpunkt zwar eigentlich nichts gewonnen; denn aus dem Vorhergehenden ist klar, daß, um den Canal zu jeder Zeit schiffbar zu erhalten, zu so vielen Wasser Rath geschlaßt werden muß, als zur Verdunstung, Durchsickerung durch den Boden und durch

durch die Ufer, zur Filtration durch die Schleusenthüren verlohren geht, (wo bey einem Canal von einem einseitigen Abhange nur Ein, und bey einem zweyseitigen Abhange nur zwey Paar Schleusenthüren zu rechnen sind), und zu dem Aufwande bey dem Durchgange eines Schiffes durch die grösste, oder durch die am meisten gekuppelte Schleufe erforderlich ist. Kann also nun zwar durch die mehr oder weniger Grösse eines solchen Stücks des Canals eigentlich kein Wasser erspart werden, vorausgesetzt, dafs es wenigstens so groß ist, dafs eine Abzapfung der Schleufe, um ein Schiff hinausschieben zu machen, keine merkliche Veränderung in der Höhe des Wassers in demselben verursachen kann, (denn wenn dies nicht ist; so sind Schleusen mit einem so kleinen Zwischenraume vom Canal, als gekuppelte anzusehen); so dient es doch dazu, dafs bey einem solchen langern, und dabey vorzüglich tiefen Stücke des Canals, der freye Durchlaß des Wassers vom Scheitelpunkte, oder wo sonst Wasser zu haben ist, bis zu diesen Stücke, welcher Durchlaß bey solchen Umständen nun einmal ganz unabweichlich ist, nicht so oft geschehen darf, sondern dafs zur Zeit nun mehr Wasser zu der grössern Verwendungsung einer solchen ungewöhnlichen Schleufe hier in Vorrath gesammelt werden könne. Was Hr. B. (S. 55, im 2ten Th.) von des Hn. Garinpy Bericht aus de la Lande's Werk über die Canäle anführt, lautet §. 179. folgendermassen: *en observant, lorsque les retenues sont plines, qu'il y est partout six pieds (six pouces steht hier, und muß ein Druckfehler seyn. Bey einer Tiefe von 6 Zoll Wasser kann kein Canal schiffbar seyn, und doch sagt Garinpy eben vorher, dafs der Canal in einem sehr guten Zustande sey.) de hauteur d'eau sur les éperons de la porte basses de l'écluse supérieure; et que la hauteur des eaux sur les éperons de la porte de défense de l'écluse inférieure, surpassait toujours six pieds d'une quantité proportionnée à la longueur de la retenue.* — Also lagen die Schwellen der beiden Paar Schleusenthüren, welche die Stücke des Canals (Retenues) an den beiden Enden einschließen, nicht in einem Horizont, sondern die Schwellen an den untern Enden der Canalsstücke lagen niedriger, und ein gleicher Abhang solcher Retenues hing natürlich von ihrer Länge ab. Dies hätte G. freylich viel kürzer sagen können. Uebrigens könnte wohl nur die grösste Unbilligkeit dem würdigen Vt., der alles sich vorlesen lassen muß, wo- bey er nicht allemal den besten Vorleser haben mag, und durch Zeichnungen seiner Imagination gar nicht zu Hülfe kommen kann, diesen geringen Irrthum, der auch noch durch einen Druckfehler veranlaßt werden mußte, zur Last legen. 5) Die Grösse des Schiffs verursacht keine Veränderung, wohl aber die der Schleusen in dem Wasseraufwande, und daher müssen diese nur eben für die grössern Schiffe gross genug seyn. Was die Grösse des Schiffes beym Heruntergehen erspart, verschwendet es wieder bey dem Steigen. Eine andere Folge, die der Vt. nicht ausdrücklich angiebt, weil sie unmittelbar aus dem bisherigen folgt, ist diese: wo man es thunlich, und zur Ersparung

der Kosten, welche kleinere Schleusen mit einem grössern Gefälle, als mehrere mit einem kleineren Gefälle, verursachen möchten, zuträglich findet; da kann man allen Schleusen ein solches grosses Gefälle geben, als man einer zu geben, von dem Local, gezwungen ist. Nimmt man jedoch auf die Durchsickerung durch den Grund und durch die Ufer, welche bey wirklichen Anlagen doch meistens erfolgen, mit Rücksicht; so ist, eben dieser verminderten Baukosten wegen, anzurathen, der obersten Schleufe mehr, und jeder folgenden etwas weniger Gefälle zu geben. Der Wasseraufwand ist hieby nicht größer, als wenn die alle das kleinste Gefälle, oder das der untersten Schleuse hatten; da denn das, bey einem jeden Durchgange eines Schiffes mehr in das Stück des Canals hineingestoßene, als wieder abgezapfte Wasser, zum Durchlickern bleibt.

Alle diese, und noch mehrere Resultate, wie z. B., dafs die Schleusen in einem Canale, der in der einen Strecke mehr, als an der andern besahren wird, auf dieser mehr besahrenen Strecke weniger Gefälle, als in der übrigen Länge haben müssen, ergeben sich unmittelbar aus der gründlichen Ausführung des Vt. Bey gekuppelten Schleusen bleibt jedoch ein gleiches Gefälle immer das vortheilhafteste. Nun ist es zwar gewis, dafs wohl schwerlich je ein Canal anzulegen seyn mochte, wo man alles so in seiner Macht hatte. Dies aber benimmt der Nützlichkeit dieser Bemerkungen nichts, da nach den Umständen diese anzuwenden doch immer mehr oder weniger Gelegenheit seyn wird, und eine Unteruchung, wie bisher nach diesen Regeln, oder gegen sie gehandelt ist, und was für Folgen es gehabt hat, mußte interessant seyn, wofür aber begreiflich hier der Ort nicht ist. Am Ende dieses Kapitels noch ein merkwürdiges Beypiel an dem dänischen Canal, dafs die Schleusen auch genau einerley Breite haben müssen.

Rec. kann dieses Kap. nicht verlassen, ohne noch eine literarische Anmerkung hinzuzufügen. Der Vt., so wie auch Belidor, geben nämlich Sim. Stevin als den Erfinder der Fang- und Kastenschleusen an; sein Buch, worin er diese Erfindung beschreibet, ist: *Nouvelle manière de Fortification par ecluses. 1618.* Friß aber sagt, dafs ein Ingenieur, l'Herbe, sie erfunden, und zu Brenta bey Padua schon 1451 in Ausführung gebracht habe; und bald nachher wurden sie zu der Vereinigung der beiden Canäle bey Mayland angewandt, wie aus der Inschrift einer dieser Schleusen zu erhellen ist: *Cataractam in clivo extractam, ut per inaequale solum ad urbis commoditatem ultro citroque naves conveherent. . . . Anno 1497.*

Das zweyte Kapitel handelt von der Wasserbaukunst an Hafen, und von dem, was dabey vorkommt, als Leichtthürne u. s. w. Auch hier sind Beyspiele von vorhandenen Häfen, z. B. der Hamburger, der von Liverpool und von den dorrigen Docks, beygebracht. Rec. muß hier wieder hindaern, dafs dem Vt. der neue Hafen am Texel (das Nieuwe Diep), den

der berühmte Generalinspector Brüningsanlegte, nicht hinlänglich bekannt war.

3. Kap. Von der Benutzung des Wassers beim Festungsbau. 4. K. Von einigen noch übrigen Geschäften, welche die Benutzung des Wassers zur Absicht haben. Hieher Brückenbau, Versorgung der Städte durch Wasser, dessen richtige Vertheilung unter die Interessenten, Wasserung der Wiesen, Sammlung des Wassers in Deichen, z. B. zum Bergbau, zur Treibung der Mühlen, zur Fischerey. Eine kurze Beschreibung, wie Seesalz aus dem Wasser durch die Sonnenwärme gezogen werde. Am Ende hat der Vf. den drey Gewerksmeistern in Berlin auf ihre Zusätze zu seiner bürgerlichen Baukunst geantwortet, und Rec. setzt nur bloß hinzu, daß sie bey Vorrückung vernehmlicher historischer Irrthümer, doch billig selbst keinen so groben Irrthum hätten begehen, und sich nicht vorhaben lassen sollen, daß das Dach des Darmstadtischen Exercierbaues eingestürzt sey. Rec. kann wenigstens bezeugen, daß es im Febr. 1796 (also später, als die drey Gewerksmeister dies haben drucken lassen,) bey einer Durchreise durch Darmstadt, noch wohlbehalten, und in einem recht bankesten Stande hat stehen sehen.

Ein Inhaltsverzeichnis beschließt dieses vortreffliche Werk, von dem zum Besten der Wissenschaft zu wünschen ist, daß es recht bald in vieler Lefer Hände kommen möge. Ueberall dringt der Vf., mehr als irgend ein Schriftsteller, darauf, die Erfahrung zur vorzüglichsten Lehrerin in dieser großen und schweren Wissenschaft zu nehmen, und diese mit der Theorie Hand in Hand gehen zu lassen. Und zuverlässig ist dies auch der einzige Weg, auf dem sich für die Ausübung dieser wichtigen Wissenschaft glückliche Fortschritte erwerben lassen. Desto mehr ist zu wünschen, daß das neulich von den Hn. Wiebecking und Kröncke angekündigte Werk einer allgemeinen auf Geschichte und Erfahrung gegründeten theoretisch-praktischen Wasserbaukunst einen glücklichen Fortgang gewinnen möge.

HALLER, b. Hemmerde u. Schwetschke: Vermehrtes und verbessertes Handbuch für Bauherren und Bauleute zur Verfertigung und Beurtheilung der Bauanschläge von Wohn- und Landwirthschaftsgebäuden, von C. F. Huth, kön. Preuss. Landbaumeister des Fürstenthums Halberstadt. 1795. 272 S. nebst XXXIV S. Vorrede und Vorbericht, 8. (18gr.)

Nach des Vf. Bemerkung hört man sehr oft die Bauherren klagen, wenn sie nach einem vorgängigen Bau-

anschlage ein Gebäude haben auführen lassen, daß die Aufschlagskosten bey weitem nicht zugereicht hätten. Der Grund hievon liege mit darinn, daß die Anschläge sehr oft nicht nach gewissen Grundsätzen und Regeln, sondern bloß nach Gurdünken gemacht, und verschiedenes dabey vergeffen werde. Diefem Fehler sucht der Vf. durch gegenwärtiges Handbuch abzuhelfen, indem er sich bemüht, die Vorschriften zu den nöthigen Berechnungen so leicht als möglich zu verfassen, und dem Bauherren die Uebersicht und Prüfung solcher Anschläge möglichst zu erleichtern. Die in diesem Buche enthaltenen Grund- und Lehrsätze sind, wie der Vf. versichert, Resultate vieler Beobachtungen und Erfahrungen von gefestigten ganzen Gebäuden, welche ohne Zweifel viel gewisser und sicherer seyn, als die in einigen gedruckten Schriften dieser Art angezeigten, und aus andern Büchern ausgeschrieben Beobachtungen einzelner Stücke, und darauf gegründete irrige Regeln, besonders was die Stunden betreffen, welche die Arbeiter über einer gewissen Arbeit zugebracht haben, worüber sich im Allgemeinen nichts festsetzen lässe, um das Arbeitslohn danach zu verdingen. Das sicherste bleibe immer, den Arbeitslohn nach laufenden Fussen zu bestimmen, und dies haben denn auch wohl bisher die besten Baumeister gethan. Wenn der Vf. nun für den laufenden Fuß bey dieser oder jener Arbeit so und so viel ansetzt, so kann dies doch nur für die Gegend gelten, wo der Vf. seine Erfahrungen gemacht hat. In jeder andern Gegend verhält sich anders. Ueberhaupt nützen die Angaben solcher Tageslohnungen in Büchern über Bauanschläge im Wesentlichen zu nichts weiter, als um in einem Beyspiele über die Berechnung eines ganzen Anschlag's Data zu haben, wonach die einzeln Stücke nach Verhältniß ihrer Dimensionen angeschlagen werden können. Die Hauptsache ist immer, eine Uebersicht des Verfahrens bey einem Anschlage zu geben, alle die einzelnen Stücke, worauf bey der Berechnung zu sehen ist, genau aufzuzählen, und nichts zu vergeffen, was als ein erheblicher Posten angesehen werden kann. Hierinn wird das Buch des Vf. sehr gute Dienste leisten. Den Vortrag haben wir deutlich und ordentlich gefunden. In dem Vorberichte befinden sich die geometrischen Aufgaben, welche zur Berechnung der Bauanschläge nöthig sind. Wo etwas zum Kreife gehöriges zu berechnen vorkömmt, wird nur schlechtweg das Verhältniß 7:22 gebraucht. In den meisten Fällen mag dies auch hinlänglich seyn. Den Vorbericht beschließt ein Verzeichniß einiger an mehreren Orten gebräuchlichen Kunstwörter, und das ganze Buch ein brauchbares Register.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE

BERLIN, b. Unger: *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*. 1797. 275 S. 8. Mit dem Bildnisse Raphaels. (20gr.)

Die Ansicht der bildenden Künste, welche dieser angenehmen Schrift zum Grunde liegt, ist nicht die gewöhnliche unsers Zeitalters. Mit Recht vermiß daher ihr ungenannter Vf. auch die Sprache der Mode, und wählte, um für sein inniges Gefühl von der Heiligkeit und Würde der Kunst den lebendigsten Ausdruck zu finden, ein fremdes Costüm, aus welchem er selbst in der Vorrede nicht herausgeht. Seine Absicht ist, angehenden Künstlern und Liebhabern seine an Anbetung gränzende Ehrfurcht vor den großen Meistern, mitzutheilen, und aufs nachdrücklichste widersezt er sich überall einer gewissen selbstgefälligen Kennerey, die mehr auf einer fertigen Zunge als im Innern des Geistes wohnt, und die erhabenen Schöpfungen des Genius, als wären sie wirklich ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen, zuverfichtlich durchmustert. Es ist gewiss: man ist nicht eher befugt zu richten, bis man ein Kunstwerk ganz versteht, bis man tief in seinen und seines Urhebers Sinn eingedrungen ist. Dies ist aber nicht anders möglich, als wenn man alle eiteln Annahmen wegwirft, und sich mit stiller Sammlung und liebevoller Empfanglichkeit des Gemüths der Betrachtung hingiebt. Der Charakter eines geistlichen Einsiedlers, dem „die Kunst eine Sache himmlischen Ursprungs gleich „nach der Religion theuer ist, dem sie eine religiöse „Liebe oder eine geliebte Religion wird,“ war vielleicht der angemessenste, der sich finden ließe, um eine solche Stimmung vorzubereiten, solche Lehren eindringlich vorzutragen. Selbst ein Anstrich von Schwärmerey kann nicht verwerflich scheinen, wo er nur als Gegengewicht gegen die überhand nehmende Kälte gebraucht wird, welche in der Kunst nichts sucht als einen zerstreuten Sinnengenuß, und es ihr auch unmöglich macht anders zu wirken. Wer wird es dem schlechten, aber herzlichen, Religiösen verargen, wenn er das Göttliche, was allein im Menschen zu finden ist, aus ihm hinausstellt, und das Unbegreifliche der Künstlerbegeisterung gern mit höheren unmittelbaren Eingebungen vergleicht oder auch wohl verwechselt? Wir verstehen ihn doch, und können uns seine Sprache leicht in unsre Art zu reden überfetzen. Jene hat überdies, eben weil sie veraltet ist, den Reiz der Neuheit. So wesentlich verschieden die freyen Spiele der Einbildungskraft, wo

rin der Kunstgenuß besteht, von jener Andacht zu seyn scheinen, welche eine zerknirschende Selbverläugnung und gleichsam eine augenblickliche Aufhebung des irdischen Daseyns fodert; so ist es doch unlaugbar, daß die neuere Kunst bey ihrer Wiederherstellung und ihrer großesten Epoche mit der Religion in einen sehr engen Bande stand. Es ist; als ob immer ein religiöser Antrieb das Streben des bildenden Künstlers, Ideen von höheren Naturen in die Form der Menschheit aufzufassen, anregen und bestimmen müßte. Die überirdischen Darstellungen der alten Kunst hat der Volksglaube durchaus veranlaßt; und was die neuere in diesem Fache eigenthümliches besitzt, hat ebenfalls alles eine religiöse Beziehung. Aus einem Gottesdienste, der zum Untergange der alten Kunst nur allzuviel beygetragen hatte, richtete sich die neuere wieder auf; sie empfing nicht nur Beschäftigung von ihm, sondern auch ihre höchsten Gegenstände: Madonnen, Heilande, Apostel und Heilige. Es ist schwer zu sagen, was diese Stelle ausgefüllt haben würde, wenn die Wiederbelebung der Kunst in Zeiten und unter Völker gefallen wäre, wo schon die strengere Vernunft alle sinnlichen Aufschmückungen einer auf das Unfinnliche gerichteten Religion verworfen, und die Stufenleiter der Andacht, welche den Menschen in seinem unendlichen Abstände von der Gottheit durch die Verehrung befreundeter Wesen gebaut wird, eingerissen hatte. Wenn wir, der Forderung gemäß, daß der Betrachter sich in die Welt des Dichters oder Künstlers versetzen soll, sogar den mythologischen Träumen des Alterthums gern ihr lustiges Daseyn gönnen; warum sollten wir nicht, einem Kunstwerke gegenüber, an christlichen Sagen und Gebräuchen einen näherten Antheil nehmen, die sonst unsrer Denkart fremd sind? In dieser Bedeutung ist das Wort *glauben* S. 192. zu verstehen, und wir hielten es für wichtig, diesen Gesichtspunkt, besonders für Aufsätze wie *Raphaels Erscheinung und Brief eines jungen deutschen Malers in Rom an seinen Freund in Nürnberg*, ausdrücklich festzustellen, weil wir befürchten, daß ihn Leser einer gewissen Art verfehlen werden, und daß bey der Wachsamkeit gegen den Katholicismus den guten Klosterbruder wozu sein Beruf noch seine eigne Toleranz (S. 116.) gegen den Vorwurf sichern wird, seine Kunstliebe habe eine Tendenz zu demselben.

Mit großer Wärme empfiehlt der Vf. die meistens so vernachlässigte Künstlergeschichte, und vorzüglich die Lesung des Vasari. Indessen haben junge Künstler oft nicht Kenntniße genug, um diese Hauptquelle der Geschichte des wichtigsten Zeitalters der moder-

nen Kunst gehörig zu verstehen; und das Studium derselben ist durch die Anmerkungen, Zusätze und ~~Veränderungen~~ der neueren Herausgeber, die man gleichwohl nicht entbehren kann, noch verwickelter und mühsamer geworden. Auch fehlt dem Vasari noch viel zum musterhaften Biographen; besonders verliert sich seine Lobsprüche nicht selten zu sehr in eine rednerische Unbestimmtheit, als, daß sie denjenigen eine Vorstellung von dem Charakter der beschriebenen Kunstwerke geben könnten, der sie noch nicht hat. (Bey andern späteren Mahlerbiographen, z. B. dem Malvasia, ist dies freylich noch weit mehr der Fall.) Durch ein Werk, welches die merkwürdigsten Lebensbeschreibungen der Künstler nach Vasari mit Kritik und Benutzung der hinzugekommenen historischen Materialien auf eben die Art liefern, wie hier die des Francesco Francia, Leonardo da Vinci und Pietro di Cosimo verjüngt und durch anschauliche Darstellung besetzt worden sind, würde gleich sehr für Belehrung und für Unterhaltung gesorgt werden. Bey einer Vergleichung mit dem italienischen Original wird es leicht in die Augen fallen, wie glücklich der Vf. durch Anordnung, durch Auslassungen sowohl als ausmalende Züge und eingetragene Betrachtungen seinen Stoff umgebildet hat. Als Probe zeichnen wir nur einige Stellen aus dem Leben des Leonardo aus, an dessen Breyßpiel der Vf. zu zeigen bemüht ist, „daß der Genius der Kunst sich nicht unwillig mit der ernsthaften Minerva zusammen paart; und daß „in einer großen und offenen Seele, wenn sie auch „auf Ein Hauptbestreben gerichtet ist, doch das ganze, vielfach zusammengefezte Bild menschlicher „Wissenschaft sich in schöner und vollkommener Harmonie abspiegelt.“ S. 65. „Zu Erlernung jeder bildenden Kunst, selbst wenn sie ernsthafte oder trübselige Dinge abbildern soll, gehört ein lebendiges und aufgewecktes Gemüth; denn es soll ja durch allmähliche mühsame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in sich verschlossene Gemüther haben keinen Haug, keine Lust, keinen Muth und keine Steigkeit hervorzubringen. Solch ein aufgewecktes Gemüth besaß der Jüngling Leonardo da Vinci; und er übte sich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und Setzen der Farben, sondern auch in der Bildhauerey, und zur Erholung spielte er auf der Geige und sang arge Lieder. Wobin also sein vielbeschäftigter Geist sich auch wandte, so wird er immer von den Mufen und Grazien, als ihr Liebling, in ihrer Atmosphäre schwebend getragen, und beförderte sie, auch in den Stunden der Erholung nicht, den Boden des alltäglichen Lebens.“ S. 71. „Leonardo wußte, daß der Kunstgeist eine Flamme von ganz anderer Natur ist, als der Enthusiasmus der Dichter. Es ist nicht darauf angesehen, etwas ganz aus eigenem Sinne zu gebahren; der Kunstsinne soll vielmehr auf aufser sich heraufschweifen, und sich um alle Gestalten der Schöpfung mit behender Geschicklichkeit herumlegen, und Formen und Ausdrücke davon in der Schatzkammer des Geistes auf-

„bewahren; so daß der Künstler, wenn er die Hand zur Arbeit ansetzt, schon eine Welt von allen Dingen in sich finde. Leonardo ging nie, ohne seine Schreibtafel bey sich zu tragen; sein begieriges Auge fand überall ein Opfer für seine Muse. Dann „kann man sagen, daß man, vom Kunstsinne ganz durchglüht und durchdrungen sey, wenn man so alles um sich her seiner Hauptintention unterthan „macht.“ Sein Tod wird mit rührender Einfachheit erzählt, und der geistvolle Blick auf Raphael am Ende vollendet den ersten Eindruck des Ganzen. Beynah vermißten wir hier das Sonett, welches das einzige Ueberbleibsel von Leonardo's poetischen Gaben ist: (weil er meistens *all' improvviso*, dichtete, so schrieb er wahrscheinlich seine Gedichte selten auf) ob es gleich nicht eigentlich die Kunst betrifft, so konnte es doch Anlaß zu euer anziehenden Einleitung von Vorschriften für sie geben, wenn man dergleichen in seinem Namen und nach seiner Weise dichterisch vorträge. Der Tod des Francesco Francia, welchem seine Bewunderung Raphaels das Leben gekostet haben soll, wogegen sich sonst allerdings große Zweifel erheben, ist durch die Wahrheit der Darstellung so glaublich gemacht worden, wie es nur immer möglich war. Die Vermischung historischer Wahrheit mit Erdichtung in dem Aufsatze: *Raphaels Erscheinung*, können wir nicht ganz billigen. Raphael hat die angeführten Worte wirklich geschrieben; allein es ist darin nicht von einer Madonna, sondern von der in der Farnesina abgebildeten Meergöttingin Gaiathea die Rede, welche, wie man weiß, nicht zu den höchsten Idealen gehört, die Raphaels Pinsel hervorgebracht. Mithin fällt auch der geheimnißvolle Sinn jener Worte ganz weg. Das übrige ein in Raphaels Religion erzogener Künstler, auch ohne Hang zur Schwärmerey, dergleichen artistisch-religiöse Visionen haben könne, ließe sich aus des Benvenuto Cellini's Leben (S. Horen. 96. St. IX. S. 57. u. ff.) vertheidigen, wo freylich eine außerordentliche Lage sie hervorrief. Die Blätter über Michelangelo enthalten (S. 172. u. ff.) ein schön durchgeführtes, erhellendes Gleichniß. Von deutschen Künstlern ist nur dem alten Albrecht Dürer ein verdientes Ehrendenkmahl gesetzt: die von ihm gegebene Schilderung ist so ganz in den ehrenfesten Tone und nach den graden Sitten seines Zeitalters abgefaßt, daß sie den Leser täuschend dahin verleiht. Ueberhaupt bekommt die Schreibart des Vfs. durch eine gewisse alträterliche Einsalt bey ihrem bildlichen Reichthum etwas eigenenthümliches. Sonst ist es sichtbar genug, daß er sich den größten Meister der darstellenden Prosa in unserer Sprache zum Vorbilde gewählt. Rec. erwähnt dies gar nicht als einen Tadel: das Streben nach gründlicher Aehnlichkeit mit dem, was man für das Beste erkennt, und ohne eine gewisse Höhe der Bildung nicht dafür erkennen könnte, ist sehr verschiedenes vom Haschen nach bloßen Aeußerlichkeiten der Manier, noch mehr vom Entleeren einzelner Gedanken und Ausdrücke. In einigen kleinen Gedichten, die keinen Anspruch auf kunstvolle Correctheit machen, ath-

met wahres und herzliches Gefühl, und man liebt sie gern an ihrer Stelle. Die Idee, Gemahle dadurch zu schildern, daß man die gegen einander in Verhältnisse gesetzten Personen redend einführt, ist originell und kann für manche Fälle sehr angeeignet seyn; die beiden Ausführungen derselben S. 91 — 96. gefallen durch ihre Naivität, doch hätte dabei vielleicht mehr Sorgfalt auf die Form gewandt werden sollen. Das einzige Stück in der Sammlung, welches keine Beziehung auf bildende Kunst hat, ist die Geschichte eines unglücklichen Müllers, den „die bittere Mithelligkeit zwischen seinem angeborenen ätherischen Enthusiasmus, und dem irdischen Antheil an dem Leben eines jeden Menschen, der jeden möglich aus seiner Schwärmerie mit Gewalt herabziehet, sein ganzes Leben hindurch qualte.“ Die Wahrheit, das Selbstständigkeit des Charakters ein unentbehrliches Erforderniß zum Künstler sey, damit er das Ungemach der Wirklichkeit, dem sich doch nicht immer entziehen laßt, entschlossen zu überwinden vermöge, damit er unter mannichfaltiger Abhängigkeit die Freiheit seines Geistes erhalte, und nicht zwischen phantastischer Ueberspannung und kranker Erschlaffung hin und her schwanke, prägt sich bey dieser Erzählung dem Gemüth des Lesers auf eine schmerzliche ergreifende Weise ein. Der Vf. macht Hoffnung zu einem zweyten Theile, der Beurtheilungen einiger einzelnen Kunstwerke enthalten soll: ein Geschäft, wozu eine liebevolle Phantasie, nach Michelangelo's Ausdruck:

— *Taffetunsa fantasia,*
Che l'arte mi fece idolo e monarca,

besser berechtigt, wie uns daucht, als scharf beobachtende, aber auch gern verkleinernde, Kälte. Wir wünschen recht sehr, daß die Aufnahme dieser Schrift ihn aufordern mag, sein unverkennbares Talent zur Darstellung weiter zu üben; und wir zweifeln um so weniger daran, daß schon das geschmackvolle Aeußere des Buches die Aufmerksamkeit des noch nicht damit bekannten Lesers empfehlen muß.

LEIPZIG, b. Göschen: *Neue Sammlung von Gedichten von Caroline Rudolphi*. 1796. 303 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese schon längst bekannte und geschätzte Dichterin beschenkt die Freunde ihrer Muse von neuem mit den nicht glänzenden aber sanft erscheinenden Gaben derselben, die man ohne eigensinnige Forderungen empfangen wird, wie sie mit anspruchsloser Unbefangtheit dargeboten werden. Nichts ist hier durch kalte, mühsame Kunst hervorgelockt: diese Lieder sind wie von selbst einem Herzen entfloßen, das seinen immer edlen, zarten und weiblichen Gefühlen nur Stimme zu geben suchte. Und es ist meistens eine harmonische Stimme: die Sprache ist geistig und blühend, nicht mit Bildern überhäuft, aber auch nicht zu arm daran; der Versbau hat eine natürliche

Leichtigkeit, hauptsächlich in den gereimten Sylbenmassen; ob man gleich sieht, daß die Vn. sich nie ein Studium daraus gemacht hat, und daher in Fäulen, wo dies unumgänglich vorausgesetzt wird, heftig gegen die Regeln verstoßt, z. B. in den unregelmäßigen hexametrischen Gedichten: Wie anmuthig und leicht zugleich wie flüßig sind folgende Zeilen, wozu ein Lied auf die Kindheit anhebt:

Lieblieh sind der Kindheit Spiele,
Schön des Lebens Morgenstraum,
Süß die dämmenden Gefühle,
Süß die Fruch' vom Lebensraum.

Unschuld ist der Baum des Lebens
In der Kindheit Paradies:
Der Erkenntniß Frucht, des Strebens
Reißt erst, wo sie es verließ.

Das Lob der Denkkraft S. 157. schließt mit einer überraschend glücklichen Vergleichung. In kalten Zügen wird die gegen jede sinnliche Gewalt wachende Energie des Geistes geschildert. Der Gedanke.

— *falsch* (wie Simon Gais's Thor und Riegel)
Was seine Urkraft lahmern will,
Und tragt's davon auf seinem raschen Flügel;
Wer mag ihm sagen: stehe still!

Nachher heißt es mit Anspielung auf diese Strophe:

Er stellt sie fest, der Möglichkeiten Schranken,
Schwingt sich im Nu vom Nichts zum All,
Vom All zum Nichts — was macht ihm wehnen?
Was fördert des Giganten Fall?

O daß er seine hehre Kraft verschwende!
O daß die Hand der Leidenschaft
Des Hauptes Locken kosennd ihm entwerde,
Und ihn zur Schmach mit Blindheit traste!

Den größten Theil der Sammlung machen lyrische Gedichte aus; voran steht eine Anzahl lehrender Rhapsodien in reimfreyen Jamben, gegen das Ende einige artige Fabeln und Dialoge in Versen. Manche Stücke kündigen ihren Inhalt gleich als ganz moralisch an, in andern nehmen Ergießungen einer sanften Schwermuth, Genuß der Naturfreude oder Miththeilungen des Wohlwollens eine sittliche Wendung. So scherzt die Vn. S. 121. mit einem kleinen Mädchen:

Sorglos foderst du von mir,
Sey es groß, und sey's geringe,
Was dir mangelte, halbst mich schier
Für den Inbegriff der Dinge.

Aber das gute Kind läßt sich auch Versagenen von ihrer mütterlich gesinnten Freundin gefallen, ohne zu murren.

O der Jugend goldnes Glück! —
 Wunsch und Sehnsucht zu verschmerzen
 Ist des Aeltern Meisterstück:
 Und ihr wohnt die Kunst im Herzen.

Wie ungezwungen und vertraulich schließt sich hier die Lehre an den naiven Gegenstand an, der sie veranlaßt! In einigen rhapsodischen Darstellungen, mit Liedern untermischt, (S. 43.) an meine Jungfrauen, erscheint das Talent der Vn. auf eine Art, die Achtung einflößt, mit dem nähern Beruf ihres Lebens vereinigt: die bescheidne Dichterin wird hier gern der liebenden und einfichtsvollen Erzieherin einen Theil des Beyfalls abtreten. Sie wird das letzte in einem noch weitern Umfange seyn, wenn junge

Leserinnen, denen ihre Gedichte vorzüglich zu empfehlen sind, ihr Herz und ihre Sitten wie ihren Geschmack daran bilden; und sie tritt durch die Bekanntmachung derselben keineswegs aus den Grenzen der Bestimmung, die sie ihrem Geschlechte so wahr vorzeichnet:

In uns gekehrt, verkünden weiblich wir
 Dem engen Kreis des Hauses den Genuß,
 Die Seligkeit, die reiner Lieb' entströmt,
 Aus ungegriffener Tugend lobend quillt,
 Die stiller Thätigkeit so frisch entkeimt.
 Dies ist der Dienst, dies ist das Priesterthum,
 Das in der Grazien Gebiet allein
 Der reinen Weiblichkeit nur ziemt und frommt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Küster. Breslau, b. Korn: Das verlassene Dörfchen ein ländliches Gedicht nebst einem Anhange von Elegien. Aus dem Englischen überfetzt von Samuel Gutlieb Burde. 1796. V. u. 74 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (8 gr.) Nicht leicht wird es jemand einfallen, was Hr. B. in der Vorrede für möglich halt, ihn wegen der Wahl des überfetzten Gedichtes zu tadeln. Die *deserted village* von Goldsmith ist ein ruhend schönes elegisches Gemahle. Das einfache und innige Gefühl, das darin ahmet, befehl die zarten, ungeachtet ihrer großen Naivität von jeder unedeln Beymischung reinen Schilderungen des ländlichen Lebens; und die hebbenden Kontraste in dem glänzenden Elende und den Laffern der großen Welt, machen die Rückkehr zu denselben noch erquickender. Die Uebersetzung ist, für sich betrachtet, ganz lesbar, aber eine Vergleichung mit dem Original hält sie auf keine Weise aus. Kein billiger Beurtheiler wird fordern, daß bey einer poetischen Uebersetzung gar nichts verloren gehen soll; aber die Aufopferungen sind hier zu groß und zahlreich, als daß wir sie, so sehr wir die Schwierigkeit des Unternehmens anerkennen, für unvermeidlich halten könnten: Da einmal der weit weniger schöne und mannichfaltige Alexandriner statt der fünfseitigen Fabeln gewählt war, so hätte wenigstens die Zahl der Verse der Regel nach nicht überschritten werden sollen, wie hier häufig, leeren Zusätzen zu lieb, gechehen ist. Im Original heißt es von dem Geistlichen des Dorfes:

His house was known to all the vagrant train,
 He chid their wanderings, but relieved their pain.

In der Uebersetzung:

Dem heimatlosen Volk war längst sein Haus bekannt;
 Ihr Wandern schalt er zwar und ihrer Leichtsinns Sitten,
 Doch immer öffnete sein Herz sich ihren Bitten.

Hier ist mit der Kürze zugleich der ganze Nachdruck des Genusses vernichtet. Noch über ist es folgender Stelle ergangen, wo der Abschied der auswandernden Landleute von ihrer Heimath beschrieben wird:

His lovely daughter, lovelier in her tears,
 The fond companion of his helpless years,

Silent went next, neglectful of her charms,
 And left a lover's for a father's arms.

Dies ist so überfetzt:

Versöhnt durch stillen Harm,
 In Thänen reizender, schlang an dem Vaters Arm
 Die holde Tochter sich, — sein zärtlicher Gefahrte
 Und seines Alters Trost. — Ein Bräutigam erschwerte
 Das Scheiden ihr; — sie floh, verschmerzend den Verlust,
 Aus des Geliebten Arm, an ihres Vaters Brust.

Beynah von jedem Zuge des Originals findet man hier ein doppertes Exemplar: der schönste: neglectful of her charms, ist weggelassen und an dessen Stelle ein Zusatz gekommen, der die ganze Wirkung aufhebt. Auch das *fog* ist sehr ungeschickt; und wie ist durch die verändernde Ordnung der leichte melodische Fortschritt des Bildes zerstört! Doch wir wollen die traurige Verzeihung von Schönheiten, die man vergeben muß, nicht durch mehrere Stellen erweitern. Die Sprache ist ziemlich korrekt, allein sie fällt nicht selten ins prosaische, hauptsächlich durch die verworren und schleppenden Wortfügungen. So ist ebenfalls der Verbau liegend, aber kladlos; auch ist das Hinüberschreiten aus einem Verse in den andern mit wenig Sylben, z. B.

Daß dem getauchten Blick sich die verscherte Seite
 Verbarg.

welches eigentlich der Natur des Alexandriners widerspricht, zu häufig gebraucht worden. Die anhangenden drey Stücke von Beattie, Scott und Jerningham hatten immerhin unüberfetzt bleiben mögen: den Begriff des Deutschen Foes von Englischer Poesie werden sie eben nicht erlösen. Die erste enthält gemeine moralische Betrachtungen; die zweyte die Beschreibung eines schwülen Sommertages, nebst sehr unpoetischen Gedanken, wie man sie allefalls haben mag, wenn einen die Hitze unruhig macht, etwas geschicktes zu denken; die dritte ist eine von den vielen mislungenen Nachahmungen von Grays Elegie auf einem Kirchhofe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 11. Februar 1797.

GESCHICHTE.

OLDENBURG, b. Stalling: *Geschichte des Herzogthums Oldenburg*, von Gerh. Ant. v. Halem. Zweyter Band. 1795. XXIV u. 517 S. 8.

Die Geschichte Oldenburgs ist in diesem zweyten Bande bis zum Abgang des in den Grafschaften regierenden gräflich-oldenburgischen Maunsflammes fortgeführt, und lieferte in der langen Regierung des letzten Grafen Anton Günther, dem Historiker einen schönen Stoff. „Ich schliesse, sagt der Vf. am Ende seines Buchs; treulich sammelte ich, was ich zur Charakteristik Anton Günthers zu sammeln vermochte. Dennoch scheide ich schüchtern, wie ein Maler von dem Gemälde eines Todten scheidet, dessen Bild er aus düsternen Schattenriffen und Freundes-Urtheilen zusammenzusetzen berufen war. Gern wollte ich bey dem merkwürdigen Manne, dem (nach Platos Ausdrucke), um als ein großer König zu glücken, nichts als ein Königreich fehlte. Nach ihm gewinnt die Geschichte Oldenburgs einen gar verschiedenen Charakter. Das selbstständige Ländchen verliert sich unbenemerkt als Provinz eines grössern Staates. Doch stärkt den Geschichtschreiber der Blick in die Zukunft. Er sieht, wie über die Kluft eines Jahrhunderts, Friedrich August, Anton Günther die Hand reicht.“ Dem geschwollenen Theile seiner Arbeit geht also nun der schwolle Vf. entgegen; denn er wird den dünnen Faden, womit sein Vaterland doch immer noch an das Reich geknüpft blieb, bemerkbar machen, und zugleich über das Licht, welches nun auf jenes von Norden her fällt, so berathen müssen, das es genug von demselben beleuchtet werde, und sich nie in dem Glanze verliere. An einem sorgfältigen Studium der dänischen Geschichte wird es der unermüdete Vf. nicht fehlen lassen; er mache sich aber auch die Kunst von Tacitus und Johannes Müller zu eigen, mit wenigen, tiefen Zügen entfernter Begebenheiten in seinen Kreis zu ziehn und so darzustellen, das sich der Kenner darüber freue, und der unkundige Leser genug erfahre. So weit wir den folgenden Stoff kennen, muß es in der Geschichte Oldenburgs eine ganz besondere Wirkung thun, von ihrem Standpunkte aus, die nordischen Gestalten in der Ferne vorbeyschreiten zu sehn; denn gesetzt, sie hätten auch keinen unmittelbaren Einfluß auf Oldenburg, so wirken sie doch wie das Gewitter, welches freylich vorüberzieht, von dem wir jedoch jeden Augenblick fürchten mußten, es werde unsre Gegend berühren. Dann beginnt jetzt der schwerste Theil der Arbeit auch dar-
A. L. Z. 1797. Erster Band.

um, weil seit dem Tode Anton Günthers alle Verhältnisse, alle handelnde Personen ihren individuellen Charakter gegen einen gewissen allgemeinen aufgeben, also nun mehr Ruhe und doch mehr Kraft der Darstellung, feinere und doch tiefere Züge nothwendig werden, um die Bestimmtheit hervorzubringen, ohne welche man nie, also auch in der Geschichte nicht, zur Anschauung gelangen wird, worauf bey ihr alles ankommt. Sicher wird also der Vf. hinfort seine Materialien mehr vor der Form verschwinden lassen, und zu der Leichtigkeit seiner Sprache die Ruhe gefallen. Eine solche Flüchtigkeit der Bewegung, wie er bisweilen gezeigt hat, geziemt sich nicht für die Geschichte; ihre Würde zeigt sich in einem langsamen oder raschen, aber immer kräftigen, selten Gange. Auch muß ihrem Gewande, so reich und prächtig es seyn kann, durchaus nicht nur hin und wieder ein Zierrath verliehen werden, wie es mit unrer Sitte des Vf. ist; überhaupt tritt sie als eine nicht ungewöhnliche, nur grose, mächtige Erscheinung hervor, und ihre Gestalt macht einen gewaltigen, aber nicht auffallenden, Eindruck.

Diese Erinnerungen und Wünsche für den folgenden Band zeigen schon, wie sehr wir den gegenwärtigen schätzen. Dafs in ihm viele ungedruckte Quellen und alle übrigen Hülfsmittel vollständig benutzt sind, dafür gebührt der Dank dem guten Willen und der Lage des Vf.; das sie aber auch mit dem sorgfältigsten Fleiße, mit gesundem Urtheil und Scharfsinn gebraucht worden, und der Gewinn aus ihnen mit Geschmack und dargebracht wird, erwirbt seinem Geiste kein geringes Lob. Da er zugleich eine große Bescheidenheit und Milde der Denkart besitzt: so können wir uns gewifs versprechen, das sein edler Fürst und seine Blüthbürger ihn mit theilnehmender Freude bey der Fortsetzung der oldenburgischen Geschichte bis auf unsre Zeiten in jeglicher Hinsicht unterstützen werden.

Der gegenwärtige Band begreift fast das ganze sechzehnte und mehr als die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in sich, stellt also dar, wie die beiden größten Begebenheiten in der deutschen Geschichte in jenen entfernten Gegenden wirkten, wo selbst durch den Sturm der Völkerwanderung die Ruhe nicht gestört wurde. Man kann das Bestreben des Vf. nicht verkennen, gerade die Scenen, wodurch die locale Individualität jener großen Ereignisse sich offenbarte, besonders herauszuheben; und sein Gefühl, das dies hier Bedürfnis war, erregt schon die Vermuthung, das er ihm glücklich werde Genüge geleistet haben; eine Vermuthung, die hier hinlänglich ge-

rechtfertigt ist. Wenn diese Scenen schon dem eutesten Zuschauer ein ausgezeichnetes Vergnügen verschafften; welchen Werth müssen sie dann für diejenigen haben, welche auf dem Schauplatz derselben täglich umherwandeln.

Das Gemälde von der Reformation in Oldenburg erhält ein lebendiges Colorit durch die Schilderung der einander widerstehenden Charaktere in der graflichen Familie. Die verwitwete Gräfin Anna und ihre beiden ältesten Söhne, Johann und Jürgen, strebten für die alte Lehre, jene weil sie in derselben alt geworden war, diese mehr aus Schwachheit des Geistes und vom mütterlichen Aufsehn geleitet, die beiden jüngern Grafen aber, Anton und Christoph, waren eifrig für Luthers Lehre, zwey kräftige Menschen, von welchen der letzte auch in der nordischen Geschichte eine ausgezeichnete Figur ist. Der Chronikschreiber *Shiphoer* war sein Jugendlehrer gewesen, und hatte, so sehr er nachher selbst gegen Luther eiferte, durch seine Rede gegen das Verderben der Geistlichkeit und durch seine Wahrheitsliebe zuerst seinem Zögling und dessen Bruder Anton jene Stimmung gegeben, welche ihnen die Reformation so verth machte. In seinem zwanzigsten Jahre, 1524, ging Christoph an den Hof und in die Kriegsdienste des Landgrafen Philipp von Hessen, und las hier Luthers und Melancthons Schriften. „Diese sowohl, als der Geist und die neuen Einrichtungen Philipps, hatten dem Jüngling mit der Idee begeistert, auch in seinem Vaterlande die neue Lehre zur Herrschaft zu erheben. Als er zu seiner Mutter zurückkam, welche glaubte, daß die christliche Religion durch dieselbe untergraben würde, „wollte er sie belehren, und gab ihr zu dem Ende ein Büchlein, das Luthers Grundsätze einseitig darlegte; aber sie war es unwillig ins Feuer.“ Desto mehr freute sich der junge Graf, als er einen jungen Geistlichen unter seinen Landsleuten fand, dessen Kühnheit und Denkart mit seinem Charakter und Geist übereinstimmte. S. 39. „Um diese Zeit kam der aus Stadland gebürtige Oldenburger, Ummius Ulrich, ein junger Feuerkopf, nach Oldenburg. Fünf Jahre lang hatte er zu Wittenberg Luthers Lehre eingelesen, hatte auch seinen Gesinnungsbildet, und öffentlich dieselben den Homaz erklärt. Mit Sprach- und Sachkenntnis ausgerüstet, und voll Eifers für die gute Sache, kehrte er jetzt als Magister Ummius in sein Vaterland zurück. Er war, wie man denken kann, ein Mann für die Grafen Christoph und Anton. Sie trieben ihn an, laut wider die Prästereyen zu reden, und die Mönche zur öffentlichen Disputation über Gegenstände der christlichen Lehre herauszufordern. Aber do war keiner von der ganzen Schaar von Mönchen, der es wagte, ihm unter die Augen zu treten: ein großer Triumph für Graf Christoph, der nicht erzwangte, des Magisters Sieg über die Pfaffen seiner Mutter und seinen altern Brüdern mit Wohlgefallen zu hinterbringen. Ummius aber bestieg nun, hiedurch kühner gemacht, im J. 1528 die Kanzel. Die Mönche, so hub er seine Predigt an, siehen das Licht. Laßten sehr ich alle Bürger die-

ser unser Vaterstadt vor Sehnsucht glühen nach der evangelischen Erkenntnis. Nun so sey es dank! mein Gewissen treibt mich; ich will aneinen lieben Mitbürgern das Licht der wahren Lehre anzünden. So predigte er mit wahrer Seltung, und freudig stimmte die ganze Gemeinde deutschen Gesang mit ihm an. Auf diese erste Predigt folgten mehrere gleicher Art. Aber je leichter es rings in den Köpfen der Zuhörer ward, desto mehr entflammte sich der Zorn der Mönche und ihres Anhangs. Auf einmal erhielt Ummius von der Fürstin Anna und ihrem regierenden Sohne, Johann, nicht nur das Verbot, die Kanzel weiter zu betreten, sondern auch den Befehl, bey Strafe schwerer Abardung die Stadt zu verlassen. Die Grafen Christoph und Anton sprachen aber dem betroffenen Magister Muth ein. Er solle bleiben, sagten sie ihm, solle sein angefangenes Werk vollenden, und sich nicht durch Weiberdrohungen schrecken lassen. Ummius blieb. Am nächsten Kirchtag hatte sich ein Mönch zur Predigt gefasst gemacht. Schon war er auf dem Gange zur Kanzel, als er sich gewaltsam zurückgehalten fühlte. Ummius war's, der ihn faßte, ihm die Kutte vom Haupte riß, sich statt seiner auf die Kanzel stellte, und nun mit großer Fassung seinen Unterricht in den vornehmsten Glaubenslehren fortsetzte. Man denke sich den Grimm der Mönche. Ummius war seines Lebens nicht sicher; auch ward er nun als ein Störer der kirchlichen Polizey und Auführer angeklagt. Groß war der Zorn der Fürstin Anna gegen ihre Söhne Christoph und Anton, die Urheber des Unfalls. Die beiden Grafen fühlten selbst, daß sie zu weit gegangen waren, und ließen, um ihre Mutter zu befriedigen, etwas in ihrem Eifer nach. Aber des guten Ummius Gefahr wurde nun um so dringender. Sollt er bleiben, sollt er fliehen? — Es ergingen wiederholte Verbote an ihn; aber es war seine beharrliche Antwort: ihr könnt mich verbrennen; aber ich kann nicht aufhören zu lehren, es sey dann, daß die Flammen über mir zusammen schlagen. Diese Beharrlichkeit ermüdete die verfolgende Fürstin: sie ließ den verharteten Ketzer predigen, und Ummius verschlechte die Märtyrerkrone, nach welcher er zu trachten schien.“

Dieses letzte Urtheil, womit eine Beschreibung voll einer lebenswürdigen Mauerkeit sich schloß, wird man um so mehr hinwegwünschen, je heiliger die Pflicht der Geschichte ist, daß sie den Enthusiasmus der Menschen, wenn nicht die Wahrheit durchaus sie dazu zwingt, durch keine Vermuthung von unedlen Nebenabsichten entweihe. Nach der ganzen Erzählung war der Vf. kaum berechtigt, ein unbesonnenes Jugendfeuer an Ummius zu tadeln; (denn wer kann wissen, wie weit er auch mit Klugheit nach seinen Verhältnissen mit den jüngern Grafen, nach dem Geist dieser rüthigen Jünglinge und der Einwohner Oldenburgs gehen konnte?) keinesweges aber zu dem Urtheil bevollmächtigt, daß der kühne Mann nach der Märtyrerkrone zu trachten schien. Gab es noch andre Züge, welche dies wahrscheinlich machten, so mußten sie hier mitgetheilt werden.

Uebrigens ist die ganze weitere Geschichte der Reformation in Oldenburg mit Milde und Klugheit erzählt, so wie auch nach dem Tode der Fürstin Anna und nachdem Graf Johann die Regierung an seinen Bruder Aaron abgetreten hatte, alle die wichtigen Veränderungen, welche die eingeführte neue Lehre nach sich zog, ohne bedeutende Unruhen zu Stande kamen. Im J. 1573 ward die erste protestantische Kirchenordnung gemacht, deren Verfasser Homelmann war, anfänglich katholischer Prediger und abgesetzt, weil er den Wahrheiten der lutherischen Lehre seinen öffentlichen Beyfall nicht verlag hatte; also ein Mann, von dem man erwarten konnte, daß er von dem Sectengeiste, der schon unter den Protestanten wüthete, sich rein erhalten habe. Wenn man sich wegen des reinen Lutheranismus der Kirchenordnung eine ruhige und glückliche Zukunft in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst versprechen konnte; so hatte man vielleicht noch mehr Grund dazu wegen des äußerst geringen Ansehens, welches der Adel schon damals in diesen gesegneten Ländern besaß. Er hatte freylich im ganzen Deutschland noch dem Landfrieden und der Bestellung ordentlicher Gerichte einen großen Theil seiner Macht verloren, und war auch durch den vermehrten Luxus immer abhängiger von den Fürsten geworden. „Besonders aber war der oldenburgische Adel, wenn er je, (wie davon doch keine bestimmte Spur vorhanden ist) als Ritterchaft in Ein Corpus vereinigt gewesen wäre, dennoch zur Organisation eines landständlichen Controls nicht zahlreich genug; wie denn auch während der langen Trennung der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst der Adel beider Länder sich einander zu fremd geworden war, als daß er sich zu gleichen Zwecken hätte vereinigen können. Durch alles dieses erhielt die landesherrliche Macht ein entscheidendes Uebergewicht, und der Regent die noch bestehende Alleinverwaltung des Staates. Und schwerlich hat das Land dabey verloren, daß hier nicht, wie in den meisten andern deutschen Provinzen geschah, damals eine Vereinigung einiger Stände zur Theilnahme an der Staatsverwaltung Statt gefunden hat; denn wahrscheinlich würde sich auch hier der Adel als Stellvertreter des ganzen Bauernstandes aufgeworfen, und so diesen, hier im Lande so überwiegenden, Stand von dem eswanigen Landtage ausgeschlossen haben.“

Wenn man bey dem Gedanken an die unbedeutende Rolle, welche der Adel in den beiden Grafschaften spielte, zugleich einen Blick auf die vielen guten Regenten derselben wirft, deren Reihe in unsern Tagen von einem so herrlich begonnem hat: so kann man nicht anhin, Einen Grund von dieser schönen Erscheinung in jenem Umstände zu suchen. Keine Nebenbuhlerrey in Verwaltung des Staates reizte den Regenten zum Argwohn, welcher die Quelle so vieler Lasten und Fehler ist, zu einer eifersüchtigen Bewahrung seiner Macht; kein Stand hielt es für seine Pflicht, ihn es an Pracht gleich zu thun, weil er abhän-

liche Rechte gleichsam zu repräsentiren hatte, und daher wurde der Luxus nicht für den oldenburgischen Hof eine Schule jener groben Lafter der feigen Welt, wodurch Regenten und ihre Kavaliere so oft ihre Menschheit weiterverderben und verlieren. Der Graf von Oldenburg und Delmenhorst ward durch nichts von der lieblichen Idee entfernt, daß er für seine Unterthanen ein Vater sey, dessen Kinder sammtlich gleiche Rechte besitzen. In unsern Zeiten gar, wo der Adel immer mehr in den Bürgerstand verschwindet, konnte der Beherrscher jener kleinen Ländchen ohne irgend ein Hinderniß das herrliche Schauspiel geben, daß er ein Volk regiere, welches den Unterschied der Stände bey sich nicht kenne. Jene schöne Gleichheit der Menschen, die man sonst nur in Republiken erlebte, konnte er zu den großen Vortheilen der strengsten Alleinherrschaft gesellen, und wenn er den Mangel einer guten Constitution wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seiner Verwaltung nie bemerkbar werden ließe, so würde die Hoffnung, daß dereinst einer seiner Nachfolger dies vielleicht nicht vermöchte oder wollte, doch durch den Gedanken an die Reichsverbündung sehr geschwächt werden. Alsdann würde, wie die Chaucen im ältesten Germanien sich vor den übrigen Deutschen an Cultur gerade deshalb auszeichneten, weil sie wegen des Kampfes mit der Natur in ununterbrochener Thätigkeit und innreich in Erfindung von Vertheidigungsmitteln seyn mußten, für ihre Nachkommen es zur Aufforderung, nach einem ähnlichen Vorzug zu streben, werden müssen, daß sie der besten bürgerlichen Ordnung in Deutschland gessen. Unverkennbare Spuren von den wohlthätigen Wirkungen, welche eine brennende völlige Gleichheit der Bürger eines wohlverwalteten monarchischen Staates auf die Gemüther und die Lebensweise hat, giebt es unter ihnen schon jetzo.

(Der Beschluß folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Graf Lilienhain*, ein psychologischer Roman. 1795. 486 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Graf Lilienhain findet Fräulein Auguste am Wasser bey'm Angela, sucht sie verliebt zu werden — sieht und wird verliebt — macht darauf Bekanntschaft mit dem Fräulein — wird ein wenig eifersüchtig — schreit wieder aus — nimmt Pistolen und schießt seinen Hund todt, um sich Mörder nennen zu können — beknüftigt sich wieder — schwört Augusten ewige Freundschaft (obz nichts weiter) bey einer Zusammenkunft, wo er noch den schrecklichen Kampf mit dem Gedanken, die Unschuld zu werden, kämpfen muß — schlägt alsdann im 2ten Buche eine Einladung aus — kommt aber doch und geißelt der Schwester seiner Geliebten, Franziska, die nun die Vertraute ihrer Liebverwird — erhält dann einen Bescheid, worin die Geschichte der Franziska ausführlich ent-

haben ist — mißs sich noch zu guter Letzt mit dem Bruder seiner Angestellte ausführen, und führt nun endlich die Braut nach Hause. Dies ist der ganze Inhalt

eines Romans, der zur Erlebensgefeelenkunde so gut wie die Gefährliche eines Nachtwandlers seinen Beytrag liefern wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. H. v. b. Blumner: *Specimen editionis novae epistoliarum Aristotelis*. Accedunt Jo. Banfii, Balii, Lambi Graeci in Pantomann Vignis. Cura Fr. Jac. Bach. 1796. 46 S. 8. Hic. Leg. Becc. Basi, der den Literaten- und Philologen schon durch seinen kritischen Versuch über Platos Symposium, und neuerlich durch seine bey des Hn. v. Locella Ausgabe des Xenophon Ephesus geleisteten Dienste vortheilhaft bekannt ist, wurde bey einer Vergleichung einiger Handschriften des Aristoteles in der kaiserl. Bibliothek zu Wien auch auf den dort befindlichen einzigen Codex des Aristoteles aufmerksam, und da er fand, daß die daraus geleistete erste Ausgabe des Sambucus, so wie die Versuche späterer Kritiker eine gewissenhafte Benutzung dieser Handschrift noch gar nicht überflüssig machen: so brachte ihn dies auf den Gedanken, selbst eine neue Ausgabe jenes Sophisten zu veranstalten, wovon bey der 27 und 28te Brief des ersten Buchs, als Probe abgedruckt, und mit einem Commentar begleitet erschienen. Die Vorrede giebt eine sehr würdige Nachricht über diesen seltenen Codex, und die Urtheile, welche der Vf. über seine Vorgänger in der Bearbeitung des Ar. fällt, sind gewiss eben so befriedigend, als verständig. Dem Text ist eine neue, vom Vf. selbst verfertigte lateinische Uebersetzung untergelegt, da die von Mercier ungenügend, und von Apollinischem Schmuckplätzchen zu sehr belegen ist. Beyn griechischen Text ist die neue, der gewöhnlichen lateinischen gleichgebrachte Interpunction beobachtet worden, über deren Gebrauch sich der Hr. Baron v. Locella in seiner unangeführten (A. L. Z. 1797. Nr. 27) angezeigten Ausgabe des Xenophon Eph. weitläufiger erklärt hat. Hier dürfen wir Hn. Balii doch bitten, erst mehrere Stimmen über diese Neuerung abzuwarten. Einige der zeither allgemein in griechischen Drucken beobachteten diacritischen Zeichen, die vom lateinischen abweichen, sind doch gewiss alt, und die Erläuterung der alexandrinischen Schule, und wie wenig ist im Ganzen durch diese Geschicklichkeit mit den lateinischen Interpunctionen gewonnen! Der Rec. behält sich vor, bey einer künftigen Gelegenheit seine Gedanken über das verloren gegangene Werk des Grammatikers Nicomachus Chiosus (S. *Philologiae Alerodoti*, p. 137. f. 183. etc.), und was daraus für uns noch zu folgern ist, mitzutheilen. Im Commentar, der hinter den Text zu stehen kommt, will der Vf. theils die Bemerkungen und Kritiken seiner Vorgänger in einen fruchtbaren Auszug zusammenfassen, theils seine eigene Erläuterungen beifügen. Freylich möchten solche Leser, welchen es überhaupt mehr um Erläuterung als kritische Sichtung zu thun ist, die Entziehung, die schon Abschreib. bey seinem Texte befolgte, die Varianten und Conjecturen gleich unentzerrigen, bequemer finden, in welchem Fall die Uebersetzungfügiger hinten angefügt werden könnte; und dann gewähre der erklärende Commentar gewiss einen weit reinern Genus. Allein da möchte überhaupt auch noch die Frage zu beantworten seyn, ob die Lesung dieses Phrasenjägers und Schönredners aus einem so späten Zeitalter für sich einen solchen Genus gewähre? Doch die Arbeit des Herausg., wie schon in diesem Specimen mehrmals mit vielem Scharfsinn gefehlen ist, überall die Originalstellen andeuten kann, von welchen der Sophist seinen Schimmer er-

hoberte. Ueberall zeigt sich der Vf. als einen bescheidenen, und die Einfälle seiner Vorgänger sowohl, als die Spuren seines Codex klug beurtheilenden Kritiker. Einzelne Stellen von seiner feinen Kritik anzuhören, gestattet der Rec. nicht. Nur bey einer Stelle scheitern wir die gewöhnliche und auch vom Codex bezeugte Lesart gegen Balii und Hn. Balii in Schutz nehmen, Beide wollen im 2ten Brief v. 21. *αὐτὸν* als ein Glossem des gleich darauf folgenden *αὐτὸν* ausreithen, und Hr. Balii hat es wirklich eingeklammert. Rec. findet es aber zur *αὐτὸν* des nachfolgenden Satzes unentbehrlich. Ein verfehlter *Grck*, daß die Spröde (zu der wir, beyläufig, das Original in seiner Stadierung des Theokrits XX. 13. finden) *girs nach mir, und er wird ihm nicht einmal ein Blick zu Theil. Er tragt geistig durch mein Geschehen*. Hier erwartet nun jeder wieder einen Nachsatz, der auch nicht fehlt, wenn wir nur *παρὰ* unangeklochten lassen. *Uebrigens* — Die Erklärungen zeigen überall von einer ausgetreuten und wohlgeordneten Befahrenheit, besonders wo spätere Wortformen, die in den Wörterbüchern bis jetzt vermisst oder nicht bewiesen wurden, ausgezeichnet sind. Nur bey der Stelle, wo das über die Pantomannianer entzogene Publicum unter andern Beyfallsbezeugungen auch rhytmische Anaphoren hören läßt, (*ὁμοῖα ἀνδράσι καὶ ποταμῶν ἰσχυρὰ*) scheint der Vf. über den Wunsch, eine neuere merkwürdige Theateranecdote von einer Vorstellung der Räuber in Weimar beizubringen, das rechte Sinn jener alten Sine übersehn zu haben. Die Acclamationen in und außer den Theatern geschahen bekanntlich allezeit mit einem gewissen Rhythmus (gewöhnlich in trochaeis octonariis, woraus in der Folge die gereimten Verse Leonini entstanden sind). So heißt es bey Dio Cassius LXXIII. 2. p. 1227. *ὁμοῖα ἰσχυρὰ ἔσθον ἔργα. Reimarus* zum Dio p. 1000. 138. In Ferrari bekannnen Werke *de veterum acclamationibus et placis* finden wir weitläufige Sammlungen darüber, woraus auch deutlich ist, daß man sich gleichsam in Antiphonen, *ὁμοῖα ἀνδράσι*, wie es Ar. hier ausdrückt, oder in Wechselchören antwortete. Im Ferrari II. 6. wird auch das bekannte *αὐτὸν*, oder das freudige Emporschreien der Reider, wozu der Kaiser Aurelian einige Schnupftücher austheilen ließ, durch weit mehrere Stellen erläutert. Auch die gleich darauf folgende Redemart *ἰσχυρὰ καὶ δύναμις* wird Hr. B. nicht mehr von Hn. und Herlaufen im *rauen Geschehen*, durch eine Glisse des Hesychius verliert, erklären, wenn er die Stellen bey *Spanheim* ad Call. II. in Pall. 23. p. 617. verglichen hat, woraus erhellt, daß *δύναμις* hier das anglische *Auf- und Niederretouren* selbst bedeutet. Wir haben übrigens durch diese Bemerkungen dem uns sehr achtungswürdigen Vf. nur unsere Aufmerksamkeit beweisen wollen, und hoffen um so mehr Glauben zu verdienen, wenn wir versichern, daß seine Ausgabe des Aristoteles gewiss eine Bereicherung der griechischen Literatur aus jenem Zeitalter der erbornen Tölpel werden müßte. Den Liebhabern der griechischen Sprache müssen auch die am Ende wieder abgedruckten griechischen Jamben des Hn. Prof. Balii auf die Zauberin Vignis, und ihre geschmackvolle Verdenschrift durch Hn. *Thürmer* ein sehr angenehmes Geschenk seyn. Des Verfs. *αὐτὸν ἔσθον ἔργα. Τροχάϊος οὐκ ὄντος*, möchte sich wohl kein Leser schämen dürfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Februar 1797:

GESCHICHTE.

OLDENBURG, b. Stalling: *Geschichte des Herzogthums Oldenburg*, von Gerh. Ant. v. Hattem etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das zweyte von jenen beiden großen Ereignissen in der deutschen Geschichte, welche dieser Band berühren mußte, den dreißigjährigen Krieg und den westphälischen Frieden, konnte der Vf. um so lebendiger nach seinem Einflusse auf die Grafschaften darstellen, je mehr die Beschaffenheit derselben von dem rastlosen Geist abhing, welcher die lange Regierung des letzten Grafen Anton Günther belebte. Theils wütheten die Flammen des grüßten ununterbrochenen Krieges, welchen die Geschichte kennt, so weit umher, daß auch die äußersten Spizen von Deutschland nicht unberührt von ihnen bleiben konnten; theils bewirkte die Theilnahme der nordischen Könige an demselben und das Verhältniß des oldenburgischen Grafen zu der königlichen Familie in Dänemark, daß sein Land mehr als vielleicht sonst geschehn wäre, in die kriegerischen Unruhen gezogen wurde; besonders aber hatten das System von Mansfeld und Christian von Braunschweig, ihre Heere vom Raube zu unterhalten, und die Verbindung, in welcher sie mit den Niederlanden waren, zur unausbleiblichen Folge, daß man die gesegneten oldenburgischen Felder zur Kriegsscene wählte.

Bewundernswürdig ist der Graf Anton Günther, wie er es in dieser gefährlichen Lage nie mit dem kaiserlichen Hofe und mit den nordischen verdarb; wie er den Stroom des Krieges, wann er fürchten mußte, sein Ländchen werde von demselben verschlungen, mit Klugheit und Kraft ableitete; wie er mitten unter Stürmen immer größern Wohlstand verbreitete! Der Vf. hat dies alles trefflich dargestellt, und es scheint ihm kein Zug entgangen zu seyn, wodurch dieses Gemälde von der letzten glorreichen Thätigkeit des alten herrlichen Grafenstammes in Oldenburg hätte verschönert werden können.

Der Betriebsamkeit von Anton Günther verdankt das Herzogthum auch seinen gegenwärtig so einträglichen Weyerzoll. Die Erzählung von den vielen Hindernissen, welche er zu überwinden hatte, ehe er hier siegte, interessiert gewiss jeden Liebhaber der Reichsgeschichte, wenn er sich um die deutsche Staatenhistorie auch nicht besonders bekümmern sollte; und um so eher darf man hier eine Uebersicht von den Verhandlungen über den Weyerzoll erwarten.

A. L. Z. 1797. Erster Band.

Die beiden vorzüglichsten Gründe, welche der Graf, als er ihn suchte, für sich anführen konnte, waren diese: von der Nordsee und drey Flüssen, der Weser, der Hunte und der Jade, wurde sein Land bey stürmischen Fluthen mit verderblichen Ueberschwemmungen bedroht; der große Kostenaufwand, um es zu schützen, um die Weser schiffbar zu erhalten, indem die Untiefen weggeräumt werden u. s. w.; ist sehr vortheilhaft für das Reich, dessen Grenzen dadurch verwahrt werden, dessen Handel dadurch befördert wird: zweytens, wenn nun ein mäßiger Zoll an einem Flusse, welcher eine Strecke von zehn Meilen am oldenburgischen Gebiet entlang fließt, zum Ersatz dafür bewilligt wird, so kann sich niemand im Reich darüber beschweren; denn theils wird er nur aus den Niederlanden kommende Waaren treffen, theils bey seiner Mäßigkeit keine Steigerung der Waaren veranlassen, indem die nur durch die Zolleinrichtung größere Sicherung und Erleichterung der Fahrt vielmehr den Handel befördern und so die Preise verringern muß; am wenigsten Ursache zur Beschwerde hat aber die Stadt Bremen, welche durch Ausübung ihres, zur Beschwerde der oldenburgischen Eingekesselten reichenden, Stapelrechts ohnehin große Vortheile genießt. Das kurfürstliche Gutachten über die Bitte des Grafen verlangte Besichtigung des Locals, und auf den Bericht der zu derselben ernannten Commission erfolgte ein kurfürstlicher Collegialschluß (1619. d. 6. Sept.), wodurch der Graf zu Anrichtung des Weyerzolles berechtigt wurde, nach gegebener Verlichung, daß die Kurfürsten sammt ihren Angehörigen und Unterthanen von demselben gänzlich frey seyn sollen. Nun erhoben die Bremer laut ihre Stimme und stützten sich unter andern auf den sonderbaren Grund, daß die stürmischen Fluthen nicht den Grafen, sondern den Unterthanen, Schaden zuzugun; sie drangen aber vergebens auf eine neue Commission und wandten sich eben so vergebens an den Reichshofrath, unter dem Vorwande, daß die ganze Angelegenheit eine Justizsache sey. Während der Stürme des dreißigjährigen Kriegs wagten sie es dennoch, die Zollerhebung zu höhnen, und waren so thätig in Wien, daß die Sache noch einmal vor die Kurfürsten gebracht wurde, und diese schützten den Grafen um so eifriger in seinem Besitze, je eifriger sie die Rolle betrachteten, welche der Reichshofrath in dieser Angelegenheit zu spielen begann, seitdem die Bremer die Einrede brauchten, daß der Punkt der Oberhoheit über die Weser zwischen Oldenburg und ihrer Stadt bey dem Kammergerichte rechtsgängig sey, und bevor solcher entschieden wor-

Bbb

Digitized by Google

den, dem Grafen auch keine Zollgerechtigkeit, welche jene Oberbormässigkeit voraussetzte, zugestanden werden könne. Ein Schreiben des kurfürstlichen Collegiums machte freilich bemerkbar, daß jene beiden Sachen völlig von einander verschieden wären; es ward dennoch eine neue Commission bewilligt, auf welche man aber keine besondere Acht hatte, da jetzt die westfälischen Friedensunterhandlungen begannen. Es war eine Präliminarproposition von Frankreich und Schweden; daß alle die Zölle, welche während der Kriegszeit eingeleglichen seyen, aufgehoben werden sollten. Die Bremer boten nun alles auf, um den Weser-Zoll unter die eingeleichen zu bringen. Der kaiserliche Abgesandte aber, Graf von Trautmannsdorf, der überhaupt ein Engel des Friedens war, gab seine Einwilligung, daß der Oldenburgische Weserzoll nach der von den Kurfürsten zu dem Ende beliebten Clausel dem Friedensinstrumente einzuverleiben sey. Die Generalstaaten verwandten sich nur einmal noch für Bremen, welches über seine Widerpenflichkeit sogar in die Reichsacht gerieth, und zuletzt den Zoll anerkennen mußte. So vollendete Anton Günther in seinem hohen Alter eine Sache, die er in seiner Jugend angefangen hatte. (S. 233 — 45. 338 — 49. 360 — 88.).

Ein besonderes Lob verdient dieses historische Werk wegen seiner außerordentlichen Vollständigkeit, die freilich in dem Grade nur bey Darstellung der Schicksale eines so kleinen Landes, wie das Herzogthum Oldenburg, möglich seyn möchte. Nichts ist den wachsamten Blicken des Vf. entgangen; er zieht selbst die Bemerkungen von Auswärtigen über sein Vaterland in seinen Kreis, die physische Geschichte des Landes und die Veränderungen in Verfassung und Verwaltung des Staats, die Sitten jedes Zeitalters, und die Denkart, die Schicksale eines jeden ausgezeichneten Oldenburgers, vorzüglich aber auch das häusliche Leben der Regenten findet man hier mit gleichem Fleiß beschrieben. Von der Darstellung des letzten müssen wir noch eine Probe geben, theils weil die historischen Werke von der deutschen Staatsgeschichte noch in so wenige Hände kommen, theils um auch die bloß neugierige Klasse von Lesern mehr für dieselben zu gewinnen. Sie bestche in der Erzählung des Verständnisses zwischen dem Grafen Anton Günther und einem Fraulein von Ungnad aus einem altdeutschen österreichischen Geschlecht, deren Vater in Ostfriesland lebte. „Sie besuchte bisweilen mit ihrer Mutter den Oldenburgischen Hof; und Anton Günthers Herz ward erobert. Darf man den dürftigen Nachrichten trauen, so ging der letzten Günstbezeugung ein Eheversprechen vorher, welches eine, mit des Grafen Blute gezeichnete, schriftliche Versicherung bestätigte. Als aber das Fraulein schwanger ward, und nun auf die Erfüllung der Zusage drang; da gerieth bey dem Grafen das Herz mit der kalten Vernunft in Kampf. Sprach das Herz für Elisabeth; so schmeichelte die kaltere Vernunft ihm mit der Aussicht, Lehnserben zu sehn, welche ihm, das wußte er, die Verbindung mit einem Fräulein aus dem niedern Adel nicht ge-

ben konnte. Er machte einen seiner Günstlinge zum Vertrauten seines Versprechens und seiner Bedenklichkeit, es zu halten.“ Der Zweifel zeigte schon, daß sein Entschluß so gut wie gefaßt sey, und daß er nur Mittel suche, sich des Versprechens zu entledigen. Natürlich hatte sich der Graf einem Manne anvertraut, von dem er versichert war, daß er diese Absicht zu begünstigen geneigt seyn würde. Der Günstling mehrte dann die Bedenklichkeit seines Herrn, verschönerte die Aussicht auf hohe Verbindungen, wodurch er Lehnserben gewinnen könnte, und versprach, mit dem Fraulein in Unterhandlung zu treten. Der Graf liefs sich einen Versuch gefallen, sein Versprechen mit seinen Wünschen in Verein zu bringen. Ungesamt eilte der Günstling in Elisabeths Gemach, drang sich auch ihr zum Vertrauten auf, und machte sie so treuherzig, daß sie ihm des Grafen schriftliches Eheversprechen vorzeigte. Der frohe Verräther ergriff das Blatt, warf es in das nahe Caminfeuer, und stoh zum Grafen. Mit dem Papiere, so wußte er, sey auch das ganze Versprechen vernichtet. Aber den Grafen empörte die Unredlichkeit des Verfahrens; Liebe, Mitleiden und Reue erwachten in seiner Seele. Was habt ihr gemacht? rief er und stürzte in des Fräuleins Zimmer. Die Brust entblößt, die Blicke wild, ein Messer in der Hand, stand die trostlose Schöne vor dem Feuer, das ihre theure Verschreibung verzehrt hatte. Der Graf hielt sie zurück, verdamnte des Günstlings Verfahren, tröstete die Weinende, und — ehelichte sie nicht.“

Bey einer solchen rühmlichen Vollständigkeit dieser Geschichte Oldenburgs ist es leichter zu verzeihen, daß sie öfters das Ansehen von gehäuftem Materialien hat, so gut diesel auch im Detail mögen verarbeitet seyn, und es ihr an Einem alles verbindenden Geist fehlt. Sie scheint auf das Interesse eines bestimmten Publicums berechnet zu seyn, und darum dürfen wir sie nicht länger nach dem Ideal richten, welches bey den Specialhistorien Deutschlands uns vorschweben sollte; in dieser Hinsicht glauben wir uns keine Pflicht bey Anzeige des ersten Bandes erfüllt zu haben. In eine Geschichte des Oldenburgischen Staats würde z. B. alles dasjenige, was Graf Christoph als Gouverneur von Dänemark that S. 46 — 55., eben so wenig gehören, als die Handlungen des Königs Heinrich des Dritten von Frankreich, so lange er auf dem Polnischen Throne saß, in die französische Geschichte. Das Oldenburgische Publicum dankt solche Abschweifungen dem Vf. gewiß, und sein Werk, so lehrreich für jeden Geschichtsforscher, kann auf den Ruhm Anspruch machen, daß es die vollständigste Geschichte ist, die wir von irgend einer Provinz des deutschen Reichs besitzen.

Bey der Schilderung der wichtigsten Begebenheiten, welche dieser zweyte Band begreift, hatte der Vf. den großen Vortheil, daß er zwey solche Figuren, wie die Grafen Christoph und Anton Günther in den Vordergrund stellen und in Thätigkeit während derselben zeigen konnte. Man sieht durchaus, daß ihm die

dieser Vortheil nicht unbemerkt blieb; denn er hat so viel als möglich uns diese beiden Gestalten hervorgezogen; allein die Weise, wie er sie zuerst aufführt und sie charakterisirt, wann sie den Schauplatz verlassen, scheint nicht jene bezaubernde Manier zu seyn, durch welche der genialische historische Geist hinreißt; auch begehrt er die Unschicklichkeit, uns den Schauplatz und die Situationen der Helden seiner Geschichte noch weitläufig zu schildern, wann sie dieselben schon verlassen haben. Man braucht nur eine Verzeigung mit manchen Parthieen dieses Werks vorzunehmen, und wir würden es mit weit größrer Theilnahme betrachten. An der Composition fehlt es überhaupt dem modernen Geist in der Historie mehr, als an allen übrigen historischen Tugenden, und doch muß uns ihr der befeelende Hauch hervorgehn, welcher durch alle übrige Vorzüge nur genährt, nicht erzeugt werden kann. Was wir übrigens über die Charakteristik selbst in der gegenwärtigen Arbeit nach dem gesagten noch zu äußern hätten, können wir dem edeln Vf. auf keine humane Weise mittheilen, als wenn wir statt aller Kritik eine Schilderung Anton Günthers, der für das ganze deutsche Publicum so merkwürdig seyn muß, nach den hier gegebenen Nachrichten, ihm wiederum zur Beurtheilung vorlegen, in Vergleichung mit der S. 110 und 452. entworfenen:

Von der Natur mit einem offenen Sinn und allen Vorzügen zum Genuß des Lebens ausgerüstet, hatte Anton Günther seit seiner frühesten Jugend ein Schicksal, welches den Forderungen entsprach, zu welchen er berechtigt war. Ein Geist voll Talente zu jeder Unternehmung, ein wohlwollendes Herz, ein außerordentlich gesunder, schöner Körper von mittler Größe und ein angenehmes Gesicht, wo man Beseidenheit und Majestät in den großen blauen, scharfschneidenden Augen, auf der gewölbten hohen Stirn, in der gebogenen Nase, dem wohlgebildeten Mund vereinigt erblickte, waren von der Natur ihm geschenkt. Erzogen von einem Lehrer, welcher sich hütet, an den Gaben derselben nichts zu verderben, hat er früh Gelegenheit, die Kühnheit, wodurch er sich auszeichnet, durch ritterliche Geschicklichkeit zu erhöhen, und hat kaum das zwanzigste Jahr erreicht, so sieht er durch den Tod seines Vaters sich in den Genuß der Herrschaft versetzt. Dafs seine üppige Kraft und sein Jugendfeuer ihn zur Unmäßigkeit in demselben verleite, dies war die Klippe, an welcher alle seine Vorzüge und sein Glück scheitern konnte; aber eine Reise, die seinen wißbegierigen Geist beschäftigt, die Hindernisse, welche er bey Erlangung des Weisheitslozes zu besiegen hat, und vorzüglich die allgemeinen Stürme der Zeit, die seinen ganzen Ehrgeiz, seine ganze Vaterlandsiebe zur Antrengung rufen, führen ihn glücklich dieselbe vorüber. Von Geschäften umringt bleibt er für jeden Genuß des Lebens gestimmt, und mitten unter den Freuden derselben, thut er allein seinen Pflichten als Regent auf eine bewundernswürdige Weise genug. Beide aber, Geschäfte und Genuß, halten ihn nie von der gewissenhaftesten Aus-

übung der kleinsten Pflicht zurück, welche sein frommes Herz ihm gegen das höchste Wesen auferlegt, und die tiefste Demuth vor demselben lehrt ihn zugleich Wohlwollen gegen seine Untergebenen. Nur ein einziges mal weicht er offenbar von der Tugend ab, die Liebe verführt ihn zu einem ungesetzmäßigen Verkaufnisse, und der Wunsch, den Glanz seines Hauses nicht sinken zu lassen, zur Aufopferung seiner Geliebten; aber aller Vorwurf, der sein übriges Leben treffen kann, geht eigentlich nur auf diesen einzigen Fehltritt. Weil ihm nämlich Stammeserben fehlten, so achtete er bisweilen im Alter nicht so sehr des Landes, als sonst, um für das Glück des Sohnes jener Liebe zu sorgen. Häusliche Seeligkeit wäre ihm am Abend eines solchen Lebens zu wünschen gewesen, da man mit Ehrfurcht und Bewunderung den Greisen in ganzen Reich betrachtete. Das Schicksal scheint ihn einem so kleinen Lande zum Beherrscher gegeben zu haben, damit es offenbar werde, wie schwer es sey, auch nur ein kleines Volk gut zu regieren; und die Zeitsumstände entschädigten ihn für den niedrigen Schauplatz seiner Talente, indem sie durch den dreißigjährigen Krieg vor die Augen der Welt gezogen wurden.

AURICH, b. Schulte B. HALLE, in Comm. d. Curtischen Buchh.: *Offriess- und Hartlungerland* nach geographischen, topographischen, physischen, ökonomischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen von *Johann Conrad Frese*, Königl. Preuss. Kriegscommissar u. f. w. Erster Band. 1796. IV u. 463 S. 8.

Es ist ein erfreulicher Anblick, wie man dort in Norden von Deutschland, wo ehemals der Bund der Chaucen sich ausgebreitet hatte, bemüht ist, die Kunde von seinem Vaterland aufzuklären und der literarischen Welt mitzutheilen, zum Beweise, wie sehr man in demselben sich glücklich fühlt. *Wards* und *v. Haften* haben uns Werke über die Geschichte von Offriessland und Oldenburg geliefert, bey welchen man es sich gern erinnert, dafs sie in der Nähe des lehrreichsten Schriftstellers über die deutsche Geschichte, des verstorbenen *Möfers* in Osnabrück, entstanden sind; zur Geschichte von Jever haben wir gute Beyträge erhalten, eben so zur Kenntniß der Herzogthümer Bremen und Verden; das Bisthum Münster, von welchem auch ein Theil zur ehemaligen chaucischen Republik gehörte, hat seinen eignen Geschichtschreiber erhalten, so dafs die Bewohner des Landes, auf welchem jene ehemals stand, sich fast alle einer geläuterten Kenntniß ihrer Vorfahren rühnen können. Um so mehr faßt es auf, dafs wir noch keine Geschichte der Reichsstadt Bremen besitzen, die ein so wichtiges Geschenk für die Geschichte unsers Reichs wäre.

Der Vf. der vor uns liegenden Schrift hat diese Freude uns noch vermehrt. Man merkt es ihr, trotz der bisweilen ungebildeten Schreibart, bald an, dafs sie mit Urtheil und außerordentlichen Fleiß von einem kundigen Mann abgefaßt ist, und wir brauchen nur die Ueberschriften der Abschnitte z. B. von den Land-

Landständen, von den Deichen und Syhlen, von den Märchen, Seeanwäthen, Poldern und Groden, auszuzeichnen, um jeden, welcher von der dortigen Gegend und der ostfriesischen Verfassung nicht genaue Kenntniß hat, zu überzeugen, wie viel hier für ihn zu lernen sey. Wie sehr aber auch die Einheimischen sich von dem Vt. gründlichen Unterricht müßen versprochen haben, scheint aus dem zahlreichen Subscribentenverzeichnisse zu erhellen. Eines Auszugs ist eine solche Schrift nicht fähig; wer sich durch sie belehren will, muß einen jeden Abschnitt ganz durchgehen. Ein anschaulicheres Bild vom alten Germanien wird in ihm während der Durchsicht entstehen, und wenn er sich auch besonders für Ostfriesland nicht interessiert, wird er doch zu Revision mancher Ideen über Deutschland überhaupt dadurch veranlaßt worden.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Reinicke u. Hinrichs: *Natur und Kunst oder der Charakter des Menschen gründet sich auf die Erziehung*. Eine Geschichte in zwey Theilen aus dem Englischen der *Mistress Inchbald*. 1797. 250 S. 8. (18 gr.)

Ein Werk von der Vfn. der *einfachen Geschichte* konnte man nicht anders als mit den günstigsten Erwartungen zur Hand nehmen: aber freylich entscheidet es sich bald, daß sie hier nicht im mindesten befriedigt werden. Die Noth, welche M. I. damals als ihre Muse angab, hat ihr ungleich schönere Dienste geleistet, als die lehrende Absicht, welche ihr jetzt zur Seite steht, und durch den Titel schon so bestimmt angekündigt ist. Man vermist gänzlich das liebliche und innige Interesse, welches sie sonst der

eigenhüthigen Sonderbarkeit, oder der Unvollkommenheit ihrer Helden so zart zu erhalten wußte; kaum sind einige Spuren einer leichten Darstellungsgabe sichtbar. Die *Kunst* ist übel verdeckt, die *Natur* ist peinlich und man endigt mit widerwärtigen Eindrücken. Die Gefühllosigkeit und das Elend des einen Bruders und seiner Nachkommenschaft sind weit lebhafter geschildert, als die Gutmüthigkeit der andern Linie, und der kärgliche Lohn, den sie davon trägt, anziehend gemacht werden. Dem jüngern Heinrich scheint es nur an Entschlossenheit zu fehlen, um sich früher ein bessers Loos zu verschaffen. Fast zwanzig Jahre muß er darauf in entfernten Welttheilen umherirren, um seine Geliebte, zwar unverheirathet und treuefindend, aber doch um so viel gealtert, wieder zu finden. Man begreift nicht, warum dieser Zeitraum nicht abgekürzt, und die Einbildungskraft des Lesers auch hier so gar strenge behandelt worden ist, da die Vfn. sie durch das Unglück und die Verworfenheit eines andern armen Mädchens, die von ihrem Verführer als Richter das Todesurtheil für ein Verbrechen empfängt, schon genugsam gequält hat. Was den Hauptplatz betrifft: der Charakter gründet sich auf die Erziehung; so hat sie ihn durch ein Beyspiel sehr methodisch zu erweisen gesucht, aber durch ein andres ihm widersprochen: denn wo lag der Unterschied der Erziehung bey dem ersten Bruderpaar, das nach des Vaters frühem Tode mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken zur Stadt kam? — Einzelne sowohl wahre als rührende Auftritte werden auf diese Art durch die mangelhafte, ängstliche Anlage und nachtheilige Wirkung des Ganzen verächtet. So viel von dem Original. Die Uebersetzung ist noch weniger lesenswerth, und in hohem Grade nachlässig hingeworfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Ohne Druckort, selbst ohne eigentliches Titelblatt: *Vorlesung/ste Anweisung im Rechnen*, der Jugend in den Landeschulen, sowohl die sogenannten Speciales als auch die Bruchrechnung und Regel de Tri nach einer tabellarischen Ordnung gründlich und leicht beyzubringen. 4 Bogen. 4. — Diese Ueberschrift finden wir auf der ersten Seite des A Bogens mit großen Buchstaben, wie sonst auf dem Titelblatt gewöhnlich sind, das also auch hierdurch wohl entbehrlich gemacht werden soll. Am Ende der Vorrede zum zweyten Abschnitten und vortheilhaften Gebrauch dieses Apparates, steht Auirich den 10. Febr. 1773, ohne daß übrigens auch hier weder Vfn. noch Verleger genannt ist, weshalb es uns vorkommt, als ob man

diese verlegene Waare bloß deshalb wieder zur Messe gebracht habe, damit sie durch eine neue Recension wieder zur Noth des Publicums komme. Da sie Schrift vornehmlich zum Gebrauch der Landeschulen in Ostfriesland verfertigt worden ist, so giebt ein vorläufiges Verzeichniß für jene Gegend an, wie viel Einheiten bey Zahl-, Maas- und Gewichtrechnungen von jeder kleinen Sorte auf die nachfolgende größere Einheit gehen. Eine wissenschaftliche Methode aus Begriffen die Rechnungsvorschriften zu entwickeln, darf man hier nicht suchen, sondern man findet bloß die Regeln zu einem mechanischen Verfahren und eine Menge dahin passender Exempel nebst dem beym Rechnen vorkommenden Kunstwortern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, B. Götschen: *Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst*, von Jos. Friedr. v. Racknitz, Churfürstl. Sächs. Hausmarschall etc. *Erste Lieferung*, in 12 colorirten Blättern in Fol. nebst der Erklärung und Geschichte zu jeder der 6 einzelnen Abtheilungen, jede Abtheilung einzeln pagirt, zusammen 80 S. gr. 4. nebst 12 eingedruckten Kupfern und einem besondern Titelkupfer. 1796. (3 Friedr. d'or.)

Der Probeheft dieses für die Verzierungskünste und Architektur merkwürdigen und in seiner Art bis jetzt einzigen Werkes ist schon in diesen Blättern (A. L. Z. 1796. No. 103.) weitläufig angezeigt und nach Verdienst gewürdigt worden. Wir wurden durch jene Probe zu keinen gemeinen Erwartungen berechtigt, da der dort gelieferte Arabeskengeschmack der Erfindung und Ausführung nach alles leistete, was die mühsamste Anstrengung der Kunst auf einem so beschränkten Raume zusammendrängen konnte; und so konnten wir uns in der That kaum einen leisen Zweifels erwehren, ob auch bey der Ausführung im Ganzen gleicher Geschmack im Erfinden und Zusammenstellen, gleiche Sorgfalt in der artistischen Ausführung und Colorirung aller einzelnen Blätter beweisen dürfte. Allein wir gestehen mit Vergnügen, daß jener Zweifel durch wiederholte Betrachtung und gewissenhafte Prüfung der nun wirklich erschienenen ganzen ersten Lieferung völlig gehoben, und unsre Erwartung davon eher übertroffen als getäuscht worden ist.

Die Leser erinnern sich aus der ersten Anzeige, daß jede dieser Darstellungen zwey große colorirte Kupfertafeln, auf der ersten das Gemälde einer ganzen im Geschmacke dieses Volkes decorirten Zimmerwand, auf der zweyten die dazu gehörigen Meubles, und einen erklärenden Text dazu nebst zwey eingedruckten Kupfern, einer Anfangs- und Schlußvignette, enthalten soll. Dem zu folge empfängt der Liebhaber hier die sechs ersten Darstellungen in folgender Reihe 1) der Aegyptische — 2) der Heturische — 3) der Arabesken — 4) der Herculanische — 5) der Römische — 6) der Chinesische Geschmack. Die aesthetischen Unitarier dürfen freylich gegen diese Pluralität des Geschmacks etwas einzuwenden haben, und vielleicht wäre das Wort *Manner* in dieser Bedeutung weniger anstößig gewesen. Allein A. L. Z. 1797. Erster Band.

der Vf. kann sich durch den Sprachgebrauch im Allgemeinen vollkommen rechtfertigen. Unbegreifliches, daß Völker und bloße Manieren, z. B. Aegyptischer Geschmack, Arabeskengeschmack, neben einander in den Hauptrubriken figuriren müßten. Viel leicht hätte dies wirklich bey einer kritischen Sichtung nach der Geschichte vermieden werden können, wo der Arabeskengeschmack der Alexandrinische, der Herculanische aber der Griechisch-Unteritalische geheißen hätte. Aber dann müßte wohl auch der Etrurische Geschmack in den Campanisch-Griechischen verwandelt werden.

Die Gesichtspunkte, aus welchen ein Werk, wie dieses angesehen und beurtheilt werden kann, sind eben so verschieden, als die Kenntnisse und Könnfertigkeiten, die sich zur Hervorbringung desselben schwerlich die Hand bieten mußten, selbst verschieden sind. Indess lassen sich doch die meisten auf folgende Fragen zurückführen: Wie ist die Erfindung und Zusammenfetzung der Kunststücken und Vignetten ausgefallen? Wie sind die gegebenen Zeichnungen von den Kupferstechern und Malern ausgeführt worden? Und was leistet der zur Erklärung beygefügte Text?

Was die Erfindung und Zusammenstellung anlangt, so wird kein Unbefangener den ausgebreiteten Kenntnissen, der geschmackvollen Auswahl der einzelnen Gegenstände, und dem feinen, in der Zusammenordnung des Einzelnen zum Gemalde sich überall zeigenden Künstlerblick des Hn. v. R. seine Hochachtung und Bewunderung verlegen können. Man muß viel gesehen, und sein Auge durch Decorationen im Großen vielfältig geübt haben, um aus Kunstsammlungen und Kupferwerken etwas so passendes und zielreiches, was nicht bloß auf einer niedlichen Foliotafel im Modell, sondern auch im Großen bey der Ausführung selbst seine volle Wirkung nicht verliere, zusammen zu fügen und zu verbinden. Wir beziehen uns hier zum Beyspiel auf die Mustertafeln zum Herculanischen und alt römischen Geschmack. Man sieht die Herculanische Tafel nach zehnmaliger Betrachtung immer mit neuem Vergnügen an. Die in denselben angebrachten Gemalde sind sämmtlich aus dem *Pitture d'Ercolano* so zusammengestellt, daß sie auf ein Bacchanal, den Lieblingsegenstand aller Wandverzierungen, Beziehung haben. Die Laub- und Blumen- gewinde zwischen den Pilastern, die in den kleineren Feldern angebrachten Freyfüße, und Genien, alles stimmt in reiner Harmonie zusammen. Die schönste Wirkung thut die in der Mitte als Prospect durch die Oeffnungen angebrachte Landschaft. Sie ist aus St. Non *Voyage pittoresque de Naples et de Sicile* genom-

men, und stellet die Arbeiten bey den Nachgrabungen im Herculaneum vor. Die Tauchung wird dadurch aufs angenehmste verneht, und man glaubt wirklich in einer Sommerhalle eines Herculanischen Landhauses zu sehn und von da den Blick ins hohlaufgebundene Theater und die dunkeln Gänge jener *Scavazioni* zu werfen. In einer nicht weniger edeln, aber noch ernsthaften, Manier ist die der Darstellung des römischen Geschmacks für die Zimmerverzierung besessene Zeichnung. Sie ist ganz im architektonischen Styl eingerichtet, und dazu die so genannte römische Säulen-Ordnung gewählt worden. Die zwey Statuen in den Nischen, die in den obern Medaillons angebrachten Tänzerinnen, alles ist auch hier in seiner Uebereinkünftung gedacht, so wie die in der Mitte durch nichts unterbrochene Aussicht auf die *Rotonda* aus ganz in das alte Rom versetzt würde, wenn nur die zwey von *Bernini* angelegten Thürmchen zu beiden Seiten der majestätischen Halle weggelassen worden wären. Denn diese Verunstaltung alter und neuer Zeit dürfte vielleicht dem ganz reinen Eindruck des Alterthums hier eben so sehr zuwider seyn, als in der Aegyptischen Geschmackstafel die Ansicht auf den Lustempel und auf das morische Schloß zu Rosette aus zwey ganz verschiedenen Zeitaltern die Tauchung stört, wo man sich durch die übrigen auch hier schon aufzufassenderen Umgebungen ganz in das alte Aegypten versetzt zu sehn glaubt. Die zu dem Herculanischen und altrömischen Geschmack gehörigen zwey Aneinanderstufen verathen in der Auswahl der hier aufgestellten Hausräthe gleichfalls den wahren Kenner der Antike und den geschmackvollen Decorateur. Da es ausgemacht ist, daß die Römer in jenen blühenden Zeiten, wobey der V. diese Tafel dachte, den altnordischen Sabinischen und Reisten Etrurischen Geschmack in ihren Geräthen und Gefäßen ganz abgelegt, und dafür mit den griechischen Formen auch so gar die griechischen Namen angenommen hatten (z. B. *diota*, *authepsa*, *lychnuchi*, *mensa Delica*, *lecti Arehici*): so war es ein feiner Gedanke des V., beide Tafeln als ein Ganzes zu denken, und auf der römischen Tafel nur bronzene Gefäße, auf der herculanischen diese Neubles abzubilden. Die Originale zu alten diesen Sachen befinden sich unter den ausgegrabenen Alterthümern im Museum zu Portici, und sie sind bis auf den Thronseffel, der im Theater zu Herculaneum gefunden worden seyn soll, richtig abgebildet. Denn da wir wissen, daß es dem V. um die genaueste Treue auch in diesen Kleinigkeiten zu thun ist: so dürfen wir hierbey die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diesem Throne zwey wesentliche Dinge fehlen, ein Kissen, welches aufgelegt und weggenommen werden konnte, und hier durch die blaue Farbe des Sitzes nicht ersetzt wird, und ein Fußschmel, der bey diesen hohen Thronseffeln nicht fehlte. Auch sollte in der Erklärung S. 14. dieser Thron nicht eine *Sella curulis* genannt worden seyn, die, wie aus den Abbildungen auf den Denaren der *Cestii*, *Nerboni*, *Lothii* u. s. w. (S. *Ehrl. Doctr. N. V. Tom. V. p. 318.*) und aus *Plutarchs* *biographie* *aristoteli*

bekannt ist, gerade die Form des Tabourets hatten, wovon auch auf dieser Tafel eine Abbildung gegeben ist. Wir würden auf ähnliche Weise die Etrurischen Verzierungstafeln durchgehen können, wo der Prospect auf die Ruine des hohen Tempels zu Paestum gewiss sehr passend gewählt ist, weil dadurch zugleich ein Wink erteilt wird, daß alles, was wir gewöhnlich Etrurischen Kunstgeschmack zu nennen pflegen, so gut wie jene Vasengemälde, die neuerlich so viel Liebhaberey und Nachahmung erregt haben, gar nicht in Etrurien, sondern in Unteritalien oder Großgriechenland zu Hause gewesen sey. Allein wir dürfen die Grenzen dieser Anzeige nicht überschreiten, und können daher nur noch der zu jeder Abtheilung gehörigen, dem Text selbst eingedruckten Titelvignette und Schlusskupfer, als einer vorzüglichsten Zierde dieses Werkes gedenken. Sie sind sämtlich von dem schon durch andere altliche Zeichnungen rühmlich bekannten Hofconducteur *Schmidt* in Dresden gezeichnet, und stehen in der genauesten Beziehung mit den einzelnen Geschmacksdarstellungen. So giebt, um nur einige Beyspiele anzuführen, die Vignette zum Herculanischen Geschmack, die Ansicht der Stufen des Herculanischen Theaters von unten her. Im Vordergrund erblickt man das von Lava gebildete Gewölbe, welches den übrigen Theil des Theaters bedeckt. Das Endkupfer giebt die Fassade des Theaters von Herculaneum, nebst den bronznen Bildsäulen, die in den Arcaden zwischen den Vomitorien gefunden worden sind. So ist bey dem römischen Geschmack in der Vignette ein im alten Styl erbauetes Gartenhaus, der *Casino* des Papsts Pius IV., mit geringen Abänderungen vorgestellt, und auf dem Endkupfer ein Sarkophag mit dem römischen Säulencapital.

Bey den colorirten Haupttafeln kam alles auf die Auswahl der Farben und die sorgfältige Ausführung durch die Mäler selbst an, und hier müßen wir eingehen, daß die Reinheit der Contoure, die vom Hn. *Arnold* getzt, und die höchste Sauberkeit und Lieblichkeit der Colorirung, die unter Hn. *Schönheits* Aufsicht geschieht, in allen übrigen Abtheilungen der schon bey dem Arabesken geschmack in den Probetafeln gerühmten Vollkommenheit nicht allein ganz bekommen, sondern sie auch in einzelnen Parthien so gar noch überstreffen. Wer mit den artistischen und mechanischen Schwierigkeiten bey dieser Art von Arbeit nur etwas bekannt ist, wird uns bey der strengsten Prüfung dieser Gemälde, (denn diese Benennung kommt ihnen allerdings zu,) keiner Parteylichkeit oder Uebertreibung beschuldigen, wenn wir versichern, daß diese Zartheit und Richtigkeit im kleinsten Detail mit der Lieblichkeit und Harmonie vielleicht noch nie in der Aquatintmanier so erreicht wurde. Um sich recht lebhaft hiervon zu überzeugen, nehme man nur die Etrurische oder Herculanische Mustertafel vor, und betrachte auf der ersten die kunstreichen und vielleicht nur nach vielen vergeblichen Versuchen erreichbaren Verschmelzungen und Abflusungen des vielerley Roth gegen die sonst in dergleichen Malereyen nur allzugreß absteichenden dunkeln Massen, und auf der zwey-

ren die unendliche Mannichfaltigkeit der hellsten Farben im gefälligen Gegensatz und Verhältniß zu einander, ohne alle Beleidigung des Auges durch schreyende Buntheit. Gewiß, hier öffnet sich dem Aufmerksamsten ein ganz neues Feld zu Beobachtungen, und führt uns auf die wahre Farbentheorie der Alten zurück, wovon wir bey unsrer Decorationen, Zimmer- und Scenemahlerey bis jetzt nur wenig ahndeten, wovon aber die alten, wie vielleicht dem Kenner die prismatische Einfassung von Farbenstreifen um die Altdorvandinische Hochzeit allein schon beweisen kann, vorzüglich unterrichtet waren. Dabey darf in diesem Werke die gewissenhafte Aufmerksamkeit nicht übersehen werden, womit antiken Gegenständen auch das Colorit des Alterthums — eine Klippe fast aller neuern colorirten Nachahmungen der Antike — gegeben wurde. So sind auf der Tafel, die den herculanischen Geschmack vorstellt, die in denselben als Wandstücke angebrachten Bachaule bey aller ihrer Kleinheit, nicht allein außerordentlich deutlich, sondern auch ganz nach der Angabe in den *Pitture d' Erculano* und nach den Blättern, welche in Rom mit eben den Farben gefertigt wurden, die auf den herculanischen Originalen zu Portie selbst zu sehn sind, colorirt. Man bekommt durch diese kleine Muster auf einmal eine deutliche Vorstellung vom Effect der hellen Farbengebung in der *entarteten* Malerey, womit ohne Zweifel jene alten Wandgemälde alle ausgeführt wurden, wie *Reisenstein* Frouard, Hr. *Hacker* in Neapel, noch neuerlich erwiesen hat. Eben so hat die architektonische Ausschmückung der römischen Mustertafel durch die *Giallo-Abrico* Säulen, die hier sehr gut colorirt sind, ganz den edeln Ernst erhalten, den ein diesem Geschmacke verzierter Saal wirklich haben mußte, und so ist gleich auf der ersten Tafel die naturgemäße Colorirung, die der Farbe der ägyptischen Grautöcke, aus welchen die alten Nilanwohner ihre Werke zusammensetzten, so nahe kommt, ein wahres Meisterstück, und um so mehr als Muster aufzustellen, da man sich über die ägyptische Architectur und Kunstverzierung eine so irrige Vorstellung macht, und glaubt, sie könne nicht buntheitreich und verschärft genug seyn, ein Irrthum, der auch einer sonst sehr empfehlungswürdigen Sammlung, den bey Leo in Leipzig erscheinenden *Ideen zu Zimmerverzierungen* B. I. n. 3. tab. X. ein ganz ungenießbares Blatt von sogenannter ägyptischer Decoration einverleibt hat, der hochtwerdigen Sudeleyen, die unter den Nahmen *Versuche über das Costum* zu Wien 1796. (1 Abth. tab. B. C. D.) herauskommen sind, nicht zu gedenken. Man träumt von Porphyren und Basalten die in diesen hohlen Farben dort nirgends vorhanden waren, wie durch die neuesten mineralogischen Untersuchungen des *Musei Borgianus* zu Veletri außer allem Zweifel gesetzt ist, und zieht den strengen, düstern Charakter der Aegyptereine bunte Narrenjacke an. — So vollkommen die Colorirung ist, so richtig sind im Ganzen die Zeichnungen und Stiche von der Hand der besten Künstler in Dresden, und wir sind höchstens nur einmal, als z. B. bey den zu lang gedehnten Pri-

ster-Caryatiden gleich auf der ersten ägyptischen Tafel, und bey dem etwas zu hoch gehaltenen Augenpunkt im Prospect der Straße zu Nankin auf der letzten chinesischen Tafel, etwas angestoßen. Aber gerade diese Tafeln waren auch die ersten des ganzen Werkes, das bey seiner Entstehung überhaupt nicht auf diesen Umfang berechnet war, und man kann schon aus der Genauigkeit und Präcision, womit die folgenden ausgeführt sind, auf die immer zunehmende Vollkommenheit des Ganzen schließen.

Was endlich die Erklärungen oder den jedem Abschnitte beygefügen Text anbelangt, so sind auch diese dem Zwecke, den sich Hr. v. L. dabey vorsetzte, vollkommen angemessen. Er wollte laut seiner eigenen Angabe in dem Prospectus, darinn eine Uebersicht der Geschichte des Geschmacks jedes Volkes, das hier aufgeführt wird, nebst einer Anleitung geben, wie derselbe bey uns noch zur Zimmerverzierung angewandt werden könne. Der Vf. dachte sich dabey reiche Liebhaber, die, zufrieden mit einem allgemeinen Ueberblick, vorzüglich nur über die Anwendbarkeit dieser Mustertafeln zu ihrem eigenen Vergnügen unterrichtet zu seyn wünschten. Allzuangenehm's Detail würde hier also wenig Dank verdient haben. Der Tact des feinen Weltmannes leitete ihn von selbst auf jenen Auspruch Martialis: *lato comvis, nolo placeat cognit*. Auch sind für den, der weiter einzudringen Lust hätte, am Ende jedes Abschnittes die Hauptwerke angeführt. Ganz besonders haben uns in diesen kleinen Abhandlungen, die lehrreichen Bemerkungen über die Verbesserung des Geschmacks in Decorationen durch geschickte Benützung des Alterthums gefallen. Man lese z. B. nur, was der Vf. über die bescheidene Anwendung der Arabeske im Abschnitt vom Arabesken Geschmack, über die sogenannte Malerey à l'Arabesque, und über die Verbannung der schwerfälligen seidenen Wandtpeten durch gefällige Wandmalereyen gesagt hat. Der letztere, ganz vorzüglich schon gerathene, Abschnitt ist auch schon durch einen besonders Abdruck im *Modesjournal* noch mehr im Umlauf gesetzt worden.

Der vielfältige Nutzen eines Werkes von einem solchen Umfange und einem so seltenen Fleiße in der Ausführung springt von selbst in die Augen. Die wandelbarste aller Gaukelgestalten, die Mode, verändert sich, die Kleidungen ausgenommen, in keinem Artikel des neuern Luxus so schnell, als in den Zimmerverzierungen und Hausgeräthe. Diese letztern werden zum Theil durch Lebensart und Klima schon bestimmt, und in allen diesen Fällen muß freylich die Form dem Bedürfnisse untergeordnet bleiben. Darum sollen in diesem Werke die Manieren verschiedener Völker aus ganz entgegengesetzten Klimaten und Zeitaltern nebeneinander aufgeführt werden. Eine lehrreiche Gallerie selbst für das Studium der Menschen- und Sittengeschichte, wie sie Th. Pennant in seinem bekannten Plaque einerallgemeinen Völker- und Ländergeschichte durch Kupfer und Bildwerk wohl phantaziren, aber nicht ausführen, konnte: Aber es mußten doch auch hier in der leichtsinnigen Unbeständig-

digkeit und Wechsellaut der Mode sich noch gewisse allgemeine Regeln des Schönen und Zierlichen denken lassen, die reine Einfachheit mit Mannichfaltigkeit verbinden. Garve, der es nicht unter seiner Würde hielt, die Moden einer eigenen Untersuchung zu unterwerfen, bemerkt daher sehr scharfsinnig (*Versuche über versch. Gegenstände der Moral* Th. I. S. 173.) das „in dem Maasse, als sich die Formen der Gebäude und „Hausgeräthe den eigentlichen Kunstwerken nähern, „als sie einen bestimmteren Zweck und festere Regeln „der Schönheit haben, sie auch weniger den bloß ei- „genfinnigen Veränderungen unterworfen sind, der- „gleichen die Mode im Schnitt und Farbe der Kleider, „die fast ganz willkürlich sind, machen kann.“ Und eine Approximation zu diesen sehr wünschenswerthen festern Regeln und Zwecken läßt sich durch die Aufstellung des Racknitzischen Werkes nicht ohne Grund hoffen. Denn überall hat der Vf. dem Alterthume, welches gewiß auch hierin von den bestmöglichen Schönheitsregeln ausging, den verdienten Vorrang zugestanden, und die gealligsten Formen desselben zum Muster aufgestellt. Aber außer diesem höhern ästhetischen Gehalt versprechen wir uns auch von diesem Werke noch manche Vortheile für einzelne Theile der Kunst und für die in ihrer Ausbreitung mitwirkenden Künstler. Rec. hat, indem er dies schreibt, selbst einen sehr überzeugenden Beweis davon vor den Augen, indem die Verzierungen der herculanischen

Geschmackstafel von einem geschickten Künstler zu einer Theaterdecoration bey einer heroischen Oper ganz im Großen sehr gut ausgeführt worden sind, wovey nur die Prospekte auf die Ausgrabungen im Herculan mit einem der dramatischen Vorstellung angemessenen Gegenstände vertrauft werden durften. So ist ihm auch eine namhafte Kunstschule bekannt, wo dies Werk, dessen Preis verhältnißmäßig nichts weniger als theuer ist, zu Musterzeichnungen für die Zöglinge angeschafft, und mit gutem Erfolg gebraucht worden ist. Endlich sind, die geschmackvollen Vignetten und Endkupfer von ihrem Erfinder, dessen Geschmack in Gartenverzierungen schon aus Hirschfelds Gartenkalendern und andern ähnlichen Werken hinlänglich bekannt ist, alle auf verschiedenartige Gartenparthieen berechnet, und so lassen sich einzelne Aufgaben daraus auch als ein Beytrag zu den jetzt so beliebten Ideenmagazinen für Gartenfreunde und die Landchaftsgärtnerney ansehen. Kurz das ganze Werk ist ein schöner, blüthenreicher Krauz, den *Sachsen* Künstler unter der sorgfamen Leitung und Pflege eines sehr verständigen und uneigennütigen Kenners zur Ehre ihres Vaterlands gemeinschaftlich geworden, und dadurch der Nation ein Werk gegeben haben, dessen sich, nach seiner gewiß zu hoffenden Vollendung, kein anderes Land in solcher Vollkommenheit zu rühmen haben wird.

KLEINE SCHRIFTEN

PHILOLOGIE. Halle: *Animadversiones ad quosdam Luciani libellos*, auct. *Wilhelmo Lange*. Gymn. Luth. Halens. Collega. 1795. 27 S. 8. Diese Anmerkungen beziehen sich auf das *Somnium*; den *Nigrinus*; die Abhandlung *quomodo Historia conficienda sit*; den *Isaromenippus*; de *Calumniam non temere credenda*; de *morte Peregrini*; den *Demonax*; de *mercede conducti*; *Cetopoli*; *rhethorici precepta*. Einige derselben enthalten bloß einen Ausdruck der Billigung bey den Anmerkungen der andern Herausgeber; andre sind belehrend, indem sie die Verbeßerungen anderer mit neuen Gründen unterstützen; oder dieselben befreiten; oder auch neue Erklärungen und Verbeßerungsvorschläge enthalten. In den meisten Urtheilen stimmen wir mit dem Vf. überein; wenn aber derselbe im *Nigrinus*, S. 52. die gemeine, von *Hemsterhuis* angegriffene Lesart *hai autis* *hai ego* *duoyis*, auf diese Weise zu rechtfertigen sucht, daß er *ego* durch *paivvda* erklärt, (*itaque eadem ratione qua ego confiteris te infimare? eiusdem cuius ego uoluisse cupimus?*) so können wir dieses unmöglich dem Sprachgebrauche oder dem Geiste Lucians angemessen finden. Wir erinnern uns, daß in der Bibliothek der L. und K. 1. S. 52. vorgeschlagen wird: *evayoi* *hai autis* *idoyis* *duoyis*; mit Berufung auf S. 36. p. 77. In dem *Isaromenippus* S. 1. billigt Hr. L. die Verbeßerung von *Solanus* *ai ebat*, so daß in diesen Worten eine bequemere Stelle anwies: *hai tait ai* oder *ziwot*. Im *Demonax* S. 2. schlägt er *hai* *phorogias* *epitais* vor, welches

nicht unwahrscheinlich ist, ob schon auch die gemeine Lesart *evayoi* nicht gerade zu verworfen werden kann.

Ebenfalls: *De Fabulis Romanensibus ut vocantur historicis disputatio*, auct. *W. Ilhemo Lange*. P. D. 1795. 23 S. Nachdem der Vf. eine Definition des historischen Romans verfaßt hat, in welcher ein wesentlicher Umstand, die poetische Darstellung fehlt (denn *elegantis imagine* drückt das nicht aus) stellt er die vorzüglichsten Gründe für und wider diese Gattung auf. Bey den letztern wird aber zu sehr auf das historische Heldengedicht Rücksicht genommen und selbst der Mäuschen gedacht, wodurch der Gesichtspunkt offenbar verückt wird. Weitläufig heft sich der Vf. bey den Gründen auf, welche man gegen die (zufällige) dramatische Form vorgebracht hat, wodurch er den Streit wiederum nach einer ganz andern Gegend hinführt. S. 46. wird endlich die Frage aufgeworfen, ob diese Gattung des Romans den Grundätzen des Schönen angemessen sey, und dieselbe für gleichbedeutend erklärt mit der Frage: Ob überhaupt die bis jetzt vorhandenen Gattungen mit neuen vermehrt werden dürfen? Durch welche Wendung sich der Vf. freylich ein gutes Spiel macht, da ihm nichts zu thun übrig bleibt, als gegen die willkührliche Beschränkung des Gebietes der Schönheit zu declamiren. Der Vf. verfährt gleich im Anfang, in seiner Schrift *totum quæstionem ex e parte quidem absolutum* ist. Dieses ist leider! nicht bloß ein Ausdruck der Bescheidenheit geblieben,

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 14. Februar 1797.

GESCHICHTE.

- 1) Erom, b. Pote: *Jac. Bryant Observations upon a Treatise, entitled, a description of the Plain of Troy, by Monsf. Chevalier. 1795. Vlu. 49 S. gr. 4.*
- 2) LONDON, b. Payne: *A Dissertation concerning the War of Troy, and the Expedition of the Grecians, as described by Homer; shewing that no such Expedition was ever undertaken, and that no such City of Phrygia existed, by Jac. Bryant. 1796. 196 S. gr. 4.*

Jakob Bryant ist einer der gelehrtesten, hypothesenreichsten und paradoxesten Kopfe unter den jetzt lebenden Engländern. Dies beweisen seine frühern zahlreichen Schriften, mit denen die beiden jüngsten, welche wir hier anzeigen, nicht im Widerspruche stehen. Bereits vor mehr als 20 Jahren ging er mit dem Gedanken um, die historische Existenz des alten Troja ganz zu vernichten, und er schrieb d. 28. Jun. 1775 an Michaelis in Göttingen (S. Michaelis literar. Briefwechsel Th. 2. S. 506.), dem er die neue von ihm besorgte Ausg. von Wood's *Diff. upon the Genius and Writings of Homer* übersandte: er werde noch einen besondern Tractat über Troja und die Geschichte Troja's herausgeben. „Ich zweifle sehr, fügte er hinzu, an dem Troischen Kriege, und bin überzeugt, daß die Stadt Troja des Homer nie existirte. Das Buch, welches ich Ihnen hier übersende, und die Karte, mit welcher es begleitet ist, bestärken mich in meiner Meinung.“ Ehe noch Bryants Abh. erschien, gab der Prof. Daltel in Edinburgh *Lechevaliers* Beschreibung der Ebene von Troja heraus, und lenkte dadurch die Untersuchungen der Gelehrten von Neuem auf diesen Gegenstand. Lechevaliers Meynungen, die den seinigen in der Hauptsache so ganz entgegen gesetzt waren; die unfreudliche Art, mit der die vorigen Bearbeiter dieses Gegenstandes, vornehmlich Engländer, in dieser Schrift behandelt und abgewiesen wurden; endlich der entscheidende Ton der Gewissheit, wo nur Wahrscheinlichkeit statt hatte, veranlaßten die in einem bescheidenen und anständigen Tone abgefaßte Gegenchrift Nr. 1), wodurch Br. sich nur den Weg zu der Hauptschrift N. 2) ebenen wollte, die nun seit einigen Monaten erschienen ist, und in England großes Aufsehen erregt hat. (S. N. Deutscher Merkur 1796. Dec. S. 401.) Da die erste, polemische Schrift in einer Anzahl einzelner Gegenkritiken, Berichtigungen, Zweifel und Widerlegungen besteht: so laßt sich nicht gut ein Auszug daraus machen. A. L. Z. 1797. Erster Band.

chen. Wir begnügen uns daher, den Ideengang der Hauptschrift Nr. 2) auszuheben, und beyläufig einiges aus der frühern Schrift, welche ohnedem großentheils, oft wörtlich, in die letztere übergegangen ist, anzudeuten. In eine eigentliche Widerlegung der Hypothese von der Nichtexistenz Troja's und des Troischen Krieges werden wir uns nicht einlassen, da die Seichtigkeit der Gründe, auf welche sie gebaut ist, dem Kenner des Alterthums, dem keine Lieblingshypothese den rechten Gesichtspunkt verrückt, in die Augen springen muß.

Der Vf. gesteht, daß Homer an vielen Stellen seinem Gedichte einen solchen Anfrich zu geben gewußt habe, als behandle er eine wahre Geschichte; aber dennoch kämen in ihm so manche Widersprüche, ein solcher Mangel an Zusammenstimmung vor, daß es eine Beleidigung gegen die Vernunft wäre, ihm einigen Glauben beyzumessen (S. 9.). Paris raubte die Helena nicht; die Griechen bewaffneten sich nicht gegen den Frauenräuber; Troja in Phrygien ward nicht belagert; es existirte dort kein Troja. Diese Entdeckungen kommen Schlag auf Schlag, und nun erst folgt die Deduction, die aus dem offenbar Fabelhaften und Ungereimten in jener Geschichte hergenommen ist. Wenn die mythische Hülle und Einkleidung einer Thatfache ein Recht giebt, die Thatfache selbst für ein bloßes Märchen zu halten: so hat der Vf. vollkommen Recht. Er sagt recht eigentlich ab, an, von der Helena, die aus einem Ey ausgebrütet worden, vom Paris, dem Besuche der Göttinnen bey ihm, seiner Reise nach Sparta, dem Raube der Helena. Dies alles sey natürlich Fabel, eben so wohl als folgendes: daß sich unzusaammenhängende Landschaften von ganz Griechenland, rohe Barbaren, wegen der Privatfache eines einzelnen Fürsten zu einer auswärtigen Seeunternehmung, dergleichen unter ihnen noch unerhört war, sollten vereinigt haben. Man kriegte sich damals nur wegen geraubter Heerden. (Man kann so viel zugeben, daß an dem Hellenischen großen Fürstenbund, wie wir ihn im Homerischen Schiffsverzeichnisse finden, die Phantasie der Barden großen Antheil hatte; und daß die Hofsung unermesslicher Beute, nicht aber Menelaus Unfall, manche Fürsten dahin locken mochte.) Durch Zusammenstellung mehrerer Schriftsteller und Folgerungen aus ihnen ergibt sich, daß Helena, welche der Gegenstand des Krieges gewesen seyn soll, bereits 114 Jahre alt gewesen seyn müßte S. 29 ff. (Solche schöne Resultate giebt es, wenn man im dunkeln, mythischen Zeitalter eine genaue Zeitrechnung haben will, und

Schriftsteller der verschiedensten Zeitalter durch einander wirft. Lucian und Bayle sind dem Vt. schon in der Berechnung der Jahre der Helena vorausgegangen.) Hiebey kann der strenge Vt. nicht umhin auszurufen: „Auf eine solche Basis ist die Geschichte des troischen Krieges gegründet, und, wenn der Grund schlecht ist, muß das ganze Gebäude fallen!“ Nun noch einige Belege, daß Homer die Thatfachen selbst errichtete. Homer errichtete schlaug genug die Zerstörung des griechischen Walles, weil man sonst würde gefragt haben, wo denn jene aufgeworfenen Gräben und Wälle hingekommen, von denen sich sogar keine Spur mehr zeige. Allein er hat seine Dichtung nicht genug verflocht, weil er Flüsse zur Zerstörung des Walles sich vereinigen läßt, die zwar aus Einer Gegend des Ida entspringen, deren Bahnen sich aber viele Meilen von einander entfernen, und deren Zusammentreffung durch dazwischen befindliche Gebirge unmöglich gemacht wurde. (Als wenn es dem Dichter so gänzlich unerlaubt gewesen wäre, diesen Flüssen eine ihm beliebige Richtung in seinem Gedicht zu geben.) Lucan fand nicht einmal mehr Ruinen von Troja; Demetrius von Skepsis, *Hestias Alexandrinus* (weiterhin wird diese Schriftstellerin aus Alexandria Troas eine Frau, was sie auch war, und noch weiter hinten wieder Mann), Strabo und andre, selbst die Eingebornen, konnten die Stelle nicht ausfindig machen, wo Troja sollte gestanden haben. Selbst der Homerische Name *Troja* war ganz fremd im Lande; er kam von den Hellenen, die ihn erst spät dorthin brachten, wo er nicht einmal aufgenommen ward. (Dieser Umstand verdient eine nähere Beleuchtung.) Homer legt den Troern oder Phrygiern Gottheiten bey, die diesen Barbaren, welche die Mutter der Götter, Cybele und den Attis, verehrten, unbekannt waren. (Eine richtige Bemerkung, die aber weiter nichts beweißt, als daß der Dichter die einheimischen Gottheiten bloß mit Namen griechischer Götter belegt, wie Tacitus z. B. den deutschen Gottheiten die Namen Römischer beylegte.) Endlich führt der Vt. noch an, daß Homer von den 55 griechischen Heerführern, die Br. zusammenzählt, nur Einen, den Proteilaus, im Laufe von mehr als 9 Jahren, in denen sie doch manche Gefechte bestanden hatten, manchen Ungewisslichkeiten des Krieges, der Jahreszeiten, der Seuche, ausgesetzt gewesen waren, fallen läßt! (Der griechischen Auführer waren eine weit größere Zahl, von denen mehrere in den vier Gesängen der Ilias fallen. Wenn aber auch alle im Schiffsverzeichnis genannten Fürsten und Auführer, den einzigen Proteilaus ausgenommen, am Leben bleiben: so verdient der D. darum wenigstens keinen Vorwurf, daß er die griech. Auführer unter der besondern Obhut der Götter stehen läßt.) Aus diesen und einigen andern Umständen und Angaben im Homer, die in der Schrift nicht in der besten Ordnung und in keiner bündigen Kürze ausgeführt sind, überredet sich der Vt., die Geschichte des troischen Krieges, ja Troja in Phrygien selbst, sey ein bloßes Geschöpf des Dichters!

So weit hatte der Vt. doch noch immer einigen Grund vor sich ja er hat in der Ausführung mancher einzelnen Umstände ausnehmenden Scharfsinn bewiesen. Allein von nun an beginnt ein wahrer, freylich sinnreich genug aus sehr verschiedenartigen Materialien der alten Grammatiker und Sagenfämler, zusammengefügter und mit eignen Zierrathen verbrämter, Roman über die Person des Homer, sein Vaterland, seine Schicksale, die Geschichte seiner Gedichte. Wir können nur das Resultat angeben, und müssen die Ausführung denen nachzulefen überlassen, die etwa an solchen bodenlosen Träumen ein Wohlgefallen finden. Homer stammte wahrscheinlich von einer Milesischen oder Jonischen Familie in Aegypten ab, die sich nachher in Ithaka niedergelassen hatte. Er war ein großer Liebhaber von Reisen und lange Jahre von seinem Vaterlande entfernt, wovon er eine geraume Zeit in Aegypten zubrachte. Hier war wenige Meilen von Memphis eine Stadt Troja, wo ehemals ein merkwürdiger Krieg vorgefallen war. Eine memphitische Priesterin Phantasia hatte eine Ilios und Odyssee geschrieben, von welchen Gedichten Homer eine Abschrift durch den Tempelschreiber Phanites erhielt. Auf der Rückreise durchkreuzte er auch einige Gegenden von Asien, laudete bey Troas in Phrygien, und besah diese romantische Gegend, die er sich vielleicht schon zum Schauplatz eines Gedichtes auserkand. Nach vielen Abentheuern zu Wasser und zu Lande kam er zu seiner heimischen Insel zurück, fand dort noch seinen alten Vater, seine treue Gattin und seinen eluzigen Sohn, und lebte glücklich, bis ihn eine Krankheit des Augenlichtes beraubte. Jetzt versetzte er zum Zeitvertreib und zur Zerkleinerung bey seiner Blindheit zwey Hildengedichte, zu denen er Stoff und Vorbilder aus Aegypten mitgebracht hatte. In der Odyssee belang er in der Geschichte des Odysseus sich selbst und seine Schicksale. In der Ilios verarbeitete er die Geschichte des beyrn ägyptischen Troja vorgefallenen Krieges so, daß er den Schauplatz in die Gegend von Ilium an den Ida verlegte, die Begebenheiten dem Local anpaßte, ägyptische Gottheiten, Sitten und Gebräuche hieher übertrug, aber allen griechische Namen gab.

Noch ist der schätzbarere Theil der Schrift anzuzeigen übrig. Bis hieher hat man mehr den Witz, die Spitzfindigkeit, die Combinationsgabe des Vt. zu bewundern Gelegenheit gehabt. Aber von S. 155 an erörtert er die Lage Troja's nach der Idee des Homer. Wenn nämlich auch kein Troja und kein troischer Krieg in Phrygien existirte, so doch der Dichter ein gewisses Local an der Küste von Troas im Sinne gehabt, wohin er die Handlung der Ilios verlegte. Ueber dieses Local stellt er nun hie und da in der gegen Lechavalier gerichteten Abhandlung gelehrte Untersuchungen an, die zwar ebenfalls in der Hauptsache den Vt. nur als einen geschickten Hypothesenmacher darstellen, aber doch einzelne sehr belehrende und aufklärende Bemerkungen liefern, die dem Buche einen bleibenden Werth geben.

Vor allem bemüht sich Rf., den Punkt genau zu bestimmen, auf welchen Homer in Gedanken sein Troja erblickt. Seine Unterfuchungen führen ihn an eine ganz andere Stelle, als die war, wohin Demetrius von Skepsis und mit ihm die Folgezeit Atr-Num verſetzte. Nach dem Homer begehen ſich Zeus und die andern Gotter, wenn ſie die Stadt Troja und die Ebene überſehen wollen, auf das ſüdliche Vorgebirge des Ida, *Lektum*, welches unterhalb Alexandria Troas lag. Nun ſucht der Vf. darzutun, daß die Gotter von hieraus nicht die weit nördliche Gegend hätten überſehen können, wohin man allgemein Troja verlegt, weil Neben-Arme des Ida dazwiſchen gelegen, und daß ſie in dem Falle einer nördlichen Lage Troja's nicht hieher, ſondern auf einen nahe bey Troja liegenden Arm des Ida, den Kalkikolone u. dgl., geſehen ſeyn würden. (Sie ſtiegen auf Lektum, weil dies die höchſte Spitze des Ida war, die ſich Homer wenigſtens ſo dachte, als wenn ſie die ganze Gegend von Troas beherrſchte.) Folglich müſſe Troja nahe bey Lektum gelegen haben. Zwar fanden ſich Simois und Skamander weiter nördlich; aber vermuthlich waren dies nicht die achten Flüſſe dieſes Namens, und ſpäteraeolische Colonien möchten bloß nach Vermuthung jeden Flüſſen die Homeriſchen Namen gegeben haben. Bey Lektum waren zwar dieſe beiden Flüſſe nicht; allein die Gegend ſey auch noch zu wenig unterſucht, und habe doch auch Flüſſe, von denen der wichtigere ehemals Skamander geſeyn ſeyn könnte; Simois müſſe nach dem Homer von wenig Bedeutung geſeyn ſeyn. Eine Hauptbeſtätigung für die ſüdliche Lage von Troja findet er in der Stelle der Ilias (Il. X, 148.) wo Hektor vor dem Achill herſieht *ναυαγέρον*. Es werden Schwierigkeiten erkünſtelt, warum hier kein Fahrweg gemeint ſeyn könne, und nun das Appellativum in den Namen eines ſüdöſtlich unter Lektum gelegnen Städtchens *Hamaxitis* verwandelt, nach welcher Gegend, d. h. von der weſtlichen nach der öſtlichen Seite Troja's, der Flüchtige ſeine Richtung genommen haben ſoll. In dieſer Gegend kam Hektor und Achill an zwey Quellen des Skamander, von denen die eine warm war, dergleichen warme Quellen noch heut zu Tage *Potock* in den Gegenden von Alexandria Troas gefunden hat. Das Lager des griechiſchen Heeres dachte ſich Homer nicht zwiſchen Rheteum und Sigeeum. Von dem einen Vorgebirge bis zu dem andern ſo weit entfernt ſie darf man ſich das Lager nun ſo weniger ausgedehnt denken, da Homer ſagt, die Schiffe hätten nicht alte neben einander Platz gehabt, und die Scharen wären beengt worden. An den beiden Endpunkten des Lagers ſtanden Ajax zur Linken, Achill zur Rechten. Man nimmt gemeinlich an, der Skamander habe ſich in einer ſüdlicheren Richtung in das ägäiſche Meer ergoſſen, ſo daß ſich die rechte Seite des griechiſchen Lagers an ihn gelehnt habe. Allein er muß vielmehr als eine Barriere der linken Seite des Lagers, wo Ajax ſtand, gedacht werden, weil es einmal Il. 11, 499 vom Hektor heiſt: er ſey auf der linken Seite des Gefechtes an Skamander geweſen.

(Hier iſt die linke Seite zu verſtehen, wenn man von Troja herunter kommt, alſo gleichbedeutend mit der rechten Seite, wenn man von griechiſchen Lager ausgeht.) Man darf nicht glauben, daß die Griechen erſt im letzten Jahre des Krieges hier vor Troja ihr Lager aufgeſchlagen haben; nie gedauert Homer einen andern Lagerſtelle. (Richtig. Die Troerinnen hatten ſeit dem Kriege ihre Waſche nicht mehr zu den Waſchgruben an den Quellen des Skamander gebracht. Warum denn nicht, wenn nicht die Griechen in der Nähe lagerten?) Unter dem *Thormos* iſt der Platz der Ebene zu verſtehen, der von den *Αἰναιες* des Strabo, (deſſen Stelle aber dunkel und noch von niemanden erklärt iſt,) eingekloſſen war. Troja kann nicht auf die zum Ida gehörige Anhöhe bey Bunarbachi geſetzt werden, da es Homer in die Ebene ſetzt. (Aber auch bey Strabo werden unter dieſer Ebene, *Τῆς ἐν πύκνῳ*, dieſe Hügel mit begriffen.) Die warme und kalte Quelle des Skamander ſieht er nicht für die einzigen an, ſondern macht die Meynung zu der ſeinigen, daß der Skamander jenseit Skepsis auf dem Ida entſpringe. Mehrere Stellen des Strabo, Herodot u. a. werden gegen Lechevalier vertheidigt und erläutert. Viele von den guten Bemerkungen über Lechevaliers Schrift und des Local der Ilias finden ſich ſchon langſt in Hn. Heyne's Anmerkungen und Zuſätzen zum deutſchen Lechevalier. Ein beygefügtes Landkarten verſinnlicht Bryants eigene Vorſtellungen von Troja's Local noch mehr. Hr. Prof. Dalzel geht mit einer Ehrenrettung des Lechevalier und einer Widerlegung der Bryantſchen Hypotheſen über Troja und den troiſchen Krieg un.

SCHÖNE KÜNSTE.

BUDISIUS u. LEIPZIG, b. Arnold: *Grav. Lutz von Thronenſin. Geiſterſage der Vorzeit*, mit einem Kupfer. 1795. 282 S. 8.

Vernünftiger Weiſe laßt ſich kein ſolcher Ausbund von Abſcheulichkeiten denken, wie uns der Vf. ſchildert. Des Mordeus, Würgers, Raubers, Entehrens iſt hier kein Ende. Der Leſer hat ſich von ſeiner erſten Ohnmacht noch nicht erholt, ſo muß er ſchon wieder in eine zweyte ſallen. Nun möchte doch jemand in aller Welt fragen, wozu die Erzählung ſolcher Schandthaten dienen ſollte? Soll ſich der Leſer damit beſtätigen — denn abſchrecken kann er wahrhaftig nicht. Das Motto des Romans: *Video meliora — deteriora ſequor*, ſoll vermuthlich anzeigen: der Vf. hätte wohl etwas beſſers thun können, als ſolche Romane ſchreiben, er konnte es aber doch nicht laſſen.

BERLIN, b. Hartmann: *Dramatiſche Erzählungen*. Erſtes Bändchen. 1794. 252 S. Zweytes Bändchen. 1795. 236 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Erſt auf dem Titelblatte des zweyten Bändchens hat ſich der Vf. *Karl Müchler* genannt. Drey Stücke des erſten Bändchens, nämlich: *Der Schatzkammer*, *der*

der *Bildhauer*, und *Was kömmt's mich*, sind Nachspiele, frey aus dem Französischen übersezt, kleine Farcen, die durch niedrigkomische Situationen und Züge belustigen, dabey aber einen feinen, eleganten, und geschmeidigen Dialog haben, der auch in der deutschen Nachbildung seine Vorzüge behalten hat. Sodann hat im ersten Bändchen das, schon 1759 einzeln erschienene, Singpiel des *Vf.*, *Psyche*, Platz gefunden. Der Inhalt des zweyten Bändchens ist folgender: 1) *Hier ist das mittelfte Stockwerk zu vermieten*, eine Pötte in zwey Aufzügen; sie besteht aus einer Reihe von komischen Mißverständnissen, Irrungen und Intrigen, die, da sie gut dialogisirt sind, vielleicht auf dem Theater noch mehr, als im Lesen, gefallen. 2) *Das Geheimniß*, ein Lustspiel in einem Aufzuge; ein Mann, der die Verschwiegenheit seiner Frau prufen will, giebt vor, er habe einen ermordet, und durch seine Frau wird es zuerzt ruchbar. 3) *Das veranctionirte Serail*, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Der Verkauf von den Frauenzimmern aus dem Serail eines abgesetzten Veziers giebt zu vieler treffender und witziger Satire Anlaß; auch der unerwartete Ausgang belustigt, indem nach geendigten Verkauf der Vezier wieder eingesetzt wird. 4) *Zamende*, ein dialogisirtes Feenmärchen, aus dem Französischen der Gräfin von Beauharnois, auch in der Uebersetzung sehr unterhaltend erzählt. 5) *Die Freuden des Herbstes*, ein ländliches Vorspiel mit Gesängen auf das Geburtsfest der Königin von Preußen; Dialog und Verse haben gute Stellen. 6) *Anhang* von einigen kleinen Gedichten auf Schauspieler.

LEIPZIG, b. Meyer: *Phantase und Wirklichkeit* in vermischten Aufsätzen, von K. L. M. Müller. 1795. 264 S. 8. (20 gr.)

Das Buch enthält verschiedene Erzählungen und Gedichte, die sowohl wegen des überladnen Stils, als wegen des allzu bekannten Stoffs wenig Anziehendes haben. Die Gedichte erheben sich nicht über das Mittelmäßige, obgleich der Dichter immer auf hohen Stellen einhergeht. Vielleicht könnte der *Vf.* in seiner Schriftstellerlaufbahn mehr Glück machen, wenn er in seiner Schreibart natürlicher wäre; aber was fragen die Schriftsteller darnach, deren gesuchte

und geschobene Phrasen den Geschmack verderben, und die Reinigkeit der Sprache beeinträchtigen. In der Wahl seiner Gegenstände hätte der *Vf.* auch die Einformigkeit vermeiden können, die man in seiner Schrift gewahr wird. Fast jede Erzählung enthält eine alltägliche Liebesgeschichte, die sich durch nichts weiter auszeichnet, als durch die Hauptliedersklärungen, die der *Vf.* fast überall seinen Heldinnen in den Mund legt: welches bey solchen weiblichen Personen, wie sie der *Vf.* zu seinen Idealen wählt, besonders auffällig seyn muß.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Korn: *Nachtsächte*. 1795. 301 S. 8. (1 Rthlr.)

Schreckliche Geschichten findet man in diesen Nachtsächten in einer höchst unnatürlichen, romanhaften Sprache vorgetragen. In dem ersten Stücke: *der Schutzgeist*, wird der Leser nicht wissen, was ihm eigentlich widerfährt, so unbegreiflich wunderbar schweift darin die regellose Phantase des *Vf.* umher. *Die Tempelherren* sind zwar etwas verständlicher; aber auch hier schlägt eine gräßliche Scene die andre nieder. *Schwärmerey* und *Edelmuth* enthält eine Emigrantengeschichte. In der *Verzeihung*, nach Ossian, giebt der *Vf.* eine Probe, wie er das alles, was er bisher in Prosa seinen Lesern vorgewimmert hat, nöthigen Falls auch in Versen sagen könnte.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Susanna. Eine Geschichte der Urwelt*. Bearbeitet von M. Gruber. 1795. 224 S. 8.

Mit einigen Aenderungen findet man hier die alte Geschichte der Susanna im Bade bearbeitet, aber in der Anordnung sowohl, als in der Ausführung so musterhafter schlecht, und im Ausdrucke so unbeschreiblich verwahrloset, daß der Hr. M. Gruber seine Unbefugniß, die Geschichten der Urwelt in der Absicht durchzulefen, um sie andern wieder zu erzählen, gewiss nicht sonnenklarer hätte an den Tag legen können. Und doch verspricht er noch eine Bathseba und eine Judith, der Mann, der des Richters Augen Ferkelaugen nennt, und der den Jojakim sagen laßt: Hund, du bist ein Lügner, aber ich will dich so zusammenschütteln, daß dir die Eingeweide platzen sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ANNEVERLEIHNUNG. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Eberhard Home's*, Mitglieds der K. Societät der Aerzte in London, und eines von den Vorstehern des dastigen Lycei medic, *Abhandlung von den Eigenschaften des Eisers*, eine Beantwortung der von dem Lyceo medico für das Jahr 1788 aufgegebenen Preisfrage, welche den Preis erhielt. Aus dem Englischen. 1789.

§0 S. 8. Von diesem Buche steht schon eine genauere und bessere Uebersetzung in der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte B. XII. S. 633. Da die Leipziger Uebersetzung schon vorhanden war, als diese veräußert wurde, so hätte sie, ohne Nachtheil für die Aerzte, ungedruckt bleiben können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Februar 1797.

NATURGESCHICHTE.

L. KNEZIG, in der Müllerschen Buchh.: *Catalecta botanica, quibus plantae novae et minus cognitae describuntur atque illustrantur* ab A. G. Roth, Med. Doct. Fascic. primus c. Tab. VIII. 1797. 153 B. 8. ohne Bedic. u. Vorrade. (mit 96 illum. Platten 3 Rthlr. 8 gr. schwarz 1 Rthlr.)

Der ausnehmende Eifer unsers Vf. um die Berichtigung und Erweiterung der Gewächsorten, ist hinlänglich aus seiner *Flora Germaniae*, seinen kleineren Werken und den verschiedenen in dem botanischen Magazin und Annalen befindlichen Beobachtungen bekannt. Damit man nun das, was er hierin bisher geleistet hat und noch leisten wird, nicht an verschiedenen Plätzen aussuchen dürfe, stellt er hier alles in eins zusammen, und wird damit ferner fortfahren. Besonders verbindlich wird sich Hr. R. das botanische Publicum durch die genauere Aufsuchung, Unterfuchung und Bestimmung der Wasserfaden oder Conserven machen, die bisher beynahe ganz vernachlässigt worden sind. Und Rec. wünscht herzlich, daß er sich diesem Geschäfte mit der geduldvollen Mulse widmen mag, die auch bey weit leichter zu unterfuchenden Gewächsen, ohne Gleichgültigkeit über Mißgriffe, nicht versäumt werden darf. Ein Theil von dieser besteht darin; daß man auf ihre erste Jugend, ihr Gedeihen bis zu dem Befruchtungsvermögen, dann auf die Folgen der Befruchtung Acht giebt; indem auch diese Gewächse ihre Perioden gleich allen andern haben. Dieses gehört auch zu den notwendigen Vortheilen, die er jeden Beobachtern dieser Gewächse angiebt; und dann erst wird es sich zeigen, ob seine von der *Conserva* gegebene Definition, nach welcher er die *Uva intestinalis* und *compressa* des Linné zu dieser Gattung gebracht hat, richtig ist oder nicht.

Bräe er unter diesen und andern zu der nämlichen Linnéischen Classe gehörigen Gewächsen verschiedene eigene neue Arten auch wohl Gattungen aufgeführt habe, läßt sich vermuthen: allein es sind auch die übrigen Classen nicht leer von Neuheit geblieben. Dies alles nebst dem wovon er auch Zeichnungen gab, wollen wir ausheben, indem das übrige den Botanikern bereits bekannt ist.

In der dritten Classe *Festuca rigida*, *Bromus lanceolatus* und *Hordeum rigidum*. Vte Cl. *Mertensia palmarioides*; von der Gattung *Palmonaria* hauptsächlich durch die Richtung der männlichen Geschlechtstheile und dem Nectarium verschieden. *Ipomoea barbata*. *Convolvulus ciliatus* von *C. prostratus* eigentlich nur durch die sehr rauhe Kapfel verschied. A. L. Z. 1797. Erster Band.

den. XIIIte Cl. *Cistus distachyos*. XVte Cl. *Arabia specum*. XXIV. Cl. Hier hat Hr. R. anfänglich seine Gedanken etwas umständlich über die Geschlechtstheile der Chara geäußert, woraus man sieht, daß er Hedwigs Preisschrift entweder in der That nicht gelesen, oder wie der sel. Gärtner, sich nur den Schein der Unbekannthschaft mit ihr gegeben habe. — *Splachnum piliferum*. *Fucus fasciola* t. 7. f. 1. *Ceramium* von Adanson genommen, wozu die mit Kügelchen versehenen Tangarten des Gmelin, mithin auch *Fucus filum* und *tendo* des Linn. gehören sollen. *Cer. virgatum* t. 7. f. 1. *C. violaceum* t. 8. f. 2. *C. confervoides* t. 8. f. 3. *C. caespitosa*. *Conserva clavata* t. 1. f. 2. (schwerlich eine ächte Conf.) *Conserva crinita* t. 1. f. 3. *Conserva elatina* t. 2. f. 5. (Dillens Conf. t. 2. f. 4.) *C. ochracea* t. 5. f. 2. *C. compacta* t. 1. f. 4. *C. fetiformis* t. 2. f. 1. (Dill. Conf. t. 2. f. 2.) *C. fungiformis* t. 2. f. 3. *C. fordida* t. 2. f. 4. *C. crispata*. *C. divaricata* t. 3. f. 1. *C. prolifera* t. 3. f. 2. var. *β. tenuior* t. 3. f. 3. *C. fasciculata*. *C. albidula*. *C. repens* t. 3. f. 4. *C. bronchialis*. *C. pulvinata* t. 3. f. 5. *C. intertexta* t. 3. f. 6. *C. violacea* t. 4. f. 1. *C. fucorum* t. 4. f. 2. *C. umbrosa* t. 4. f. 3. *C. flocculosa* t. 4. f. 4. und t. 5. f. 6. vergrößert. *C. virgata* t. 4. f. 5. *C. mutabilis* t. 4. f. 6. und t. 5. f. 1. (ist Dill. *Conserva* t. 6. f. 34.) *C. elegans* t. 5. f. 4. *C. inflexa* t. 5. f. 5. *Uva lubrica* t. 5. f. 7. (Webers *Tremella palustris*). *Rivularia Cornu Damae* t. 6. f. 2. (Dillens *Tremella* t. 10. f. 10.) *Rivularia conoides* t. 6. f. 3. (Dillens *Tremella* t. 10. f. 11.) *Byssus tenacissima*. *B. coralloides*. *B. clavata*. *Stemonitis elegans*. *S. glauca*. *S. lutra*. *S. ochroleuca*. *S. carnea*. *S. amoena*. *S. reticulata*. *Trichia cinerea*. *T. filamentosa*. *T. alata*. *T. hemisphaerica*. *T. compressa*. *T. coerulea*. *T. sphacrica*. *T. lutea*. *Cyathus sacculus* t. 7. f. 2. *Peziza armata*. *Boletus candidus*.

Schon hieraus läßt sich abnehmen, was man nun auch in der Cryptogamie vom Fleiß unsers Vf. sich versprechen könne. Nur wünscht Rec., daß er sich in Zukunft wenigstens der Veränderungen der vor ihm schon von verdienstvollen Männern neueren Gewächsorten beygelegten nicht unschicklichen Trivialen enthalten möchte. Die längst von sel. Ehrhart bekanntgemachte *Silene longiflora* heist hier *juncea*; eben d. sel. *Prunus semperflorans*; *Jeratina*; *Scippus capitatus* seiner Fl. Germ.; nun *ovatus*; *Conserva rivularis* Linn.; *fungiformis* u. dgl. m. Deun alles dergleichen jetzt unter den Botanikern fast zur Mode gewordene unzeitige Namenklügel, kann nichts als Verwirrung in der Gewächskennntnis hervor bringen. Uebrigens sind die gegebenen Abbildungen, in wieweit sie auch

getrockneten Gegenständen vom Hn. Sturm (vernuthlich in Nürnberg) verfertigt worden, wie auch die Farbeverleerung gut gerathen. Schade dafs der Text, aufer der angegebenen Menge von Druckfehlern, deren noch mehrere hat. Hoffentlich wird die Verlagsnehmung in der Folge auf einen genauern Corrector bedacht seyn.

PHILOLOGIE.

WEISSENFELS U. LEIPZIG, b. Severin: *Wilhelm Friedrich Hezel's*, Fürstl. Hess. Geh. Reg. Raths und Professors zu Gießen, *ausführliche griechische Sprachlehre nebst Paradigmen der griechischen Declinationen und Conjugationen* in 35 Tabellen. 1795. 566 S. gr. 8.

Diese Sprachlehre ist eigentlich für Lehrlinge der griechischen Sprache in den obersten Classen der Schulen und Gymnasien und auf Akademien bestimmt. Aber bey den Zweifeln, welche in neuern Zeiten über so manche Gegenstände der griechischen Grammatik in Anregung gebracht sind, wird sie auch für den Lehrer, der nicht blos die ersten Grundsätze beizubringen hat, belehrend und zur Beförderung seines Nachdenkens sehr brauchbar seyn. Denn sehr häufig hat der gelehrte Vf. über die Sprachregeln philosphirt und die Erscheinungen im Griechischen auf ihren Ursprung und ihre Ursachen zurückgeführt, obgleich zu wünschen wäre, dafs dies noch häufiger geschehen und in dieser Rücksicht ein gewisses Ebenmafs mehr beobachtet seyn möchte. Uebrigens ist eine genaue Bekanntheit mit den Grundsätzen sowohl älterer, als auch neuerer Sprachlehrer und eine schätzbare Belesenheit in andern Schriftstellern, aus welchen auch gelegentliche Anmerkungen für die Sprachlehre genutzt werden, in dem ganzen Werke unverkennbar. Dafs es auch an eignen neuen Bemerkungen und Vorfstellungsarten nicht fehlen werde, läfst sich von einem so geübten und selbstdenkenden Sprachkennner schon im Voraus erwarten. Rec. hält es bey einem solchen Werke für seine Pflicht, das auszuzeichnen, was ihm vorzüglich aufgefallen ist. Das ε wird S. 15. aus der Zahl der Doppelbuchstaben verwiesen. Und wenn man blos auf deß Laut sieht, welchen es wahrcheinlich bey den Griechen hatte, und es wie ein weiches fauselndes S, gleich dem hebräischen Sain, auspricht, so mufs man dem Vf. völlig Recht geben. Aber dafs es nie für zwey einzelne Buchstaben, als blosses Abkürzungszeichen (wie ε für η, υ, χ) gesetzt werde, wie der Vf. behauptet, läfst sich nicht einräumen. *Αἰσχροῦ, ἡδονῆς* sind doch offenbar für *Αἰσχροῦ, ἡδονῆς*, und also ε für η gesetzt. Und dafs die Dorier das η auflosten, spricht auch sehr für den Ursprung dieses Buchstaben aus ε. — S. 36. ist eine gute Bemerkung, dafs η oft aus η, γ, χ u. f. w. entstehe; z. B. *ἡρώς* aus *ἡρώς*, *ἡρώς* aus *ἡρώς* und nach dieser Analogie auch *ἡρώς* aus *ἡρώς*, *ἡρώς* aus *ἡρώς*, *ἡρώς* aus *ἡρώς*. — Die Falle,

wo die Wörter *ἡρώς, ἡρώς, ἡρώς* das η vor dem ι zusammenziehen und welche in den Grammatiken gewöhnlich als Ausnahme stehen, erklärt der Vf. S. 61. dadurch, dafs man eine andre Form, nämlich *ἡρώς, ἡρώς, ἡρώς* anzunehmen habe, wie man *ἡρώς* und *ἡρώς* *ἡρώς* und *ἡρώς* gehabt hat. — Der Ursprung der desiderativen Zeitwörter mit eingekhaltener *αι* wird S. 63. aus dem Optativ *ἔσσι* (von *ἔσσι*) und dem σ des Futuri erklärt. — Von S. 114 bis 129. geht eine scharfsinnige Untersuchung über die Endungen der dritten Declination, welche der Vf. auf die drey Buchstaben ν, ρ, σ zurückführt. Den meisten Beauptungen wird man gern beystimmen, wenn man nämlich das Endigma als wirklich ursprünglich gelten lassen will. Denn eigentlich ist es doch nur des Wohlklangs wegen Wörtern, wie *φλογ, κρηνη, βοη, ἡρώς, ἡρώς, ἡρώς*, *ἡρώς*, *ἡρώς*, *ἡρώς* angehängt, weil diese Buchstaben am Ende eines Worts dem griechischen Gehör fremd waren. Will man also diese Wörter auf ihre ursprünglich älteste Form zurückbringen, und, wie man mufs, das Endigma wegwerfen, so bekommt man im Grunde nicht weniger Endungen, als die in den gewöhnlichen Sprachlehren angegebenen, sondern noch mehrere. Gesezt aber man will nicht so hoch in die Vorzeit hinaufsteigen, sondern nur bis auf die Periode, da die Sprache schon so weit gebildet war, dafs man nothwendig in den genannten Fällen ein Endigma annehmen mufste, so kann man dies gelten lassen und der Endungen werden weniger. Aber was berechtigt uns, anzunehmen, dafs auch in solchen Fällen, wo der Wohlklang kein solches Endigma heifcht, und wo wir es auch nie finden, doch ehemals ein solches gewesen seyn soll? Warum z. B. soll *ἡρώς* und *ἡρώς* ehemals *ἡρώς* und *ἡρώς* geheißen haben? Konnte der Grieche etwa kein ι und σ am Ende des Worts leiden? Würden wir nicht vielmehr, wenn wir jetzt *ἡρώς* und *ἡρώς* fänden, gerade im Gegentheil sagen müssen, das Sigma sey nur angenommen, und *ἡρώς* und *ἡρώς* seyn die ursprünglichen Wörter? Ueberhaupt sollte man bey dem Nominativ der dritten Declination, nach Rec. Ueberzeugung gar nicht von Endungen reden. Denn eine eigentliche Endung des Casus, so wie sie im Genitiv, Dativ u. f. w. und in der ersten und zweyten Declination auch im Nominativ ist, ist bey der dritten Declination gar nicht vorhanden. Denn die Endung des Nominativs wird ja in den übrigen Casibus nicht abgeändert, wie ich aus *ἡρώς* im Gen. *ἡρώς* mache, sondern dem ganzen Wort, wie es im Nominativ lautet, werden die Endungen der übrigen Casuum angehängt, z. B. *ἡρώς* *ἡρώς*, *ἡρώς*, *ἡρώς* u. f. w. Findet man in den Wörtern der dritten Declination, wirkliche dem Stammwort angehängte Endungen wie in *ἡρώς, ἡρώς*, so find dies nicht Endungen des Casus sondern bedeutungsvolle Ableitungssyben, welche auch in den übrigen Casibus durch die Abänderung nicht verloren gehen dürfen. Beym Dativ des Plurals dieser Declination wird annehmen, er bilde sich aus dem des Singularis, indem ihm noch die

Sylbe *ei* angehängt, und nun die in die Mitte gekommene Singularendung *e* verschlungen wird, so daß aus *exp. erit apert* und dann *causit* oder *causit* wurde. Wäre es nicht viel kürzer und richtiger zu sagen, dem Wurzelwort werde im Dativ *ei* angehängt, so wie im Nominativ *ei* und im Genitiv *ei*; und so wie man hier *causit*, *causit* bilde, so dort *causit* oder *causit*. — Die Endung des Comparativs *causit* wird S. 152. so erklärt, daß veraltete Adjective auf *η*. dabey zum Grunde liegen sollen, und man z. B. für *causit* und *causit* auch *causit*, *causit* gesagt habe, wovon sich *causit*, *causit* bildete und im Gebrauch blieb, nachdem jene Adjective schon außer Umlauf waren. Eben so wird die Endung *causit* aus verloren gegangenen Wörtern auf *η* erklärt. — Das Pronomen *causit*, *causit* soll nach S. 171. aus *δ*, *η*, *τ* und *causit*, *η*, *δ* zusammenge setzt und contrahirt seyn, welches doch sehr zu bezweifeln ist, da *δ* *causit*, *η* *causit*, *τ* *causit* noch sonst häufig genug, aber in einer ganz andern Bedeutung, derselbe, dieselbe, dasselbe vorkommt. Ueberhaupt vermißt man doch bisweilen die erforderliche Bestimmtheit. So wird z. B. bey der Regel, daß das *ν* vor *λ*, *ρ*, *σ* in das darauf folgende *λ*, *ρ*, *σ* verwandelt werde, die Anmerkung gemacht: *Selten einmal bleibt das ν in diesen Fällen unverändert stehen*, z. B. *causit*, *causit*, *causit*; da doch die Präposition *ν* vor *ρ* und *τ* das *ν* nie verwandelt. Sehr befremdend ist auch S. 24. die Behauptung, daß *δ* nach einem *ν* wegfallt, wofür das einzige Beyspiel *causit*, welches nach des V. Meynung statt *causit* stehen soll, angeführt und in einer Anmerkung die gewöhnliche Meynung für sehr unwahrscheinlich erklärt wird, nach welcher das *δ* in den übrigen Endfällen, wie *causit*, *causit*, eingerückt ist. Sollte wirklich wohl aus dem Wort *causit* das *δ* nach einem *ν* wegfallen, weil es Mislaute verursache, da gerade *δ*, *τ*, *η* die Buchstaben sind, mit welchen sich das *ν* am liebsten verbindet und auch nie vor demselben verwandelt wird? Dies ist auch sehr natürlich und begreiflich, wenn man die Bildung des *ν* und der Buchstaben *δ*, *τ*, *η* durch unsre Sprachwerkzeuge genau betrachtet. Das *ν* tönt durch die Nase indem man den Mund dadurch verschließt, daß man die Zungen spitze an den Oberkiefer setzt. Durch eben diesen Ansatz der Zungen spitze an den Oberkiefer werden auch die Buchstaben *δ*, *τ*, *η* gebildet, nur daß die Zunge weggezogen wird und die Buchstaben durch den Mund tönen. Hat man also ein ausgesprochen, so befinden sich die Sprachwerkzeuge schon gerade in der Lage, welche zur Aussprache des *ν*, *η*, *δ* erforderlich ist; verbinden sich also sehr leicht und natürlich mit dem vorher ausgesprochenen *ν* und fallen daher sicher so wenig weg, als das *ν* vor ihnen verwandelt wird. Will man hingegen *ν* und *δ* unmittelbar hintereinander aussprechen, wie in *causit*, *causit*, und dies mit einer Geschwindigkeit und Heftigkeit, so bildet sich, indem man die Zunge von dem Oberkiefer zurück zieht, von selbst der Buchstabe *δ*, so daß man also im gemeinen Leben sehr leicht *causit*, *causit* sprach, wo man eigentlich *causit*, *causit* sagen

wollte. Dergleichen Bemerkungen über die Lage der Sprachwerkzeuge bey der Bildung des Buchstaben und ihrer Verbindung unter einander scheinen ins Kleinliche zu fallen. Allein es ist die einzige Art, wie man sich die mannichfaltigen Veränderungen der Buchstaben deutlich und begreiflich machen kann. — Die Bemerkung S. 33. daß das sogenannte *α* privativum aus *causit* entstanden sey, ist bekannt und auch wohl richtig; aber zum Beweise liefs sich nicht anführen, daß man *causit* statt *causit* sage; denn hier ist wohl die gewöhnliche Verdoppelung des *α* in zusammen gesetzten Wörtern, wenn sich das erste Wort mit einem Vokal schließt, wie in *causit*. Ehr gehört das alte *causit*; hieher, wofür man nachher auch *causit* sagte. — In Ansehung der Conjugation des Zeitwortes hält der V. zwischen den ältern und neuern Sprachlehrern die Mittelstrasse. Er halt es zwar nicht für notwendig, ein eignes Medium anzunehmen, ist auch überzeugt, daß sich die Griechen ursprünglich kein besonderes Medium dachten, sondern, wie die Hebräer und Lateiner, ihrem Activ oder Passiv eine reciproke Bedeutung liehen, geacht auch, daß die Tempora des Mediums nichts sehr Charakteristisches haben, aber doch sey einiger Unterschied. Laße sich nun gleich dieser auch aus andern Formen des Zeitwortes ableiten, so könne man doch nicht erklären, warum nur gerade hier andre Formen seyen. Daher sey das Medium nicht auszumerzen, aber wohl nützlich, die Formen desselben jedesmal in Gedanken unter Activum und Passivum zu stellen. Vom sogenannten zweyten Aorist glaubt der V. es sey eigentlich unmittelbar unter das gewöhnliche Imperfectum zu setzen, als ein zweytes Imperfect, aber man müsse wissen, daß es selten als wahres Imperfect gebraucht werde, gewöhnlicher hingegen als Aorist. Man sieht hieraus ungefahr, auf welche Weise der V. die neuern Bemerkungen über die griechische Conjugation mit den ältern Vorstellungen zu vereinigen sucht. Ueberhaupt scheint es, als wenn die Grammatiker, welche hier verschiedener Meynung zu seyn scheinen, sich immer noch nicht genug verstehen. Hensterhuis, Lennep und seine Nachfolger nehmen kein Medium im Activo und Passivo viele Tempora nicht an; aber sie setzen ausdrücklich hinzu, der Form nach. Sie leugnen also nicht, daß für die reciproke Bedeutung, und für alle die Bedeutungen der Temporum, welche sie der Form nach als keine befoderte Tempora angesehen wissen wollen, Ausdrücke, da sind; aber sie rechnen sie ihrer äußern Gestalt nach entweder zum Activo oder zum Passivo. Sie reden also ungefahr so, als wenn Adelung sagt: die Deutschen haben nur zwey Tempora, Präsens und Imperfectum, *ich liebe* und *ich liebte*, und zwey Participia, *liebend* und *geliebt*. Aber damit leugnet er nicht, daß der Deutsche den Begriff des Perfecti, Plusquamperfecti und Futuri ausdrücken könne. *Ich habe geliebt*, *hätte geliebt*, *werde lieben*, drücken diese Begriffe allerdings aus, man kann sie also Tempora nennen; aber sie sind doch immer nur durch Umschreibung entstanden, und wer jene beiden Tem-

pora nebst den beiden Participiis und dem Infinitiv weifs, bildet sie sich selbst. Man darf sich also nur die Form jener Temporum bekannt machen. Eben so gehören die Tempora des griechischen Mediums ihrer ursprünglichen Gestalt nach gewifs zum Activ oder zum Passiv, ob sie gleich oft eigenenthümliche Bedeutungen haben. Diese haben sie auch wohl nicht gleich gehabt, sondern erst nach und nach erhalten, da man den Reichthum von Formen, welchen die verschiedenen Dialecte darboten, im Gebrauch dazu nützte, verschiedene Nebengriffe zu bezeichnen. — Bekanntlich leitet der Vf. die Verbalendungen und die ganze Flexion der Verborum von *εἶμι* oder *ἔω* ab. Als Hypothese könnte man dies, wie vieles andre, gelten lassen. Aber was S. 351. blofs wahrscheinlich und vermuthungsweise angenommen war, gilt dem Vf. S. 424. schon als ausgemachte Sache, und endlich gründet er selbst die Ableitung der Adjective und Substantive auf diese Hypothese. So ausgemacht ist die Sache aber nicht. Denn zu geschweigen, daß manche Ableitungen der Endungen sehr gezwungen sind, wie *οὐκ* aus *αὐκ* oder die Endung des Imperf. *ον* aus *ην*, daß der Vf. um die Endungen des Perf. und Aor. zu erklären, ein verloren gegangenes, nicht erweisliches Perf. *ῆ* und Aor. *ἔ* annehmen muß, daß die Contractions, welche der Vf. vorgehen läßt, gegen alle Analogie sind z. B. *τυτὸν* aus *τυτὸν*, *τετιμῆνός* aus *τετιμῆνός*, *μεχρησμένός* aus *μεχρησμένός*; so ist der Hauptbeweis, daß das Verbum *εἶμι* nicht zum Grunde liegt, dieser, daß das *ε*, welches die Wurzelfylbe bey *εἶμι* ausmacht, nie mit in die Endungen übergeht, man sagt nicht *λεγω* sondern *λέγω* nicht *λεγῶ* sondern *λέγω* oder *λέω*.

Man findet vielmehr bey dem *ε*, welches das Grundwort von *εἶμι* ist, schon dieselben Verbalendungen angebracht, wie bey den übrigen Verbis, nur ist dies Zeitwort einfacher, weil ein einziger Vokal das ganze Wurzelwort ausmacht; so daß *λέγ-ω* und *ἔ-ω* nach gleicher Analogie, das erste aber nicht durch Hinzusetzung des letztern, des ganzen *ἔω*, gebildet wäre. Denn an dem *ε*, welches gerade bey andern Zeitwörtern nicht sichtbar ist, ist die Bedeutung des *Seyn* geheftet, das *ω*, *ἔ*, *ἔ*, *μεν* u. s. w. bezeichnet bloß die Person. — Ausser dem Verzeichniß der defectiven Zeitwörter, (welches aber besser als gewöhnlich eingerichtet ist, weil das veraltete, aber ursprüngliche Präsens bey jedem noch davon gebräuchlichen Tempore mit angeführt wird) findet man noch drey nützliche Verzeichnisse derjenigen Zeitwörter, welche 1) bloß in der activen, 2) bloß in der passiven Form gebräuchlich sind, und 3) deren Präsens und Imperfectum veraltet ist. Dies letztre ist für eingerichtet, daß das veraltete Verbum voran und das gebräuchliche daneben steht, und ist also auch für diejenigen vorzüglich brauchbar, welche das Verbum nach dem Heinfsterhuischen System gefast haben. — Die Lehre von der Ableitung und Abstammung der Wörter lernt man nach Valkenaers und Lennep's Methode ausführlich kennen, doch mit erläuternden und zum Theil einschränkenden und widerlegenden Anmerkungen, welchen man oft Beyfall zu geben, oft aber auch sehr zu bezweifeln sich gedrungen sieht. Ueberhaupt wird nicht leicht jemand dies Buch aus der Hand legen, ohne entweder belehrt oder wegen der neuen Ansichten, welche häufig eröffnet werden, zum Nachdenken und Prüfen erweckt zu seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Magdeburg, im Verl. der Pensilischen Buchdruckerey: Allgemeine Gebete und Lieder zur Zucht- und ähnlichen Anhalten, mit einer Vorrede vom H. B. Wagnier. 1792. 119 S. 8. — Hr. H. hat sich durch die Herausgabe dieser Gebete und Lieder nicht wenig ein neues Verdienst um die moralische Besserung der Zuchthausgefangenen erworben, da es an guten Erbauungsbüchern für diese unglücklichen Menschen, die besonders auf ihren Zustand eingerichtet wären, und in den Beschlüssen und Verurtheilungen derselben mit Nutzen gebraucht werden könnten, bisher fast gänzlich gefehlt hat. Die gegenwärtige Sammlung hat ihr Daseyn dem Hn. Kaufmann Schauer in Magdeburg zu verdanken, der als Vorsteher des daßigen Zuchthaus das Bedürfnis eines solchen Gebetbuchs ebenfalls fühlte, und einige seiner Magdeburgischen Freunde bewogen, schickliche Gebete und Lieder zu sammeln, und selbst mehrere zu entwerfen. Hr. H. machte bey dem Hallschen Zuchthaus nicht ohne Nutzen Gebrauch davon, und indem er einige Gebete enthielt und einige Zusätze und Aenderungen machte, hat die Sammlung dadurch die gegenwärtige Form erhalten. Man findet darin Morgen- und Abendgebete und Lieder auf jeden Tag in der Woche, vor und nach dem Essen, auf die vornehmsten Feste, die Bußtage, die Freytags Abends und einige besondere Fälle. Den Gebeten schlie-

es nicht an einem Simpel und falschen Ausdruck guter Empfindungen, fast durchgehends herrscht ein sehr schicklicher Gehalt, und der Inhalt ist durchaus der besondern Lage der Betenden angemessen. Auch in den Liedern findet man aufser diesen guten Eigenschaften eine reihe nicht zu erlernende Poesie. Den gewöhnlichen Fehler der Gebete, daß Gott um etwas gebeten wird, was ganz allein von unfrem freyen Willen abhängt, fand Rec. nur in einigen Gebeten, z. E. S. 19. Gib, daß wir nicht durch Faulheit, Ungehorsam oder anders Vergehens in verdiente Strafen verfallen, und S. 103. laß es uns Gott recht befehlen, laß uns nicht bloß äußerlich zu Jesu nahen etc. Freylich find der Gebete und Lieder noch zu wenig, um eine in allem Betrachts nachtheilige Enormeität zu vermeiden. Doch wer wollte nicht auch mit dem Wenigen zufrieden seyn, da man ja auch allgemeinere Gebete und Lieder zu Hülfe nehmen kann. Hr. H. macht in der Vorrede zu einer zweyten Sammlung Hoffnung, die mehr besonders Gebete zum Privatgebrauch der einzelnen Gefangenen nach ihren individuellen Bedürfnissen enthalten soll. Wie nützlich ein solches Unternehmen seyn würde, sieht man schon aus der gegenwärtigen Sammlung, wo doch meistens vorkommt, welches nicht für alle Gefangenen recht passend seyn kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Februar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Heinius: *Versuch eines Unterrichts von Verbrechen und Strafen für die untern Volksklassen*; von D. Jacob Friedrich Kees des churf. S. Oberhofgerichtes und des Consistorii zu Leipzig, wie auch des Landgerichts in der Niederlausitz Assessor. 1794. 170 S. 8. ohne Vorr. u. Reg.

Die Frage: ob Unterricht über die Gesetze und vorzüglich über den ganz positiven Theil der Gesetzgebung, der sich mit der strafenden Justiz beschäftigt, nützlich sey? ist längst entschieden und dieses nebst dem oft und laut geäußerten Wunsch nach Mitteln eines solchen Unterrichts, rechtfertigt ohne Einschränkung die von dem Vf. aufgefaßte Idee. Es bleibt daher nur zu unteruchen übrig, wie weit ihre Ausführung den Charakter der Zweckmäßigkeit trage? Falschheit und Deutlichkeit des Vortrags sind die ersten Forderungen an eine solche Arbeit, denen eine schickliche und logische Anordnung und Einrichtung der einzelnen Theile des Unterrichts und Richtigkeit der Begriffe, als gleich wichtig, sich anschließen. In jeder dieser Rücksichten nun hat der Vf. noch vieles zu wünschen übrig gelassen.

Sein Unterricht beschäftigt sich zuerst mit einigen allgemeinen Grundätzen über Verbrechen und Strafen, geht dann zu den einzelnen Verbrechen fort und zählt endlich auf 62 Seiten, also auf mehr als ein Drittheil des Ganzen „das gesetzmäßige Verfahren gegen die Verbrecher“ auf. Dieser letztere Gegenstand liegt aber so wie er hier behandelt worden ist, fast ganz außer den Grenzen des populären Unterrichts: was nutzt es dem gemeinen Mann, alle die Förmlichkeiten zu wissen, die erforderlich sind, um ein Endurtheil in einer peinlichen Sache zu erreichen? Der Verbrecher selbst findet darinne keinen Schutz wider ungerechte Behandlung, die theils bey der größten Förmlichkeit noch übrig bleiben kann, theils durch die Anordnung rechtlicher Defension weit gewisser verhärtet wird. Anders, als Verbrechern, kann ein solcher Unterricht höchstens nur dazu dienen, sich von dem Ungrund der Meynung zu überzeugen, daß bey sogenannten offenbaren oder durch die Stimme des Volks für solche erklärten Verbrechen nur Ein Schritt von der Haft zur Verurtheilung zu seyn brauche. Allein selbst hierzu ist die große Umständlichkeit des V. weder notwendig noch zweckentsprechend. Eine kurze fassliche Belehrung über Unterschied der rechtlichen und moralischen Ueberführung

A. L. Z. 1797. Erster Band.

und über die Hauptpunkte, auf welche es bey der ersten ankommt, wäre hier eher an ihrer Stelle gewesen. — In den allgemeinen Grundätzen von Verbrechen vermessen wir nicht nur einigen Unterricht über das Strafrecht des Staats und dessen Verhältnisse, sondern finden auch die Stellung derselben nicht vollkommen gut geordnet: nicht minder hätten wir unter den aufgezählten Verbrechen, mehrere Polizeyverbrechen nicht einmal zu gedenken, wenigstens Selbsthülfe, Duell körperliche Verletzungen gewiß zu finden gehofft. — In Rücksicht der innern Einrichtung und der Anordnung der einzelnen Theile wünschen wir vorzüglich nicht bloß das positive der Strafgesetzgebung, sondern auch die Moralität der einzelnen Verbrechen, auf welche sich der Grad der Zurechnung gründet, erwogen zu sehen. Belehrung über diese letztere würde Ueberzeugung gewirkt haben, statt daß jene nur Furcht und Bedachtnehmen auf Verheimlichung hervorbringt. Auch die Ordnung, in welcher die Verbrechen aufgestellt worden, ist nicht immer die schicklichste so z. B. steht verbotenes Aufkaufen zwischen Münzverbrechen und Gotteslästerung.

Allein noch wesentlichler nothwendig wäre Vermeidung mancher unrichtigen Begriffe, mancher unbestimmten und unbefriedigenden Sätze und mehrerer Lücken in der logischen Schlußfolge gewesen. Sogleich S. 2. heist es: „daß Verbrechen Kindern, welche noch nicht sieben Jahre alt sind, nicht zugerechnet werden, dagegen Verbrechen von Kindern, welche über 10 Jahre alt sind, allerdings bestraft werden.“ Was geschieht nun mit Kindern, die über 7 und unter 10 Jahren alt sind? S. 4. „Jeder Verbrecher macht sich durch Begehung des Verbrechens zu „zweyerley verbindlich“ u. f. w. Diese Verbindlichkeit, über deren Grund nicht Ein Wort gesagt ist, steht doch gewiß sehr weit über dem Horizont des gemeinen Manns. — S. 8. „Kein Verbrechen kann, mit der gesetzlichen Strafe belegt werden, wenn u. f. w.“ 3) das Verbrechen nicht vollbracht ist. Wenn „also z. E. der Dieb mit den gestohlenen Sachen ertappt wird, ehe er damit fortkommen konnte, so“ — hier glaubt man müsse folgen, so wird er nicht mit der gesetzlichen Strafe belegt: statt dessen aber fährt der Vf. fort, „so ist das Verbrechen nicht vollbracht.“ Welche Consequenz! Uebrigens ist davon, wenn ein Verbrechen überhaupt vollbracht heißen könne, nicht die Rede. — S. 9. „Wird ein Verbrechen an ein und eben demselben Gegenstand wiederholt begangen, z. B. es beschließt jemand eben dieselbe Weibsperson mehrermale, so ist dieses nur ein einziges Verbrechen“

Fff

„chen

„chen und wird auch nur eine einzige Strafe deshalb „auferlegt.“ So roh, wie dieser Satz hier steht, giebt er zu trefflichen Folgerungen Anlaß. — Wie undentlich ist folgende Stelle, S. 12. „dieses Verbrechen (Hochverrath) kann nur von einem Unterthan wider seinen Landesherrn, außerdem aber in Deutschland wider den Kaiser, den römischen König, und wider jeden Churfürsten begangen werden.“ — Freylich wird dies jeder Jurist verstehen: aber auch jeder andere, dem der Vt. seinen Unterricht bestimmt? — Ganz falsch und entfällt ist der Begriff von Tumult und Aufruhr. S. 14. „Wenn eine nicht unbedeutliche Anzahl Menschen wider den Landesherrn oder die Obrigkeit sich auflehnen, so begehen sie einen Tumult, oder machen einen Aufruhr.“ — Und von Nothwehr S. 25. die unverehelichte und daher „erlaubte Entleitung eines andern.“ — u. d. gl.

Der Vortrag ist da, wo er nicht durch den notwendigen Einfluß jener Mängel leidet, ziemlich deutlich und faßlich. Nur einzelne Ausdrücke haben wir gefunden, die billig hätten vermieden oder erklärt werden müssen. Auch würden Sprachunrichtigkeiten, wie S. 11. wer den Feinden das Vaterland verräthet, und Wörter wie *Aushülfe* statt: Befreyung aus dem Gefangniß — bey der Umformung, welche dieses Buch fodert, um seinem Zwecke entsprechend zu werden, nicht übersehen werden dürfen. —

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Pauly: *Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten*, als eine Fortsetzung der von Buffonschen Naturgeschichte. Von Johann Friedrich Wilhelm Herbst. Der Käfer fünfter Theil. Mit 21 illuminierten Kupferstücken. (44 bis 59. und I, K, L, M und N.) 1793. 400 S. 8.

Zu der neuen 22ten Gattung: *Latridius* sind eine Menge kleiner Käfer gebracht, die man bis jetzt den *Dermestes* beygefallen hatte. *Fascicularis* scheint gar nicht hieher zu gehören. *Bipunctatus* ist bey Fabric. ein *Notoxus*. — 23 Gatt. *Cateretes*, auch neu; *Dermestes* nach Fabr. Wir hätten gewünscht, bey C. *pedicularius* die Fühlhörner beider Geschlechter gut abgebildet zu sehn. Den *Femelaris* möchten wir lieber bey *Cryptophagus* sehn. — 24 G. *Rizophagus* nicht *Rizophagus*, da es von *hiza* herkommt. Ueberhaupt sind die Gesetze der naturhistorischen Rechtschreibung, und Bildung von Namen, dem Vt. wenig bekannt. Er schreibt *Cateretes*, *Echtopogaster*, und *Bitoma*, das richtige *Ditoma* heißen sollte. Fabricius rechnet die *Rizophagen* zu *Lyctus*. Obgleich H. versichert, den R. *bipunctatus* in der Entom. 15th. von Fabr. nicht gefunden zu haben; so glaubt Rec. doch nicht zu irren, wenn er ihn für den *Lyct. bipunctatus*. Fabr. E. 8. 2. 503. 3. erklärt, wovon L. *politus* F. N. 1. eine Abart ist, so wie R. *clavicornis* eine Abänderung zu seyn scheint. — Auch die Arten der 25ten G. *Monotoma* hat Fabr. unter *Lyctus*. Die *Bl. striata* ist L.

Juglandis F.; eben dahin gehört die folgende Gatt. *Ditoma* (hier *Bitoma*.) Die *marginata* ist L. *canaliculatus* F., die *bipunctata* sein L. *contractus*. — 27 G. *Ligniperda*. Ausßer der L. *pericoratus*, die glücklich von Ptilinus herübergebracht zu seyn scheint, hat Fabr. die Arten unter *Apatæ*. In dem angegebenen Maasse des L. *Capucinus* muß fast Zoll gelehen werden: Linien. Die L. *terebrans* ist *Ap. muricatus* F. Die Beschreibung und Abbildung hat der Vt. aus Pallas Spec. entlehnt; es ist aber noch nicht ausgemacht, ob Pallas Käfer wirklich der Fabricische ist. Die 29 G. *Melasis* besteht aus Einer Art; ihr folgt *Anobium*. Zu den Citaten des A. *testellatum* fügen wir noch hinzu A. *pulsatorius*. Scriba Beytr. 3. 222. 23 t. 14 f. 4. *Ptilinus Pulsator*. Schall. Hall. Abh. 1. S. 249. Bey A. *peritrus* daraußer dem Citate aus Fabr. und Geoffroy kein einziges stehn bleiben; sondern Linné, Deger, und Villers müssen zum folgenden A. *Fagi* gezogen werden, das Fabr. unter dem Namen *striatum* beschreibt, das daher weiter unten weggetragen werden muß. Das *An. panicum* ist schon im vierten Bande 144. 25. unter dem Namen *Dermestes panicus* vorgekommen. Das *An. nitidum* kann nicht das Fabricische seyn, wie Panzer richtig bemerkt. Bey *An. flabellicorne* erwähnt der Vt. der Ähnlichkeit der Fühlhörner mit denen des *Dorcatoma Dresdense*. Auch der Körperbau zeigt eine nahe Verwandtschaft. Sollte daher das A. *flabellicorne* nicht besser unter *Dorcatoma* stehn? Die 31te G. *Apatæ* hatte eigentlich wegbleiben können; da seine Ligniperden wahre Fabricische Apaten sind. — 32 G. *Bostrichus*. Unter *Typographus* ist von dem Vt. das Wesentliche aus allen den Schriften zusammengetragen, die über diesen Käfer zu jener Zeit erschienen waren, wozu neuerlich noch wichtige Beiträge erschienen sind. z. B. *Sierfcorps* und *Erfenstein*. — B. *Ligniperda* ist eigentlich schwarz, und nur in seinem jüngern Zustande so hell- oder gelb, wie er hien beschrieben und abgebildet ist. B. *bidentatus* ist *bidens*. F. B. *testaceus* hochst wahrscheinlich nur jüngere Abart des *Piniperda*. Der hier abgebildete *crenatus* kann unmöglich Fabr. Käfer seyn, der einen kurzen dicken Körper hat, von dem gewöhnlichen Habitus eines Bostrichus abweicht, und zu den ansehnlichen dieser Gattung gehört. Die Flügeldecken sind bey ihm, wie schon der Name zeigt, gekerbt — nicht bloß punkirt- gestreift; und nur seine Unterseite ist unmerklich behaart. Man vergleiche hiernit unsers Vt. Beschreibung und Abbildung. Der B. *dispar* ist, obwohl unrichtig, eine *Apatæ* bey Fabricius. Das Manuach unterscheidet sich auffallend von dem Weibchen. Wir fanden sie häufig im Holsteinischen, in den abgestorbenen Stämmen der *Reine claudæ*, deren Tod man dort auf ihre Rechnung schrieb. — B. *tuberculatus* scheint *monographus* F., und *melanocephalus* nur Abänderung des *limbatus* zu seyn. — B. *cineurus*. Ungeachtet der Versicherung des Vis., diesen Käfer von Hellwig unter dem Namen *Ap. Titiae* erhalten zu haben, dari man doch nicht dieses Citat bey einem Käfer anführen, der so sehr abweicht, wie der hier beschriebene, der überdem in Schwam-

Schwämmen sich aushalt, da *Apat*, oder besser *Beßrich*. *Tilius* in jungen Linden, und den Spitzen der Lindenästen lebt. Es ist also sicher eine Verwechslung vorgegangen. Folgende zwey Gattungen, hat der Vf. glücklich von Böhrichs getrennt 32. *Ecoprogaster*, Geoffroy's *Scobytus*. Diese Benennung mußte H. verändern, da Fabr. sie so willkürlich einem ganz fremdartigen Käfer gegeben hatte. B. *Scolytus* und *pugmaeus* F. gehören hierher 34. *Platypus* hat nur die Eine Art: B. *cyllindrus* F. — 35 G. *Scaphidius*. Der Vf. hat zwey Arten: 4. *maculatum* F. und *agrarium*. Bey letztem citirt er den *Derm. hemipterus* Panz. Naturf. 24. t. I. f. 14. allein schon Panzers Diagnose enthält die Widerlegung dieses Citats: „ovatus, niger, villosus, welcher Ausdruck von einem so glänzendglatten Käfer nicht gelten kann, wie *Sc. agar* ist? Da nun H. die Abbildung von Panzern entlehnt hat; so müssen natürlich die Citate Linn. Fab. Olivier weggeworfen werden. Ehe wir fortfahren, müssen wir bemerken, daß in dem Texte von *Elophor flavipes* an, bis *Triplex* 4. *maculata* die Figuren unrichtig angeführt sind. Man kann diesen Fehler fogleich verbessern, wenn man jedesmal die nächstfolgende größere Nummer an die Stelle des Figurencitats setzt; so bey *flavipes* statt Fig. 5. c. lese man: Fig. 6. f. und 5f. — 36 G. *Elophorus* Herbst sagt von seinem *E. flavipes*, daß er alle ihm bekannte an Größe überstieße, Fabricius hingegen giebt ihm Größe und Körperbau des *nubilus*. Sollten beide Eine Art vor sich gehabt haben? Beym *crenatus* citirt der Vf. wie auch Fabricius gethan, die *Silpha elongata* Schaller. und entlehnt von diesem Schriftsteller die Beschreibung. Schaller hatte eine geringe Abweichung des *E. elongatus* vor sich; sollte auch wohl Fabr. Käfer eine solche Abart mit schwarzem Brustschilde seyn? — 37 G. *Triplex*. Eine nähere Untersuchung wird es lehren, ob diese Gattung, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt wirklich nothig war. Die hieher gerechneten beiden Insecten stehen mit den *Ipsen* und den *Kryptophagen* in so nahe Verwandtschaft, daß die vom Vf. gegebenen Kennzeichen dieser Gattungen gewiß nicht hinreichend sind, sie zu trennen. Nur Degeer kannte die erste Art unter dem Namen *Anthribus*. Geoffroy's so bekannte Gattung enthält ganz fremdartige Käfer, und entspricht am besten noch dem *Strongylus* unsers Vfs. Die *T. Russe* ist die *Ips nigripennis* Fabr. Die *T. maculata* hat viel Aehnlichkeit mit *Mycetophag. fanguinicolis* Fabr. oder *Dermest. 4. pustulata*. Panzer. Fn. Germ. 6. 6. In so fern ist lls. Vermuthung eingetroffen, daß dieser Käfer zu *Melyris* oder *Mycetophagus* von Fabr. gerechnet seyn könne. Aber nach Rec. Ueberzeugung ist dieser Standort sehr übel gewählt, da dieser Käfer der *Ips humeralis* so nahe kommt.

Jetzt kommen wir zu einer andern Abtheilung von Käfergattungen, die zum Theil sehr reichhaltig sind, und nicht selten Gelegenheit darboten, neue Gattungen zu bilden, die aber der Vf. ungenutzt vorüber gehen liess. 38 G. *Necrophorus*. Der Maler

hat die Fühlhörnerknöpfe aller Figuren roth gefärbt, wodurch die Abbildungen von N. *humator* und *Mortuorum* unrichtig geworden sind. — 39 G. *Silpha*. Die *atrata* ist *obscura* Fabr., die *punctata* dagegen Fabr. *atrata*; S. *opaca* ist *lunata* Fabr., die *tomentosa* dessen und Linné's *opaca*. Die Abbildung von *Paedimontana* ist Copie von Schaeff. Ic. (warum giebt es der Vf. nie an, wann er copirt?) es ist daher sehr ungewiß, ob dieses räthelhafte Insect, oder nicht vielmehr eine Abart der *S. atrata* hier abgebildet ist. Die übrigen aus diesen Berichtigungen, zum Theil von selbst sich ergebenden großen Veränderungen in den Citaten müssen wir des Raums wegen, hier übergehen. Die Abbildung der *S. unicorn* hat die größte Aehnlichkeit mit *Opatr. arcenarium* Fabr., das aus Traquebar zu uns kommt. Die *S. Leppowica* wird auch von Hanc. Hys. Dissert. entom. 5. Supplement. 1794. p. 72. so genannt. — 40 G. *Opasium*. Herbst und Panzer's *O. gibbum* ist *crenatum* L. Fabric. sagt von *O. glabratum* es sey *terre. glabrum*. Dies trägt sich nicht mit des Vf. Worten: „oben ist es aschgrau, und scheint alsdenn glatt zu seyn; dies ist aber nur ein Ueberzug, unter dem die Grundfarbe schwarz ist.“ Die Darstellung von *O. Agricola* ist ganz verkehrt; *O. minutum* ist doch wohl nicht die braune Abänderung von jenem? — 41 G. *Nitidula*. Die N. *bibi* ist N. *marginata* Fabric. E. n. s. und Olivier; folglich fällt n. 15. weg. Dieser Käfer ist ein Beweis, deren wir mehrere anführen konnten, wie nachlässig der Zeichner die Figuren bearbeitet. Der Lappen, von dem diese Art benannt ist, ist sicher nur das Wurzelglied des Fühlhorns; in der stark vergrößerten Zeichnung ist es ein Seitenfortsatz des Kopfschildes, an dessen rüßelartigen Mittelfortsatze die Fühlhörner sich, weit von jenen Lappen getrennt, befinden. Und mit dieser Nachlässigkeit sind viele, Abbildungen behandelt! Bey N. *Luna* ist der Vf. nicht gewifs, ob sie zu dieser Gattung gehöre, da seinem Exemplare die Fühlhörner fehlten; sein Zeichner hat aber dem Käfer Fühlhörner gegeben, vident. fig. 2. b. B. tab. 54. — N. *viridescens, aenea*. Zu ersterer rechnet der Vf. seinen *Derm. ptylus* des Archivs; aber eben diesen Käfer zählte er ja schon im 4ten Theile dieses Werks zu seinem *Strangulus ptylus*, den wir in der Rec. für die N. *aenea* erklärt haben, wohin er unsers Bedünkens eher gehört, als zur *viridescens*. Etwas auffallend ist es, daß der Vf. des *Strang. ptyl.* gar nicht erwähnt. Die N. *Jordida* des Vf. scheint uns eine kleinere Abart der *varia*, die wahre *Jordida* ist sehr deutlich von der *raria* unterschieden.

Die 42 G. *Coccinella* nimmt einen großen Theil dieses Hefts ein, und enthält 128 Arten. Ein vorzügliches Verdienst des Herausgebers ist es, daß er Schneiders und unsere in den Recensionen öfters geäußerte Bemerkungen benutzt, und die bekannten Spielarten jeder Art zusammengefaßt hat; wodurch dieser Band einen wesentlichen Vorzug vor ähnlichen Werken erhalten hat. Mit der Familienabtheilung

des Vfs. sind wir nicht sehr zufrieden, auch nicht mit den Gründen, die er Schneiders Abtheilung entgegensetzt, und die er dadurch, daß er die ausländischen und minder bekannten Cocciellen absonderte, zum Theil selbst entkräftet. Rec. hätte ihr noch wichtigere entgegenzustellen. H. nimmt folgende Familien an: auf rother oder gelblicher Grundfarbe der Flügeldecken sind die Punkte und Flecke bey der 1ten Fam. schwarz, bey der 2ten weiß oder gelblich. Bey der 3ten ist die Grundfarbe schwarz. — Hierdurch werden die verwandtesten Arten getrennt; mehrere Varietäten einer Art gehören zu allen dreyen Familien z. B. *bipunctata*, 10. *punctata*, *variabilis* F. u. f. f. Die erste Horde ausländischer und ihm unbekannter Cocc. zerfällt in eben diese Abtheilungen. Des Vfs. *C. glacialis* ist sicher die *abbreviata* F.; ob aber Fabric. *glacialis* eine Abart davon ist, kann Rec. nicht entscheiden. — Herbst's Vermuthung, daß die vom Fabric. beschriebne 10. *maculata* nur Abart der seingenen seyn könne, bestärkt Fabric. selbst schon im System. Ent. 105. 60. und in der Ent. syst. p. 277. Die Beschreibung, die Fabr. von der *transversalis* giebt, paßt sehr gut, uns scheint auch seine *tricincta* Ent.

syst. n. 25. hierher zu gehören. Wir sind überzeugt, daß die hier abgebildete *C. bifasciata* nicht die Fabr. sey, denn diese hat die Größe der *ocellata*, und hat eine ganz andere Zeichnung. Herbst's Abbildung ist sicher eine Copie von Thunbergs *C. flexuosa* N. (p. 1. 17. t. 1. f. 29.) da nun diese zu *C. 6. maculata* gehört, die H. u. 6. schon beschrieben hat, so muß N. 14. weglassen. Die *C. Capensis* Thunb. citirt Fabr. bey *chrysomelina*. — *C. repanda* Thunb. sieht *C. tricineta* sehr ähnlich. *C. rivosia* Th. wird von mehreren für die n. 68. vorkommende *C. lunata* F. erklärt. *C. 20. pustulata* Th. ist die n. 74. beschriebne *canina* F. — *C. variabilis* F. ist sicher nicht Abart der *bipunctata*. Das Schrankische Citat bey 11. *punctata* hat H. H. ja schon selbst ganz richtig zu der Abart der *C. 6. punctata* gerechnet. Geoffroy's Käfer ist die *C. Argus* Scriba. die Fabr. unter dem Namen 11. *maculata* beschreibt, und die der Vf. n. 94. aufgeführt hat, wofol Schneider's Citat und Beschreibung weglassen muß. — *C. hieroglyphica*. Es ist uns nicht wohl begreiflich, wie H. H. nur einen Augenblick wählen konnte, der hier von ihm unfreitag nach Sulzer t. 3. f. 4. copierte Käfer könne der Linn. Fabr. Degeerische seyn!

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Braunschweig, b. Schröder: *Vertheidigung des Beweises vom Daseyn Gottes aus der Unmöglichkeit einer ewigen Welt*. Vormala dem Hn. Vicepräsidenten Jerusalem-Sowidner, jetzt nehm einem Briefe desselben über diesen Gegenstand, herausgegeben von Chr. Levin Heinrich, gedruck. Rast. und Superint. zu Seesen, auch Probst des Klosters Frankenberg 1791. 81 S. 8. (3 gr.) Nach einigen Bemerkungen über die verneinende Demonstration des Gockins von der Möglichkeit einer unangefangenen Succession, wodurch die Schwäche desselben ins Licht gesetzt wird, schreitet der Vf. zu dem Beweise der Unmöglichkeit einer ewigen Welt oder einer Succession endlicher Dinge ohne Anfang. Dieser Beweis wird nicht aus metaphysischen sondern aus empirischen Gründen geführt. Der Vf. meint, wenn es nur vom Menschengeschlecht bewiesen sey, daß es einen Anfang müsse gehabt haben, so sey es damit auch von der ganzen sichtbaren Welt erwiesen; denn man könne doch den minder edlen Theilen keine größere Vollkommenheit zuweihen, als den Vollkommenen. Die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts sey *ordentliches* Wesen mit einer Verknüpfung, welches unter andern auch mit den Fortschritten der Bevölkerung im preussischen Staate darzulegen wird; man müsse sich daher die Abkämpfung des menschlichen Geschlechts als eine Reihe Linien vorstellen, welche nicht in gleicher Richtung parallel fort, sondern immer näher zusammenrücken. Und so nothwendig es sey, daß sich eine Pyramide in einem Punkte endige, eben so nothwendig müsse das menschliche Geschlecht einen Anfang haben. — Diese ist wohl gar eine geometrische Demonstration! — Hierauf werden einige Einwurfe beantwortet; unter andern dieser, daß menschliche Geschlecht könne mehrere ja wohl unendlich viele solche Revolutionen

ationen als die Noachische war, erlitten haben. Endlich wird jener Beweis noch durch eine politische Berechnung bestätigt, aus welcher folgen soll, daß man nicht Ursache habe, an der Richtigkeit der Mosaischen Zeitrechnung zu zweifeln. Denn wenn man annehme, daß die Menschheit sich in 100 Jahren verdoppelt, so komme eine größere Volkszahl heraus als gegenwärtig die Erde bewohne. — Es verlohnt sich nach der Mithie diesen Beweis einer Kritik zu unterwerfen. Die Stelle desselben prägen zwey Urtheile des Vf. vertrieben. Unter andern wichtigen Folgerungen, welche der Vf. aus seinem Beweis ableitet, findet sich auch S. 49. dieses. *Sind wir vermöge der mit der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts ordentlichen Verknüpfung Vermehrung, genöthigt, uns den Anfang des menschlichen Geschlechts sehr gering vorzustellen; so kann das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung der einzigen Substanz des Spinoza, schon aus diesem Grunde, unmöglich was unendlich, ewiges und notwendiges seyn.* — In der Vorrede S. 8. sagt der Vf., er habe es für unnothig gehalten, Veränderungen mit dieser Schrift vorzunehmen, obgleich die Kantische Philosophie seinem an Freunden gewonnen habe. Derselbe, fährt er fort, *beschränkt aber eigentlich nur die Metaphysik, in so fern sie auf transcendentalen Principien beruht. Allein hier ist von der unzulässig existierenden Pf. eigentlich die Rede.* — Diese Schrift ist dem Andenken Jerusalem's gewidmet, und daher auch der Brief, womit er dem Vf. für dieses Angebinde dankt, abgedruckt worden. Die Stellen derselben welche günstige Urtheile enthalten, hat Hr. D. zwar weggelassen, aber doch so mittheilend, daß man den Inhalt derselben entnehmen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Lübeck, b. Bohn u. Comp.: *Terpsichore*, von J. G. Herder. 1795. 8. Erster Theil, XXII u. 216 S. Zweyter Theil, XIV u. 217—485 S. Dritter Theil, 1796. XVIII u. 277 S.

Wenn je ein Geist dazu bestimmt schien, sehr abweichende Ansichten und Empfangungsarten, da wo jede derselben ihre eigenthümlichen Aufseerungen niederlegt, in der Poesie, mit einander zu befreunden; so ist es der, welcher in dieser Sammlung die auserlesenen Lieder eines längst gestorbenen und auch aus dem Andenken der Welt abgechiednen Dichters neu belebt hat. An ihm bewundern wir nicht allein die eben so rege als zarte, vielseitige, ja man möchte heyuah sagen, allseitige Empfänglichkeit; den reinen, unbestechlichen und dennoch milden Sinn, der, durch innige Verwandtschaft zu dem Edelsten und Schönsten hingezogen, auch das Geringere nicht verschmäh't, wofern es der Menschheit angehört; das innere Gleichgewicht, die ruhige Ueberlegenheit des Gemüths, wodurch es in den Stand gesetzt wird, eine Welt der verschiedenartigsten Eindrücke, jeden in seiner Eigenheit, ohne Streit und Verwirrung in sich zu bewahren; sondern auch die Biegsamkeit, mit der sich seine Einbildungskraft aller Formen bemächtigt, und, wie unverkennbar auch das Gepräge selbstständiger Bestimmtheit in allem dem ist, was er ursprünglich gedichtet hat, dennoch auch die Kunstgebilde anderer Meister, aus den verschiedensten Zeiten und Völkern in treffenden Kopieen darzustellen versteht. Jetzt erweckt er einen einheimischen Dichter aus dem Grabe einer ausgestorbenen Sprache, worin er über ein Jahrhundert geschlummert hatte, und giebt ihm seine Muttersprache zurück. Balde, der vergessene Balde, fand nicht nur einen vortrefflichen Uebersetzer, was sich doch in unsern Zeiten kaum erwarten liefs: ein Geist, der den seinigen durch Umfang und Höhe der Bildung entschieden verdunkelt, verbrüdet sich mit ihm und führt ihn verjüngt der Nachwelt entgegen.

Es giebt für die Prüfung der vorliegenden Gedichte einen doppelten Gesichtspunkt. Man kann entweder fragen: was sind sie, für sich selbst betrachtet? oder: wie verhalten sie sich zu ihnen lateinischen Originalen? Da unsre Landsleute hier nicht mit einem Schriftsteller des Alterthums bekannt gemacht werden, dessen Werke, wenn sie auch keinen ausgezeichneten Werth hätten, doch das Gemälde desselben vollständiger machen helfen, so muß freylich durch jene A. L. Z. 1797. Erster Band.

erste Untersuchung am Ende die Wahl des Vf. gerechtfertigt werden. Aber um zu erfahren, was wir dem lateinischen Dichter, und was wir seinem deutschen Wortführer verdanken, dürfen wir uns nicht auf sie beschränken. Was die zweyte Frage betrifft, so leuchtet es von selbst ein, daß Treue und Genauigkeit dem Uebersetzer hier nicht der Maafstab der Würdigung seyn kann. Gedichte, von deren Daseyn bey weitem die meisten Leser erk durch die Verdeutschung unterrichtet wurden, um die in ihrer ursprünglichen Gestalt sich kaum einer oder der andre bekümmerte, gelien für neue. Alle mit ihnen vorgenommenen Umbildungen, wodurch sie gewannen, und nicht nur erlaubt, sondern willkommen. Wer sie in einer gelehrten Absicht kennen lernen will, kann und muß sie in der Ursprache lesen.

Ehe wir bestimmte Vergleichen anstellen, müssen wir einiges im allgemeinen über den Dichter Jakob Balde hewerken, was auf jene erst ihr volles Licht werfen kann. Herder hat sowohl in der Vorrede, als in dem schönen Ehrendenkmal, das er ihm noch besonders gesetzt (Th. III. S. 1—82.), seinen Geist mit wenigen, aber treffenden, Zügen bezeichnet, und zugleich die nachtheiligen oder vortheilhaften Einflüsse der äußern Lage auf denselben in der Kürze sehr befriedigend erwogen. Diese letzten Rückfichten darf man nie aus den Augen verlieren, um über die Verdienste des Menschen einen billigen Ausspruch zu thun. Ueber seine Poesie hingegen ließe sich gar wohl, eie davon unabhängiges Urtheil fallen; ja sie müßten sogar gestiftet boy Seite gestellt werden, wenn es ein reines Kunsturtheil seyn sollte. Die Gesetze des Schönen gelten überall und zu allen Zeiten; nichts kann den, der sich als einen Eingeweihten in die Geheimnisse desselben, als einen Dichter ankündigt, von ihrer Befolgung losprechen. Bey Balde erhalten uns noch überdies die Sprache, worin er gedichtet, und die dem Alterthume abgeborgten Formen die höchsten Forderungen der Kunst gegenwärtig. Wenn wir erst darüber zu einer Entscheidung gelangt sind; in wie weit er ihnen Genüge geleistet oder nicht; so kann ein Blick auf den Stand, auf das Zeitalter; auf die ganze umgebende Welt des Dichters dazu dienen, seine Mängel und Verirrungen zu erklären und zu entschuldigen.

B. dichtete lateinisch. Einer fremden Sprache kann man sich allerdings, auch für den dichterischen Gebrauch, in dem Grade bemächtigen (und die Beyspiele davon sind nicht selten), daß die Vorstellungen und Empfindungen eben so innig mit ihren Zeichen verschwärt und damit eins geworden scheinen, als

hätten sie sich schon beym Erwachen des Bewusstseyns, an der Quelle des Lebens, zu einander gefeilt, und gemeinschaftlich zum Strome ausgebreitet. Betrachtlich anders verhält es sich, wenn die vom Dichter erwählte fremde Sprache zugleich eine todte ist. Zwar haben Sprachen, die sich bis zur Vollendung entfalteten, das Vorrecht in unerlöschlichen Denkmalen sich selbst zu überdauern. Allein das geistige Leben, das diese Wundergebilde bis in die zartesten Adern durchglüht, kann nur gefühlt, allenfalls nachgemacht werden, nie sich wahrhaft mittheilen. Eine Sprache, die nicht mehr im Munde eines ganzen Volks ist, kann sich nicht fortbilden: sie muß bleiben wie sie ist, oder ausarten; und diese Unveränderlichkeit der, wenn auch noch so schönen, Züge hat da, wo wir unentlehnten Reiz, ursprüngliche Bewegung erwarten, et was ersterbtes. Eben dadurch, daß jede lebende Sprache auf gewisse Weise unbegrenzt und unerschöpflich ist, werden wahre Schöpfungen des Genius aus ihr und in ihr möglich; sobald sie, vollständig abgeschlossen, übersehen werden kann, muß das eigentliche Geheimniß des dichterischen Zaubers wegfallen. B. selbst sah wohl ein (Terp. Th. III. S. 47.), daß dem neueren lateinischen Dichter nur die Wahl bleibt, ob er in seinem Ausdrucke der treue Wiederhall eines römischen Vorbildes, oder auf die Gefahr hin, unlateinisch zu reden, neu und eigenrühlich seyn will. Ihm war es nicht darum zu thun, goldne Redensarten der Alten, fertig und glücklich spielend, von neuem zusammen zu würfeln (was er freylich wohl auch zuweilen als Uebung treiben mochte), sondern die ganze Kraft eines von seinem Gegenstande erfüllten Gemüths ungeschwächt in Liedern zu ergießen. Er konnte sich daher auch nicht an jener reinen, zierlichen Beschränktheit andrer Neueren begnügen lassen, und nothigte ohne Bedenken alles, was ihm seine gründliche Gelehrsamkeit, sein umfassendes Gedächtniß von lateinischen Ausdrücken darbot, wofür er es für seinen jedesmaligen Zweck irgend tauglich fand, sich in Horazische Weisen und Wendungen zu fügen. Wenn Schönheit der Sprache auf einem Gewebe der feinsten Beziehungen beruht, wovon sehr viele nur den Mitlebenden fühlbar sind; so wird unstreitig manches in B's. Gedichten auch den geübtesten Sprachkundigen unsrer Tage nicht im Genuße fließen, was ein Metius Tarpa, sollte er wieder auferstehen, streng verdammen würde. Allein da wir den neuern Dichter gleichsam nicht unmittelbar, sondern durch Dazwischenkunft der alten verstehen; so haben wir auch an diesen einen Maßstab des Urtheils, und müssen nothwendig Haltung und Harmonie vermissen, wenn wir Bruchstücke aus dem Latein des Plautus oder Cæcilius mit dem des Statius, Martialis u. s. w. verflochten finden. Wie dem auch sey, es war ein Glück für B., daß ihm dieser Ausweg ins Alterthum offen stand. Hätte er nie anders als in seiner Muttersprache geschrieben; so wäre sein achter Dichtergeist wahrscheinlich nie erkannt worden, ja er hätte vielleicht in ihm selbst immer geschlummert. Daß seine deutschen Verse so unfein und niedrig sind (Terp.

III. S. 27—30.) läßt sich wohl nicht ganz aus dem damaligen Zustande unsrer Sprache im Allgemeinen, aber mehr aus seiner besondern Lage, entschuldigen. Mit kräftiger Hand hatte Luther schon früher die Umrisse der deutschen Prosa angegeben; Opiz, Fleming und andre protestantische Dichter, die eine ganz neue Bahn für die vaterländische Poesie eröffneten, lebten wie B. zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Doch für den katholischen Geistlichen war dies alles vermuthlich so gut als nicht vorhanden. Aus dem Eliaß gebürtig, hatte er gewiss eine fehlerhafte und raube Mundart des Deutschen an sich, die er in Bayern eben nicht wird verfeinert haben. Auch glaubte er sich nach der Gemüthsart des Volks im südlichen Deutschland, die überhaupt fröhlicher ist, und handgreifliche Schwänke forderte, bequemen zu müssen. (Terp. III, 28.) Man hat ja den Fall öfter gehabt, daß Männer, die von einer geschmacklosen Welt umgeben waren, den Sinn für würdigen Ernst und für Anmuth des Ausdrucks erst mit den alten Sprachen, wo diese Vorzüge einheimisch sind, einzutauschen schienen, und ihn nur in denselben wieder auszutauschen konnten.

Ein tiefes, reglesames, oft schwärmerisch ungestümes Gefühl; eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen; ein erfinderischer, immer an enterten Vergleichungen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz; ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Partheylichkeit oder irthümlich angewandte Vortheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift; große sittliche Schnelkraft und Selbstständigkeit; kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigne Wege wählt, und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in B's. Werken allzu hervorleuchtend, als daß man ihn nicht für einen gebornen, und zwar einen ungewöhnlich reich begabten, Dichter erkennen müßte. Auf der andern Seite erheben sich nur wenige seiner Lieder zu einer fleckenlosen Vollendung; manche werden durch die seltsamen Ausschweifungen entstellt. Oft wird sein Ausdruck durch das Bestreben nach Kraft und Neuheit hart, gesucht und verworren; die Darstellung ist nicht selten überspannt und mit völliger Aufopferung der Natur und Wahrheit ins ungeheure getrieben; sein Reichthum ermüdet, wenn er zuweilen gar kein Ziel zu finden und nichts zu verschweigen weiß. Von Schonung und dichterischer Enthaltsamkeit scheint er gar keinen Begriff gehabt zu haben: er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bey ekelhaften oder empörenden Schilderungen. Dennoch kann man ihm Gefühl für das Schöne nicht ganz abprechen, das er in einzelnen Stellen bis auf einen sehr hohen Grad erreicht. Eher gebrach es ihm wohl an eigentlicher Kunstinn: wenigstens lassen viele seiner Lieder im Ganzen ihres Baues Rundung, harmonisches Ebenmaß und zart gehaltene Einheit des Tons vermissen. Eine witzeln- die Spielerrey unterbricht dann und wann den Eufus der Empfindungen, ohne daß man doch zweifeln kann, es sey ihm der heiligste Ernst damit gewesen.

Die Gränze des Schicklichen überspringt er oft bis ins Abgeschmackte hinein. Mit einem Worte, es giebt wenige Dichter, von denen sich zugleich so viel gutes und schlimmes sagen ließe, und wo Fehler und Vorzüge so in die Augen fallend neben einander ständen.

Denjenigen unter unsern Lesern, welche ihn nur aus der Terpsichore kennen, wird obiger Tadel unfehlbar zu hart dünken, eben weil sowohl durch die Wahl der Stücke als durch die Art der Uebersetzung das meiste, worauf er sich bezieht, gänzlich wegeräumt oder doch sehr gemildert ist. Rec. hält es deswegen für seine Pflicht, besonders da der lateinische B. nicht in Aller Händen ist, sein Urtheil durch einige Beispiele zu bekräftigen.

Wenn einmal Pompejus und Cäsar wegen des bürgerlichen Krieger, den sie verursacht, „die beiden Stücke der zerrissnen Welt“ (Lyr. IV. od. 28. *hi lacervi duo frusta mundi*) genannt werden, so könnte man dieses riesenhafte Wort durch das Aufsehen des Propertius verteidigen wollen; er sagt bey einer ähnlichen Gelegenheit: *Iuc munda coire manus*. Aber der übermüthige König (Lyr. IV. od. 9.), der, nicht zufrieden wie Xerxes das Meer zu geißeln, „die Backen des Aeolus mit Streichen, die Natur selbst mit Stockschlägen bedroht“ (*deolis buccis colaphum minatur, Et mihi iussem*), wetteifert mit jenem Furius, welcher die Alpen mit weislichem Schnee bespie. Doch hat sich dieses Bild in das Deutsche mit eingeschlichen, wie auch, was noch mehr zu beklagen ist, die Nymphe Europa, die auf dem Kopfe geht, „falschen Himmel gekehrt“ (Terp. III. S. 255.) und die damalige Verwirrung der europäischen Angelegenheiten andeuten soll. Ekelhafte Beschreibungen sind vorzüglich in den Verwünschungen des Kataris und den scherzhaften Gedichten gegen die Feten zu Hause. Nach der folgenden wird man weiter keine verlangen: Sylv. IX. od. 26.:

*Quid tandem fiet? quoties refuso resumo est,
Tempestas caput egit aquosa:*

*Perque caecos fauces se praecipitavit, et alto
Obstruxit praegordia limo.*

*Uade putrem lanam, et squalentia vellera tabe
Eiectat circumfusa iugis.*

Leider verräth sich B's Vorliebe für solche Gegenstände dadurch, daß er sie auch da anbringt, wo sie gar nicht unentbehrlich waren. Er ermahnt z. B. den aus Frankreich zurückkehrenden Deutschen, die erlernte fremde Sprache nicht in seiner Heimath beyzubehalten: Sylv. III. od. 6.:

Huc! redux matrem, cave, ne salutes

Ore Gallorum; Sequamur sub ipsas

Evome portas.

Pappa linguarum, putrinque vorum,

Unico ructu stomachi levanda.

Ein andres Mal will er das hässliche Ungeheuer *Mein* und *Dein* vernichten (Sylv. IX. od. 20.) in einer

sehr lebendigen Dichtung fließt er ein Opfer damit an, und sobald die Flamme es verzehrt hat, kehrt das goldne Zeitalter auf die Erde zurück. Eine so frohe Begebenheit soll nun durch ein andres bloß aus Dämonen bestehendes Opfer gefeyert werden:

Parte alia, tota ponatur Majus in ara,

Violis, et omni copia florum rubens:

Alcinoique nemus, Paestique, et Hymettus et Hybla;

Aurique viridis dives hortus Africæ.

Quidquid Nilivæ fudit de vulnere trianci,

Syracque summis messor in spicis legit

Quidquid odorifero victuras funere Phoenix,

Quoties sepulcrum mutas in curas sumis

Quidquid blanditur crocici Panchaia jivris.

Bis hierher läßt man sich den gelehrten aromatischen Ueberfluß, der dichterisch geschmückten Sprache zu lieb, worin er dargereicht wird, gefallen. Die Zeilen vom Phoenix sind, wenn auch allzukünstlich, doch sinnlich. Aber nun genügt es dem Dichter noch nicht an diesen aus Oden und Westen zusammengetragenen Wohlgerüchen:

Et quidquid usquam nasus invenit boni, —

Nasus Arabi, nasusque Cilicæ, nasusque Sabæus;

Collata nostro forteant incendio.

Wenn er (Lyr. III. od. 18.) der Jungfrau Maria ihre Verdrüsslichkeiten gegen die Eva vorhält, weil sie ohne den Sündenfall derselben nicht Mutter des Heilands hatte werden können, so entzog sich ihm vielleicht das Widersinnige, was darin liegt, unter dem Schleier der Heiligkeit. Hiügegen möchte eben nach solchen Religionsbegriffen die Tandele in einer andern Ode (Lyr. III. od. 38.) bis zur Entweihung geschrieben zu seyn scheinen. Das Ganze dreht sich um den Umstand, daß der Name Maria als Tribachys sich in kein lyrisches Sylbenmaas bringen läßt. Er vergleicht ihn daher in zwey wirklich sehr schönen Strophen mit der Daphne, sich mit dem vergebens verfolgenden Apollo. „Rufe ich auch: Mari-(a)alta!“ fährt er fort, „so steckt Tethys den Kopf heraus, und „meynt es sey von den Meerern (maria) die Rede. Andre heilige Jungfrauen, Walpurgis, Agnes, Theresia, Ursula u. s. w. wünschen von mir besungen zu werden, und versprechen mir noch obendrein Belohnungen.

*Una centenas geris inter intra-
stabile nomen.*

Fortè vult cogi. Quid agis, posita?

Suave, quod nunquam pudor assentus,

Cepit audendo violens amator,

Rivis alumnus.

Er führt den verwegenen Entschluß aus, und begrüßt sie, den Regeln der Sylbenzeit zum Trotz, in der Adonischen Schlußzeile der Ode: Virgo Maria.

So weit B. entfernt ist, sich auf die Sprache des Horatius zu beschränken, so gebraucht er doch mehrmals die eignen Worte desselben auf eine Art, die man nicht wohl anders als Parodie nennen kann. Im Gegensatz mit der *Mater saeva Cupidinum* wird die heil. Jungfrau *decentum Mater blanda Cupidinum*. Ein andres Lied an sie heist nach Horat. C. II, od. 4. an: *Ne tibi servi sit amor pudori*. Wiederum Lyr. IV, 4.

*Intermissa dixi vidi,
Virgo, Davidicis edita regibus.*

Wollte der Dichter im Ernst, daß wir unsre Gedanken auf die heil. Jungfrau richten sollten, indem er uns zu gleicher Zeit an die Angriffe der Venus auf den römischen Lyriker und an die Abkunft des Macedonias erinnert? Und wie ganz mußte der Sinn für das Schickliche bey ihm schlafen, als er über die Madonna mit dem Kinde ausrief:

*O mater in xsum laetitiae pueri
O matris pulchra parvula pulchrior!*

Ihm mochte dies für einen frommen Raub an jenen unheiligen Gegenständen gelten; aber da er nur auf Leser rechnen durfte, die mit dem Horatius vertraut sind; so hätte er sich hüten sollen, ihre Stimmung durch die Anregung so verschiednartiger Eindrücke, besonders bey dem Anfange eines Liedes, gänzlich zu verwechseln. Eine Mäse, die, obgleich mit einer römischen Stola bekleidet, nicht selten ihre barbarische Herkunft verräth, hatte noch andre Gründe, die Vergleichung mit dem urbansten aller Dichter auf jede Art zu meiden. B. scheute sie eben nicht; er wollte nicht nur seine Freyheit und Eigenthümlichkeit neben dem Römer behaupten (Sylv. V, od. 4.), sondern er strebte ihn auch zu überreffen; gewis nicht auf dem richtigen Wege, wenn er, wie wir nach seinen Aeusserungen glauben müssen (Terps. Th. III, S. 45. 46.), die weisse Mäsigung, die vollendete, einfache Anmuth seines Vorbildes als Schwäche oder Armuth miedeutete. Offenbar ist es, daß Horatius äußerlich weit mehr begünstigt war, und seinem spätern Nebenbuhler also durch manches überlegen seyn konnte, was nicht zu ihm selbst gehörte (Terps. Th. III, S. 49. 52.). Wenn in ihm, wie Herder so schön sagt, „die Grazie des Lebens wohnt,“ wie konnte B. unter den größten Aussichten in einer gräuenvollen Zeit andre als furchtbare Grazien haben? Der Römer knüpfte seine Dichtkunst an den feinsten Lebensgenuss an; der Deutsche rettete sich aus der einengenden Wirklichkeit in das Gebiet der Poesie hinüber. Wenn jener bey seiner wandelbaren Philosophie immer lebenswärdig ist; so hat dagegen die strenge, auf Entsa-

gung und Abhärtung gegründete Lebensweisheit des letzten oft einen großen Charakter. Dies führt uns auf die allgemeinere Betrachtung, daß er über das meiste, was wir oben gerügt, mehr beklagt als getadelt zu werden verdient. Allein wo tritt wohl der Fall ein, daß der freye Mensch mit der Natur und dem Schicksale ganz reine Abrechnung halten könnte? Vielleicht waren hier alle persönlichen Anlagen zu einem einzig großen Dichter vorhanden: nur eine dichterische Welt und eine dichterische Muttersprache fehlte. Die Summe der für seine Bildung ungünstigen Umstände, ob sie sich gleich in die wenigen Worte zusammenfassen läßt: er war ein deutscher Jesuit und lebte zur Zeit des dreysigjährigen Krieges in Bayern, war so groß, daß man über das, was dennoch aus ihm geworden, billig erstaunen muß. Und wer würde theilnehmend vorbeugehn, wenn er auf dem Grabmale des edeln Mannes, den so viele Fesseln und Entbehrungen niederdrückten, die traurige Geschichte seines Lebens, von ihm selbst geschildert läse?

*Tristibus Imperit spatio retineamur in arcto,
Et curtum male perdimus aequum.*

Der Zweck alles bisherigen war, zu zeigen, was und wie viel ein Dichter wie B. dabey gewinnen konnte, daß er mit geläuterten Geschmack und einer umfassenden Ansicht der Dinge in unser Zeitaker verpflanzte, daß seine Lieder aus einer freyer athmenden Brust von neuem gesungen wurden. Jetzt müssen wir unteruchen, mit welchem Glücke dies geschehen ist. Die Art, wie sich der würdige Vf. über seine Arbeit äußert, zeugt von tiefer Einsicht in das, worauf es hier wesentlich ankam. Terps. Th. III, S. 203. „Ich folgte dem Geist seiner Muse, nicht je dem seiner Worte und Bilder. Bey seinen lyrischen Stücken behielt ich den eigenthümlichen Ton jedes derselben im Ohr, den Sinn und Umriß desselben im Auge. Schönheiten habe ich ihm nicht geliehen, wohl aber Flecken hinweggethan, weil ich seinen großen Genius zu sehr ehrte, als daß ich „mit kleinfüßigen Stolz ihn in diesen zur Schau stellen sollte.“ Wo dem Umriß seines Gedichts etwas zu fehlen schien, zog ich mit feiser Hand, wie bey einer alten Zeichnung, die Linien zusammen, damit ich ihn meiner Zeit darstellte.“ In Bineu Stücke müssen wir dieser allzu gemäßigten Andeutung der Bemühungen des Uebersetzers widersprechen. Man darf behaupten, daß Vereinfachung, Abkürzung und Milderung hier nach der Natur der Sache schon an sich oft wahre Verhönerung seyn muß; aber uns sind auch viele Züge in der Terpsichore werth, wo von sich in den Originalen keine Spur findet.

(Die Fortsetzung folgt)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LÄBECK, b. Bohn u. Comp.: *Terpsichore*, von J. G. Herder etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Wir gehen zu einzelnen Beyspielen fort. Die Ode Lyr. III, 14, *Argonautae*, heist im Deutschen (Th. I. S. 133.) die *Schiffenden*, und lautet so:

Dafs die Kühnen des Meeres heil'ge Rechte,
Dafs den hohen Trident sie frech beleidigt,
Klag' ich. War es ein Fell, das goldne Fell, werth,

Dafs ihr, o Schiffer
Argonauten, die Blitze Zeus und alle
Aeols Winde, den Grimm Neptuns verschmähet?

Hat die Erde nicht Grüfte genug? Bedarf es
Urnen des Abgrunds?

Sieh die Schuldigen, die der Klotho Faden
Murrend laßern, er sey zu zart, zu brüchig:
Und vom brüchigen Faden spannen Segel
Sie an den Maßbaum,

Rudern selbst mit der Parze heiligen (heil'ger) Spindel —
O ihr Götter des Meers, warum erschauet
Ihr die Sträflichen nicht, die nur der Hlabuch:
Länder vereinen?

Der lateinische Anfang: *Ius sacri laesum refero Tridentis* ist kürzer und gehaltner; der deutsche reist leidenschaftlicher den Hörer mit sich fort. Es ist in der Art des erregten Unwillens, das er, um den Frevel zu bezeichnen, den er rügt, starke Ausdrücke häuft, deren Aehnlichkeit dann keinesweges eine leere Wiederholung ist. Auch dafs die Thäter sogleich genannt werden, obgleich auf eine unbestimmte Weise nach der Eigenschaft, welche sie durch ihre That offenbaret, „die Kühnen“, belebt die Sache mehr als die dort gebrauchte leidende Form. „Klag' ich,“ statt des ruhigeren *refero* ist den übrigen Veränderungen angemessen, und der Doppelsinn (hier nicht verwerflich, weil er keine Undeutlichkeit verursacht) dafs es entweder für *beklagen* oder *anklagen* stehen kann, vereinigt in dem Worte die Kraft beider Bedeutungen. Auch das ist weit lyrischer, dafs der deutsche Dichter uns nicht erst über den Zug der Argonauten historisch belehret: *Per truces finctus, et opaca ponti, Thessalam Graji docuere nauatae Currere pinum*; sondern von Herabwürdigung der Triebfeder ihres Unternehmens ausgeht, und diese in eine Frage verwandelt. Die Verachtlichkeit des goldenen Vlieses wußte B. nicht anders als durch eine widrige Uebertreibung

A. L. Z. 1797. Erster Band.

auszudrücken: *Huc ovis flavae scabies avaros impulit*. Wie viel feiner ist es im Deutschen blofs dadurch gefehen, dafs *Fell* statt *Vlies* gesetzt, und der Umstand, dafs es von Gold war, als etwas unbedeutendes und anfangs vergessenes erst nachgeholt wird. Der Vorleser muß sich ja davor hüten, das Beywort „goldne“ durch Erhebung der Stimme auszuzeichnen, sondern so leicht wie möglich darüber hingleiten. Das Einerleylagende in den Worten: „o Schiffer Argonauten,“ wird Leser, welche die alten Sprachen nicht kennen, weniger beleidigen; es hätte durch ein Comma am Ende der ersten Strophe gemildert, oder noch besser ganz vermieden werden können. B. fährt fort: *tanti fuerat, timere Falmen et spumas, et equos, et aerei Flammae tauri*. Die zuletzt erwähnten Abenteuer, welche die Argonauten in Kolchis zu bestehen hatten, sind der Abßicht des Liedes fremd; mit Recht ist daher dieser zerstreute Schmuck nicht in der Nachbildung aufgenommen. Dagegen haben die im Lateinischen nur flüchtig berührten Gefahren des Meeres eben so schieklich eine vollere Ausführung erhalten, und dadurch, dafs bey jeder zerstörenden Wirkung die Gottheit genannt wird, welcher der Volksglaube sie zuschrieb, ist obige Ankündigung der Sache als einer heiligen Angelegenheit durchgeführt, und auf das Ziel des Ganzen, die Schiffahrt als einen die Naturgeleze verletzenden Frevel darzustellen, hingearbeitet worden. B's dritte Strophe:

*Ergo telluri locus et sepulcra, et
Afferes desunt, quibus inferantur
Ossa de fundo pelagi petendae
Fuderis uniae!*

ist in zwey Zeilen zusammengezogen; aber die Hälfte ist hier unstreitig mehr als das Ganze. Die *afferes* erinnern neben den Urnen an die heutige Weise in Sargen zu begraben, und *quibus inferantur ossa* ist nach *sepulcra* ein schwächender Zusatz. Im Deutschen haben die kurzen, rasch auf einander folgenden, Fragen einen größeren Nachdruck, und die Urnen des Abgrunds sind weit dichterlicher, als „Begräbnisstätten“, die vom Grunde des Meeres heraufgeholt werden.“ In den folgenden Zeilen: *En ros. parcam Lachrima queruntur Pensa de cisti glomerare laza*, ist der verstärkte Ausdruck Murrend laßern statt *queruntur* die bedeutendste Veränderung, die mit dem gleich anfangs lebhafter bezeugten Unwillen vollkommen übereinstimmt. Eine äußerst kühne und sinnreiche Wendung ist es, wenn hierauf der Gedanke: die Men-

Hbb

Digitized by Google

schen setzen beym Seewesen ihr Leben auf das gewagteste Spiel, so eingekeidet wird: sie gebrauchen das, wozu dasselbe hängt, die Werkzeuge der Parzen, zum Schiffgeräthe,

Nec rotem totum dubitant tremanti ad-
nectere malo.

Unus in remi quoque parson usum

Fregit, ut stanteis agitare undas:

Alter intexae data velo vitae in
Carbasa vertit.

Die beiden ersten Zeilen sind zum Vortheile der Uebersetzung ganz weggeblieben; denn soll das Bild Zusammenhang haben, so müssen die Werkzeuge der Parzen als tauglich zur Einrichtung eines Schiffes vorgestellt werden, und man sieht nicht ein, wozu der an den Mast geknüpft Spinnrocken dienen soll. Ueberhaupt durfte der Dichter hieby nicht zu lange verweilen, damit nicht die Wahrheit der sinnbildlichen Beziehung durch das bemerkte sinnliche Missverhältniß verdunkelt würde: die abgekürzte Nachbildung ist also auch hier für Gewinn zu halten. In der letzten Strophe:

Di maris! cur non prius obruistis
Quam reversura Minyae carina
Magna disiecti traheret in unum
Coedera mundi?

kehrt der deutsche Dichter schicklicher nicht wieder zu den Argonauten zurück, von denen er zu der allgemeinen Betrachtung Anlaß genommen hat, und durch den kleinen Zusatz: *der Habsucht*, ist dem Einwurfe vorgebeugt, die Verbindung der Erdtheile sey ja etwas wohlthätiges, und die hitzige Richtung des Gedichtes erst recht bestimm.

Wir haben diese Ode nur deswegen gewählt, weil sie kurz ist, und eine solche durchgängige Zergliederung einer der längeren uns zu weit geführt hätte. Uebrigens finden wir fast überall, wovon wir aufschlagen, Befestigungen des Urtheils, das aus der eben angeführten Vergleichung hervorgehen muß. Das *Schicksal*, (Th. I. S. 6.) eins von B's angenehmsten Stücken, eilt hier noch rascher und leichter zu seiner Entwicklung fort, und die kürzeren Anwendungen auf das menschliche Leben sind bey dem ersten Sinn, den sie wirklich einschließen, durch eine leise Einmischung von Scherz und Laune noch mehr gewürzt. Es wird mit dem Spiele in der That sehr artig gespielt. Im *Thomas Morus*, (Th. I. S. 15.) den B. als einen zweyten *Regulus* besang, finden sich die Worte, welche dem zum Tode gehenden in den Mund gelegt werden, und die heiterste Gemüthsruhe darstellen, nicht im Original. In der ersten Strophe der Ode *Kronen* (Th. I. S. 21.) ist an die Stelle eines übertriebenen Bildes ein weit gemäßigteres und edleres getreten. In der Ode Th. I. S. 25. ist es ein rührend verklärter Zug, daß der Blinde seine glückliche Blindheit besingt, da er bey B. nur mit sich selbst davon spricht. Dies schöne Lied hat überhaupt noch sehr

gewonnen: eine lieblicher Schwärmerey schwebt gleich einem zarten Hauche über dem Ganzen. Auch in den beiden Stücken an die *Bildsäule eines schönen Knaben und auf einen Garten*, die *Sternenau* genannt, (Th. I. S. 45 — 50.) sind die fast zu glänzenden Farben des Originals sanfter verschmelzt. In der eben so dichterischen als malerisch dargestellten Erscheinung *Malerey und Dichtkunst* (Th. I. S. 76.) ist die ausdrückliche Beziehung auf König Belfazs Gesicht, welche nicht in diesen Bilderkreis gehörte, weggefallen, und statt der aus der Wand hervorgehenden Hand nur der goldne Griffel, den sie führt, geblieben; dagegen spielt der Schluss des Liedes sinneleich auf das bekannte Wort *Correggio's* an. Auch der darin liegende Sinn, dessen sich B. wohl nicht deutlich bewußt war, daß die Dichtung durch ein ganz anderes Mittel als die Malerey, nämlich durch fortwährende Bewegung ihre Gestalten zur Anschauung bringen soll, ist zu größerer Klarheit erhoben. Die *Römerbilder* (Th. I. S. 104.) gehören unter die begünstigten Ausläufe, wovey sich der Dichter ohne Vorfaß dem Feuer seines Geistes hingab; (*Enthusiasmus, quem auctor passus est etc.*, lautet die Ueberschrift) in des Kurfürsten Maximilian Sammlung römischer Antiken beleben sich ihm die merkwürdigen Gestalten, und ihre Thaten gehen vor seinen bewundernden oder unwilligen Sinne vorüber. Sieben Strophen voll fitlicher Anwendungen auf ihn selbst, welche im Lateinischen die Ode schließen, sind hier zu drittheil Strophen eingeschmolzen:

Wo bin ich? von Apollo's Höhen
Kehr' ich zu euch in die Ebne wieder,

Ihr Freunde. Viel ist, ewig gekannt zu seyn
Im Marmorbilde; schöner und größer ist,
Verehrt zu seyn in stillen Thaten,
Ewig geliebt in der Menschen Herzen.

Auch ohne Dilett. Möge mein Antlitz einst
Zu Staub verwesen; Bilder, ich neid' euch nicht,
Ihr Kaiserlarven. Wer verborgen
Schlummert und ruht, o er ruhet glücklich.

Und doch ist alles Wesentliche gesagt, und in jenen drückt sich keine so wohlwollende Hobeit der Gesinnung aus, als hier in der vorletzten Strophe. Auch das ist sehr glücklich verändert, daß die Rückkehr von der trunkenen Begeisterung den Betrachtungen vorangeht, die nur ein mehr gesammeltes Gemüth anstellt, da sie dort erst in den beiden letzten Zeilen erfolgt. Die verwandelte Gestalt einer zweyten Daphne, einer Heiligen, die nach der freundlichen Legende vor dem Tempel der Mutter Gottes, der sie sich geweiht hatte, sterbend zur Linde aufwuchs, wird in folgenden Zeilen (Th. I. S. 189.) besetzt vorgestellt.

Thut sie nicht noch, was sie lebend gethan? Sie dienet der
Götin,

Und wacht vor ihrem Tempel hier,
Neiget das Haupt und bewegt die Arme mit süßem Verlangen,

Und grüß mit süßem Säufen sie.

Könnte dein Ohr vernehmen die zarten Worte der Blätter:

Du hörtest ihr *das* noch.

Der schönste Zug: „Sie bewegt die Arme mit süßem Verlangen.“ ist statt des Windes, der bey B. „ihre Haare kühmt,“ hinzugekommen. Aber das, warum aus diese Schilderung im Deutschen überhaupt weit lieblicher anspricht, laßt sich eher fühlen als zergliedern. Wie veredelt ist das mehr als um die Hälfte verkürzte Lied an *einen jungen Helden*, (Th. II. S. 363.) besonders durch die bedeutende Lebre am Schlusse, statt deren im Original ein niedrig komisches Bild völlig zwecklos angehängt war! Viele Stücke, die *Todtenflute*, (Th. I. S. 205.), das *flüchtige Wort* (Th. II. S. 342), u. s. w. haben sich durch Milderungen, den Gesetzen der Wahrheit und Schönheit nachgiebiger gefügt. In andern, z. B. *der Waldrausch*, (Th. III. S. 197.) ist durch Entladung von überflüssigem Schmuck mehr Raum für den einfachen Ausdruck des Gefühls gewonnen; noch aus andern scheint gleichsam nur der reine Geist gezogen zu seyn, z. B. die *Tadellose*. (Th. III. S. 188.) Selbst bey solchen Liedern, deren Uebersetzung eine Art von Wagetuck war, hat sich der deutsche Dichter mit großer Geschicklichkeit zu helfen gewußt. Man vergleiche z. B. die *Langsam-Sterbende* mit dem Original, wo der dithyrambische Brautgesang der heil. Genovefa an den Tod sowohl das Gemüth als die Sinne durch eine furchtbare Missfalligkeit zerreißt. Die Sprache des wärmsten Verlangens ist von der Liebe entleert; dazwischen erscheinen die schauderhaftesten Larven des Todes: was ist ewig entzugesetzter, als ein glühender Wonnetaumel in den kalten Armen der Verwerfung? Im Deutschen ist alles Sinnlich-Widerwärtige entfernt, der Ton gemäßigter, und die Beleuchtung des ganzen, wenn man so sagen darf, verschwimmt mehr in eine sanftere Dämmerung, die auch in der Wirklichkeit wohl ein Sterbend mit süßen Empfindungen und Abnungen umgeben mag.

Ob sich gleich die angeführten Beyspiele noch mit einer Menge andrer häufen ließen; so wollen wir doch nicht behaupten, daß B. überall und in jedem Theile der übertragenen Gedichte gewonnen habe. Aus der Beschaffenheit der beiden Sprachen ergibt es sich schon, daß manche kunstvolle Schönheiten der Verknüpfung, der Wortstellung und des Versbaues auch bey einer sorgfältigen Behandlung verloren gehen mußten. Allein gerade diese sind am wenigsten das Eigenthum eines Dichters, der als ein später Fremdling auf den angebotnen Gefilden einer Sprache, wie die römische, Blumen sammelte. Wenn z. B. der Ausruf über die Eitelkeiten des Lebens, womit das Lied am Grabe eines Mächtigen (Lyr. II, od. 8. Th. I. S. 142.) schließt:

*Somnia, somnia
Emissa per rimas eternae
Mox iterum revocanda portat!*

Träume der Träume, die
Aus Ritzen jener Trugspalte
Wieder zurück in die Rixe schlüpfen.

im Lateinischen einen Zauber hat, der auf der tödlichen Fülle, auf dem Gebrauch der beiden Mittelwörter der vergangenen und künftigen Zeit, besonders aber auf der Trennung des Beywortes von seinem bis an das Ende verparten Hauptworte beruht, wofür unsre Sprache folglich gar nicht empfänglich ist; so wird ihn der deutsche Leser auch nicht vermissen. Wir wollen nicht entscheiden, ob nicht ein adressal die zierliche Wendung des Dichters, der sich gegen die Anfälle des Schnupens auf seine Magerkeit bezieht: Lyr. II, od. 35. Th. III. S. 88.

*Quid in potius immeritis furis,
Illa! praedo vocis! nos graciles sumus.
Genuque Divam,*

Was fällt frech du, Räuber der Stimme, selbst
Auf dürre Dichter, die, dem Olymp verwandt, u. s. w.

glücklicher hätte getroffen werden können, als gleiches ist.

Genug, daß ein solcher Verlust bey einzelnen Feinheiten der Ausführung gegen den Gewinn im Ganzen in keine Betrachtung kommt. Schon dadurch sind diese Gedichte nun zu einer lebendigen Wirkung weit geschickter gewacht, daß sie, selbst die Sprache abgerechnet, ein weniger gelehrtes Ansehen haben. Vortrag und Einkleidung sind schmuckloser; eine Menge Anspielungen auf das fabelhafte oder geschichtliche Alterthum sind weggefallen, auch nähere Zeit- und Ortbeziehungen ausgelöscht, zum Theil schon durch die veränderten Ueberschriften, die bey B. meistens wirkliche oder bedeutend erdichtete Namen, auch wohl andre gedauer bestimmende Zusätze enthalten. Es ist gut, wenn der Standpunkt des Horers in eine gewisse Weite gerückt wird, wohin Sectengeist und partyeische Leidenschaften, die keinen unbefangenen Genuß der Dichtkunst gestatten, nicht reichen. Nach der Terpischore kann man nicht umhin, Balde, den heftigen Feind der Religionsfreyheit, (der den Gustav Adolph, über seinen Tod triumphirend, den Baltischen Antäus, und seine Krieger Finnen und Goth-Hunnen nannte), dennoch als einen vaterlandsliebenden Deutschen zu ehren. Und doch hat ihn der Uebersetzer hierin nichts geliehet, sondern nur einige Ausbrüche verbundener Leidenschaft unterdrückt: die Spuren der irrigen, und darum vergänglich Meynung sind vertilgt, die Dauer verdienende Gefinnung ist beybehalten.

Wir sind bisher bemüht gewesen, den Werth der ursprünglichen Gedichte-B's zu prüfen, und von den Verdiensten Herders um diese unwehmer deutsch und neu gewordene Auswahl derselben zu sondern. Aber bey Liedern, die durchaus nichts von der mühseligen, ängstlichen Art vorzählender Dollmetschungen verrathen, sondern überall mit dem Gepräge der Ursprünglichkeit, der freyen Entstehung, der augen-

blüchlichen und genialischen Eingebung bezeichnet sind, können wir, und müssen uns auch, um sie recht zu fühlen, dem gesammelten Eindrücke hingeben, ohne zu fragen, woher sie stammen? was sie waren? was sie nun geworden sind? Wenn eine harmonische Stimme den Weisen, die sie vorträgt, gleichsam eine schönere Seele leihet; bald eine Dissonanz mildert, bald unter Ohr über einen harten Uebergang hinüber-schmeichelt; hier einen Mangel durch zarte Nebenausbildungen, dort einen Ueberfluß durch Vereinfachung ausgleicht; so dürfen wir nicht den Musiker von dem Säger zu unterscheiden suchen, wenn wir auf den Wellen der Melodie wollen getragen seyn. Welche Fülle schön gewandter lyrischer Kranze bietet uns die holde Terpichore dar, damit unter der anlockenden Mannichfaltigkeit jeder Sinn sich das zueignen könne, was ihm am nächsten verwandt ist. Ihren frühlichen Namen darf sie auch da nicht einbüßen, wo sie erste Lehrerin wird, denn sie ist es immer mit Anmuth. Liebt jemand gefällige oder würdige Sinnbilder in schönem Leben? Er findet sie in der *Leyer des Pythagoras*, dem *Hirttenleben*, den *Königen*, der *heiligen Begeisterung* und den *zwei Göttinnen*. Sinnreiche Einkleidung oder auch leichte Launen der Phantasie! In der *Verwandlung*, der *Zigeunerin*, der *virginischen Pflanze*, der *zweiten Eurydice*. Frische, blühende Scenen des ländlichen Naturgenusses? In dem *Sänger des Frühlings* und dem *Stadt- und Landleben*. Ehrwürdig dargestellte sitzliche Vorbilder? In den *Menschenfürsten*, *Trajanus Schwerte*, dem *schlummernden Greise*. Männliche strafende Sati-

re? In dem Gedichte *gegen die falschen Staatskünstler*, in der *Kriegsruhm*, der *Mutter der Dinge*. Farbenpracht dichterischer Gemälde? In dem *Lobe des Gariens*, die *Sirnenen* genannt und in dem *Sternenhimmel*. Sanfte Wehmuth, rührende Klagen? In dem *Liede an den Schlaf*, in der *sterbenden Nachtigall*, in der *Melancolie*. Erschütternd ernste Betrachtungen über die Nichtigkeit des Irdischen? In der *Grabschrift*, der *Todtenstate*, dem *Ruinen* u. a. Innige Empfindungen der Andacht, ihre Entzückungen, ihre Hoffnungen auf die Zukunft? In dem Gedichte *Gott, dem Gotterleben*, der *Nachtfeyer der Liebe*. Tiefe Blicke in die sittlichen Verhältnisse des Menschen, genügsame und selbstständige Lebensweisheit, wohlthätige Warnungen, eindringliche Aufforderungen, gewichtige Lehren und Denkprüche? In einer großen Anzahl Lieder, durch das ganze Buch hin verstreut. Eben dieses reifen Gehaltes wegen verdient es, daß man es sich zum Freunde und Begleiter mache, nicht viele Stücke auf einmal lese, sondern bald dieses, bald jenes beherzige, und oft zu ihnen zurückkehre. Eine solche Sammlung will nicht flüchtig durchlaufen seyn, weil sonst die Eindrücke einander verdrängen, und nichts in der Seele haftet; der Beurtheiler, der anhaltend darinn lesen sollte, um vieles zugleich seinem Gedächtnisse gegenwärtig zu erhalten, ist daher wirklich in Gefahr, manches nicht mit der Wärme aufzufassen, als wenn er es, einzeln für sich, in der entsprechenden Stimmung auf sich wirken ließe.

(Der Beschluß folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ARENFVEXHARTHEI. Cassel, b. Griesbach: *Joh. Georg Schmidt: Descriptio machine Gibbotatis minuenda atque sananda*. 1796. c. 2 tab. aen. 61 S. 8. (6 gr.)

Leipzig, b. Böttger: *Beschreibung einer neuen Maschine zur Veränderung und Heilung der Buckel*, von Johann Georg Schmidt, d. A. D. mit 2 Kupfern. 1796. 55 S. kl. 8. (6 gr.)

Der Vf., welcher sich in der Vorrede durch eine lobwürdige Beschreibung auszeichnet, liefert hier eine nicht missgerathene Compilation der Hauptmomente über diesen specuellen Theil der Chirurgie aus den besten Schriftstellern, nur daß die, angezogenen Stellen nicht mit Apostrophzeichen eingeklammert sind, damit man wüßte, was jedem Schriftsteller oder, was dem Vf. gehört. Die Ursachen, die *Jones* von der Krümmung des Rückgrats angiebt, sind bey weitem nicht bloß aufzuseh, wie man nach der hier (S. 16.) angezogenen Stelle, die er mit wichtigen Gründen ausführt. — Der Vf. erzählt hier zwar die Folgen der Rückgratskrümmung in Betreff des Unterleibes ziemlich gut, aber die Veränderungen in der Brust und ihre Folgen werden nur oberflächlich berührt.

Das Verdienst der von dem Vf. erfundenen und hier abgebildeten Maschine ist Einfachheit; aber dagegen hat sie ansehnliche Mängel. Sie paßt größtentheils nur auf den eigentlichen Buckel, d. i. auf die Krümmung gerade nach hinten zu. Wo aber nur, einige Schiefheit des Rückrats nach einer von beiden Seiten zugegen ist; so wie in der bloßen Schiefheit der

Wirbelsäule selbst oder in ihrer Einwärtskrümmung, paßt eine Haupttheil derselben, die elastischen Pelottenstäbe im Rücken, gar nicht. Auch drücken sie den Rücken nur in gerader Linie, welches gar nicht die Biegung des gesunden Rückrats ist.

Uebersieht hat die Maschine den Fehler mit den meisten andern zu dieser Absicht erfundenen gemein, daß außer den Darmhemmkammern die *Achselgruben* zum Stützpunkte gewählt sind. Die Achseln sind aber bey allen Rückkrümmungen schon altzu hoch erhaben, viel zu unumhügelte Stützen; sonst würde auch die Schanzelmaschine, wo der Körper an den Achseln befestigt, hängt, und so ausgedehnt werden soll, Dienste leisten. Und wie selten thut sie Dienste! *Jones* sucht es in seiner Schrift zu verheimlichen, daß er den Kopf zum zweiten Stützpunkte gewählt hat. Er scheint das Ziel getroffen zu haben. Und wie oft sind die obere Rückgratwirbelbeine und die Halswirbelbeine gekrümmt, was sollen hier die gewöhnlichen Maschinen? Doch haben viele derselben eine Anstalt zur allmählichen Ausdehnung, durch eine Verlängerungsschraube u. s. w. Dieser Hauptvortheil fehlt aber bey der hier gezeichneten. Die Ausdehnung muß hier (unbellammarbar und oft gefährlichweise!) aus freyer Hand geschehen, ehe die Achselstutze befestigt werden kann; ein unentbehrlicher Fehler!

Das Deutsche ist ziemlich voll Druckfehler; auch sind einige unrichtige Citate des Lateinischen bey behalten. Letzteres war ursprünglich des Vf. Inauguralchrift (Marb. 1794.); jetzt mit abgekürztem Titel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 18. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE

LÜBECK, b. Bohn u. Comp.: *Terpsichore*, von J. G. Herder etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension)

Es sey uns erlaubt, noch einen Augenblick mit Wohlgefallen bey einigen Liedern zu verweilen, die wir oben übergingen, um sie jetzt besonders zu erwähnen. Sie stehen zusammen im dritten Theile unter der Aufschrift *Maria*; doch gehören auch der *Kranz*, die *dunkle Kapelle*, *Wohnung eines Kindes*, *Mutter und Kind* (S. 155 und 191.) im ersten Theile dazu. Wir wissen es dem Herausgeber Dank, daß er sich durch die nur allzu gewöhnliche einseitige Denkart derer, die immer vergessen, daß für die Poesie alles Schöne wahr ist, nicht hat abhalten lassen, sie in die Sammlung aufzunehmen. Wenn die zarten Täuschungen des Herzens in der Liebe heilig sind; wie sollten wir nicht gern einem Dichter, der auf der Erde keine Laura fand noch finden durfte, seine anbetende Hingebung an ein über den Wolken schwebendes Bild himmlischer Weiblichkeit nachfühlen wollen? Die Malerey hat es sich oft angelegen seyn lassen, diese verklarte Gestalt, die, was kein Ideal der alten Götterwelt, Jugfräulichkeit und Mütterlichkeit in sich vereinigt, zu verherrlichen; seltener die ihr verschwieberte Poesie auf eine würdige Weise (denn die kirchlichen Gesänge sind doch nicht für Kunstwerke zu rechnen); und unsre jetzt lebenden Dichter entfernt der Geist des Zeitalters immer mehr davon. Deßo willkommener ist es, daß in Namen eines frommen verstorbenen Sängers der heiligen Jungfrau in dieser Sammlung eine Kapelle gestiftet worden ist. Die zum Theil sehr kleinen Lieder an sie sind von einer wunderbaren Süßigkeit: bald begrüßen sie, wie innige Seufzer, die schöne Madonna mit dem Kinde, beide vom reinsten Odem der Liebe umweht; bald werden sie auf den Altar der Himmelskönigin, deren Glorie kein Sterblicher ertrüge, als schütterne Huldigungen niedergelegt. Was wir von den Nachbildungen der Gedichte B.'s überhaupt gesagt haben, gilt von diesen ganz vorzüglich. Nur gesteht Rec., daß ihm in dem *Anblick der Liebe* die in der dritten Strophe erscheinende *mater dolorosa*:

Der am Kreuze, so oft mit Mutterblicken
Du ihn schauetst an, der Liebe Stärkung
Ihm zuwendend, mit selbem Blick hinaufstah,
Auf zu dem Vater.

A. L. Z. 1797. Erster Band.

gar nicht zum Colotzt der vorübergehenden zu passen scheint, und daß er statt derselben den Tauch lächelnder Blicke zwischen Mutter und Kind, den das Original schildert:

*Lile, falsus est, quoties ocellis
Dulce cognovisset, et amoris ignem
Visu suspens, totius Parentis
Dulce vididet.*

wiederzufinden gewünscht hätte. Auch darin kann er dem Herausgeber nicht beymessen, daß die *Himmelfahrt* (Th. III. S. 186.) in demselben Geiste gedacht sey, wie das Gemälde Raphaels in Dresden. (Th. III. S. XIII.) Ihn erinnerte ke viel mehr an die in Düsseldorf befindliche *Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni*. Dort ist der strenge, alles Irdische zurückweisende, Begriff von Gottlichkeit ausgedrückt, wo das Unendliche an die Stelle jeder bestimmten Regung tritt; hier die überchwängliche Befiegung eines unschuldvollen Weibes, ohne Bewußtseyn eigener Höheit; und so auch in dem Liede.

In einer angehängten Nachschrift legt der Vf. unter andern seine metrischen Grundsätze dar. Jeder Sachkundige wird mit ihm einverstanden seyn, wenn er behauptet, man müsse einen Dichter so viel möglich in seine eignen Sylbenmaasse übertragen, aber auf der andern Seite der Sprache keine aufzwingen, die ihr nach ihrem Baue fremd und zuwider sind. Nur möchte die letzte Vorschrift bey der Anwendung manchem Streit unterworfen seyn. Wie vieles hielt man für unverträglich mit der prosodischen Beschaffenheit unsrer Sprache, ehe es sich durch die Ausföhrung als ihr angemessen bewährte! Wenigstens können wir, so lange das Vorlesen noch so wenig als Kunst unter uns geübt wird, es unmöglich für einen Beweis der Untauglichkeit eines Sylbenmaasses gelten lassen. (Th. III. S. 208.) wenn der Dichter die Formel voranschreiben muß, damit es nicht missverstanden werde, wie Klopstock und Voss, bey zum Theil sehr glücklich erfundenen Sylbenmaassen, gethan haben. Sie hatten Recht, der Unschärfenheit der Leser auf diese Art zu Rülfe zu kommen. Schwerlich möchte unter Sapphischer Vers (S. 212.) der Versart seiner Erfindetin näher seyn als der Römische selbst. So wie er hier gebraucht ist, wo der Daktylus nicht einmal eine feste Stelle hat, sollte er gar nicht Sapphisch heißen: es sind Trochäen, in jeder Zeile mit einem Daktylus untermischt. Warum sollten wir nicht dies Sylbenmaass, ohne den Molossus immer erkünneln zu wollen, durch häufigern Gebrauch des männlichen Ab-

Lehntritte und anapaftischen Aufsprünge, (die der deutschen Sprache gar keine Gewalt anthun, wie unser Hexameter zeigen,) der Schönheit seines alten Vorbildes näher zu bringen suchen? Von unsern gereimten Jamben, und dem *Pferdetritt*, den sich die deutschen Dichter (wir wissen nicht, ob die guten oder die schlechten gemeint sind; von den letzten verlohnte es nicht der Mühe zu reden) darin erlaubt haben sollen, wird S. 214 — 217, viel schlimmes gesagt. „Ist eine bestimmte Proodie in unsrer Sprache möglich, so muß sie durch die Sylbenmaasse der Alten in unser Ohr gebracht werden; durch das kütz „pflockt und pflockt kurz unser Jamben wüß sie es nie.“ Wie sollte sie nicht möglich seyn, da sie längst vorhanden, auch von Klopstock und nachher von Moriz auf das gründlichste erörtert ist? In der Note unterscheidet der Vf. die wahre Quantität der Sylben noch vom Accent des Sinnes. Diese Ausdrücke werden hier entweder in einer, der Natur unsrer Sprache nicht angemessenen Bedeutung gebraucht, oder sie sind gleichgültig, da die deutsche Sylbenzeit nach der Wichtigkeit des bezeichneten Begriffs, (also nach dem Sinne) in den Verhältnissen der verschiedenen grammatischen Redetheile, der Stammsylben, Ableitungssylben und Biegungssylben gegen einander abgewogen wird. Uebrigens ist der Jambus ja auch ein Sylbenmaass der Alten; und es fragt sich noch, ob unser fünfßüssiger oder Trimeter unähnlicher ist, als unser Hexameter oder unser alcäische Strophe den alten Sylbenmaassen dieses Namens. Die Beforgnis, ein immer fortgehender Jambus müsse in unsrer Sprache äußerst drückend werden, welche durch Gothen's, Wieland's, u. a. Meisterwerke von großem Umfange in dieser Versart widerlegt wird, gründet sich eben so wohl wie der vorhergehende Tadel auf die Voraussetzung, als ob durchaus alle Füße in einem jambischen Verse Jamben seyn müßten. Dies war ja aber bey den Alten selbst nicht der Fall: warum sollten wir nicht, eben so wohl wie sie den Spondeus und Anapaßt, den Spondeus und nach der verschiedenen Natur unsrer Sprache den Pyrrhichius, ja sogar in einigen Fällen den Trochäus einmischen dürfen? Unsere besten Dichter haben dies ohne Schaden des Wohlklanges gethan, und es fehlt weiter nichts, als daß ein Kenner an ihnen die nöthigen Einschränkungen dieser Freyheit, und die Stellen des Verses, wo fremde Füße den Rhythmus nicht stören, erforderliche und auf Regeln bringe. Hieraus lassen sich auch die lächerlich gemachten Beispiele von zwey langen einsylbigen Wörtern, die so oder anders gestellt in Jamben vorkommen (*zischt laut und laut zischt*) ohne Schwierigkeit rechtfertigen: es sind nämlich beide Male Spondeus. Keinem Dichter, der nur etwas vom Mechanischen seiner Kunst versteht, wird in unsern Zeiten noch die Zumuthung an den Vorleser einfallen, daß er dergleichen zu Jamben zwingen soll.

Der Vf. hat seinen Tadel durch die Art, wie er hier den Jambus in lyrischen Sylbenmaassen gebraucht, zum Theil mit Hexametern abwechselnd, (wo am

wenigsten Freyheiten verstattet werden dürfen, damit der rasche Gegensatz der Rhythmen nicht wieder zweydeutig werde) selbst wieder zurückgenommen. Er mischt Spondeen ein: „Denkbilder des uralten Roms;“ Und lieber als Weirach aufwärts steigt;“ Pyrrhichien: „Ich rettete es wahrlich nicht;“ auch am Ende des Verses, wo dieser Fuß den Nachdruck am merklichsten mindert; „Unglanzeten die Himmelsche;“ einen Pyrrhichius und Spondeus unmittelbar nach einander. „Sophistischer Staatschriften oben drauf;“ Trochäen: „Schön, daß aus Paris ihr vielleicht;“ Wagt mit der Tiber Wettgefang.“ u. f. w. Ist dergleichen in Archilochischen Sylbenmaassen erlaubt, so muß es mit noch größerm Rechte in ununterbrochenen jambischen Versarten gelten, wo durch die Gewalt des immer wiederkehrenden Rhythmus einzelne Abweichungen unmerklicher werden? Auch soust finden wir die Sylbenzeit oder die gewählte Strophe nicht genau beobachtet. Z. B. Th. II, S. 133. *Abydos* als Daktylus; Th. III, S. 137. *Alt* gleich nach einander als — und als —; (unstreitig ist die erste Scanſion die richtigere, wie ohne Rückſicht auf die lateinische Sylbenzeit die Biegung *Äläres* beweist.) Th. III, S. 147. Die erste Sylbe in *Unſinnige* kurz, u. f. w. Am Ende des Alcäischen Verses ein Molossus statt des Daktylus oder Amphimacer; „treibt zu dem Lichtkreis“ auf; „Büge dem Spielball gleich;“ wenigstens laßt sich die mittlere Sylbe in diesen Zusammenstellungen nicht ohne die äußerste Härte kürzen. Ein Amphimacer statt des einzig erlaubten Daktylus zum vorletzten Fuße: „Höflich anſcherzte;“ „ſcheiden unwerthe Furcht.“ Noch mehr zerstört ein Trochäus zu Anfang des Verses statt des Jamben, der bey uns in Ermangelung der Spondeen eingeführt ist, den Alcäischen Rhythmus: „Eicheln verzehren, oder mit schändem Geiz;“ „Müßen Gesänge, Bilder der Sterne seyd.“ Auch möchte wohl der Abschnitt in Versen wie folgende: „Ich haſſte die zwey-züngelnden, die im Gold,“ allzuehr vernachlässigt seyn. Indessen unterbrechen solche Verletzungen der Regeln den ebenen und schönen Fluß des Wohlklanges nicht häufig.

Eben das läßt sich auf die Sprache anwenden, in welcher wir doch auch einige kleine Unrichtigkeiten bemerken. Z. B. „der *Ball* des Glückes“ statt der *Ball*; die *Scheufal* im Plural für die *Scheufale*; die vollständige Biegung der Beywörter statt der unbestimmten, mehrmals: „die schwere(n) Pfände;“ „ihre lindeste(n) Seiten;“ oder umgekehrt, die unbestimmte statt der vollständigen: „unser lechzende(r) Gaum.“ Wenn auch gälten sich gegen die Sprachähnlichkeit rechtfertigen ließe, so that es doch nicht neben golden keine gute Wirkung: Th. II, S. 246. „Habſucht zeih' ich euch nicht,“ muß dur.haus heißen der *Habſucht*. Ob *erſinken* statt *verſinken*, *Schwender* statt

Verschwendend. ob bey den unsichern Regeln der Zusammenfetzung in unsrer Sprache neue Formen derselben wie *Heeresstrasse*, *Wachspüppchen*, wo der Gebrauch schon andre, *Heerstrasse*, *Wachspüppchen*, eingeführt, erlaubt sind, mögen Sprachkennner unterscheiden. Vielleicht werden neue Wörter wie *verschächtelt*, *Feljsungen*, die *Wellsenjanze* Salmacis, *Beysfall* finden; ein *Kluftgemüth* (mens huka bey B.) möchte wohl den meisten Lesern unverständlich seyn.

Um die beiden Aufsätze am Ende des zweyten Theiles: *Die Lyra. Von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst*, und *Alcaus und Sappho; Von zwey Hauptgattungen der lyrischen Dichtkunst*, mehr als oberflächlich zu prüfen, würde eine Abhandlung nöthig seyn, wozu hier der Raum fehlt, so sehr auch den Rec. auf der einen Seite das viele Schöne und mit einnehmender Beredtsamkeit Vorgetragen, auf der andern seine Zweifel gegen manche Sätze, sowohl was die Ausdehnung, wosin sie zu verstehen sind, als den bündigen Zusammenhang der Beweise be trifft, zu dem Gefchäfte hiezinzie. Der Hauptgedanke in dem zweyten Aufsätze, der einen interessanten Beytrag zur Geschichte der griechischen Lyrik liefert, ist folgender; dafs zwey Gattungen der Ode, die aufregende, erhebende, und die besänftigende, durch Alcaus und Sappho zur Vollendung gediehen sind; dafs, ehe das schönste Maafs getroffen ward, die Archilochische und die elegische Dichtart, jene den männlichen Charakter der Empfindungen bis zur Härte, diese den weiblichen bis zur Weichheit bezeichnend, die Vorboten der höheren lyrischen Kunst waren.

Wir können den wackern vaterländischen Dichter Balde nicht verlassen ohne eine Stelle herzusetzen, welche beweist, wie sehr manches Wort von ihm noch jetzt beherzt zu werden verdient. „Eile,“ so ruft er, (die Uebersetzung ist hier dem Originale genau treu geblieben) einem schreibseligen Gelehrten zu:

Eile der Welt zu schenken ein Buch, das Herkules selber kaum zu tragen vermag.

Wenn wir schreiben, so bringen wir Deutsche mit englischer Eile

Blinde Hündlein ans Licht.....

Deutsche Natur ist, hohe Gebäude von Hirn zu erbauen, Etwas in Allem zu seyn,

Maler und Todtengräber, Sterndeuter, Färber und Tänzer, Gerber, Schmidt und Poet,

Und wohl dazu noch gar ein Rote der Götter, ein Augur: Alles find wir und Nichts. —

Deutsche Natur ist, viele Papiere mit offenem Munde Auszuwerfen; vernünftig.

Kasold läuft man dem Ruf in den Raschen: es ware ja Schande

Langsam zu ihm zu gehn.....

Aber wir nähren als Parienten mit unseren Schriften Mosen und Kramer dafür,

LEIPZIG, b. Barth: *Hermanns Arminius* oder die *Niederlage der Römer*. 1795. *Erster Theil* 378 S. *Zweiter Theil* 338 S. 8.

Nach so vielen Versuchen, merkwürdige Personen aus der Weltgeschichte in dem ästhetischen Gewande eines Romans auftreten zu lassen, war es voraus zu sehen, dafs unser deutsche Hermann nicht vergessen bleiben würde, obwohl der gegenwärtige Bearbeiter sich darüber zu verwandern scheint, dafs unsre Romaneschreiber nicht schon längst an ihre Schuldigkeit gedacht haben. Desto besser für ihn, denn unser Autor hat weder Fleiß noch Mühe gespart, seinem Hermann eine Stelle unter den Marc-Aurelen zu verschaffen; wenn er sich auch bey dem 2ten Theile schon genüßigt sahe, sein auf mehrere Bände berechnetes Werk ins Enge zusammenzuziehen und mit der Niederlage der Römer etwas eilfertiger zu Werke zu gehn. (So wenig hatte die Appellation an den Deutschen Patriotismus im 2ten Theile gekruchtet.) Hier findet nun der Leser die mannigfaltigsten Abwechslungen von der Welt. Wie durch eine Zauberrute sieht er sich aus Rom in Deutschlands Eichenwälder und von da wieder in den Palaß des Kayfers oder auf die Insel Caprea versetzt. Hier lernt er den stolzen Arminius kennen, der von Vaterlandsliebe glüht und mit Verachtung auf die Römer blickt, und gleich darauf über die Großmuth des Augustus, der ihm für den Verlust des Vaterlandes den Natus Arminius verheirathet, in stummes Entzücken ausbricht. Er sieht den Helden nach Deutschland abreisen mit dem festen Vorsatz, alle Deutschen zu bewegen, dafs sie sich den Sitten und Gesetzen der Römer unterwerfen mögen, und findet ihn bald darauf an der Spitze der Verbündeten, die alle Römer zu vertilgen, sich verschworen haben.

Der Geschichtsforscher lernt, dafs Hermann während seines Aufenthalts in Italien, die glückseligsten Lorbeern in Stalien eingemäht und dafs mittlerweile Agrippa eine Reise nach Deutschland unternommen habe, um den Arminius dem Wege zu raumen — dafs unter der Zeit auch Siegmar nach Italien gekommen sey, um sich zu Rom als ein Landesverräther vorzutheilen und von einer Vestalischen Jungfrau, die nichts geringeres, als Thushelde selbst ist, wieder frey sprechen zu lassen. Nicht zu gedenken der geheimen Liebesintrigen der Julia, die unsern Herman nachstellte, und ihres Vaters, des Augustus, der die Vestalin Thushelda zu verführen sucht, die nach vielen traurigen Schicksalen von ihrem eignen Vater dem Varus in die Hände gespielt, und aller Nachstellungen ungeachtet, doch noch in letztem Acte dem Hermann zu Theil wird. Welch ein Schauspiel für den Empfindsamen! Hier beret Siegmar: o du, die ihre keuschen Strahlen auf meinen Hermann wirft; und dort seufzt Hermann: heilige Luna! Dazwischen bricht Flavius in die erhabenen Worte aus: ich wäre der absurdste Pinsel etc. Nach solchen Vorgängen muß sich der Leser des Hermanns, noch einmal in die Vorrede versetzen, worin sich der Vf. auf Blankenburgs Zeugniß beruft, nach welchem der histor. Roman in einer Darstellung

der Begebenheiten, der Denkart und des Charactrs des Helden, gegründet auf wahre Geschichte, be-
stehen soll.

ST. PETERSBURG, b. Lifsner: Beschreibung der unter dem Titel St. Petersburgische Häuser herausgegebenen Kupfer zur Erklärung der darauf abgebildeten Figuren. 1. 2. und 3ter Hest. gez. und getzt von Schönberg und Geisler; zugleich mit franz. Texte. 1794. (6 Rthlr. 48r.)

Jeder Hest enthält 6 Blätter; auf jedem Blatte ist ein petersburgischer Häuser (hierunter wird eine Person verstanden, welche die notwendigen und gebräuchlichen Lebensbedürfnisse auf den Straßen zum Verkaufe ausruft) vorgestellt. Die Kupfer in aquatinta sind gut gezeichnet, die Perspektive der in der Aussicht liegenden Gebäude, Straßen, Kanäle und Brücken, nebst vielen localen und charakteristischen Nebenfiguren sind zweckmäßig und richtig behandelt. Nur müssen wir bedauern, daß das Exemplar, welches uns zu Gesicht kam, so schlechte Abdrücke hatte, und durch eine abentheuerlich grelle Illumination fast ganz verdorben war. — Die Beschreibung der Kupfer ist sehr unterrichtend, kurz und lobenswerth, vorkommende Eigenheiten der russischen Nation und des

Ortes sind im Texte erklärt. Das 3te Blatt z. E. im 2ten Heste.

Der Fleischer.

Die Fleischer tragen ihre Waaren gemeinlich auf der Schulter und nicht auf dem Kopfe, und haben, der Bequemlichkeit wegen meistens den Hut in der Hand. Das Rindfleisch verkaufen sie Pfundweise, und bedienen sich dabei einer Handwage, dessen genannt, Kälber, und Schaafsbraten aber, dergleichen er hier auf dem Bette festgebunden, auf der Achsel trägt, werden nach Gutfinden auch stückweise verkauft. An der rechten Seite neben der Schürze sieht man den Stahl und das Messer im Futteral am Gürtel hängen.

Die Aussicht ist von der Ecke der dritten Metfchanskoi gezeichnet, und man sieht rechts ein paar Gänse-Verkäufer; zur Linken aber einen Soldaten, der Brod gekauft hat und es am Bajonette gespießt auf der Schulter trägt, und sich des Wiedersiehens seines Landsmanns freut. Hinter ihnen, wo auf der Brücke der Wagen gefahren kömmt, ist die Kakufschinsche Brücke, welche über den Catharinenkanal gebauet ist; die da herumstehenden Gebäude sind Bürgerhäuser.

KLEINE SCHRIFTEN

MATHEMATIK. Leipzig, b. Köhler: Anweisung, verschiedene Gegenstände der kaufmännischen Rechenkunst, welche bey den Wechsel- und Waarenhandel häufig vorkommen, kurz und bequeme zu berechnen; von Andreas Köhler, Lehrer der Rechenk. in Leipzig. 1791. 80 S. und XXXVIII B. 8. (1 gr.) Es ist dieses Büchlein eine Art von welcher Praktik und hauptsächlich auf Geldverwandlungen Waarenpreise und Innekehrechnungen angewandt. Da nämlich bey solchen Aufgaben immer Regel drei gebraucht, mithin multiplicirt und dann her nach dividirt wird, so läßt sich in sehr vielen Fällen, wo man nicht Primzahlen hat, durch den Gebrauch der arithmetischen Zeichen, durchs Zerfallen der Zahlen in Faktoren, Aufheben u. dergl. die ganze Rechnung durch eine einzige Multiplikation oder Division, oder durch beides mit kleinen Zahlen bewirken. Indessen hat der Vf. zu noch mehrerer Bequemlichkeit für eigene sehr häufig vorkommende Fälle, einige Tafeln berechnet, worin auch Logarithmen mit vorkommen, aus welchen man nach einer sehr detaillirt gegebenen, und durch Beispiele erläuterten Anweisung so viel nehmen kann, daß die noch übrige Rechnung sehr geschwind zu machen ist. An systematische Ordnung und getreue Beweise ist hier zwar nicht zu denken, indessen findet man doch hier und wieder auch den Grund vom Verfahren angegeben. Bey seiner Deutlichkeit der Vf. etwas zu verdoleh. Die 1ste Tafel dient zur Abkürzung solcher Rechnungen, wo über die Centner noch der Preis von einzelnen Pfunden zu wissen verlangt wird. Z. B. wie viel werden 3½ Cir. 9 Pfund im Preise zu 26½ Ctr. bequemen? Hier soll man zuerst

den Preis der Centner auf die gewöhnliche Art mit den bekann-
ten Vortheilen berechnen. Dieser ist 93 Rthlr. 21 gr. 9 pf. Nun
sucht man in der Tafel unter der Rubrik: „So kommt der Cent-
ner“ den Preis 26 Rthlr. 9 gr. der sich aber nicht ganz genau
findet, daher nimmt man die Zahl welche ihm am nächsten
kömmt, welche 26 Rthlr. 8 gr. 6 pf. ist, bey dieser steht, 1 Pfund
köllet 5 gr. 9 pf. woraus man leicht den Betrag von 5 Pfund
findet, der zu den obigen 93 Rthlr. u. f. w. addirt wird. Die
2te Tafel dient hauptsächlich zur Berechnung solcher Aufgaben
wo es heißt: „wie viel machen 6 und so viel Carolinen mit
etlichen Procent Verlust in Manze, oder Louis'd'or, Ducat-
en? — Diese hatte der Vf. schon ehedem herausgegeben, sie
war aber durch viele Druckfehler entstellt. Die 3te Tafel ist
für Rabattrechnungen zu 4, ½ und ¾ Procent eingerichtet und
hie auf den kleinsten Bruch berechnet auch auferst correcte ab-
gedruckt. Wenn diese Schrift mit Beyfall aufgenommen wird,
so soll bald eine Fortsetzung folgen, deren Hauptinhalt logari-
thmische Tafeln zu bequemer Calculation der gewöhnlichen
Waaren seyn wird, und wovon schon am Ende der gegenwär-
tigen Schrift eine Probe gegeben wird, die sich allerdings sehr
durch die Kürze der Methode empfiehlt. Außer den Calcula-
tionen verpflichtet der Vf. auch mehrere und wichtige Gegenstände
der kaufmännischen Rechenkunst zu abzuhandeln, daß ihre
Berechnung bequem wird. Ohne Zweifel wird ein großer Theil
des kaufmännischen Publikums dieser Alerausgabe mit Vergnügen
entgegen sehn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 18. Februar 1797.

PHILOSOPHIE.

HALLER, in d. Rengerschen Buchh.: *Paulus Septimus, oder das letzte Geheimniß des Eleusinischen Priesters*. Herausgegeben von Friedr. Bouvier. Zwey Theile. 1795. 343 u. 373 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Das hier entdeckte Geheimniß ist nichts anders als die Kritik der reinen theoretischen (im ersten) und der praktischen Vernunft (im zweyten Theile), die der Vf. nicht allein dadurch, daß er sich, mit Vermeidung aller philosophischen Kunstausdrücke lediglich an die Sprache des gemeinen Lebens halten will, denkenden Lesern zu verdeutlichen, sondern auch dieselbe sogar neu zu begründen und zu erweitern gedenkt. Das mystische Gewand, in welches er diese Lehre einkleidet; ist biß eine äußere Verzierung, die zur Verdeutlichung derselben gar nichts beynügt, ja sogar für viele, die sich ohne Umfange in die Sachen selbst eingeführt zu sehen wünschen, ein lästiges Hinderniß seyn dürfte, das ihre Aufmerksamkeit zerstreut und ihnen Aufwand an Zeit und Geduld kostet; an Nachdenken gewöhnte Leser, wie sich der Vf. die feinen gedacht hat, bedürfen auch dergleichen Behelfe überhaupt nicht. Sicht man inzwischen von diesem Verhältnisse jener Form zum Inhalte selbst ab, so muß man dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, seine Absicht gut ausgeführt zu haben. Auch der in 10 Nächte eingetheilte dialogische Vortrag ist correct, kräftig und geschickt geführt, und man stößt auf mehrere Stellen, besonders im praktischen Theile dieses auch im Aeußerlichen eleganten Werks, die sich eben sowohl von Seiten des Reichthums der Gedanken, als der Würde und Eleganz des Stils auszeichnen. Um dieser lobenswerthen Eigenschaften willen thut es uns leid, dem Vf. auch da, wo er Veränderungen mit der Kritik vornimmt, unser Beyfall nicht ertheilen zu können. Seine Verdeutlichungen sind, da er an die Stelle der eingeführten Ausdrücke andere, seiner Meynung nach deutlichere setzt, oft so beschaffen, daß man den Sinn der Kantischen Sätze theils nicht mehr erkennt, theils ganz entstellt findet. Sinnlichkeit wird *Körperlichkeit*, das Sinnliche das *Körperliche* oder auch *Fühlbar*, Anschauungsvermögen *Fassungskraft*, anschauen *auffassen*, *vernehmen*, reine Anschauungen *Etwas Gleichsam-Anschauliches*, Erkenntniß *Einsicht*, die Formen des Anschauens und Denkens *menschliche Lebensformen*, theoretische Philosophie *Philosophie der Wahrheit* u. s. w. genannt; daher denn Sätze wie „A. L. Z. 1797. Erster Band.

folgender entstehen: „Die Vorstellungen von Raum und Zeit, deren wir nicht überhoben seyn können, sobald wir einen Gegenstand vor unserer *Fassungskraft* vergegenwärtigen wollen, sind nichts anders als das *selbstthätige Werk unserer Fassungskraft*, entsprungen aus dem Verhältnisse unsrer *Empfänglichkeit* zu dem, was wir als Eindruck empfangen.“ Ist dieses wohl verständlicher als wenn man sagt: Raum und Zeit sind notwendige Vorstellungen, die allen Anschauungen zum Grunde liegen? und wenn das *selbstthätige Werk* unsrer Fassungskraft so viel heißen soll, als Zeit und Raum sind die Formen aller Anschauungen und das reine Anschauen selbst, etwas *a priori* vorhandenes, wie können sie denn da aus dem Verhältnisse etc. entsprungen seyn? oder: „Raum und Zeit sind die Bedingungen der Möglichkeit aller unsrer unmittelbarer *Natureinsichten*.“ „Durch Denken allein läßt sich keine *Einsicht* gewinnen“ u. a. m. Und den Werth der Veränderungen kenntlich zu machen, durch die der Vf. die Kritik der reinen Vernunft zu unterstützen, zu verbessern und zu erweitern vermeynt, stellen wir aus beiden Theilen einige der vornehmsten Punkte, von ihrer dialogischen Form, entkleidet, zur Probe auf. Statt die Kategorien, wie Kant gethan hat, in den möglichen Formen der Urtheile aufzuzählen, und die aller-Erfahrung zum Grunde liegenden *synthetischen Grundätze a priori* nach der Tafel derselben darzustellen, schlägt der Vf. ein, wie er sagt, weniger rauhen und kürzern Weg ein, indem er auf die Grundätze selbst unmittelbar losgeht, wobey er zugleich eine Lücke im Kantischen Systeme, die darin bestehen soll, daßs nicht so viel Grundätze als Stammbegriffe in denselben vorhanden wären, ausgefüllt zu haben glaubt. Der von dem Vf. eingeschlagene Weg ist nun folgender. Wenn der Verstand die erkennbaren Dinge nach seinen Denkgesetzen beurtheilt, so können diese ein doppelt's Gedankenverhältniß betreffen, ein *äußeres*, ein Verhältniß der Natur zu unsrer Denkkraft, und ein *inneres*, ein Verhältniß unsrer Denkkraft (soll heißen: unsers Denkens eines sinnlichen Gegenstandes) zu unsrem Bewußtseyn, oder zu unsrer Ueberzeugung, die sich an das Bewußtseyn hält. In jenen Urtheile bestimmen wir die *Eigenschaften* eines erkannten Dinges, in diesem unsern eigenen Zustand. Jedes dieser beiden Gedankenverhältnisse läßt sich in Bezug auf die *Körperlichkeit* denken. Da nun diese in dem *Geometrisch- oder Körperlichwirklichen* und in dem *Fühlbarwirklichen* besteht, so erhält jedes der beiden Gedankenverhältnisse eine zweyfache Bestimmung; mithin giebt es überhaupt folgende vier Gedankenverhältnisse

nisse: 1) wir denken das Beurtheilte (den äußerlichen Gegenstand) als etwas Geometrisch- oder Körperlich-wirkliches; 2) als etwas Fühlbarwirkliches; 3) wie denken unsern Zustand in unsern Urtheile als etwas Geometrisch, oder 4) als etwas Fühlbarwirkliches. (Da alle diese seltamen Begriffe von Körperlichkeit und ihren Arten, und die eben so seltamen, widerwärtigen und fruchtlosen Combinationen derselben mit den äußern Gegenständen und unsern Zuständen bloß auf eine, obgleich selbst unbestimmte und mangelhafte, Angabe der Gegenstände der Urtheile überhaupt gehen, aber schlechterdings gar keine Functionen des Verstandes im Urtheilen bestimmen, in welchen doch allein die reinen Verstandesbegriffe sich vollständig entdecken lassen, so wie hinwiederum aus diesen, in ihren Schematen, sich allein die Regeln ergeben, durch welche alle Fälle der Anwendung der Kategorien auf Anschauungen bestimmt werden können; so läßt sich daraus schon zum voraus abnehmen, was man für die Entdeckung und Ableitung der Kategorien und Grundsätze des reinen Verstandes aus diesem Gange zu hoffen habe. Der Vf. ist inzwischen deshalb ganz unbeforgt, und läßt seine Denkgesetze jenen 4 Sätzen unter folgender rhapsodischen und inconsequenten Gestalt nachtreten, und ganz willkürlich und zufällig die Kategorien mit denselben sich paaren.) Er theilt seine Denkgesetze in zwei Klassen. Die erste Klasse derselben, welche ein inneres Verhältniß der Dinge zu unserer Vorstellungskraft ausdrücken, dienen zur Beurtheilung I. alles Erkennbaren überhaupt, also sowohl des Körperlichen als des Fühlbaren. Hierauf beziehen sich die drey Regeln des Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit: 1) möglich ist, was unsrer Vorstellungskraft nicht widerspricht; 2) was ich erkenne, ist wirklich; 3) nothwendig ist jene Wahrheit, deren Gegenheil den Gesetzen unsrer Vorstellungskraft widerspricht. Nach diesen 3 Denkgesetzen zweifeln wir, überzeugen wir uns, und fallen selbst die Unmöglichkeit einer andern Ueberzeugung. Dies Verhältniß übertragen wir in Gedanken auf den Begriff von einem erkennbaren (?) Gegenstande und nennen denselben möglich, oder wirklich, oder nothwendig. Wenn unsre Vernunft die Verstandesregeln des Zweifels und der Ueberzeugung II. auf das Fühlbare allein bezieht, so ergeben sich diese Denkgesetze: 1) wo ich etwas fühle, da ist etwas wirklich; 2) wo ich nichts fühle, da ist in meiner Erfahrung nichts wirklich, und 3) wo ich nicht deutlich fühle, weiß ich nicht, was ich in der Erfahrung erkenne. Die zweite Klasse der Denkgesetze, die ein äußeres Verhältniß der Dinge zu unsrer Vorstellungskraft ausdrücken, dienen zur Beurtheilung alles, Ansehnlichen in der Körperwelt, und zwar alles Zahlbaren sowohl als alles Meßbaren. Der Grundbegriff von beiden ist der Begriff der GröÙe. In Bezug auf alles Zahlbare zerfällt er in die drey nothwendigen Unterbegriffe der Einheit, Vielheit und Allheit; in Bezug auf alles Meßbare und Ausgedehnte auf die drey geometrischen Ausmessungen, Länge, Breite, Dicke. Es liegen also auch aller Beurtheilung des Anschaulichen in der Kör-

perwelt drey höchste Denkgesetze zum Grunde, die der Vf. in eine Formel zusammenfaßt: Alles Wirkliche der Körperwelt muß sich in den drey geometrischen Ausmessungen beurtheilen lassen nach der Regel der Allheit, Vielheit und Einheit: II. Zur Beurtheilung alles Erkennbaren überhaupt dienen folgende drey Gesetze: 1) Wo ich Erkenntnis von etwas gewinnen soll, da muß etwas seyn. Das Erkannte denken wir als ein Wesen. 2) Jede Naturbegebenheit verhält sich zu einer andern wie Ursache und Wirkung. Dieses Denkgesetz gilt nur für die Folge der Dinge, in sofern jedes Naturbild vorüberfliehet in der Zeit. Im Raume denk' ich mir aber das Vorüberfliehende als bleibend, so daß nicht nur in der Zeit eine Erscheinung aus der andern entsteht, sondern alles was im Raume ist, sich wechselseitig auf einander bezieht, wie Theile zu einem Ganzen. Durch diesen Gedanken gewinne ich den Begriff der Natur; denn was ist Natur anders als die in sich verbundene Summe alles dessen, was im Raume ist? Das Denkgesetz, nach welchem ich die Natur als ein Ganzes ergreife, heiÙt: 3) Alles Wirkliche im Raume, d. h. die ganze Natur ist ein in sich verbundenes Ganzes; und mit diesem Grundsatz, der alles, was menschlich erkennbar ist, in sich vereinigt, schließt sich alle mögliche Wissenschaft und Einsicht. (Auch davon abgesehen, daß alle diese sogenannten höchsten Denkgesetze mit den, sich auf sie beziehenden Grundbegriffen auf gar keinen Grunde beruhen, der sie zu dem, was sie seyn sollen, qualifiziren könnte, ist die Classification jener Denkgesetze selbst, so wie sie hier gegeben ist, höchst willkürlich und fehlerhaft. Es fehlt den beiden Klassen der Denkgesetze gerade das, wodurch sich das Verhältniß der Dinge zu unsrer Vorstellungskraft in der ersten als ein inneres, in der zweiten als ein äußeres darlegt, da man in beiden Klassen nichts als eine Beziehung der Denkgesetze auf das Körperliche, Fühlbare und Anschauliche gewahr wird. Das Erkennbare schränkt sich auch nicht bloß auf das Körperliche und Fühlbare ein, und das Körperliche und Fühlbare der ersten Klasse sind keine wahren wesentlichen verschiedenen Arten des Erkennbaren; das Körperliche ist jederzeit auch fühlbar, und das Fühlbare ein Körperliches. Ferner ist jedes Anschauliche auch etwas erkennbares und umgekehrt, jedes Erkennbare etwas Anschauliches. Da hienächst auch das Körperliche meß- und zählbar, also eine GröÙe und nach dem Vf. alles Erkennbare etwas Körperliches und Zahlbares ist; so ist kein Grund des Unterschiedes zwischen den Gesetzen der ersten und zweiten Klasse vorhanden. Endlich hat der Vf. sehr schlaue noch drey Denkgesetze, die nämlich, welche nach seiner Vorstellung durch die drey geometrischen Dimensionen bestimmt werden sollten, aufzuführen unterlassen, um nun nicht statt 12 Denkgesetze 15 zu erhalten. Auch möchte wir wohl sehen, wie sich die Formel der ersten Abtheilung der zweiten Klasse in drey besondere von einander unterschiedene Formeln auflösen ließe.) Von dem Willen behauptet der Vf., nicht er selbst, sondern nur die Außensingen dessel-

ben, oder das *Wollen*, sey Bestimmungsgründen unterworfen, weil Freyheit sonst unmöglich wäre. Der Wille bewahre eben dadurch seine Freyheit, daß er die Bestimmungsgründe des Wollens als bloße Vorstellungen wirken lassen könne, ohne sie zu Handlungen zu erheben. (Ein bloßes Spiel mit Worten: denn ob ich sage: der Wille ist Bestimmungsgründen unterworfen, oder er *geräth* sich nach Bestimmungsgründen, das ist völlig einerley; und der Behauptung, daß Freyheit bey einem Willen nicht statt finden könne, der Bestimmungsgründen unterworfen sey, laßt sich mit Grunde entgegengesetzt, daß ein durch Gründe unbestimmbarer Wille ein bloßes thierisches Begehrungsvermögen und mit demselben der Begriff der Freyheit gar nicht zu vereinigen sey.) Die Formel des höchsten Sittengesetzes lautet nach dem Vf. so: Folge einer Maxime, die du als allgemeine Maxime billigen kannst; oder: thue, was du billigen würdest, wenn es jedermann thäte. (Die in ihren Ausdrücken unbestimmte und schwankende Formel ist eher eine Regel der Klugheit, als ein kategorischer Imperativ. Besteht denn die gesetzgebende Form der Maximen bloß in der Allgemeinheit ihrer Befolgung?) Kant sagt: ob eine Maxime zu einem allgemeinen Gesetz tauglich sey, laße sich daran erproben, wenn sie sich als ein allgemeines Gesetz nicht selbst zerstöhre und aufhebe. Dagegen meynt der Vf.: ein gescheuter Mensch frage gar nicht darnach, ob sich seine Maxime, als allgemeines Gesetz gedacht, widerspreche; das Gefühl unserer Bedürfnisse mußte hier vielmehr den Ausschlag geben. Mein Gefühl muß mir sagen, was ich bedarf, und wenn ich dieses will, dann erst könne ich finden, wie mir zu Muth seyn würde, wenn man eine Maxime allgemein, folglich auch gegen mich befolgen wollte. (Hier ist aber gar nicht von Gescheutheit oder Klugheit, sondern von Sittlichkeit die Rede. Als sitzlicher Mensch, oder als ein solcher, der wissen will, ob er sitzlich handelt, wenn er einer gewissen Maxime folgt, soll er darnach fragen, ob seine Maxime, als allgemeines Gesetz befolgt, sich selbst vernichten würde, oder die Frage hat keinen Sinn. Ein gescheuter Mensch, der bloß seinen Vortheil beabsichtigt, fragt auch nicht darnach, wie ihm zu Muth seyn möchte, wenn seine Maxime gegen ihn befolgt würde; und daß man diese Maxime gegen ihn selbst geltend machen werde, wird er um so weniger Ursache zu haben glauben zu fürchten, je gescheuter er ist und je mehr er weiß, daß sitzliche Menschen ihn sein Verfahren gegen sie und andere doch nicht vergelten werden. Auch wird sich ein gescheuter, aber eigennütziger, Mensch, um nur seinen gegenwärtigen Nutzen zu befördern, gar wohl gefallen lassen, daß auch andere in ähnlichen Fällen eben so gegen ihn handeln; er wird sich gegen den Schaden schon zu verwalten wissen.) Nach allem diesem wird nun jeder selbst entscheiden können, ob dieses Buch die reine und zuverlässige Quelle sey, zu der man diejenigen, die Lust haben mochten, sich in die Geheimnisse der kritischen Philosophie einzuweihen zu lassen, mit gutem Gewissen hinweisen könnte.

PHYSIK.

ALTONA, in d. Verlags-Gesellschaft: *Lehrbuch der pharmaceutischen Experimentalchemie nach dem neuen System*, zum Gebrauch für Aerzte und praktische Apotheker und als Leitfaden zu Vorlesungen von Johann Bartholomäus Tromsdorff. Mit einem Kupfer. 1796. 531 S. 8.

Gegenwärtige Schrift enthält vorzüglich in ihrem praktischen Theile sehr viel Brauchbares und Zweckmäßiges. Der Vf. ist durchgängig mit den neuen Entdeckungen bekannt, und hat also auch bey den Vorschriften, welche er liefert, darauf Rücksicht genommen. Da es uns indessen nicht an guten Lehrbüchern fehlt, durch welche der nützliche Zweck erreicht wird, so hätte diese Arbeit füglich unterbleiben können, wenn es nicht etwa dem Vf. angenehmer seyn möchte, bey seinen Vorlesungen *eigene* als *fremde* Auflätze zum Grunde zu legen. — Ehe Hr. T. die pharmaceutischen Zubereitungen vorträgt, schickt er eine Einleitung S. 1—132. voraus, in welcher er mehrere Begriffe zu bestimmen sucht, und die notwendigen chemischen Lehren vorträgt. Darin kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, daß er die Pharmacie eine *Wissenschaft* nennt; anpassender für sie würde der Name einer *systematischen Kunst* seyn. Die Eintheilung der Botanik in *reine* und *angewandte* ist nicht zweckmäßig, den Theil der Botanik, welchem Hr. T. den *reinen* nennt, würde Rec. lieber den *vorbereitenden* nennen. Wenn es S. 52. heißt, Kälte ist nichts als Mangel der Wärme, so folgt ein *relativer* Begriff, so ist es unrichtig, und muß heißen ein *negativer* Begriff. Ohne daß gesagt worden, was Hydrogen, Oxygen und Kohlen-säure sey, wird S. 55—60. von ihnen doch als ganz bekannten Dingen gesprochen. Ueberhaupt kommen mehrere Fehler gegen die Methode vor, indem auch die einfachen Substanzen, von denen erst S. 80. die Rede ist, früher hätten müssen abgehandelt werden. Rec. glaubt, daß das Azot einen Bestandtheil der Blausäure (die ganz so wie die Galläpfelsäure vom Vf. übergangen worden) so wie auch höchst wahrscheinlich der Phosphorsäure ausmache. Daß von der Kieselerde ein Gebrauch in der Arzneykunde gemacht werde S. 59. ist Rec. nicht bekannt. — Da auch die *reine Schwefel* aus ihrer Auflösung in Wasser krystallisirt, so wird dieses forhin nicht als ein der Strontionerde *auszulebend* zukommendes Kennzeichen ausgeführt werden können. Ungeachtet Laubler das Wasser als nächsten Bestandtheil des Weingeistes auführt, so glaubt Rec. doch, vorzüglich wenn der Weingeist nach Hn. Lowitz seiner Vorrichtung rectificirt worden, daß das Wasser nur entfernter Bestandtheil des Weingeistes sey. *Reines Gumm* und *reiner Pflanzenzucker* sind wohl in keinem ihrer Bestandtheile von einander verschiednen, hingegen aber *Pflanzenzucker* und *Starkemehl* *wesentlich*, welche Hr. T. S. 117. so wie den *Eyweißstoff* und *Kleber* S. 122. mit einander verwechselt. — Die S. 128. angeführten *Neut* und *Mittelsalze* als *schwefelsaure*, *Gewässersalkali*, *Bittersalz*, *Gips*, *Kochsalz*, gehören nicht zu den *alkalischen*.

Bestandtheilen der Pflanzen. Zum Schluß dieses ersten Abschnittes muß Rec. im allgemeinen die Bemerkung machen, daß das in demselben Vorgetragene für den Sachkundigen überflüssig, für den hingegen, welcher noch keine chemische Kenntnisse hat, unzureichend sey.

Wenn im zweyten Abschnitte S. 137. gesagt wird, daß die bey dem Verbrennen des Weinsieins entstandene Kohlenäure nicht hinreichend sey das Alkali zu sättigen, so glaubt Rec. daß sie bey weitem hinreichend seyn würde, wenn nicht bey der Temperatur des Verbrennens ein Theil derselben in Gasgestalt davon ginge. Unter den verschiednen Arten von Soda, die im Handel vorkommen S. 151. vermißt Rec. diejenige, welche durch Hn. Rückerts Bemühung aus Ungern erhalten wird; neu war es ihm hingegen, daß in Bernburg Soda bereitet werde. S. 204. schlägt Hr. T. vor, den künstlichen Phosphor auf die Art zu prüfen, ob er nicht mit Schwefel verunreinigt sey, daß man etwas wenigens unter einer Glocke verbrenne, die trockne Säure in destillirtem Wasser auflöse, und nun untersuche ob, die salzsaure Schwererde dadurch gerührt werde. Dieses Verfahren ist fehlerhaft, indem die salzsaure Schwererde auch durch Phosphorsäure gefällt wird, sie daher nicht als Prüfungsmittel dienen kann. Der in der Kälte bereitete Quecksilberkalpeter löst sich nicht beynahe (S. 305.) in Wasser auf, es bleiben nach Rec. Erfahrung 23 Procent unauflöslich, von dem in der Wärme bereiteten hingegen 48 Procent. Der vollkommene Eisenkalk ist keineswegs in allen Säuren unauflöslich (S. 326.). Dieses gilt nur von der vollkommenen Schwefelsäure und Salpetersäure, die flüchtige Schwefelsäure und Salpetersäure lösen ihn recht gut auf. Zwischen dem Bläschchen Quecksilberkalk und dem *Mercurius cinereus Saundersi* findet ein wesentlicher Unterschied statt. Der *Mercurius cinereus Bläschii* besteht aus unvollkommen Quecksilberkalk und einem dreyfachen Salze, das aus Quecksilberkalk, flüchtigen Alkali und Salpetersäure besteht, und kommt mit dem *Mercurius solubilis Hahnemannii* bey-

nähe überein, nur daß in letzterem das Metall weniger verkalkt ist, und bey vorsichtiger Bereitung es fast gar nichts von dem dreyfachen Salze enthalten muß. Der *Saunderssche* Quecksilberkalk hingegen besteht aus Quecksilberkalk und einem dreyfachen Salze aus Quecksilberkalk, flüchtigen Alkali und Salzsäure, auch wohl gar aus etwas unzerseztem verfesten Quecksilber. Sehr interessant wäre es, wenn Hr. T. durch entscheidende Versuche darthun könnte, daß in dem Bläschchen Quecksilberkalk außer unvollkommen verkalkten Quecksilber, noch Quecksilber mit Stickstoff verbunden, enthalten sey. Rec. glaubt keineswegs, daß der durch Reiben bereitete Aethiops S. 398. mit dem durchs Schmelzen erhaltenen, einerley sey. Bey dem ortern ist die Verbindung des Quecksilbers mit dem Schwefel mechanisch, bey dem letztern chemisch. In medicinischer Rücksicht würde auch der durch Reiben bereitete vorzuziehen seyn, indem sich der durch Schmelzen angefeuchtete Aethiops mehr dem unwirksamen Zinnober nähert. — Da der Zinnober aus dem Moiré bereitet wird, so würde Rec. das Quecksilber in erstem (S. 400.) für mehr verkalkt halten, als in letzterem. Auch ist es nicht ganz richtig, wenn S. 401. gesagt wird, ein guter Zinnober muß in Säuren völlig unauflöslich seyn. Wäre dieses, so würde eine Zersetzung des Zinnobers auf nassem Wege gänzlich unmöglich seyn, und doch scheidet Königswasser (das aus ungefähr sieben Theilen Salzsäure gegen einen Theil Salpetersäure besteht) das Quecksilber vollkommen vom Schwefel ab. — Im Goldschwefel ist nicht das regulinische Metall S. 406., sondern das verkalkte Metall mit dem Schwefel verbunden.

Von den häufigen Druckfehlern will Rec. nur einige anführen. Z. B. S. 97. Z. 10. steht Kohlenstoff statt Wasserstoff. S. 326. Z. 6. schwefelsaures Eisen statt salzsaures Eisen. S. 334. CXV. ist das Wort Eisenfeile ausgelassen u. s. w. Auch fehlt (wenigstens in zwey Exemplaren welche Rec. verglichen hat) das Register, angeachtet (Vorrede S. XV.) von einem sorgfältig verfertigten Register gesprochen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Leipzig, b. Rein: *Gründliche Anweisung zur Verhütung der dem Landmann hochst schädlichen Thiere und Insekten.* 1796. 6 B. 8. — Der VI. hat mehr versprochen als er geleistet hat und leisten konnte. In der ganzen Schöpfung ist nun einmal die regelmäßige und weite Ordnung, daß ein Thier des andern Verfolger und eben dadurch unser Wohlthäter ist. Wollten wir also ein Geschlecht ganz vernichten, so

würde ein andres, uns ungleich schädlicheres desto mehr überhand nehmen. Hätte der VI. also auch nur zur Verminderung dieser oder jener schädlicher Thiergattung anwendliche Rathschläge mitgetheilt, so wäre dies Verdienst genug; aber auch diese hat man hier nicht zu erwarten, da diese paar Bogen aus andern, lang bekannten Büchern zusammen geschnitten sind.

Druckfehler. In Nr. 31. d. J. S. 241. Z. 1. von unten 1. Sache bezugte st. Sache. Z. 18. v. unten ist das Wort den wegzureichen. S. 245. Z. 24. v. oben 1. in st. im. S. 246. Z. 21. v. unten 1. den Intersecten st. dem.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. Februar 1797.

GESCHICHTE.

Εν Βιέννῃ (WIEN): παρὰ Μαρκεῖ Πουλιου, Χρονικον Γεωργίου Φραντζῆ, το πρωτοβιβλιου. Νυν πρωτον εκδοθεν, ἀπὸ Μαρκεῖ Φραντζῆ. Κερ. Αλτερ, διδασκαλου της Ἑλληνικης διαλεκτου. 1796. (Georg. Phrantzes, Chronik; nun zuerst herausgeben durch Franz Carl Alter, Prof. der Griechischen Sprache.) Vorr. XXVHS.; Text 150 und 29 S. in Folio mit einigen Zeichnungen.

Neben Laonikus Chalkokondylas und Michael Dukas, ja seiner Lage nach vor diesen, behauptet der Protovestiarius und designirte Großlogothete Georg Phrantzes eine ausgezeichnete Stelle unter den Augenzeugen, welche die letzten Zeiten des römischen Reichs zu Konstantinopel beschrieben haben; er war zur Zeit der Eroberung 37 Jahre um die Kayser gewesen; er war der vertrauteste Minister des letzten Konstantins; neun Jahre später erlebte er den Untergang der palaisologischen Herrschaft im Peloponnesus, und schrieb nun zwischen den J. 1477 und 1481. die Erinnerungen und Eindrücke eines so höchst merkwürdigen Laufbahn in anspruchsvoller Einfach nieder. Dieses Werk, von welchem in wenigen Bibliotheken Abschriften sind, war bisher nur lateinisch gedruckt. Jacob Spaumüller, von seinem Geburtsort Pontanus genannt, hatte diese Uebersetzung nach einem zu München liegenden Codex im Anfang des vorigen Jahrhunderts verfertigt und herausgegeben. Sie ist in das *Corpus Byzantinum* aufgenommen worden. Aber es fehlte nicht nur das Original, sondern der Inhalt selbst war unvollständig bekannt; Pontanus hatte die vier Bücher durch Auslassungen in drey redigirt. Das ist immer etwas misslich: Jeder Gelehrte hat seinen Gesichtspunct; auch die Welthändel und Veränderungen der Begriffe machen bald dieses, bald jenes merkwürdig. Hr. Prof. Alter verdient daher sehr vielen Dank, aus eben demselben Münchner Codex, der ihm mit lobenswürdigster Willfährigkeit mitgetheilt worden, den Griechischen Text, so wie er war, edirt zu haben.

Uns liegt nun zuerst ob, zu zeigen, welcher Gewinn für die Literatur aus der Bekanntmachung der Omissionen des Pontanus entspringt. Zu diesem Ende haben wir das Original und die Uebersetzung Wort für Wort verglichen. Wenige Capitel find, welche nicht einige Berichtigung erhielten; ob schon freylich diese oft nur in Rechtschreibung von Namen oder einem Unterschied in Zahlen oder anderen wenig be-

deutenden Details bestehen, so haben sie für den kritischen Forsther mehr als einen Werth. Man erkennt bisweilen, das, und warum, Pontanus falsch gelesen, oder seinen Text, wenn auch nicht unglücklich, doch willkürlich, verändert. Die Hauptomissionen aber sind von zweyfacher Art: theologische und diplomatische. Jene haben zweyerley Gegenstände: sie beziehen sich auf die Religionsstreitigkeiten mit den Lateinern, oder auf den Islam. Ueber jene äußert sich Phrantzes auf eine, seinem Verstand zur Ehre gereichende, Weise; man erkennt den Staatsmann, dem die Controversy Nebenfache war. Bey Anlaß des Concilliums zu Florenz eifert er nicht gegen die lateinische Glaubensform, wohl aber gegen den übergroßen Trieb, sie zu der allein herrschenden zu machen; die Griechische hält er für die älteste, und exemplificirt nun S. 39. den Brand der Sache so: „seit vielen Jahren „wandeln wir in Konstantinopel die große breite „Straße, die nach der Sophienkirche führt: Es ist „nicht unmöglich, daß jemand eine eben dahin lei- „tende Gasse findet, und ihr besser halt: aber warum „will der mich zwingen, jene zu verlassen? Ey-so „gehe denn jeder seinen Weg, zu dem ich ihn nicht „sühren will; in der Sophienkirche finden wir uns doch „wohl zusammen.“ Zum andermal kommt er auf die Lateiner bey Anlaß der unfreundlichen Vorwürfe, welche man nach dem Verlust Konstantinopels im Occident hören mußte, als wenn er eine göttliche Strafe des eigenartigen Schisma wäre. „Aber find „denn (trägt er S. 69. ff.) die Moslems durch ihre „Rechtgläubigkeit so glücklich? Und wenn unsere „Glaubensform aus das Unglück zugezogen; wie „kannst es, daß doch Rufeland, bey eben derselben, „besteht und aufblühet!“ Er zeigt, wie thöricht, ja wie schädlich es sey, die Ursachen von Staatsrevolutionen da zu suchen wo sie nicht sind: in der That werden alsdann auch unzweckmäßige Vorbauungsmittel gebraucht. Seine Polemik gegen den Islam ist ausführlicher und weniger merkwürdig: seine Begriffe von der mohammedanischen Religion sind zwar geläuterter, als bey älteren Byzantinern: doch ist, was er von dem Propheten sagt, weder von Fabelwerk rein, noch gehörig beleuchtet: hiezu fehlte dem Protovestiarius eine gründlichere Kenntniß orientlicher Sachen und der Quellen, aus welchen Mohammed seine Vorstellungen aufgestift hatte. Dennoch sind auch diese Capitel, hin und wieder durch angeführte Umstände, und im Ganzen in so fern merkwürdig, als sie die Begriffe zeigen, welche man zu Konstantinopel von dem Glauben der Eroberer hatte. Die allerletzte unter den diesen Werk von dem Hn. Prof.

Älter beygefügten Schriften setzt dieses Verhältniß der beiderseitigen Religionsideen in ein noch interessanteres Licht. Wir reden von der Darstellung, welche der Patriarch Genadius dem Eroberer von dem christlichen Glauben machte: Mohammed II. war ein für seine Zeit und Nation sehr aufgeklärter Herrscher, und behandelte diesen Patriarchen mit ungemeiner Gnade. Die Schrift des Genadius ist in ihrer Art meisterhaft; er weiß die Punkte, welche einem Muselman vorzüglich auffallen mußten, in das empfehlendste Licht zu stellen. Nachdem er den Höchsten und Einigen auf eine Weise vorgestellt, welche dem Sultan gefallen mußte, kommt er auf die Dreyeinigkeitstheorie mit folgender Wendung: „Es sind denn auch gewisse Eigenschaften (*δυνάμεις*) in Gott, welche aber seine Einheit gar nicht ändern: gleichwie in unserm Gemüthe (von) Verstand und Wille unterschieden werden, so find mit der göttlichen Natur *Λόγος* und *Πνεύμα* (wie Licht und Wärme, mit dem Feuer) verbunden (S. 26, der 2ten Abth.).“ Eben so natürlich beschreibt er, wie der göttliche Logos *ἐκδόθη* den *ἀνθρώπων* (S. 27.) Mit einem Wort, er wußte den Sultan ganz wohl zufrieden zu stellen.

Von diplomatischen Bereicherungen wollen wir zwey bemerken: S. 89. eine im J. 1333. ausgestellte *de libertate* (Handelsfreyheit) des Kayfers Andronikus des Jüngern zu Gunsten der Einwohner von Monembassa (*Napoli di Mahonia*) und ihrer in vielen Städten seines Reichs subsistirenden Factoreyen; woraus man sowohl die Gegenstände ihres Handels als die überaus lange Reihe von Abgaben und Erpressungen kennen lernt, von denen sie befreyt werden. Diese Urkunde bereichert auch das *Glossarium Graecitatis* derselben Zeit; welches überhaupt aus Phrantzes mehr als einen Zusatz bekommt. Die zweyte Urkunde ist neugriechisch: ein Schreiben des Cardinals Bessarion an den Pädagogen der einigritzen Throerben von Constantinopel, Andreas und Manuel Paläologus; S. 92. ff. Dieses Stück hat eben jetzt ein eigenes Interesse: der gütmyennende und vernünftige Cardinal giebt den ausgewanderten Prinzen Lehren, deren Befolgung anderen in gleichem Fall sehr dienlich hätte seyn können. Der Geist seines Schreibens ist überhaupt: wie sie doch ja vergessen sollen, daß sie Enkel von Kaysern seyn, um nur sich zu erinnern, daß sie vertrieben, daß sie *ἐκπατριώται* (von Grund aus ruhmirt), nun von fremdem Gelde leben; daß nur Eigenschaften sie beliebt und geehrt machen können, (wie überhaupt, *ἡ ἀρετήν ἡμῶν ἀρετὴς εἶναι οὐκ ἔστι*, ohne Verdienst es um den Adel eine elende Sache sey); sie sollen daher die Sitten der Abendländer respectiren (sonst müssen sie auch ihren Subsidien und ihrer gütmyennenden Aufnahme entgehen); nicht viele unnütze Leute halten; jedermann auf den Gassen, der vor ihnen die Mütze (*καυκασίον*) abnehme, eben so freundlich wieder grüßen; Besuche mit allem zuvorkommenden Anstande sowohl annehmen als erwidern; von den 300 Daraten (*δοκίματα* oder auch *φλωρίναι*; Goldgulden), die der Pabst ihnen gebe, ja vernünftig geschickte Lehrer bezahlen u. s. f.

Aus allem erhellet genugsam, daß es der Mühe werth war, den Phrantzes griechisch und vollständig zu ediren. Dieses ist mit derjenigen Genauigkeit geschehen, die man von Hn. A. nach seinen früheren Arbeiten zu erwarten gewohnt ist. Die Bücher und Capitel sind, wie in der Urschrift geblieben; die Citate aus der lateinischen Uebersetzung, passen daher nicht. Vielleicht würde der Herausgeber einigen Dank mehr verdient haben, wenn er die Abtheilungen letzterer am Rande hätte bemerken wollen: aber die Unternehmung war mehr für die griechische Nation, als für die abendländischen Geschichtsforscher bestimmt. Der Text ist nicht ohne Druckfehler; doch ist dem Rec. keiner aufgefallen, der ihn für einen Augenblick irre gemacht hätte: und vielfältig laßt sich zweifeln, ob die fehlerhaft scheinende Lesart nicht aus dem Codex selber ist. Nur zwey hatte der Rec. in jedem Fall bemerkt oder verbessert gewünscht: Phrantzes sagt in der Vorrede, er wolle den Ursprung der paläologischen Regierung beschreiben *ἀπο τοῦ πρώτου βασιλευσάντος ἐκ τοῦ γένους αὐτῶν, ἀρχὴ τῆς αἰωνίας καὶ*; und mitten in dieser Phrase, nach *πρώτου*, bricht die Vorrede ab, und nimmt auf dem folgenden Blatte das erste Buch mit *βασιλευσάντος* den Anfang. So gehört S. 72. Col. 1. *ἐνδοξον* — *προσκήρυξεν* ην, noch zu dem vorigen Paragraphen; indem sich *ἐνδοξον* auf *ἐνεσεν* bezieht. Der Codex ist an solchen *σφαλμάτων* die Hauptursache; er soll sehr schlecht geschrieben seyn; man sieht es auch am Pontanus, der mehrere Stellen unrichtig las.

Hr. A. hat die Titel der ersten drey Bücher mit Abdrücken einiger Byzantinischen Münzen geziert. Auf die mit S. 100. sich schließende Chronik folgt bis S. 119. ein Register der Capitel; bis S. 127. ein Verzeichniß der von Phrantzes angeführten Stellen der Bibel, worinn der uermüdete Fleiß des Sammlers jener unzähligen Varianten kennbar ist; endlich *πινὰ των ἐκδοθέντων γεννησάντων ἐν τῇ ἀναρχῇ τῇ ἡμετέρας* *νοσηλτοῦ τῶν Μουσῶν* (Tabelle derjenigen Lesarten des Codex, welchen in der Wiener Ausgabe andere substituirt worden sind), bis 138.

Die beygefügtten kleinen Schriften sind folgende: Glaubensbekenntnis der Lateiner, vom Pabst Gregorius (IX.) an den Patriarchen Germanus, nebst dessen und seiner (zu Nymphaeum gehaltenen) Synode *ἀπαντησις* (Rückantwortung), S. 139 — 149.; in Beziehung auf den Ausgang des H. Geistes vom Sohn. Es sind einige Synbolen aus Handschriften beygefügt, und in der Vorrede handelt Hr. A. besonders ausführlich von einem Exemplar des Athanasianischen, das ihm *ἀρχαιότατον καὶ γρηγοριον συγγραμμά του ἁγίου Ἀθανασίου* scheint (Vorr. S. XI. — XXVII.). Die Grützen der Rec. erlauben nicht, in diese Discussion einzugehen.

Die besonders paginirten Zusätze sind aus dem selten gewordenen Werk des Crusius, *Twycogwacia*, in Ansehung ihres innern Werthes und der Verwandtschaft mit den von Phrantzes beschriebenen Begebenheiten, mit Recht neu abgedruckt, und ihnen auch die Abbildungen verschiedener kaiserlichen Personen, nebst einem Grundriß der Stadt, beygefügt worden.

Das erste Stück ist eine Geschichte der Stadt und des Reichs von Constantinopel von 1391 bis 1520., mit einigen Zeilen Fortsetzung bis 1578. Diese ergänzt und berichtigt den Phr. (ohne ihn zu kennen) hin und wieder. Manuel, der jüngere von den oben erwähnten emigrirten Paläologen, fand, scheint es, seinen Geschmack angemessener, sich dem Ueberwinder seines Hauses zu unterwerfen, als in fremder Abhängigkeit im Auslande zu leben: und Mohammed II. ließ ihn weder guillotiniern, noch deportiren, sondern er empfing ihn *χαριτωτά*; (freundlich) und Manuel *εὖ καλὰς διατίθηται πρὸς τιμὰς καὶ ἀρχαίων διὰν αὐτοῦ* (brachte sein Leben angenehm, und in Ehren zu, und hatte seine Antheute): vier Ortschaften, ein Jahrgehalt (10000) von täglich hundert Aspern, zwey Sklaven und eben so viele schöne Sclavinnen hatte Mohammed ihm sogleich gegeben. (Der Sultan machte keine Erklärung der Rechte der Menschheit; aber es scheint, daß er sie fühlte.)

Dann folgt S. 17 — 23. das merkwürdige Schreiben des Protonotars Theodosius Zygomalas an Martin Crusius, welches (zuletzt die letzten drey Seiten) niemand, wer das alte Constantinopel und das ältzere Griechenland kennt, ohne Rührung lesen wird.

Obige Schrift des Patriarchen Gennadius beschließt das Werk. Der Recensent setzt es, als eine allerdings würdige Fortsetzung, neben sein Exemplar des *Corporis Byzantini*, und sieht mit großem Verlangen ähnlichen Bereicherungen der neugriechischen Geschichte entgegen, deren in der Patriarchalbibliothek und an andern Orten wohl mehrere noch verborgen liegen. Es wird ein Verdienst um die Nation seyn, durch die sehr guten Anstalten, welche zu diesem Zweck in Wien sich bilden, und unter Hn. A. unverdrossener Obforge, was immer von dieser Art sich finden läßt, durch den Druck zu verewigen. Hiezu find wir nicht ganz ohne Hoffnung; der Geist der Griechen sangt an, sich aus den mannichfaltigen Fesseln loszuwinden; es kömmt ein literarischer Betrieb unter sie; und Zygomalas urtheilt mit Recht (S. 22.), daß sie *ἀετιμωτοί* (ungemein empfindlich) sind.

LITERARGESCHICHTE.

LONDON, auf Kosten des Vfs.: *A Catalogue of Dictionaries, Vocabularies, Grammars, and Alphabets in two Parts.* Part I. Alphabetic Catalogue of the Authors. II. Chronological Catalogue of Works in each class of Language. by *Wm. Marsden*, F. R. S. etc. 1766. 154 S. 4.

Der Vf., ein Liebhaber der Sprachkunde nach ihrem ganzen Umfang, hat sich die Mühe genommen, die Titel der Wörterbücher, Grammatiken und Alphabete von allen Sprachen — ausgenommen das hebräische, griechische und lateinische und die neuern von Lateinischen und Gothicen abstammenden Spracharten — auf zweyerley Weise, zuerst nach den Verfassern, alsdann nach den Sprachen selbst und in der Zeitordnung, zu sammeln. Ausgelassen wurden die

jetzt genutzten bekannteren Sprachen, weil sie das Werk unmaßig vergrößert haben würden. Auch das Russische hatte, sagt der Vf., wegen der großen Erweiterung, welche es seiner jetzigen hohen Buchszahl dankt, beynahe weglassen müssen. Bloß zur Beförderung des Slavonischen unter den Ausländern hat Er es noch außer der Classe der unbekannten Sprachen, welchen allein sein Werk bestimmt ist, mit aufgenommen. — So respektvoll weis in England selbst ein Philolog die große nordische Allianz des Britischen Königs zu ehren!

Den Stoff seiner Sammlung nahm der Vf. nicht bloß aus seiner eigenen beträchtlichen Bibliothek. Er zeigt zugleich an, welche Werke ihm durch die Bibliotheken des Britischen Museums, der königl. Societät, des Königs selbst und der Bodleyanischen zu Oxford bekannt geworden sind. Unter den übrigen Quellen ist auch B. R. Bibliothèque du Roy. Auf dem ersten Blatt wird dies für jetzt durch „*Purissian Library*“ erklärt.

Der erste alphabetische Catalog geht auf gebrochenen Columnen bis S. 82. und erhält S. 153. 54. noch ein Supplement. Er ist in den zweyten natürlich wieder ganz eingetragen. Doch findet Rec. hier einiges, was dort nicht bemerkt ist, und umgekehrt. Z. B. S. 44. ist die neue Ausgabe von Meninsky 1780. 82. angegeben, im chronologischen Catalog S. 141. nicht. Der Vf. selbst tritt unter den Schriftstellern dieser Gattung auf durch seine *History of Sumatra*. (Lond. 1783. 84. 4.) durch welche die dortige Spracharten erläutert werden.

Die Sprachen, für deren Literatur diese Sammlung verdienstlich wird, hat der Vf. auf folgende Art classificirt. *Americanische* — *Arabische* — *Armenische* — *Cantabrisch* oder *Biscayisch* — *Canting* oder *Korbisch* — *Celtisch* — *Chinesisch*, *Tunkinisch*, *Japanisch* — *Coptisch* — *Egypisch*, nämlich das altengliche und schouische, auch nach den Provinzialunterschieden und der gelehrten Sprachforschung — *Epirisch* — *Aethiopisch* — *Finnisch* mit dem *Ungarischen*, *Lappischen* und *Eskimischen* — *Georgianisch* — *Neugriechisch*, nebst den Dialekten und *Ätymologischen* Sprachforschungen — *Neuholländisch* — *Hottentotisch* — *Latinisch*, nach der Vulgarsprache und der späteren Dialecten — *Malayisch* mit den *Javanischen*, *Philippinischen*, und *Madagaskarischen* — *Malayinisch* — *Negro-Casserisch* — *Persisch* mit dem *Kardischen*, *Zend* und dem *Palmyrenischen* (welches letztere übrigens, wie bekannt, als *altchabasch* aufgeführt seyn konnte!) *Panisch* oder *Phoenizisch* (wobey die nämliche Anmerkung statt findet.) — *Sanskrit* mit seinen Dialecten, worunter auch *Zigeunisch* — *Scandinavisch* und *Mosogothisch* — *Siamesisch*, *Burmänisch*, *Peguonisch* — *Slavonische Dialecte*, *Südsprachen* — *Syrisch* mit dem *Samaritanischen* (und *Chaldäischen*) — *Tamilisch*, *Malabarisch*, *Telinganisch*, oder *Telugisch*, *Kanarisch*, *Singalesisch* — *Tatarische Dialecte* — *Temonische* (altdeutsche Dialecte) — *Türkisch*. Die sehr gesuchten *Polyglotten* Schriften haben überdies ein eigenes Fach.

Wer mit wenigen Blicken übersehen will, für welche Sprachen hier nicht gesammelt sey, den wird z. B. das in *Gatterers* Universalbibliothek aufgestellte Sprachensystem an die Supplemente, welche hier noch zu wünschen wären, und auch an eine zum Theil richtigere Zusammenstellung der verwandten Sprachen leicht erinnern. Doch finden wir wirklich auch manches, was zu fehlen scheint, nur an solchen Stellen, wo man es weniger erwartet, eingetragen. Der Fleiß des Vfs. verdient die Aufmerksamkeit, daß wir über das Detail wenigstens einige Bemerkungen machen. Unter den Schäften über die arabische Sprache überhaupt könnte weit oben an stehen *Ed. Pococki* Orat. de lingua arab. ortu et progressu, vor seiner Ausg. von Tograti. Oxon. 1661. Unter den ältesten arab. Grammatiken fehlt außer den bekannteren von *Sprey* und *Cleland* auch *Introductio in linguam arab. conscripta a Bathol. Radmanro*, Acad. Francof. Prof. Publ. Francofurti typis exscripta Andr. Eichorn. anno ultimi temporis MDLXC. (4.). Dieses Werkchen von 34 S. hat das eigene, daß die arabischen Buchstaben und selbst das Alphabet durchgehends nicht gedruckt, sondern geschrieben sind. Der Vfs. hatte vorzüglich durch einen Kriegsgefangenen und nachher getauften Araber, *Paulus Willielm*, seine arab. Kenntnisse erweitert, auf welchen er sich öfters beruft. Von *Erpenii Rudimenta linguae arab.* ist editio emendationis von 1028. *Erpenii Grammatica arab.* ed. *Alb. Schultens*. Lugd. B. 1748. 4. ist im chronologischen Index übersehen, obgleich *Erpenii* arab. Grammatik abgekürzt von J. D. Michalis angegeben ist. Auch von dieser ist die Umarbeitung: *J. D. Michaelis arab. Grammatik*. Göttingen 1787. 8. nicht eintragen. Am Ende wäre *Volney's* Simplification des langages orientales beyzuzufügen (à Paris de l'Imprimerie de la Republ. l'An. III.) Als Zusatz zur Literatur der arab. Lexikographie ist merkwürdig. *Th. Chr. Tycheff's* Nachricht aus *Joseph Scaligeri Thesaurus linguae arab.* (Ms. vom J. 1597.) welche sich in *Paulus* neuem Repertorium für bibl. und

morgenl. Literatur III Th. S. 256 — 260. findet. Zur Probe ist aus dem Buchstabe ausgehoben, was sich bey *Rapheleng* und *Golius* nicht findet. Eine Copie ist auf der Göttingischen, das Original auf der Leydenschen Bibliothek. f. den Catalog der letztern Bibliothek (1716. fol.) S. 464. Nr. 1359. Bey der Syrischen Sprache S. 143. kann beygefügigt werden O. G. *Tafessii* Elementale Syriacum. (Roßsch. 8. 1792.) welches eine kurze Grammatik, Leseübungen, ein Vocabularium und mancherley aramäische Schriftproben enthält und in der That, wenn Mannichfaltigkeit und Kürze zugleich billig geschätzt werden, das brauchbarste Elementarbuch in syrischen ist. Am wenigsten dürfen bey den Aramäischen Dialecten ausgelassen werden *Institutiones Aramaeae* von *Alb. Schultens*, welche als opus imperfectum bis S. 224. gehen. Bey dem Aramäischen wird mit Recht auch Notiz über die *Zabische* Sprachkunde eingebracht. Dafs in Melchif. Thevenots Reisen (Paris, fol.) ihr Alphabet vorkommt, ist im zweyten Catalog nachzutragen. Bey dem Punischen Fach ist zu unsern Erläutern *Dutens* Explication de quelques medailles... Grecques et Phéniciennes (Lond. chez John Thane 1773. 4.) übergangen, dessen Alphabet Phénicien, Punique et Sicule — punique auf der dritten Kupfertafel, nebst den Autorités, sur lesquelles est fondé l'Alphabet Phénicien bis jetzt das beste in dieser Art ist. Noch weniger hätten wir gedacht, daß wir uns nach *Swinton's* Dissertationen über Punische und Palmyrenische Schrift, welche in den Transactionen der königl. Societat selbst stehen, umsonst umsehen würden. S. 60 und 128. ist nicht *Sapphurnius* sondern *Spohnius* zu lesen. —

Ueberhaupt darf — denn Rec. möchte den Beweis der Nothwendigkeit vieler Zusätze nicht gerne weiter ausführen — die Mühe des gelehrten Vfs. für das gesammelte Dank erwarten, in so fern es Nachrichten erleichtert und gewiss jeden Nachtrager auch an manches erinnern wird, was er selbst entweder nicht gewußt oder übersehen haben würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIK. Halle, in d. Rengerischen Buchh.: *Einfacher und nützlicher Unterricht für Landleute oder verbesserte Methode der Behandlung des Ackerlandes. Mit einigen Bemerkungen über Wasserleiten, Umzäunungen und Verbesserung der Landstraßen und Feldwege. Landediluten und Pachten* gewidmet von *Johann Hodzkinson*. A. d. engl. mit Anmerkungen. 1796. 3 Bdg. 8. Der deutsche Landwirth soll aus diesen paar Bogen nicht viel Neues lernen. Der Hauptkerngriff, worauf sich der Vfs. was zu Gute thut, soll darin bestehen: daß durch die hier vorgeschriebene Kultur der Acker in vier Jahren fünf

Aerndten geben soll, nämlich wenn in die umgebrachte Winterpflanz folglich Rüben gesät werden. Ein langst bekannter Prozeß, der in kleinen Wirtschaften empfehlenswerth, im Großen aber schwierig ist. Die Anweisung zu den unterirdischen Wasserleiten war dem Rec. neu, und hat, wo der Boden es erlaubt, seinen ganzen Beifall. Vielleicht sind mehrere deutsche Landwirthe mit Rec. in eben dem Fall, und dann werden ihnen die paar Groschen für diese kleine Piece, wenn sie auch weiter nichts daraus lernen sollten, nicht gekümmert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. Februar 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Schöner: *Observationes ad jus Porussicum commune*. Scripti C. L. Paalzow: Fasciculus II. 1796. 90 S. 8. (12 gr.)

Dieses Heft enthält, unter fortlaufenden Nummern, folgende Observationen: Obf. 16. *De legum interpretatione*. (v. Allg. Landr. Einl. §. 40 — 54 u. allg. G. O. Th. I. Tit. 13. §. 32 — 35.) Obf. 17. *De leuitate vulnerum et inspectione cadaveris* (zum A. L. R. Th. II. tit. 23. §. 809.) Obf. 18. *De Ex-Clerico copulante et baptizante* (zum A. L. R. Th. II. tit. 8. 76. 82. et tit. XI. §. 105. 106.) Obf. 19. *De iure formulae*. (ad §. 20. tit. V. P. I. der A. G. O.) Obf. 20. *De iure civium examinandi leges*. (ad §. 151 — 156. tit. 20. P. I. des A. L. R.) Obf. 21. *De vesicis*. (ad §. 859. l. c.) Obf. 22. *De actate nuptias contrahentium*. (ad §. 37. tit. I. P. II. des A. L. R.) Obf. 23. *De iure parvulorum*. (ad §. 327. 329 fqq. et 537. tit. II. P. II. des A. L. R.) Obf. 24. *De clerico agrum colente*. (ad §. 94. 95. tit. XI. P. II. des A. L. R.) Obf. 25. *De iuribus furiosorum et mente captorum*. (ad §. 13. tit. XIII. P. IV. des A. L. R. und ad tit. 33. P. I. der A. G. O.) Obf. 26. *De forma iuramenti*. (ad §. 245. tit. X. P. I. der A. G. O.) Obf. 27. *Deductio*. (ad §. 667 — 673. tit. XX. P. II. des A. L. R.) Obf. 28. *De lupanariis*. (ad §. 1000 fqq. tit. XX. P. II. des A. L. R.) Der Vf. verräth eine sehr gute Kenntniß der ältern und neuern Literatur. Mit seinen Erinnerungen gegen die neuere preussische Gesetzgebung sind wir zwar nicht überall einverstanden. Indessen ist manche Bemerkung sehr fein, und kündigt den Vf. als einen denkenden Mann an. Auch die Sprache in diesem Hefte ist größtentheils correct, den ersten Gegenständen entsprechend; und nur hier und da blickt der Satyr durch. — Als Belege zu diesen Urtheilen mögen folgende Stellen dienen: Obf. 16. p. 13: „Summa rei (de legum interpretatione) versatur circa dispositionem, quam in Introduct. juris communis legitimus, §. 50 — 54., et in Ordinat. Process. tit. 13. §. 32, 35. Cum forte quidam lectores hos libros non ad manus habent, (besser wohl haben!) integre dispositionem Jur. Com. ascribam. Bey Entscheidung freier Rechtsfälle darf der Richter dem Gesetze keinen andern Sinn beylegen, als welcher aus den Worten und dem Zusammenhange derselben, in Beziehung auf den streitigen Gegenstand oder aus dem nächsten unzweifelhaften Grunde des Gesetzes deutlich erhellt. §. 51. Findet der Richter den eigentlichen Sinn des Gesetzes zweifelhaft; so muß A. L. Z. 1797. Erster Band.

er, ohne die processführenden Partheyen zu benamen, seine Zweifel der Gesetzcommission anzeigen, und auf deren Beurtheilung antragen. §. 52. Der antragende Richter ist zwar schuldig, den Beschluß der Gesetzcommission bey seinem folgenden Erkenntniße in dieser Sache zum Grunde zu legen; den Partheyen bleiben aber die gewöhnlichen Rechtsmittel dagegen unbenommen. §. 53. Findet der Richter kein Gesetz, welches zur Entscheidung des streitigen Falls dienen könnte; so muß er zwar nach den in dem Gesetzbuch angenommenen allgemeinen Grundsätzen, und nach den wegen ähnlicher Fälle vorhandenen Verordnungen, seiner besten Einsicht gemäß erkennen. §. 54. Er muß aber zugleich diesen vermeintlichen Mangel der Gesetze dem Chef der Justiz sofort anzeigen. Hinc dispositioni principae ratio aidenda fuisse, dum hominibus, quibus non licuit adire Corinthum, haec lex principae interpretatione egeret videtur. Si iudex casum, quem nulla lex scripta decedit, sua sententia dirimere potest, non video, quare non obijciat legi ex ratione, et analogia juris lucem accendere queat? Fortasse legem II. Cod. de legibus, swiores ante oculos habuerunt. Cui usui est interpretatio authentica, si ea ad iudicium provocare licet? Quid erant, si secundum instantia iudicii authenticam interpretationem reprobat? Si porro contra sententiam secundae instantiae ad revisionis revisionis provocator, quis tunc succumbet? Ex rerum natura semper victoriam reportabit, pro quo legum latores steterunt. In hac enim instantia, dubios, vel tribus membris summi iudicii exceptis, sunt iudices, qui in prima legislatores erant. Quot decisiones post paucos annos collectio contineret, si iudices omnes ejus, vel plane non, vel dubie decisos, collegio, quod legem ferendum causa est constitutum, ad dirimendum proponerent? Non malo omine negligent legem. Cui hunc foret collectio, quam populus nullo modo, quid dicam? ne iudex quidem in promptu habere posset? — Viterius progredior: Quis scio credit, populum nostrum systema juris, quia germanico idionate conscriptum est, melius intelligere, quam ipsa corpora iurum latina? Ad hunc finem quoadmodum adsequendum, iurisperitis necesse fuisse, ut causas iuridicae, quantum possibile esset, simplicitate, et omnes exceptiones, quantum fieri posset, emittae essent. Ex diverso enim proliferando nemi, quae lectores a libro deterret, cui malo epigramae et suspensae nec consulant, nec provident. Pauperuli enim, quorum calendarium sibi comparare possunt, non erunt, nec, si emerint, intelligent; nec, si intelligent, ex his solum haerent. Constit. Crim. Carol. germanice conscripta, prae caeteris legibus utilissima cognitu plebis continet; age quid? et quare inter omnes colo-

nos, an tal manus libellum habent pacis tantum pagillis constant et tribulo comparandum? Sperant, ut scribit Hommelius, huiusmodi catechismorum architecti, nebulosa illustrari catechismis posse rusticorum capita; sed, credant mihi, obstruuntur, et intelligendo minus estiam, quam nunc, intelligent; immo abnormi hac sapientia inflati, lites suscitabant frivolas et stultas, de quibus nunquam cogitassent. An numerus litium post publicum systema imminuat, vel augeatur, deditur, qui catalogos et indices actionum scribunt.“ Dafs die Anzahl der Proceffe mit jedem Jahre auffallend zunimmt, ist zwar richtig; Rec. glaubt aber nicht, dafs der Grund davon in der neuern preussischen Gesetzgebung liege; er sucht ihn vielmehr in der mit jedem Jahre wachsenden Bevölkerung und dem eben dadurch vermehrten Verkehre, in dem zunehmenden Luxus u. dgl. m. Ueber allerhand einzelne Behauptungen des Vf. die schwerlich begründet sind, können wir hier nicht weiter aufhören; z. B. S. 17., dafs kaum der zölfte Theil des neuern preussischen Rechts vom gemeinen Rechte abweiche. Die Verschiedenheiten sind gewifs beträchtlicher. Auch ist manche Betrachtung des Vf. zwar vom allg. Gesetzbuch, aber nicht vom Landrecht, inehr gültig. So ist die vom Vf. (Obs. 22.) erwähnte im allgemeinen Gesetzbuche enthaltene Verordnung gegen die Hagestolzen aus dem allg. Landrechte weggelassen, und die Heirath zur linken Hand gar sehr erkühnt worden. Dafs (nach Obs. 24.) unfre Gesetzgeber es nicht gern sehen, wenn der Geistliche seinen Acker selbst baue; das dürfte wohl niemand, ausser Hn. P., so scheinen. Die Gesetzstelle lautet folgendergestalt: „Wenn ihnen — den Geistlichen — der Genufs gewisser Grundstücke zu ihrem Unterhalte angewiesen worden, so mögen sie deren Cultur und den Absatz der darauf gewonnenen Erzeugnisse selbst besorgen. Ausserdem dürfen sie nur unter Genehmigung ihrer Obern, und nur in so fern, als es ohne Vernachlässigung ihres Amtes geschehen kann, sich mit der Landwirthschaft betheiligen.“ — Die ganze Obs. 25. enthält viel Wahres. Sehr auffallend ist es besonders, dafs die allgemeine Gerichtsordnung tit. 38. Th. I. zwar verordnet, wie es mit der *Berordnung* der Rasenden und Wahnsinnigen gehalten werden solle, aber des doch gewifs sehr häufigen Falles, wenn ein Rasender oder Wahnsinniger genehet, und deshalb auf seine Entlassung aus der Vormundschaft anträgt, gar nicht gedenkt. — Rec. wünscht diesem sehr lesernwerthen Werkchen ein recht grosses Publicum, das es indessen wohl schwerlich finden dürfte, weil das Lesen der lateinisch geschriebenen Bücher immer viele Schwierigkeiten findet.

HALLER, b. Hemmerde u. Schwetfchke: R. F. Terhinden(s) Vorbereitung zur juristischen Civil-Praxis in den preussischen Staaten, als Einleitung zum Studio der allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten. 17. 6. 271 S. gr. 8. (1 gr.) Es ist sehr richtig, dafs, so wie die Rechtswissenschaft überhaupt ohne eine allgemeine Vorbereitung,

auch ein jeder besonderer Theil derselben ohne eine besondere Vorbereitung nicht ordentlich gelehrt und gründlich erlernt werden kann. Dies gilt also auch von der praktischen Civilrechtsgelahrtheit, oder der Theorie der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten. Sie setzt gewisse Vorkenntnisse voraus, die derjenige, welcher sie nach den Grundsätzen der allgemeinen preussischen Gerichtsordnung mit Nutzen studieren will, schlechterdings nicht entbehren kann. — Der Vf. hat dabey sein Augenmerk vorzüglich auf diejenigen gerichtet, welchen er als Auscultatoren oder Referendarien bey dem Großgerichte zu Soest während ihrer Vorbereitungsjahre einen theoretisch-praktischen Unterricht nach Anleitung der preussischen Gerichtsordnung erteilt. Das Rühmliche dieser Arbeit wird durch die Bescheidenheit, mit welcher der Vf. von derselben spricht, gewifs nicht wenig erhöht. „Es ist,“ sagt er in der Vorrede, nur ein „Versuch und mehr nichts, dem ich mit der Zeit mehrere Vollkommenheit zu geben gedenke. Vielleicht finden sich indessen angehende Rechtsgelahrte ohne nachsichtige Rathgeber und Führer, die sich freuen, neuen brauchbaren Fingerzeig in dieser wenig bedeutenden Schrift aufzufassen zu können, wie sie auf einem leichtern und sichern Wege sich zu geschickten Praktikern bilden sollen, und hiedurch werde ich mich für diese Arbeit hiulänglich belohnt halten.“ Uebrigens wünsche ich, dafs auch dieser Versuch den Beyfall der Kenner, deren Erinnerungen mir allezeit angenehm seyn werden, erhalten möge.“ Das Werk zerfällt in sechs Abschnitte, der erste handelt von der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten überhaupt; der zweyte von den Quellen, aus welchen die Grundsätze der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten I, bey der Verhandlung der Sachen der freitigen Gerichtsbarkeit, (hier liefert der Vf. eine sehr gut gearbeitete gedruckte Geschichte der preussischen Justizverfassung.) II, bey unleitigen Rechtsgeschäften zu entnehmen sind; der dritte von den Hülfsmitteln der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten, und zwar I, von der Kenntnifs der Provincial- und statutarischen Rechte, II, von der Kenntnifs solcher Schriften, welche Anweisung zur theoretischen preussischen Civilrechtsgelahrtheit enthalten, III, von den praktischen Schriften der preussischen Civilrechtsgelahrtheit, IV, von den besondern Hülfsmitteln zur Kenntnifs der juristischen Civilpraxis in den preussischen Staaten; wöhin der Vf. 1) die Kenntnifs der deutschen Sprache, 2) die Kenntnifs anderer lebenden Sprachen, 3) die Erlangung einer juristischen Erfahrung, 4) das Lesen guter juristischer Casuallchriften, 5) wirkliche praktische Übungen rechnet. Der vierte Abschnitt handelt von der besondern Methode, die juristische Civilpraxis in den preussischen Staaten zu lehren und zu lernen; der fünfte von den verschiedenen Civilgerichten, wöhin die juristische Civilpraxis getrieben wird, und der Gerichtsinstanzen in den preussischen Staaten; (die in diesem Abschnitte enthaltenen Nachrichten findet man größtentheils, nur anders geordnet, schon in dem

den bekannten Handbuche für den preussischen Hof und Staat.) Der sechste Abschnitt enthält allgemeine Bemerkungen und Regeln über die Betreibungsart der verschiedenen in der juristischen preussischen Civilpraxis vorkommenden Geschäfte.

Gegen diesen Plan, in welchem die Nettelbladt'sche Schule nicht zu verkennen ist, finden wir nichts Wesentliches zu erinnern. Auch die Ausführung des Plans ist größtentheils gut gerathen. Im Einzelnen ist aber manches zu erinnern. Dies gilt vorzüglich von denjenigen Nachrichten, welche Provincial- und Ratsurliche Verfassungen zum Gegenstande haben. Besonders hätte man doch von einem Manne, der in Westphalen einheimisch, und dem sogar die Ausarbeitung des Entwurfs zum Provincialgerichts-buche übertragen ist, in Ansehung der Nachrichten von westphälischen Verfassungen mit Recht größere Genauigkeit verlangen können. Rec. ist kein westphälischer Jurist; es find ihm aber von zweyen würdigen Rechtsgelehrten, welche Gelegenheit hatten, die Verfassung der westphälischen Provinzen praktisch kennen zu lernen, einige darauf sich beziehende, gewiss gegründete, Erienerungen und Bemerkungen mitgetheilt worden, die hier ohne Zweifel so ganz an ihrem Orte stehen: — Die §. 4. angeführte *Clev- Markische* lutherische Kirchenordnung ist nicht vom J. 1667, sondern vom 6ten Augst 1687 datirt. — Da der VI. in diesem §. der Criminalordnung gedenkt: So hatte er auch des Bräutenreglements vom J. 1719 und der in Abseht der Bräutenreglements ergangenen Verordnung vom J. 1749 Erwähnung thun sollen. Unter den übrigen Provincialgesetzen hätten noch folgende angeführt zu werden verdient: 1) die Concordate mit Münster, Colm. Geldern, Jülich und Berg etc., welche die Verhältnisse der Unterthanen dieser Provinzen gegen *Cleve* und *Mark*, besonders in wie weit wechselseitig gegen sie Arrest verfügt werden könne, bekunnen, und daher keinem praktischen Juristen daselbst unbekannt seyn dürfen; 2) das Edict wegen Abstellung der Mißbrauche bey den Jurisdictionsgerichten, vom J. 1736. 3) Die Verordnung vom J. 1770, nach welcher bey Auseinandersetzungen zwischen den Pächtern der Bauerhöfe und ihren Kindern allemal die Gutherrschafft zugezogen werden soll; 4) ist zu bemerken vergessen worden, daß die *Mindensche* Vormundschafftordnung vom J. 1752 auch der *clevischen* Regierung als Vormundschafftcollegium zur Befolgung vorgeschrieben ist, und daß auch in Vornundschafft- und Ehefachen das Project des *Corporis juris* *Fridericiani* vom J. 1748 Anwendung findet. — Zu §. 57., welcher von *Meinlichen* Provincialgesetzen handelt, ist zu bemerken, daß von der hier angeführten *ellänischen* Rechtsordnung — welche eigentlich vom J. 1650 datirt ist, — nur einige §§. von der Erbfolge unter Eheleuten und von der unter ihnen bestehenden Gemeinschaft des Erwerbs, durch Observeanz angenommen sind. — Zu §. 58. hätte die *Mindensche* Vormundschafftordnung angeführt, und zu §. 60. bemerkt werden sollen, daß in der Grafschaft *Ravens-*

berg in Ansehung der Intestaterbfolge die *Jülich-* und *Bergische* Rechtsordnung des Herzogs *Wilhelm* als Provincialgesetz gilt. — Das §. 60. angeführte Werk: *D. Joh. Christ. Wolter allgemeine Grundsätze des preussischen Rechts*. Halle, 1795., ist, unter diesem Titel, nie herausgekommen, sondern bloß im *Mefskatalog* von 1795 angezeigt worden. An die Stelle dieses Werkes ist wahrscheinlich die in der *Michaelmesse* 1796 erschienene: *Einleitung zum allgemeinen Landrechte* 1ter Theil, von *Wolter*, getreten. — In §. 77. ist anzuführen vergessen worden: Ausführlicher Auszug alles dessen, was in dem allgemeinen Landrechte für die preussischen Staaten den protestantischen Prediger besonders angeht. (Dortmund, b. Blothe) 1795. — Zu §. 129. (von der Gerichtsverfassung in der *Altmärk*) ist zu bemerken, daß die Güter der Oberhofmeistern von *Kanenberg* auf die Generalin von *Kahlén* vererbt sind. — Bey §. 134. (von der Gerichtsverfassung der *Clev- Markischen* Untergerichte) ist nicht abzusehen, warum die Landgerichte und das Grosgericht zu *Soest* unter besondern Numern vorkommen, da sie doch zu den königlichen Gerichten gehören, unter welchen sie die wichtigsten sind. In der zu diesem §. gebührenden zweyten Anmerkung würde der VI. statt des dahinnen enthaltenen Auszugs aus dem *Jurisdictionsreglement* für den Grosrichter zu *Soest* vom 4ten März 1779 vielleicht zweckmäßiger die ganz besondere Verfassung der *Clev- Markischen* Untergerichte, z. B., daß sie auch über alle sonst eximirte Grundstücke die Gerichtsbarkeit ausüben, und die Hypothekenbücher führen etc., auseinander gesetzt haben. — Not. 3. *Emmerich* und *Lobith* machen nur ein Gericht aus, und bey *Lobith* hätte wohl bemerkt werden sollen: „mit Ausschluß der *Zollkammer*,“ weil diese unter dem Landgerichte zu *Cleve* steht. — Not. 4. Hier müßte das Stadtgericht zu *Soest*, dessen Not. 2. gelegentlich gedacht ist, mit benannt seyn. Ferner seien hier das Stadt- oder Schultheißengericht zu *Duisburg*, das Stadtgericht zu *Blankenstein*, und das zu *Plettenberg* außer dem königlichen Gerichte besonders bestehende Stadtgericht. — Not. 5. Bey den *markischen* Jurisdictionsgerichten sind übergegangen. *Grünberg*, *Obermassen*, *Rhade*, *Ophertike* und *Hoinghausen*. *Heerzeg* und *Untrop* find nicht zwey verschiedene Gerichte, sondern nur eins unter dem Namen *Haaren-Untrop*. Das Schultheißengericht zu *Bochum* kann nicht, wie Not. 2. gesehen ist, zu den königlichen, sondern es muß zu den *Jurisdictionsgerichten*, (unter welcher Benennung *Patiimentalgerichte* zu verstehen sind,) gerechnet werden. Zu diesem §. 134. hätte der VI. auch noch anführen können, daß, in Folge einer Verordnung vom J. 1756 die Polizeymagistrate in den Städten, wo keine Gerichte etabliert find, in Sachen bis 5 Thaler die Gerichtsbarkeit ausüben. — Zu §. 139. (von der Gerichtsverfassung im Fürstenthume *Münster*) Die Jurisdiction des königlichen Hofgerichts der *Heesbisch- Societät* ist im Rekrift vom 17ten April 1777 näher bestimmt. Dem Landgerichte zu *Cresfeld* steht, zufolge des Rekrifts vom 17ten April 1777, gewissermaßen eine Cognition in dortigen Ehefachen.

und die Rechtspflege über dortige königliche Bediente zu. — Was §. 207. No. 1. und 2. von der *äussern* Form eines Protocolls gesagt wird, daß man sich nämlich dazu eines halb gebrochenen Foliozogens bedienen, daß die Eine Hälfte leer gelassen, und das Protocoll selbst auf die andere Hälfte rechter Hand geschrieben werde, ist viel zu willkürlich und zufällig, um zu den *Bestandtheilen* eines Protocolls gerechnet werden zu können. — Der lange Gomcißspruch §. 235. hatte in wenig Worten zusammengezogen werden können. Wenn der *St.* insbesondere am Schlusse sagt: „Er, der würdige Rechtsgelehrte, wird es vom Anfang seiner juristischen Laufbahn, bis er das ihm vorgesezte Ziel zurückgelegt hat, nie vergessen, das strenge und gewissenhafte, stets mit *Wahrheitsliebe* verbundene, Rechtschaffenheit in allen Fällen die sicherste Politik sey, und das alle Regeln von dem sittlichen Verhalten eines Rechtsgelehrten, so viel ihrer auch immer seyn mögen, sich in der einzigen, allgemein sichern, ohne Ausnahme anwendbaren und ihre Befolger stets beglückenden Weisheitsregel vertheilen: *Thue recht, und schmeie niemand.*“ so ist das zwar sehr beherzigungswürth und gewiss sehr gut gemeint; man möchte aber wohl fragen: ob sich denn

auch gewissenlose, mit Wahrheitsliebe nicht verbundene, *Rechtschaffenen* denken laße?

P H I S I K.

SCHLEWIG, b. Rohfs: *Des Hn. A. W. Hauch, Ritters vom Dauebrog etc., Anfangsgründe der Experimental-Physik.* Aus dem Dänischen übersetzt von L. H. Tobiesen. Zweyter Theil. 1796. 326 u. 25 S. 8.

Der Uebersetzer sagt ganz treuherzig am Schlusse des Vortrags, er wüßte nichts so sehr, als das dieser zweyte Theil seiner Uebersetzung besser gerathen seyn moge, als der erste Theil. Einen Beweis seiner Eifrigkeit und Unkunde des Gegenstandes liefert er selbst durch eine große Menge Verbesserungen zum ersten Theile, die über 3 Seiten einnehmen, wozu noch halb so viele Seiten an Druckfehlern kommen. Wir wollen hoffen, das er bey dem zweyten Theile sorgfältiger verfahren sey. Der Corrector ist nicht sorgfältiger gewesen, wie es ein flüchtiger Blick auf die Bogen zeigt. Vielleicht mag ihn bisweilen die Handschrift des Uebersetzers entschuldigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Druckort: *Die Netto-Brüder.* Ein Lustspiel in einem Aufzuge von Leibnitz *Pomphili*; aufgeführt in der Leipziger Jubiläumsspiele 1795. 48 S. 8. (4 gr.) Die dramatische Fiktion ist nicht bedeutend, und der Aufwand von Witz und Laune bey dieser kleinen Fingertschrift, die selbst dem Titel nach nur darauf berechnet scheint, den zahlreichen Buchhändlern, welche die Messe nach Leipzig zieht, einige leere Augenblicke zwischen ihren Geschäften auszufüllen, ziemlich gering. Die Handlung ist eine Verbindung der übrigen, besonders der Reichsbuchhändler gegen diejenigen, welche nur mit ihrem eignen Verlaße handeln, ohne Sortimentshandel zu treiben. (Nettobuchhändler, weil kein Tauschhandel mit ihnen *Statt* findet, und ihre Rechnungen also ohne Abzug bezahlt werden müssen.) Jene wollen allen Verkehr mit diesen aufheben, bis sie sich zum Bucherkauf bequemen, und setzen noch *andere* Anordnungen zur Verbesserung des Buchhandels fest. Die Nettobuchhändler, von denen einer sein Verhältniß zu den übrigen durch Gründe zu vertheidigen gesucht hat, lächen über das Project als unausführbar, und weiter wird nichts entschieden. Die Sache scheint hier mit einer gewissen Partheylichkeit gegen die sogenannten Nettobrüder behandelt zu seyn; sie verdienen aber eine gründliche Erörterung. Vielleicht wurde man eladend auf ein ganz engangefestetztes Resultat kommen: das es nämlich für den Buchhandel, hauptsächlich aber für die Literatur, die größten Vortheile gewähren würde, nicht den Verlag und Sortimentshandel durchaus zu verbinden, sondern beide durchaus zu trennen. Fast in keinem andern Fache ist der Handel im Großen ein so ganz von dem Vertriebe im Kleinen verschiedenes Geschäft, als grade in diesem. Der Verlag erfordert, um auf eine gründliche und umfassende Art geführt zu werden, gelehrte Kenntnisse, Geschmaack, ausgebrei-

tete Verbindungen, große typographische Anstalten u. s. w.; der Sortimentshandel nicht von dem allen, und wenn der Mangel, welcher den Buchhandel mit der Keschranke verglichen, nur diesen damit meynet: so hat er ihm gewis nicht Unrecht. Ein notwendiger Tausch bey Waaren von einerley Art; nur von verschiedner Güte ist etwas widerwärtiger; der, welcher die schlechtesten bringt, ist dabei immer im Vortheile. Eben die Schlechtigkeit der meisten Producte, welche auf die Messe gebracht werden, hat seit einiger Zeit mehrere einschickselvolle Buchhändler bewogen, sich ganz auf den Verlag einzuschränken. Man wird finden, wenn man unsre Literatur in den letzten Jahren durchsieht, das die glanzvollsten (sowohl als die nützlichsten) Unternehmungen von ihnen herrühren. Sie sind es, die sich durch große Bedingungen um Werke bewerben, welche der Nation Ehre machen, ob ihnen gleich die übrigen Buchhändler wegen ihrer Abneigung gegen bare Bezahlung so wenig Bücher als möglich abnehmen. Hingegen die kleinen Buchhändler an Osmen, die von den Mittelpunkten der Literatur entfernt sind, ohne Mittel mit vortheilhaften Schriftstellern in Verbindung zu kommen, begnügen in ihrer Nachbarschaft die schlechte und wohlfeile Schriftallerei, weil sie doch auch ihre Artikel auf die Messe bringen wollen. Der S. 30. gehauene Vorschlag: das keinem Buchhändler erlaubt seyn solle, mehr als sechs Artikel zu jeder Messe zu liefern, ist nicht sonderlich überacht. Ein Artikel ist schon zu viel, wenn er schlecht ist; und die Handelsfreiheit des großen Buchhändlers, der durch seine Mittel und Verbindungen in den Stand gesetzt wird, weit mehr als sechs gute Artikel zu liefern, würde auf diese Art unbillig beschränkt werden. Ueberhaupt bleiben alle Vorschläge, die Lage des Buchhandels zu verbessern, bis zur Abtheilung des Nachdrucks, unausführbar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Februar 1797.

GESCHICHTE

HALLER, b. Gebauer: *Geschichte aller Wendisch-Slawischen Staaten*, von Ludwig Albrecht Gebhordi, Kön. Großbr. u. Churf. Br. Lüneb. Rath u. Professor der Ritterakademie zu Lüneburg. *Erster Band*. 1790. (als Fortsetzung der allgem. Weltgeschichte der 51. Theil). XXXII u. 446 S. *Zweiter Band*. 1793. (Allgem. Weltgeschichte 52. Theil). 540 S. *Dritter Band*. 1796. (Allgem. Weltgesch. 53. Theil). 508 S. 4.

An einer allgemeinen Geschichte der Slaven, die sich nicht bloß mit dem eigenthümlichen eines einzelnen Stammes beschäftigt, sondern die Verbindung aller dieser unter sich zu erforschen sucht, die uns ihren allmählichen Uebergang vom Ackermann zum Jäger, zum Freydeuter, zum Krieger, zum Erboherer und endlich zum Staatenstifter beimerklich macht, die uns das Ausgezeichnete ihrer Sitte, das Steigen und Fallen aller besondern Staaten schildert, hat es uns bisher noch immer gemangelt. Aus alle dem, was hierzu bereits Malcov, Afenau, Gerken, Stritter, Schlözer, Gatterer (der in seiner synchronistischen Universalhistorie [Gött. 1771.] den ersten Entwurf einer vollständigen wendischen Geschichte geliefert), und noch einige andere nützlich vorgearbeitet, hat nun unser Vf. mit seiner bekannten historischen Geschicklichkeit ein affenlicheres größeres Gebäude aufgestellt. Ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, womit eine slavische Geschichte zu kämpfen hat, veranlaßt der gänzliche Mangel an gleichzeitigen Urkunden, und die Verwirrung der mannichfaltigen durch plötzliche Revolutionen erscheinenden und verschwindenden Stämme. Nicht einmal ein slavischer Schriftsteller findet sich vor dem 11ten Jahrhundert. Für das älteste Stück der slavischen Sprache hält man die Bibelübersetzung und die liturgischen Ausarbeitungen des Cyrillus, der im Jahr 863 das erste slavische Alphabeth mit 44 Buchstaben erfunden, welches heut zu Tag das glagolitische heist. Nur wenige böhmische und dalmatische Urkunden reichen bis ins 13te Jahrhundert. Ueber die älteste böhmische Urkunde des Herzogs Boleslaus vom Jahr 993 im Kloster Brzewnio ist noch jetzt ein Streit, ob sie echt, oder doch wenigstens Original sey; und dann auch an lateinischen und slavischen Glossarien zum Verständniß dieser Urkunden leiden wir eben so noch durchaus Mangel. — Es giebt verschiedene Rücksichten, nach welchen die slavischen Völkerstämme abgetheilt werden können. Die erste ist die Sprach-

verschiedenheit. Nach dieser unterscheidet Schlözer: 1) Russen. 2) Polen. 3) Böhmen. 4) Sorben. 5) Polaben. 6) Winden. 7) Croaten. 8) Bosnier. 9) Illyrier. Hingegen wieder anders unterscheidet Gatterer, nämlich: 1) Russen. 2) Polen. 3) Böhmen. 4) Bulgaren. 5) Illyrier. 6) Südliche und nördliche Wenden. Hr. Anton will einen Unterschied zwischen Slawen und Slawen wissen, zu welchen letztern er die Russen, Böhmen und Krainer rechnet, die Preussen, Wallachen, Letten und Lithauer aber in die Klasse der Halthslawen bringt. Eine zweyte Abtheilung laßt sich nach den verschiedenen Oberherrschaften denken, unter welche die slavischen Völker gerathen, z. B. avarische, griechische, fränkische, freye Slaven. Hr. Schlözer bestimmt in dieser Rücksicht folgende Arten: 1) Russen; und zwar a) Kiewer, b) Novogoroder, c) Cosacken (?). 2) Polen (Lechen) Schlesien mitbegriffen. 3) Böhmen (Tschechen) Mähren mitbegriffen. 4) Deutsche Slaven (Wenden) und zwar a) südliche Wenden, Krainer, Kärntner, Steiermarker, Friauler; b) nördliche Wenden, Obotriten, Wilzen, Ukern, Sorben, Luzizer. 5) Illyrische Slaven, d. i. Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serben und Raicier. 6) Ungarische Slaven. 7) Türkische Slaven, d. i. Bosnier, Serben, Bulgaren. Nach diesen beiden Abtheilungen würde die Bearbeitung der slavischen Geschichte unendliche Schwierigkeiten haben. Es bleibt also nichts übrig, als eine dritte Abtheilung, nach der Lage derjenigen Provinzen, worin slavische Völker gewohnt oder noch wohnen. Dies sind nun nach Schlözer: Russen, Novogoroder, Cosacken (?), Polen, Schlesier, Böhmen, Mähren, Lausnitzer, Obotriten, Wilzen, Ukrer, Sorben, Kärntner, Krainer, Steiermärker, Friauler, Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serbier, Ragusaner, ungarische Slavaken, Bulgaren. Unser Vf. aber legt bey seiner Geschichte folgende Abtheilung zu Grund: 1) Slaven und Wenden vor der Vertheilung in abgetheilte Staaten. 2) Nördliche Wenden. 3) Rügen. 4) Pommern. 5) Sorben. 6) Böhmen. 7) Mähren. 8) Schleier. 9) Polen. 10) Russen. 11) Servier. 12) Bosnier. 13) Nördliche Croaten. 14) Westliche Croaten. Diefen Plan zufolge zerfällt des Vf. slavische Geschichte, in so weit sie dermal schon vor uns liegt, in folgende Bücher. I. Buch. *Geschichte der Wenden und Slaven bis zu ihrer Zertheilung in völlig abgetheilte Staaten*. Wenn der Vf. neben Gerken, Dobner und Jordan auch Gatterern mit zu denjenigen rechnet, welche die Wenden für ursprüngliche Sarmaten halten, so find ihm vermuthlich die vortrefflichen neuern Untersuchungen des letztern über den sarmatischen

A. L. Z. 1797. Erster Band.

N n a

Digitized by Google

tischen Ursprung der lettischen Völker damals noch nicht bekannt gewesen, aus welchen sich ergibt, daß die Sarmater der Alten einerley mit den heutigen Letten sind, und in dem sogenannten Sarmatien neben den weit zahlreichern Letten, Germanen und Finnen ungleich weniger slavische Völkerstämme wohnten. Der Stammname des slavischen Volks ist nach des V. Vermuthung *Wende*. Diesen behielten die bey den Allgemeinen Wanderungen auf deutschen Boden zurückgebliebenen Stämme bey. Die Ausgewanderten erhielten den Namen der *Slaven* (Slavinen) und *Anten*. Die *Wenden*, Veneter, gehörten ehemals zum Reich der Skolothien, in deren Sitze nachgehends die Sarmaten rückten. Die ältesten Wenden waren umgeben von den Fennen, Peuciniern und Bastarnen im Ost und Süden, von den Scirren und Hircen in Westpreussen und Kurland, den Gothonen in Pommern und Preussen, den Burgundionen in Cujavien und Pomerellen und den Ligern in Polen und Schlesien gegen Westen und Süden. Raubeiße, Wanderungslust, die offen vor ihnen da liegenden öde Provinzen der deutschen Stämme, Anpflanzungen als Kolonisten, gaben Gelegenheit, den wendischen Namen weiter auszubreiten. Schon im J. 495 war ein wendischer Staat in Böhmen und Mähren gegründet. Bald nach dem J. 500 wurde von denen Wenden, die zwischen der Donau und den Quellen der Elbe saßen, der schlesische Staat gestiftet. Die Verbindung der kleinen wendischen Stämme in den böhmischen, schlesischen und Iudomirischen Gebirgen hieß *Weiss-Croatien* oder *Großs-Croatien*. Ebentheurer aus diesem Croatenbund errichteten im J. 630 einen Colonistenstaat in Dalmatien, noch einen andern in der Bulgarey, einen dritten im J. 708 in Servien und endlich einen vierten zwischen der Sau und Drau. Ein slavischer Stamm, die *Lechen*, aus Ungarn nach dem Norden rückend, setzte sich in Polen, Pommern und der Laußitz fest. Die *Sorben* kamen ebenfalls aus Polen, aber nicht als Eroberer, sondern als Colonisten, in das Land zwischen der Elbe, Saale und Oder, als dem an die Sachsen gekommenen Antheil des im 6ten Jahrhundert zertrümmerten thüringischen Reichs. Sie breiteten sich bald bis an die Havel aus, wuchsen ihren sächsischen Zinsheern über den Kopf, und ihr Land hieß vom 7ten bis 10ten Jahrhundert *Weiss-Servien* oder *Groß-Servien*. Abgefonderte Sorbenstämme setzten sich: 1) Zwischen dem sächsischen Erzgebirg, der Pleisse und an der Mulde. 2) An der Sarvitz und in Roth-Servien (Dalmatien, Slavonien). Noch eine besondere wendische Völkerstamm, die *Wenden* genannt, findet man in Niederkrain, Zilly und Steiermark. Hingegen diejenigen Wenden, wovon sich in der ältern Geschichte von Fulda, Würzburg, Bamberg, Bayreuth, Hohenlohe, in Schwaben, am Rhein, im Lobdengau noch deutliche Spuren zeigen, desgleichen die Lüneburger und Altmärker Wenden, sind keine Wendenstämme, sondern bloße unterthänige Colonisten gewesen. Ein Umstand den besonders einige fränkische Geschichtsforscher scheinen übersehen zu haben, wenn sie aus einzelnen Spuren einer slavischen Sprache und

Sitte, die in solchen ehemaligen Colonieen ihren Grund hat, auf eine allgemeine slavische Religion, allgemeine slavische Sitten und Verfassungen der fränkischen Provinzen schließen wollen. — Die *Anten* erscheinen in der Gegend von Groß-Polen, Roth-Reußen, der Ukraine und einem Theil von Rußland. Seit dem J. 602, wo die Avaren sie bezwangen und vertilgten, verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Mehrere antike Stämme wurden auch von den Ungarn vertrieben. Von denen, die sich nach Norden gewendet, leitet der russische Geschichtschreiber Nestor die Völkerstämme seines Vaterlandes ab, aus welchen die polnische und russische Monarchie entstanden. Der *Slaven* oder Slavinen gedenkt zum erstenmal ein griechischer Schriftsteller im J. 527; sie hielten sich des Raubs wegen an die Donau gezogen, und wohnten theils neben den Gepiden, die seit d. J. 493 Siebenbürgen besaßen, theils gehörten sie mit zu dem Raubgesindel der Skamaren in der Wallachey. Im J. 552 besaßen sie alles Land zwischen dem wallachischen Amf Kumanzi, der Donaufestung Nová am servischen Donau-Ufer, dem See Murfa bey Essek, dem Dniester und der Weichsel und dem Gebiet der Anten. Die Avaren, die sie sehr wohl gebrauchten konnten, räumten ihnen Pannonien und andere verlassene Provinzen ein. Im J. 596 hatten sie sich ganz fest in Slavonien gesetzt, und in selbem Jahr brach ein slavisch-avarisches Heer durch die Oberpfalz in Thüringen ein. Baiern mußte von ihren Streifereyen viel erdulden. Nach abgeschütteltem Joch der Avaren entkamen im 7ten Jahrhundert besondere slavische Staaten in Kroatien, Servien, Bosnien und der Bulgarey. Karl der Große brachte die Avarischen und italienischen Slavinen in Friaul und Dalmatien zur fränkischen Monarchie. Die Mähren, ein den Franken zinsbares Volk, das sich von den weissen Kroaten abfondert, erscheinen zuerst im Jahr 701. Ihr Reich wurde 890 wieder zerstört und kam unter die Hoheit der Ungarn und Böhmen. — Die in der Moldau, Wallachey, Siebenbürgen und Ungarn wohnenden Slaven, welche den Avaren nicht gehorchten, wurden im 7ten Jahrhundert von den Chazaren überwältigt, die späterhin ihre Herrschaft auch über den südlichen Theil von Polen und Rußland ausdehnten. Zu den Chazaren stießen die von den Petschegen verfolgten Madscharen und bildeten aus Mähren, Pannonien und einem Stück von Oesterreich und der Wallachey das ungarische Reich, welches mehr slavonisch als alt-ungarisch eingerichtet ist. Die ungarischen Slavaken gehören fast zu allen verschiedenen Völkern, in welche sich die Wenden jemals vertheilt haben. Es sind Nachkömmlinge von Serviern, Raizen, Bosniern, Bulgaren und Morlaken, die sammtlich aus dem türkischen Gebiet einwanderten, von Croaten, Slavonien, mährischen, polnischen und deutschen Slaven. — Allgemeine slavische Gottheiten rheinen folgende gewesen zu seyn: der Czernobog, der Belbog, Snautevit, Radegast, die Siewa. Der Perun ist ein finnischer Gott. — Ihre Regierung hatte eine patriarchalische Form und sehr

charakteristisch sind die Namen, womit sie ihre, meistens nur temporäre Regenten bezeichneten, nämlich Guspodzyn, Hospodar, ein Hausvater, Knes, ein Richter, Woiwoda, ein oberster Feldherr, Ban, ein Herr, Zupan, ein Mitherr, Kral, ein König. Außer Ackerbau vertrieben die Slaven wenig von andern Künsten und Gewerben. Daß sie das Bergwesen stark getrieben, bezweifelt der Vf. aus sehr wichtigen Gründen; und da auch der böhmische König Ottokar den böhmischen Bergbau durch deutsche Bergleute empor zu bringen suchte, so findet Rec. die Vermuthung eines neuern fränkischen Geschichtsforschers, daß nämlich der Bergbau am Fichtelgebirg den Slaven seinen Ursprung zu verdanken hätte, ungegründet, wie es denn auch darauf ankommt, ob diejenigen Bergwerksausdrücke, die man für Slawisch hält, nicht vielmehr faracensisch sind. — *Zweytes Buch. Geschichte des Reichs der Wenden im nördlichen Deutschland.* Das Reich der Wenden zwischen der Oüsee, Oder, Spree, Elbe und Bille begriff 2 große Nationen, nämlich die *Lutizier* oder *Wilzen* und die *Obotriten*, welche sich wechselseitig haßten und verfolgten. Die Obotriten hielten es daher auch aus Haß gegen die Wilzen mit Karl dem Großen, der sie dafür aus Staatsklugheit zu heben suchte und ihren König Traskio zum Regenten über alle *östliche Slaven* verordnete, dem sich aber die Slaven zwischen der Elbe und Oder widersetzten. Die *Obotriten* wohnten anfänglich an der Seeküste von Wismar bis Dobran, die sich jedoch nicht tiefer ins Land, als höchstens bis Hagenau, Goldberg und Güstrow erstreckte. Ihr Hauptort hieß Rerey oder Miklinburg, aus dessen Ruinen nachher Wismar entstanden. Mit *Wilze* ist der Name *Welatale*, *Lutizier*, gleichbedeutend. Sie stammten aus Neufervien und Taurien, von wo sie im J. 634 durch den Hunnaguduren Fürken Kovrat bis über die Weichsel vertrieben wurden. Von den 18 Stämmen, die *Helmold* unter den Wenden des nördlichen Deutschlands benennt, rechnet der Vf. folgende zu den Wilzen: 1) Die *Circipaner*, zwischen dem Meer und der Pene, in der Gegend von Wolgast und Demin; zum erstenmal genannt im J. 955; unterworfen sich 1020 der deutschen Oberherrschaft. Im 13ten Jahrhundert erlosch ihr Name. 2) *Kyziner*, in der nachherigen Herrschaft Rosbok; geriethen unter obotritische Bornässigkeit. Ihre vornehmste Stadt hieß Kufzin. 3) *Tholenzer*, ein Theil der heutigen Herrschaft Stargard und des schwedischen Pommerns, seit dem J. 927 dem deutschen Reiche zinsbar. 4) *Redarier*, von der im J. 1121 durch Herzog Lothar verbrannten Stadt Rethra, dem Sitz des Götzten Radegast benannt, auf dem halben Weg von Hamburg nach Wollin am Tolentsee, naweiß dem Dorf Prilwitz, ein beträchtlicher Theil der Meklenburg-Schwerin und Strelitzischen Lande und der Priegnitz. 5) *Heveller*, von Brandenburg und Havelberg bis an die Oder, also ein Theil der Mittelmark und Priegnitz; Hauptort Brandenburg. Zu ihnen gehörten: die *Stoderaner* bey Brandenburg — die *Erizaner*, in der Gegend von Prizwalk und Prizlava — die *Wolliner* im Lande Baruin bey Fehrb.

bellin. 6) Die *Ukrer*, in der heutigen Uckermark. 7) Die *Leubuser*, wo Leubus; gehörten nicht zu dem nachher entfallenden wendischen Reich, sondern damals zum Herzogthum Polen. 8) Die *Smeldinger*, seit 800 Polabinger genannt, im heutigen Fürstenthum Lauenburg, Ratzeburg, Grafschaft Schwerin und einem Stück von Meklenburg, wie auch am nördlichen Ufer der Elbe von Bergerdorf bis Darnitz. 9) Die *Litowen*, die nächsten Nachbarn der Smeldinger von der Seite von Lengen, der Sachsen aber an der Elbe. Karl der Große ließ gegen sie die Feste Hochbuchi, d. i. Böchen im Lauenburgischen errichten. Nach dem J. 877 verließen sie die Elbe und erschienen 1107 zwischen der Stepenitz, Eldena und in dem zum Stift Havelberg gelegten Linsgau. 10) Die *Warnar*, zwischen der Warnen, Nebel und Eldena im Meklenburgischen. 11) Die *Wagrier*, in Land Wagrien, deren Hauptort Stargard oder Oldenburg mit dem Götzten Prove. Ein Nebenzweig von ihnen waren die *Femern*, die aber nicht zum wendischen Reich gehörten. Der von den Dänen gebildete und unterstützte Obotrite Gottschalk zwang erstlich im J. 1047 seine Landsleute die Obotriten, und darauf auch die unter sich uneinigen Wilzenstämme unter seinen Gehorsam. Das Reich, das er also unter der Hoheit des deutschen Reichs als König beherrschte, und die Obotriten, Wagrier, Linonen, Warnar, Kiziner, Circipaner und alle Wenden zwischen der Bille und Pene begriff, hieß Slawonia, Reich der Wenden, klein-Slawien. Der neue König wurde jedoch im J. 1066 erchlagen und sein Reich zerstört, von seinem Sohn Heiarich aber im J. 1105 wieder hergestellt und über sämtliche obotritische und wilzische Stämme ausgebreitet. Er residirte zu Lübeck, starb im J. 1121 und ernannte den dänischen Prinzen Knud zum Thronfolger, der auch im J. 1125 sein Recht gültig machte. Mit seiner Ermordung im J. 1131 nahm aber auch dieses Reich schon wieder ein Ende, dessen südlicher Theil in mehrere kleine Woiwodschaften zerfiel, die endlich den nördlichen Markgrafen aus dem Hause Balnekede, den Bischöfen zu Brandenburg, Lebus und Havelberg, den Tempelherren und dem Grafen von Ruppin zu Theil geworden, welche die ursprünglichen Slaven unterdrückten und vertrieben und das Land mit Niederländern besetzten. Das Ganze erhielt den Namen der Neumark, nachher der Mittelmark. Der nördliche Theil des zerstückten wendischen Reichs hingegen, Wagrien und Polabingen abgerechnet, behielt noch wendische Regenten. Im J. 1157 nahm König Knud von Dänemark wegen Pommern, Meklenburg und Rügen, die er seiner Oberherrlichkeit unterworfen, aus neue den Titel eines Königs der Wenden an. Im J. 1214 trat sogar Kaiser Friedrich dem König Waldemar noch dazu alle Länder jenseits der Elbe und Elbe ab. Allein mit Waldemars Niederlage im J. 1227 ist auch dieses wendische Reich wieder erloschen, dessen Titel jedoch die dänischen Könige noch fortführen. — Hierauf giebt der Vf. eine kurze Uebersicht der Geschichte der Reichsstadt Lübeck, dessen sich bedientes, (weby er einige ungedruckte Acten

und Mfpte. gebraucht und einige sehr scharffinnige Bemerkungen über den im Grund sehr schädlichen Einfluß desselben auf die deutsche Industrie und die Ursachen seines Verfalls heybringt) — des Bisthums Lübeck — der Grafschaft Schwerin — der Herzoge von Sachsen-Lauenburg, deren Geschichte bisher noch nirgends im Zusammenhang vorgetragen worden (das J. 1474 der Lauenburgischen Gesamtbelehnung ist offenbar ein Druckfehler statt 1414) endlich des Bisthums Ratzeburg und Schwerin. — Den Beschluß in einem besondern Hauptstück macht die *Geschichte des Herzogthums Meklenburg*. Die Meklenburgische Geschichte hat ihr ganz eigenes Interesse durch die mannichfaltigen Auftritte von Regentenwillkühr auf der einen, und von unfeligen Kämpfen der drey Stände gegen sich selber auf der andern Seite. Der Vf. hat sich bis zum J. 1503 genau an Rudloff, von da an aber an Franck und Beehr gehalten. Von den heutigen meklenburgischen Landen war die Herrschaft Rostock das Land der Kissiner, das Fürstenthum Wenden gehörte den Linonen, Redatiern und einigen obotritischen Stämmen, und Meklenburg war theils obotritisch, theils polabisch. Jedoch nicht wegen dieser Länder, sondern wegen seiner Verwandtschaft mit dem alten wendischen Königstamme nahm der Edelherr Balchazar von Güstrow im J. 1418 den Titel eines Fürsten der Wenden an. Eine Stammtafel der Meklenburgischen Regentenfamilien beizufügen, hätte der Vf. nicht unterlassen sollen. Ob es zweckmäßig gewesen wäre, die von den Herzogen wegen ihrer Absetzung erhobene Klage auf dem Kurfürstentag a. 1630 weitsüßig auseinander zu setzen, wie der Freyh. v. Senkenberg in seinem neuesten Theil der deutschen Reichsgeschichte der Meynung ist, lassen wir gleichwohl dahin gestellt. Einen bisher ganz unbekannten Hülfsvertrag Gustav Adolfs mit Meklenburg vom J. 1631 hat eben dieser Freyh. v. Senkenberg abdrucken lassen. Sollte der Erbpächter nicht einen Erbschenken oder Kellermeyster bedeuten, von Büdcher? Die erste Meklenburgische Druckerey findet man zu Rostock im J. 1472. Die hochdeutsche Sprache wurde zum erstenmal in der Fürstl. Kanzley

gebraucht a. 1552. — Im J. 1622 wurde der große und engere Landtagsausschuß zu Beforgung des SchuldenweSENS organisiert. *Drittes Buch. Geschichte des Reichs Rügen*. Die älteste Nachricht von den wendischen Besitzern der Insel Rügen (die deutschen Rügier des Tacitus sind hiermit nicht zu verwechseln) findet sich in einer (sehr verdächtigen) Urkunde vom J. 844. Sie bezeugt dem Oberprießer des Swante-wits zu Arkon einen unbedingten Gehorsam. Im J. 1168 wurden die Christen, zugleich aber auch dänisch-sächsische Unterthanen, jedoch unter ihren eigenen Fürsten. Zwischen den Jahren 1188 und 1193 fügte Fürst Jaromar I zu seinem vorigen Gebiet das neu eroberte Land, welches das alte Circipanien war und nun das Fürstenthum Rügen dieses des Wassers hieß, woselbst er Wismar gründete. Im J. 1325 fiel Rügen an die Herzoge von Pommern, und 1343 setzte es K. Karl IV in den pommerschen Lehenbrief als eine Zugehörde des Reichsjägermeistersants. Die Dänische Lebensoberherrlichkeit hörte aber eigentlich erst mit dem J. 1433 auf. Schweden, welches Rügen im 30jährigen Krieg eroberte, ist damit erst seit 1754 fürwählig beliehen.

(Der Beschluß folgt.)

PHILOLOGIE.

Nürnberg, b. Riegel: *L. Ann. Senecae Tragediarum ex rec. Societatis Bipontinae assiorumque*. 1797. 503 S. 12.

Sehr correct kann man diesen Abdruck so wenig nennen, als die übrigen kleinen Nürnberger Ausgaben. Bloß in den Phönissen sind uns folgende Druckfehler aufgefallen. V. 44 p. 171. tantum f. tandem. V. 45. patem f. partem. 289. hec f. haec. 388. macht das Punkt am Ende die Stelle sinuol. 543. parata f. peracta. Ob außer der Zweybrücker Ed. noch andre Ausgaben zu Rathe gezogen sind, lassen wir dahin gestellt seyn. Aber die Correctoren müssen ihre Schuldigkeit besser thun, um diese durch ihre Wohlfeilheit sich empfehlenden Abdrücke auch in andrer Hinsicht empfehlen zu können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. Hamburg, b. Bachmann u. Gendemann: *Unterricht für den Bürger und Landmann, wie Landhäuser und Strohdächer auf eine leichte und wohlfeile Art Feuerfeyer gewacht und Feuerbrünne schnell und am zuverlässigsten gelöscht werden können*. Nebst einer Einleitung über die Natur und Wirkung des Feuers, von Friedrich Wilhelm Dieck. 1796. 68. 4. (6 gr.) — Was Neues enthalten diese Bogen nicht, vielmehr kommt alles was hier gelehrt wird, mit dem, was

schon längst von Glaser u. s. gesagt worden, völlig überein. Allein deswegen ist diese kleine Abhandlung doch nicht ohne Worth, da sie in einem recht herrlichen, populären und deutlichen Vortrag für die niedere Volksklasse geschrieben ist. Besonders haben Rec. die Vorschriften beym wirklichen Löschen entzündter Feuerbrünne gefallen. Statt der hier empfohlenen Korbächer, die doch auch an vielen Orten kolbar fallen würden, möchten doch die Gylischen Leinwandbüchsen Vorrüßig haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Februar 1797.

GESCHICHTE

HALLER, b. Gebauer: *Geschichte aller Wendisch-Slawischen Staaten*, von Ludwig Albrecht Gebhardt, etc.

(Beſchluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Viertes Buch: Geschichte des Pommerſchen Reichs. Zwischen der Oder, Warra, Weichſel und dem Meer faſſen die wendischen Pommeraner, vor ihnen die Gothen. Die Wendon, welche dieſe verlaſſene Provinz im 6ten Jahrhundert beſetzten; waren Lechen, die ſich in Lutetiſchen und Pomorjaner theilten. Bey den Engländern hieß im 8ten und 9ten Jahrhundert die Pommerſche Seeküſte Weonotland, bey den Dänen Wiadland oder Slavia. Späterhin theilten ſie ſich in Caſſuben, eine Vermischung alter Pommer mit neuen Polen, in Hinter-Pommer und den Polniſchen Palatinaten nördlich der Warra und in eigentliche Pommer. Die älteſten Nachrichten unterrichten die Pommer an der Weichſel, Hinter-Pommer, Slavia, und Pommer an der Oder, Vor-Pommer, Leuticien. Dieſes ſtand unter der Hoheit des Herzogs von Polen, der 1135. genöthigt war, es vom deutſchen Reich zu Lehen zu empfangen, und es hingegen wieder an die Markgrafen zu Brandenburg als Afterlehen vergab. Im Jahr 1181. wurden die Pommerſchen Regenten Reichsfürſten. 1185. aber Dänische Unterthanen. Zwischen den Jahren 1178 — 1180. erhielten ſie von Polen Nieder-Pommer (Caſſuben) zu Lehen. Im Jahr 1250. mußte das Uckerland, und 1278. das Land Bernhein den Markgrafen von Brandenburg abgetreten werden. Die Herzoge, die biſher zu Demmin und Stettin gewohnt, theilten 1205. ihr ganzes Land in das Herzogthum Stettin und Wolgaß. Die Herzoge von Stettin errichteten gegen Aufhebung der Brandenburgiſchen Afterlebensverbindung mit den Markgrafen im Jahr 1338. eine Erbverbrüderung, und da ſie 1464. ausstarben, zu begnügten ſich Brandenburg, das damals ſchon ſuccediren wollte, mit einigen Städten und der Verſicherung des künftigen Anfalls. Die Herzoge zu Wolgaß oder Demmin, vergrößerten ihr Land durch den Tod der Herzoge von Pommer zu Danzig. Im Jahr 1325. ſiel Rügen an ſie; 1350. erwarben ſie die Graſchaft Gützkow; 1372. theilten ſie ihr Gebiet in die Lande dieſſeits und jenseits der Swine, die aber 1478. wieder zuſammenfielen. 1493. wurde die Brandenburg. Anwaſſchaft ſeyerlich erneuert. Im Jahr 1532. gieng eine neue Theilung in Stettin und Wolgaß vor; bis 1560. durch die Abdankung des letzten Herzogs von Stettin wie-

A. L. Z. 1797. Erſter Band.

der alles an die Wolgaßiſche Linie ſiel, die zwar gewiſſermaßen es wieder theilte, 1625. aber das Ganze nochmals vereinigt, worauf dann 1637. die Herzogliche Familie völlig erloſch. Das Jahr 1653. wo Schweden und Brandenburg ſich in Gure theilten, iſt als das Ende des Wendisch-Pommerſchen Staats zu betrachten. Erſt 1754. hat Schweden die formliche Belehnung empfangen. Der Pommerſche Nationalort war Triglav, zu Stettin, und Gerovit zu Wolgaß, der Sitz der älteſten Pommerſchen Fürſten zu Camin. Inlin auf der Inſel Wollin ſtellte im 10ten Jahrhundert einen bedeutenden Seeraubort und wichtigen Handelsort vor. Die Citadelle der Stadt, die 1124. niedergebrannt wurde, hieß die Jonsburg. Das Vineta aber, welches 830. von der See verſchlungen worden ſeyn ſoll, iſt ein Hirngespinn. Auch Stettin ſtellte einen beſondere Freyſtadt vor. Die Pommerſchen Lande waren in Caſtellaneyen theilteit, die folgende Bramen (*Magistratus territorii*) hatten: einen Palatinum, Caſtellanum, Tribunalum, Conciliarium, Subcanonarium, und dann folgende Hof-Chargen: einen Deſſer, Subdeſſer, Pinernum, Sub-Pinernum, Gladiſer, Vexillifer. Im Jahr 1390. erlegte Herzog Wartislaus IV. den letzten Wiſend oder Büſſelochſen. Durch die Doctoren, die H. Bugislaw 1498. mit von ſeiner Reiſe brachte, wurde das wendisch-deutſche Lehenrecht mit dem Oberſächſiſch Longobardiſchen ausgetauſcht. Die Geſchichte der 1510. zu Stettin entdeckten Kirchendräuber enthält die älteſte Nachricht von den norddeutſchen Zuckerräuberzügen. Erhe man dieſe vier Räuber entdeckte, waren bereits 124 Perſonen durch die Teutur ſchuldlos hingerichtet worden. Die erſte Druckerey in Pommer errichtete 1563. ein Prediger in Alten-Stettin zum Behuf ſeiner Kalender. Im ſelbigen Jahr entſand der Ausſchuß ſämmtlicher Landstände. Höchst merkwürdig iſt die von Herzog Bugislaus X. unternommene Anlegung des Freyſtaats Franzburg, der zur Abſicht hatte, die deutſche Landesverfaſſung in eine Polniſch-Venetianische umzuſchaffen, die Rechte der Bürger und Städte zu vernichten, und dem mit dem Herzog ſtöckerten Adel nicht nur alle Würden, Aemter und Reichthümer, ſondern auch den Vortheil des Handels und der Manufacturen in die Hände zu ſpielen. In der A. 1587. hierüber zwischen dem Herzog und dem Adel getriebenen Capitulation heiſt es: „es wäre von Natur mit den Thieren eingepflanzt, daß die Adlichen über die Unadlichen herrschen, welches Regiment, weil es aus der Natur herfließt, bey allen Völkern, zu allen Zeiten, und auch noch iſt, in maſſen man zu den Venedigern ſiehet.“ — Die Landestheilung von

1541. ist die erste Pommerische Urkunde in hochdeutscher Sprache. A. 1566. erschien die erste Hofgerichtsordnung. — Dafs man in einer Pommerischen Urkunde von 1592. den 27ten December zum Anfang des neuen Jahrs gerechnet, ist nicht, wie der Vf. glaubt, die Ursache, weil man bey manchen Handlungen nach Kirchenjahren gerechnet, sondern weil das neue Jahr bis ins 16te Jahrhundert mit dem 25ten December, und nicht dem ersten Jenner, angefangen wurde. Uebrigens hat der Vf. sehr rühmlich dafür gesorgt, aus Valentinus von Eichtheden ungedruckten deutschen Annalen, die aus archivalischen Quellen geschöpft sind, viele bisher unrichtige Data zu berichtigen.

Fünftes Buch: Geschichte des Herzogthums Pommeren an der Weichsel; lag zwischen den Strömen Persante, Wara und Weichsel und begriff die Castellaneen: Dislow, Slave, Slup, Danzig, Swetz, Tauschel und Nassef, hiefs im 13. Jahrhundert Pomaranie später Pomerellen, seit 1773. Westpreussen. Die neuern Ereignisse wegen Danzig konnten hier noch nicht berührt seyn. Dem Grafen von Herzberg, der in seinen Deductionen über Westpreussen ohne gunstige Prüfung mehrere Legenden aufgenommen, werden seine historische Blößen aufgedeckt.

Sechstes Buch: Geschichte der Sorben. Diese befasen alles Land zwischen der Saale, Elbe, und den jetzig Polnisch- und Schlessischen Grenzen. Den östlichen Theil desjenigen Landes, was den Sachsen von dem 627 zertrümmerten Thüringischen Reich zufließt, besetzten sie mit Sorbischen Colonisten. Nach der Vernichtung der Avarischen Monarchie 626. wählten sich die Sorben einen eigenen, jedoch den Franken zinsbaren König, der aber zu den Böhmen trat, als diese A. 690. den König Dagobert von Austrasien aufs Haupt geschlagen. Dies war eine Quelle beständiger Kriege zwischen Franken und Sorben, die sich erst nach 300 Jahren mit Verrüfung der Sorbischen Herrschaft eudigten. Die aus ihr in Schoos durch innerliche Kriegen ausgebrochenen Stämme stifteten die sorbischen Reiche in Dacien oder Illyrien. Die bekanntesten Stämme, in welche sich die Sorben vertheilten, waren: 1) die *Siusier* in der heutigen Grafschaft Treue und einem Theil von Landsberg 2) die *Sermender*, im Gau Zarmunde, oder Cervik. 3) Die *Koleditschen*, im Fürstenthum Bernburg und Kothlen. 4) Die *Dolemitzen*, d. i. kleine Dalmaten, in einem Theil der Lausitz, Hochsitz, Burgrafschaft und Markgrafschaft Meissen, Burgrafschaft Leisnig und Herrschaft Mühlberg und Strichla. In den letztern Zeiten nahmen sie aus Religiosität von dem Wundersee Glomacz den Namen *Lomatschen* an. 5) Die *Luftizen* in der heutigen Niederlausitz und den Herrschaften Torgau, Sonnenwalde, Liebenwerde, Golsin, Schenkendorf, Läubach und Storbau. Zu ihnen gehörten auch die *Miltzener*, in einem großen Wald bey Görlitz und die *Nisaner*, in der Herrschaft Wolkenstein, Schwarzenberg, Portenlein, Frauenstein und einem Stück von Meissen. 6) Die *Selpulzen* in Bautzen und dem größten Theil der heutigen Oberlausitz. 7) Die *Zarower* um die Stadt Sorau. Die Hauptunterjochung der Sor-

ben geschah durch K. Heinrich I. im Jahr 926. Heinrich legte hierauf das ganze Land zu dem Herzogthum Thüringen, das hinwieder aufs genaueste mit Sachsen vereinigt war. Er theilte zwey Markgrafen, einen östlichen gegen die Lausitzer und einen zu Meissen, von welcher Burg aus die Miltzener allmählig bezwungen wurden. Ursprünglich hiefs überhaupt *Östliches Land* das Sorbenland. Später verfiel man unter *Östlicher Mark* die Gauen Lausitz und Selpul. Endlich aber nannte man *Ostland* das Land zwischen der Saale und Mulde, wogegen das übrige den Namen der Lausitz erhielt. Die Wendische Sprache verlor sich in Meissen schon nach dem Jahr 13. ; in der Lausitz ist ihre Abnahme seit diesem Jahrhundert merklich. Nach der Sprengung des Sächsischen Herzogthums entfielen aus dem Sorbenstaat: ein großer Theil des Erzstifts Magdeburg und Hochstifts Brandenburg — das Hochstift Merseburg — Meissen — Naumburg — die Markgrafen von Brandenburg, welche die Oberherrschaft über das Gebiet des Bischofs von Brandenburg und eine Zeitlang auch die östliche Mark erhielten — die Grafschaft Anhalt — der Ober-sächsischen Churkreis — die Markgrafschaft Lausitz — die Markgrafschaft Meissen, wozu auch das Pleissner-Land gekommen, das Keussische Vogtland (das Bayreuther Vogtland gehörte nicht mehr zum Sorbenland) die Herrschaft Wildenstein — die Grafschaft Arnshaus und Orlamünde. *Siebentes Buch: Geschichte des Reichs Böhmen.* In das anfangs von Bojern, dann von Markmannen besetzte Land wanderten Wendun und illyrische Slaven nicht in einem Heer, sondern als zerstreute Jägerhorden ein, die von ihren östlichen Landsleuten *Horowaty* (Croaten) genannt wurden. Zum Unterschied der kleinern Croatenstaaten in der Bulgarey, Servien und zwischen der Sau und Drau bekam das Gebiet der Böhmischn Croaten im 10ten Jahrhundert den Namen *Grofs* oder *Weisscroaten*. Im 12ten Jahrhundert wurde der Name *Tschech* üblich, den man zu erst 1164 findet. Im 6ten Jahrhundert gerieth Weisscroatien unter Fränkische und Avarische Botmäßigkeit, und wählte sich A. 623. nach Entledigung von den Avari einen eigenen König unter Fränkischer Hohen. Inzwischen stellten diese Könige keine Monarchen sondern nur die obersten Feldherren mehrerer Eidgenossenschaften vor. Im Jahr 641. legte eine ausgebrochene Partey den Grund zu dem croatischen Reich in Dalmatien. Im Verduner Vertrag von 843. wurde Böhmen, das sich A. 826. Karl dem Großen zinspflichtig gemacht, zu Deutschland geschlagen, im Jahr 9. o. eine inährische Provinz, A. 895. davon wieder getrennt, seit K. Heinrich I. aber von christlichen unumwunden graulamen Herzogen regiert, als ein Theil von Baiern, seit 937. aber von Sachsen betrachtet. Im Jahr 1020. gelang es dem Herzog Ulrich Mähren wieder mit Böhmen zu vereinigen. Nachdem bereits im 11ten und 12ten Jahrhundert einige Herzoge aus Kayserlicher Vergünstigung für ihre Person den Titel eines Königs geführt, wurde Böhmen A. 1198. auf beistehend zu einem Königrich erhoben, Herzog Brzetislav I. der seit 1037. regierte, führte

zurück den deutschen Adler, als ein Ehrenzeichen der höchsten Reichsbeamten, auf seinen Münzen. Im Jahr 1348 wurden die Weinreben aus Oesterreich nach Böhmen gebracht. Die erste Urkunde in Böhmischer Sprache ist der Vergleich K. Wenzels mit den Empörern vom Jahr 1395, die erste in Böhmen gedruckte Schrift vom Jahr 1476, (Hr. von Ungar ist selb dem noch um ein Jahr weiter, nämlich bis 1475, gestiegen, wo das Guido de Columna Böhmische Uebersetzung der trojanischen Geschichte erschien), die erste Böhmische Grammatik vom Jahr 1535. Das goldene Zeitalter der Böhmischen Sprache fällt zwischen die Jahre 1520 bis 1620. Zum Plan der Jesuiten bis auf die ganz neuen Zeiten gehörte es, die Böhmische Sprache zu unterdrücken. Die erste Landcharte des Königreichs Böhmen ist ein Holzschnitt vom Jahr 1518. Eine nach Kreisen eingetheilte Karte erschien erst A. 1620. Der erste böhmische Titulatur und Staatskalender ist vom Jahr 1702. Der Kronungstag K. Siegmunds, den der Vf. noch auf den 28 Jul. 1420, setzt, fiel auf den 30ten Jul., wie nummehr in Hebeigs Zeitrechnung besonders durch ein Zeugniß Balbins unvorderprechlich dargethan ist. Den Beschluß dieser bis auf die neuesten Zeiten fortgeführten Böhmischen Geschichte macht eine kurze Geschichte der Böhmischen Colonien im Ausland.

Der Gewinn, den die Wissenschaften durch diese mühsame Arbeit des Vf. erhalten, ist allerdings von großer Bedeutung. Ueber die Geschichte der Slaven, über ihre bisher so oft in einander geworfenen Stämme und Unterabtheilungen ist nun weit mehr Licht und Ordnung verbreitet. Dem Leser bieten sich allenthalben wichtige Bemerkungen und neue Aufschlüsse dar. Die Geschichte der einzelnen Weiden- und Staaten füllt beträchtliche Lücken in der Deutschen Spezialgeschichte aus, und da der Vf. überall die besten Quellen und neuesten Schriftsteller benutzt und angeführt, so wüßten wir nummehr über diesen Theil der Geschichte ein brauchbareres Handbuch nicht zu empfehlen. Dem Ganzen ist eine unilluminirte Charte aller von Weiden und Slaven besessenen Länder beygefügt. In dem nächsten Band werden wir nun wahrscheinlich die Geschichte von Mähren, Schlesien und Polen zu erwarten haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Euphrosyne* (.) oder *Journal für Frauenzimmer* (.) zur Bildung des Herzens und des Geschmacks (.) zur Beförderung nützlicher Kenntnisse und angenehmer Unterhaltung. 1796. Ersten Bandes Erstes Stück 1 u. 8. 8. m. e. Kupf.; Zweytes St. 129 — 224; Drittes St. 8. 225 — 315. m. e. Titelk.

Da die Leipziger Monatschrift für Damen und das Leipziger ökonomische, moralische und gemeinnützige Journal für Frauenzimmer aufgehört haben, und von Zeitchriften für das schöne Geschlecht nur noch die

Flora fort dauert: so glauben die angekannten Herausgeber der gegenwärtigen nichts Ueberflüssiges zu unternehmen, wenn sie eine neue ähnliche Sammlung anfangen. Ihren Zweck giebt schon der Titel an; und den Geist, der darin athmen soll, insonderheit die Aufspülung auf den Namen der dritten Grazie, der auf laute Heiterkeit des Gemüths hindeutet. Sie wollen theils unterrichtende, theils unterhaltende, zum Theil aber beides vereinigende Beiträge liefern; und zwar I. zur Bildung des Geistes und des Herzens; als, über die Lage und Bestimmung des Frauenzimmers und über weibliche Erziehung, in mancherley Form; auch mit Geschmack gewählte Stellen aus den vorzüglichsten Dichtern und Prosaisten, die sich als Sittensprüche und Lebensregeln einprägen lassen; ingleichen Aufsätze zur Geschichte des weiblichen Geschlechts, zum Theil aus guten Büchern ausgezogen, oder auch Nachrichten und Lebensbeschreibungen von besonders merkwürdigen Frauenzimmern. II. Zur Erwerbung von Kenntnissen, die dem Frauenzimmer wissenschaftlich sind, nämlich a) ökonomischen Inhalts, von der Hand einer beliebigen Schriftstellerin, die hier ganz neue Arbeiten liefern wird; b) technologischen Inhalts, vorzüglich Aufweisungen zu künstlichen weiblichen Arbeiten; c) diätetischen Inhalts, aus den Schriften praktischer Aerzte; d) vermischten Inhalts, wozu einige Artikel aus der Botanik, Naturgeschichte u. s. w., auch zuweilen eine Uebersicht der neuesten Moden, gehören sollen. III. Zur Bildung des Geschmacks a) Gedichte, vorzüglich solche, die Unschuld und Keinheit der Sitten, Tugend und Religion empfehlen, jene als liebens- diese als achtungswürdig darstellen, und weisen Genuss des Lebens lehren. Denn was unsittlich ist, wird durchaus keine Aufnahme gestattet, wenn es gleich poetisches Verdienst haben sollte.“ b) Zuweilen Auszüge aus vorzüglichsten Werken des Geschmacks, mit kurzen Beurtheilungen, um das Frauenzimmer auf manche der schönsten deutschen Schriften aufmerksam zu machen und dadurch zur Verbanung unnützer, oft schädlicher, Leseley mitzuwirken.

Diese ausführliche Darlegung des Plans glaubte Rec. den Herausgebern dieses neuen Journals ihrer guten Absichten wegen schuldig zu seyn, wenn gleich die Ausführung, bey allem Bestreben nach dem großen Hauptzweck intellectueller und sittlicher Bildung, auch sehr mäßigen Erwartungen nicht zu entsprechen scheint. In den vorliegenden Heften befinden sich verschiedne noch ungedruckte Originalaufsätze; z. B. *Cecilia*, eine Geschichte in Briefen; *Aufsätze aus der Brieftasche meiner Freundin Agnes*; *der Juwelen Schmuck*; *die Reise auf das Gebirge*, eine Idylle; *Ida*, ein Briefwechsel. Alle diese Aufsätze sind gut gemeint und sie werden nicht ohne Nutzen gelesen werden können: aber es fehlt ihnen an Erfindung und Darstellung, an Ausdruck und Ton, an Interesse und Leben. — Der übrige und größere Theil des Inhalts, in welchem jene Eigenschaften einzeln oder vereinigt sich auszeichnen, ist entweder

Ausländern in Uebersetzungen von ungleichem Werthe, oder von deutschen Schriftstellern, in wörtlichen Auszügen, oder auch mit Abänderungen, entlehnt. So findet man verschiedene Bruchstücke von *Sterne*; noch mehr aber und fast das Meiste aus *Fiedling*, besonders aus dem *Tam Jones*, größtentheils nach der Bodischen Uebersetzung, aber mit dem Original verglichen, d. h. hier mit einigen, ziemlich kleinlichen und verunglückten, Versuchen, das Werk eines Meisters zu verbessern (II. 139, 141). — So findet man ferner (an zweyten Stücke. Nr. VII und VIII.) *Celadon* und *Amalia* von *Thomson*, ingleichen *Palemon* und *Lavinia* von *Ebendensleben*, in einer metrischen Uebersetzung vom *Hn. Harries*, Prediger zu Brügge bey Kiel, als Probe einer kürzlich vollendeten neuen Verdeutschung. Von dieser nur Etwas!

Sie liebten — doch mit jener reinen Flamme,
die in der Vorzeitswelt, zu Unschuld nur
und Treue sonder Falsch, das Herz entglühete.
Nur Freundschaft war's, erhöht durch Wechselwünsche,
verwandte Gluth, und zauberisches Hoffen,
was, gleich gefühlt, aus beiden Blicken sprachte.
Sie geben alles, alles hin um Liebe. —
Eins war dem andern ein geliebtes Selbst
und fühlte sich so namenlos entzückt
im neuerwachten Drange des Beglückens;
Zurückgezogen in geheime Schatten,
verlebten sie den ländlich stillen Tag;
sie sagten sich, wovon ihr Herz entzwallt,
und wechselten durch Seufzer und durch Lächeln
Empfindungen, die keine Sprache pennet. —

Unter den Auszügen, oder Abdrücken von größeren oder kleineren Bruchstücken aus deutschen Schriften find wohl die wichtigsten, im ersten St. N. VI. über den Beruf des weiblichen Geschlechts u. s. w. aus dem *Gasmahl* von *Schlosser*, und im dritten St. N. VI. *Bemerkungen über das Frauenzimmer im Verhältnisse zum männlichen Geschlechte*, nach *J. Kant*. — „Die Leser der Kantischen Schriften“ — sagen die Herausg. S. 201. — „werden leicht erathen, aus welcher frühern Schrift des *Hn. Prof. K.* (hierbey eine tiefe Verbeugung!) die hier mitgetheilten vortheilhaften *Bemerkungen* gezogen sind.“ (Warum

denn nicht gleich gesagt: das man hier den dritten Abschnitt von *K's Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* zu lesen bekommt?) „Da in der Schrift, wo sie vorkommen, sie nicht sowohl *schwer*, als *aber* das Frauenzimmer geschrieben sind, in unsern Blättern aber meist das Letztere, und immer das Erstere der Fall ist: so mußte hier mancher Gedanke weggelassen werden, der an seinem Platze auch seinen Werth hatte. Zugleich haben wir uns bemüht, an sehr vielen (?) Stellen dem Ausdruck etwas mehr Falschheit, Leichtigkeit, selbst hier und da, wiewohl meist nur in Kleinigkeiten, genauere Richtigkeit in der Wahl einzelner Wörter, und Wortverbindungen zu geben.“ — (Wenn man auch den Herausgebern jene Nothwendigkeit und diese Befugniss zugehen will, so dürfte doch diese nicht weiter ausgedehnt werden, als auf den Ausdruck; aber keineswegs auf den Inhalt; und nirgends dürfen sie etwas einschleichen, was *K.* nicht gesagt hat. Gleichwohl haben sie dieses gethan, wie sich aus folgender Vergleichung ergibt:

E. III. 298.

K. 56.

„Sie (die Frauenz.) werden gewöhnlich das Böse verneinen, nicht sowohl weil es unrecht, als weil es hässlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bey ihnen gemeinlich solche, die sittlich schön sind.“

„Sie werden das Böse verneinen, nicht weil es unrecht, sondern weil es hässlich ist; und tugendhafte Handlungen bedeuten bey ihnen solche, die sittlich schon sind.“

Dürfte wohl dasjenige, was *K.* im Allgemeinen sagt, durch ein gewöhnlich und gemeinlich, wovon man nicht weiß, ob es im Original stehe oder nicht, eingeschränkt werden? Hatten die Herausgeber einen Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Behauptung, so mußten sie sich darüber in einer Anmerkung oder auch in einer eigenen Abhandlung erklären. Wenn sie aber in den Text eines beschränkenden Zusatz einschoben; so ist diese Willkürlichkeit, die sie durch kein Merkmal angedeutet haben, eine Interpolation, die sich durch nichts rechtfertigen läßt, und diese Interpolation ein Unrecht, welches alle ihre Verbeugungen gegen den Vf. nicht wieder gut machen können.

KLEINE SCHRIFTEN

ÖKONOMIE. Lübeck, b. Bohn u. Comp.: Abhandlung von Holz sparenden Feuerstätten in den Wohnhäusern abgefaßt von Dr. Johann Julius Walbaum. Mit einer Kupfertafel. 1796. 7 Bog. 8. (3 gr.) Der Vf. hat die besten, über diese Materie schon erschienenen Schriften sorgfältig gepuzt, und nach sei-

nen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen viel Gutes hinzu gethan, daher Rec. diese kleine Abhandlung einem jeden, der sich über diesen Gegenstand zu belehren wünscht, mit gutem Gewissen empfehlen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. Februar 1797.

GESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchh.: *Historisch-genealogischer Kalender auf das Jahr 1797. Deutsch-land, ein historisches Gemälde.* (Zeitkalender und Genealogie ohne Seitenzahl.) Historischer Abschnitt 240 S. 16.

Außer dem *Zeitkalender* findet man hier die Geschichte des Zeitraums seit der Erwählung Rudolphs von Habsburg (1273) bis zum Tode Karls V (1558). Die wichtigsten Ereignisse dieses Zeitpunkts sind, so viel eine solche stückweise Behandlung zuläßt, zweckmäßig dargestellt. In der Abrundung und der Vertheilung herrscht ein richtiges Verhältniß; das Interessante ist gehörig ausgehoben, der Vortrag angemessen, und die Sprache edel.

Neben den darauf sich beziehenden wohlgerathenen Kupferstichen ist der *genealogische* Abschnitt die vorzüglichste Zierde dieses Taschenbuchs, und dieser verdient wegen der eigenthümlichen Behandlungsart eine umständliche Anzeige. Schon an sich ist das Geschlechtsregister des vergangenen Jahres wegen der vielen darin vorgefallenen Ereignisse ein sehr fruchtbares Studium. Es sind z. B. zwey Kaiserthümer (Rußland und China), und zwey Königsthronen, der eine (Sardinien) durch den Tod, der andere (Portugal), durch Unglücksfall erledigt. Ein drittes Königreich (Polen), nebst einem benachbarten Herzogthume (Kurland), aus der Reihe selbstständiger Staaten verliert; und ein vierter Königsthron endlich, (Schweden), von neuem gleichsam bestiegen. Zwey andere Königshäuser wurden, das eine durch das Absterben der ältesten Königinwitwe, und das andere durch den Tod des blühendsten Prinzen, in die tiefste Trauer gesetzt, während das zwey deutsche Fürstenhäuser wonnevolle Bande mit entzerrten Kronen knüpfen. — Des Hinfertbens so vieler deutschen Fürsten von Paffau, Siabio, des Johanniter - Meisters u. s. w. nicht zu gedenken.

Die von diesen Veränderungen noch unabhängigen eigenthümlichen Vorzüge des vorliegenden lassen sich in folgende Hauptrubriken bringen:

Der erste ist die Ausdehnung auf die *Außen-Europäischen Staaten*, und auf die sogenannten *Mißverathen* und *legitimirte* Nachkommenchaft. In ersterer Hinsicht sind hier die Kaiserthümer Habasch, China, Japan, Siam, sodann der Freystaat Tripolis, (aber nicht Tunis und Algier,) und das vereinigte Amerika aufgenommen. In der zweyten aber findet man die

A. L. Z. 1797. Erster Band.

Namen v. Prinzen, Trips, Craven, Westrap, Godsky u. s. w., auch die im niedern Adelstand verbliebenen Söhne des Infanten Ludwig von Spanien.

Ein zweytes Verdienst ist die *Vollständigkeit* in der Angabe der Attribute, z. B. bey'm Markgraf von Ansbach: *Bürger der Stadt London*, bey Prinz Carl von Rotenburg *französischer Bürger u. s. w.* Indes fehlen noch bey Sardinien die, nach dem französischen Friedenstractat in *Comte d'Albi* und *Marchese de Sals* und *d'Ivrea*, abgeänderten Titel des Herzogs von Genevois, des Grafen *Maurienne* und des Herzogs von *Chablais*. Auch vermißt man bey Hohenlohe-Oeringen das Directorium des fränkischen Grafencollegiums, da doch bey Braunschweig-Wolfenbüttel das Condirectorium des niedersächsischen Kreises angegeben worden.

Bey den Ausgewanderten, oder gewöhnlich im Auslande lebenden fürstlichen Perlonen, ist der *Aufenthaltsort*, so wie bey den geistlichen und andern Fürstlichen, der Geschlechtsname angegeben worden; jedoch findet man letztern nicht bey Kurland, und erstern nicht bey'm Prinzen Xaver von Kursachsen; da doch sogar der Aufenthalt zu *Ottensheim* bey der Prinzessin Friederike von Schwarzburg-Sondershausen nicht vergessen worden. So ist es auch nicht ganz unbedeutend, daß eine regierende Fürstin von Nassau-Saarbrücken, ein umwölbender Fürst von Salzkirburg, ein Prinz von Hessen, eine Reichsgräfin von Hohenzollern-Sigmaringen, während des Reichskrieges, ihren Aufenthalt in Paris nahmen.

In die Zahl dieser Attribute gehören auch vorzüglich die auswärtigen Aemter und Ehrenwürden fürstlicher Perlonen. Die größte Genauigkeit dabey ist für die Staatskunst ein wahrer Gewinn. Jedoch ist es eine nachahmungswürthe Methode dieses Taschenbuchs, daß bey den Militärstellen, die *Gemein*-Benennung von *Officier*, bis zu dem Generals-Rut, beybehalten worden, indem bis dahin das *Avancement* der Durchlauchten so schnell zu gehen pflegt, daß der Genealoge es stufenweise kaum verfolgen kann. Uebrigens sind hier die zwey *Biron's* im russischen Militärdienste, in welchem, ungeachtet des damit verbundenen fixirten Nebengehalts, sich zufällig jetzt kein einziger deutscher Fürst befindet; sodann der regierende Herzog von Sachsen-Meiningen, als dänischer General, und der Prinz Friederich von Wiedrunkel als Hessen-Casselscher Major. — In den deutschen Fürstenthümern ist es vorzüglich interessant, diejenigen Orden, geheime-, Raths- und Militärstellen

len mit einander zu vergleichen, welche der eine Theil vom Erzhause Oesterreich, und der andere von Seite Preussens bekleidet. Sehr oft läßt sich daraus das Gaukelspiel der deutschen Politik erklären, und auch manches für die Folge berechnen. Bekanntlich hatte das Erzhause bis dahin in Deutschland den Vortheil der Ueberzahl, und im südlichen Theile war es fast im ausschließlichen Besitze. Noch jetzt streiten, mit dem österreichischen Heere am Rheine, ein regierender Fürst von Anhalt-Köthen, zwey Prinzen von Lothringen, ein Prinz Alexander von Württemberg, ein Fürst Johann von Lichtenstein, zwey Fürsten von Reuß, und sogar zwey Blutsverwandte des königlich preussischen Hauses, der Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, und der Prinz Friedrich von Oranien, während dafs, innerhalb der Demarcationslinie, ein Feldmarschall (Sachsen-Coburg), unter seinen Lorbeeren ausruht. — Nicht zu gedenken der Fürsten von Sachsen-Teschen, Nassau-Üßingen, Ferdinand von Württemberg, Hohenzollern, Hessen-Rheinfels, Christian von Coburg, Ansbach-Bayreuth, Hohenlohe-Waldenburg und Ingeltingen, Althenberg, Erbprinz von Reuß u. s. w., welche sich, ohne Kriegsthatigkeit, in der kaiserl. Generalität befinden. Dem feinem Beobachter wird es dagegen nicht entgehen, dafs ein regierender Herzog von Württemberg den preussischen Feldmarschall-Stab führt, und drey seiner Durchlauchten Söhne in den Armeen dieses Hauses, einer sogar mit der Statthalterwürde, sich befinden. In der Mitte der österreichischen Heere bedeckte sich noch vor wenig Monaten der regierende Fürst von Solms-Braunsfels mit der Neutralität des preussischen Generalstabs.

Minder interessant ist die Bezeichnung dieses Attributs in Ansehung der holländischen Militärstellen, wovon bisher so mancher dürftigen Apanage ausgehollt wurde; jedoch ist es notwendig, dafs solche, wo sie beygefügt wird, richtig sey. So find z. B. der Markgraf von Baden, die Prinzen Friedrich von Hessen-Cassel, Christian und Georg Carl von Hessen-Darmstadt, und Philipp von Hessen-Homburg, so wie auch der Landgraf von Hessen-Philippsthal, der Prinz Carl von Nassau-Weilburg, und der regierende Fürst von Nassau-Üßingen, der Fürst und der Erbprinz von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, der Prinz Johann August von Neuwed, und Friedrich von Wiedrunkel, die Prinzen Gustav Adolph, und Wilhelm von Hohenlohe-Langenburg, ein Prinz und mehrere Grafen von Wittgenstein, die Prinzen Carl von Solms-Braunsfels, und Friedrich von Solms-Lich, nicht mehr im holländischen Militärdienste, wie denn auch solches bey den meisten hier weggelassen worden. Dagegen weifs man nicht, dafs der regierende Fürst von Waldeck, die Prinzen August und Friedrich von Sachsen-Gotha, und der Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal ihre Dienstentlassung bey dem batavischen Convent nachgesucht haben.

Was hiernächst die ehemalige Anstellung deutscher Fürsten im französischen Militärdienst betrifft,

so ist es wohl zu viel gefodert, dieses, *olim*: unter den Rubriken von Hessen-Darmstadt und Rothenburg, Kurfachsen, (Prinz Xaver), Pfalz-Zweybrück und den Salmischen Häusern angemerk zu finden.

Neben jenen Attributen ist auch hin und wieder eine biographische Notiz zweckmässig hingeworfen: z. B. bey Prinz von Nassau-Siegen, *Erbsamsegle*, und unter der Rubrik: *Taxis*, der Ursprung des Hauses (Handelsmann aus Mailand), nebst interessanten Berechnungen über die Kopfsahl und den Ertrag des Taxischen Postwesens.

Ein drittes Verdienst des Vf. ist die *statistische Erleichterung*, wenn gleich nur in runden, jedoch in ziemlichen richtigen Zahlen. Münster und Cölln sind in eins geschmolzen, welches wegen der Trennbarkeit beider Bischofsstabe gewissermassen unbecquem ist. Auch ist keine einzige von den notorischen Debitocommissionen angeführt. Als Weglassungen minder Bedeutung dert man wohl bey Anhalt-Zerbst die vorseyende Landestheilung, bey Johannitermeister das dem Grossmeister von Malta zustehende und eben jetzt auszuübende Ernennungsrecht, und bey Brandenburg-Ansbach das Verhältnifs der mit Kurbraunschweig im Mitbesitz gebliebenen Grafschaft Sayn-Altenkirchen anrechnen.

Endlich der vierte Vorzug liegt in der *politischen Unbefangtheit*. Beispiele werden ihm am besten in das gehörige Licht stellen. Bey Prinz von Brasilien, als *Director* der Regierung, bey Katharina als Kaiserin nach Absetzung ihres Gemahls, bey Karl Heinrich von Siegen, als *Usurpator* der Nassauischen Fürstenthümer u. s. w. war keine Verlegenheit. Aber wie mit Frankreich, mit Polen und Holland? Frankreich ist mit Recht als anerkannte Republik, und daher die Bourbons als *Prätendenten*, mit Ludwig XVIII in der Parenthese aufgeführt, — Stanislaus von Polen, als *gemüssigt* der Krone zu entsagen, und Peter als *abgedankter* Herzog von Kurland, ohne beide, wie in andern Geschlechtsverzeichnissen geschehen, in die Klasse der Privatpersonen zu relegiren. — Mit den vereinigten Niederlanden ist die politische Anerkennung noch so getheilt, dafs man es entschuldigen kann, wenn unter der Rubrik von Holland des batavischen Convents gleichsam nur gelegentlich erwähnt, und die Erbprinzeßin von Braunschweig, als Tochter des *Erbschatthalters* genannt wird. Durch dergleichen Wendungen äussert sich am besten die Unpartheylichkeit des Schriftstellers, welcher für niemand Parthey ergreifen, noch das Bekrittene als gewifs anzunehmen darf.

Neben diesen Vorzügen hat indess dieses genealogische Verzeichniss mit andern noch einige Hauptmängel gemein. Der eine davon ist die *vorzeitige Abfassung*. Es ist zwar wahr, dafs das almanachslustige Publicum sich ungern geduldet, und dafs der Letztling unter den Taschbüchern allemal im Debit verliert, das *gemeinnützige Varrentrappsche Handbuch*

ausgenommen, welches man gern bis in den Februar erwartet. Aheim möchten es doch, die in statistischer Rundzahl von dem Vf. angeführten 6000 deutsche Schriftsteller und 200 Buchhandlungen beherzigen, daß ein Geschlechtsverzeichniß für das kommende Jahr nicht vor Ende des Novembers abgeheissen werden darf, wenn es nicht schon an der Stirn, nämlich im Titel, das Gepräge der Unwahrheit tragen soll. Wenigstens muß das Datum des Abschlusses angezeigt seyn, damit die Kritik nach einem richtigen Maasstabe urtheilen könne. Ohne dieses weiß man nicht, in wie fern dem Vf. darüber ein Vorwurf gebührt, daß mehrere von den überwählten Ereignissen noch nicht aufgenommen worden. Bey Lippe - Detmold fehlt der neugeborene Erbprinz. Außerdem sind im Vernahmungsache die Ehen des Erbprinzen von Ysenburg-Birstein, aus welcher schon zum zweytenmal ein Kind erwartet wird, und die Erbgräfin von Kautz mit dem Grafen von Metternich, — und sodann die Verlobungen, der Erbprinzen von Würtemberg und Hesse-Cassel, des Herzogs von Pfalz-Zweybrücken, und des Prinzen Ludwigs von Würtemberg nicht nachgetragen, deren sämtliche Eheparten schon im Anfang December unterzeichnet waren. Der von Schwarzkopff'sche Aufsatz, über den zerstreuten Aufenthalt der Bourbonen, erschien im *Hannoverschen Magazin* vom 19ten Dec. 1796. so spät, als daß solcher hier hätte benutzt werden können.

In der Vollständigkeit vermißt man vorzüglich die reichsgräflichen Häuser von Reuß, Solms, und Limburg-Syrum, die Fürsten Rosenberg, Ahrensberg, Dietrichstein, Kinsky, Ligue, Carolath, Radziwil, welchem letztern die Verwandtschaft mehreres Interesse giebt. Auch hätten bey der Schweiz wohl die ersten Häupter eines jeden Cantons aus dem Helvetischen Calendar abgedruckt werden können. Dagegen ist sogar der Prätext von Großbritannien und die Hollsteinische Linie der Grafen von Stollberg aufgenommen, welche das *gelehrte* Deutschland schon lange, wiewohl ohne ihre Descendenz, kannte.

Kleine Unrichtigkeiten und Druckfehler, wie z. B. Erbprinz statt Fürst v. Bouillon, Limburg statt Limburg - Syrum, und Stist Trohn st. Tohrn zu rügen, wäre eben so kleinlich, als den Mangel der Seitenzahl, oder einzelne Weglassungen auszuheben. So existirt z. B. eine zweyte Prinzessin Tochter der regierenden Fürsten von Nassau-Usingen, und die Ehe des Kronprinzen von Neapel ist bekanntlich noch nicht vollzogen. Dafür stößt man aber auf keine Namenverderbungen, Pleonasmen, noch auf unnötige Wiederholungen, welche so manches andere Verzeichniß verunzieren.

Der Empfindlichkeit wegen, welche vernachlässigter Geschlechtsstolz gegen genealogische Schriftsteller gern auftritt und ausübt, entziehen solche gewöhnlich ihre Namen der Publicität. Der Vf. des vorliegenden Taschenbuchs hat sich durch seine Genauigkeit davor geschützt, und Rec. erwarbt mit Ver-

gnügen des Gerüchts, welches als solchen den herzoglich-braunschweigischen Hn. Post-Secretar Rabe nennt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ST. PETERSBURG u. GÖTTA, b. Gerstenberg u. Comp. : *Preischriften und Abhandlungen der kaiserlich freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg. I. Theil, mit 11 Kupfern. 1796. 281 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)*

Alle hier gelieferten Abhandlungen empfehlen sich durch die Auswahl und Ausführung der Materien. Nur um den Lesern, die mit dieser genehmützigen Schrift noch nicht bekannt sind, die Uebersicht zu erleichtern, theilt Rec. einiges von den hier dargestellten Gegenständen mit.

Ueber die Reinigung der Zimmerluft, vom H. Friese in Marienburg in Liefland. Eine mit dem Hauptpreis gekrönte Abhandlung. Sie zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste theoretische Untersuchungen, und die zweyte die wirkliche Anwendung enthält. Versuche mit dem Thermometer über die verschiedene Temperatur der Luftschichten, deren drey in jedem Zimmer vorzüglich merklich sind. Deutliche Erklärung der phlogistisirten, dephlogistisirten und mephitischen Luft. In wie fern Oefnungen in den Zimmerdecken und Ventilatoren verdorbene Luft heraus oder äußere hinein schaffen? wird durch sehr sinnreiche vom Vf. angestellte Versuche deutlich gemacht. Bestimmung der Größe des Raums, dessen jeder Zimmerbewohner bedarf, wenn die Luft gesund und respirabel bleiben soll. In einem Raum von 13 Kub. Fuß Luft könnte ein Mensch nur 5 Stunden leben; wenigstens müssen auf jeden Menschen 600 Kub. Fuß Luft gerechnet werden, wenn sie respirabel bleiben soll, in der Voraussetzung, daß sie mindestens einmal durch atmosphärische Luft verbessert wird. Was für Veränderungen das in offenen Oefen oder in Kaminen brennende Holzfeuer auf die verschiedenen Luftschichten im Zimmer bewirkt? Imgleichen wie die Zimmerluft durch Räuchern, Lichtdampf, Taback etc. verändert werde? Als die vortrefflichste Verbesserung aller phlogistisirten Luft wird hier Salpeter-Solution in Weinessig auf roth glühendes Eisen vorgeschlagen. Doch muß es ächter Traubenessig seyn; der aus Rosinen ist dazu nicht geschikt, und Bieressig taugt gar nicht. Einfluß der Blumentöpfe, Pflanzen etc. auf festgemachte Zimmer. Bekanntlich stöhrnen die Blüten und Blätter der Pflanzten, dem Sonnenlicht ausgesetzt, dephlogistisirte, die Nächte durch hingegen phlogistisirte Luft aus, daher sie in Schlafzimmern gefährlich und schädlich sind. Potpourries, wohlriechende Räucherwerke etc. sind alle mehr schädlich als nützlich, weil besonders letztere viel Phlogiston erzeugen. Im zweyten und praktischeren Theile wird die Nothwendigkeit einer reinen Zimmerluft dargethan, und gezeigt, wodurch sie ver-

dorben wird, und zugleich werden auch Verhaltungsregeln gegeben, wie verdorbene Luft verbessert werden kann. Sehr dringend und rührend macht der Vf. bey dieser Gelegenheit auf die Unglücklichen aufmerksam, die in engen Gefängnissen schmachten. —

Entwurf eines Kornmagazins, in welchem das Getreide nicht nur Jahre lang ohne alle Umarbeitung unversehrt und gut aufbewahrt werden kann, sondern worinn solches auch vor allem Mausefraß und andern Ungeziefer selbst vor Feuersgefahr gesichert ist, von G. F. Engelmann. Der Vf. gründet seine Vorschläge auf den Erfahrungssatz: daß völlig trockenes Getreide, gegen den Zugang der Luft verwahrt, sich viele Jahre unverdorben erhält, und führt zur Bestätigung desselben unter mehreren Beyspielen den merkwürdigen Vorfall an, der sich in Italien zutrug, wo man bey Wegräumung des Schutts eines alten niedergeworfenen Gebäudes eine unterirdische Grube voll Weizen gefüllt, vorand, der, wie die nachmaligen Nachforschungen ergaben, 128 Jahre hier versteckt gewesen war, und dennoch eben so schön befunden ward, als der von der letzten Aente. Das Resultat dieser Untersuchungen ist also dies: das Gebäude soll, um es von außen gegen Feuersgefahr zu sichern, durch eine doppelte Mauer geschützt werden, und zwar so, daß die äußere sechs Fuß Abland von der innern hat.

Holzerne und mit Holz gedielte Gänge duldet der Vf. nicht, sondern alles soll massiv, selbst Thüren, Laden und Luftöffnungen sollen mit starkem Eisenblech verwahrt seyn, und das Getreide in abgesonderten gewölbten Behältnissen verwahrt werden. Die beygegebene Zeichnung erläutert dies alles ausführlicher; sie stellt ein solches Gebäude dar, das 161 Faden Länge, 23 Faden Breite, 7 Faden 21 Arschinen Höhe enthält, dessen Erbauung nach der entworfenen Berechnung 20960 Rubel 10 Koepken kosten würde. — *Nutzen der Rennthier- und Isländischen Flechte zum Nothfutter fürs Rindvieh, von Ornaas.* (Der L. Islandicus, der in Rec. Gegend häufig wächst, ist dort längst als ein vorzügliches Schaaftfutter und heilames Gegenmittel gegen das Faulfressen bekannt.) — *Chemische Untersuchung einer vom Hn. Hofrath Lammann an die freye ökon. Gesellschaft gesandten, sogenannten essbaren Erde.* Sie findet sich in den Gegenden von Ochoz sowohl an Granit-Rücken, als Kratern uralter Vulkane. Die Taugfusen und Lamuten genießen solche mit Rennthiermilch, und bewirthen vornehme Reisende damit. Nach dem Resultat des chemischen Versuche hat sie nicht nur keine nährhaften Theile, sondern muß auch, ihrer Unauflöslichkeit wegen, dem menschlichen Körper höchst schädlich seyn. — *Vom Straßenbau in Seadren, von Paul Eberhard Schröter.* Dieser Aufsatz ist zwar eigentlich nur für Petersburg interessant; in-

dessen enthält er doch auch manche allgemeine Winke, die auch an andern Orten zu nutzen seyn möchten. — *Beschreibung einer auf dem Gute Lembala im St. Petersburgischen Kreise beobachteten Lungenfaule des Rindviehes, nebst einigen Anmerkungen.* Mit ungemein gutem Erfolg gab man dem kranken Vieh einen Aufguß vom gewöhnlichen russischen Taback. Ein Pfund desselben ward zerhackt, die Hälfte davon in eine große Schüssel gelegt, etwa anderthalb Stofh heißes Wasser darauf gegossen, nach Verlauf von ein paar Stunden abgeseiht, und dem Vieh Morgens, Mittags und Abends etwa zwey Unzen oder ein halb Bierglas voll gegeben. Nach dieser Gabe verlor sich bey den Kranken Kühen das Fieber, und die gänzlich verlorne Fressluft stellte sich wieder ein. Sogar eine, deren Umsturz man stündlich erwartete, hielt sich noch vier Wochen. Nach den hier mitgetheilten innern und äußern Kennzeichen der Krankheit, hat diese Lungenfaule alles mit derjenigen gemein, die kürzlich in einigen Provinzen Deutschlands anfangt, auch sogar bey Pferden, gefährlich zu werden, und es wäre zu wünschen, daß erfahrene Thierärzte, sowohl über die Natur der Krankheit, als auch über die hier empfohlenen Heilmittel Beobachtungen anstellen. Die hier beschriebene soll durch Ausdeckung von ukränischen Ochsen entstehen, die, vorher gesund, von den Viehtreibern in warmer Witterung überrieben werden, und dann, sehr durstig, an eine kalte Tränke gerathen. Eben dies ist wahrscheinlich auch der Fall in den Gegenden Deutschlands, wo jährlich eine große Menge Vieh aus der Fremde gekauft wird, nach dem sehr unrichtigen und äußerst schädlichen Princip der dortigen Landwirthe, daß es zu kostbar sey, eigenes Vieh aufzuziehen. — *Beschreibung einer Kornhandmühle, von Dalgreen.* Eine einfache, und daher sehr nutzbare Maschine. — *Ueber die Reinigung der verdorbenen Zimmerluft, vom königl. preuls. Oberstaatsmedicus Formey.* Ebenfalls durch die aufgegebene Preisfrage veranlaßt, und mit dem ersten Accessit belohnt. Sie scheint etwas populärer, und mehr ad captum vulgi zu seyn, als die Friebeische, die überhaupt mühsam bearbeitet, und, selbst für den kundigen Chemiker, manchen Stoff zu weitem Beobachtungen darbietet; in Hinsicht der empfohlenen Vorschläge treffen indessen beide doch auf einerley Resultate. — *Von der Verfertigung der sogenannten Sode in großer Menge, in den Steppen um das kaspische Meer, von Pallas.* Ein interessanter Aufsatz für Rußland, der Vorschläge enthält, den ärmern Steppen-Bewohnern durch Soda-Brennen nützliche Beschäftigung und dem russischen Handel ein einträgliches Product zu verschaffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. Februar 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

L. 21710. b. Fleischer: *James Edwards Smiths, der Arzn. Doct., Reise durch Holland, Frankrich und Italien* (und die Schweiz), aus dem Englischen überfetzt von D. Gottfried Christian Reich, der Arzneeygel. öffentl. aufs. Lehrer zu Erlangen. 1796. 1. Th. XXVIII u. 483 S. 2. Th. 430 S. 8.

Unter dem Titel: *a Sketch of a tour on the continent in the years 1786 und 1787*, ist dieses Werk 1793 in London und zwar in 3 Bänden erschienen, die der Uebersetzer in 2 Bänden zusammen gezogen hat, welches, nach dem Geist des Buchs zu urtheilen, auch möglich hat geschehen können. — Der VI. ist in England durch mehrere naturhistorische, sonderlich botanische, Werke bekannt. Dieses Fach beschäftigt ihn ebenfalls auf seiner Reise, und es finden sich hier und da manche, wiewohl nur kurze, Nachrichten über Naturalienkabinete, vorzügliche Gelehrte u. dgl. — Linné's Cochilienfammlung im Haag, ist, wegen der großen Seltenheit vieler Stücke, höchst merkwürdig. L. sprach von Buffon als von einem Stümper, der ganz unverdient einen großen Namen erhalten habe, und von Linné als — von einem Wortkrämer. Das war doch in der That etwas — holländisch gesprochen. — Die Kapitel über Leiden und Delft sind lehrwürdig. — Die bey Antwerpen gerühmten Meisterwerke von Rubens, findet man jetzt im Nationalmuseum zu Paris, wo sie in der vormaligen Gallerie des Louvre in einem sehr unvortheilhaften Lichte hängen, so wie alle die großen Kirchengemalde hier aus eben dem Grunde am unrechten Orte sind. Die S. 66. von dem VI. mit Recht gerühmte Statue der Maria mit dem Kinde, auf dem Hochaltar von S. Sulpice zu Paris, ist von Pigal. Scheusslich war Rec. der Anblick dieser Statue, der man zu den unglücklichen Zeiten der Bilderstürmerey den Kopf des schönen Kindes abgeschlagen hatte (welcher auch im Sommer 1796 noch nicht wieder ergänzt war). Die von dem VI. erwähnten vielen andern Bildhauerarbeiten in den Pariser Kirchen besahen sich jetzt in dem *Depot national des Monuments*, im vormaligen kleinen Augustiner Kloster (*aux petites Augustins*) aber auch zum Theil unvortheilhaft beleuchtet; — man sieht das sie da nicht gehören. — Uebrigens sind die Kapitel über Paris zu curiosisch. — Chautilly und Ermenouville. Wer hascht hier nicht gern nach jedem Zuge, der *den Mann der Natur und der Wahrheit* betrifft, dessen Beurtheilung den Kopf und Herzen des Vis. Ehre macht! Besuch bey Rousseau's Wittwe. Einige, A. L. Z. 1797. Erster Band.

aber sehr unvollständige, Nachrichten über Pariser Gelehrte, besonders Naturkundige und über einige damalige Institute dasselbst. Von dem im Anfang der Revolution vom Volk ermordeten Intendanten Brither sagt der VI. viel Gutes. Er war ein eifriger Beförderer des Ackerbaues und die Versammlungen der Ackerbaugesellschaft wurden in seinem Hause gehalten. Die S. 114. kurz berührte treffliche Mineralienfammlung des Hn. Besson zu Paris, will ihr Besitzer, der so wie alle dortige Gelehrte, unter den Finanzrevolutionen sehr gelitten hat, jetzt verkaufen. — Literarische Bemerkungen über Lyon und Montpellier. In dem botanischen Garten am letztern Orte sah der VI. die Stelle, wo Young seine *Narcissa* heimlich hegte. Der Intendant der Provinz wollte zu Anfang der Revolution auf dieser Stelle dem englischen Philosophen ein Denkmal errichten, — ward aber durch die folgenden Revolutionsstürme daran verhindert. — Die S. 138. von dem Insect, das fliegende Blatt, *manth religiosa* genannt, erzählte merkwürdige Anekdote würde, nach aller Analogie, unglaublich scheinen, wenn die Sache nicht durch den bekannten Entomologen Dorthes selbst beobachtet und dem VI. erzählt wäre. — Reise zu Lande von Marseille nach Nizza. — Gefährlicher Weg von S. Remo nach Port Maurice, ein schmaler Fußsteig, an der einen Seite eine hohe Felsenwand, an der andern die See im Abgrunde. Der Mautleut, das der VI. rief, legte sich, als er einen Fehltritt that, aus einer Art von Instinkt, platt auf den Boden nieder. — Genau, Großentheils Kuuschnachrichten; doch kommt der VI. noch einmal und mit bedeutendern Beobachtungen hier zurück. — Ueber die Gallerie von Florenz verschiedene nicht alltägliche Reflexionen. — Des Vis. Absicht bey seinem Aufenthalt in Rom war bloß das Studium von Maleyren, Statuen und Gebäuden. Das scheint Rec. eine sehr beschränkte Plän eines sonst scharfsichtigen Beobachters in Rom; den der VI. aber genau befolgt. Die Kapitel über Rom sind eine mit englischer Genauigkeit zusammengetragene Notencatur der sammtlichen Kirchen, Palläste und Villen und des darin befindlichen vorzüglichsten Kuusfwerke — wovon er die Werke von Winkelmann, de La Lande, Magnani und die Reise der Lady Miller, besonders bewundert hat. Sein beygefügtes Raisonement ist manchmal richtig, öfter oberflächlich und hie und da gar läppisch. So z. B. sagt er bey der Transfiguration von Raphael: „die drey in der Luft schwebenden Figuren von Christus, Moses und Elias, sahen gerade so aus, als wenn man drey ältliche Figuren an Fäden aufgehängt und elektrifirt hätte, so daß sie einander abbliesen.“ (Na

ella de condit. — etc. fällt hiebey ein.) Man kann dem Vf. allgemeine Kunstkritik und einigen Geschmack zwar nicht absprechen, aber ihm fehlt der zarte Tact zur richtigen Würdigung von Werken der Kunst. — Daher schwätzt er oft viel und sagt wenig. — Das Aeußere der Peterskirche setzt er der Paulskirche in London weit nach, zieht aber das Innere derselben dieser vor. — Eine Nachlese über das Carnaval, die Charwoche, die Gegend einiger literarischer Notizen und ganz treffender Beobachtungen über Pius VI Person, findet sich am Schluß und bey'm zweyten Besuch von Rom. — Neapel. Die Aerzte von neuen oder sonst bedeutenden Bemerkungen, ist auch hier sehr mager. — Der König v. N. ist ein großer Billardspieler, und zunächst am Billardzimmer hat er eine kleine Betcapelle mit dem Bildnisse der heil. Jungfrau, die er immer um ihren Beystand anseht, wenn er um eine hohe Summe spielt (?) — Er liebt die wilde Schweinsjagd und der geringste Ansehn zu einem Donnerwetter bewog ihn sonst augenblicklich nach Hause zu kehren; jetzt aber trotz't er mit königlichem Muthe dieser Gefahr. Er trägt nämlich das Bild eines gewissen antielektischen Heiligen auf der Brust und dieses gewährt ihm sichern Schutz.“ (Franklins und Reimarus Theorien wissen doch nichts von einem solchen neapolitanischen Blitzableiter.) — Reise über Monte Cassino und Capri — und von Rom über Loretto nach Bologna, mit einem langen Verzeichniß der am letztern Ort in Kirchen und Pallästen befindlichen Gemälde, wovon jetzt wohl manche fehlen dürften, wenn anders des herrlichen Buonaparte Transportplan, welcher in Paris von ruhigen Beurtheilern und selbst von sehr vielen Künstlern mit Recht gemisbilligt wird, wirklich ausgeführt ist. — Venedig. Viele, aber wenige mehr als alltägliche, Nachrichten. In dem dortigen Conservatorio della Pietà laßt der Vf. — oder wahrscheinlich nur der Uebersetzer, — die Mädchen das Posthorn (soll wohl heißen Waldborn) blasen, und bey den Mendicanti die Sanger lauter Frauenzimmer seyn. Bekanntlich sind auch die Instrumentenpieler daselbst Frauenzimmer.) — In Padua sah der Vf. bey dem Professor der Ackerbau's Arduino sehr gute Gara und starkes Tuch zu Kleidern von der Rinde der *Aleptias fruticosa*, und eine andre Art von zartem Tuch von den wolligten Saamenhaaren dieser Pflanze; auch guten Syrup und Zucker vom *Holcus Ceras*. Diese letztere Pflanze wächst schnell, schiefet stark ins Kraut, und enthält eben so viel Zuckersaft als das Zuckerröh, wenigstens in Italien, hat. Den dortigen Professor der Medicin Gallini hielt man für den Herausgeber des venezianischen medicinischen Journals. — Die Reise geht nun über Vicenza, Verona, Mantua, Pesera, Bodonische Buchdruckerey daselbst, — Piacenza und Mailand. — Bibliotheken, Hospitäler und Kirchen in der letztern Stadt. — Einige literarische Notizen über Parma, — Genua. Ueber die dortigen Vergnügungen. Wahl des Doga Ferrari, Gegend, Einwohner. — Turin und dessen Sehenswürdigkeiten. Seidenbau. — Reise nach Genua. — Thier von Cha-

mouny. Salzwerke zu Bex. — Die Reise durch einige Schweizerstädte ist nur ein Durchflug zu nennen. — Der bey Basel von dem Autor (und wie es nach der Parenthese scheint, auch von dem Uebersetzer) mit *Pfysch* (*Fischer*) unrichtig angeführte Name des Besitzers eines vorzüglichen Gemalde. — Zeichnungscabinet's ist *Fisch*. — Auf der Rückreise über Paris halt der Vf. eine Nachlese von Bemerkungen über die Bewohner etc. Anekdoten von dem Stolz und Druck der ehemaligen Aristokraten und wird dadurch auf einige wenigstens gutgemeinte Reflexionen über die bald darauf erfolgte Revolution geleitet. Die an sich selbst mittelmäßig gerathene Verdeutschung ist noch durch sehr viele hässliche Druckfehler entstellt.

GESCHICHTE.

ALT-STETTIN: Verzeichniß der von Dregerschen übrigen Sammlung Pommerischer Urkunden, zur Fortsetzung dessen Codicis Pomeraniae vicinarumque terrarum diplomatici, mit einer Vorrede diplomatischen Inhalts herausgegeben von D. Johann Carl Conrad Oelrichs, kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen u. s. w. 1795 (ist erst zur Michaelsmesse 1796 erschienen), 1 Altp. 3 Bogen, nebst einer Kupfertafel, klein Fol. (1 Rthlr.)

Ein ehrwürdiger Veteran der Diplomatie verspricht eine Vorrede diplomatischen Inhalts. Fürwahr ein anlockender Aushängeschild! Mit gespannter Erwartung eilt der lernbegierige Forscher hinzu. Wird er befriedigt entlassen? Wir wollen sehen. Von dem auf dem Titel angegebenen, in Geschichte und Diplomatie einen rühmlichen Platz behauptenden Codice ist bekanntlich nur der erste, mit dem Jahre 1269 sich endigende Theil gedruckt. Er erschien ungefähr drey Jahre vor seines fleißigen Verfassers Tode, nämlich im J. 1748. Zwanzig Jahre hernach hat Hr. O. ihn vermehrt und verbessert herausgegeben. Der um die Wissenschaften höchstverdienende Graf von Herzberg kaufte das Manuscript der Fortsetzung des Werks, um es durch den Druck gemeinnützig zu machen. Als diese Absicht vereitelt wurde, schränkte er sich auf die gegenwärtige Inhaltsanzeige ein. Er selbst wollte sie mit einer Vorrede begleiten, konnte es, Krankheits halber nicht, hat also Hr. O. das Buch zu bevorzugen. Dieser theilt aber aus seinem reichen literarischdiplomatischen Magazin nur wenige, und sicherlich nicht die ausgezeichnetsten, Stücke mit. Was man erfährt, läuft auf diese Satze hinaus: auch die zweyte Ausgabe des Dregerschen Codex ist nicht von Versehen ganz frey, — Hr. O. hat mehr als 40 Jahre auf die Ausarbeitung eines in der pommerischen Geschichte unentbehrlichen Werks verwendet, dessen weitausläufiger hier S. VI u. VII. vollständig angeführter Titel sich so anfängt: „*Inventarium chronologicum ductatus Pomeraniae et principatus Rugiae diplomatum aliorumque documentorum publicor. ob a. 1200CLXXXVI. ad a. 1810CCXX. publici juris factorum, oder Verzeichniß u. s. w.*“ Ob es werde gedruckt werden, steht dahin.

dahin. — Das *Gefährdungs* „chronolog. Verzeichniß der — gedruckten pommerischen und rügenischen Urkunden — bis in das J. 1548“ ist sehr unvollständig; gleichwohl ist eine vollständige Urkundeninventur zur pragmatischen Geschichte ein Haupterforderniß. — Hr. O. hat ein größtes Werk über das pommerische Siegelwesen in Arbeit. — Es giebt, gab wenigstens, diplomatische Betrüger. — Copeyen von Urkunden müssen auch in Ansehung der Zahlen ihren Originalen völlig treu seyn (wehe dem Diplomatiker der das nicht weiß!). — Der Schräghaken in adelichen Wappen ist nicht immer ein untrügliches Kennzeichen eines Fälschers; die Erzählung von der Veranlassung zur Figur im *Ueberflüßigen* Stadtgesch. ist eine Fabel (beides schon bekannt). — Im königl. geheimen Archive zu Berlin sind zwey pommerische mit vielen Siegeln versehene Urkunden; die eine vom J. 1493, hat nämlich 151, und die andere vom J. 1501, hat 136 Siegel. (Die Ausrufung des Vt, daß man dergleichen, d. i. „so ganz außerordentlich stark mit — Siegeln versehene“ Urkunden „vielleicht nirgends weiter haben mag,“ zeigt, daß ihn ein kleiner Gedächtnisfehler befallen habe. *Spies* in *Bulla aurea* Rudolfs I. etc. §. 23. hat nicht nur diese beiden hier bemerkten Documente aus dem plessenerischen Archive schon angeführt, sondern zugleich *sub Lit. C.* aus dem ausbachischen Archive eins vom J. 1431 mitgetheilt, an welchem 163 Siegel hängen.) Bey den Siegeln muß auf ihre Form, Farbe, ob sie einseitige oder zweyseitige, Majestätsiegel oder nicht, mit oder ohne Tecturen sind, gesehen werden; auch ist darauf zu achten, ob die Urkunde auf Pergament oder Papier geschrieben sey. (Dies und noch andere bey Prüfung der Siegel und Urkunden eintretende Kriterien wußte man ja lange.) Urkunden mit Tecturen hat man schon aus dem Anfange des 13ten Jahrhunderts. — Siegel von schwarzem Wachs sind sehr selten; Hr. O. kennt eins in einer Originalurkunde vom J. 1270. — (Selten, im Verhältnisse gegen die wäckeren Siegel von andern Farben, sind diese Siegel freylich, wie allgemein bekannt ist; ältere als hier angegebene, nämlich von 1248 und 1250, haben *Witt* in den kleinen Beiträgen zur Diplomatik, und *Spies* in *Bulla aurea* etc. nachgewiesen.) So viel von dieser diplomatischen Vorrede. Was nun das Verzeichniß selbst betrifft, so scheint es nicht ganz vollständig zu seyn. Wenigstens setzt Hr. O., nachdem er gesagt hat, daß die oft gewünschte Anzeige des übrigen Inhalts des v. *Dregerischen* Codicis jetzt mitgetheilt werde, etwas undeutlich hinzu: nur ist zu beklagen, daß sich zur Zeit dieser, durch die jetzige bejammernswürdige Lage Sr. Excellenz (der Graf v. Herzberg kämpfte damals mit schwerem Leiden), zerstreuten und vielleicht unter andere Papiere gerathenen von *Dregerischen* Sammlung nicht ein mehreres herausbringen lassen; noch ich das, was davon, und den dazu gehörigen übrigen Scripturen, in einer besondern Kiste sonst bey einander gelegen, jetzt zum Gebrauch bey dieser mir aufgetragenen Vorrede — erhalten können.“ — Wie dem aber sey, so ist das

Gefährdete immer ein dem Historiker wichtiges, allen Dank verdienendes, Geschenk. Es hat zwey Abtheilungen. Die erste giebt den Inhalt von 11 im ersten Bande des v. *Dregerischen* Codex fehlenden; im berlinischen Archive befindlichen, Urkunden. (Die andere enthält das Verzeichniß der v. *Dregerischen* übrigen Documente, vom J. 1270 an bis zu und mit dem J. 1590. Doch fallen aus die Jahre: 1393, 1422, 1424, 1429, 1432, 1437, 1438, 1442, 1445, 1446, 1461 bis 1471 incl., 1474, 1475, 1477, 1478, 1481 — 1483 incl., 1485, 1487, 1489, 1490, 1500, 1503, 1505, 1507 incl., 1513 — 1517 incl., 1520 — 1529 incl., 1528, 1536 — 1540 incl., 1542, 1544 — 1550 incl., 1552 bis 1555 incl., 1558, 1560 — 1565 incl., 1567 — 1574 incl., 1576 — 1578 incl., 1580 — 1589 incl.; von diesen Jahren sind keine Urkunden verzeichnet. Scheakungen, Beistatungen, Ertheilungen von Privilegien, Erbeinigungen, Aeste, Verkäufe, Vergleiche, Friedensschlüsse, Bündnisse u. dgl. find die Gegenstände der Documente, deren Summarien man hier liest. Ausser der eigentlichen Landesgeschichte Pommerns und der benachbarten Gegenden kann die Geschichte mancher Familien, z. B. der von *Werl*, *Tierberg*, *Ramin*, *Gollnow*, *Berg*, *Plotho*, *Wedel*, *Putbus*, *Kaholt*, *Esbeck*, *Offen*, *Suchow*, *Wolke*, *Voss*, *Kamecke*, *Alvensleben*, *Bulow*, *Wacholt*, *Mantewsch*, *Schwerin*, *Platen*, *Grafen von Eberstein*, *Gützkow*, *Lindow*, und anderer mehr, aus diesem Verzeichniße Erläuterungen, auch vielleicht Ergänzungen und Berichtigungen erhalten. Das Rubrum eines im J. 1290 ausgefertigten Documentes heben wir, der Sonderbarkeit wegen, aus: „Der Erzbischof von Magdeburg, wie auch die Bischöfe zu *Lebus*, *Brandenburg* und *Havelberg* bezeugen, daß in der Klosterkirche zu *Bernstein* Christus sich miraculose in Fleisch und Blut verwandelt, und geben daher denjenigen, so (welche) die Kirche des Klosters an gewissen Festtagen besuchen, oder solcher Novellae plantationi etwas schenken, auf 40 Tage Ablass.“ Selbsten genug, doch verzeihlich im 12ten Jahrhundert, da in weit spätern Zeiten wohl optische Fallacien als Wahrheiten verbreitet find. — Das übrige des gegenwärtigen Verzeichnisses auf seines Redacteure, des verstorbenen Grafen v. Herzberg, Kosten gedruckt worden, verliert sich von selbst. Welchem Buchhändler wäre zuzumuthen, den Verlag eines Werks zu übernehmen, das nicht nur nicht ausüßig, folglich in die gewöhnlichen Zirkel unser Damen und Herren durchaus nicht paßt, sondern noch oben drein bey Jedem, der es brauchen, nicht bloß figuriren lassen will, etwas mehr als ganz oberflächliche Kenntniß voraussetzt? Der bezeugliche Kupferstich zeigt den pommerischen Herzog *Mestwin* (den II.) in ganzer Figur. Wie er *hierher* komme, ist nicht abzusehen. Er war, der Ueberschrift zufolge, für das „Prooemium“ zum zweyten Theile des *Dregerischen* Codex bestimmt. Wir haben ja aber weder den zweyten Theil selbst, noch das Prooemium dazu, sondern nur das jetzt angezeigte Skelet erhalten, und können von Glücke sagen, daß wir doch dieses besitzen; ohne *Herzberg's* Edelmutz mußten wir auch das erschreiben.

PHILOLOGIE.

FRANKFURT, b. V. u. LEIPZIG, in Comm. b. Fleischer d. j.: *Cours de Gallicismes*, par P. L. de Beaudouin. Troisième Partie. 1796. 321 S. 8.

Auch in dem dritten Theile, womit die Gallicismen geendigt sind, sieht man den Fleiß des Hn. v. B. Ohne Zweifel ließen sich leicht noch mehrere flüchtige Redensarten und Idiome der französischen Sprache durch Hülfe verschiedener Wörterbücher beybringen;

doch sind die hier gewählten die vornehmsten und gebräuchlichsten, und folglich immer für das Studium dieser Sprache hinlänglich. Am Schluß dieses Theils findet man eine Sammlung der seit der französischen Revolution entstandenen Wörter, und eine kurze, aber doch deutliche, Erklärung derselben. Zuletzt einige Anekdoten, welche füglich hatten wegbleiben können, ob sie gleich noch unter die neuern gehören.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Göttingen, b. Dietrich: *Beschreibung einer neu erfundenen Gebläse*, von Joseph Baader, der Arzneiwissenschaft Doctor u. der kön. med. Gesellschaft zu Edinburgh Mitglied. 1794. 5 Kupft. 38 S. 4. — Die hier beschriebene Maschine ist im Grunde ein Cylindergebläse, wo ein auf und niedergehender Cylinder die Stelle des Kolbens und Wasser die Stelle der Linierung vertritt; eigentlich der Harzer Wetterfals als Luftbläser eingerichtet, wie folgende kurze Darstellung dieser Maschine bezeugen wird:

In dem Boden eines cylindrischen (oder sonstgestalteten), aufrechtstehenden und oben ganz offenen Gefäße, sind zwey ziemlich weite Röhren senkrecht befestigt. Jede geht bis etwas über die Mitte des Gefäßes in selbiges hinein, und ist oben mit einem Ventile versehen, welches bey der einen Röhre (der ersten) sich nach oben und bey der andern nach unten zu öffnet. Jene (die erste) ist unten ganz offen und endigt sich gleich aufsen bey dem Boden. Sie ist die Zuleitungsrohre der Luft. Die andere, welche die Luft fort, bis an den Ort, wohin man sie haben will, leitet, steht innerhalb des Bodens mit einer gebogenen Röhre in Verbindung, an deren Ende sich die kleine Auslassungs- oder Düsenmündung befindet. Das bisher beschriebene Gefäß wird hinreichend fest, jedoch aber so aufgehängt, daß die äußere Luft freien Zutritt in die erste Röhre haben kann. Nun wird es mit Wasser gefüllt, das die beiden Röhren noch einige Zoll über die Oberfläche desselben hervorragen. — Ausser diesem Gefäße besteht die Maschine noch aus einem zweyen ähnlich gestalteten und eben so hohen Gefäße, das aber einen etwas kleineren Durchmesser hat. Es ist eben und unten offen und in der Mitte nach unten eine dicke Scheidewand, mit welcher in ihrem Mittelpunkte eine eiserne Stange befestigt ist. Dieses 2te Gefäß steht in dem ersten so, daß beider Axen in eine Fall- und es sich in der Richtung dieser Axen bequem auf und nieder bewegen läßt. — Man denke sich jetzt das 2te Gefäß ganz nieder, daß also die Scheidewand auf den Ventilen aufliegt oder ihnen doch auferst nahe ist; so wird zwischen solcher Scheidewand und der Oberfläche des Wassers wenig oder gar keine Luft enthalten seyn. Zieht man daher dieses Gefäß in die Höhe, so wird die in der Zuleitungsrohre befindliche und mit der Atmosphäre in Verbindung stehende Luft das Ventil aufstoßen und den ganzen Raum zwischen des Wassers Oberfläche und der Scheidewand ausfüllen. Am Ende des Zugs wird dieser Raum ganz mit atmosphärischer Luft, die oben so stark drückt wie die äußere, ganz angefüllt seyn; woselbst sich das Ventil leicht aufstößt und die Bewegung des Gefäßes nicht so schnell ist. Bey dem Niedergehen wird anstatt die Luft zusammengedrückt, weil sie, wenn auch das 2te Ventil auferst leicht aufgehen sollte, sich doch in

der Fortleitungsrohre anhäufen muß, da sie aus selbiger durch eine enge Auslassungsmündung ausströmt. Sie drückt daherarker auf die innere Wasserfläche als die äußere Luft entgegen-drückt; deshalb muß das Wasser in dem Zwischenraum zwischen der äußern und innern Umfläche steigen, und die Luft mit beschleunigter Bewegung aus gedachter engen Öffnung ausströmen. Dies alles erfolgt so lange, bis der eingeschlossene Luftmasse absolute Elasticität so groß worden ist, daß sie der niederdrückenden Kraft das Gleichgewicht hält. Von diesem Augenblicke an hat das Wasser eine Höhe erreicht, die der dem Drucke und gewaltigen Kraft angehörigen Höhe gleich ist; und die Luft strömt nun wie ein unelastisches Flüssiges mit gleicher Geschwindigkeit aus, mit welcher auch das 2te Gefäß niedergehet. —

Der größte Vortheil dieser Maschine ist sehr große Verminderung der Reibung und die Wohlfeile und leichte Erbauung; daher sehr zu empfehlen. Rec. ist jetzt nichts bekannt, was den Effect dieser Maschine gegen das englische Cylindergebläse schwächen sollte. So viel Rec. gehört hat, soll durch diese Erfindung des Hn. Inspr. Köhlers (wovon auch der Vf. et was erwähnt), zu Mückenbergl ein ähnliches Wassergebläse von kurzem gebaut worden seyn und sehr gute Dienste thun. Es wäre sehr zu wünschen, daß man davon nähere schriftliche Nachricht hätte, oder besser eine theoretisch praktische Beschreibung, welche am besten der Hr. Inspr. Köhler liefern könnte.

Gegen die Neuheit der Erfindung ist in chemischen Annalen von 1794 starkes Bedenken von St. errort worden. Hr. B. hat darauf, so viel Rec. weiß, nichts erwidert; vielleicht ist ihn jener Aufsatz entgangen. In der lobenswürdigen, jedoch politisch gefärbten Einleitung, zeigt der Vf. mit die Veranlassung seiner Erfindung an. Man wird dadurch sehr gute Besserkungen über die Unvollkommenheit der Blasebälge; wie die englische Cylindergebläse und selbst aber das englische Linsen-schnelzen finden.

Der Vf. empfiehlt seine Maschine auch in den Bergwerken als Luftwechselmaschine zu gebrauchen. Bey dieser Empfehlung hatte Hr. B. wohl mit bemerken sollen, daß auf dem Harze und in Freyberg längst eine ähnliche Maschine unter dem Namen des Harzer Vetterfalses mit sehr guten Erfolge ist ge-bräuchet worden. Hr. B. ist zu beiden Orten gewesen, wo das Buch herausgekommen ist; es wäre denn, daß das Manuscript damals nicht mehr in seinen Händen gewesen wäre. Uebrigens aber will die durch Rec. keineswegs die eigene Erfindung des Hn. B. freyung machen; vielmehr erlaubt er sich solchen zu bitten, die längt versprochene Beschreibung und Berechnung des englischen Cylindergebläses baldigst erscheinen zu lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

- Sonnabends, den 25. Februar 1797.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Beiträge zur praktischen Vieharzneikunde von K. A. Zwierein. 1796. 112 S. 8. (6 gr.)*

Nur durch genaue Krankheitsgeschichten, sagt der Vf. sehr richtig, die man in den meisten veterinärlichen Schriften vernimmt, kann die Vieharzneikunde zu größerer Vollkommenheit und endlich in ein ordentliches System gebracht werden. Leider ist es aber noch immer ziemlich allgemein der Fall, daß der rationelle Arzt von jeder Gelegenheit, Beobachtungen zu sammeln, ausgeschlossen wird, insofern dieser schon Weg dem mechanischen Schnitte oder Hirten, der ihn nicht zu benutzen weiß, täglich offen steht. Dank verdient daher der Arzt, der nach seiner Lage, so viel er kann, zur Ausbildung dieses Zweigs der Naturwissenschaft beiträgt! Der vor uns liegende Beitrag enthält schätzbar, keuer ganz unbedeutend, mancher wichtig.

Der I. Aufsatz handelt von einer besondern Krankheit unter dem Rindvieh, die sich im Fuldaischen im Frühjahr 1784. äußerte. Sie bestand in einer schmerzhaften Schwäche der Füße mit allmählicher, jedoch nicht tödlicher, Abmagerung; ihre Ursache war nach dem Vf. die heftige Winterkälte und die darauf erfolgte starke Hitze im Frühjahr. Der Vf. rathet mit Erfolg das Reiben der Füße und Waschen mit kaltem Wasser und Bewegung. (Rec. kennt dieses Uebel unter den Namen *Hanch*, und sah es mit einem Abfude von Tannenzapfen und Kümmel in Bier behandeln.) II. Eine Krankheit unter den Schweinen im Jahre 1785., welche von Käfern und Raupen entstanden war. Ein gastrisches Fieber mit wässerigen Durchfall, das erst mit gelinden abführenden, dann stärkenden Mitteln gehoben wurde. Hr. Z. sucht die Entstehung desselben durch den Genuß schädlicher Insekten zu erweisen; giebt jedoch die Art derselben nicht näher an, so wie überhaupt diese Aetologie noch immer des Umstandes zweifelhaft macht, daß nur junge halbjährige Schweine davon befallen wurden. III. Von den sogenannten *Franzenen des Rindviehs*. Der Vf. hält sie, wie gewöhnlich, für Fettklumpen; allein Rec. wird es immer wahrscheinlicher, daß es Wurmcysten sind. IV. Von einem Oefen von einem starken Hamorrhoidalblutflusse, gewöhnlich Lenden- oder Rückenblut genannt. Die wahre Natur dieser Krankheit ist den neuern Thierärzten nicht so unbekannt als der Vf. meynt; Fryleben und Jung, die er citirt, kannten sie freylich noch nicht, aber Busch in seiner Ausgabe A. L. Z. 1797. Erster Band.

des Jungsten Lehrbuchs beschreibt sie sehr richtig. So viel ist indess gewiß, daß unter den gemeinen Thierärzten noch die verkehrtesten Begriffe von diesem Uebel und dessen Behandlung herrschen. Hr. Z. verfährt antiphlogistisch, und rath, wenn das geronnene Blut durch Klystiere ausgeleert ist, und sich neuerdings wieder Blutabgang zeigt, gelind zusammenziehende Klystiere aus Kirchgummi oder Tischerlein zu geben, kalte Essigklystiere dienen ebenfalls. Ungerne vermisst man eine Darstellung der Ursachen des Uebels. V. Bewährtes Mittel bey dem Aufblafen des Rindviehs durch unbedeutende Kleefütterung. Es besteht in 1 Qu. Akelisaamen mit Butter auf Brod gestrichen und darauf 20 — 30 Tropfen Steinöl gethan. (Doch wird in höhern Grade des Zufalls der Stroh immer das einzige Mittel bleiben.) VI. Vom Zungenkrebs unter dem Rindvieh. Es war die gutartige Maulseuche, die 1786. im Fuldaischen herumging. Hr. Z. ist geneigt sie für ein bloß örtliches Uebel zu halten, das vielleicht durch das Kauen des zähen, harten Futters entstehe, und zweifelt, ob eine besondere Verderbnis der Saftes dabey zum Grunde liege, weil sich sonst an dergleichen Thieren noch mehrere krankliche Zufälle äußern würden, die aber ganz fehlen. Die fürchterlichen Schilderungen der meisten Epizootien dieser Art schreiben sich daher, daß man die Krankheiten nicht genau untersuchte, und zu voreilig das Bild der seltern bösartigen Maulseuche oder des Zungenkrebses darauf übertrug. VII. Tödliche Wirkung des erfrorenen Futters (Krautes) bey Thieren. VIII. Von einer Lungenfaule oder Lungenfucht unter dem Rindvieh zu Schwarzbach im Oberamt Hammelburg im Herbst 1789. Diese Abhandlung würde an Vollständigkeit gewonnen haben, wenn der Vf. die Sectionsdaten und sein Heilverfahren beygefügt hätte; so beschäftigt er sich mehr mit der Frage: ob die Krankheit ansteckend sey oder nicht? er bejaht sie, und zwar, nach S. 83., weil der überzeugendste Beweis von der ansteckenden Eigenschaft einer Krankheit sey, wenn sie von einem Haupte auf das andere übergeht; allein gerade ist kein Beweis schwächer, weil der Uebergang oft nur scheinbar, und das Zugleichkranken mehrerer Haupter nicht einzig auf Ansteckung, sondern oft bloß auf Gemeinheit der Gelegenheitsursachen beruhen kann. Auch lies sich überhaupt noch aus manchen Gründen an der Ansteckungskraft der Krankheit zweifeln (s. Kasus Originalbeobachtungen.) IX. Warum werden die Schweine, die in die Mastung getrieben werden, niemals vollkommen fett und gemästet, so reichlich auch die Mastung immer seyn mag? Das stete Laufen in den Wäldern soll daran Schuld seyn.

seyen. X. *Schädliche Wirkung des verschleimten Grafs bey dem Rindvieh im Herbst: sie war Lungenfaule.*
 XI. *Nachtheilige Wirkung der Büchelmajung auf die Zuchtseime.* Das Oel der Bücheln erschläft, daher kam es, daß die Thiere häufig verwarren und selten fruchtig wurden. (Betrachtet sich doch nicht in des Rec. Gegend durch die Erfahrung.) XII. *Beobachtung einer sonderbaren Krankheit unter Karpfen.* Erst kauden mehrere ab, dann bekamen die andern auswendig kleine rothe schuppelartige Flecken, wurden durch die Zubereitung bröckelich und hatten einen faden Geschmack. Der Vf. konnte nicht die geringste Ursache dazu antfinden. XIII. *Von den Kunstgriffen einer berühmten Krankenkammerin bey Thieren (bloß jungen Schweinen):* sie bestanden hauptsächlich in fleißiger Wartung, Fütterung mit Milch und Brühen von ausgekochten Knochen. XIV. *Von einer Blüßgebur aus zurey zusammengewachsenen Kälbern.* XV. *Einfluß der strengen Kälte im Winter 1764. und 1765. auf Futter und Rindvieh.* Starkes Füttern erfrühter Kartoffeln machte Abmagerung des Rindviehs (Rec. hat schon nach dem häufigen Genuß der großen rothen, nicht erfrorenen Kartoffeln Fresluft und Verstopfung bey den Kühen beobachtet; selbst das Wasser, worinne dergl. Früchte gekocht werden, hat einen außerst scharfen, reizenden Geschmack.) XVI. *Von einem besondern Fehler der Milch bey einer Kuh.* Es schwammen gelbliche, weiche Butterklumpen auf der frisch gemolknen Milch, auch gab sie unzusammenhängende Butter. Die erfrorenen Kartoffeln wurden jetzt weniger gefüttert und Küchenfatz ins Futter gegeben. XVII. *Warum ist die Viehzucht bey uns in den meisten Ländern in schlechtem Zustande.* Ganz stimmt Rec. dem Vf. bey, wenn er unter andern sagt: „der Staat unterlasse seinen Kalendermachern, Zeitungsschreibern und Wochenblattverfabrikanten nachdrücklich, Viehzarneysschriften zu empfehlen, allerley Recepte und Arzneyen gegen Viehkrankheiten bekannt zu machen, und als unschicklich auszusprechen, es sey denn, daß solche Schriften, Recepte und Mittel erst vom angestellten Viehärzte untersucht und gut geheißen waren.“ Ungeheuer ist der Schaden n.f.w.“ In der That ein Wort, auch für die jetzige Zeit gesprochen! dem Rec. den Wunsch noch bezeugt: möchte doch der Staat überhaupt den Verkauf aller Geheim- und Universalmittel gegen Viehseuchen streng verbieten! XVIII. *Merkwürdiges Gesetz der Engländer wegen Behandlung der Thiere.*

ERLANGEN, b. Palm: *Versuch eines vollständigen, systematischen Lehrplans für Thierarzneysschulen von Joseph Friedrich Gotthard dem Jüngern, öffentl. Lehrer der Fleischnenzergliederung- und Thierarzneykunde zu Bamberg, 1766. Die Einl. 74 S. der Lehrplan. 131 S. 8. (12 gr.)*

Der Vf. entledigt sich hierdurch, eines Auftrages, den er von dem verstorbenen Fürstbischöffe erhalten hatte, und zwar auf eine Art, der das Publicum seinen Beyfall nicht wird verweigern können. Die Aulage

des Plans ist mit vieler Genauigkeit gezeichnet, alles Nöthige umfassend, durch gehörige Modificationen dem verschiedenen Bedürfnisse der Zöglinge angepaßt, und alles auf den bestimmten Endzweck, Bildung des Praktikers, hinberechnet. Einige Erinnerungen kann jedoch Rec. über einzelne Theile derselben und über die Ordnung der Gegenstände nicht unterdrücken. — Die Einleitung enthält I. *Betrachtungen über den Werth der nützlichen Hausthiere.* (Warum schließt der Vf. fast durchgängig die Hunde, und die Geflügelarten aus? gehören sie nicht auch zu den Hausthiere, und ihre Krankheiten für den Thierarzt?) II. *Einige Bruchstücke aus der Geschichte der Thierheilkunde.* Großentheils, so wie die dazu gehörigen chronologischen Verzeichnisse der Thierärzte und einiger thierarzneykundiger Schriften, nach Löttings tabellarischer Uebers. der Gesch. der Thierheilkunde 1794., ohne daß es der Vf. anzeigt. Bey dem allerdings wahren Lobeserhebungen, die dem Engländer als Viehzüchter gebühren, hätte doch nicht unbemerkt bleiben sollen, daß demungeachtet die praktische Thierheilkunde durch England wenig Aufklärung erhalten hat, und warum? Ueberhaupt wurde eine kurze Untersuchung der Fragen, was und wie viel jede Nation zur Bildung des Ganzen beytrug, welche Männer jeder Nation die ersten Reformatoren waren, welches die Ursachen der frühern oder spätern, der vernachlässigten oder beförderten Kultur der Kunst in einzelnen Ländern waren u. d. gl. auch in diesen Bruchstücken ausführbar und unfreistlig lehrreicher gewesen seyn, als die trockne Namentabelle. III. *Allgemeine Betrachtungen über die landwirthschaftliche Thierkunde.* Unter dieser versteht der Vf. den Inbegriff alles dessen, was der Landwirth für die Erhaltung seiner Hausthiere zu thun hat, was hingegen zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit eigentlich geschehen soll, nennt er *wissenschaftliche Thierkunde.* (Beide Benennungen scheinen unpaßend, denn das, was der Vf. *landwirthschaftliche Thierkunde* nennt, kann ja eben so wohl *wissenschaftliche Thierkunde* seyn, man mag sie nun als einen Theil der Oekonomie oder der Thierheilkunde betrachten, und eben so wenig erschöpft der Name *wissenschaftliche Thierkunde* den Begriff, den ihm der Vf. unterlegt, sie ist nichts mehr und nichts weniger, als praktische Thierheilkunde.) Dieser Abschnitt schildert hauptsächlich die Fehler der Wartung und Zucht und die Mittel sie zu verbessern. IV. *Ueber die Ursachen, welche in unsern Zeiten die Kultur und eine größere Verbreitung der wissenschaftlichen Thierheilkunde verhindern.* Sehr wahr!

Lehrplan der Thierheilkunde. 1) *Thierzergliederungskunde.* Recht sehr billig Rec. die Idee des Vf. die Zootomie mit Zoophysiologie verbunden vorzutragen, ob ihm gleich die Schwierigkeiten bey dieser Art des Vortrags nicht unbekant sind. Denn so will Hr. G. mit der Demonstration des Gehirns, der Nerven und der Sinusorgane den Anfang machen. Dies dürfte aber wohl für den Lernenden etwas zu früh seyn, denn die zootomische Untersuchung besonders des Hirns und Nervenystems setzt die Be-

kannthschaft mit so mancherley andern Theilen, zum allerwenigsten mit dem Knochen, als eine, voraus, die der Anfänger noch nicht hat kennen lernen. Ware es vielleicht nicht schicklicher, wenn gleich in der Einleitung, die der Vf. diesem geschnittenen Unterrichte vorauszuschicken gedankt, das Allgemeine über Nervenkraft und überhaupt über Nerveneynfuss auf die Oekonomie des thierischen Körpers mit berührt, die zoonomische Physiologie selbst aber mit der Knochen Knorpel und Bänderlehre erstodnet würde, denn erst die Nervenlehre folgte, und an diese dann die Muskellehre u. s. w. sich angeschlossen. Diese Ordnung würde unsreitig einige Schwierigkeiten heben, immer aber noch manche Wiederholungen oder Voraussetzungen besonders im physiologischen Vortrage nöthig machen; allein, werden sich wohl je die Erscheinungen der thierischen Natur in ein vollkommenes schickgerechtes System zwingen lassen? Nicht ganz billigen kann Rec. ferner, daß das Einleitungssystem von Blutgefäßsysteme getrennt und erst zwischen beiden die Abfönderungs- und Ausleerungsorgane betrachtet werden sollen. Und überhaupt, wozu die allgemeine Rubrik: Abfönderungs- und Ausleerungsorgane, da doch mehrere derselben unter dem speziellen Kapitel: Verdauungswerkzeuge, aufgeführt werden? Wahrscheinlich: um die physiologische Lehre von den Abfönderungen hier anbringen zu können; jedoch diese können ja süglich gleich nach der Lehre des Kreislaufs abgehandelt, und dann die Harnwerkzeuge u. s. w. betrachtet werden. Dieser Abschnitt liefert zugleich den Grundriß eines zoonomischen Gebäudes. *III. Gesundheitslehre (Hygieie und Prophylaktik.* Gehörten nicht auch die Regeln des Hufschlags für gesunde Pferde hieher, welche der Vf. erst nach den chirurgischen Operationen vorträgt? *IV. Schönheits- und Gesundheitszeichenlehre.* Unsreitig würde diese Lehre passender gleich auf die Zoonomie folgen, so wie die Gesundheitslehre dann einen schicklichen Uebergang zu *V. Zucht der Hausthiere* machen würde. Dieser Abschnitt enthält die *Gefüßlehre.* Hier will auch schon der Vf. die Geburtshülfe beybringen, aber ist dies für den Zögling, der noch keinen pathologischen Unterricht genossen hat, nicht zu früh? *VI. Die allgemeine Krankheitslehre.* *VII. Die allgemeine Heilungslehre.* Mit dieser verbindet der Vf. eine zweckmäßige Botanik, Arzneymittellehre, die Lehre von den mechanischen Hülfsmitteln, Pharmazie, Formulare. *VIII. Practische Thierheilkunde.* Die Abtheilung der Krankheiten, wozu der wesentliche Unterschied derselben den Grund angebt, ist wegen der Unvollkommenheit und Unbestimmtheit in vielen Thierkrankheiten manchem Hindernisse unterworfen. der Vf. hat sich daher folgende, gewiß zu billige Ordnung gewährt. *I. Sporadische Krankheiten.* Krankheiten der Pferde und ihre Behandlung. *I. Auserliche Krankheiten.* 1) Von der wahren und falschen Einzündung. 2) Von den Geschwülsten a) Geschwülste von Ansammlung thierischer Saft. b) von Veränderung des Wesens der Theile oder von Austreibung der Eingeweide. c) durch Ausdehnung und Er-

weiterung der Theile, d) Geschwülste, die fremdartige Körper enthalten. e) die chronischen Geschwülste. (Die beiden letzten Arten können wohl keine eignen Klassen ausmachen, sondern gehören zu irgend einer der vorigen. 3) Die Lehre von den Trennungen der Theile. 4) Die Lehre von den Geschwüren. 5) Die Krankheiten der Haut. 6) Die Knochen und Gelenckkrankheiten. 7) Die Krankheiten des Hais. 8) Die Augenkrankheiten. *II. Innerliche Krankheiten.* 1) Die Fieber, Entzündungsfeber, Flusfeber, Gail-Scheim-Faulfeber u. s. w. 2) Die übrigen Krankheiten mit oder ohne Fieber. 3) Die Krankheiten des Köpfs, die Krankheiten der Empfindung und Bewegung mit eingeschlossen. (Die Hirnwuth ist allermeistens eine Krankheit der ersten Wege) b) die Krankheiten der Werkzeuge des Athemholens c) die Krankheiten der ersten Wege d) der Werkzeuge des Harnes e) der Geschlechtstheile (hier wäre wohl die Geburtshülfe einzuschalten.) f) die Kachexien und Kachexien. Dann folgt die Lehre von den Operationen der Pferde, der Hufbeschlag; die Krankheiten des Horreviels, der Schaafe und Schweine. *IX. Epizootien.* 1) Allgemeiner Unterricht über epizootische Krankheiten; (auf das mechanische Verfahren bey pathologischen Sectionen S. 77. kommt nicht wenig an; eine Anweisung, wie sie nicht nur im Allgemeinen, sondern auch in besondern Fällen anzustellen seyn, dürfte hier nicht am unrechten Orte stehen.) 2) die besondere Lehre von einzelnen Seuchen. Hier folgen die Krankheiten der Hunde beygebracht werden. *IX. Ausübung der praktischen Thierheilkunde bey den kranken Thieren selbst.* (Klinik. *X. Die thierärztliche Polizey;* enthält. *I.* Die Anstalten in Hinsicht einer bessern Viehzucht, *II.* die Anstalten zur Erhaltung des gesunden Viehs und Verhütung der Krankheiten. *III.* Zur Beforgung des kranken Viehs in einzelnen Krankheiten oder bey Seuchen. *IV.* Die Anstalten um die Gefahr abzuwenden, welche den Meßstien durch kranke Thiere zuwachsen kann. (Mehrere der hier angedeuteten Gegenstände gehören eigentlich in die gerichtliche Thierheilkunde, einem Fache, dessen Umarbeitung in unsern Tagen zum wirklichen Bedürfnisse wird.) *V.* Die Kunst Berichte an die Landesregierungen abzufassen. Zum Schluss beantwortet der Vf. die Fragen: welchen Zuhörern ist der Unterricht in der Thierheilkunde unentbehrlich, welchen nützlich und in welcher Ausdehnung und Einschränkung kann er der einen oder der andern Absicht entsprechen? (Solche Modificationen des Unterrichts nach den Bedürfnissen und Forderungen der verschiedenen Zöglinge oder Dilettanten werden freylich so lange immer noch zu dulden seyn, als der Staat keine eignen Thierärzte im Lande anstellt; aber im Grunde ist es gerade dieser Unterricht, der so viele Halbweiser, so viele Quackalber macht, und dadurch die gediehlern, schnellsten Fortschritte der Kunst behindert.) Hr. G. halt bey einem einzigen Lehrer drey volle Jahre für erforderlich zum ganzen Kurs, bey mehreren zwey, in Frankreich hat man neuerlich vier Jahre bestimmt.

OEKONOMIE.

PRAG, b. Calve: *Pomona Bohemica* oder tabellarisches Verzeichniß aller in der Baumfchule zu Jaromirz kultivirten Obſtforten, nebst den Provinzialbenennungen und kurzer Anzeige der Güte, Zeit und Dauer der Früchte: von *Matthias Rofler*, Kreisdechant (en) zu Jaromirz. 1795. 66 S. ohne den Vorbericht.

Dieser würdige Mann verdient aller Rechtfchaffenen Achtung und seiner Mitbürger Dankbarkeit. Mit dem rühmlichſten Patriotismus beſördert und verbessert er die nützliche Obſtkultur in Böhmen. Zu dem Ende hat er nicht nur in Jaromirz eine ſehr beträchtliche Baumſchule von den ausgeſuchteſten Obſtforten ſowohl von Tafelobſt als wirthſchaftlichem angelegt, ſondern er hat auch, wie Rec. von ſicherer Hand bekannt iſt, den ſchönſten Weg eingefchlagen, den guten Endzweck zu erreichen, und ſeine Landsleute in der Baurerzie-

hung und Wartung zu unterrichten, indem er über 100 Exemplarien von Chriffs Baumgartner auf dem Dorfe, wie auch verſchiedene von deſſen Handbuch über die Obſtbaumzucht und Obſtlehre gekauft und den Schullehrern und Jünglingen in die Hände geliefert, daß alſo die erwünſchten Früchte ſeiner edlen Bemühungen zu erwarten ſind. Ungeachtet aber dieſer in Wahrheit ehrwürdige Geiſtliche ſeinen Kreiſs verlaſſen und nach Podbrad befördert worden, ſo hat er auch bereits daſelbſt eine noch beträchtlichere Baumſchule angelegt und ſetzt auch da ſeine edle Bemühung fort, ſeine Gegend zu beglücken. In ſolchem Lichte zeigt ſich nur der Menſchenfreund, deſſen Aſche einſt noch ſeine Landsleute ſegen und Dank und Ruhm zollen werden. — Das tabellarische Verzeichniß ſeiner angepflanzten Obſtforten iſt überaus reichhaltig, indem ſich das Apfelregister auf 266 Sorten beläuft, das Birnregister auf 181, Pflſchen auf 36, Abrikofen auf 12, Kiſchen auf 46, Pflaumen auf 34.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYERLEHNTHET. *Neuwied, b. Gehra:* *Brymfohn (i) practiſcher (u) Pferdearzt (en) in London Receipt-Tafelbuch zur Pferdehebbuhr oder practiſche Anweiſung alle Krankheiten der Pferde zu heilen. u. d. Engl. nach der achten Auflage überſetzt v. L. F. H. Hammer.* 1796. 38 S. 8. (8 gr.) Was von Receptſammlungen in der Menſchenheilkunde gilt, gilt auch von ähnlichen in der Thierheilkunde; ſie hindern die Fortſchritte der Kunſt, indem ſie die Ausübung deſſelben bequemer zu machen ſcheinen, ſie beſördern die Empirie, die leider in der Thierheilkunde ohnedies gerwin genug iſt; der rationelle Thierarzt bedarf ihrer nicht, und der Nichtthierarzt benutzt ſie aufs gerathewohl, meiſtens zu ſeinem und ſeiner Kranken Nachtheil. Beſonders müſſen ſolche Mißgriffe dann erfolgen, wenn die Krankheit, wider welche dieſes oder jenes Recept verzeichnet iſt, dabei bloß im Allgemeinen genannt wird, keine Indicationen und Contraindicationen näher beſtimmt, die verſchiedenen Krankheitsſtadien und Complicationen nicht genau angegeben ſind, und weder auf das Alter, noch auf die Leibesbeſchaffenheit u. ſ. w. Rückſicht genommen iſt. Und dieſes iſt auch bey dem gegenwärtigen Buche der Fall, es erfüllt ſeine Bedingungen eben ſo wenig, als viele Hunderte ſeiner Brüder. Was die Formeln ſelbſt anbelangt, ſo ſind die meiſten ſo zuſammengedrückt und koſtbar, daß ſie nur für den Maſſall eine Fülle geſchrieben zu ſeyn ſcheinen. Der deutſche Thierarzt weiß bereits eben ſo wirksame weis einfacher zu verſchreiben. In einer mehr concentrirten Geſalt dürften indeß mehrere Verordnungen; beſonders die äußerlichen, ihren Nutzen haben. — Die Namen der Arzneymittel hat der Ueberſetzer laſſenwiſe gelaſſen, ohneachtet er verſichert, daß er dieſe Ausgabe für ſeine deutſchen Landsleute, und damit ſich auch der gemeinſte Mann ſogleich Raths erholen könne (?) verfaßt habe.

Zugleich iſt noch eine andere Ueberſetzung eben dieſes Buchs unter der Aufſchrift: *Brymfohn Receipt-Tafelbuch oder allgemeiſſenſchaftliche Anweiſung die Krankheiten der Pferde zu heilen*, nebst Ph. Chaberts Anweiſung den Fluß der Pferde zu erkennen u. ſ. w. Leipzig bey Liske 1796. erſchienen. Wie eine ſolche Anweiſung den Titel einer allgemeiſſenſchaftlichen verdient, ſieht Rec. nicht wohl ein. In dieſer Ausgabe ſind die Formeln inſammt deutſch, haben auch in einer andern Ord-

nung; welche von beiden die des Originals ſey, iſt Rec. daz das letztere nicht beſitzt, unbekant.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. 1) *Halle, in Commiſſion der Hemmerde- und Schwetſchkeſchen Buchh.* *Predigt zum Gedächtniſſe des am 23 Febr. im 73 Jahre ſeines Alters verſtorbenen Herrn Georg Jakob Pauli, königl. Conſiſtorialraths, Hofpredigers und Inspectors zu Halle, den 9ten März in hieſiger Domkirche gehalten von Johann Carl Piſchen, zweytem Domprediger.* 1795. 30 S. 8.

2) *Hannover, b. den Gebrüdern Hahn:* zum Beſten des Wittwen und Waiſen der im Kriege gebliebenen Hannoveraner: zum Andenken Sr. Excellenz des Herrn Georg Wilhelm von dem Buſſe, Charthausvorigen Generals der Infanterie, und Commandanten der Feſtung Hameln, welcher den 11ten December 1794. in dem Gefechte an der Waal ſein Leben verlor, gewidmet von Johann Ludwig Löber, Garniſonprediger in Hameln. 1795. 38 S. 8.

Beide Predigten verdienen hier eine Anzeige, theils wegen ihres Gegenſtandes, da ſie dem Andenken zweyer Männer gewidmet ſind, die in einem ganz verſchiedenen Wirkungskreiſe durch die Güte ihres Charakters und ihre Verdienſte um das Vaterland ſich ausgezeichnet haben, theils wegen der zweckmäßigen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes, die ſie uns als Muſter guter Leiſenpredigten darſtellt. In der erſten zeigt der Vf. nach Hebr. 13, 7. wie ſelbſt der Tod die Feriung zwischen einer Gemeine und ihrem Lehrer nicht ganz aufhebt, und macht davon die Anwendung auf den Verſtorbenen. Die zweyte handelt nach B. d. Weiſh. 4, 7. von dem Troſt bey dem zu frühen Tode des rechtſchaffenen Mannes, wobey der erſte Theil das Bild des rechtſchaffenen Mannes in der Perſon des vorwiegenden Helden darſtellt. In beiden wird den Zuhörern in einem planmäßig jedem anders verſtändlichen und würdigen Vorſatze viel Lehrreiches und Rubrendes geſagt. Die Characteriſirung in N. 2. iſt ſteiferhaft und hat das Eigene, daß auch die Fehler des Verſtorbenen nicht unberührt geblieben ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnenabends, den 25. Februar 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Robert und Elise*; oder die Freuden der hohen Liebe. Vom Verfasser des *Hallo*. 1796. Erster Theil. 368 S. Zweigter Theil. 368 S. Mit einem Titelkupfer. (2 Rthlr. 4 gr.)

Ein Knabe, dem Vater und Mutter auf einer Flucht aus ihrer Heimath in fremdem Gebiet starben, wird in das Waisenhaus der Residenz gebracht, wo ein vortrefflicher Vorsteher ihn väterlich aufnimmt, und nach dessen Tode auf seiner fernern Laufbahn der wackre alte Fürst selbst, und weiterhin ein Kaufmann seine Wohlthäter werden. Dieser Knabe war eine Lilie auf dem Felde, die der himmlische Vater kleidet, ohne das sie arbeitet und spinnt. Jedoch war er fleißig, und lernte schöne Sachen; auch an Zartheit gleich er der Lilie. S. 28. „Alle sogenannten Bodwissenschaften lieben sofort von seinem Studienplan ausgeschlossen, weil er weder Advocat, noch Arzt, noch Prediger zu werden Lust hatte. Zeichner, Philosoph und schöner Geist zu seyn, war das Ziel, das er sich setzte.“ S. 31. „So ward er ein junger Mann von so hoher Empfindung, das ihm tausende daron nicht folgen konnten.“ So ward er denn auch bald so eigeninnig gegen die Vorführung, die er in Verdacht besondrer Pläne mit ihm hatte, wie das verzogene Kind gegen die nachsichtige Mutter. Er wendet seine Zeichenkunst bloß dazu an, ihr ein Ideal vorzuschreiben, nach welchem sie ihm ein Weib schaffen sollte. Daneben bildet er seine Begriffe von *höherer Liebe* aus, in denen der *Thierheit* unzählig oft gedacht wird. Ohne *außerliche Schönheit* kann er sich S. 52. keine höhere Liebe denken. Er will ein Mädchen, deren *sprechendes weibliches Auge seinen männlichen Geist erhebt*, deren *regelmäßiges weibliches Profil ihm mit hohen Empfindungen erfüllt*, die *ihre vollkommne Figur vollkommen in ihrer Gewalt hat*, und er begehrt den Druck einer *schönen Hand*. Nur der *Uebergang* der *Thierheit* entkräftet die Wirkung der Schönheit. „So viel mögen Liebende (S. 87.) an Lebensgeistern, an elektrischem Feuer, an Aether, oder wie wir es nennen wollen, abgeben, als dazu nöthig ist, im *Geiste der sparsamen Natur wandelnd des hohen Aetherglücks theilhaftig zu werden*; aber — mehr als dies — zwecklose Verwischung — *Orang-outangismus*.“ Jetzt stürzt unser Robert an, nach seinem Ideal zu suchen, mit dem festen Zutrauen zu finden, weil (S. 204.) „wenn die Zeichnung keinen Widerspruch enthält, doch irgendwo jemand da A. L. Z. 1797. Erster Band.

„seyn muß, der sie in der Natur darstellt, weil (S. 225.) der Zeichner sonst mehr könnte, als unser Herr „Gut.“ Der Kaufmann trägt ihm seine Tochter an, aber sie ist es nicht; sie ist, wie er sehr gut beschreibt, nur ein Pensionsmädchen. Robert wankt freylich, ob er den vorthellhaften Antrag nicht für eine Veranstaltung der Vorführung erkennen soll; allein er fragt sich dagegen: ist nicht die Vorführung, die dir dein Ideal reichet? und schlägt „das schöne Fleisch mit dem schönen Golde“ im Namen der Vorführung und seines Ideals aus. Unter einer Silberpappel, mit der er einen freundschaftlichen Verkehr zu treiben pflegte, seit sie ihm einmal den Willen des Himmels zugeraucht (S. 44.), faßt er den Entschluß, alles Erstes auf eine Entdeckungsreise nach seinem Ideal auszugehen. Manche Erscheinungen täuschen ihn. Olympe, die Dichterin, schien ihm sehr himmlisch, aber er traf so auf dem Sopha mit einem gewissen Florian (S. 158.), sprackte über ihr aus, und schrie: „Pflui Teufel! Pflui Teufel! hundert tausendmal Pflui Teufel!“ (S. 160.) „Olympia heist sie, Kribia ist sie, ein siegenartiges Geschöpf!“ Er sah Franziska, aber „sie wachte lieber unter Menschen, als unter Bäumen und Blumen seyn.“ Eine Fr. von R., die ihn zu ihrem Gemahl machen will, ist zu alt für ihn. Er findet ein Weib mit einem griechischen Profil, die dem bewußten Ideal fast ganz, bis auf die Größe, entsprach: allein sie war die Frau eines andern. Renette und ihr Gatte werden seine Freunde, doch ist er bald gezwungen, größerer Gefahr zu entweichen, nachdem zwischen ihm und der Freundin unter einer Silberpappel ein Auftritt vorgefallen war, wo „Herz an Herz schlug.“ Ein andermal begegnet ihm in einer Räuberhölle ein wundervolles, heroisches Geschöpf, Angelika, der man den Brautigam getödtet, und sie nur fortgeschleppt hatte. Sie wird seine Retterin, trennt sich aber von ihm unter einem wilden Birnbaum, um ihre Heimath wieder aufzusuchen. Wer sich ist, will sie ihm nicht sagen, will es von ihm nicht wissen: „damit wir (S. 185.) wie in dem unerklärlichen Gang unfer Schicksale auf immer etwas heiliges, für unser Herz, so auch in dem Geheimniß unfer Personen etwas ewig entzückendes für unsre Phantasie behalten.“ Nun nähert sich der große Augenblick. Er hat sich in einer schönen Gegend auf eine Weile niedergelassen, und kommt einst in ein Thal, das die übrigen alle noch an Schönheit übertrifft. Unter einer Eiche, die mit ihren Gipfeln die Wolken durchbohrt, fällt er voll süßen Staunens über allen diesen Thalgenossen nieder, und betet; und hier hat er die erste Vision von der, die es ist. Als Vision erscheint

„Achtet sie ihm anfangs, aber er greift endlich zu (S. 251.), und gräß! — Elise.“ Ein Falsch liegt auf, sie dreht sich, er erblickt ihr Profil. (S. 253.) Noch ein Falsch liegt auf der andern Seite auf, er dreht sich um, und „sie sah auch sein Profil. Das ist sie! — Das ist er!“ sprachen Robert und Elise zugleich.“ Auch sie hat sich ein Ideal gezeichnet, auch ihr haben die Silberpappeln Orakelsprüche zugesandt: die Symmetrie ist vollkommen. Sie erklären sich sogleich über ihre Begriffe von der Thierheit, und von dem Letzten in der Liebe, das die Menschen zum ersten zu machen gewohnt sind. Elise ist die Tochter eines reichen Antiquars aus der Nachbarschaft. Von Seiten des Vaters scheinen die Hindernisse unübersteiglich, aber die kerkende Mutter copulirt die beiden Ideale. Sie werden getrennt, Robert schweift wieder umher, erkundigt sich überall zuerst nach den Silberpappeln, und triffst bey der Fr. von R. Henrietten, deren Mann indessen gestorben ist. Sein Herz giebt sich ihrer Liebe, die jedoch nur vollständige Freundschaft von ihm begehrt, mit großer Leichtigkeit hin. Es fallen viele sonderbare Auftritte zwischen ihnen vor. Zur vollständigen Freundschaft findet Henriette nöthig, das auch die Nacht sie nicht trenne, und richtig es daher so ein, das er dicht neben ihrem Bett auf Stühlen schlafen muß. „Henriette. Nund die Hand „recht herzlich her, Lieber! (Robert reicht sie ihr.) „Ach so! so! das nenne ich Trautheit.“ Ungeachtet der Theorie vom Ersten und Letzten fällt ihnen doch bey allen Gelegenheiten das Letzte ein, und so erzählt Henriette (S. 144. im 2. Th.), denn auch jetzt dem Robert, wie ihr verstorben Mann eben so gedacht, und wie er ihr „nach jenen schäpferischen Minuten, die ihrem Kinde das Daseyn gaben“, gesagt: „dafs „solch Vergehen für uns Menschen wohl darum Statt „finden möchte, das wir uns nicht selbst als die Schöpfer andrer Geister, sondern als bloße Instrumente „des obersten Geisteschäpfer erkennen sollten, die „nicht einwahl wüßten, was sie thaten, und dafs der „damit verbundene Nervenzauber uns bloß die Freundschaft vermittelten solle, welche Gott habe, wenn er „Menschen schaft.“ (Wir haben die dem Ff. eigene Orthographie in dieser ausgezogenen Stelle beybehalten.) Jene Nachtproben werden nicht wiederholt, weil sie ihm bey allem dem gefährlich dünken, und Elises Mifion ihm auf seinen Ruf nicht mehr gehorchen will. Doch besteht er noch manche ähnliche Abenteuer, da sich die immer unbekannte Angelika zu ihnen gesellt, und er lange Zeit zwischen den Schlafzimmern beider das feinnige hat. Gegen das Ende findet er Elisen wieder, die er todt glaubte, und sieht daher bey ihrer Erscheinung höchst ungebührlich. S. 234. „Sie lehr noch — (lacht überlaut) sie „lebt noch — ich lebe noch (kuchirt fürchterlich, „geht zum Sarkasmus über, bekommt Convulsionen.)“ Sie wird die feinnige lange nachdem sie sich für seine Frau erklärt hat, theils abgedorrt Mafsen, theils weil sie sich von einer Krankheit erholen muß. Trauen lassen sie sich nicht weiter. Elise laßt ihn nun selbst zum Vater werden ein. S. 360. „Ihohes Bewußtseyn,

„dafs sie ein Schöpferwerk vorhätten, das nur in ein „thierisches Gewand gekleidet sey, führte die Erden einander in die Arme.“ Sie warteten den „Erfolg der „ser Nacht ab, der sich bald zeigte.“ Zweyterley wollte der Ff. den jungen Lesern und Leserinnen ins Herz legen: „dafs sie mehr suchen sollten, als gewöhnlich geschieht, und dafs sie das Thierische der „Liebe nicht höher würdigten, als sichs für Mensch hon „gebührt und geziemt.“ Eine aufschauliche Vorstellung von dem Wege zu geben, den der Ff. dazu eingeklagen hat, war nicht anders, als durch einen Auszug möglich, der freylich noch unendlich viel sowohl des wirklichen als des aufscheinenden Unsinns unberührt läßt. Wir hoffen, der Ff. werde keinen Schaden damit anrichten. Die Schwärmerey ist so dick aufgetragen, dafs sie zugleich schon als Parodie gelten kann. Was sie erträglich, ja sogar hin und wieder anziehend macht, ist eben diese belustigende Seite derselben, mit manchen Stellen vermisch, worin die wahre und vernünftige Seite der Tendenz des Buchs sehr glücklich ausgedrückt ist. Dabin rechnen wir folgende: Th. I. S. 26. „Erst falsche Schamhaftigkeit, und dann wahre Unverschämtheit — dies „ist der gewöhnlichste Gang bey der höchsten Angelegenheit der Menschheit. Weg mit ihm; er führt „durch ein kurzes Eden in die lange Wüste Zara.“

- 1) KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Der Freund der Schoofhündchen*. Ein Neujahrsgeſchenk für Damen auf das Jahr 1797. 12. XVI u. 163 S. Mit einem Titeltupfer und 12 Monatskupfern. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 2) ALTONA: *Frauenzimmer-Almanach* mit Kupfern und Musik. Für das Jahr 1797. 12. 184 S. (18 gr.)
- 3) MANNHEIM, im neuen Kunstverlag: *Tempel der Mufen und Grazien*. Ein Taschenbuch zur Bildung und Unterhaltung. Zweyter Jahrgang 1797. 12. 288 S. Mit einem Titeltupfer und sechs Monatskupfern. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Büchlein Nr. 1. ist wie eine Revision des gesamten Erziehungsweſens der Schoofhunde zu betrachten. Der Einfall ist ſo artig, als gründlich ausgeführt, und verräth die Pflege der vollkommensten Muſe; weswegen die Damen ſich auch kein Gewiſſen daraus machen dürfen, dieſes Geſchenk mit Freuden anzunehmen, ſicher, dafs es dem Vt. keine Zeit koſtete, die er ſchöner anzuwenden wußte. Nur durch dieſen Umſtand war es möglich, den wahrſcheinlichen Hauptzweck einer Unterhaltung, die etwas ſehr ſcheinen könnte, mit ſo viel ächter natuꝛliſcher Belehrung zu verknüpfen, dafs dieſe gar ernſtlichen Dank und vorzüglich unsre Bewunderung verdient. Gewiſſe bereits vorhandene und oft gebrauchte Formen des Witzes konnten die Arbeit von der einen Seite leicht genug machen; allein von der andern gehörte eine Geduld dazu, welche dem Wohlgefallen auch Abſtand beywacht. Eine Zugabe iſt der neue franzöſiſche Kalender mit den neuen Namen der

der Monate, der Eintheilung in Decaden, und statt der Heiligennamen auf jeden Tag mit der Benennung einer Pflanze oder eines Minerals, auf jeden *Quintidies* eines Thieres, und auf jeden *Decadi* eines Wirtschaftsergüthes versehen, welchem eine deutsche Uebersetzung beygefügt ist. Freylich ist es nicht die Schuld derselben, wenn die Vergleichung der französischen und deutschen Namen für diese Dinge zu Betrachtungen über den Uebelklang unsrer Sprache führt, und die Hoffnungen derer entsetzen muß, welche gern mehr Botanik in unsre Poesie aufgenommen sehen.

Weit weniger dringend können wir den Damen Nr. 2. zur Lectüre empfehlen; schwerlich werden sie, wenn sie nicht ganz unbelen sind, etwas Gutes daraus finden, das ihnen nicht schon bekannt, oder etwas unbekanntes, das nicht mittelstaltig, oder so wie die Kupfer und dazu gehörigen Erzählungen ganz schlecht wäre. Der Herausg. hat sich ein paar Romanzen von Pfeffel, einige Lieder von Jacobi und eins von Gleim, dann die Wasserläufe von Wieland zugeeignet, gegen die, so meisterhaft die lustige Geschichte erzählt ist, in einem Taschenbuche für junge Frauenzimmer doch wohl Bedenklichkeiten eintreten möchten. Der Storch und Rohrdornel erscheinen (S. 160.) gleich nach den tragisch wüthenden Scenen wie Saul unter den Propheten; durch ein paar Muster von ziemlich geschmacklosen, aber modig seyn sollenden Strickereyen ist am Schluß für die volkommene Beruhigung des Gemüths gesorgt. Von so zwecklos zusammengegrasteten Producten hat der Setzer wirklich mehr Mühe als der Herausgeber.

Fast dasselbe gilt von Nr. 3. Nur ist die Sammlung etwas reichhaltiger ausgefallen, (Herders *Terpsichore* ist vorzüglich stark benutzt; S. 75. ist ein überlitztes Stück aus *Nopce's* bekannter Schritt über den Tanz; S. 208—226. ist aus den *Texten zum Denken* von Fr. Schulz genommen) und ein Theil davon besteht aus Scenen noch ungedruckter dramatischer Werke. Zwar erwecken die Bruchstücke aus Hn. Schmieders Trauerspiel, *die Dolche*, oder aus einem andern: *die Kinder der Liebe*, keine sonderliche Begierde, sie erganz zu sehn: sie sind so beschaffen, daß ein Ganzes, wovon sie einen Theil ausmachen, schwerlich gut seyn kann. Hn. Ismael finden wir in einem *Aussage* und Scenen aus dem Schauspiel, *der Spieler*, grade so wieder, wie wir ihn schon auf das genaueste auswendig wissen, da er den Gegenständen sowohl als der ganzen Manier seiner Darstellung nicht die Zeit laßt, seinem Gedachniß freud zu werden, und sich aus ihrer Beschränktheit zu erheben. Je neuer daher seine Stücke sind, desto weniger haben sie den Reiz der Neuheit. Ueber das Fragment eines Schauspiels von Kotzebue kann man am wenigsten urtheilen, da meistens bey ihm das Einzelne besser ist, als das Ganze. Alle neun Mufen haben hier übrigens ihr bescheiden Theil erhalten, und sie können noch von Glück sagen, daß sie nur symbolisch als Ueberschriften dienen, nicht wie die Grazien und

der Apollo auf dem Umschlage in eigner Person als Vogelcheu hingestellt sind, um die Grazien abzuschrecken, statt, wie es die Absicht des Herausg. war, „ihnen noch mehr Freunde zu erobren,“ wobey der Zeichner keineswegs „im süßesten Verem“ mit ihnen gewesen ist. Weniger schlecht sind die Kupfer im Buche selbst gerathen; besonders das Bildniß des Feldmarschalls Gr. v. Würmser ist sauber gestochen.

ALTONA, b. Hammerich: *Thomsons Jahreszeiten* in deutschen Janben von Harries. 1796. LXXII u. 350 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (2 Rthlr.)

Dies ist die fünfte Uebersetzung der *Jahreszeiten* ins Deutsche, aber die erste metrische: denn die älteste von Brookes, die in ihren achtfüßigen Janben das Original so reichlich durchwärfert, und alles doppelt und dreysach wiederholt, kann kaum dafür gelten. Sie erinnert uns, wie schnell unsre Sprache die größten Umwandlungen erlitten, (sie erschien im J. 1745. also in der Jugendzeit der ältesten unter unsern jetzt lebenden Dichtern,) und wie sehr folglich auch die Forderungen an den Dichter oder poetischen Uebersetzer in dieser Hinsicht gesteigert sind. Ob man gleich, der Regel nach, jeden Dichter so viel möglich in sein eignes Sylbenmaas übersetzen soll, so liesse sich doch zweifeln, ob für Thomsons landschaftliche Poesie der Hexameter nicht angemessener gewesen wäre, weil die malerischen Beywörter in ihr eine so große Rolle spielen, und der Janbe uns in Ansehung derselben sehr einschränkt, indem darin weder gewöhnliche Adjectiva vor jambischen Substantiven (z. B. *schöne Gestalt*) noch Participia Praesentis vor trochäischen Platz finden. Der Uebers. hätte die letzten lieber nicht auf eine unstatthafte Weise abkürzen (*ir'nde heul'nde*), sondern ihre beiden kurzen Sylben anapästisch gebrauchen sollen, da er sich den Anapäst hier und da erlaubt. Freylich würde eine häufige Einmischung dieses Fuses in dergleichen reinlosen Janben nicht zu rathen seyn. Der Gebrauch der weiblichen Endungen hingegen, wodurch allzugroße Eintönigkeit vermieden wird, ist sehr zu billigen. Ueberhaupt ist der Versbau im Ganzen genommen leicht und wohlklingend. Um unsern Lesern die Vergleichung mit der zuletzt erschienenen Uebersetzung von Schubert zu erleichtern, setzen wir als Probe dieselbe Stelle in Hn. Harries Uebersetzung her, welche der Beurtheiler jener A. L. Z. 1796. No. 10. ausgezogen:

Thoch über'n Rand von manchem Strom geschwält,
ergießt sich endlich der empor'se Bach,
und überauscht die Trümmer seines Bords;
unwiderstehlich, brüllend, grauenroth,
stürzt er blitzh vom thurmenden Gebirg:
durch mousige Wästen, kracht und raumelt laut
durch abgerissne Felsenstücke hin,
durchdrüht dann, gerührt, trag' und still,
das sand'ge Thal, durchdrüht, von neuem zwischen
zwey Hügel eingezwängt, wo Fels und Wald
harnied nicht auf seinen trüben Strom —

den engen Pfad mit dreifach wilder Wuth;
wird tiefer, jetzt, und reisender, und wirbelt,
und kocht und schäumt und donnert sich heuchelt!

Natur! Allmutter! deren rothe Hand
des bunten Jahres Wechselzeiten rollt,
wie sehr, wie göttlich groß sind deine Werke!
mit welchem Wonnesehauer schwellen sie
den Geist, der staunend sieht und staunend singt!

Die Ueberlegenheit des neuesten Verdeutschers ist ziemlich sichtbar: er verdient den Vorzug hauptsächlich deswegen, weil er sich keine unnützen oder gar schwächenden Abweichungen erlaubt, und ungeachtet der Fesseln des Sylbenmaßes ohne Zwang weit tiefer ist. Doch läßt sich auch gegen seine Uebersetzung dieser Stelle noch manches erinnern. Die Abkürzung: *über'n Rand*, klingt theils nicht sonderlich, theils hat sie nicht Würde genug. Der Sinn der Zeile: *And (with) the mid'd ruins of its Banks o'erspread*, ist nicht ganz getroffen. Der Fluß „überausch“ die vermischten Trümmer seiner Ufer nicht, sondern er ist von ihnen überdeckt. *Bach far river* giebt hier eine zu kleinliche Vorstellung. *Chapt mountains* bedeuten nicht sowohl thürmende Gebirge, als die viele Klüfte haben. Statt *herdurch* müßte unstreitig *hindurch* ste-

hen, denn der Dichter folgt in seiner Schilderung dem Strohm, und sieht ihn also nicht auf sich zu kommen. Sonderbar, daß zwey so entgegengesetzte Begriffe: wie *hin* und *her*, im Deutschen immer noch verwechselt werden. *Continual hand* sollte eher *stete Hand* übersetzt seyn.

Wir wünschen dem Uebers. Leser, die eben so großen Geschmack an Thomsons Darstellungen finden, als er selbst, ob wir gleich, wir gestehn es, nicht einstimmen können, wenn er seinen Dichter gewissermaßen auf Miltons und Youngs Unkosten anpreist. Bey dem vorangeschickten Leben Thomsons, (welches an sich nicht sehr merkwürdig ist) sollte man aus einer gewissen kostbaren Steifheit vermuthen, Hr. H. habe sich ängstlich nahe an die englischen Quellen, die er angiebt, *Buchan's Essay on Thomson's Genius, Character and Writings*, und die Biographie vor der Londoner Quartausgabe, gehalten. Ueberhaupt weiß er geschickter mit der poetischen Diction, als mit der prosaischen umzugehen. Aber auch jene ist nicht rein von Sprachfehlern; z. B. S. 235. „*sich thronea*“. Welchem Grunde zufolge Hr. H. immer statt des Consonanten *j* den Vocal *i* schreibt, z. B. *ieder*, *iezer*, können wir nicht errathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Leipzig, in d. Sommerischen Buchh.: *Formulae de Serierum reversione demonstrata universalis, Signis localibus combinatorio-analyticorum vicibus exhibita*. Dissert. acad. auctore Mag. H. A. Rothe, Dresdno, 1793. 36 S. u. 8. 3. Vorr. 4. (6 gr.). Bekanntlich haben sich bereits über 100 Jahre die vorzüglichsten Mathematiker mit der schweren Lehre von Umkehrung der Reihen beschäftigt. Hn. Prof. Hübner's kombinatorische Analytik hat den Weg gezeigt, wie sich das Hauptproblem hierüber auflösen lasse. Hn. Mag. Eschenbach hat (1799) die wesentlich dazu gehörigen Formeln ans Licht gestellt, aber den Beweis derselben nicht zugleich mittheilt. Hr. Mag. Rothe trägt ihn nun in dieser Schrift vor. Sie ist nicht für Anfänger geschrieben. Selbst, was in den meisten (auch größten) Lehrbüchern von Combination, Permutation und Variation ... vorgetragen wird, reicht nicht zu, den Ideengang des Vf. zu verstehen. Man muß genau mit Hn. Prof. Hübner's Sprache, und namentlich mit der Bedeutung seiner sogenannten *Localzeichen* bekannt seyn, um die Sätze auferst Vf. im Zusammenhang verfolgen zu können. Ist man aber hiemit vertraut, so wird man sehr bald von der Richtigkeit dieser Beweisführung, wie sie hier beygebracht ist, überzeugt, um darzutun, wie viel sich auf diesem, fast noch gar nicht betre-

tenen, Wege leisten lasse, hat der Vf. die erste Demonstration mit einer zweyten vermehrt, welche allerdings auf eben so unumstößlichen Gründen beruht. — Specielle Auszüge lassen sich hier gar nicht mittheilen. Liebhaber der höhern Mathematik müssen die Abh. selbst in die Hände nehmen, und sie werden sich freuen, die reichen Früchte zu sehen, welche ein bisher beynahe allgemein für steril gehaltenen Boden hervorbringt. Wahrheiten, welche Newton und Leibniz selbst noch räthselhaft schienen, gehen nun in vollem Lichte hervor, und wir erkennen die Allgemeinheit verschiedener Sätze, welche diesen großen Männern in der That noch nicht in dem gehörigen Umfang erschienen waren, mit angenehmem Erstaunen, welches sich in eine Befriedigung auflöst, die kaum in einer andern Region der höhern Mathematik vollständiger erhalten werden kann.

In der Vorrede und auch in einem Nachtrage besonderer Thefen greift der Vf. (auf ähnliche Weise, wie Hr. Topfer) die verfehlte Theorie der Dimensionszeichen des Hn. Prof. E. G. Fischer an, und legt die Beschränkung derselben, wie auch das zweydeutige Benennen des Hn. F. überhaupt sehr zu seinem Nachtheil dar.

Druckfehler. In Nr. 53. S. 417. S. 29. für und giebt ihm seine Muttersprache zurück, lies: und giebt ihm seiner M. z. Nr. 54. S. 429. Z. 29. f. Mißfälligkeit l. Mißthälligkeit. S. 434. Z. 12. f. Sanger l. Sanger.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. Februar 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BRESLAW, HIRSCHBERG U. LITWA, in Südpreussen b. Joh. Friedr. Korn dem Aeltern: *Medicinische Beobachtungen und Erfahrungen aus den Südpreussischen Königl. Feldlazarethen*. Nebst einem belondern Anhang über die so allgemein vertheilte bössartige, aufsteckende Krankheit in ganz Südpreussen; verfaßt von Dr. F. W. Voss Königl. Preuss. Feldmedicus. 1796. 70 S. gr. 8.

In den preussischen Lazarethen zu Petrikan und Posen herrschte im Dec. 1794. und in den ersten drey Monaten des 95ten Jahres ein bössartiges Fieber, welches viele Soldaten dahin raffte, sich über die dortigen Gegenden verbreitete und bey den Einwohnern nicht geringen Schrecken verursachte, weil es für pestartig gehalten wurde. Hr. V. belegt diese Krankheit mit dem Namen eines Faulfiebers. — Er nimmt überhaupt zwey Classen von Fiebern an: inflammatorische und Nerven-Fieber: letztere theilt er in hitzige und schleichende ab. „Bey mir, sagt er, spielt der Nervenfaß eine große Hauptrolle in Krankheiten, weshalb ich geneigt bin zu glauben, daß im hitzigen Nervenfieber derselbe bey dem Ursprunge der Nerven in zu großer Quantität vorhanden sey, und von da aus den ganzen übrigen Körper auf eine widernatürliche Art reizte; bey dem schleichenden Nervenfieber hingegen fehle es aber bey dem Ursprunge der Nerven an Nervenfaß und er würde zu sehr in den übrigen Körper vertheilt, wodurch die Nerven selbst gedrückt und aller ihrer gewöhnlichen Irritabilität beraubt würden, und in eine große Sensibilität übergingen.“ Wenn ein neuer Patient in das Lazareth kam, so wurde ihm, er mochte nun ein inflammator. oder ein Nerven-Fieber bekommen, die ersten Tage hindurch die Mixture Solvens Pharmac. castr. Boruls. gereicht, welche aus Tartar. Tartar. ʒj Tartar. emetic. Gr. ij — iv. Aq. commun. ʒvjij Mell. pur. ʒj besteht. — Weder China noch Valeriana, weder Serpentaria noch Arnica leisten bey bössartigen und Faul-Fiebern das, was ein Brechmittel thut, besonders wenn der nachherige häufige Gebrauch des Weins damit verbunden wird. „Denn das Wesen des Faulfiebers besteht nicht in einer gänzlichen Auflösung und Faulung aller Säfte des M. K. sondern vielmehr in dem höchsten Grad der Schwäche und Erschlaffung der festen Theile.“ Daher ist in diesen Fiebern, bey denen meistens grobe Stoffe im Magen und den Gedarmen vorhanden sind, die Vitriolösäure weit weniger, als in den Nervenfebern angezeigt. — „Die Gefahr vor an-

steckenden Krankheiten sey bey weitem nicht so groß, als man gewöhnlich glaubt, und in unsern Zeiten komme bloß Praediposition am allermeisten bey Krankheiten ins Spiel.“ Aber eben das, was hierzu praedipouirt, muß ja wohl oft, wie Rec. glaubt, in der Beschaffenheit der Luft aufgesucht werden. Ueberhaupt scheint der Begriff epidemischer und ansteckender Krankheiten von dem V. für gleichbedeutend genommen zu werden. „Wenn man Kranke nach überflutheten hitzigen Fiebern, noch als Reconvalescenten behandelt, so gehören sie, meines Erachtens auch alsdann in die Classe der chronischen Kranken. — So wohl der inflammatorische, als auch der schwächliche Reiz von außen auf das Nervensystem hat zwar aufgehört, ist besiegt und beruhigt: an dessen Stelle tritt nun ein veränderter, und langsam gewachter Kreislauf des Nervensaftes. Dieser reizt das ganze Nervensystem wiederum, aber auf eine ganz andre Art, wie es bey den hitzigen Fiebern geschieht. — Man muß also durch stärkende Mittel suchen die Menge des Nervensaftes zu vermehren; durch gelinde krampffüllende und beruhigende Mittel den unordentlichen Kreislauf desselben in den Nerven wieder suchen herzustellen; und endlich durch auflösende Mittel alle Wege zu diesem Behufe suchen vorzubereiten und empfänglich zu machen.“ Eine so feine Nervenpathologie hat Rec. noch nie gelesen. — „Alles dieses erlangt man, wenn man zu dem Elix. robur. Aq. vel spir. Pharmacop. castr. Borull. N. 12. und N. 13. noch folgendes mischt: R Tartar. emetic. gr. iij Aq. comm. ʒj Laud. liq. Syd. ʒ3 Sal. Ammoniac. depur. ʒij M.“ — Der mäßige Gebrauch des Brandweins sey dem reconvalescirenden Soldaten nothwendig und gedeihlich. — Das Mittel gegen die hartnäckige Geschwulst der Füße nach kalten Fiebern ist wohl wirksam, für die Soldaten Hospitäler aber zu theuer: R Extract. Gramin. ʒ3 Trifol. Fib. Chinæ centaur. min. aa. ʒij Marrub. ʒijj Gentian. ʒj Liq. terr. fol. Tartar. ʒ3 Aq. Menib. piper. ʒxij Liq. an. min. H. ʒij. Ms. Tagl. 2 bis 3mal allezeit einen guten Esslöffel. — Bey Heilung der Diarrhöen und Dysenterien giebt er, nach Cullen, welchen er innigst verehrt und von allen deutschen Aerzten, wenn sie anders in ihren Curen glücklich seyn wollen, pünktlich befolgt wissen will, in Durchfällen demulcirende und in Ruhen abführende Mittel, weil in der Diarrh. der reizende Stoff durch die vielen Ausleerungen von selbst abgeführt, in der Dysent. aber durch den Stuhlzwang im Körper zurück gehalten werde. Doch fand er im Dec. 1794. mit einmal die Mixture demulcens Pharmacop. castr.

castr. Boruss. N. 41. gegen die Durchfälle unwirksam: zwey Drachm. Salmiak aber in acht Unzen Pfeffermünzwasser aufgelöst und ein Quentchen Hoff. Liq. dazu gemischt, hoben deswegen die Diarrh. weil sie bald in eine Dysenterie übergegangen wäre. — Im Monat Dec. mag wohl wenig, selbst auch in Polen, von wahren Rubren zu besorgen seyn. Hr. V. bemerkte in seinen Feldlazarethen immer den Stuhlzwang und die Herzensangst als getreue Begleiter der Ruhr: er erklärt sich diese Symptome durch den zurück gehaltenen Stuhl in den Gedärmen und giebt nie Opium, sondern Mittelsalze mit Brechweinstein. Dafs der mäßige Gebrauch des reifen guten Obstes weder die Ruhr erzeuge noch in derselben schädlich sey, wissen doch wohl alle deutsche Aerzte. Wozu also die herabwürdigende Ausrufung: „Abermals ein Beweis, dafs man in Deutschblaud noch gar nicht scharfsinnig bey Auffuchung der Grundursachen einer „Krankheit sey, sondern dafs man unausgemachte Sätze „auf Treu und Glauben annimmt, und sich selbst nicht „getrauet, auch nur im mindesten an den einmal „erlernten Sätzen zu zweifeln, oder wohl gar neuere, „der Natur mehr entsprechende und sich durch ihre „Einfachheit empfehlende, statt der alten aufzuneh- „men. Wie sehr gehen hierin die Engländer den „Deutschen vor!“ — Man mufs ja Andre nie nach sich beurtheilen. — Die Epilepsie sey eine Krankheit, welche bey dem Soldaten gern nach Aergerniss und gehabten Schreck entsteht. Wenn man diese Gelegenheitsursachen von ihm zu entfernen sucht, so könne man ihn lange Zeit davon befreien. — Die Gicht hebe man sehr leicht durch eine zweckmäßige Diät und auch durch Entfernung aller Leidenschaften von dem Patienten, so wie dafs man Verkältung verhütet. Kleine Gaben des Brechweinsteins seyen dieser Krankheit ganz angemessen. — Das isländische Mops mit Milch sand der Vt. bey allen Auszehrungen vortreflich und im *Wakusinne* folgende Vorschritt fast specifisch: R. Camphor. gr. viij Nit. depurat ʒj Sacchar. alb. ʒʒ Ms. Alle 2, 3 oder 4 Stunden ein solches Pulver. — Der Anhang scheint blofs für den Laien, dem Diät gepredigt wird und vorzüglich zum Frommen und zur Beugung der Einwohner von Südpfeussen, wo dieses Faulfeieber epidemisch herrschte, geschrieben zu seyn: für den Kunstverständigen aber ist er gar nicht interessant.

LEIPZIG, b. Barth: D. Johann Ludwig Gautier's Physiologie und Pathologie der Reizbarkeit. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. 1796. 238 S. 8.

Eine Uebersetzung der bekannten Reil'schen Dissertation: Goutier de irritabilitatis notione natura et morbis. Hal. 1795., deren Vt. sich Dr. K. unter der Vorrede unterschreibt. Grebe Unrichtigkeiten hat Rec. in dieser Uebersetzung, so weit er sie verglichen hat, nicht gefunden; aber der Vortrag darin ist fehler-

pend. Die hinzugefügten Anmerkungen sind nicht nennenswerth.

FRANKFURT und LEIPZIG: Praktische Bemerkungen über die Zucht, Wartung und Krankheiten der Pferde, des Rindviehs, der Schaafe, Ziegen, Schucine, des Federviehs, der Fische, Bienen und Seidenwürmer. 1796. 160 S. 8. (6 gr.)

Der Herausgeber ist ein unversehrter Abschreiber, der den sächsischen Landwirth, die Zwickauische Monatschrift u. a. m. meistens Wort für Wort geplündert hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MILDBRUHHAUSEN, b. Hanisch: Repertorium der deutschen Staatenkunde. 1795. 247 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. unterschreibt sich in der Vorrede J. D. A. Höck, als grallich Hienburgischer Regierungsrath zu Meerholz; (jetzt zu Erlangen als Professor der Cameralwissenschaft). Seine Absicht bey diesem Buch gieng dahin, dem gelehrten Publikum eine Literatur der deutschen Staatenkunde in die Hände zu liefern, und die, in so vielen periodischen Schriften und Reisebeschreibungen, zerstreuten statistischen Materialien in ein systematisches Verzeichniss zu bringen. Ein Unternehmen, welches, wenn es glücklich ausgeführt worden wäre, um so mehr den wärmsten Dank verdienen würde, da, bey den großen Fortschritten, welche die deutsche Geschichte, Geographie und Statistik, besonders in unsern Tagen, gemacht haben, es noch immer an einem vollständigen und kritischen Verzeichniss aller dahin einschlagenden Schriften mangelt, und daher ein zweckmäßiges Repertorium derselben gewissermaßen ein dringendes Bedürfniss ist. Allein die wesentlichen Eigenschaften eines solchen Werks, wenn es sich von den gewöhnlichen Mefs- und Auctionskatalogen unterscheiden soll, bestehen nicht in dem Abschreiben des Titelblatts, sondern hauptsächlich darin, dafs von jedem Buche der wissenschaftliche oder innere Werth angezeigt, und der Freund der deutschen Staatenkunde darauf aufmerksam gemacht werde. Doch diese Forderung, die eine ausgedehnte literarische Kenntniss voraussetzt, und beynahe die Kräfte eines einzigen Mannes überreizen dürfte, würde man dem Vf. willig lassen, wenn er nur auf einen grössern Grad von Vollständigkeit Rücksicht genommen und seinem Repertorium, wenigstens von dieser Seite einige Brauchbarkeit verschafft hätte. Rec. ist freylich sogar durch eigene Erfahrung belehrt, dafs, bey einem solchen Unternehmen, die Erreichung der Vollständigkeit sehr schwer sey; aber Hr. H. hätte doch auf alle Fälle hierinn mehr Gnüge leisten können, wenn er seine Arbeit minder eilig der Presse übergeben, und sie noch einige Jahre hindurch vermehrt und vervollkommen hätte. Das Ganze besteht in vier Abschnitten, deren jeder wieder in verschiedene Abtheilungen zerfällt. Erster Abschnitt.

Schriften, welche die Geschichte und Statistik aller oder mehrerer deutschen Staaten betreffen. I. Abth. Periodische Schriften und Sammlungen. Hier fehlen unter andern Meufels Geschichtsforscher in 7 Theilen und dessen historische Untersuchungen von J. 1779. — Da hingegen finden Nr. 13 und 14. Meufels neueste Literatur der Geschichtskunde und dessen historische Literatur, da doch beide Werke nur Rezensionen der neu herausgegebenen historisch und statistischen Schriften enthalten, und also hier keinen Platz finden konnten. Bey Nr. 33. hätte auch Hirsfelds Denkwürdigkeiten der Länder- und Völkerkunde vom J. 1792. nicht vergessen werden sollen. II Abth. Systematische Schriften. Zu den hier angeführten Lehr- und Handbüchern könnte man noch eine große Menge hinzufügen, wenn es der enge Raum dieser Blätter gestattete. Die III Abth. enthält ein Verzeichniß der Reisebeschreibungen, so viel nämlich Deutschland berührt, und in der IV Abth. werden die topographischen Wörterbücher angezeigt. Der Zweyte Abschnitt hat die Ueberschrift: Von einzeln Gegenständen der allgemeinen deutschen Staatskunde. Dahin gehören die über Größe und Volksmenge, Producte, Manufacturen und Fabriken, Münzwesen, Maas und Gewicht, Literatur, kirchliche, Militär- und Staatsverfassung vorhandenen Schriften, deren der VI. aber nicht als 85. an der Zahl namhaft zu machen weiß. Der Dritte Abschnitt enthält die Schriften, welche einzelne Kreise betreffen. Bey dem Schwäbischen Kreise fehle die neue und vollständige Beschreibung desselben von 1780. gleichgültig die 1772 — 1775. in 3 Theilen herausgekommene allgemeine Geschichte von Schwaben, und so auch bey den übrigen Kreisen noch manche Schriften. Z. B. bey dem Frankischen Kreise, Reinhard's Beytrage zur Historie Frankens in 4 Theilen und dessen Samml. seltener Schriften in 2 Theilen u. a. m. Vierten Abschnitt. Schriften, welche einzelne deutsche Staaten betreffen. I Abtheil. Oesterreichische Staaten. Hier mangelt besonders die Geschichtsquellen, z. B. Petz S. R. Austriae T. I — III. 1721 — 1745. de Roo anat. rer. austricar. 1709. Lambacher's Oesterreichisch. Interregnum 1773. Herchenhahn's Geschichte der Oesterreicher 1784. u. a. m. Bey Niederösterreich ist nicht einmal das Chron. Gotwic. S. annales monast. Gotwic. inser. Austrine. 1732. erwähnt; bey Steyermark fehlen: Hyltor. ducau Styriae 1728.; v. Preuchhuber's annal. Styropensis etc. 1740. — Bey Kärnten: J. W. Vavasor Topogr. Avstriae. Carinthiae antiquae et modernae, von 1688. Bey Triest: Historia antica e moderna sacra e profana della città di Trieste 1698. Bey Böhmen hätten ebenfalls die Quellen; z. B. Freheri Scriptor. Rer. Boken., Hageci Bohmische Chronik; Goldsch. de regni Bohemiae jur. et privileg. T. I bis II. Gleser's pragmatische Geschichte der Crone Böhmens, Pubstschka Series chronol. rer. Slav. — Töchemicar. und dessen 1770 — 73. in 3 Theilen herausgegebene Geschichte Böhmens u. a. m. nicht vergessen werden sollen. — Bey den Oesterreichischen Niederlanden, fehlen Heutert opera hist. omnia Burgundica, Austriae et Belgica vom Jahre 1649. A. Blinac opera dipl. et hi-

stor. T. I. IV. 1723 — 49. u. a. m. Die II Abtheil., welche die Schriften von den Preussischen Staaten, verzeichnet, ist zwar reichhaltiger als alle übrigen, und dennoch vermisst man noch eine Menge historischer Werke, die der Aufmerksamkeit des Vf. entgangen sind. Z. B. bey der Mark Brandenburg: Gerken's Fragmenta Marchica 1755., Ebendesselben diplomataria veteris Marchiae Brandeb. 2 Theil. 1765. — Bey dem Herzogthum Cleve: Tetschenmacher annal. Cliviae etc. 1721. — Bey der Grafschaft Ravensberg: Lamey's dipl. Gesch. der Gr. von Ravensberg 1779. etc. — Sehr mangelhaft ist das Verzeichniß der Schriften über die Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth (S. 78.) Da fehlen unter andern Grosen's Burg- und Markgraff. Brandenburg. Landes- und Regenten Historie 1749. — Falckenstein's antiq. nordgau. Th. I bis IV. 1734 und 1788. Sinold's genannt von Schütz Corp. hist. Brandenburg. diplom. 1756. Oetters Verlich einer Gesch. der Burg. von Nürnberg Th. I — III. 1751 bis 1758. Longolius sichere Nachrichten von Brandenburg. Culmbach in vier Bänden, und noch viele neuere Werke, unter welchen wir nur Spießens Archivische Nebenarbeiten (1783.) und dessen Aufklärung in der Geschichte etc. (1791.) auführen, worinne viele vortreffliche Abhandlungen über Brandenburg. Geschichte befindlich sind. III Abtheil. Kur- und Herzoglich Sächsishe Lande. Durchaus mangelhaft. — Man darf nur das hier mitgetheilte und in 10 Seiten bestehende Bücherverzeichniß mit Weinart's Literatur der S. Gesch. und Staatskunde, (wovon S. 83. nur der erste Theil angeführt ist, da doch der 2te schon 1791. herauskam) vergleichen. Hr. H. hätte sich, foger, der Kürze halber, bloß auf Weinart's Liter. beziehen und nur Nachträge hierzu liefern können. Die, von der Grafschaft Heunenberg vorhandenen, Schriften, deren nur zweien bemerkt sind, gehören nicht unter die Rubrik: S. Saalfeld- (Coburg, S. Hildburghausen, und S. Meiningen), sondern hätten billig unter eine besondere Rubrik gebracht werden sollen. Ein ausführliches Verzeichniß der dahin gehörigen Schriften steht in der Vorrede, zum Iten Theil der, von Schlichter herausgegebenen, diplomatischen Geschichte des Hauses Henneberg. Dafs Hr. H. S. 101. weder Hön's Cob. Historie von 1700. und die von Dörner 1792. herausgegebene Fortsetzung derselben, noch Krausens Hildburghäusische Landeshistorie Th. I — IV. 1750. angeführt, zeigt von sehr geringer Bekanntschaft mit der Sächsischen Literatur. — Vierte Abtheilung. Pfälzbairische Länder. Auch hier fehlen S. 103. Arentini annal. Boicor. (1710.) Adlzutter annal. boicae, gentis, (1710.) de part orig. boicae domus. (1764.) Meißner's Beitr. zur Geschichte (1777 — 1780.) Die historischen Abhandlungen der Bairischen Akademie; J. H. Haid Geschichte von Baiern, (1778. u. a. m. — Bey der Rheinpfalz vermissen wir unter andern Freheri orig. Palatinac. (1686.) Reinhard S. Rer. palat. (1748.) Grol. I. erläuterte Reihe der Pfälzgrafen etc. (1762 — 75.) Kraemer's Geschichte Kurt. Friedrichs I. von der Pfalz (1765.) Kraemer's Gesch. des Rheinischen Fürstenthums etc. — S. 107. stehen die Acta Theodoro palatin.

wiewohl ohne die Jahrzahl und die Zahl der Bände, (es sind deren sieben von J. 1766 — 1794. zu bemerken. Hr. H. kannte dieses wichtige Werk nur den Namen nach, sonst würde er die darinne befindlichen Abhandlungen auch unter andern Rubriken angeführt haben. S. III. sehen G. A. Bachmann's Beyträge zum Palz-Zweybr. Staatsrecht 1791. aber das Hauptwerk, welches J. G. Bachmann 1784. herausgab und worauf sich jenes beziehet, fehlt. V. Abtheilung. Kur- und Herzog. Braunſchweig-Lüneburg. Lande. Die Nr. 2. bemerkte Bibliotheca hist. Göttingens, gehört gar nicht hieher, indem die darinne enthaltenen Schriften und Urkunden ganz andere historische Gegenstände betreffen. Ein Beweis, daß Hr. H. zum oßtern nur auf den Titel der augenommenen Bücher Rücksicht genommen hat. Das in jenem Buch enthaltene Specimen Codicis dipl. Bavarici, hätte daher unter die Rubrik von Baiern gebracht werden müssen. Ohne was auf die hier und in den folgenden Abtheilungen fehlenden Schriften einzulassen, wollen wir nur noch die übrigen Länder nennen, von welchen Hr. H. die vorzüglichsten Schriften hat namhaft machen wollen. Es sind folgende: VI. Schwedisch Pommern, VII. Das Herzogthum Württemberg, VIII. Die Landgrafschaft Hessen, IX. Die Markgrafschaft Baden, X. Das Herzogthum Mecklenburg, XI. Schleswig und Holstein, XII. Oldenburg und Delmenhorst, (G. A. von Halem's Geschichte dieses Herzogthums 1794. fehlt, XIII. Auhalt, wo Bertram's Gesch. in 2 Th. 17. vergessen ist. XIV. Neuere Fürstenthümer, als a) Hohenzollern, b) Nassauische Lande, c) Schwarzenberg, d) Thurn und Taxis, e) Schwarzburg. XV. Geistliche Kur- und Fürstenthümer, als: Mainz. Trier, Köln, Salzburg, Deutschweiskerthum, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speyer und die übrigen deutschen Stifter, deren jedes eine besondere Rubrik ausmacht. (Unter der Menge der hier fehlenden Werke führen wir nur die bekanntesten an: de Gudon Cod. dipl. S. Anecdota Moguntiacae, T. I — V. Hundt, metropol. Salisburgensis T. I — III. Ignat. Gropp's Würzb. Chronik Th. I bis II. 1748 — 30. Ußermann's episcopat. Würzburg. 1794. Falkenstein's Nord. Alterth. im Hochstift Eychstädt, 2 Theile 1733. Schannat. Dioc. Fuld. 1727. etc. XVI. Die deutschen Reichsgrafschaften; XVII. Die Reichsstädte; XVIII. Die Reichspräläten, XIX. Die Reichsritterschaft; (billig hätte hier der 1750. in 2 Folio Bände herausgekommenen Staatschrift: vertheidigte Freyheit und Ohnmittelbarkeit der H. R. R. Ritter-schaft in Franken, Schwaben und am Rhein etc. erwähnt werden sollen); XX. Ganerbschaften; XXI. Reichsunmittelbare Herrschaften; XXII. Reichsdörfer. Bey allen diesen Abtheilungen vermissen wir sehr viele Schriften, deren Kenntniß den Freunde der allgemeinen und besonders deutschen Staatenkunde unentbehrlich ist. Unsere Leser werden aber gewis nicht

verlangen, alle und jede fehlende Werke anzuzeigen; denn in diesem Fall dürfte die Recension das Buch an der Hogenzahl bey nahe übertraffen. Zuletzt müssen wir noch bemerken, daß bey vielen Büchern weder die Jahrzahl, noch der Druckort, noch die Zahl der Theile oder Bände angegeben ist. So Rehert. B. S. 58. Nr. 1. Dahmert's pommerische Bibliothek, S. 84. sind bey Nr. 1 und 4. nur die ersten Theile angeführt, da doch von beiden Schriften 2 Theile erschienen sind; auch mangelt S. 88. bey Römer's Churchsch. Staatsrecht der 3te Theil. S. 99. sind von Galletti's Beschreibung des Herzogth. Gotha nicht 3, sondern 4 Theile vorhanden. S. 103. stehen Monumenta boica, ohne die Zahl der Bände (es sind deren 16) und der Jahrzahl (1763 — 95.) anzugeben u. d. m. Dies mag genug seyn die Mangelhaftigkeit eines Buches zu zeigen, dessen Titel den Literator zu einer größern Erwartung berechtigt. Hr. H. verspricht zwar in der Vorrede Nachträge zu liefern, und sein Werk dadurch zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen. Wie unbecquem aber dergleichen Nachträge bey Büchern dieser Art sind, weiß jeder, der die Art ihres Gebrauchs kennt. Wir würden also um so viel lieber zu einer neuen, ganz ungarbeiteten Ausgabe rathen, da ohnehin das gegenwärtige Repertorium, außer seiner auffallenden Unvollständigkeit, auch, in Ansehung der innern Einrichtung noch manche Verbesserung bedarf. Ohne gerade die vom Vf. gewählte Geographische Ordnung zu mißbilligen; so dürfte es doch bey der zweyten Ausgabe wohl gethan seyn, die von einem Lande herausgenommenen Schriften, nicht ohne Unterschied ihres Gegenstandes unter einander zu werfen, sondern nach ihren Materien zu ordnen, so, daß bey jedem Lande etwa, die politische Geschichte, Statistik, Geographie, Regenten-Kirchen- und Naturgeschichte, Topographie und historische Beschreibung einzelner Städte und Aemter, u. d. m. unter gewisse Classen gebracht, und die zu jeder derselben gehörige Schriften angezeigt würden. Wäre es irgend möglich, daß von dem Hauptinhalt einer solchen Schrift, von ihrem entschiednen Werth oder Unwerth, von ihrer Brauchbarkeit oder Entbehrlichkeit u. f. w. eine kurze Anzeige beygefüget oder, wenn diese Umständigkeit dem Vf. zu mühsam seyn sollte, wenigstens Lob oder Tadel des Buches mit Hinweisung auf die kritischen Journalen und gelehrten Zeitungen bemerkt gemacht werden könnte; so würde allerdings ein solches Werk von großen Nutzen seyn, und nicht nur zur Erweiterung der deutschen Staatenkunde ungemein viel beytragen, sondern auch manchen Liebhaber dieser Wissenschaft abhalten, sein Geld für Bücher auszugeben, die zwar einen vielbedeutenden Titel haben, aber ihrem Inhalte nach, den Absichten und der Erwartung des Gelehrten nicht entsprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. Februar 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*. 8. Jahrgang 1795. Erster Band. I—VI St. 632 S. Zweyter Band. VII—XII St. 590 S. Jahrgang 1796. Erster Band. I—VI St. 584 S. VII—XII St. 596 S. (4 Rthlr. 12 gr. für einen Jahrgang.)

Ankündigungen sind die Stärke der deutschen Journalisten: auch die Herausgeber obiger Zeitschrift verlaugnen diesen Nationalzug nicht. „Wem kann es gleichgültig seyn,“ so ruft der Vorredner (95. St. 1. S. 2.) nach einigen tiefen Betrachtungen über den gegenseitigen Einfluß der Menschen und des Zeitalters auf einander aus: „die Fäden, mit welchen die Gegenwart an der Vergangenheit hängt, und sich an die Zukunft knüpft, das oftmals unbemerkte, aber dem Beobachter immer merkbliche Band, welches Staaten und einzelne Menschen, Begebenheiten und Speculationen, Nothwendigkeit und Willkühr, Ernst und Tändelery mit einander verbindet, zu verfolgen? Welcher Einzelmann kann sich rühmen, es vermöge eine vollkommen genügende Uebersicht dieser „Verkettung aufzustellen?“ Er meldet uns hierauf, daß mehrere Personen, mit verschieden Kenntnissen und Geschicklichkeiten ausgerüstet, zu diesem Zwecke in Verbindung getreten sind, und versuchen wollen, „die Begebenheiten, Thaten, Erfindungen und Künste, ihrer Zeit und ihres Landes, in wechselseitiger Beziehung auf einander darzustellen, und ihre Farbe und Verbindung anzugeben, ehe die flüchtige „Diatre verschwindet, ehe das leiste Band sich tiefer „versteckt.“ Als festgesetzte Artikel der Monatschrift, wodurch dies erreicht werden soll, nennt er folgende: eine politische Uebersicht der Begebenheiten des vergangenen Monats; Nachrichten von dem Lesenswürdigsten aus der neuesten deutschen Literatur; Merkwürdigkeiten, besonders literarische, Merkwürdigkeiten des Auslands, zunächst aus Frankreich und England, wenn die Bemühungen der Herausg. gehörig unterstützt werden sollten, auch aus Italien, Spanien und Danemark; diese Rubrik wird sich nicht bloß auf Gesichte oder Kritik einschränken, sondern auch Blüthen des Auslands liefern; ferner die Kunstgeschichte des Tages; fortgehende Schilderung vom Zustande der Schaubühnen aller Völker (S. 10.); Beurtheilung der neuesten Werke der Tonkunst nach „der reinsten Kritik des Geschmacks;“ endlich Nachricht von neuen Moden. Alles dies auf eine gründliche, für die Kenner der verschiedensten Richtungen des menschlichen Stre-

A. L. Z. 1797. Erster Band.

bens befriedigende Art in einer einzigen Zeitschrift zu leisten, wäre freylich kein leichtes, aber auch ein höchst verdienstliches, Unternehmen. Mit etwas sieben Bogen monatlich hatte man die Welt so zu fassen in einer Nusschale. Wenn man jedoch neben den Gesetzen der Zeit auch die des Raumes in Erwägung zieht; so ist leicht einzusehen, daßs man, um etwas von allem zu haben, mit wenigem von jeder Art vorlieb nehmen müßte, und daßs selbst wenn eine Anzahl einsichtsvoller Herausgeber solch einer Zeitschrift die ausgebreitetste Lectüre und Correspondenz widmeten, die Ausbeute von beiden doch in den vorgezeichneten Grenzen nur als eine Reihe kurzer und oberflächlicher Notizen erscheinen würde. Wenn die Archive die erregten Erwartungen nicht ganz befriedigt haben; so liegt es gewiß nicht daran, daßs sie einen hinreichenden Anlaß zu nehmen verkannt hätten. Als Einleitungen dienen folgende durch mehrere Hefte des Archivs fortlaufende Aufsätze: *Ueberblick der politischen Lage von Europa und der Begebenheiten des verflossenen Jahres; flüchtiger Anblick der deutschen Literatur*, worin alle Reichthümer unsrer Sprache und Poesie aufgezählt, und hauptsächlich Lessing, Klopstock, Wieland und Gothe charakterisirt werden, (ungeachtet der geizierten, nach auffallenden Wendungen und Gegensätzen haschenden Schreibart eines der schatzbersten Säcke in beiden Jahrgängen); *die Schaubühne betreffend*, ebenfalls ein flüchtiger Blick auf die Literatur des Theaters, die Beschaffenheit derselben bey andern Nationen, und die vornehmsten deutschen Bühnen; endlich *Parallelen, die bildenden Künste betreffend*, die in einem kostbaren Tone weitläufig mit Phidias und Polygnot, Apelles und Polyklet anheben, und (nach dem Beispiele des Reducts *Intime* in den *Plaisirs* von Racine) bey der Berliner Kunstakademie plötzlich abbrechen. Durch diese Schilderungen des Zustandes, worinn das Archiv bey seinem Anfange die Zeit und ihren Geschmack fand, wäre nun das eigentliche Geschäft der Archive hinlänglich vorbereitet; der Leser erwartet sie bey denselben, aber vergebens: sey es aus Vergessenheit oder aus Mangel an Documenten, sie verlassen ihn ganzlich in den Fächern der einheimischen und fremden Literatur, der Schaubühne, der Musik. Die vermischten Aufsätze, welche nur die Zwischenräume ausfüllen sollten, fangen an, den größten Theil der Zeitschrift einzunehmen; die einzigen stehenden Artikel, welche sich durch alle Monate erhalten haben, sind die politische Uebersicht zu Anfange und das illuminierte Modenkupfer zu Ende jedes Heftes. Das heißt in der That das Zeitalter bey seinen beiden äußern

Uuu

Digitized by Google

sten Zipseln fassen. Man könnte denken, wenn man diese nach dem Fortgange der Zeit nur immer vorwärts rücke; so müßte das übrige in der Mitte Liegende schon von selbst mitkommen: allein das Archiv besträuft diese Vermuthung nicht; besonders ist der Geschmack manchemal sehr dahinten geblieben. Indessen darf uns das, was wir vermissen, nicht unbillig gegen das wirklich Geleistete machen. Jene beiden Aufgaben haben nicht geringe Schwierigkeit. Es fragt sich, ob in der jetzigen Zeit der schnelle Wechsel der Begebenheiten oder der Moden dem Analisten der einen oder der andern mehr zu schaffen macht. Dafs dergleichen politische Ueberfluchten zu Ende jedes Monats für Zeitungen so alt, für Geschichte noch viel zu jung sind, laßt sich freylich nicht ändern: man wünscht nur das wichtigste ordentlich zusammenzustellen, und mehr die Begebenheiten, als die Urtheile und Wünsche des Erzählers, vorgetragen zu lesen, und diese Forderungen befriedigt der mit F unterzeichnete Vt. vollkommen. Wenn man eben von Manifesten, Schlachten und Belagerungen, von so viel tausend Gebliebenen oder sonst unglücklich gewordenen gelesen hat, so ist die Betrachtung von Sultanen, Toquen, Carraco's, Shaws, Fichäs u. f. w., diesen Werkzeugen der unblutigen Eroberungen, sehr wohlthätig für Einbildungskraft und Herz. In dieser Hinsicht wäre es vielleicht noch zweckmäßiger, wenn die Modekupfer nebst der Beschreibung unmittelbar hinter die politischen Ueberfluchten gestellt wären. Rec. bescheidet sich gern, dafs über jene nur weiblichen Kennern ein entscheidendes Urtheil zufließt; doch darf er wohl sagen, dafs ihm die gewählten Trachten meistens sauber abgebildet, einige auch an sich gefällig und geschmackvoll scheinen.

In der Vorrede zum zweyten Jahrgange äußert sich derselbe mit M. unterzeichnete Sprecher der Gesellschaft zwar weit unbestimmt, also vorsichtiger, aber doch ohne die anfangs gethanen Verheissungen ganz fallen zu lassen (S. 1. u. 2.). „Philosophie der Geschichte,“ sagt er S. 4., „der Literatur, der bildenden Künste, der Schaubühne, der Tonkunst, der Menschenkunde, der Sitten, angenehmes Wissen, lehrreiche Beleuchtung, auch sind unsre Blätter gewidmet.“ Vorher S. 3. „Nichts ist ihnen (den Archivaren) fremd, was zur Erhellung des Verstandes, zur Vernetzung des Herzens, zur Sittlichkeit des Charakters gereicht.“

Da seyd ihr auf der rechten Spur!

Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen,

könnte man ihnen wie dem Studenten in Göthe's Faust, der die Wissenschaft und die Natur fassen wollte, zurufen. Wenn indessen die Bestimmung, welche das Archiv eigentlich zu seinem Namen berechtigt, in diesem Jahrgange bis auf die beiden schon angeführten Artikel sich immer mehr auf den in Kupfer gestochenen Umschlag, (der durch die Vernaufführung drey manierlicher, gekleideter Frauenzimmer mit ziemlich unziemlichen Grazien nicht gewonnen hat),

zurückzieht, wo sie vermittelst einer Menge Figuren und Attribute symbolisch erfüllt wird; wenn diese Zeitschrift sich unter der großen Zahl derjenigen verliert, deren Leser sich mit einer leichten, auch wohl dörftigen, Unterhaltung, mit einer fragmentarischen Belehrung über dieses und jenes begnügen müssen: so ist die Schuld dem Willen der Herausgeber keinesweges ganz bezuzurechnen. Die Unausführbarkeit war nicht der geringste Fehler ihres Entwurfs. Einzelne Kunstwerke kann man beurtheilen, sobald sie erschienen sind; aber der Grad und die Art ihres Einflusses auf eine Nation, der stille Gang der Geistesbildung, die Fortschritte oder Abweichungen des allgemeinen Geschmacks, die Bereicherungen und Verleinerungen der Sprache, worin jene sich ausdrücken: alles dieses laßt sich in seinem vielfach verschlungenen Zusammenhange nicht anders als nach beträchtlichen Zwischenräumen darstellen. Solche Ueberfluchten, worin Geschichte der Literatur und Kunst mit Kritik vereinigt wäre, möchten etwa alle fünf Jahre möglich seyn, aber gewiss nicht monatlich. Man kann nicht bey jedem Schritte eine Karte von dem zurückgelegten Wege entwerfen; man kann das Gras nicht wachsen hören. Der einzelnen Vorfälle in allen Fächern geistiger Thätigkeit giebt es unüberdrehlich viele; der allgemeinen Resultate, die bedeutend genug sind, um sich dem Beobachter nicht zu entziehen, äußerst wenig.

Die vermischten Aufsätze alle zu nennen und nach ihrem Werthe zu prüfen, erlauben die Grenzen dieser Anzeige nicht. Verschiedne artige Erzählungen und kleine Reisebeschreibungen, z. B. Hn. Zöllners Schilderung von Helgoland, des Hn. Zschokke's schweizerische Wanderungen, zeichnen sich vortheilhaft aus. In ein paar kleinen Aufsätzen, die Musik betreffend, und mit J. F. R. unterzeichnet, wird man einen berühmten Tonkünstler nicht verkennen. Die drey Oden von Klopstock (96. St. II. S. 193. St. VIII. S. 134. St. IX. 286.), die hier zum erstenmale erscheinen, wünscht gewiss jeder deutsche Freund der Poesie bald in der zu erwartenden Ausgabe seiner Werke bey Götschen zu lesen. In der ersten, der Geschmack bewundern wir die ganz einzige Gabe, das Sinnliche zu vergeistigen, und wiederum dem Geistigen einen Körper zu leihen; in der *Klage eines Gedichts* die sinnreiche Einkleidung und eigentümliche Laune. Pope's *Essay on Criticism* in reimlosen Jamben von Hn. Eschenburg wird Lesern, die das Original nicht kennen, willkommen seyn. Freylich mußte bey der vielleicht unvermeidlichen Aufopferung des Reimes viel von dem Charakter und den Reizen des Gedichtes verloren gehn. Hr. Rambach hilft seinen Liedern durch philologische Gelehrsamkeit auf, indem er eins *Prohymion*, ein andres *Diithyrambe* nennt. Dagegen hat Hn. Kl. Schmidts Ode an Herder wegen des verjüngten Balde, (96. St. V. S. 481.) wahren Schwung und Fülle. Hn. Schink hat Himmel und Hölle in Unkosten gesetzt, um nach so vielen Fausten noch einen neuen hervorzubringen, wovon hier (95. St. XI. 96. St. VII.) Proben gegeben werden. Allein man findet

dennoch in der Verkleidung den alten, wohlbekannten wieder. An Tenseln und Mannichfaltigkeit der Sylbennanse ist nichts gespart worden: Ithuriel, Doctor Fausts Schutzneg, fängt, da die Noth dringend wird, sogar in Hexametern für ihn zu beten an. (95. St. XI. S. 465.) Die profaischen Erzählungen *Nacht und bloß* und der *Waldschloß* vom Hn. *Leonhard Wachter* (jense unter dem Namen *Veit Weber*) würden mit ihrem gefraubten, schwerfälligen Dialog, worin die Leute einander nicht antworten, sondern entgegen, und einer Kerasprache, wie sie niemals geprüchen ward, in einem Archiv des abentheuerlichen Geschmacks eigentlich zu Hauße seyn. *Gottschalk Necker* hat durch seine poetischen Satyren einen weit wichtigeren Beytrag zu der Kunst, schlecht zu schreiben, geliefert, als durch seinen Versuch einer Theorie derselben (95. St. VII.), welche zu einer langen Fehde zwischen Hn. *Reinhard* in Göttingen und Hn. *Jensisch* in Berlin Anlaß gab, die, nachdem die Leser des Archivs oft damit belästigt worden waren, ganz zum Nachtheil des letztgenannten ausfiel, wie aus dem Intelligenzblatt der A. L. Z. bekannt ist.

Für die Kritik schöner Geisteswerke leistet das Journal kaum so viel, als für die Poesie. Die verkehrte Ansicht bey einem abspredhenden Tone in dem Versuch *über Prose und Bededtsamkeit der Deutschen* (95. St. III. u. IV.) ist schon anderswo nachdrücklich gerügt worden: der Vf. hat sich nur dadurch zu recht fertigen gesucht, daß er mißverstanden worden zu seyn behauptet, und die Herausg. haben sich auf Vertheidigung des Aufsatzes nicht einlassen wollen. (95. St. IX.) Die *Briefe über die neueste Lectüre* (95. St. X. u. XI.) sollten, da sie so flüchtig hingeworfen sind, um auf Gründlichkeit Anspruch machen zu können, wenigstens geistvoller seyn. Die Apsprechung eines historischen Schaupiels (95. St. X.) ist für einen Mitarbeiter des Archivs, Hn. *Rambach*, sehr schmeichelhaft. Eine Beurtheilung der *Musenalmachene* für 16 von Gk. (96. St. III.) bleibt meistens bey der Sprache und dem Versbau stehen, ohne in den Geist der Gedichte einzudringen. Hr. *Festler* mag in seiner Apoptrophe an *die ästhetischen Kunsttrichter* (nach Klopstocks Art, dergleichen sich wiederholende Bestimmungen zu parodiren, Weltweisheitsphilosophen oder Wasserleser) der *Deutschen*, in manchen Stücken gegen diese ästhetischen oder naästheischen Herren Recht haben; aber gewiss nicht, wenn er das historische Gemälde, bey welchem schöne Darstellung immer dem höchsten Gesetze der Wahrheit untergeordnet bleibt, und den historischen Roman, der sich dichterischen Gesetzen zu Lieb, Abweichungen von der Wahrheit erlaubt, mit einander verwechselte. (96. St. III. S. 248.) Noch weniger, wenn er um den letzten gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu retten, die Glaubwürdigkeit aller darstellenden Geschichte zweydeutig zu machen sucht. Die für das epische und dramatische Gedicht unzulängbar geltende Befugniß, historische Wahrheit mit Erdichtungen zu verweben, kann nicht auf den Roman ausgedehnt werden, ohne das folgende Bedenklichkeit dabey eintritt. Jene Dichtarten tra-

gen, das Gepräge der ersfindenden Einbildungskraft zu aufstellend an sich, als daß jemand von ihnen historische Belchrung erwarten sollte; der Roman hingegen hat die Form der Erzählung um der Geschichte gemein; und wenn er auch einen Theil seines Stoffes aus derselben entlehnt, so wird sich durch eine natürliche Tauschung das Hinzugedichtete im Gedächtnisse des Lesers an historische Kenntnisse anknüpfen, und auf diese Art Irrthümer verurursachen.

In beiden Jahrgängen des Archivs haben wir nichts so merkwürdig gefunden, als zwey *Beysprache* von Klopstock; die *Bedeutbarkeit* (95. St. V. u. VI.) und der *zweyte Wettstreit* (96. St. IX. u. XI.). Eine genee Prüfung ihres Inhalts bleibt dem Beurtheiler der *grammatischen Gesprache*, zu welchen sie gehören, vorbehalten. Wir zeien hier nur an, daß in dem ersten Gesprache die seit einiger Zeit eingeführte philosophische Terminologie, und namentlich Kants Schreibart, mit der laßtesten Spotte angegriffen wird. Ob philosophische Kunstwörter überhaupt unzerbrechlich sind? ob man die jetzt gangbaren, wenn sie ihren Dienst geleistet haben, d. h., wenn die dadurch bezeichneten Begriffe sich auch ohne sie festhalten lassen, wird abschaffen, oder wenigstens andre aus den Tiefen unsrer eignen Sprache schöpfen können? mögen Philosophen unteruchen. Aber das sieht ein jeder ein, daß der Vorwurf gegen die kritische Philosophie (95. St. V. S. 470. 471.), sie thue durch ihre Untercheidung der Wörter *Vernunft* und *Verstand* der Sprache Gewalt an, durchaus ungegründet ist. Der gemeinte Sprachgebrauch trennt ihre Bedeutungen eben so wesentlich: ein Mann von Verstande und ein vernünftiger Mann find himmelweit von einander verschieden. Eben so lehnt sich der Gebrauch vornehmer Dichter gegen den Mißbrauch auf (S. 476.); das Wort *Gottschalk* sey schlaff und beynahe nichts sagend. Philosophen sowohl als Dichter können sich bey dem Sprachlehrer über das, was in seinem Kreise liegt, Rathsholen, wie der Maler in der bekannten Geschichte bey einem Handwerker; sie müssen es sogar. Aber wenn jener alle Dinge bey seiner grammatischen Handhabung lassen zu können glaubt, und sich annast, den verhorrethen Weisen unsers Zeitalters, dessen Entdeckungen die Wissenschaft umgestaltet haben, in wenigen Zeilen zu würdigen (95. St. VI. S. 358.); so dürfte er an die Mahnung des Malers erinnert werden. In dem zweyten Gesprache rüht sich (96. St. XI. S. 430.) die deutsche Sprache an Göttern, der in einigen Epigrammen über ihre Härte und Unbehilflichkeit geklagt hatte, durch ein andres, worin sie ihn beschuldigt, er kenne sie nicht. Klopstock weiß sonst die Unformlichkeiten der geliebten deutschen Sprache so ehrerbietig zu verschleiern, daß man nicht begreift, wie er sie durch einen so selbstnen, ihr in den Mund gelegten, Vorwurf gegen jenen großen Meister und Bildner, der alle Zauber des Ausdrucks in ihrer Gewalt hat, dem sportenden Muthwillen hat Preis geben können. Wenn die lateinische Sprache noch lebte, so würde sie dem Vf. des Gesprachs auch wohl ein Wort darüber zu sagen haben.

dafs er (96. St. IX. S. 240.) in der Ode I, 15. des Horatius die Worte: *Nequidquam thalamo graues Hastas et validissima Gnosii Vitibus*, übersezt:

O du meidest einst nicht gnossischer Pfeile Klang,
Nicht die Lanze dem Polster feind,

als ob thalamo der Darius wäre, da es doch offenbar der Ablativus ist, und zu Vitibus hiezu das eheliche Gemach. Was für eine Lanze mag das seyn, die dem Polster feind ist? Der ganze Werthreicht besteht darin, dafs die Vereinigung Stellen aus griechischen und römischen Dichtern, welche ihr die Griechinnen *Ellipsis* und *Harmosis* (in den grammatischen Gesprächen lernt man alle diese Personen näher kennen,) aufgeben, mit gleicher oder grösserer Kürze übersetzt. Der hieby zum Grunde liegende Maassstab der Kürze ist die Zahl der Verse, folglich auch der Syllben. Dafs im Deutschen in einer gleichen Zahl von Syllben die Sprachwerkzeuge wegen der gehäuften Mitlauter weit mehr Bewegungen zu machen haben, als im Griechischen oder Lateinischen, wird gar nicht in Anschlag gebracht. Nach diesem Begriffe wären also jene ungeschlachten nordamerikanischen Sprachen, wo man einen Haufen Laute einsyllbig hervorstoßet, den Europäer in mehrere Sylben zertheilen müssen, um ihn nur auszusprechen zu können, die kürzesten von allen. Ueberhaupt hat unmaßsige Schätzung der Kürze im Ausdruck etwas barbarisches an sich. Allegebildeten Völker sind gesprächig; die Sprachen aller Völker von regsamem Gefühle sind reich an vielsyllbigen Wörtern und vielsyllbigen Biegungen derselben. Ist es so mühsam, den Mund zu öffnen, dafs man um einige Syllben mehr oder weniger lange handeln soll? Das kürzeste wäre freylich, ganz zu schweigen. — Man sollte der Vereinigung, die fast immer den Steg davon trägt, doch ein wenig auf die Finger sehen, ob sie nicht seine, aber bedeutende, Züge ihrer Originale auslöst. Manche Freyheiten, die sie sich mit Versbau und Sprache herausnimmt, fallen in die Augen; z. B. wenn sie das bekannte: *Durum: sed levius sit patientia Quidquid corrigere est nefas*, (St. IX. S. 242.) übersezt:

—'s ist hart!

Doch es leichtest Geduld Nichts zu vermeiden.

Leider läßt sich dieser tröstende Spruch nicht auf die Uebersetzungen der Vereinigung anwenden; denn dergleichen war sehr wohl zu vermeiden, wenn man sich mit gleicher Kürze begnügte, und nicht etwas ungefehlchtes unternahm.

FRANKFURT A. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Scenen aus dem Geistesreiche*. 1795. 274 S. 8.

Schwerlich möchten die Leser errathen, was sie hier zu suchen haben. In der Vorrede werden sie belehrt, dafs diese Blätter ewige Wahrheiten enthalten sollen. Die Scene ist im Schattenreiche. Hier sind

die Geister, welche zum Vorschein kommen. Pelos zweifelt am künftigen Leben im künftigen Leben. Schrecklich ist das Endurtheil: „Fahre hin und leide Pein im ewigen Verderben, fern vom Angesichte des Herrn.“ Die Naturforscher finden keine Naturalien in jener Welt. Sie halten steigende Glückseligkeit für den Zweck des Daseyn, und werden belehrt, dafs es — Liebe sey. Das frohe Wiedersehn der Gatten und Kinder. Die Hölle besteht im höchsten Ideale des Despotismus. Sie hat 3 Reiche, das Reich des Jammers, der Finsterniß und des Feuers. Das letzte ist das Schrecklichste: hieher kommen nur die Christushasser. Der arme Mann. Sein Glaube war von einer solchen Stärke, dafs wir selbst im Himmel wenig grössere Beispiele davon haben. Wenn er in seinem Ehelande manchmal auf die härtesten Proben gestellt wurde, so waukte er doch nie. Beym Leben des Bruderkusses fühlt man am stärksten, dafs man ein Engel ist. Die Fatalisten müssen sich selbst verdammen. Die Ueberraschung erklärt die Zurechnung des Verdienstes Christi. Ein durch Christum gründlich gebesserter Mensch kann nicht verdammt werden. Dem Sünder wird die Führung aller der Menschen anvertraut, an denen er sich weiland veründigt hat. Auf diese Art kann er in jenem Leben alles wieder gut machen. Der Antiquarius zeigt, wie thöricht die Beschäftigung eines Gelehrten, und besonders eines Kunstkenners, sey, den ein Apoll lieber, als der Herr, und der Farnesische Herkules mehr, wie ein Apostel ist. Der christliche Stoiker. Der Triumph. Jerusalems Bürgerschaft singt:

„Feyert dem Herrn am Throne! — denn er hat gesagt!

Feyert dem Urstich! heilig, heilig, heilig ist Er!

Feyert dem Wundergestirne, dem Ordenszeichen des Herrn etc.“

Das große Geheimniß erklärt die Dreyeinigkeit. Jehovah, Erlöser. Der eingeborne Sohn Gottes ist der allein erkennbare Gott. (Mit diesem einzigen Gedanken wird sich der menschenkundige Leser schon orientiren.) In einer Person mußte sich bey Christo die menschliche Natur zur göttlichen hinaufadeln. Denn (Achtung gegeben!) wie konnte Christus zugleich ein unvollkommener Mensch und ein vollkommener Gott seyn. Der Sohn Gottes regiert alle Handlungen der Menschen auf eine unbegreifliche Weise. Das Geheimniß der Zukunft ist — Freyheit und Gleichheit. — Fürst — Adel — Volk. Der Erdboden wird mit Gerechtigkeit gerichtet. Die Hierarchie. Die Prieftern werden verworfen, weil sie bey ihrer Liebe noch nicht angefangen haben zu lieben.

Der Leser bilde sich nun selbst einen Begriff von dem vorliegenden Werke, welches unstreitig zu den Zeichen der Zeit gehört. Am Ende entschuldigt sich noch der Nachwerker, dafs er in Prosa geschrieben habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. März 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

LATZIO, in der Dyk. Buchh.: Des Abts Lazzaro Spallanzani, Königl. Prof. der Naturgeschichte auf der Universität zu Pavia u. f. w., Reisen in beide Sicilien und einige Gegenden der Apenninen. Aus dem Italienischen, mit Anmerkungen. I. Theil mit zwey Kupfertafeln. 1795. 320 S. und 20 S. Vorrede des Uebersetzers. II. Theil mit 7 Kupfertafeln. 329 S. 8.

2) BRUN, b. Haller: *Voyages dans les deux Siciles et dans quelques parties des Apennins*, par l'Abbé Lazzaro Spallanzani, Professeur d'Hist. nat. dans l'Université de Pavie etc. etc. avec figures. 1795. T. I. 297 S. 2 Pl. Tome II. 273 S. 7 Pl.

Bisher war Hr. Abt S. als ein genauer und sinnreicher Beobachter der organisirten Körper mit Recht geschätzt. Hier zeigt er sich von einer andern Seite, nämlich als Mineralog, und kühner Unterfucher der gefahrvollen Phänomene. Wenn daher auch nicht jeder fachkundige Leser dieser Reisen, mit den Arbeiten des seltenen Mannes in diesem neuen Fache durchaus zufrieden seyn sollte, so wird er hier dennoch stets im ganzen etwas vorzügliches finden. Die Einleitung verdient hauptsächlich deshalb Aufmerksamkeit, weil der Vf. darin nebst der Ursache der Reise, besonders die Methode angiebt, nach welcher er die von ihm bereiseten vulkanischen Gegenden untersucht hat. Anlaß zur Reise selbst gab der Mangel an vulkanischen Producten im akademischen Kabinette zu Pavia. Um sich zu der Reise gehörig anzufischen, las der Vf. seinen eigenen Worten zufolge, „alle „Reisende und Naturforscher von gutem Gepräge, die „über die Vulkane geschrieben haben;“ da muß Rec. denn offenhertzig gestehen, daß er dies mit Recht, in Rücksicht der Deutschen, bezweifelt. Denn wenn der Vf. mehrere derjenigen Schriften studirt hätte, welche wir in Deutschland über die Ursache des vulkanischen Feuers, und über verschiedene Substanzen, denen die Neptunisten den vulkanischen Ursprung abgesprochen, gelesen hätte, oder vielmehr hätte lesen können; so möchte hin und wieder sein Buch noch behrreicher, und vielleicht sein Urtheil zu Zeiten von dem jetzigen verschiedn ausgefallen seyn. Bey der großen Verschiedenheit derjenigen Fossilien, welche die Vulkane auswerfen, oder die diesen Gebirge selbst zu Bestandtheilen dienen, hat Hr. S. sich sehr angelegen seyn lassen, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bildung der Vulkane selbst zu richten.

A. L. Z. 1797. Erster Band.

Hiezu bedient er sich der Methode, die vulkanischen Länder so zu studiren, wie man die Gebirge überhaupt studirt, um zur Kenntniß ihrer Bildung selbst, zu gelangen, und die Folge der sie constituirenden Lagen oder Schichten auszufinden. Daher gab er besonders auf die Natur der Gipfel der Vulkane auf den Inseln, und auf die uferartigen Theile der Inseln selbst acht. Und allerdings können beide zusammen genommen ein schönes Licht über die Entstehung des Ganzen verbreiten; denn die Ufer sind höchstwahrscheinlich nicht sehr von dem Innern des Gebirges verschieden; vorzüglich, so bald die Insel, nach mehreren Richtungen besahen, ähnliche Aufsenheiten zeigt. Daueben hat der Vf. stets mit auf die Veränderungen Rücksicht genommen, welche diese oder jene Bergart, dieses oder jenes ausgeworfene Fossil, durch die Zeit und durch die Einwirkung der verschiedenen Grade des Feuers, oder auch durch die sauren Dämpfe erlitten hat. Diese Punkte dienten hauptsächlich bey der Beschreibung der einzelnen Laven zur Grundlage. Zur Entdeckung des Eisens und des Grades des Magnetismus der Laven, ward theils die Magnetnadel, theils das magnetische Meßer genutzt. Um besonders die Grade des Feuers zu untersuchen, wodurch diese oder jene vulkanische Substanz entstand, nahm der Vf. seine Zuflucht zu dem bekannten Wegwoodschen Pyrometer. Der Vf. fand, daß die Hitze eines Glasofens (und diese, glaubt er, sey die der Vulkane) höchstens 173 Grad dieses Pyrometers beträgt. Zu Zeiten bediente sich Hr. S. doch auch des Lothrohrs. Fand er vulkanische Körper, deren Aeußeres mit keinen schon von andern beschriebenen und untersuchten zusatz, so wurden sie auf dem nassen Wege untersucht, wobey denn der fachkundige (deutsche) Uebersetzer, der überhaupt seinen Ort oft gründlich berichtigt, mit Recht sagt, es wäre doch oft gut gewesen, wenn Hr. S. beide Untersuchungsmethoden zusammen verbunden hätte. Die anerkannte Wirkbarkeit der elastischen Gasarten bey den vulkanischen Phänomenen, veranlaßte den Vf. zu einer besondern Untersuchung der hier vorkommenden Aufstättungen. Endlich vergaß er auch nicht die Entstehung der Basalte. Von letzteren hätte aber Hr. S. nicht behaupten sollen, alle Physiker wären einstimig der Meynung, daß alle Laven, welche ins Meer fließen, die regelmäßige Figur der Basalte annehmen. Denn wirklich müßten sich auf die Weise wehr mehr Basalte um die lebendigen, dem Meere nahen, Vulkane bilden, als dies der Fall ist. Letzteres ist übrigens hier indess durchaus nicht etwa bloß zu Gunsten der Neptunisten gesagt. Nur um endlich dem Werke ein Ende zu machen.

X x x

näher zu kommen, kürzen wir die Anzeige dieser erheblichen Einleitung hier ab. Wir können indes nicht umhin daraus noch anzumerken, daß der Vf. darin nicht nur auf seine Bemerkungen über mehrere dortige Seethiere im voraus achtam macht, sondern auch zu einer Beschreibung seiner Reise nach Constantinopel und durch das mittelländische und adriatische Meer Hoffnung giebt.

Das erste Kapitel handelt nun von dem Besuche des Vefuvs beyin Brande von 1788, den der Vf. so glücklich war, in seiner ganzen Schönheit zu beobachten. Sein Annähern zum Krater selbst mislang zwar; allein er machte dennoch mehrere schätzbare Beobachtungen über den Auswurf, und da er sich eiu-er mit kochender Lava gefüllten Grotte nähern konnte, auch über das Fließen derselben. Gewöhnlich pflügt der Donner oder das Krachen die Feuerzüge zu begleiten. Zu Zeiten dauern diese indes fort, ja sie wurden selbst achtzehnmal wiederholt, ohne irgend ein sehr lebhaft hörbares Geräusch oder Donner. Hr. S. erklärt sich dies dadurch, daß die elastischen Flüssigkeiten, welche den Auswurf eigentlich hervorbringen, bald schnell gegen die Lava schlagen, bald sich hingegen nur langsam dagegen bewegen. Im letztern Falle würde dann eben so wenig ein Krachen oder starkes Getöse entstehen; so wie bey einer Windbüchse die Zögerung, welche die darin vorhandene Valve verursacht, gleichfalls den Schall hindert. Nicht ohne Grund rügt der Uebersetzer in Rücklicht der Abmessung der Geschwindigkeiten der fließenden Laven einen Widerspruch zwischen der ersten Angabe (S. 46.) und der zweyten (S. 55.); denn man müßte sonst schließen, daß bey einer größern Neigung die Geschwindigkeit minder als bey einer geringern gewesen, was doch Hr. S. wohl nicht hat sagen wollen. In der Grotte, in welcher der Vf. Gelegenheit hatte, das Kochen der Lave zu beobachten, war sie denn natürlich weit flüssiger als an freyer Luft. — S. 63. spricht Hr. S. von taelartigen Schörlen, die mit Recht den Uebersetzer befremden. Sollten es vielleicht Feldspate gewesen seyn? Denn die beygemischten Theile brachten sie wohl (beyn Probiren) zum Schmelzen. Uebrigens ist der Vf. gleichfalls der Meynung, daß die Schörle sowohl als der Feldspat schon zuvor in dem Gebirge da gewesen sind, und auf keine Weise erst durch das Feuer der Vulkane entstanden.

Das zweyte Kapitel S. 71. hat die Grotte Poflippa, die Solfatara und die Pisciarelli zum Gegenstand. Der vulkanische Tuf um Neapel soll bloß durch schlammige Auswürfe entstanden seyn. Nicht nur der (nach Hamilton) innerhalb dieses Tufs gut erhalten gefundene antike Kopf spricht für diese Meynung, sondern Hr. S. findet noch einen zweyten Grund für dieselbe in den Schichten der berühmten Höle von Poflippa; Rec. kann für letzteres sein eignes Zeugnis hinzufügen. — Der Stein- oder Lavabruch, weiter gegen Puzzolo hin, Abien Rec. verwitterten Porphyr ähnlich, wo nur einzelne Punkte von Schörle, aber allerdings beträchtliche Feldspate vorkommen; daher das Petrofili, woraus sie Hr. S. bestehen laßt, ihm eben

so unpassend vorkommt als dem Uebersetzer. Es ist allerdings, wie auch hier der Vf. bemerkt, sehr merkwürdig, daß man nur sehr selten eigentliche Schwefelkiese in vollkommenen Zustände innerhalb des vulkanischen Gebiets antrifft. Mehrere Stoffe dazu sind aber doch unlegbar da; und hienuach scheint sich die Idee des großen Bergmanns, welche Werner nachmals noch weiter entwickelt, desto mehr zu bestätigen, daß wohl eigentlich aluminöse Schieferlagen, oder auch tiefliegende Steinkohlenflötze den Brennherd der Vulkane enthalten mögen. — S. 81. und folgende kommt dann eine genaue Aufzählung der verschiedenen Laven der ausgebrannten Solfatara vor; hauptsächlich nach Angabe des gelehrten Hn. Pat. Breislach, der bekanntlich hier seit mehreren Jahren Vorrichtungen zum ergiebigen Erzeugen des Alauns machte. Hn. Pat. Breislachs Verfahren wird hier beschrieben. Rec., der selbst die meisten dieser Bestandtheile der Solfatara vor sich hat, findet die Thonede hier weit über alle andere Erdart darin herrschen und hat gleichfalls nichts metallisches (im natürlichen unverfälschten Zustande) darunter angetroffen, wodurch Bergmanns Meynung noch mehr bekräftigt wird. Bey der zwölften Lavengattung der Solfatara, nämlich dem Bimstein, bemerkt der Vf.; daß es hierunter verschiedentlich den Uebergang des Bimsteins zu dem Glase wahrzunehmen Gelegenheit gehabt habe. Dies stimmt mit unsern deutschen neuen Mineralogen sehr überein, welche ihm gleich nach dem Obsidian die Stelle anweisen; auch giebt es an gewöhnlichen Bimsteinen der Bontiquen mehrmalen Stellen, welche gleichsam breitere Glasstreifen zeigen; als ob das Fadenähnliche in einander geschmolzen glänzte, wie Rec. nach einem Stücke, welches er selbst besitzt, bestätigen kann. — S. 97. beschreibt der Vf. fünf Sorten von Laven um die Pisciarellen, oder die warmen Gewässer im Rücken der Solfatara. Auch hieby führt der Vf. den Petrofili und gleich daneben den Hornstein, als zwey verschiedene Dinge an. — S. 110. kommt der Vf. auf das, dem ersten Anblicke nach auffallende, Phänomen bey den schönen Ruinen des sogenannten Tempels des Serapis. Bekanntlich finden sich an den übergeliebenen Marmorsäulen und Blöcken breite Streifen oder Gürtel, voller Steinbohrer (*Mytilus litophagus* L.) und einiger Wurmrohren (*Serpula* L.). Der Vf. rügt es mit Recht, daß Ferber daraus habe berechnen wollen, das Meer habe vormals 9 Fuß höher gestanden als jetzt. Er beweist, daß die Pholaden nicht bloß an der Oberfläche des Meeres, sondern ebenwohl auch tief im Meere leben. Hr. S. hält daher mit Grund dafür, daß jener Theil des Tempels mehrere Zeit hindurch vom Meer überhaupt bedeckt gewesen, und die Steinbohrer sich zu dieser Zeit darin eingemistet haben. Rec. schen bey seiner Ansicht dieses Tempels die Sache sehr einfach zu erklären. Diese Ruinen sind nur erst seit etwa 1750 bekannt geworden, und noch 1788 lag ein Theil davon im Schlamm und Wasser (und vielleicht ist es noch jetzt eben so). Eine Erderstüttung oder Ausbruch, wie der, welcher den Monte moro hervorbricht, hat wahr-

wahrscheinlich hier diesen Theil tief unter Wasser und Schlamm gesetzt. Die untersten Theile des Tempels, und daher der Säulen wurden völlig in Meereschlamm begraben und der in dem Wasser selbst hervorragende Theil ward dann allein von jenen See-therien angefüllt, wodurch sich sodann dieser gefestigte Gürtel erzeugte. Hiemit scheint des Vf. Erklärung auch wohl zutreffen. Der geschickte Uebersetzer wundert sich aber mit Recht, wie Hr. S. zu verstehen geben könne, als wenn der festere Granit, leichter von den Pholaden habe durchlöchert werden können, als der luftsaure Kalkstein.

Wir sehen uns bey den stets reichhaltiger, aber auch umständlicher, werdenden Nachrichten gezwungen, unsere Anzeige von diesen Werke einzufchränken; und bemerken deshalb über das 3te Kapitel, welches einzig und allein von der Hundshöle handelt, nur folgendes. Hr. S. sucht auch hier Gelegenheit, Ferner über seine Erklärung der Phänomene der Hundshöle zu tadeln. Und allerdings geschieht dies nicht ganz ohne Grund; allein es ist auch 1788 leicht einen Physiker zu tadeln, der 1771 Phänomene erklärte, welche gänzlich auf den Gasarten und ihren Wirkungen beruhen. Diese Höle sollte in unsern Tagen nicht so viel Aufsehen mehr machen. Sie ist gegen andere Mofeten Italiens unbedeutend; und das Schwefeloch bey Pymont ist sicher nicht weniger merkwürdig als die Hundshöle. Wir empfehlen übrigens dem Lesr die Beschreibung dieser Höle von dem Hn. Pat. Breislach, welche der Vf. ganz eingerückt hat, nebst den Bemerkungen des Vf. darüber.

Das vierte Kapitel beschreibt nun noch mehrere vulkanische Gegenstände der todtten Gegend um Neapel, wenn es nämlich erlaubt ist diese im Gegensatz der veseufischen, wirklich brennenden, so zu nennen. Hier kommen vor: die Seen Agnano und Averno; beide sicher ausgebrannte Krater. Zu umständlich ist doch hiebey wohl der großen Frostschlarven (*gyrini*) Erwähnung geschehen. Wenn der Vf. sich nur erinnert hätte, das unsere Kröte in diesem Zustande sehr groß ist, wie sie auch das treffliche Röschele Werk zeigt; so fiel wohl alle Schwierigkeit hinweg. Der Avernische See haucht jetzt keine mephritischen Dünste mehr aus; und es fehlt ihm daher jetzt nicht an Wasservögeln. Eine Lavacurt des *monte novo*, der auch hier beschrieben wird, steht gleichsam in der Mitte zwischen den Laven und den Rinsien; denn sie habe die Leichtigkeit und Zerbreichlichkeit der letztern, sey aber dabey nicht faserich, sondern körnig. Innerhalb dieses Kraters glaubt der Vf. eine neue Frosthöhle entdeckt zu haben, weil ihr die Schwimmbaut der Hinterzehen fehlten; indess waren es nur junge Thiere. Rec. zweifelt doch sehr, ob der am misenischen Vorgebirge ausfchlagende Alava, welchen er dort gleichfalls gesammelt, der Mühe lohne, Erweiterung der Oberfläche, wie bey der Solfatara, dort vorzunehmen; es schien dieser Ausschlag nur sehr örtlich zu seyn. Hr. Breislach (er ist von deutscher Abkunft) hatte. Procida gegenüber, einen Felsen bemerkt, und zuerst untersucht, *Scoglio delle Pietre Arse*,

der durch den ihm von den Fischern beygelegten Namen bereits seinen Ursprung zeigt. Hr. S. fand darauf zwey besondere Lavenarten. Die eine, welche er eine Emaille nennt, soll deshalb so zerbreichlich seyn, weil sie sich plötzlich im Meere gekühlt hat.

Fünftes Kapitel. Beschreibung von Ischia und den dortigen Laven. Der Felsen des Kastels sey sichtlich ein Stück isolirt gebliebenen Lavafusses; hier findet man die nicht sehr gewöhnliche spanische Schwalbe (*hirundo melba linx*). Auch mehrere der hiesigen Laven sollen Hornstein zur Basis haben; und dies sucht der Vf. oft durch das Schmelzen derselben deutlich zu machen. Es sey erlaubt dabey ein für allemal zu bemerken. 1) Dafs die Unbestimmtheit, welche für Rec. der Ausdruck Hornstein des Vf. hat, wenig sicheres lehrt. 2) Dafs die von ihm gemachten Proben durchs Schmelzen, in einem verschlossenen Gefäße, bey einem bestimmten Feuergrade, und bey bestimmten Zustützen zu den so schmelzenden Laven, unmöglich so durchaus zu vergleichen stehen mit dem großen Brande und der Schmelzung in den Kratera, wo nicht nur mehrere entwickelte Gasarten wirken, sondern gleichfalls manche eben dabey und dadurch selbst verloren gegangene Materialien. So wahrhaft schatzbar und lehrreich dabey auch des Vf. Versuche in mehreren Rücksichten sind; so würden doch sicher nicht für jedermann eben dieselben Resultate daraus abgeleitet werden, welche sich Hr. S. daraus zu ziehen erlaubt. S. 194. merkt der Vf. an, dafs, ob er gleich den grössten Theil der Insel ganz umfahren, um ihre Grundlage zu studiren, ob er gleich entschiedene Beweise fand, dafs mehrere Lavaströme gerade zu ins Meer geflossen und dort erstarrt wären; so habe er dennoch nicht die mindeste Spur einer krystallisirten (Basalt ähnlichen) Lave hier angetroffen.

Das sechste Kapitel giebt von dem Thale Metelona bey Caserta Nachricht. Der dort sogenannte Tuf ist auf Rinsien strickförmig gebildet; geschmolzen gab er eine wahre Emaille. Ueber den (ehemaligen) Krater von Neapel. Man solle vermittelst eigener Insinuatione die Ufer desselben untersuchen; wenn das aus dem Meere hervorgeholte Gestein vulkanisch sey, so lasse sich die Dimension des alten Kraters bestimmen; unstreitig sey sie ungeheuer.

Endlich kommt man im siebenten Kapitel zu der Reise nach dem Aetna. Zuerst eine Vergleichung des Vesuvius mit dem Aetna, wo denn letzterer sich in jeder Rücksicht als Riese zeigt. Der Vf. ging von Messina zu Wasser nach Catania, woselbst alle Gebäude von Lava erbaut sind; dies war auch bereits der Fall in der alten, 1603 gänzlich durch ein Erdbeben zerstörten Stadt. Wie hoch mögen doch wohl die Wirkungen des Aetna hinaufreichen! Hr. S. giebt hier die Tafel seines älteren Landsmannes, des berühmten Borrelli, zur Erläuterung der Bemerkungen über den Aetna; und man mus von hieran die Kupfertafel bey dem Lesen vor sich haben. Ob diese gleich von 1660 ist; so findet er sie doch mit einigen Veränderungen sehr brauchbar, und vertheidigt zugleich den Borrelli gegen Brydone, den er mit Mehreren für einen seich-

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwoch, den 1. März 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, in der Dyk. Buchh.: Des Abts Lazzaro Spallanzani etc., *Reisen in beide Sicilien und einige Gegenden der Apenninen* etc.

2) BERN, b. Haller: *Voyages dans les deux Siciles et dans quelques parties des Apennins*, par l'Abbé Lazzaro Spallanzani, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im 8ten Kapitel nun die glückliche Ersehung des Gipfels dieses größten Vulkans der alten Welt. Zuerst beschreibt der Vf. die oberste Fläche des Aetna nebst den dortigen Laven, und hierauf giebt er uns eine schöne Darstellung der herrlichen Scene, die der glückliche Ueberwinder so vielfacher Schwierigkeiten früh Morgens über tausendfache große, furchtbare und reiche Gegenden hin, genießt! Der Ausbruch von 1787 hatte den obern Theil unweit des Kraters so sehr mit Schlacken bedeckt, daß die Annäherung zu demselben sehr erschwert ward. Auch mußte der Reisende sich noch zuletzt durch eine gefährliche Rauchfäule hindurch arbeiten. Allein sodann ward er auch mit einem Anblick belohnt, der sicher wenigen Sterblichen zu Theil worden ist; nämlich, nicht bloß mit jener großen Uebersicht, sondern zugleich mit dem Blick ins Innerste des Kraters selbst. Der oberste Umfang des wahren Kraters beträgt, dem Auge zufolge, anderthalb (ital.) Meilen; die innern Wände sind zwar nach verschiedenen Richtungen abhängig, allein im Ganzen dennoch trichterförmig. Die Tiefe des Kraters schätzt Hr. S. auf 3tel ital. Meile, also etwa gegen 800 Fufs. Die Wände sind mit Salmiak bedeckt. Der Grund, der eine horizontale Fläche von etwa 2 Meilen beträgt, hatte an der Seite des Vf. eine Oeffnung, woraus eine etwa 20 Fufs dicke Rauchfäule hervorstieg, welche glücklicherweise gegen die entgegengesetzte Seite getrieben ward. Durch diese Oeffnung (aus welcher der Rauch hervortrat) sah dann der Vf. deutlich eine flüssige, brennende Substanz, mächtig aufkochen, und sich dabei im Zirkel herumdrehen, aufsteigen und nieder sinken, ohne indess über die Oeffnung hinüber zu treten. Dies sey also die geschmolzene Lava, welche vom Grunde aus bis dahin aufsteigt. Das 2te Kupfer zeigt sehr gut die ganze Scene, so weit sie sich nämlich zeichnen läßt. Der mit Recht kühne Mann wollte nun weiter gegen das Innere hinabsteigen; allein seine Führer hinderten ihn daran, und zeigten besonders die Gefahr, welche ihm aus dem Drehen des Windes

A. L. Z. 1797. Erster Band.

erwachsen könnte. Steine auf die Oberfläche jener Grundebene geworfen, prallten mit Getöse zurück, so daß diese Wand keine unbedeutende Dicke haben mußte; diejenigen Steine aber, welche in die Oeffnung selbst hineinfielen, ließen ein Geräusch hören, als ob sie auf eine halb weiche Masse gefallen wären.

Außer dem Rauchgipfel des Innern, den der Vf. so glücklich war zu sehen, hat der Aetna etwa 2 italienische Meile höher von ihm, noch eine zweite rauchende Spitze; diese besah Hr. S. nicht, sie ist etwas kleiner als die hier beschriebene. Mithin endigt sich der Gipfel in zwey Spitzen. S. 269 u. f. stellt nun der Vf. eine Vergleichung an zwischen seiner Besteigung des Berges und der davon gegebenen Beschreibung, mit denen von Riedesel, Hamilton, Brydone, Bösch und d'Orville. Selbst die Ältern, z. B. von Fazello, Bembo, ja sogar die von Solinus, Pindarus, Silius Italicus und Strabo zieht er hier mit in Betracht. Die Nachrichten unseres, in mehreren Rücksichten schätzbaren, Bartels konnte er wohl nicht lesen, und kannte sie daher auch wohl nicht. Aus allem erhellt die große Veränderlichkeit der Form des Kraters. Rec. wundert sich, daß Hr. S. dem Engländer Brydone, ob er ihn gleich tadelt, dennoch noch weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren läßt als Bartels, der es fast gerade zu leugnet, daß Brydone je den Gipfel des Aetna bestiegen habe. Uebrigens giebt Bartels eine fast ganz verschiedene Gestalt an, für den damaligen Krater; an Belehrung für den Naturforscher sind aber die Nachrichten des Hn. S. bey weitem die vorzüglichsten unter allen bisherigen Nachrichten über den Aetna.

Unfer Vf. fühlte eben so wenig als seine Begleiter, die mindeste Unbequemlichkeit oder gar Uebelkeit auf dieser Höhe. Er vermuthet daher mit Grund, daß dieses nur individuell sey, da es hingegen bey größern Höhen, z. B. bey der des Mont blanc, allgemein seyn möge. Die ganze Höhe des Berges setzt er gegen 1900 Toisen; andere Naturforscher geben ihr doch nur 1700; die genaue Messung des Astronomen Dandios von Malta vom J. 1787 sind indess noch nicht bekannt. Dies Kapitel schließt sich mit einer lehrwerthen Beschreibung der Aussicht vom Aetna; die ist schön nicht sowohl weil sie schön geschrieben ist, sondern weil man bey ihr den ruhigen, wahren Erzähler durchfühlt.

Das letzte (9te) Kapitel dieses Bandes fängt mit dem Herabsteigen vom Aetna an. Die Methode, deren der Vf. sich zum schnellen Herabkommen bediente, indem er sich stehend einer hinabgleitenden Lavaföhle anvertraute, mag freylich hiezu, wie geschickt, aber sicher nicht ganz ohne Gefahr seyn. Be-

Yyy

schrei... google

Schreibung verschiedener Laven des Gebirges und Bekräftigung, daß die von 1787 noch glühete. Verschiedene Oeffnungen an der Seite des Berges, z. B. die vom *monte rosso* sollen in keiner Verbindung mit dem obern Krater stehen. Hamilton habe nicht zurecht gezeigt, daß die kleinern Berge auf dem Rücken des Aetna, vulkanischen Ursprungs sind; schon Fazzello, Borelli und d'Orville begen diese Meynung. Schützbar ist die Erklärung des Wassermangels auf diesem hohen, aber mit vulkanischen Schlacken bedeckten Gebirge; die armen Bewohner desselben leiden deshalb außerordentlich. S. 309 u. f. Genaue Untersuchung, der wegen ihrer prismatischen (basaltähnlichen) Gestalt berührten Felsen; *Scogli de Ciclopi*. Freylich haben sie im Ganzen genommen diese Gestalt oder Krystallisation; indess sind doch mehrere derselben in weniger regelmäßige Stücke oder Säulen zerpalten. Dabey halten sie, wo nur eine kleine Höle oder Oeffnung sich bey ihnen zeigt, schöne Zeolithen. Der Vf. verweist hierüber mit Recht auf Dolomieu's Beschreibung dieser Felsen. Hr. S. schmolz diese Zeolithen zu einem weislichen Glase; zu Pulver gestuften zeigten sie Polarität. Noch etwas über das gewöhnliche Abtheilen des Gebirges nach Regionen; wobey dann zugleich gegen andere Reisende gezeigt wird, daß der Aetna keine Bimsteine besitze. Thiere des Gebirges, hauptsächlich Vögel.

Dieser Band schließt mit einer Nachricht über die Naturalienkabinette des Prinzen Biscari und des Ritters Gioeni in Catania. Von dem Biscarischen Museum hat uns bekanntlich unser Bartels umständlich Nachricht gegeben (s. dessen R. 11. S. 279 u. f.), so wie auch von der Sammlung der dortigen Benedictiner. Das Cabinet des durch seine Litologia Vesuviana berühmten Gioeni hat Bartels nur kürzlich angezeigt. Da unser Vf. hiebey mehr in seinem Fache war; so ist er zwar etwas umständlicher als unser Landsmann darüber gewesen, allein lange nicht so iehrich als Rec. dies von einem Spallanzani erwarten konnte; denn sicher hält diese Sammlung mehrere, bisher unbeschriebene, Seeproducte.

Vom zweyten Theil und der französischen Uebersetzung nächstens.

GESCHICHTE

ALTONA u. LEIPZIG, in d. Cramerschen Buchh.: *Ueber mein Schicksal* (Manuscript für Freunde), von Carl Friedrich Cramer. Auch unter dem Titel: *Menschliches Leben*. 17. St. 1795. 288 S. 8.

Hr. C. kündigte Im-J. 1793, als er noch Professor in Kiel war, in der Hamburger polit. Zeitung die Uebersetzung einer Sammlung von Petions Werken, die Gegenstände der Gesetzgebung betrafen, an. Er nannte z. B. die Abhandlung über Verhütung des Kindermordes, über Zurückführung der Justizverwaltung auf eine einfache und gleichförmige Ordnung, über die Ehe, über den Sklavenhandel, über die Todesstrafe etc. und fügte dann hinzu: „Aus den mit großem Interesse

„geschriebenen Aeußerungen des menschenfreundlichsten Geistes, wird das deutsche Publicum ein wahres Bild von dem Charakter dieses jetzt so merkwürdigen und als Märtyrer seiner Rechtschaffenheit jetzt leidenden Mannes enthalten, wie durch die, von ihm gemachten; Porträte in den Gallerieen unserer „Journalisten.“

Hierauf erging folgendes Rescript aus der königlichen deutschen Kanzley zu Kopenhagen an den Vf.: „In der von dem Hn. Professor C. in der Beyl. Sub. Nr. 179. der Hamb. N. Z. d. J. angekündigten Uebersetzung der zu Paris herausgekommenen Sammlung von Petions Werken haben Sie diesen Schriftsteller dem Publico als einen Mann von dem menschenfreundlichsten Geist, der als Märtyrer seiner Rechtschaffenheit leidet, beschrieben. Da nun diese Ankündigung höchst Orts Aufmerksamkeit erregt hat, und der Kanzley aufgegeben worden, sich zu äußern: „wie ein Lehrer der Jugend anzusehen sey, der einen Mann wie P., der einen vorzüglichen Antheil an dem Tode Ludwig XVI und dem Umurz der Monarchie in Frankreich gehabt, öffentlich mit den rühmlichsten Namen belegt;“ so will man des Hn. Prof. Erklärung in dieser Sache mit dem ehesten gewärtigen.“

Cramers Erklärung ging im wesentlichen dahin, daß er bey Fällung jenes Urtheils Petion hauptsächlich nach seinen genannten Schriften beurtheilt habe, Schriften, welche viele Grundsätze enthielten, denen die dänische Regierung selbst in Gegenständen der Gesetzgebung folge. Was Petions öffentliche Thaten betrafte; so sey der Grad des Antheils, den er an Verwundlung der französischen Monarchie in eine Republik genommen habe, noch nicht genug aufgehell, um über die Moralität seiner Handlungen zu urtheilen: Von dem Antheil an dem Tode des Königs glaube er ihn nach den jetzt schon vorhandenen Beweisen völlig freysprechen zu können: denn Petion habe Vergnügen's Vorschlag einer Appellation an die Nation unterstützt, und da dieser Vorschlag verworfen worden, auf die Aussetzung des Urtheils gedrungen; wer so handle, verdiene den Namen eines *Rechtschaffenen*, eines *Menschenfreundes*; und wage er es, wie Petion, unter Todesgefahren so zu handeln, so gehe die Handlung in Heroismus über, und der Handelnde werde ein *Märtyrer seiner Rechtschaffenheit*. Dies sey seine Ansicht der politischen Handlungen Petions. Indess könne er irren. Nicht aber Irrthum, sondern Falschheit, gehöre, meyne er, in das gesetzliche Gebiet. Auf diesen Unterschied von Irrthum und Falschheit gründe sich das heilige der Menschenrechte, die, namentlich in Dänemark anerkannte, Freyheit, Meynungen nicht bloß zu haben, sondern sie auf jede beliebige Art seinen gleichfalls irrthümlichen Nebenmenschen mitzutheilen. „Die Uebung dieser Freyheit sey eben so sehr dem Lehrer der Jugend, als nach des Lehrenden Ueberzeugung, als dem Lehrer des Alters; oder dem Schriftsteller Pflicht, je gewisser sie noch durch keine Vorurtheile in Irrthümer der Vorzeit bestränkt, und einst fähig präsende Jugend das Ansehen des Lehrers verachte, der wider seine Ueberzeugung ver-
fälschte

fälschte subjective Meynung statt objectiver Wahrheit verkaufe.“

Hierauf erging am 6. May 1794 das Rescript der deuth. Kanzley, wonach der Prof. C. vermög. Königl. Resolution angewiesen wurde „sein bisher bekleidetes Lehramt bey der Universität zu Kiel gleich nieder zu legen und sich daselbst nicht weiter aufzuhalten.“ Doch ward ihm dabey eröffnet, daß ihm aus besonderer Milde die Hälfte seiner bisherigen Besoldung, also 350 Rthlr. als Pension bleiben solle, so lange er sich aller Verbreitung seiner, der Staatsverfassung des Landes zuwiderlaufenden, Grundsätze enthalte.

In der Einleitung des Rescripts heist es: es seyen die Bedenken der höchsten Landesgerichte zu Gottorf und Glückstadt gefodert und beide Disasterien der Meynung, „daß die Grundsätze, zu denen der Hr. Professor sich in Ihrer Erklärung bekennen, die Sie auch verschiedentlich in Ihren gedruckten Schriften geäußert haben und zu lehren und zu verbreiten für Pflicht halten, mit dem ausdrücklichen Inhalte Ihres, dem Könige geleisteten Eides, mit dem Ihnen anvertrauten Lehramte auf einer Universität, an deren Besuch die Landeskinder gebunden sind, und selbst mit Ihrer bürgerlichen Lage, als Einwohner einer Provinz, die zu dem mit Frankreich in Krieg begriffenen deutschen Reich gehöre, in offenkundigen Widerspruch stehen.“

Das akademische Consistorium drückte in seinem Berichte an den König, worin es den Empfang jenes Rescripts meldete, freiwillig und ungebeten die Empfindung des innigsten Schmerzes aus, womit es das unerwartete Schicksal eines geliebten Collegen, des Sohnes ihres unvergesslichen Kanzlers, vernommen habe. „Wir kennen,“ heist es, „unsere Collegen in seinem Privatleben als einen häuslichen Mann; keiner unter uns kann ihn einer Handlung zeihen, die eine pflichtwidrige Gesinnung verriethe; mit der hiesigen studirenden Jugend ist er nur wenig bekannt; noch weniger hat er unter derselben irgend einen Anhang gehabt, oder sich zu verschaffen gesucht. Von seiner auf Allerhöchsten Befehl eingekundeten Erklärung sind wir nicht unterrichtet. Allein sein fast leidenschaftlicher Eifer für Personen und Gegenstände, denen er seine mehrjährige Beobachtung und Aufmerksamkeit gewidmet hat; die Lebhaftigkeit seiner Darstellung; die, bey einer regen Phantasie, vielleicht nicht immer genug bestimmte Fassung seines Urtheils; die mehr überströmende, als begrenzte und abgemessene Fülle seiner Ideen; diese Eigenschaften seines schriftstellerischen Charakters, die fast jeder seiner Aufsätze bekräftigt, und die dem Leser es so oft erschweren, seine eigne Meynung mit Zuverlässigkeit daraus abzunehmen, diese Umstände lassen uns hoffen, daß vielleicht mehr die Unbestimmtheit, als die Gesetzwidrigkeit seiner Grundsätze ihm werden vorzuwerfen seyn; und daß er vielleicht nicht deutlich genug die Meynungen anderer, welche er oft seinen Aufsätzen einverleibt, von seinen eigenen Bekenntnissen unterschieden habe.“

Zwar hatte diese Verwendung keine Folge zu Gunsten des Entlassenen: dennoch macht sie sowohl, als des Consistorii schriftliche Antwort auf Cramers Abschickschreiben dem Collegio große Ehre. Alle Astenstücke findet man in diesem lehrreichen Büchlein gesammelt. „Es muß jedem,“ sagt der Sammler mit Recht, „von der aufersten Wichtigkeit seyn, an meinem Beyspiel zu lernen. Denn bey der aufgehobenen Censur gebricht es jedem, der über die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten lehrt oder schreibt, an einem Leitfaden seiner Beurtheilung: über welchen seiner Grundsätze er reden darf, oder über welchen er stillschweigen muß.“

Der Rec., der sich bloß das einfache Factum vorzuliegen berufen fühlt, schließt mir den Vossischen Zeilen:

Dein Bruder meyn't, du Lieber,
Mit Gott und Menschen gut.
Sonst, sage mir, wie hüb' er
So fröhlich Aug' und Muth?

LÜBCK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Betrachtungen über die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit, über den vormaligen und gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Länder in Asien*, von C. Meiners, Hofrath und Professor in Göttingen. Zweyter Band. 1796. 480 S. 8.

Wir erwarteten von der Belesenheit und dem richtigen Beobachtungsgestalt des Vf. die meisterhafte Vollendung dieser so unterhaltend und zugleich so belehrenden Arbeit, und finden sie noch vorzüglicher, als wir zu erwarten berechtigt waren. Es erscheinen nach ihrer Reihe die Mongolen, die verschiednen Bewohner Sibiriens, die Chineser, die Nationen der gelegneten, aber durch Despotismus in das tiefste Elend gestürzten, Länder Indiens jenseit des Ganges, die Menschenaassen der ostindischen und der Inseln des Südmeers. Das Wissenswerthe der Landesbeschreibung, das Charakteristische der einzelnen Völker, ihrer Sitten, grössere oder geringere Ausbildung, ihres Kunstfleisses, ihrer Gewerbe und gegenseitigen Verhältnisse, giebt neue Aufklärungen dem, der schon das Meiste von den Werken gelesen hat, aus welchen Hr. M. schöpfte, und schafft durch den reinen wenig geschmückten Vortrag zugleich dem bloßen Liebhaber der Länder- und Menschenkunde angenehme Unterhaltung. Lange schon fühlt es jeder Kenner, aber niemand hat es noch so lichtvoll vor Augen gelegt, als Hr. M. daßs alles, was wir von dem mittlern Asien wissen, eine sehr unbedeutende Kleinigkeit gegen das ist, was allem Forchen des Kuropäers bisher entzogen blieb, und noch lange entzogen bleiben wird. — Einleuchtend ist der Beweis, daßs die Mittelländes Afens ungleich höher liegen müssen als alle nördlichen und südlichen, nicht bloß aus der Abdachung der Flüsse, sondern schon deswegen, weil man von Bengalen aus sowohl, als von China und Sibirien her, alle Gebirge ungleich höher erklettert, als von den
Y y y 2
selben

selben wieder absteigen muß; daß Tibet unter allen Ländern Asiens am höchsten liege, ob es gleich mehrere große Ströme in den südlichen Ocean schickte, die nördlichen Gegenden aber bloß Steppenflüsse haben, weil kein Land von gleich südlicher Breite jemals so kalt gefunden wurde, als Tibet ist. — Mongolen und Tataren erklärt Hr. M., wie sonst schon bekannt, für zwey radical verschiedene Völkerstämme, wenn gleich die chinesischen Annalen beide von zwey Brüdern ableiten. Wir wagen es nicht, in einer Sache, die unsern Blicken und Kenntnissen so sehr sich entzieht, einen positiven Anspruch zu thun; wenn aber der Vf. wichtige Ursachen zu haben glaubt, gegen alle historische Denkmäler der Chinesen, welche über die christliche Zeitrechnung hinausgehen, oder in den Anfang derselben fallen, ein gegründetes Mißtrauen zu setzen, und einige seiner Beweggründe anführt; so können wir ihm mit voller Ueberzeugung bey. Daher leitet er auch mit vollem Rechte die europäische Völkerwanderung nicht von dem Drucke der einbrechenden Hunnen ab. Die Dürftigkeit Deutschlands, in Vergleichung gegen die darin zu erntende, mit jedem Jahre sich mehrende Menschenmasse, nebst dem Anblick reicher gut bebauter, aber wehrloser Länder in der Nachbarschaft, gaben den einzigen Anlaß zu Unternehmungen der germanischen Völker gegen die römischen Provinzen, welche sich nach dem Maasse mehrten, nach dem man weniger Widerstand fand, und die Vorgänger glückliche Fortschritte machen sah. Wer wird zu Hause bleiben wollen, wenn er von seinem Mißbruder errungene Oberherrschaft erblickt? errungen bloß durch Krieg, die einzige Geschäft des rohen Barbaren, welchem schon der Römer in der Blüthe seiner Macht viele Legionen an den Ufern des Rheins und der Donau entgegen zu setzen sich genöthigt sahe. Die wiederholten Einfälle hatten lange ihren Anfang genommen, che noch irgend ein Europäer den Namen Hunnen, als eines erobrenden furchtbaren Volks auch nur nennen hörte. Dafs es ihnen gerade zu Anfang des fünften Jahrhunderts glückte, ganze Provinzen in Besitz zu nehmen, verursachte nicht das erst einwandernde fremde Volk, sondern die schwache Hand, mit welcher die unumgänglichen Beherrscher des östlichen und westlichen Reichs die Zügel der Regierung zu führen wußten. Nur bey den Gothen wurden die Hunnen wirkliche Veranlassung zur Auswanderung in die Gränzen des östlichen Kaiserthums; die westli-

chern Völker Deutschlands fühlten erst unter Attila den Gegenstoß, und wußten ihm zu widerstehen. — Mit einer Art von Vorliebe bearbeitet Hr. M. das Reich China. Er beweist durch überzeugende Gründe, dafs die glänzenden Beschreibungen der Jesuiten von diesem Lande unvergesslicher Betrug waren, zeigt aus ihren eignen Berichten das Widersprechende der unmaßigen Lobserhebungen, den Despotismus, der sich von den niedrigen Bauern bis zum ersten Mandarin mit eiserner Ruthe erstreckte, die Ungeschicklichkeit der Chineser zu Künsten und Wissenschaften, selbst zu solchen, in denen sie als Urbild und Muster von den Söhnen des Lojola aufgestellt werden. Nur scheitert hier Hr. M., so wie bey dem Zustande aller Küstenreiche des östlichen Asiens, etwas zu überreiben. Raynals mit Gründen unterstützte gemässigte Meynung, dafs zwar die Jesuiten, um ihre Gesellschaft und Bemühungen desto wichtiger zu machen, übertriebne Lobredner des entfernten Landes sind, dafs man aber gewiss bey den Bewohnern desselben eine Betriebsamkeit und von äußerst frühen Zeiten her, eine Menge Kenntnisse finde, die man in andern Gegenden Asiens vergeblich sucht, die richtigere zu seyn. Bey so allgemeiner ungestörter Unterdrückung und Mißhandlung des Volks, wie sie Hr. M. annimmt, bleibt die fortwauernde unbezweifelte starke Bevölkerung und Kultur des Landes ein unerklärbares Räthsel. Die Ursache mancher Vorstellungen, die wir übertrieben finden, ist die bekannte Hypothese: alles, was von „den weisen schon gebildeten Tataren“ abstammt, hat vorzügliche Anlage zur Aufklärung und Ausbildung; alle Völker des südöstlichen Asiens leitet er aber „von den schwarzgelben hässlichen Mongolen“ her, folglich kann aus ihnen nichts gutes kommen. Diese Voraussetzung geht so weit, dafs Hr. M. ohne weitem Beweis gerade zu behauptet, Mischengiskan könne kein Mongole gewesen seyn, weil er einen hübschen Körperbau hatte. Und um begreiflich zu machen, wie ein Theil der Bewohner auf den Inseln des Südmeers, der mongolischen Nachbarschaft unbeschadet, zur schönen Menschengattung gehören und doch aus Asien abstammen könne, leitet er sie aus den edlern, von tartarischen Blute entprungnen Kasten der Hindu ab, welche durch die Araber in die ostindischen Inseln, und dann noch weiter ostwärts gejagt wurden. Doch diese oder ähnliche Behauptungen sind unsern Lesern schon aus andern Recensionen von des Vfs. Schriften bekannt.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHULZMANN, Altona, b. Richter: *Christ. Henr. Lorenz Publice puerorum apud veteres ceterosque specimen*. 1797. 88 S. 4. — So sehr man durch den Titel dieser Schrift angezogen wird, so unangenehm ist es, sich bey'm Lesen durch so viele fremdartige oder nur in sehr entfernter Beziehung zu dem Armenwesen stehende Gegenstände durcharbeiten zu müssen, che man das Wenige erfährt, was Griechen und Römer für

Arme, Verrufte, Invaliden, geleistet haben. Weit mehr Ansehen zur Unterhaltung der Armen finden sich bey den Juden, Türken, Christen, welche der gelehrte Vf. kürzlich bemerkt hat. Die Veranlassung zu dieser dem Geburtsort des regierenden Herzogs von Gotha zu Ehren herausgegebenen Abhandlung gab die neuen wirklich sehr preiswürdigen herzoglichen Armenanstalten im Fürstenthum Altona.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. März 1797.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

LEHRV. b. Fleischer dem jüngern: *Wilhelm Taplin's Stallmeister oder neues Rossarzneybuche; nebst einem Anhang über die Hundseuche. Erster Theil, a. d. Englischen. 1796. 387 S. gr. 8. (1 Rthlr.)*

Taplin zeigt sich allerdings als einen denkenden Rossarzt, der sich um seine Landsleute dadurch sehr verdient macht, daß er ihnen die Irrthümer und Vorurtheile, zu denen sie ihre *Gibson, Brake u. a.* verleitet hatten, aufdeckt und richtige Begriffe sowohl von dem Wesen, als von der Behandlungsart der Rosskrankheiten zu verbreiten sucht. Er berechnet daher diesen seinen Vortrag nach der Fassungskraft auch der Nichtärzte, und befolgte in dieser Hinsicht ein sehr instructives Eintheilungsprinzip, nämlich, die Krankheiten nach ihrer Verwandtschaft oder der Aehnlichkeit der Behandlungsart zu klassificiren. Bey den Untersuchungen selbst scheint er jedoch den Gesichtspunkt der Gemeinnützigkeit nicht allzu selten aus den Augen verloren zu haben; denn bey vielen Krankheiten mangeln die genauen Schilderungen ihrer Symptome, auf der andern Seite sind die Theorien oft zu hoch gespannt, und meistens die Gegenstände in der medicinischen Kunstsprache dargestellt. Daß die Mittel außerst zusammengefaßt sind und dadurch kostbar werden, will Rec. nicht einmal in Anschlag bringen, da in England Verschwendung dieser Art Ton zu seyn scheint. Dies abgerechnet, sind die Heilungspläne gewöhnlich richtig und rationell ausgelegt.

In diesem ersten Theile untersucht T. nach einer Einleitung über Beurtheilung und Wartung des Pferdes 12 Klassen. Die erste Klasse enthält das Ueberbein, Spasmod. Gallen, Lahmheit und Verschlucken. Wider den selbst etwas alten Blutspatz wendet man in Irland ein Liniment aus Kanthariden und Baumöl mit Vortheil an. (Ueber den Sitz der Flußgallen hat der Vf. noch nicht ganz richtige Begriffe; sie fo wohl, als, nach des Rec. Meynung, auch der Flußspatz sind Krankheiten der Schleimbeutel.) Von der Behandlung der letztern spricht der Vf. unbefriedigend. Der Kur der Flußgallen durch Eröffnung ist er nicht günstig und will das Uebel lieber durch zertheilende Umschläge behandelt wissen; allein wenn diese nun, wie meistens der Fall ist, nichts helfen, dann bleibt jene immer das einzige Heilmittel; auch sind die Einwendungen wider dieselbe, daß die Flechten dabey verletzt werden könnten, daß sich die Ränder nicht wie-

A. L. Z. 1797. Erster Band.

der vereinigen dürften, keineswegs wichtig, denn sie gründen sich nicht auf das Wesen der Operation, sondern auf die Ungeschicklichkeit des Operirenden. Der Vf. will die Wunde durch die geschwuide Vereinigung geheilt wissen, allein die Eiterung scheint hier den Vorzug zu verdienen, weil man dann weniger Rückfälle zu befürchten hat. Unter der Rubrik Lahmheit wird nur die von Strapazen entstandene näher erörtert. Zweyte Klasse. Schnunden, Raspe, Unterküde, Mauke. Die Unterküde (Strahlfaule wird S. 72. eine krampfartige Beschaffenheit genannt,) dies giebt keinen Begriff, soll wahrscheinlich krampfartige heißen. Bey dem schon alten Uebel werden harntreibende Arzneyen angerathen, welche der Vf. bey mehreren hässlichen Krankheiten gar sehr empfiehlt, und überhaupt den Purgirmitteln vorzieht. Dritte Klasse. Lederbund, Rehe, Rande und Warm. Es ist sonderbar, daß T. beym Lederbunde, einer Abmagerung mit Heiß, fest anliegender Haut und einem fleischspigen Ausschlag, der von Durstigkeit in Futter und Wartung entsteht, eine Aderlaß anrath, um eine kleine Aenderung im Blutumlauf zu bringen! aber er ist überhaupt mit dem Aderlassen ziemlich verschwenderisch. — Die Rehkrantheit ist nicht bloß Hautkrankheit, wofür sie T. ausgiebt: von der äußerlichen besonders im Anfange der Krankheit so heilsamen Behandlungsart sagt er gar nichts. — Der Wurm ist eine Krankheit der Blutgefäße, wie T. meynt, und entsteht noch viel weniger durch Zerfressen derselben, sondern hat seinen Sitz im Sanguiferen, wie dies schon das traubenartige Aussehen der Wurmbulen zu erkennen giebt. Purgiren, Schwefel und Spiegels sind die innerlichen, Kamphergeist und Essig auf die Knoten, und Quecksilberfalte in die Geschwüre die äußerlichen Mittel. Mit Recht eifert der Vf. wieder das Brennen und Aetzen. Vierte Klasse. Wunden, Geschwüre, Fistel und Genickst. Unter den Wunden, über deren Behandlung der Vf. sehr vernünftige Grundsätze aufsetzt, werden zugleich das geschwundene Knie, der Eisenkreis, und die Beschädigungen der Krone betrachtet. Fünfte Klasse. Geschwülste, Wirbel, Nabelgallen und Hornschwämme. Ueber Wasser-Speck, Balggeschwülste und Scropheln nur allgemeine Anmerkungen, ausführlicher über die einfache Geschwulst. Sechste Klasse. Erkältung, Husten, Seitenstich, Lungenerkrankung, Bauchblähigkeit und Schwindelsucht. Erkältung ließt sich keineswegs als eine eigne Krankheit, sondern nur als Ursache vieler Krankheiten ansehen. Beym Husten und Dampfe empfiehlt der Vf. das Aderlassen und Purgiren zu unbedingt, besonders bey dem letztern schaden oft Purganzen sogar, und das

Zzz

offere

ästere Klystieren verdient den Vorzug. Ueberhaupt verwirft J. S. 164. die Klystiere, oder will sie in den seltenen Fällen, wo sie anwendbar sind, lieber mit der Blase, als mit der Spritze gegeben wissen. (Warum er sie verwirft, welches die seltenen Ausnahmen sind, und warum er die Blase wählt, darüber erklärt er sich nicht; eben so wenig ist er Freund von Trinken, sondern giebt, wo es nicht auf gar so schnelle Wirkung ansehehen ist, lieber Pillen, weil das Eingeben der ersten unanquem sey und viel dabey verlohren gehe.) Dampf und Bauchblas sind Synonymen, auch schlägt er gleiche Kurarten vor, gleichwohl betrachtet er sie als zwey besondere Krankheiten. *Siebente Klasse. Fieber, Warmheissen, und Gelbsucht.* Es gebe nur zwei Arten von heftigen Beschwerden bey Pferden, nämlich das symptomatische und das Entzündungs-fieber (?). Unterdrückung der Ausdünstung sey der Grund zu jedem Fieber (?). Von den epidemischen Fiebern, die T. lieber pestilenzialische (!) nennen will, hat er keine bestimmten Begriffe. Wider die Würmer fand auch er die Quecksilber und Spiegelsarseneyen am wirksamsten. *Achte Klasse. Strengel, Rotz, Hirschkrankheit, Krämpfe.* Unter dem Titel Strengel wird das was andere Druse nennen beschreiben, auch das vorgeschlagne Heilverfahren kommt damit überein. Die Ursache, das die Druse fast nur eine Krankheit der jungen Pferde ist, beruhe darauf, weil die Füllen durch reichlichere Fütterung und Mangel an Bewegung in ihren ersten Lebensjahren eine Menge zäher Unreinigkeiten sammeln, die dann, wenn das Pferd in Arbeit kommt, beweglich würden, daher erscheinen die Druse meistens nicht eher, als bis dem Pferde der Sattel oder das Geschirr aufgelegt wird. (Man muß wohl überhaupt auf die natürliche Geneigtheit junger Thiere zur Schleimerzeugung Rücksicht nehmen, denn nicht alle Füllen werden gerade stark gefüttert; auch äußert sich die Krankheit nicht durchgängig erst mit der anfangenden Arbeit, oft schon, wenn das Thier noch nicht zum Arbeiten gebraucht wird, oft, wenn es schon lange gearbeitet hat.) Zur Nachkur empfiehlt er milde Mercurialpurganzen, zumal, wenn ein übelriechender Ausfluß aus den Nasenbechern nach Heilung des Abcesses übrig bleibe und fürchten lasse, das der Grund des Uebels in den innern Theilen liege (wenn dies ist, dann ist schon Rotz da; überhaupt priecht der Vf. von Wunden und Abcessen in der Nase als von Zufällen der gewöhnlichen Druse, die doch keineswegs dazu gehören.) Unter dem Titel *Geschwulstgeschwür* wird noch eine Abart von Strengel (Druse) beschrieben, die hauptsächlich von Erkältung entstehe; diese Geschwülste solle man nicht zurücktreiben, sondern zur Zeitigung bringen. (Aus allen ergibt es sich, das der Vf. das darunter verstehe, was andere einen bösartigen Strengel, der in Rotz überzugehen droht, nennen.) Wider den Rotz Dampfblähungen aus riechenden Kräutern, schleimige Einspritzungen mit Grünspanessig und Quecksilberreinreibungen in die Drüsen, vorher aber der Versuch, ob sie sich in Eiterung setzen lassen. Die Trepanation hinterlasse allemal ein schwaches Thier.

Unter den Gesichtspunkt, Schwindel und Convulsionen bringt der Vf. den Schlag, die Krämpfe, die Fallsucht, die Lahmung, die Hirschkrankheit. *Neunte Klasse. Kolik, Durchfall und Festschmelzen.* Ohnerachtet der Vf. die eben saligen hitzigen Mittel in der Kolik verwirft, so schlägt er doch fast nicht minder hitzige, lugwer, Nelkenpfeffer, Wachholderöl vor, mit denen man doch auch, selbst in der Windkolik auferst behutsam seyn muß. Beym Festschmelzen gehe wirkliches Fett ab. *Zehnte Klasse. Strangurie und andere Krankheiten der zur Absonderung und Ausscheidung des Harns gehörigen Theile.* *Elfte Klasse. Krankheiten des Augs,* der schwarze, der graue Star, die Augenentzündung. *Zwölfte Klasse. Rasse, Gammengewebs, Karbe, Kronengeschwür und Ringheiß.* Bey dem Kronengeschwür schrankt sich der Vf. auf den Anfang und geringern Grad derselben ein. (Die Kurbat ebenfalls ihren Sitz in den Schleimbeuteln.)

Unter dem Titel: *Nach Erinnerungen* zeigt der Vf. noch besonders den Einfluß schlechter, unregelmäßiger Abwartung und Fütterung auf Entleerung der Krankheiten, mit namentlicher Hinsicht auf die Augenfehler, den Bauchblas, die Maake, die Windkolik; dann folgen noch Erinnerungen über einige zufällige Uebel, die sich nicht füglic unter eine der obigen Krankheitsklassen bringen ließen, z. B. über die Geschwülste an der Stelle, wo Blut gelassen wurde, über den Wolf am Hufe, den Mundkrebs, die Hornspalte. Endlich *Supplemente*, welche eine Anweisung, die Pillen mit der Hand einzugeben, die Geschichte einer gestochenen Flechte, eines glücklich geheilten Wurms, einer glücklich geheilten Flechteschalmheit (ist unbedeutend) einen Fall einer gestochenen oder beschädigten Flechte, und Bemerkungen über gestochene oder Dornwunden enthalten.

Im Anhang von der *Hundeseuche*, als einer Hinterleibskrankheit bestätigt der Vf. durch Erfahrungen die Wirksamkeit des bey uns fast allgemein bekannten Verfahrens mit Brechmitteln und purgirenden Klystieren. — Die Uebersetzung selbst ist genau und fließend.

KINDERSCHRIFTEN.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Bilderbuch für Kinder, enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wissenschaften; alle nach den besten Originalen gewählt, und gestochen; und mit einer kurzen wissenschaftlichen und den Verstandes Kräfte eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet.* No. XXI — XXXII. 1790. 1797. 4.

Die bereits so beträchtlich fortgerückte, durch den Beyfall des Publicums unterstützte Sammlung, hat bey ihrer Fortsetzung an Manuifaktigkeit, Menge, und Auswahl der Gegenstände nicht verloren, und in der

der Ausführung größtentheils gewonnen. Die oben bemerkten Hefte enthalten an *Säugethieren* das wilde und zahme Pferd, den Dshiggetai und Onager, den zahmen Esel, das Mauthier, den Maulefel, den Quagga; den gemeinen, den Dam- und Elenhsirsch; den Steinbock, die gemeine und aurgorische Ziege, die Ziege von Mambur und Juida, den Zwerghock; den Auerhahn, den zahmen Ohefen, den Bilon, Büffel und Zebu; den Grunzochsen, die indische Kuh, den afrikanischen Büffel, den Maskusochsen, achtzehn merkwürdige Gazellen und Antilopen; den Argali, das gemeine Schaf, und fünf verzügelte Abänderungen desselben; das wilde und zahme Schwein, das Nabelfchwein, nebst dem äthiopischen und himmischen; das Murmelthier, den Ziesel, und einige ihrer Verwandten, den gemeinen und Goldmaulwurf, von Fischottern, Wiefeln und Mardern die gemeinen und fremden Arten, fünf Savien oder Ialbahafen und acht Walfische. Die ungemeine Treue in den sichtlich und verhältnismäßig verkleinerten Abbildungen der Säugethiere und Vogel verdient gewiss alles Lob. Von *Vögeln* findet man siebzehn gemeine und ausländische Arten der Raben, Iaher, und Elster, neun Arten Waldhühner, sieben Habne und Fasanen, acht Lerchenarten; von *Fischen* drey Störarten, den Wels, Spiegelfische, Meerfcorpionen, den Meerpfau, die Lamprete, das Neunauge, die Muräne, viele Schol-

lenarten, den Einhornfisch, Messerfisch, Seedrachen, das Seepferd, die Aalmutter, den Seeteufel, mehrere Hayen und Rochen, Karpenarten, Barsche, den Hecht, den Aal, und fünf Arten Forellen; von *Insecten* die Menschenlaus, den Floh, den Kofchenillenwurm, und den Kermes; von *Pflanzen* die Cassava, die Banatten, den Orleanbaum, den Safran, den Drachenblutbaum, die Arecapalme, den Wald, den Wau, den Weizen, Roggen, Hafer, und die Gerste, die Schierlingsarten, mehrere essbare und giftige Schwämme, die Tollkirsche, den Nachtschatten, die Sagü und Dattelpalme, den Reis, Dinkel, und Buchweizen, den Mays, Hirsen, Lein, Hanf, die Kartoffeln und den Zuckerrohr. Auch sind auf zwey Tafeln die Haupttheile der Blumen nach Sowerbys Zeichenbuche dargestellt. Zur *Kunst- und Menschen-Geschichte* gehören die Abbildungen ägyptischer Mumien, der verschiednen Arten von Miltz der Römer oder der Alten überhaupt, und ihrer tierische zu Belagerungen, nebst der Tafel, welche die einfachsten Werkzeuge zum Heben und Trennen enthält. Dafs alle diese Gegenstände nicht untereinander geworfen vorkommen, sondern auf jeder Tafel in einer gewissen allgemeinen Beziehung auf einander stehen, und, dafs der Text die Kupfer deutlich und französisch erklärt, ist schon aus der Einrichtung des ersten Bandes, der sich mit dem zwanzigsten Hefte schloß, bekannt.

KLEINE SCHRIFTEN

ANZETTESLAHREIT. Parle, de l'imprimerie de la republic: Recherches sur les causes des maladies charbonnées dans les animaux; leur caractère, les moyens de les combattre et de les prévenir. Par J. H. Gilbert, Professeur vétérinaire et membre de l'agence de la commission de l'Agriculture et des Arts. Imprimé par ordre de la commission exécutive d'Agriculture et des Arts. An. III. 72 S. Diese Untersuchungen wurden durch ein brandiges Fieber, das im Sommer 1793 in mehreren französischen Gemeinden unter dem Hornvieh und den Pferden herrschte, veranlaßt. Das Wesen dieser sich unter so mancherley Gestalten darstellenden Seuche ist bereits aus den Untersuchungen älterer französischer, und auch neuerer deutscher Thierärzte, *Rumpelt, Glaser, Adam, Knapp, Niederhuber, Hagenmayer* u. a. bekannt. Rec. glaubt daher nur das Eigne des Verfassers oder der gegenwärtigen Epizootie ausheben zu dürfen. Der Hauptgrund dafs sey in dem durch Nässe verdorben Futter, besonders Haber zu suchen, dies beweist der Vf. theils durch den damaligen Wintermangel und Futterland, theils durch die Geschichte ähnlicher Epizootien, die er in chronologischer Ordnung mit besonderer Rückicht auf die genannten beiden Gegenstände verzeichnet; ein Verzeichniß, das noch durch mehrere Fälle, besonders in Deutschland, hätte vollständiger gemacht werden können. (Geberth) Nachtrachtet der Vf. die Winterung zu sehr nur als mittelbare Ursache der Krankheit, sie wirkt aber weitläufig auch zugleich durch ihren unmittelbaren Einfluß auf den thierischen Körper bey.) Dann werden die vorläufigen Kennzeichen dieses Fiebers, oder der sogenannten Karfunkelkrankheiten angeführt. Das Rauchen der Haut, bey dem Darauhinreichen, und besonders die hohe Empfindlichkeit, wenn man das Thier mit der Hand etwas stark auf dem Rückenstrich hinstreicht, seyen cues der sichersten Merkmale, das Dafeyn dieser Krankheiten auch bey dem den äußern Ansehen nach vollkommen gesunden Thie-

ren zu erkennen; letztere zeige sich jedoch nur in gewissen Punkten des Rückrats und unterschiede sich dadurch von der gewöhnlichen allgemeinen Empfindlichkeit dieses Theils bey jungen Thieren; jezuweilen seyen diese Stellen heifs, bisweilen kalten sich schon unter der Haut kleine flache Beulen fühlen. (Jene beiden Merkmale waren bey den Suchen, die *Rumpelt, Knapp* u. a. beschrieben, bey weiten nicht so allgemein, als sie die französische Thierarz zu schildern scheint.) — Die ersten *Zu-* *Julie der Krankheit selbst.* Unter mehreren andern, bald Blasen und Geschwüre im Maule, bald wirkliche Karfunkeln hie und da auf der Oberfläche des Körpers, bald Drüsenentzündungen in den Weichen und am Vorderbuge, bald lymphatische, bald Lustgeschwülste. Sehr richtig bemerkt daher der Vf. dafs der Name Karfunkelkrankheit nicht paßend sey, auch dafs man die verschiednen Symptomen einer und eben derselben Krankheit mit Unrecht für so viele verschiedene Krankheiten gehalten und sie unter eignen Namen ausgekelt habe, z. B. charbon blanc, charbon noir, gliosanthrax, avort-cœur, antrover, noir caillé, rouge caillé, pletan u. s. w. (und unter den deutschen, der Zungenkrebt, Lungengrand, Gliederbrand, Lederbrand, Pestborie, gelbe Knapp etc.) Tai ne, fahrt er fort, toutes ces p. seules espèces de charbon, regner dans le même temps dans un pays assez borné, toutes n'ont-elles-mêmes que les symptômes d'un fièvre putride gangreneuse, (brandiges Fieber, ist keine ganz sichliche Benennung, bezeichnender wäre, ein zünftiges caligines Aufsteher, denn darinne bestoh unfreilich das Wesen der Krankheit) dont les caractères offrent des modifications différentes à raison des dispositions, qu'elle trouvoit dans les divers individus qu'elle affectait. — Mais dans ces dispositions, quel qu'il soit, tire leur caractère, bien loin d'apporter la maladie, je n'ai vu au contraire que le produit d'une crise, plus ou moins jointe, que l'effet des efforts de la nature pour se débarrasser d'une humeur délétère qui l'opprime. Die ungenü-

Veränderungen. Fast durchgängig waren die Brustorgane im brandigen Zustande. Bey denen Hauern, dergleichen ein Ausbruch aufserlicher Beulen felen, waren datar in Gefäße, in der Leber, in der Milz und in den meisten Eingeweiden ganz schwarze Geschwülste, auch ziemlich oft das Gehirn, das Herz mit kleinen, schwarzen Brandflecken überzogen. (Eine genaue Beschreibung dieser Geschwülste würde nicht unnütz gewesen seyn.) Die Milz war fast immer *du volume et de consistance* und aufgelöst: (G. scheint dies als einen Krankheitszustand anzusehen, der es bekanntlich nicht ist.) Von der *erstickenden Eigenschaft* dieser Leber. Der Vf. sucht sie durch mehrere eigene Erfahrungen zu beweisen: Er frühl bekam von einem Tropfen Blut, den er bey der Zergliederung eines Ochsens an den Finter brachte, ein kleines Geschwür, das er sich durch stiles Brennen heilte: viele Knechtger zu Argenton bekamen wirkliche Kankere und mehrere farbten; neun Schweine, die das Blut einer gefallnen Kuh befehlmerien, starben, Ennen starben; man stellte Ochsen, die einige 20 Meilen weit hergeholt worden waren, in einen ausgeföhrten Stall, und in 15 Tagen waren sie auch krank; Hunde, Weite, Bären, welche von den Aesern freffen, krepieren; der Vf. gab einem Hunde dergleichen Fleisch gekocht, ohne dafs es ihm schadete, allein die einzige Erfahrung beweist nichts für den unächtlichen Genuß so ches Fleisches, denn er sah, wiewohl selten, auch rohes Fleisch von manchem Hunde ohne Nachtheil verzehren. Ein Pferd, das eine frische Ochsenhaut in einem Sack getragen hatte, bekam einige Stunden daraf eine Brandbeule an den Lenden. (G. hat wahrscheinlich kann also durch gewisse Ursachen, z. B. durch wärmeres Klima, das Miasma fo exaltirt werden, dafs diese Krankheit, welche andere Beobachter als nicht ansteckend finden, ansteckend wird: denn fo wuschte *Adam* in den Eingeweiden geistlicher Stücken mit den Händen herum, ohne angesteckt zu werden, man rieb die Materie aus den geöffneten Beulen andern Gesunden ohne Erfolg zu wiederholmalen ein, Kälber sogen unbeschadet an ihren kranken Müttern, die hernach felen.) — **Prophylactische Behandlung.** Der Vf. empfiehlt das Bespritzen des Futters mit einer Seesalzlösung (Kochsalz mit unter gestüßt ist eben das.) Die Gewohnheit, gemeinschaftliche Leckstücken aus dergleichen Salz und Kreide oder Gips in Ställe aufzuhängen, ist zwar werthlich, weil leicht ein Stück den kranken Speichel eines andern verschlucken kann. Man füttere das Thier spärlicher, damit sie weniger krankmachende Stoffe mit dem schlechten Futter in den Körper bekommen (nicht bloß in dieter Rücksicht und bey schlechten Futter, sondern auch bey dem besten ist Mäßigkeit vorzüglich anzurathen, weil oft bey den Thieren die Verdauungskräfte in Beziehung auf das Wiederkauen schon unterbrechen sind, indess es noch mit Lust frist und dem Anscheine nach gesund ist, diese Ueberladung der ersten Mägen aber, aus Mangel an ihrer Ausleerung notwendig das Uebel vermehren muß.) Man füttere kein über den Ställen aufzuwehres und durchdunstetes Futter: so Pfund dort gelegtes Heu wogen nach 24 Stunden beynahe ein und ein halbes Pfund. Das Aderlassen verwirft der Vf. als Vorbauungsmittel ganz und empfiehlt das Haarfeil, beides nach Erfahrungen. (Gerade also *Kausch* Erfahrungen entgegen: ohnstreitig erlaubt aber die Natur der Sache weder die unbedingte Empfehlung, noch Mäßigung des einen oder des andern; man hat immer auf die individuelle Constitution der Thiere, auf den Genius der Epizootie, auf die Jahreszeit, auf Vollblütigkeit, Alter, auf das Prädominirende des entzündlichen oder fauligen Charakters der Seuche, bey der wärmern Klimaten mag wohl der faulige Charakter grösstentheils die Oberhand haben, daher die Haarfeile dort den Vorzug verdienen.) — Von den Abführmitteln sagt der Vf. gar nichts, die doch bey der so häufigen, Gift durchgängigen Complication mit giftigen Unreinigkeiten nicht aus der Acht zu lassen sind. — **Kurative Behandlung.** Nur aufserliche Mittel seyen anzuwenden, alle innere Mittel verwirft der Vf. bey wiederkehrenden Thieren als schädlich, wenn sie in gro-

ßer, und als unzureichend; wenn sie in kleinen Gaben gebraucht werden, weil ihre Mägen zu weit und beständig mit Futtermale anfüllt waren. (Dieser Grund dürfte aber wohl nicht hinreichen, denn das Getränk geht nicht *Comper*, nicht, wie die Speise, erst in die zwei ersten angestauten Mägen über, sondern zerfällt aus dem Schlünde in den dritten und von da in den vierten; Argumetum, jedoch in Flüssigkeiten häufiglich aufgelöst, dürfte also, wenigstens in jener Hinsicht nicht unzureichend seyn. Mehr scheint die Unzureichendheit der antiseptischen Mittel, — denn diese meynet der Vf. besonders, — davon abzuhängen, dafs man entgegen der Natur, unter der Vermehrung der Krankheit nicht genug frist, sie entgegen in zu geringer Quantität, oder zu spät und erst dann reichen, wenn der vierte Magen sich schon in einem unempfänglichen zum Brand geneigten Zustand befindet; theilnehmend aber darauf zu beruhen, dafs man sie zu früh, che noch der örtliche Entzündungszustand der Mägen geschwächt ist, oder zu wenig in Verbindung mit entzündungsgewidrigen, emulsierten etc. Mitteln giebt, wo sie dann nothwendig die Krankheit erhöhen müßten. Ueberdies giebt es aber gewis auch Epizootien dieser Art, welche weniger mit örtlicher Affection der Verdauungswerkzeuge verbunden sind, und in diesen darten innere Mittel das stärkste vorzüglich leisten.) Nur bey Thieren mit einem Magen, bey Pferden billigt er innerliche Arzneien, und zwar Tränke aus irgend einem gewürzhaften Pflanzkörper mit Kämpfer, Ginseng und ähnlichen Aertzen, jedoch immer nur dann, wenn das langsame Einfließen der Geschwülste und die Schwäche des Pflanzalgenen Kraftloshaken der Natur anzeigen. Außerdem bedeutet er sich folgender Mittel: Klystiere, gleich im Anfange, und dann täglich fort zweymal; den vorliegenden Milt solle man nicht mit der Hand, sondern mit einem eingeeignen hölzernen Löffel herausheben. Der Vorhang des Verfallsers durch eine Röhre die Klystiere einzuführen, kann unmöglich ausführbar seyn. Haarfeile, an diese Zeit Hr. G. noch schwarze Niwarz befeigen, läßt sie auch noch eine geraume Zeit nach erfolgter Besserung liegen; wenn sich die durch das Haarfeil herbegezogene Materie verhärtet, soll man sie unten aufschneiden und mit einem Eisen stück breunen; vor und nach dem Ziehen des Haarfeils solle man des Fiebers wegen den Thieren mehrere Stunden nichts oder wenig zu fressen geben. (Dies muß überhaupt während der ganzen Krankheit beobachtet werden.) Eine interessante Bemerkung ist, dafs wiederkehrende Thiere beträchtlich lange hungern können: der Vf. hielt einen Haarnad acht Tage ohne Futter. Man soll zum Haarfeilziehen trockne, warme Witterung wählen. (Aber wie ist dies allemal möglich?) — Die Behandlung der Geschwülste muß nach der Form und dem Sitze derselben verschieden eingerichtet werden. Die Geschwüre im Mägen befinde man am besten mit Violifäure. Kleine runde Beulen am übrigen Körper rotzt man aus, wo man dies fürchtet, breunt man sie und verbindet mit einer Salbe aus Balsicum und Terpentinenöl, Kanthariden und Sublimat; in große, flache Geschwülde läßt man mehrere sehr tiefe Einschnitte, streicht sie mit der genannten Salbe aus; zieht Haarfeile durch, ritzen sie, so werden sie mit Salzwasser verbunden. Einm Zirkelschnitt mit einem glühenden Meßer rings um die Beulen herum zu machen sey ansthatlich. — Kauterien von Knoblauch, Pfeffer, Asant u. s. w. schienen das Thier durch den erregten starken Speichelfloß weit munterer zu machen. Stärkende Mittel verwirft der Vf.; weniger, aber gutes Futter mit Schwaffer angesetzt und Kleinzinke geben die beste Stärkung. Die Härte und die pergamamentliche Trockenheit der Haut sucht er durch Dampfbad und Reiben zu erweichen. (Und Klyster begibt mit kaltem Wasser.) — Zur Reinigung der Ställe und anderer Geräthschaften wird besonders das Waschen mit heissem Wasser empfohlen, das Ausdrehen und Ausweilen mit Kalk für unzureichend und das letztere fogar als schädlich erklärt. Die wirkliche Räucherungen seyn indess die von Morveau vorgeschlagenen Dämpfe von Kuchensalz und Violifäure.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEMOE, in der Meyerischen Buchh.: D. Georg Ludwig Gebhardt's *Biblisches Wörterbuch als Concordanz über die sammtlichen heiligen Bücher des Alten und Neuen Testaments*, für Prediger und andere Freunde und Verehrer der heiligen Schriften. Mit einer Vorrede des Hn. Geheimen R. Raths Hezel. Dritten Bandes drittes Stück. 1796. 905 bis 1264 S. 8.

Rec. vermuthete bey der Anzeige des 2ten St. des 3ten B. (A. L. Z. Nr. 349. Nov. S. 331.) noch einen vierten Band. Statt dessen kommt hier bloß noch die dritte Abtheilung zum dritten Band; so daß also dieser Band stärker als die vorhergehenden ausgefallen ist. Es würde aber gar leicht aus dieser dritten Abtheilung ein vollständiger Band haben gemacht werden können, wenn der Vf. nicht zum Ende geilt zu seyn schien. Denn er hat ersäunliche Lücken gefüllt und unzählige Worte übergangen, die seine einmal angefangene Classification der verschiedenen Wortbedeutungen gar wohl verdient hätten. Rec. will nur einige Hauptwörter, ohne die abgeleiteten zu rechnen, hier anführen, welche unter dem einzigen Buchstaben U nicht hätten weggelassen werden sollen. Z. B. Verbergen, Verbinden, Verblenden, Verbrennen, Verfolgen, Verkündigen, Verlieren, Vermögen, Verwanft, Versammeln, Verschleifen, Verschlingen, Verschmachten, Versiegen, Verstand, Verwerfen, Umgehen, Umkommen, Unbeschnitten, Unflath, Unfruchtbar, Unglück, Unnütz, Untergehen, Unterthan, Unterweisen, Untüchtig, Untugend, Volk, Vollenden, Vorhaut, Ursache u. s. w. Vielleicht müssen auch die folgenden Stellen mit dieser Eilfertigkeit des Vf. entschuldigt werden. S. 931. Unter der Rubrik Vergeben, und zwar die gegen Gott begangenen Sünden an Gottes Statt, sind Schriftstellen angeführt, in welchen auch nicht ein Wort von der Vergebung der Sünden an Gottes Statt, sondern vielmehr das Gegenheil vorkommt; nämlich 2 Mos. 10. 17. wo Pharaos zu Mose und Aaron sagt: Vergebet mir diesesmal meine Sünde und bittet den Herrn euren Gott, daß er diesen Tod von mir wegnahme; 1. Sam. 15. 25. hier sagt Saul zum Samuel: ich habe gesündigt, daß ich des Herrn Befehl und deine Worte übergangen habe — und nun vergieb mir die Sünde und kehre mit mir um, daß ich den Herrn anbede. Pharaos und Saul wußten also nichts von einer Vergebung der Sünden an Gottes Statt, sondern dieser wollte vielmehr selbst Gott darum bitten, und jener wünschte, das Moses A. L. Z. 1797. Erstes Band.

und Aaron für ihn bitten möchten. Auch 2. Kor. 2. 10. Reht zwar in der Lutherischen Uebersetzung: ich vergebe dem Blutschänder um euretwillen an Christi Statt; allein dies heißt ja nicht so viel, als an Gottes Statt, und liegt nicht einmal in den Worten *ἐν χριστῳ*. Desto auffallender ist daher die Anmerkung, welche noch dazu von Unwissenden leicht auf die Rechtmäßigkeit des erst nach mehreren Jahrhunderten aufgekommenen Kirchengebrauchs der Vergöbung der Sünden im Beichtstuhl gemisdeutet werden könnte: Im A. B. hatten die Religionslehrer, Priester, das Recht, an Gottes Statt Sünden zu vergeben, und eben dieses hat auch Christus den Religionslehrern im N. B. gegeben. Eben so altväterisch lautet die Erklärung von Zaubern. Es heißt 1) eigentlich mit Hilfe eines höhern Wesens wunderbare Dinge verrichten, sich auf magische Künfte verstehen. 2) Uneigentlich Gaukler, Tauschspieler u. s. w. Und dabey die Anmerkung: Man theilt die Zauberey ein: 1) in grob, d. i. solche, wo man mit Hilfe des Teufels oder böser Geister wunderbare Dinge verrichten will: 2) in subtil, d. i. solche, wo man mit Hilfe Gottes oder guter Geister dieses thun will. So wenig diese beiden Anmerkungen im theologischen Sinne richtig waren, eben so wenig ist es die folgende im philosophischen. Die Wiedergeburt wird in die eigentliche und uneigentliche, und diese wiederum in die physische und moralische eingetheilt und mit der Anmerkung begleitet: Die physische besteht in zwey Stücken. in einer Umschaffung 1) In Aufhebung des Wesens, z. B. wenn eine Raupe in einen Papillon verwandelt wird. 2) In Aufhebung des Verhältnisses, z. B. wenn ein Mensch von einer Religion zu der andern übergeht, ein Jude zum Christenthum. Etwas geizt lautet die Erklärung von Sir. 7. 20. S. 933. Übergieb, d. h. entferne von dir, *ἀποδόσθαι* deinen Freund. Und sonderbar die von Sir. 39. 8. S. 1031. Und wenn der Herr also versocht ist, bester: wenn der Herr sich Ehre machen, sich verherrlichen wollte. Der griechische Text ist: *ἐν δόξῃ αὐτοῦ*, wenn es dem großen Gott gefallen sollte. Ferner S. 945. Buch der Weisheit 10. 11. Uebervorthen soll zu überletzen seyn und zwar am besten durch getrieben werden: *(αὐτῷ δ)* Da er, Jakob, hervortheilt ward von denen, die ihm Gewalt thaten, besser: da sie, Laban und andere, von Habsucht getrieben, beherrscht wurden. Der griechische Text ist: *ἐν ἐλπίδι καὶ καρποῦ τῶν δυνάμεων*, die Weisheit stand ihm bey der Habsucht seiner Unterdrückter. Uebervertheilen war also nicht Uebersetzung von *καταμεῖναι*, sondern in *ἀνὰ* verwandelt. Ferner soll Buch der Weisheit

Welt 14. 21. S. 467. *Welt* besser zu übersetzen seyn, *Leben*: aus solchen kam der Betrug in die *Welt*: besser: diese *Nachstellungen waren gegen dieses Leben*. Der griechische Text: καὶ τὸν ἐνὶ τῷ βίῳ τῆς ἐνδοξας, giebt diesen Sinn: *dies ist nun eben Unglück worden für die Welt*, d. h. für die lebenden Menschen. Endlich soll Sir. 11, 30. S. 1167. das Wort *Welt* in den Worten: Denn die *Welt* ist voll Untreue und List: *besser* ausgelassen und *übersetzt* werden: *viele Nachstellungen des Teufels giebt es*. Der Vf. muß also wohl statt πολλὰ τε ἐνδοξα τε δόλαι zu lesen geglaubt haben π. τ. ε. τ. διαβολῆς. Da wir nun nammehr das ganze Werk des Vf. vor uns haben: so verkennt zwar Rec. den von ihm dabey angewendeten großen Fleiß keinesweges; zweifelt aber sehr, ob sich Prediger die Mühe geben werden, in zweifelhaften Fällen alle die genauen Zergliederungen und gesuchten Classificationen der Wortbedeutungen, welche bey den mannichfaltigen Erklärungen der biblischen Stellen oft nicht einmal Statt finden, durchzulesen; zumal wenn sie ein oder das andermaal die gesuchte Stelle nicht gefunden haben. Rec. hat deswegen auch gleich bey der ersten Anzeige im Vorbeygehen den Wunsch geäußert, daß am Ende ein vollständiges Register von allen vorkommenden und erläuterten Stellen angehängt werden möchte, welches denen, die sich etwa über dunkle Stellen Rathes erholen wollen, die Uebersicht beym Nachsuchen sehr erleichtert haben würde.

LEIPZIG, b. Jacobser: M. G. F. Wichmanns, zuletzt Oberpfarrer und Superintendent zu Grimsa, biblische Hand-Concordanz und Wörterbuch zur Beförderung eines schriftmäßigen und nützlichen Vortrags beyrn Religionsunterrichte und zur Erleichterung des zweckmäßigen Bibellebens. Zweyte durchaus verbesserte, vermehrte und ganz umgearbeitete Ausgabe, nebst einem sehr vollständigen biblischen Spruchregister. Zweyter und letzter Theil. 1796. 566 S. Biblisches Spruchregister 109 S. 4.

Dieser zweyte und letzte Theil enthält die Buchstaben H bis Z und liefert zwar keine so ausführlichen Artikel wie der erste, ob es gleich nicht ganz an solchen fehlt, z. B. Prophet, Psalm, Moses, Jesus; steht aber gleichwohl, in Ansehung der Brauchbarkeit, jenem erstern Theil keinesweges nach. Dem Rec. sind nur wenige Artikel vorgekommen, welche etwas weitläufiger bearbeitet zu werden verdient hätten, z. B. Menschen-Sohn. Es wird davon bloß gesagt, daß es eigentlich so viel, als Mensch heiße — daß Jesus sich selbst diesen Namen sehr oft beylege — daß Hr. D. Lefs darüber geschrieben habe — und daß unfreilig diese Benennung mit dem Ausdruck Messias gleichbedeutend sey. Dahin gehören auch die sehr unvollständigen Artikel Müllers und Hölle'sspruch Christi. Auch wird die Erklärung von 1. Moß. 3, 15. (S. 301.) nach welcher eine wirkliche Weissagung von dem Messias in dieser Stelle enthalten seyn soll, indem die ganze Hypothese von alten Volksliedern, die Mo-

ses hier gebraucht habe, übel ausgefallen sey, wenig Beyfall finden. Der Vf. dieses Artikels muß also von dem Vf. des Artikel Moses verschiednen seyn. Denn dieser sagt ausdrücklich, daß das erste Buch Moses aus alten mündlichen und schriftlichen Nachrichten und Urkunden zusammengesetzt sey. Bey dergleichen Stellen, in welchen die Verfasser nicht einerley Grundsätze befolgen, würde es gut gewesen seyn, wenn sie sich durch untergesetzte Buchstaben von einander unterschieden hätten. Dagegen sind die Artikel Vergebung der Sünde, Wort, Wander, Wiedererstattung vorzüglich gut und reichhaltig ausgefallen. Winke für Prediger findet man häufig, z. B. bey Himmelfahrt Christi, Rechtfertigung, Reue, Taufe, Teufel, Tod, Tugendssinn, Verschweigen, Zorn, Sinn, Obrigkeit, Jesus, Salbath, Jünglingstag, Meynidigs, Sicherheit, Liden-Christi, Unterthan, Vermählung, welche wegen Eph. 6, 4. durch Unterricht erklärt und dabey unter andern gesagt wird: „Ein guter Prediger wird gewiß nicht in dem Wahne stehen, daß man weiter nichts von ihm verlangen könne, als etwa Sonntags eine Predigt zu halten, oder ein Kind zu taufen. Ihm wird es eine seines schönsten Amtsbefähigungen seyn, täglich die „Schule zu besuchen und mehrere Stunden lang darin „selbst Unterricht zu ertheilen. Er wird auch darin „dem großen Lehrer der Religion Jesu ähnlich zu „werden suchen, von welchem uns seine Schüler so „vielmahl berichten: *er lehrte täglich in ihren Schulen*“ u. s. w. Auch dem Artikel Zeit ist eine Anmerkung angehängt, welche die wichtige Pflicht, seine Zeit wohl anzuwenden, enthält, aber etwas vollständiger und bestimmter hätte abgefaßt werden können. Denn wenn es unter andern heist: „Die eigentlichen Berufs-geschäfte erfordern die meisten Stunden und können nicht abgebrochen werden. Die heitersten Stunden gehören für die Privatandacht; die übrigen kann „man dem Umgang mit Freunden, der Pflege der Gesundheit und dem Schlofe widmen:“ so hätte doch wohl bestimmt gesagt werden sollen, ob hier Stunden der Lebens oder des Tages gemeinet seyen. Vermuthlich sind, weil des Schlofs und der Pflege des Körpers zugleich Erwähnung gethan wird, Stunden des Tages zu verstehen. Allein in diesem Falle hat der Vf. wiederum die heitersten Stunden unfreilig mit den ruhigen und stillen verwechselt, und nicht allein unbestimmt gelassen, ob die innerliche oder die äußerliche Privatandacht gemeinet sey, sondern sich überhaupt nicht daran gedacht, daß die Privatandacht nirgends im N. T. geboten ist. Wenn aber auch hier und da noch manches bey der Ausführung dieses Werks zu wünschen übrig bleibt: so werden es doch hauptsächlich Prediger mit dem größten Nutzen brauchen können; und Rec. empfiehlt es ihnen daher mit allem Rechte auch noch deswegen, weil sie sehr oft die neuesten theologischen und exegetischen Schriften daraus können kennen lernen; in welchen sie über jede Materie weiter nachzulesen manche Veranlassung finden werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich in Comm.: *Predigten*, von C. H. Kromer, königl. dän. Conſiſt. Rath, Proſtor (Proß) des Münsterdorfſchen Conſiſtorii und Hauptprediger in Itzehoe. Nach ſeinem Tode herausgegeben in zwey Theilen. *Erſter Theil* nebst dem Bildniſſe des Vfs. 1796. 12 S. Vorr. u. Inhaltsverz. u. 262 S. Text. (20 gr.)

Da nach der Anzeige der Wittve des Vfs., welche die Herausgabe dieſer von ſeiner Gemeinde gewünſchten und von ihm bey Lebzeiten auf langes Andringen endlich verſprochenen Predigtſammlung beſorgt, auf ſein ausdrückliches Verlangen darin nichts geändert werden ſollte; weil es durchaus ſein Wille war, vor dem Publicum in keiner andern, als ſeiner wahren und eigenthümlichen Geſtalt zu erſcheinen: ſo würden in ſofern alle Erinnerungen der Kritik über Form und Inhalt dieſer Vorträge zu ſpät kommen. Indeſſen läßt ſich nach des Rec. Ueberzeugung gegen die von der Herausgeberin getroffene Auswahl, die ſalt durchgängig auf intereſſante und fruchtbare Themata gefallen iſt, nichts einwenden, und den Predigten ſelbſt das Lob einer eindringenden Herzlichkeit, eines durchaus darin herrſchenden praktiſchen Sinnes, einer liebenswürdigen Vereinigung von Ernſt und Saitinnh, wo es auf Beſtrafung herrſchender Unſittlichkeit ankommt, einer fruchtbaren meißens angewundenen Benutzung des Textes oder anderer bibliſcher Stellen und Beyſpiele, endlich einer eigenthümlichen, oft nicht gemeinen, den ſelbſtſtändigen Wahrheits- und Tugendfreund charakteriſirenden, Aufſicht und Darſtellung mancher Erſcheinungen in der moraliſchen Welt nicht abſprechen. Auf der andern Seite wäre freylich dieſen Anſetzungen bey dem durchgängig darin herrſchenden analytiſchen Gedankengange, (der übrigens an ſolcher Stelle ſeine großen Vorzüge hat) und bey der ſonſt ſehr populären, auch nichts weniger als unedeln, nur nicht immer ganz correcten, und von Provincialiſmen freyen Sprache des ſel. Vfs. ein gut Theil mehr Deutlichkeit, Beſtimmtheit und logiſche Ordnung, weniger Abhängigkeit von den Fikeln eines nicht einmal exegetiſch, geſchweige philoſophiſch gebildeten dogmatiſchen Syſtems und weniger Verunſtaltung durch unerklärte, zum Theil wirklich abentheuerlich klingende, dem Geiſte des Zeitalters gar nicht angemessene Hebraiſmen aus der Lutheriſchen Bibelüberſetzung zu wünſchen. So findet es Rec. ſchwer, wo nicht unmöglich folgendes Thema mit ſeiner Eintheilung auf eine deutliche Vorſtellung und ein logiſch richtiges Verhältniß ſeiner Beſtandtheile zu reduciren: S. 67. am 24. S. u. Trin. „Erbauliche Rückſicht auf die mächtige Hand Gottes „da, wo wir uns ganz ſeiner Gnade tröſten.“ „Sie „dient 1) zur Erhaltung unſrer tiefen Ehrfurcht, 2) zur Befestigung unſers kindlichen Vertrauens, 3) zur freudigen Ausbreitung des götlichen Lobes.“ Die ſehr unbequem ausgeſtückte und in Tropen gehüllte Propoſition kann doch nichts anders heißen als: es iſt erbaulich — deutlicher noch — unſrer religiöſen

und ſittlich guten Gefinnung förderlich, uns beyzuſetzen Vertrauen zu Gott (nichts anders als das, heißt doch: ſich der Gnade Gottes ganz getrüben) die Erinnerung an ſeine Allmacht zu Gemüthe zu führen — ſchon das verſetzt ſich von ſelbſt: denn Vertrauen zu Gott ſchließt die vernünftig modificirte Ueberzeugung von ſeiner Allmacht mit in ſich — und nun unter die Gründe, warum es erbaulich iſt, auch der: „es dient zur Befestigung unſers kindlichen Vertrauens“ — iſt das nicht ein höchſt unlogiſches *idem per idem*, da in der Propoſition ſchon ein feltes Vertrauen zu Gott als vorhanden vorausgeſetzt war? Warum nun nicht für jene ſchematiſche Enunciation folgende ganz ſimpl: „über den moraliſchen Nutzen einer lebendigen Erinnerung an die Allmacht Gottes?“ wo allenfalls jene Eintheilung hingepaßt hätte; ungeachtet wohl noch manche zweckmäßiger ſich hätte finden laſſen. Fehlerhafte Einmischung von Hebraiſmen iſt es unſtreitig, wenn es S. 193. heißt: „Jeſus bleibt unentthirt gegen den, der ihn geſalbt hat,“ oder S. 179. „Ich bin da, daß ich zum Volk des Eigenthums bereitet und in das Buch des Lebens eingeſchrieben werde,“ oder S. 258. „Wenn wir ſchon lange in Kedars Hütten wohnen, am fremden Joch gezogen haben — „dann hält es ſchwer Buße zu thun.“ Sehr übertrieben und eine ſehr falſche Anwendung jener Pauliniſchen Aeußerung iſt es ferner, wenn dem wahren Freunde des Guten S. 26. das Bekenntniß in den Mund gelegt wird: „Ich bin der vornehmſte unter den Sündern.“ Und was Aeußerungen wie folgende anlangt S. 21. „Es iſt alles Gnade, ſichere Gnade, die aus „einem fremden Verdienſt das unſrige macht — mit „mitleidsvollem Erbarmen ſieht Gott dies Verdienſt als „den eignen Werth des Menſchen an“ — oder S. 176. „das ausgeſprochene Urtheil des Todes über die Sünden der Welt ſoll an Jeſu vollzogen werden,“ und weiterhin: „vom Aufſange ſeiner Erſcheinung liegt „die Strafe auf ihm, auf daß wir Friede hätten ewig,“ ſo will zwar Rec. die Freyheit fremder Ueberzeugung keinesweges anſtaßen, kann aber dieſe und ähnliche Vorſtellungen von dem ſittlichen Unvermögen des Menſchen, der es doch wenigſtens allereſt durch eigene Kraft und eignen Willen dahin bringen muß, eine höhere Unterſtützung zu verdienen, mit dem anderweitigen ſchlichten und nachdrücklichen Hindringen des verdienſtvollen Vfs. auf ſittliche Reinigkeit nicht wohl vereinigen und ſich des Gedankens nicht erwehren, daß die ſehr einfache Wahrheit: der qualvolle Tod Chriſti ſollte zum Troſte und zur Ermunterung fehlerhafter Menſchen dienen, auf jene Art unter der Brille des Syſtems, vielen klaren Ausſprüchen der Schrift ſelbſt zuwider in moraliſcher Hinſicht merklich verunſtaltet erſcheine.

NÜRNBERG, b. Grottenauer: *Beiträge zur praktiſchen Bearbeitung der feyertäglichen Epiſteltexte*, von J. S. Rehm. Mittagsprediger und Katechet an der Stadtkir. hie zu Aſſach. 1795. 14 Bog. 8. (12 gr.) Den geſchäftvollen und unruhigen Geiſtlichen ſollen dieſe Beiträge, laut des Vorberichts, Erleichterung

und Stoff zur Abwechslung im Vortrage verschaffen. In gegenwärtigem Bändchen hat sich Hr. R. bloß mit den Aposteltagen beschäftigt, weil die Predigten an diesen Tagen gemeinlich den Anfängern zuertheilt werden, und zur Unterstützung und Ideenbereicherung in dieser Hinsicht noch nichts vorhanden seyn soll. Findet dieses Bändchen Beyfall, so soll ein zweytes über die Episteltexte der übrigen Feiertage nachkommen. Den Entwürfen selbst sind kurze Einleitungen oder vielmehr erklärende Uebersetzungen der Texte vorausgeschickt, welches für Manche derer, welchen diese Schrift eigentlich gewidmet ist, nicht unnützlich seyn mag. Uebrigens hat uns die Anführung des Ganzen, seiner Bestimmung nach, ganz wohl gefallen, und besser fast, als die bereits erschienene ähnliche Bearbeitung der Fest-Evangelien. Auch selbst in Ansehung einer gereinigten Vorstellungsart, wenige Fälle ausgenommen. Als z. B. die Beschreibung der Rechtfertigung S. 131. da sie seyn soll: „die Uebergangung, daß Gott, auch bey allen wesentlichen Unvollkommenheiten unsrer Natur, dennoch geneigt sey, uns durch den Glauben an Jesum und seine Verdienste zu begnadigen“, und uns seine Liebe für Zeit und Ewigkeit zu schenken.“ — Wie, sollte ein gerechter und gütiger Gott über wesentliche Unvollkommenheiten seiner Geschöpfe zu zürnen fähig seyn, und nur erst durch den Glauben an das Leiden eines Unschuldigen zu begnadigen und seine Liebe ihm zu schenken geneigt werden? Oder S. 133. „Wie tröstend muß ihm (dem glaubigen Christen) der Gedanke an die Leiden des unschuldigen Leidenden seyn! Er hat unschuldig gelitten; darum will ich ruhig die verdienten Folgen meiner Vergehungen tragen, und mich dadurch bessern und züchtigen lassen; Er hat mich verlobet; darum will ich beruhigt seyn, bey Bereuten und gebehrten Mängeln meiner Tugend!“ Ohne das zu argiren, daß unschuldig ja keines Super-

lativs so wenig als heilig im eigentlichen Verstande fähig sey, und daß die Leiden des unschuldigsten Leidenden eine Spielerey verrathe, so fragen wir nur: Wenn die verdienten Folgen der Vergehungen den Verbrecher zu seiner Besserung treffen und treffen sollen, warum hat denn ein Anderer für ihn gelitten? Oder sollte Gott nach zoruiger und unversöhnlicher Menschenart auch außer der Bereuung und Verbesserung seiner Mängel noch eine besondere Veröhnung bedürfen? Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß in diesem Entwurfe: Ueber das Bemühende der christlichen Lehre von der Rechtfertigung der Menschen durch Jesum, gar sehr viel nützliches gegen so manche Mißverständnisse und Mißbräuche dieser Lehre gesagt sey, Ursache findet man nur, hie und da des Auspruchs Jesu sich zu erinnern: Niemand sicket ein alt Kleid mit einem Lappen von neuem Tuche, denn der Lappe reißt doch wieder vom Kleid, und der Riß wird ärger. Auch sollte man dem Publicum wohl nicht sagen, daß die Religion lauter bey uns gelehrt werde. Wer wollte dieses als der Wahrheit gemäß behaupten; und erschwert man nicht dadurch die unvermeidliche und wünschenswerthe Abänderung so mancher falschen Vorstellungsarten. Jener theologische Kanzleystil paßt nicht mehr für unsre Zeiten. Vortrefflich ist hingegen S. 95. die Stelle, wo von dem Nachtheil des Aberglaubens in Ansehung des Christenthums geredet wird: „Die ganze Geschichte bezeugt es, daß die Schicksale des Christenthums nie trauriger gewesen sind, als wenn der menschliche Geist seine Einflüsse mit selbigem verband, die erhabnen Lehren Jesu dadurch verstellte, sie in eitles Ceremonienwerk verwandelte, wodurch weder Erkenntnis der Wahrheit, noch Besserung des Herzens bewirkt wurde, und eitle Erwartungen auf dieselben baute, zu denen er nie berechtigt war.“

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGEBÄHRHEIT. Sonderhausen: Predigt am Ilten Weihnachtsfeiertage nach Matth. 23, 34 — 39. . . auf Befehl des Durchlauchtigen Prinzen, Abtrecht, dem Druck übergeben, von G. Ch. Cunnabach, KR. und Superint. 1797. 36 S. 8. Ehemals befürderten einige Fürsten dieser Gegend die Verbreitung einer frommleinen Andacht, welche ihnen als einzig wahres Gefühl für das Christenthum eingeprezt worden war. In unsern Zeiten soll, wenn man die Klagen düdlicher oder heuchlerischer Schreckensverbreiter hören wollte, mit jenem Pöbmeln auch Religiosität und heiliges Pflichtgefühl überhaupt, und besonders aus den höhern Ständen geliehen seyn. Aber nein! Auch eine gereinigte und aufgeklaarte Religion erzeugt und nährt Religiosität: nur den edlen und reinen! Auch Vernunft wirkt auf Gefühl, und gibt in En-

thusiasmus für das Wahre und Gute über! — Der Vf. fordert in einem hellen und herzlichen Vortrag, aus dem Beispiel der alten, von den Juden verfolgten Bekenner der Wahrheit und Tugend auf — zu edler Standhaftigkeit in dem Beharren, helde zu verbreiten. Er schildert davon die Hindernisse, die im Verstande, im Willen, in den Umständen liegen, mit Wärme und Klugheit, um desto mächtiger an die Verpflichtung zu erinnern, durch welche man als Mensch, als Christ, und als Gesellschaftsmitglied zu Hebung des Engagements verbunden und ermuntert werde. Eine literarische specielle Application macht das Schluß. Der ganze Aufsatz gehet, auch im Rücklicht auf die Ausarbeitung, unter das vorzüglichste, was Rec. vor diesem freymüthigen und praktischen Vf. gelesen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT U. LEIPZIG: *Pythagoras oder Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunst. Von Adam Weishaupt. Erster Band. Erster, zweyter und dritter Abschnitt. 1790. 674 S. 8.*

FRANKFURT, b. Eslinger: *Ueber die geheime Welt- und Regierungskunst — von Adam Weishaupt. 1795. 674 S. 8.*

Der Zweck dieses Buchs, welches wir um so weniger übergehen können, da es unter dem doppelten angezeigten Titel zweymal in Umlauf gebracht worden, ist nach der Einleitung: „die Natur und Verfassung geheimer Verbindungen zu untersuchen; zu erforschen was sie sind, wozu sie gut, ob sie rechtmäßig und erlaubt sind, wie weit man auf diesem Wege gehen könne und dürfe, ohne andere Pflichten zu verletzen; welches die Triebfedern sind, durch welche hier gewirkt wird und werden soll; welches ihre innere sowohl als äußere Klugheit ist; in welchen günstigen oder widrigen Verhältnissen diese Verbindungen gegen Nichtverbundene, gegen den Staat, gegen das gesammte Menschengeschlecht stehen, was diese davon zu fürchten oder zu erwarten haben.“ Eine Untersuchung dieses wichtigen Gegenstandes ist nun so notwendiger, als die allgemeine Stimme für die Entbehrlichkeit und Unzulänglichkeit geheimer Verbindungen zur Beförderung großer und edler Zwecke zu entscheiden scheint. Die Anlage des Werks zeigt zwar, daß es des Vf. Vorsatz war, alles zu umfassen, was sich sowohl im Allgemeinen als Besondern über geheime Gesellschaften sagen läßt. Das Ganze soll 1) die innere Einrichtung geh. Ges. ohne Beziehung auf irgend eine andere öffentliche oder geheime Verbindung 2) die Verhältnisse, in welchen jede gegebene geh. Verb. mit einzelnen Menschen und andern geheimen und öffentlichen Verbindungen steht, und dem Betragen, welches diese Verhältnisse notwendig machen, zum Gegenstand haben. Jenen Theil nennt der Vf. die *innere Politik*, diesen die *äußere Klugheit*. Allein schon diese Eintheilung ist mangelhaft, da bey Betrachtung geh. Ges., sie mag nun *a priori* oder *a posteriori* geschehen, sowohl eine äußere als innere Einrichtung oder Verfassung sich denken läßt, der Vf. aber nur bey der *a priori* von einer inneren, und bey der *a posteriori* von einer äußeren Verfassung redet. Ausser diesen paßt auch die Benennung *innere Politik*, in dem Verstande, wie sie hier genommen wird, als *Klugheit*, oder vielmehr *Klugheitslehre*, zu dem ersten A. L. Z. 1797. Erster Band.

Theil gar nicht, und auf den zweyten nur halb. So unterschieden das allgemeine von dem besondern Staatsrecht ist, eben so ist es auch die allgemeine und besondere Staatsklugheitslehre. Der erste Theil ist vielmehr die allgemeine Lehre von geheimen Gesellschaften um so mehr, als darinn von einer Wissenschaft der Mittel zu dem Zweck geh. Ges. gar nicht die Rede ist, und der zweyte Theil die besondere Lehre von geh. Ges. verbunden mit der Klugheitslehre. Der erste Theil zerfällt wieder in drey Bücher, von dem Zweck, den Mitgliedern und der Natur geh. Ges. (Da geh. Verb. hier wie politische Gesellschaften betrachtet werden, so wäre auch wohl eine Eintheilung, wie die im allg. Staatsrecht, schicklicher: I. von der Gründung geh. Ges. oder dem ihr zum Grunde liegenden Verträge; 2) von dem Zwecken geh. Verb., 3) von den Mitteln, dieselben zu erreichen, oder von den Gesetzen und Einrichtungen geh. Ges.; 4) von der Regierung geh. Ges. mit Rücksicht auf die verschiedenen Regierungsformen, und 5) u. 6) von den Rechten und Pflichten des regierenden und gehorchenden Theils. In der von dem Vf. gemachten Eintheilung ist die Lehre von den Mitteln ganz übergangen, und die Natur geh. Verb. bedarf keiner besondern Abhandlung, da sie aus der Beschaffenheit des Zwecks und der Mittel von selbst hervorgeht. Es kann daher nicht fehlen, daß im Verfolg der Abhandlung nicht allein manches Wesentliche unberührt bleiben, sondern auch der Vf. vieles bereits Gesagte zu wiederholen genöthigt seyn werde.) Das zweyte und dritte Buch dieses ersten Theils, nebst dem ganzen zweyten Theile fehlt bis jetzt noch. Das vorliegende erste Buch besteht aus drey Abschnitten: I. von den Zwecken geh. Verb. überhaupt; II. von den Zwecken geh. Verb. insbesondere, und III. von den Zwecken und Absichten der ersten Stifter. (Die zwey letztern gehören eigentlich in den 2ten oder speciellen Theil, und der dritte Abschn. hat, der Rubrik nach, auch nichts, das von dem Inhalte des zweyten verschieden wäre, und würde also zu diesem gehören müssen. Aber eigentlich redet der Vf. darinn von den Bewegungsgründen und Veranlassungen zur Errichtung geh. Ges.) *Erster Abschnitt.* Wenn bewiesen werden kann, daß es grösse der Menschheit würdige Zwecke giebt, welche aufser geh. Verb. ganz unerreichbar sind, so ist dadurch zugleich bewiesen, daß geh. Verb. nicht bloß rechtmäßig und erlaubt, sondern sogar notwendig sind. Um jenes zu beweisen, werden folgende Fragen beantwortet: 1) Braucht man das Gute zu verbergen? 2) Gibt es ein Gutes, das aufser einer geh. Verb. unerreichbar ist, und welches ist dieses Gute? Schon unter den Ant-

wollen auf die erste Frage kommt einiges vor, das nicht beweisend genug ist; z. B. der Satz: Viele Tugenden verlieren an ihrem Werthe, wenn sie zur *Schau* *ausgestellt* werden, und was von einzelnen Menschen gilt, muß auch von ganzen Gesellschaften gelten. Mit der öffentlichen Ausübung der Pflicht, die *sey* welche sie wolle, ist nicht immer Prahlerey oder Ausstellung zur Schau verbunden, und der Werth der Tugend wird dadurch, daß sich der, der sie vollbringt, verbirgt, um nichts erhöht; die Verborgenheit ist auch nicht immer ein Kennzeichen, daß wir bey wohlthätigen Handlungen von allem empirischen Interesse frey sind, ist nicht sogar selbst vor unsern innern Freyheit tadelhaft seyn, wenn sie mit Anspruch auf einen höhern Werth unserer Handlungen gesucht wird. Die Beantwortung der zweyten Frage hängt von folgenden sechs Fragen ab: 1) *was kann und soll der Mensch werden?* Glückselig, antwortet der Vf., durch höchste Läuterung seiner Absichten; durch Sittlichkeit. 2) *Was ist er wirklich von dem, was er werden kann?* Noch sehr unvollkommen! Den stärksten Beweis für unsere noch fortdauernde Unsittlichkeit findet der Vf. in der Bemerkung, „daß die Leidenschaften, wo nicht alles, doch das meiste Gute gethan haben, und noch thun — die Finsterniß habe das Licht, der Druck die Freyheit erzeugt; *allenthalben* sey die Noth, das Bedürfnis, die Gewinnsucht, der Eigennutz, der Zufall, die Quelle des Guten.“ (Daß die Menschen in Ansehung der Gründe und Absichten ihrer Handlungen das noch nicht sind, was sie seyn könnten und sollten, bedurfte im Grunde keiner so weidäufigen Ausführung, als hier auf 54 Seiten gegeben wird, und es ist dieses auch eigentlich keine Antwort auf obige Frage. So wahr es indessen ist, daß Leidenschaften, Noth u. s. w. zufälliger Weise gute, der Menschheit nützliche Erfolge gehabt haben, so wenig läßt sich jedoch, wegen der Natur der Sache, die keine nur einigermaßen vollständige Induction gestattet, behaupten, daß sie allenthalben alles oder doch das meiste Gute hervorgebracht hätten. Da auch der Erfolg unserer Handlungen nicht jederzeit unsern Absichten entspricht, und aus sittlichen Absichten unternommene Handlungen auch nachtheilige, so wie Handlungen aus schlechten Absichten auch nützliche Erfolge haben können; so ist es äußerst gewagt, aus der Beschaffenheit dieser Erfolge die Güte oder Verwerflichkeit der Absichten beurtheilen zu wollen. Sodann schließen ja Handlungen und Unternehmungen darum, daß sie aus Noth und Bedürfnis geschehen, die Güte und Reinheit unserer Absichten nicht aus. Eben so wenig läßt sich aus den Unternehmungen thätiger Menschen zur Beförderung ihres Nutzens auf einen Mangel an Sittlichkeit schließen, so lange die Mittel, deren sie sich bedienen, erlaubt sind. 3) *Warum sind wir nicht weiter?* Weil wir endliche, und als solche, perfectible Wesen sind, deren Natur erfordert, daß wir beym Entstehen sowohl, als unsere ganze Dauer hindurch wachsen. — Diese Antwort wird ja aber für alle Zeiten gelten, in denen Menschen leben. Von gleicher Beschaffenheit ist der zweyte Grund:

weil die Tugend, als das vollkommenste und letzte, die Entwicklung der übrigen Seelenkräfte zu einem hohen Grade voraussetzt. Der dritte und vorzüglichste Grund liegt in der noch fortdauernden *Unwissenheit* und *Trägheit* der Menschen. Sie sind nur für niedre Zwecke thätig, weil sie den höchsten Zweck, Sittlichkeit, höchste Läuterung der Absichten, entweder gar nicht oder doch nur schwächer als die niedrigeren kennen. Ein Mensch ist um so unwissender und träger, je beschränkter sein Zweck ist, in dessen Erreichung er seine Glückseligkeit setzt; nur mit dem höchsten Zweck, der höchsten Vernunft ist die wahre höchste Thätigkeit verbunden. (Diese Sätze sind höchstleidend. Da der Mensch sich von empirischen Zwecken nicht trennen kann, so würde es eigentlich und bestimmter so heißen: Die Menschen wären bloß für empirische Zwecke thätig, ohne bey deren Erlangung und den dazu gewählten Mitteln Rücksicht auf Sittlichkeit zu nehmen. Wie sich das aber bewiesen läßt, ist eine andere Frage.) Folgen der Trägheit in primitiven Zustände: der Mensch ist ungeschicklich, gebieterisch, eigenmächtig. Uebergang zur Vereinigung in bürgerliche Gesellschaften, und Modificationen der menschlichen Neigungen, als Folgen dieser Vereinigung. (Ein *hors d'oeuvre*. Dem Sittengemälde der Menschheit in der Staatsverbindung, das der Vf. hier entwirft, kann man Wahrheit und Energie nicht durchgängig, und am wenigsten ein lebhaftes Colorit absprechen; aber, wie es bey dergleichen Gemälden gemeinlich zu gehen pflegt, Züge des Einzelnen, Besonders werden oft zu charakteristischen Zügen des Ganzen, Züge des Menschen zu Zügen der Menschheit, und oft sind die Schatten da mit stärkern Dinten aufgetragen; wo sie auf dem Originale durch die angrenzenden Lichter viel matter erscheinen.) Die vorzüglichsten Hindernisse der Tugend in der heutigen Verfassung sind: a) Die Tugend und innere Vervollkommnung ist sehr selten ein Mittel, ein glänzendes äußerliches Glück zu machen. (Sittliches Betragen allein berechtiget im Staate noth nicht dazu, und die Tugend ist kein Erwerbsmittel; mit derselben müssen sich noch Thätigkeit, Ordnung, Kenntniß, Talente und Geschicklichkeiten, die uns für den Staat und unsere Mitbürger brauchbar machen, verbinden. Und wer im Staate kann über diese, über die Güte und Reinheit unserer Absichten urtheilen?) b) Die uns so nöthige Hülfe und Mitwirkung anderer kann auf andern Wegen, als durch Menschenliebe und Wohlwollen erhalten, sie kann erkaufet, erpreßt werden: Man hat folglich mehr Reiz, mächtig, und reich, als wohlwollend und tugendhaft zu seyn. c) Der Schein wirkt so viel als die Sache, der sittliche Werth eines Menschen wird nur nach dem Äußerlichen, nach den Folgen, nicht nach den Absichten bestimmt; der Mensch hat folglich alles Interesse, nur gut und tugendhaft zu scheinen. (Darin ist die politische Verfassung überhaupt nicht Schuld. Wo gäbe es einen Zustand, in welchem sich die Beschaffenheit der Absichten der Menschen zuverlässig bestimmen ließe? Es ist auch nicht allgewein wahr, daß der sittliche Werth

Werth eines Menschen, nur nach dem Aeußerlichen, nur nach den Folgen seiner Handlungen bestimmt würde. Die Erfahrung stellt allenthalben Beyspiele vor Leuten auf, die durch Heuchelei, Verstellung, Betrug u. s. w. glücklich geworden sind, und ungeachtet ihres Wohlstandes weis man ihre moralische Schlechtigkeit sicher genug zu beurtheilen.) d) Die innere Vervollkommnung, die höchste Läuterung der Absichten haben ihre Belohnung von der Zukunft zu erwarten. Sie erhalten also erst mit der Ueberzeugung von unserer Fortdauer ein höheres Interesse; die Ueberzeugung wird aber durch den Glanz des gegenwärtigen Lebens, durch Sinnlichkeit und Empfindung zu sehr verdunkelt, und kann nicht zu der Stärke kommen, die nöthig wäre, als Triebfeder zu Handlungen zu wirken. (Auch dieses kann dem Staate nicht zur Last fallen, außer vielleicht nur in so fern, als die Regenten desselben nicht die gehörigen Mittel ins Werk setzen, den moralischen Unterricht höchst interessant zu machen.) 4) Was muß geschehen, wenn der Mensch sich noch weiter vervollständigen soll? Er muß ein neues Interesse, eine höhere Aufklärung erhalten, in dem man ihn mit Gütern einer höhern Art, als Macht und Reichthum hind, bekannt macht. Das Interesse für die höhern Güter erhält er, wenn ihm die Veredlung der Absichten als ein Mittel, das, was er sucht, Macht, Reichthum, Beyfall zu erreichen, bekannt gemacht wird. (Der Vf. sagt nicht bestimmt, was er unter jenen höhern Gütern verstehe. Da er aber dem Zusammenhange zufolge nichts anders als die Tugend, in wie fern sie in der Würdigkeit glücklich zu seyn besteht, gemeint haben kann, so wird zwar durch diesen Vorschlag die Tugend oder die Veredlung der Absichten, zu einem Mittel für empirische Zwecke herabgesetzt; aber für Menschen, die erst wie Kinder zur Tugend erzogen werden sollen, ist diese Methode gleichwohl nicht zu tadeln; doch dürfte man nur so lange bey ihr verweilen, bis den Menschen bey mehrerer Reife ihrer Vernunft auch die Grundätze der reinen Moral mit mehreren Erfolge vorgelegt und erklärt werden könnten. Wer lehrt aber den Menschen die große Kunst, auch nach ihnen zu handeln?) Was insbesondere den Beyfall betrifft, so müsse man denselben dadurch verbessern, daß man die Menschen in Situationen setze, die sie nöthigten, zur Erreichung ihrer Zwecke die Absichten anderer zu erforschen; dieses müsse alsdann den Reiz, das Interesse erwecken, die Handlungen anderer nicht nach ihren Folgen, sondern nach den Absichten zu beurtheilen. (An der Keilung dieses etwas sonderbaren Mittels zweifeln wir so lange, bis uns klar gemacht wird: 1) wie man sich von den individuellen Zwecken der Menschen jederzeit zuverlässige Kenntniß zu verschaffen im Stande sey; 2) wie sich willkürlich Situationen schaffen lassen, die die Menschen, zum Behuf ihrer Zwecke, zur genauern Kenntniß anderer und ihrer Absichten nöthigen, und wie man gewiß seyn könne, daß sie auch den beabsichtigten Erfolg haben werden; 3) wie die Anstalt zur Hervorbringung solcher Situationen beschaffen seyn müsse und zu realisiren sey; 4) wie es eine völ-

che Anstalt, zur Beförderung ihres Zwecks, möglich machen könne, wir wollen nicht sagen alle Individuen eines Landes, eines Ortes, sondern nur die von den gestützten Ständen, mit welchen es auch der Vf. nach seiner Erklärung hier vorzüglich zu thun hat, unter ihrer Aufsicht und Bearbeitung zu nehmen, und sich von ihnen alle die bis ins kleinste Detail gehenden Nachrichten zu verschaffen, die zur Erreichung ihrer Absicht nöthig sind u. s. w. Ueberhaupt aber finden wir eine so genaue Kenntniß anderer Menschen und ihrer Absichten, als der Vf. verlangt, weder so möglich, noch so notwendig und unschädlich, als er sich vorstellt, und was er darüber sagt, hat, so gut es auch gesagt ist, unsere Bedenklichkeiten dabey nicht gehoben.) Endlich muß das hier gegebene Interesse für die Veredlung der Absichten durch den Umgang mit ähnlichen gleichgestimmten Menschen festgehalten, öfters erneuert, und die gesammelten Grundätze und erlangte Denkungsart müssen durch öftere Anwendung lebhafter gemacht und zum Bedürfnisse erhoben werden. 5) In wie fern kann dieses durch die gegenwärtigen öffentlichen Anstalten geschehen? Diese Anstalten sind der Staat, die Kirche und die Erziehung, von welchen nun gezeigt wird, daß in keiner derselben die Tugend oder die höchste Läuterung der Absichten als ein Mittel erscheine, Macht und Beyfall und ein stärkeres Interesse, als das gegenwärtige fey, für die Tugend zu erhalten. Der Staat. Aus 14 hier aufgestellten Gründen zieht der Vf. folgende Resultate: a) daß es durch Staatseinrichtungen sehr möglich werde, ohne höhere Läuterung der Absichten, zu Macht und Ehre zu gelangen. b) Daß der Staat den Beyfall nicht verbessere, indem er den Menschen bloß nach seinen Handlungen und deren Folgen beurtheile. c) Daß er kein Interesse zu einer höhern mehr geläuterten Menschenkenntniß gebe. (Zugestanden, daß die Kenntniß der Menschen und seiner Absichten die Sittlichkeit befördere, wie doch noch nicht erwiesen ist, so begreifen wir doch nicht, in welchem andern Zustande das Interesse, die Absichten anderer zu erforschen, wohl stärker seyn konnte, als im Staate, wo die Beförderung unserer Vortheile und Zwecke uns so oft auf das dringendste dazu auffodert, um allen besorglichen Collisionen auszuweichen, und uns anderer Menschen zur Erreichung unserer Absichten mit Erfolg bedienen zu können.) d) Daß durch die Staatsvereinigung allein gewonnen die Veredlung unserer Absichten so wenig ein neues und höheres Interesse erhalte, daß sie vielmehr in den meisten Fällen das Interesse zum Gegentheil gebe. Der Staatsvortheil kann sogar erodiren, daß manches Böse geschehe, daß manches begünstigt werde, was offenbar gegen alle Sittlichkeit und Menschrechte sey. (Alles leider sehr wahr! nur möchten wir nicht alles das Staatsvortheil nennen, was, beym Lichte besehen, bloß Vortheil eines Einzigen oder einiger ist, und nicht alles Politik des Staats, was nur Politik eines oder einiger Köpfe ist.) e) Daß folglich die Staatsverbindung allein gewonnen kein zureichendes Mittel fey, die noch übrige primitive Unwilligkeit, Trägheit und Ego-

mächtigkeit ganz zu vertilgen, die Thätigkeit für die höchsten Güter zu reizen, und den Menschen auf die ihm mögliche Art zu vervollkommen. (Ganz richtig ist es, daß aber schon genug, wenn der Staat, neben den Anstalten, die er trifft, die Cultur der Vernunft zu befördern, nur nichts gegen dieselbe unternimmt.) Die Kirche. Das Interesse, die Lehren der Moral und Religion zu befolgen, wird verstärkt, wenn der Mensch nicht bloß auf die Zukunft verwiesen, sondern diese mit der gegenwärtigen Welt in Verbindung gebracht wird. Von alle dem müßte bisher noch

wenig gesprochen seyn, da die Absichten der Menschen noch so wenig veredelt wären. Die Ursachen, die den eigentlichen und wahren Zweck der Moral und Religion nicht allein nicht befördert, sondern noch verhindert haben, werden nun in den Mangeln und Gebrechen der kirchlichen Verfassungen und den Verhältnissen der verschiedenen religiösen Partheyen selbst umständlich aufgesucht und gründlich dargestellt.

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ANESTHESIA. Prag, b. Barth: Fülle der Wasserbrüche sammt Beobachtungen über eine fonderbare Art, diese Krankheit zu behandeln, denen ein fonderbarer Fall der mit dem Wasserbruche vermengten Harablasenbrüche und zwey Fälle des eingepreßten Bruches beugelegt sind; von T. Koste. Aus dem Englischen übersezt, und mit Anmerkungen vermehrt von Franz Johann Langstert, Dr. Ohne Jahrsahl. 96 S. 8. und 1 Kupferst. Da das Original schon 1785 erschienen ist, so ist der Hauptgedanke in demselben, durch Umschlage von Salmiak in Edig und Weingeist den Wasserbruch gründlich zu heilen, schon bekannt, und von Bell, Richter u. a. schon gepflegt worden. Was diese Übersezung anbetrifft, so ist sie fast durchaus undeutsch, zuweilen bis zum Unverständlichen, z. B. S. 26.: „Die Ausleerung des Wassers vor dem Umschlag giebt nach meiner Meinung als sicher und unzweydeutig, wenn nicht eine frühere Probe der Kraft in der Auflösung, als wenn der Saft war, zur Zeit, da dieselbe ist aufgelegt worden; scheitern der Zusammenhang in diesen Versuchen Platz nahm, nach einer schlechten Auflösung so wirksam, als nach einer saßeren Verminderung des Substrats!“ Wie und da ist zum Glück das übertriebene Wort hinzugefügt, z. B. S. 41., wo die Zertheilung des Wasserbruchs durch Laß (Aether) versucht wird. Der Anmerkungen sind viele, und viele Seitenlange hinzugekommen, nämlich dadurch, daß Hr. L. diejenigen Stellen, auf welche K. verwies, ausführlich hineinkob, z. B. sieben Seiten aus Aetius. Hier und da sind aber auch literarische Noten, worin v. B. Lamer, von Swieten und Plenk als die vorzüglichsten neueren Schriftsteller über den Wasserbruch angegeben werden. Unter den aufgezählten Operationsarten findet sich die durch die Wicke nicht, vielweniger die durch die Einspritzung, weil der ausgeschriebene Plenk sie nicht angeführt hat. Auch zwey Versuche nach der von K. vorgeschlagenen Art sind hinzugefügt, die aber beide misslingen. — Und dies kleine Stück Arbeit übergibt der Uebersetzer dem Publikum mit folgendem Worten Bürger:

Wenn dich die Lasterzunge sticht,
So laß dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtesten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen!!

PHILOSOPHIE. Kiel, in der Schulbuchh. u. Leipzig, in Comm. b. Reinhold u. Sohn: Warum reden die Menschen in ihren Gesellschaften so wenig und selten von Gott und der Reli-

gion? Von M. B. Birckner, Diakonus zu St. Laurentii auf Söhr; aus dem Dänischen, 1793. 104 S. kl. 8. (6 gr.) Bekanntlich lieferte Hr. Dr. Haug in Kopenhagen eine gekürzte Preisschrift über die hier abgehandelte Frage, und der Arbeit des Hn. Dr. ward das Lob einer besonders scharfsinnigen Zerlegung der Begriffe zugestanden. Der, welcher die Preisfrage aufgab, soll ein Privatmann seyn, und über die Preisfrage selbst ließen fünf, bereits gedruckte, Abhandlungen, frey in dänischer, wozu auch die hier vor uns liegende und von einem Ungenannten ins deutsche übersezte, gehört, zwey aber in deutscher Sprache ein. Der VI. gegenwärtiger Schritt bezieht die Frage selbst ganz richtig nur auf die gewöhnlichste Klasse der Menschen, die weder Priestern noch Gottesläugner sind, und auf die Gespräche ihrer freundschaftlichen Zirkeln. In der Beantwortung zeigt er ungemein viel richtige Kenntniß der menschlichen Seele, räumt zuerst die philosophiam ignavorum hinweg, welche alle dergleichen Dinge von der Erde ableitet, beweist, daß nicht alle Menschen jene Abneigung gegen religiöse Gespräche haben, daß die Abneigung weder einem natürlichen Widerwillen gegen Gott und göttliche Dinge noch dem Unverständen der Religion an sich beyzurechnen sey, sondern lediglich herkömme von gewissen, bey der größten Klasse der Menschen eintretenden, Neben Umständen. Das Leben der meisten ist unter Arbeit, Ruhe und Vergnügen getheilt. Die Arbeit betrifft Amtverrichtungen, häusliche Beschäftigungen, Mittel sich und den Seinigen die Nothwendigkeiten oder Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, oder Mittel seine eigene Hauptneigung zu befriedigen, und mit allen diesen Dingen hat die Religion nur sehr wenig oder gar nichts zu thun. In der Ruhezeit denkt der Mensch entweder gar nichts, oder er beschäftigt sich mit Ideen, welche auf seine vollendete Arbeit Beziehung haben; und daß er zu seinen Vergnügungen wohl oft am liebsten keine religiösen Betrachtungen, sondern lieber die für ihn stärkern Vergnügungen wähle, welche mit seiner Hauptneigung in Verbindung stehen, wird auch leicht einsehen seyn. — Würde der Predigerstand sich einem Stande aufgeklaarter Volkslehrer in dem Umfange der Worte, den ihm die Sokratischen Gespräche geben, immer mehr nähern; so dünkt uns, würde auch die Idee von Gott mehr in den Kreis des Lebens und lieberlicher hereingezogen, vorzüglich aber die, vom VI. nicht genug in Anschlag gebrachte, Furcht vor Frömmelzeyer keinem Biedermann mehr zum Anlaß werden, in einem Zirkel von Freunden eher von allem, was Religion betrifft, zu schweigen, als in den Verdacht der Pletiferey zu kommen. — Angehängt ist noch eine Abhandlung von dem Nutzen religiöser Gespräche.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 4. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT U. LEIPZIG: *Pythagoras oder Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunst. Von Adam Weishaupt, etc.*

FRANKFURT, b. Eslinger: *Ueber die geheime Welt- und Regierungskunst — von Adam Weishaupt, etc. (Befehlssatz der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)*

Die Erziehung. Alle Erziehung geschieht jetzt unter der Aufsicht der Kirche und des Staats. Diese gehen ihr nur die zur Erreichung ihrer Zwecke notwendige Richtung. Sie bildet nur Menschen, um dereinst ihr Glück zu machen, wohin doch, nach aller Erfahrung (?) die Voreddung der Absichten nicht führt, und schon der bloße Schein führen kann. Sie wirkt mehr auf den Kopf, als auf das Herz, sie macht mehr gelehrte, als gute und große Männer. Es giebt keine Erziehungsanstalt, welche eine Uebungsschule der Tugend wäre. (In den neuesten Zeiten ist doch in diesem Betracht schon vieles geschehen, und die Wirkungen davon sind nicht zu verkennen. Ueberhaupt besteht das Bild, das hier von der Erziehung entworfen wird, aus einem bloßen Umriss, in welchem die charakteristischen Züge der heutigen fehlen. Die besondern Mängel in unserer moralischen Erziehung sind ganz übergegangen, und was davon gesagt wird, ist zu allgemein.) Wir erwarteten nunmehr untersucht zu finden, ob denn die Mängel in der Staatsverfassung, der Kirche und Erziehung sich nicht zur Beförderung der sittlichen Veredlung verbessern ließen, oder diese Anstalten, auch bey ihren zweckmäßigsten Einrichtungen, schon an sich zur Hervorbringung dieses Zwecks unfähig wären. Die Nothwendigkeit geheimer Verbindungen zu diesem Zweck kann nur dann erst erhellen, wenn die bereits vorhandenen Anstalten hiezu schlechterdings, auch in ihrer vollkommensten Gestalt, nicht tauglich seyn sollten. Allein diesen Punkt übergeht der Vf. ganz mit Stillschweigen, und geht folglich 6) zu der Frage: Was können wir zu diesem Endzweck von geh. Verb. erwarten, in wie fern geben diese ein höheres Interesse, unsere Absichten zu veredeln? Die Antwort auf diese Frage liegt in dem Beweis folgender vier Sätze: 1) Es ist ein dringendes Bedürfnis, dem Druck und dem Mißbrauch der öffentlichen Gewalt zu entgegen, sich zu verstärken, und seine Gegner auf immer unwirksam zu machen. Dafs dies gewöhnlich misslingt, daran sind, wie man leicht entdeckt, die Leidenschaften der Menschen Ursache. Mit dieser Entdeckung ist A. L. Z. 1797. Erster Band.

zugleich das Mittel gefunden, die Leidenschaften herabzustimmen, und dieses ist kein anderes, als eine höchstmögliche Veredlung und Läuterung unserer Absichten. Man hatte sich vereinigt, um den Druck zu entgegen, man vereinigt sich von nun an, die Sittlichkeit zu vermehren, um auch andern Menschen auf diesem Wege zu einer ähnlichen wohlthätigen Ueberzeugung zu helfen. (Dies ist allerdings der einzige rechtmäßige Grund zur Errichtung geh. Verb. in einem Staate, in welchem alle Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit vernachlässigt, die unveräußerlichen Menschenrechte gekränkt werden, und die öffentliche Gewalt zur Beeinträchtigung des Zwecks der bürgerlichen Verbindung in ihrer verbündeten Individuen gemisbraucht wird; und die Vernunft billigt nicht allein, sondern gebietet sogar die Beförderung der moralischen Veredlung, als das Mittel, den politischen Druck mit Standhaftigkeit zu erdulden, und ihn allmählich, durch die Verbreitung einer, grossen Masse von Sittlichkeit, auch unter dem regierenden Theil der Staatsglieder, aufzuheben zu machen. Nur, wie jenes Mittel wirksam zu machen, und den mannichfaltigen Schwierigkeiten und Hindernissen dabey zu begegnen sey, ist eine andere und sehr schwere Frage, die hier unberührt geblieben ist.) Dieser Zweck, Beförderung der Sittlichkeit, taugt nur für geheime Verbindungen, weil es ganz wider die Natur einer wahren ungeheukelten Tugend ist, sich mit der strengen Ausübung zu brüsten (Nicht, doch, er taugt nicht bloß, sondern ist allen Menschen in allen Verhältnissen geboten; dadurch aber wird das Bedürfnis geheimer Verbindungen, da, wo sie wirklich ein Bedürfnis sind, nicht vermindert; es kommt nur darauf an, ob sie eben dadurch, dafs sie geheim sind, wirksamere Mittel zur Beförderung und Vernehmung der Sittlichkeit unter ihren Gliedern an die Hand geben können; und dies ist es, was bündiger bewiesen werden müßte. Der Grund des angeführten Grundes ist schon oben gezeigt.) Noch einige aus der Natur geh. Verb. entspringende Motive zu einem sittlichen Betragen und vorzüglichem Studium des Menschen, die wir aber übergehen müssen. 2) Geh. Gef. geben ein neues und stärkeres Interesse, den Menschen mehr nach seinen Absichten, als nach den Folgen seiner Handlungen, zu beurtheilen; eben dadurch verbessern sie zugleich auch den Beyfall, und erwecken das höchste Interesse, gut und nach den höchsten Absichten zu handeln. (Wenn man auch die Gründe des Vf. für diesen Satz gelten ließe, so hätte doch wenigstens gezeigt werden sollen, welche Mittel eine geh. Verb. ins Werk setzen könne, die Absichten ihrer Glieder zuverlässiger,

als wohl außer ihr zu geschehen pflegt, zu erforschen.) 3) Geh. Verb. sind noch überdies das kräftigste Mittel, den Umgang und die Gesellschaft vernünftiger und für die Tugend unschädlicher zu machen; weil sie ohne die höchste Läuterung der Absichten nicht bestehen können, und also hier durchaus nothig ist, das alles, was gethan wird, aus den besten Absichten geschehe, und das man die Kunst verstehe, den Schein von der Wirklichkeit zuverlässig zu unterscheiden. (Die Erfahrung möchte doch unter den bisher bestandenen geh. Verb. Beyspiele aufzeigen, das dergleichen auch ohne jene höchste Läuterung der Absichten bestanden haben und noch bestehn; es kommt dabey nur auf das Interesse der Verbundenen für den Zweck und auf die Wahl solcher Glieder an, die für diesen Zweck Empfänglichkeit haben; auch finden empirische Zwecke gemeinlich eifrigger und standhafter Anhänger, als rein vernünftige. Ausserdem kann auch noch die Verstellungskunst unter denen, die es in der Ausübung sitthlicher Maximen nicht schon zu einiger Fertigkeit gebracht haben, um so mehr befördert und verfeinert werden, je mehr in einer solchen Verbindung Behutsamkeit und Vorsicht angewendet werden muß, damit man der Verstellung nicht auf die Spur komme. Man müßte daher wohl den Mitgliedern in ihren Handlungen lieber freyes Spiel lassen, sie werden dann weit offener und unhefänger zu Werke gehen, als wenn sie wissen, das man ihren Absichten auslauret.) 4) Durch geh. Verb. wird die primitive Unwissenheit, Tragheit, Sinnlichkeit und Eigennächtheit vermindert. Der Mensch erhält auf diesem Wege ein neues Interesse zu einer höhern Thätigkeit. Denn hier wird er genöthigt, die Erfahrung selbst zu machen, das nicht jede Absicht zu Errichtung unserer Zwecke hinreiche, und das hiezu die höchste Läuterung der Absichten die Grundbedingung sey. (Die kleine Verwirrung, die hier zwischen Absichten und Zwecken herrscht, hebt sich, wenn man weiß, das unter diesen empirische Zwecke, Reichthum, Ehre, Beyfall, und unter jenen, geläuterte und ungeläuterte, sitthliche und unsittliche Absichten, als Mittel zu jenen Zwecken betrachtet werden. Die behauptete Erfahrung selbst aber, wird der Mensch auch außer geh. Gef. zu machen genöthigt, und wenn auch eine geh. Gef. die Sitthlichkeit zur Grundbedingung der Erreichung empirischer Zwecke macht, so steht es doch nicht in ihrer Macht, für den wirklichen und unsicheren Erfolg des Bedingten Gewähr zu leisten.) Diese gemachte Erfahrung ist eine Bereicherung unserer Erkenntniß, und diese ohne Zweifel eine Verminderung unserer Unwissenheit, ein höherer Grad der Aufklärung. (Wie aber, wenn diese Erfahrung nicht gemacht würde?)

Aus allem bisher Gesagten folgt nun der V.: 1) Wenn geh. Gef. ein wirksames Mittel zu unserer höhern Vervollkommenheit sind, so muß bey allen, die sich von der Nutzbarkeit dieses Mittels überzeugt haben, sich der schädliche Glaube an ein unheilbares Verderben des Menschen vermindern, und ihre Thä-

tigkeit einen neuen Reiz erhalten. (Geh. Gef. können zwar so gut, wie andere zweckmäßig dazu eingerichtete Erziehungsanstalten, ein Mittel zur Beförderung der Sitthlichkeit seyn; aber der Glaube an unser Besserwerden oder an unser unheilbares moralisches Verderben kann unmöglich von dem Daseyn geh. Gef. abhängen, da sie ja nur den moralischen Unterricht und die moralischen Uebungen, und folglich kein Mittel zur Aufnahme der Sitthlichkeit aufzuweisen haben, das nicht auch in öffentlichen moralischen Societäten und Erziehungsanstalten mit gleichem Erfolge angewendet werden könnte.) 2) Wird durch geh. Gef. die Tugend kräftiger befördert, so schadet man dieser, wenn man jene ohne Ausnahme verläßt und verschreyt. 3) Es ist kurzschichtig, einseitig und vorzeitig zu glauben, geh. Gef. wären nicht für alle Lander, denn keines kann sich der bestmöglichen Sitthlichkeit rühmen. (Dieser Grund ist nicht hinlänglich; es kommt vielmehr darauf an, ob in einem Lande die Sitthlichkeit und die dieselben befördernden Mittel öffentlich gehindert werden. 4) Bey allen Ueberzeugten muß sich das Mißtrauen, der Abscheu und die Verachtung gegen geh. Verb. vermindern, es muß sogar ein dringendes Bedürfnis nach denselben entstehen. (Natürlich kann hier nur von solchen geh. Verb. die Rede seyn, die jene höchsten Zweck wirklich haben, und für ihn thätig sind.) 5) Es muß den gegenwärtigen geh. Verb. eine Läuterung und Verfeinerung bevorstehen, sie müssen vernünftiger und unschädlicher werden. (Einige, z. B. die Rosenkreuzerey, und was damit zusammenhängt, lassen sich nicht verbessern, weil sie einen bloß empirischen Zweck haben; bey andern stehen Rituale und Ceremonien, die ihr Wesen auszumachen scheinen, einer gründlichen Reformation im Wege. Eine Aenderung des Zwecks und der Mittel, die Abschaffung alles unbrauchbaren und zwecklosen Alten würde ihre Substanz angreifen. Ware es also nöthig, in Geheim für Moralität zu wirken, so müßte es wenigstens durch ganz neue, dem gegenwärtigen Grade der Aufklärung angemessene, Anstalten geschehen. Aber immer fragt sich: ist dies denn nöthig?) 6) Auch für sich host der Vf. das von der guten Sache willen kein edelender Schriftsteller der Kabale und Verläumdung fernher seine Feder leihen, das man von nun an aufhöre werde, ihn als einen Verführer der Jugend, als einen Feind der Religion und als einen Störher der öffentlichen Ruhe zu verschreyen; er macht sogar Ansprüche auf eine günstigere Beurtheilung, da er jederzeit die hier vorgetragenen Grundsätze vor Augen gehabt habe. (Rec. der den Vf. als einen gelehrten und gedenkenden Mann schätzt, ist, für seine Person, wegen der guten Absichten desselben bey Errichtung des Illuminatenordens nicht im mindesten zweifelhaft, sondern sogar überzeugt, das, so unvollkommen auch jener Orden, nach dem eignen Geständnis seines Stifters, in seinen Einrichtungen war, er doch für viele Jünglinge, und selbst für Männer in Ansehung der Vernehrung und Berichtigung ihrer Kenntnisse, der Schärzung ihres Nachdenkens und der Ver-

besserung ihres moralischen Charakters überaus nützlich gewesen sey. Der Vf. würde auch wahrscheinlich jene Vorwürfe, und es und der Orden die erlittene Verfolgung nicht erfahren haben, wenn er sich in den Instruktionen und dem Unterrichte für die verschiedenen Grade bloß an den Zweck, die Beförderung der Sittlichkeit, als letzten Zweck, gehalten, ihn nicht als Mittel zu andern Zwecken behandelt, und sich gar nicht auf die Folgen, die die Realisirung desselben für Religion und Staatsverfassung haben würde, eingelassen hätte.)

Zweiter Abschnitt. Von den Zwecken geheimer Verbindungen insbesondere. Der Zweck einer geh. Verb. muß eine außer der Verborgenheit weniger erfüllbare, allgemeine Menschenpflicht seyn. Eine solche ist die Beförderung einer höhern Sittlichkeit. Um zu erfahren, ob eine geh. Ges. wirklich Sittlichkeit zum Zweck habe, muß man erschonen: 1) ob sie die Sittlichkeit hindert, indem sie solche zu ihrem Zweck ausgiebt. Der Vf. zweifelt, daß es solche geh. Ges. gebe; sie könnten weder sehr ausgebreitet noch dauerhaft seyn, da das Betragen der Mitglieder und die Mittel ihren Zweck bald verrathen würden. 2) Ob sie nicht im Verborgenen einen andern Zweck zu ihrem Hauptzweck macht. Diese Art geheimer Gesellschaften komme öfter vor. Ihr eigentlicher Zweck werde verrathen durch die Auswahl, die Bildung und den Unterricht der Mitglieder, durch die Beschaffenheit der Mittel, welche vorzüglich gebraucht werden, durch Unterlassung alles dessen, was Sittlichkeit befördern kann. 3) Ob die geh. Ges. die Sittlichkeit, von der sie so viel spricht, weder befördert noch hindert. Diese Art sey die gewöhnlichste. (Diese dreifache Distinction ist nicht charakteristisch genug. Es laßt sich keine Gesellschaft denken, die bloß dadurch, daß sie die Sittlichkeit als ihren Zweck vorgäbe, dieselbe hinderte. Dies könnte nur durch einen unmoralischen Zweck oder durch den Gebrauch unmoralischer Mittel geschehen. Im ersten Falle würde die Gesellschaft zur zweiten Klasse gehören, und nur im zweyten eine eigne Klasse ausmachen. Bey der zweyten von dem Vf. angegebenen Art geh. Ges. müßte unterschieden werden, ob ihr eigner Zweck und die Mittel dazu erlaubt oder unerlaubt wären; welches wieder ganz verschiedene Klassen geben würde; die obige dritte Klasse könnte dann den Beschluß machen.) Die besonderen Zwecke sind *mysteriöse, intellektuelle und literarische, politische und religiöse*. I. *Mysteriöse*, z. B. die Kunst, Metalle zu verwandeln, Geister zu citiren u. dgl. sind unerreichbar, thöricht und der Sittlichkeit schädlich, da sie in der Trägheit, Sinnlichkeit, Habguth und Herrschsucht ihren Grund haben. II. *Intellektuelle, literarische Zwecke*. Theoretische und speculative Kenntnisse schicken sich nicht für geheime Gesellschaften; sie sind auf andern öffentlichen Wegen zu erlangen, und daß es uralte, verborgene höchst wichtige Ueberlieferungen gebe, ist ein Wahn und Vorgehen schlauer Betrüger. Literarische Zwecke werden nur zu andern Zwecken ge-

braucht: 1) um ein Monopol darlan, und durch solches die Herrschaft über die Menschen zu erhalten. Dies ist so unaussührbar als unerlaubt. Indessen könne eine Gesellschaft nicht unverfälscht seyn, die ihre gesammelten Kenntnisse und Einsichten nur solchen ertheile, welche die besten Beweise von Sittlichkeit gegeben hätten. (Doch wohl nur unter der Einschränkung, daß den Mitgliedern nicht solche Einsichten vorenthalten würden, die auf ihre sittliche Vervollkommenung Einfluß haben?) Da übrigens, wenn sittliches Betragen die Bedingung der Theilnahme an jenen Kenntnissen und Einsichten seyn soll, dieses ein lebhaftes Interesse für dieselben voraussetzt; so würde ein solches Institut in Rücksicht auf die Wahl seiner Glieder sehr eingeschränkt seyn, und nur diejenigen würden daran Theil nehmen können, die sich schon für die mitzutheilenden Kenntnisse interessirten, und für diese dürften, wenn sie ihnen ein Antrieh zur Sittlichkeit werden sollen, keine andere Mittel, sich in den Besitz dieser Kenntnisse zu setzen, vorhanden seyn. Eine Gesellschaft, die nichts als neue Entdeckungen und Erfindungen in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben mache, kann aber leichter gedacht als zusammengebracht und ausgeführt werden.) 2) Um Secten zu stiften. Ist eben so unaussührbar. (Warum denn? wie, wenn der Vf. für seine *Theorie des Idealismus* im sechsten Grade der Illuminanten Profelyten gemacht hätte?) 3) Um den Ton im wissenschaftlichen Fache anzugeben, und über Köpfe und Meynungen zu herrschen. Dieser Zweck kann nach öffentlich erreicht werden, und eine solche Gesellschaft ist um so gefährlicher, als sie den Grund zu einem fürchterlichen Despotismus des Geistes legen kann. 4) Um den Buchhandel an sich zu reißen, und die Wissenschaften als eine Finanzquelle zu benutzen. Ein niedriger Zweck, der Gewinnsucht und Eigennutz erweckt. 5) Um die Folgsamkeit der Mitglieder mit den hier gemachten Entdeckungen zu belohnen. (Was sich darüber sagen läßt, ist schon oben bey Nr. 1. erinnert worden.) III. *Politische Zwecke*. Fast alle geheime Gesellschaften haben einen solchen; alle zwecken ab, Macht und Stärke zu erhalten, und die entgegenstehende Macht zu vermindern. Es sey etwas Erlaubtes, Großes und Edles, die Willkühr zu schwächen, zu machen, daß sich niemand über die Gesetze erhebe, daß statt der Leidenschaft die Vernunft befehle, daß alle den Gesetzen, niemand der Person gehorche; wenn man sich hierzu keiner andern, als bloß allgemeinen, Mittel bediene, welche zu allen Zeiten, an allen Orten, unter allen Regierungen die Vervollkommenung der politischen Verfassung hervorbrächten; wenn man weiter nichts thue, als edlere, uneigennützigere, bessere Menschen zu bilden. Alles übrige komme von selbst, und sey eine natürliche Wirkung einer solchen Ursache u. s. w. Dieses sey der Schlüssel zur Erklärung des Systems der Illuminaten, und selbst der so empörend scheinenden Anrede an die Ill. dirig. an Ende des zweyten Bandes der Originalschriften. In der Folge sucht der Vf. zu beweisen, daß das goldne Wehrtheil, oder die natür-

liche Gleichheit und Freyheit einzuführen; eine Universalanarchie zu errichten; die Pläne der Regierungen zu verweigern, und die Ausführung derselben zu erleichtern; sich des Einflusses auf die Regierung zu bemächtigen etc., theils lächerliche, theils durch specielle Mittel gar nicht, oder doch nur mit zu großer Gefahr und Unsicherheit, ausführbare Zwecke waren, das aber das, was daran ausföhrbar und wünschenswerth sey, durch die Beförderung der Sittlichkeit mittelbar erreicht werden könne. IV. Religionszwecke. Auch von diesen wird zu behaupten gesucht, daß sie sich für geheime Verbindungen nicht taugen. (Freylich, wenn sich geh. Verb. mit dem *theoretischen* Theile der Religion, folglich mit Meynungen, abgaben, über welche sich die Menschen nicht vereinigen könnten, so legen sie dadurch den Grund zu ewigem Streit. Wenn es aber heist: „Soll der *praktische* Theil der Religion zum Gegenstand einer geb. Verb. gemacht werden, so sind alle Theorien der Moral, welche hier aufgestellt werden, überflüssig, weil alle geheimen Sittenlehren sich von der Vernunft und dem gemeinen Menschenverstande entfernen, und größtentheils mystischen Unsinns lehren, weil die wahre Theorie der Moral bereits seit langen Zeiten (?) gefunden sey, und nicht erst entdeckt werden soll u. s. w.“ so müssen wir gestehen, daß wir den Sinn dieser Stelle nicht errathen können. Und wie, wenn mehrere Personen eine reine Art von Gottesverehrung unter sich einführen wollten, solches aber öffentlich zu thun, durch den Despotismus der herrschenden Kirche gehindert würden; können auch diese nicht in eine geheime Verbindung zu diesem Zwecke treten? Wenn nicht, so sind auch alle geheime Gesellschaften, welchen Zweck sie haben mögen, unzulaßig.

Dritter Abschnitt: Von den Absichten der ersten Stifter geheimer Verbindungen. Der Vf. unterscheidet die Absichten der ersten Stifter von den Zwecken ihrer Gesellschaft. Es frage sich nämlich, was einen solchen bewogen habe, derselben diesen und keinen andern Zweck zu geben, ob seine Absichten rein und uneigennützig gewesen sind. Diese Absichten verriethen sich aus dem Staude, Charakter, der Lebensart, den Bedürfnissen, dem Umgange der Stifter, aus den übrigen Umständen der Zeit und des Orts, selbst aus vielen ursprünglich getrossenen Einrichtungen seiner Gesellschaft. Viele geh. Gef. hätten nur eine kleine und unbedeutende Veranlassung gehabt, erst in der Folge habe man bemerkt, daß sie sich zu allgemeinem, fortdauernden und reellen Zwecken benutzen ließen. Diese Betrachtungen bereiten dem Vf. den Weg, die Veranlassungen und unwirkenden Ursachen zur Errichtung des Illuminatenordens offenerherzig darzulegen. Die Erzählung davon

ist interessant, und die Gründe für die Reinheit der Absichten des Vf. werden gewiß bey Personen, die ohne Leidenschaft über andere zu urtheilen verfehen, Eingang und Glauben finden.

PARIS, de l'imprimerie du Depot des loix: *Sommaire de la correspondance d'Etienne Felix Henrion; chargé d'affaire de la republique française à Constantinople, pendant les premieres, seconde et troisieme année de la republique. 1796. 190 S. 8.*

Der Vf. dieser Schrift, der verschiedene Jahre zu Venedig als franz. Geschäftsträger gestanden, seit dem 9ten Jun. 1793 aber, in der nämlichen Eigenschaft, nach Constantinopel gesandt wurde, um, wie es scheint, dem Divan die Ernennung des franz. Gesandten Semonville zu melden, und die Gesandung der Pforte gegen die damals in Frankreich herrschende Parthey zu erforschen, liefert in derselben eine summarische Uebersicht der Depeschen, die er während seines Aufenthalts in Constantinopel theils an den Minister der auswärtigen Geschäfte, theils an den *Comite de salut Public* und den Convent gesandt hat. Da seine Aufnahme in Constantinopel nicht so günstig ausfiel, als er anfänglich geglaubt hatte, und der vor ihm dasselbst accreditirte Geschäftsträger *Descorches* (vormals *Marquis de St. Croix*), so wie mehrere im türkischen Reiche angelesene franz. Kaufleute, einer ganz andern, als der damals in Paris herrschenden Parthey zugethan waren; so entstanden natürlicher Weise zwischen den beiden Geschäftsträgern viele Mißbeligkeiten, die aus Mangel an Unterstützung, und einer hinlänglich mächtigen Parthey, zum Nachtheil des Vf. ausfielen. Hierzu kam, daß fast auf alle nach Paris gesandten Depeschen keine Antwort erfolgte, so daß der Vf. sich endlich genöthigt sah, nach Paris zurückzukehren. Hier wurden ihm bey seiner Ankunft von den neuen Ministern mancherley Dinge zur Last gelegt, worüber er sich aber, durch die Verweisung auf die eingelandten Depeschen zu rechtfertigen suchte. In wie weit die Vorwürfe, die man ihm gemacht hat, gegründet sind, oder ihn persönlich treffen, darüber giebt vorliegende Schrift dem gewöhnlichen Leser nicht hinlänglichen Aufschluß, weil es darinn durchaus an einer zusammenhängenden motivirten Darstellung der vorgefallnen Begebenheiten fehlt. Eine gewisse Klasse von Lesern, vorzüglich diejenige, die mit dem Gang diplomatischer Verhandlungen, und den damals in der Turkey für und wider die franz. Revolution herrschenden Meynungen bekannt sind, für diese enthält die Schrift doch auch wiederum mehrere nicht unbedeutende Winke, die selbst bey der aphoristischen Kürze, die der Vf. glaubte beobachten zu müssen, leicht aufzufinden sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HELMSTÄDT u. LEIPZIG: *Staats- Archiv*. Angelegt und geordnet von dem Hofrath und Prof. *Haberlin* zu Helmstädt. 1796. Erster Band. 1stes bis 4tes Heft. 524 S. Zweyter Band. 5tes und 6stes Heft. 256 S. gr. 8.

Nach der Beendigung der Schlözerischen Staats-Anzeigen, bedurften wir eines Mannes von Ansehen bey der Nation, der die wichtigsten politischen Actenstücke der neuesten Zeit sammelte und communisirte. Wir haben ihn an Hn. H. gefunden, dessen hier anzuzeigendes Archiv einen Reichthum der interessantesten politischen Nachrichten und Urkunden enthält. Es darf von einem deutschen Bürger, den die Verfassung unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes interessiert, um so weniger ungelesen bleiben, da es sich vorzüglich mit Deutschland beschäftigen soll, und wirklich in diesen sechs Heften bloß *deutsche*, aber durchaus merkwürdige, Vorfälle erzählt und mitgetheilt werden. Wir müssen eben deshalb die Rubriken fast aller Aufsätze hier angeben, mit Weglassung nur einiger wenigen:

Erstes Heft. Briefwechsel des Grafen von Herzberg mit dem jetzigen König von Preussen. Voll der lebhaftesten Ermunterungen Herzbergs, der schon von Geschäften entlassen war, an den König, Frieden mit Frankreich zu machen (jedoch mit Einfluß der Altierten) und Polen nicht zu theilen, sondern sich bloß bey Gelegenheit des zu schließenden allgemeinen Friedens mit Frankreich von sammtlichen pacificirenden Theilen Danzig und Thoren und den District zwischen der Netze und Warthe auszubedingen, den einzigen District, der Preussen wahrhaft nützlich seyn könne. Der König machte ihm aber in seinem Antwortschreiben bemerklich, daß er nicht mehr in Thätigkeit sey und daß er wünsche, daß Herzberg selbst sich dessen erinnern möge, damit der König ihn nicht daran zu erinnern brauche. — *Promemoria von Kur-Braunschweig*, die Rechtsmäßigkeit der Befehle von verschiedner deutschen Reichsstände über die Decrete der französischen Nationalversammlung betreffend von 1791. Kurbraunschweig behauptet, daß der Elßas durch den Ryswyskischen Frieden ganz an Frankreich abgetreten worden sey, und Hr. H. ist gleicher Meinung. Freylich sind die Stellen im Westphälischen Frieden: der Oberhoheit Frankreichs unbeschadet, und doch zugleich: *Salvis erga imperium Rom. Germanicum jurius* widersprechend; die Sache mußte also erst in der Folge bestimmt werden, und nach diesen

A. L. Z. 1797. Erster Band.

Bestimmungen scheint die Cession des ganzen Elßas kaum gezeugt werden zu können. Nur die Kurtrierischen Diöcesangerechtsame über Metz, Tull, und Lothringen sind nach dem Westphälischen Frieden außer Streit. — Verzeichniß, welche Stände ihre Romermonate zu gegenwärtigem Reichskriege richtig bezahlt und welche sie noch schuldig geblieben sind. — Anmerkung über eine Note in der deutschen Monatschrift, den Patriotismus des Fürstbischhofs von Hildesheim und der excenten Hildesheimischen Landstände betreffend. Dieser Patriotismus (Beytrag zur Landessteuer) sey sehr natürlich, da sie vorausgesehen hätten, daß, wenn die Sache durch Urtheil und Recht wäre entschieden worden, sie nach der Hildesheimischen Verfassung ohnehin nicht würden Recht behalten haben. — Politisches Vermächtniß eines Oesterreichischen Ministers, an Kayser Leopold I. Heillose Rathschläge zur Aufreißung der Ketzler, zur Unterdrückung der drey protestantischen Kurhöfe, Bayerns, Frankreichs, welches Deutschland immer beyfiele. Rec. gesteht, daß er, ohne die nochmalige Versicherung des Hn. Herausg. das Vermächtniß nicht für ächt halten könnte, weil es so plump ist. — Vertrag des Fürsten von der Lippe mit seiner Landtschaft bey Wieder-Üebernahme der Regierung nach seiner Krankheit von 1794. Viele Einschränkungen bey Verwaltung der Regierung, denen er sich unterzog, besonders der, keine neue Kammerknechte ohne Einwilligung der Ständlichen Deputirten zu machen. Hierzu gehört im *dritten Heft* theils die Rechtfertigung der Lippischen Landstände in Betreff des Verfahrens bey der Gemüthskrankheit ihres Fürsten, theils der anderweite Vertrag zwischen dem Fürsten und den Ständen von 1795, wodurch der obige Vergleich nur auf drey Jahre eingeschränkt wird. Hr. H. hofft inzwischen, daß der Fürst den Punkt wegen der Kammerknechte nach dem herrlichen Beyspiel des jetzt regierenden Herzogs von Braunschweig auf ewige Zeiten fest setzen werde. — Deutsche Reichsjustiz, Auskunftsmitel des Reichskammergerichts bey unentbehrlicher Vollstreckung eines Mandats, indem es den Unterthanen des Burggrafen von Kirchberg nachliefs, so lange mit Entrichtung gewisser Abgaben inne zu halten, bis dadurch die Summe, in welche der Graf condemnirt worden war, — compensirt seyn würde. — Franz Ludwig Fürstbischhoff zu Bamberg und Würzburg, Muster eines guten Fürsten. Auszug aus des Hn. g. Hefts schöner Schilderung dieses edlen Fürsten, der in Bamberg und Würzburg leben wird, so lange dafelbst die Dankbarkeit nicht ausstirbt. — Ueber die Uebergabe der Teilung Mannheims vom Grafen

Ddd

Streng-

Strengschwerd; die bekannte heftige Invective, nebst Anmerkungen des Herausgebers, der sie zu widerlegen sucht. Soviel ist wohl unlegbar gewiss, daß der Reichs-Feldmarschall das Recht hat, sich darum zu bekümmern, daß der Landesherr seine Fesseln gehörig besetze, und verteidige; nur darf er, wenn Fehler hierin vorgegangen sind, die Befragung der Landesherrlichen Diener sich nicht anmaßen.

Zweytes Heft. Ist Preussens gegenwärtiges Verhalten mit seinen früheren Erklärungen in Widerspruch? Eine Rechtfertigung Preussens, scheinbar unpartheyisch. — Bericht des kais. Kammergerichts über den Recurs des Fürsten von Neuwied. Die schöne Verteidigung des Kammergerichts wegen der über den Fürsten von Neuwied verhängten Curatel, womit im fünften Heft die Erzherzoglich-Oesterreichische Note, diesen Recurs betreffend, verbunden werden muß, worin gleichfalls die allerdings wahrscheinlichere Meynung befohret wird, daß die Stelle der Wahlcapitulation, zufolge deren kein Reichsstand von dem Voto auf dem Reichstage suspendirt oder der Landesregierung entsetzt werden soll, auf die Regierungs-Entsetzungen zur Strafe, keinesweges aber auf die von jeher gesetzmäßigen Curatelbestellungen, gehe. — Schreiben des Kayfers an den Markgrafen von Baden, die Beschlüsse des Wilhelmstädter Fürstengresses betreffend, nämlich einen neuen Fürstebund zu rascherer Fortsetzung des Krieges zu errichten. Der Kayser verwarf die Idee, weil die Kreisassociation hinreichende und wirksamere Mittel dazu an die Hand gebe. — Schreiben des regierenden Herzogs von Braunschweig an den kais. Gesandten, Grafen v. Weisphal, den Hefen-Kasselschen Separatfrieden betreffend. Der Herzog entschuldigt den Landgrafen aus dem Gesichtspunkt der Selbsterhaltung, da Deutschland von aller Verteidigung entbloßt gewesen sey. — Etwas über die gräßl. Strengschwerd'sche Beurtheilung des vorstehenden Schreibens vom Herausgeber. Hr. H. behauptet gegen den Grafen von Strengschwerd, der vorstehende Schreiben zu widerlegen suchte, daß ein deutscher Reichsstand nicht nur sein Contingent zurückziehen, sondern auch Particular-Frieden schließen dürfe. Rettung des Landes aus augenscheinlicher Gefahr und bey unzureichender Verteidigung, dieser Gesichtspunkt des Vf. ist der wahre, aber auch der einzige. Denn Gründe, wie die: daß der Verlust des Burgundischen Kreises kein Verlust für Deutschland seyn würde, sind, wie Gothe sagt, Sätze, die nichts ferzen.

Drittes Heft. Schreiben des evangelischen Theils des kais. Kammergerichts an das Corpus Evangelicorum in der Frieriepischen Sache vom May 1795., worin dasselbe behauptet, daß die Reichsgerichte auch in *geistlichen Sachen*, in so fern dabey Nullitäten begangen worden sind, zu erkennen haben, falls sie sich nur nicht in die Hauptkrächmischen, sondern nur die dabey begangenen Nullitäten heben. Hr. H. ist eben dieser Meynung; wie er dies in einem Aufsatz des vierten Hefts: Ueber die Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte; *was von evangelischen geistlichen*

Gerichten unheilbare Nichtigkeiten begangen werden, weitläufiger auseinander gesetzt hat. Auch fahner Rhythmiem überein. — Deutscher Fürstebund vom J. 1785. Hier und in Hn. von Martens *Recueil des traites* zum Erkennale gedruckt. Sehr allgemeines Inhalts, bloße Verpflichtungen der verbundenen Höfe zur Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung. Die geheimen Artikel, die wohl speciellere Inhalts seyn mögen, können, wie der Herausg. sagt, ohne Voreiligkeit noch nicht bekannt gemacht werden. — Vorstellungen der Kurtrierischen Landschaft, die Bewaffnung der Franzosen betreffend, an den Kurfürsten von Trier. Sehr starke und freymüthige Wahrungen an den Kurfürsten, sich mit den Emigranten nicht einzulassen. Der Kurfürst versprach, wie man sieht, immer ihren Beschwerden abzuhehlen; aber es scheint nicht bey Versprechen geblieben zu seyn. Hiermit ist auch der Artikel: Deutsche Reichsjustiz, im sechsten Heft zu verbinden. — Herzogl. Zweybrückisches Promemoria die am 23 Nov. 1795. erfolgte Arrerirung des Herzogl. Ministers von Salabert betreffend, ferner: Auszug Schreibens des Kurf. von Kolln an seinen Comital-Gesandten die Arrerirung des Zweybrückischen Ministers betreffend, und mündliche Eröffnung des Kurbrandenburgischen Hn. Comital-Gesandten, die Arrerirung des Hn. v. Salabert betreffend: lauter Beschwerden über eine Handlung, die oble Laune über verstellte Kriegsoperationen allenfalls entschuldigen, aber nie rechtfertigen kann. Das Kurköllnische Schreiben ist nicht vom Onkel des Kayfers, sondern vom deutschen Reichsfürsten, dicitur. — Fürstbischöflich Regensburgische Consistorial-Verordnung wider die unenthaltamen Kleriker des Regensburger Kirchspiegels. — Etwas von der Lütticher Sache, gegen den Fürsten. Freylich suchten die Lütticher ihr Recht auf dem Wege der Gewalt, da ihnen noch Rechtswege offen waren; aber der Fürst hätte auch von seiner Seite nachgiebiger seyn sollen. Es war traurig, wiewohl auch sehr natürlich, daß diese Revolution in Eine Zeit mit der Französischen fiel. — Actenrücke, die der kais. freyen Reichsstadt Goslar von dem Grafen von Wallmoden - Gimborn als commandirenden General der K. Großbrittanischen Armee zugemuthete Aufnahme einer Anzahl französischer Kriegsgefangenen betreffend, verbunden mit der Fortsetzung derselben im vierten Stück. Der Graf von Wallmoden als commandirender General der Englischen, also einer Deutschland nichts angehenden Armee, muthete der Reichsstadt Goslar zu, eine Anzahl französischer Kriegsgefangenen nebst Bedeckung einzunehmen, und da der Magistrat, vorzüglich wegen der in Goslar obwaltenden großen Theuerung sich dessen weigerte, antwortete der Graf ihm in einem heftigen Promemoria. Die Reichsstadt wandte sich zu die ausbrechenden Fürken des Niederländischen Kreises, so wie an den Reichstag, und der ihr zugesagte Besuch unterblieb. Rec. hat auch hier wieder in den Goslarischen Memorialen einen edlen und anständigen Styl bemerkt. — Aktenstücke des Hildesheimer Convent betreffend. —

Viertes Heft. Ausser dem bereits bemerkten: Resolution des geistlichen Departements zu Berlin an die Conventualen in Kloster Bergen bey Magdeburg. Das bekannte auffallende Rescript, das in Aeusserungen und Schreibart, so sehr gegen die Maximen der preussischen Gesetzgebung, und den edeln Gesellschafts-styl, der in andern preussischen Departements herrscht, auch sonst im geistlichen herrichte, absteht, dass man versucht wird, der Vermuthung des Hn. Abt Henke, der es auch in seinem Archiv hat abdrucken lassen, beyzutreten, es solle bloss einem unverständigen und mit der, allen im Namen des Landesherrn auszufertigenden Schriften, geziemenden Würde völlig unbekannten Kautzleyconscripten zur Last. — Schilderung der Reichsarmee, aus einem Werke: Schilderung der jetzigen Reichsarmee nach ihrer wahren Gestalt. Alte Klagen mit neuen Belegen von einem, wie es scheint, sehr nahen Beobachter. Ausser den Oesterreichischen und Preussischen Truppen werden nur die Sächsischen und Heussischen sehr rühmlich von dem allgemeinen Verdammungsurtheil ausgenommen. — Deutsche Zeitungen in Paris (scheint genau mit dem folgenden Artikel zusammenzuhängen.) — Dienstenlassung des Hofrichters, auch Land- und Schatzraths, von Berlepsh zu Hannover, verbunden mit mehreren Aufsätzen im fünften und sechsten Stück. Der Hr. von Berlepsh wurde wegen eines sehr freymüthigen Votums, welches er in der Versammlung der Stände abgelegt hatte und dessen Hauptinhalt dahin gieng, bey dem Könige darauf anzutragen, dass die Hannöverschen Lande für neutral in Ansehung des gegenwärtigen Krieges (der Stellung des Reichscontingents jedoch unbehindert) erklärt werden möchten, und das äussersten Falls, wenn diese Vorstellung bey dem Könige nichts fruchtete, die Stände selbst den Franzosen erklären müssten, dass sie nicht gesonnen wären, sich in einen Territorialkrieg mit ihnen einzulassen, sondern neutral zu bleiben, seiner Stellen entsetzt. Er weigerte sich aber und weigert sich noch, sie niederzulegen, weil er nichts gesagt habe, als was verfassungsmässig sey, und verlangt durch Urtheil und Recht gerichtet zu werden. Bey dieser Gelegenheit erschien eine weitläufige hier ebenfalls im fünften Heft mitgetheilte Deduction der Calenbergischen Landchaft, die sich ihres Landraths annahm, worin sie zu beweisen sucht, dass die Hannöverschen Stände nach der Verfassung ein Mitwirkungsrecht bey Ausübung des Rechts des Krieges haben. Die Land- und Schatzrathsstelle konnte Hr. von B. desto ohnbedenklicher, ehe er gerichtlich verurtheilt war, sich niederzulegen weigern, da deren Besetzung nicht von dem Könige, sondern von den Ständen abhängt; aber auch bey der Hofrichterstelle dürfte dies der Fall seyn, da die besten Publicisten und noch neuerlich Hr. Geh. R. Seuffert den Grundsatz aufgestellt haben, dass der Fürst keinen eigentlichen Staatsbeamten willkürlich weder removiren noch auch dimitiren könne. Kürzlich hat Hr. Hofr. Heberlin eine eigne ausführliche Schrift für Ihn. von Berlepsh drucken lassen, in der man auch das abge-

liche corpus delicti des Berlepsh'schen Votum nach dem Abdruck im Genius der Zeit findet, welches zur Uebersicht nöthigend ist und im St. Archiv vermisst wird. Von dieser soll nächstens eine Anzeige folgen. — Geschichte der Entdeckungsversuche des Vt. der Germania. Einige Nachricht von den nachherigen Bewegungen des unbekannten Vt, dieser verächtlichen Schrift. — Vorstellung und Bitte mehrerer Bürger zu Nürnberg an den Magistrat zu Nürnberg, verbunden mit dem Vortrag des Raths zu Nürnberg an die Bürgerschaft über die Unterwerfung unter Preussischen Schutz und dem: Staats-Subjection- und Exemtions-Vertrag zwischen dem K. v. Preussen und Nürnberg (im sechsten Heft.) Der Hr. Herausg. wünscht Nürnberg unter Preussischen Scepter. Andere werden wünschen, dass es Reichsstadt bleiben möge, nur unter einer bessern Verfassung.

Fünftes Heft. Actenstücke die Beschwerden des schwäbischen Kreises über das Generalcommando der Reichsarmee betreffend. — Freymüthige Gedanken eines Preussischen Patrioten bey Gelegenheit der unbedingten Fruchtsperre in den Preussischen Staaten. Nachst dem mehrere bereits angezeigte Aufsätze.

Sechstes Heft. Getreue Darstellung und Beurtheilung der Handlungen der Reichsversammlung bey ihrer unlängst gefährdeten Sicherheit. Wären auch die Schritte des Reichstags vortheilhaft gewesen; so sollte doch ein deutscher Reichsbürger von der Versammlung der Reichsstände in anstößigeren Ausdrücken schreiben, als der, gegen den diese Darstellung gerichtet ist. — Actenstücke die Beratung des Württembergischen Landtags betreffend. Zusammenberufung des Landtags zu Regulirung der durch den Frieden mit den Franzosen notwendig gewordenen Contributions - Angelegenheiten, nebst einer Privatstift, die darauf aufmerksam macht, dass nach der Württembergischen Verfassung zu Besitzern von Seiten der Städte nicht gerade nur Besitzer des Rathes und der Gerichte, sondern jeder sähige Mann gewählt werden könne. — Ansiedelung des Ordens von la Trappe in Deutschland. Psychologisch merkwürdig bleibt es doch immer, dass Menschen sich dieser fürchterlich rauhen Regel, die hier mitgetheilt wird, unterwerfen. — Schreiben des Herzogs v. Württemberg an den Kayser wegen eines mit Frankreich zu treffenden Accommodements nebst Antwort, worin der Kayser den Herzog standhaft auszuharren ernahmt. — Actenstücke betreffend die dem Syndicus Guden als Schatzdeputirten der Stadt Münden ertheilte Dimission. Ein beynahe ähnlicher Fall wie der des Hn. v. Berlepsh, da dieser Beamte von der Regierung entlassen war, dieses Entlassungsdecret aber von der Justizkanzley cassirt wurde. Die Justizkanzley nahm zwar in der Folge ihr Decret zurück, aber nur auf besondern königlichen Befehl.

Dies ist der reiche Inhalt einer Sammlung, die wir bald in recht vielen Händen zu sehen wünschen. Die Anmerkungen des Herausgebers, die die Facta mittheilt, begleiten, sind kurz, aber gehaltreich. Kenntniss und Liebe der Verfassung, Wärme und Freymüthig-

müthigkeit, (die unter dem Schutze eines weisen, und die Freyheit der Presse beschützenden Fürsten sich eher ermuntert, als zurückgesetzt sieht) sind darin unverkennbar; nur hätten wir manche Aeußerungen milder gewünscht. Nur Friedliebe kann Frieden gewahren und unter den unglücklichen Kämpfen der Leidenschaft bluten schon so lange die Nationen.

KINDERSCHRIFTEN.

KÖTHEN, b. Aue: *Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über das Leben, die Lehre, (die) Schicksale und Thaten Jesu Christi, ein Lehr- und Lese-Buch für Kinder und Nichtkinder, durchaus historisch bearbeitet* von E. Z. Berth e, 1796. 16 S. Vorrede u. 284 S. Text. (12 gr.)

Man erfährt auf dem Titel nichts davon, daß man hier einen ersten Band vor sich hat, welcher von dem angegebenen Gegenstande nur wenig enthält, und vielmehr einen Abriss der natürlichen Religion, dann aber in dem noch übrigen Drittheile eine historische Einleitung in die Geschichte Jesu liefert. Ganz scheint ein solches Verfahren nicht zu billigen: warum will man unter einem fremden Aushängeschilden den Käufern Waare, die sie hier nicht suchen und einen Theil mehr, als sie brauchten, aufnöthigen? Es ist lange so ausgemacht nicht, als der Vf. meynt, daß der zusammenhängende vollständige Unterricht in der natürlichen, genauer gesprochen, reinen Vernunft-Religion unumgänglich vorausgehen müsse, um die Bekanntschaft mit dem Christenthume als positiver Religion zu stiften. Vielmehr scheint nach mehrerer einsichtsvoller Männer Urtheile der umgekehrte Weg, den auch von jeher der Geschichte zufolge die menschliche Gattung in Ansehung ihrer gesamten Rel. Erkenntniß betreten hat, der natürlichere: Kinder nach wenigen und kurzen aber nachdrücklichen Hinweisen auf eine höchste moralische Intelligenz, die alles in der Welt so einrichtet, wie es nach moralischen Forderungen eingerichtet werden soll, mit der Geschichte, dem Beyspiele und den wichtigsten Lehransprüchen Jesu bekannt zu machen, und dadurch allmählig, zum rein moralischen Vernunft-Glauben hinzuleiten, wobey dann die Erinnerung an so manche künigste oft unübertrefflich wahr gedachte und inzig empfundene Schriftstellen, denen durch ihre große Gelaugtheit schon gewissermaßen eine höhere Sanction eigen ist, zur Erweckung und Befestigung acht religiöser Gesinnungen sicher gute Dienste leisten wird. Und wenn denn nur unser Vf. seine unverlangte Zugabe besser gelungen wäre! Ueberall herrscht in seinen Darstellungen menschlicher Würde und Bestimmung noch ein ganz roher Evidémonismus, der sich bey dem höchsten Grade philosophischer Tole-

ranz nach so vielen falschen Gegen-Erinnerungen mit nichts entschuldigen läßt, und der so weit geht, daß der Vf. z. B. ehe er noch von Belohnungen der künftigen Welt gesprochen hat, von der Tugend S. 164. weiter nichts zu rühmen weiß als: „man sagt zwar, wir müssen die Tugend üben, weil wir dadurch glücklich werden,“ inthün ihren innern Werth und ihre eigenthümlich verbindende Kraft gar nicht zu ahnden scheint. Sehr viele andere fast noch auffallendere Stellen z. B. S. 25. S. 106. im Text und in der Note verbietet uns der Raum abzuschreiben. Daß durchgängig alle Moral hier auf Religion gegründet wird, daß für die Rel. Wahrheiten lediglich empirische Beweise, oft bloß einzelne Instanzen, denen andere hinterdrein vorkommende offenbar widersprechen, vorgebracht, also die auffallenden Cirkel in Beweisen aufgestellt, viele trausendende Behauptungen mit einer solchen Unbefangenheit, als wenn nie etwas dagegen erinnert wäre, gewagt werden, wird man nach solchen zum Grunde liegenden Principien nicht anders erwarten. Floskeln von der Art: „das ist doch wohl sehr natürlich — das lehrt schon die gesunde Vernunft“ können der Seichtigkeit der Deductionen selbst bey Kindern nicht nachhelfen. — Erträglicher ist noch der historische Abschnitt über das Zeitalter Jesu, das jüdische Volk, seine Geschichte, Propheten, heilige Bücher etc. gerathen, ungeachtet es auch hier an Unrichtigkeiten und Uebersetzungen nicht fehlt; auch nicht abzusehen ist, wie eine solche wenig pragmatische, nur nach Materialien geordnete fast bloß Notizenmäßige Darstellung Kinder interessiren könne. Solche Fehler sind z. B. daß dem jüdischen Volke (S. 214. sogar den verschmitzten Pharisäern) auf allen Seiten Dummheit vorgeworfen wird, welcher Ausdruck von ganzen Nationen gebraucht eben so unschicklich als von dieser insbesondere unwahr ist, daß nach S. 210. die Mosaiken Gesetze größtentheils in nichts bedeutenden Kleinigkeiten bestanden haben sollen, womit S. 238. in offenbarem Widerspruche steht — daß die Samaritaner zu den Partheyen der Juden nebst Pharisäern und Sadducäern gerechnet werden — daß es heist, in den Synagogen wären bloß Schriftabkunitte vorgelesen, aber nicht erklärt worden (vgl. Luc. 4.) etc. Auch Sprach-Unrichtigkeiten wie S. 8. ein eingemispfenes Rel. Gebäude S. 26. ein wohlhabender Zustand — S. 64. denen verschiedenen Thiergattungen — vom Nite gedungen für gedungen — Schicksaal — Trübsaal — (daß hier bloße Anhangs-Sylbe ist.) verdienen außer der vielfältig matten schleppenden Schreib- und Darstellungsart, in einer Schrift für Kinder sowohl als Nichtkinder eine Rüge. Eine an sich nicht überflüssige Bearbeitung dieses Stoffs dürfte wohl einen der Sache in hohem Grade gewachsenen Mann fodern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. März 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Готна, b. Ettinger: Erfurt und das Erfurtische Gebiet. Nach geographischen, physischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen. Eine von der Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt mitgekrönte Preisschrift. Von M. Jakob Dominikus, d. Philos. außerord. Professor daselbst. Mit 2 Kupf. Erster Theil. 1793. 517 S. Zweyter Theil. Mit 2 Charten. 1793. 280 S. und einigen Tabellen. 8.

Da schon in gewisser Rücksicht jeder einzelne District, jede beträchtlichere Stadt, einer eignen Beschreibung und Geschichte werth ist, so ist es ungewiselt Erfurt um so mehr, da die Rolle, welche diese Stadt in der Geschichte Thüringens spielt, so ausgezeichnet groß ist, und da vielleicht wenige deutsche Städte sich durch eipen so mannichfaltigen Wechsel von Schicksalen auszeichnen, ehe sie zu einiger Consistenz und Ruhe gelangen. Falkenstein, der 1735 schrieb, ist der neueste Schriftsteller, der diesen Staat *ex professo* zum Gegenstand seiner Untersuchung oder vielmehr seiner bekanntlich unzweckmäßigen Compilationen machte. Seit dieser Zeit hat nun freylich der historische Untersuchungsgeist eine ganz andere Richtung gewonnen, wenn man auch die Veränderungen selbst, die der neueste Zeitraum in sich faßt, nicht für so wichtig halten will, um sie als Aufodernung zu einer ganz neuen Bearbeitung dieser Geschichte anzusehen. Wahrlich war auch vorzüglich die erstere Rücksicht das, was die Preisfrage der Erfurtischen Akademie veranlaßte, die den Vf. zu seiner Arbeit veranlaßte. Freylich muß man wünschen, daß Ausarbeitungen dieser Gattung stets das Resultat lang vorhergegangener Untersuchungen, nicht die Frucht augenblicklicher äußerer Reizmittel wären: in dessen dar man wohl zufrieden seyn, wenn nur die Früchte der letztern, immer von dem Gehalt der vorauß liegenden sind, wenn der Aufzur zu Unternehmungen stets Männer trifft, welche schon innern Bedarf und Vorbereitung mit einander verbinden; von heidem zeugt dieses Werk, und wir finden wirklich in ihm das, was zu einer genauen Darstellung des Gegenstands, dem es sich widmet, gehört, in einem Grad vereinigt, welcher wenig zu wünschen übrig läßt. Das größere historische Publikum sowohl, als die Einwohner des Erfurtischen Gebiets sind daher dem Vf. um so mehr Dank schuldig, da sich nun an diese Grundarbeit, Berichtigungen und Nachträge leicht anschließen lassen.

A. L. Z. 1797. Erster Band.

Der Vf. theilt seine Arbeit zuvörderst nach ihren zwey Hauptgegenständen „Erfurt“ und „das Erfurtische Gebiet“ in zwey Hauptabtheilungen. Die erste untersucht wiederum in zwey Büchern die Fragen: Was ist Erfurt gegenwärtig? Und: Wie ward es so? Die Beantwortung von jener stellt zuerst in sechs Abschnitten die einzelnen Gegenstände dar, welche zu betrachten vorkommen: 1) das Erfurtische Gebiet überhaupt; 2) Eintheilung der Stadt, geographische, politische und religiöse, welcher letztern die Merkwürdigkeiten der Stadt angehangt sind; 3) Einwohner; 4) Producte; 5) Zustand des Kunstfleisses überhaupt; und 6) Aufklärung und Cultur sowohl wissenschaftliche, als moralische. — Denn wird der Staat in seinem ganzen Zusammenhang und dabey insbesondere die Grundgesetze und die Dikasterien mit ihrer Verfassung betrachtet. In diesem ersten Buch herrscht fast durchgängig einige Verwirrung, vorzüglich deswegen, weil die Bestimmungen, welche das ganze Erfurtische Gebiet im Allgemeinen angehn, mit denen vermischet vorgetragen werden, welche die Stadt insbesondere betreffen. — Diefelbe zweckwidrige Vermengung findet aber auch in Zusammenstellung einzelner Gegenstände statt. So stehen unter derallgemeinen Beschreibung des Gebiets, — Flüsse, Mahlen und Wasseramt, also ein geographischer, ein statistischer und ein politischer Artikel zusammen. Eben so wenig hätten wir bey der Beschreibung des Feldzugs, des das Hegewahl gesucht, welches in einer Polizey-Einrichtung zur Aufrechterhaltung guter Ordnung in Ansehung der Grundstücke sowohl, als ihrer Besitzer besteht. Der Beschreibung der Fluren des Erfurtischen Stadtgebiets und ihrer Größe folgt die Anzeige der Beschaffenheit des unbenutzten Erdbodens durch das ganze Gebiet, und gleich darauf werden die Zugänge zur Stadt beschrieben. — Diese hier und da zum Tadel auslodernde Mängel der Darstellung wiegen indessen die Vorzüge, die Vollständigkeit und Genauigkeit derselben, nicht auf, und nur über wenige Gegenstände, die zum Zweck des Vf. gehören, wird man genuehruende Nachrichten vermiffen.

In der Geschichte von Erfurt, oder der Beantwortung der Frage, wie ward Erfurt so? findet man zwar wenig oder nichts Neues, und Galletti's Thüringische Geschichte scheint fast der alleinige Führer des Vf. zu seyn, Gebrauch archivalischer Nachrichten und anderer noch ungedruckten und unbekannten Hülfsmittel hingegen ihm nur wenige Dienste geleistet zu haben. Allein die Anordnung und Unpartheylichkeit des Vf. muß man rühmen, die Perioden der Geschichte

Eee

Digitized by Google

schickte sind recht glücklich gewählt. Sie sind: Ursprung der Stadt bis zu der gesetzlichen Volksregierung. 1310.; gesetzliche Volksregierung bis zur Reduction. 1604.; Reduction bis auf unsere Zeiten. 1772. — Gewisse ausgezeichnete Abschnitte in diesen Perioden, welche der Vf. Ruhepunkte nennt, benutzt er zum Rückblick auf das, was der Staat bis dahin gewonnen oder verloren hat, und zur Darstellung der politischen, literarischen und moralischen Verfassung. Solche Ruhepunkte sind in der letzten Periode, — Statthalter von Heimburg und Statthalter von Dalberg. Wohl dem Lande, welches in jedem Jahrhundert zwey Regenten, wie diese, aufzuweisen hat! — Der zweyte Hauptheil beschreibt endlich die Aemter des Erfurth'schen Gebiets und die darin enthaltenen Oerter, dann die nicht unter den Aemtern begriffenen Ortschaften und die zerstörten Dörfer, welchen endlich noch eine Uebersicht verschiedener statischen Resultate aus diesen einzelnen Beschreibungen angehängt ist.

Je zufriedner wir mit dem Vf. in der Hauptsache und in der Ausführung seines Plans überhaupt sind, desto weniger können wir dieses in Rückblick des Stils seyn. Vorzüglich muß die darin herrschende Affectation mißfallen; man kann nicht ohne Lächeln die Aufzählung der Flüsse und Bäche lesen, in deren Bekleidung der Vf. dadurch eine Mannichfaltigkeit zu bringen suchte, daß er oft mit den Ausdrücken wechselte: z. B. „Die Gera *betritt* bey Mobisburg „unser Gebiet, *zieht sich* am Steiger *herab* bis ans Esbach „und *stiehet* auf verschiedenen Wegen *durch* die Stadt „Der größte Theil *rauscht* zwischen den Brühlertbore „und dem Stumpfenburme etc. zur Stadt *herein*; „*durchkreuzt* sie, *bricht* bey dem Andreas und Johannsthor *durch* den Wall“ u. s. w. — „Die Vippach „nimmt *ihren Ursprung* über Berktadt, *durchfließt* es, „geht bey Markt - Vippach etc. *vorbey*, *begrüßt* „Schloß Vippach, und *verzeigt* sich bey der Gramminzähle etc. mit der Gramme.“ — Eben solche phrasologische und andre Auswüchse finden sich aber auch bey andern Gegenständen: so im historischen Theil: S. 234. „Die Höhe, *wozu* sich Erfurt *unter* und *gleich* „nach der Zeit des Bonifatius *erhob*, *machte* den Schluss „rückwärts zu dem Anfang von Erfurt lebendiger und „wahrscheinlicher.“ — S. 302. „Diese Periode ist „freylich, *was* die Gahrungen *anbelangt*, die *wichtigste* von allen; *aber* die *traurigste* in Beziehung „auf die Beyspiele von Grausamkeit, Despotie und „allgemeiner Unsitlichkeit. Da sie *aber* die *Premissen* „zu *bessern* Zeiten *ausmacht*, so *seind* man *für* das „wichtige *Gesühl* derselben *durch* *schöne* *Vollendung* „der *grausamen* *Bedingung* *einzigermaßen* *belohnt*.“ Mit diesen überzähligen Ausdrücken kontrastiren freylich, „die Räuber, die sich S. 317. *wie* *ange-* „schlossene *Lär* *wehren*.“ — oder, die Heichsarmee, welche S. 504. „die *reissen* *Kirchen* *wegraß*.“ Ueberhaupt scheint sich der Vf. als erzähl der Geschichte des sechzigjährigen Kriegs kam, erschöpft zu fühlen, indem er sie bloß in Chronikendystherzählt. — Hier

und da wird der Vortrag eben, durch jene gesuchte Zierlichkeit confus und stellt die Sachen sehr unrichtig: z. B. „die Temperatur der Luft *ist* *güthlicher*, *als* „in einem Theil von Thüringen.“ — „In dem zweyten Theil der Stadt kommt hier (unter den merkwürdigen Plätzen) vorzüglich das Brühl vor, *weil* „*sich* *gern* *das* *Vorurtheil*, *daß* *dieser* *Theil* *der* *Stadt* „*der* *älteste* *sey*, *widerlegen* *möchte*.“ — Und eben daher entspringen sichtbar auch die falschen Ausdrücke, die, jedoch nur seltner, vorkommen, wie: „Der Südwestwind gewahrt uns *kühlende* *Haime*.“ „Im Winter *weht* ein *beynahe* *unbegreiflicher* *Weltwind*.“ „Die Art ihres (der Klöster) Erwerbs war oft sehr *nödel* und *der* *reine* *Abdruck* *der* *Wahrheiten* *in* *den* *Sägen* *der* *Vorzeit* *von* *Veit* *Weber*.“

Außer diesen tadelfahnen Seiten des Stils und einzelner Satze und Behauptungen selbst sind wir nur selten veranlaßt worden, mehr kritischen Fleiß und Genauigkeit zu wünschen. Dies ist jedoch der Fall Th. I. S. 24 und 25., in der mineralogischen Beschreibung der Gegend um Erfurt, die eine äußerst verwirrte Darstellung giebt. — S. 30. Wo der Vf. den Unterschied der Holzpreise 1602 und 1791. darlegt. Er giebt als Ursache der in dem letztern Jahr ausfallend zugenommenen Holztheuerung die ungleich größere Consumtion, durch Vernehrung der Manufacturen und Fabriken, und durch Vergrößerung des Luxus an. Ein Statistiker hätte hier billig den gesunkenen Werth des Gelds nicht vergessen dürfen; den der Vf. auch in der Folge bey Vergleichung der Getraidepreise selbst erwähnt. — Auf eben dieser Seite wird Meteorologie sehr unrichtig für Beschaffenheit der Luft und Witterung gebraucht. — S. 48. Bey der Tabelle über die Getraidepreise ist nicht einmal das Maas angegeben, das der Bestimmung zum Grund liegt. — Des evangelischen Gymnasii ist sowohl S. 120. als S. 186. nur vorübergehend erwähnt: über seine Verfassung findet sich gar nichts. — Die Inskription eines Kelchs S. 122. wird gewis nicht; „Frederich Hasstenvelt copavit“ heißen können, wie der Vf. (ohne Zweifel statt donavit) gelesen hat. — Von den milden Stiftungen, die S. 123. fg. beschreiben werden, finden wir das, was das meiste Interesse hat, nicht: Angabe nämlich der innern Einrichtungen, der Anzahl der hier Verpflegten, der Fonds u. s. w. — Auch von dem Zustand der S. 161. erwähnten Fabriken vermissen wir genauere Nachrichten: und was sind *Altmacher*, welche dort genannt werden? — Etwas mehr, als von der Akademie S. 196. auf 22 Zeilen gesagt wird, hätte sich doch wohl von ihr beybringen lassen. — Urbich, S. 230. hiesß gewis nicht ursprünglich Ulrich, sondern Urbuch: diese Abänderung des Lauts ist in Thüringen sehr gewöhnlich. Fehlerhaft ist auch Riednorzen, wie der Vf. mehrmals schreibt, statt Riednordhausen. —

Dem Buch sind beygefügt: 1) Eine Charte des Erfurth'schen Gebiets: nicht nach einer neuern Vermessung, sondern nach der mehrmals aufgelegten Homannischen Charte, jedoch nach einem, bis zum vierten Theil verkleinerten Maassstab gezeichnet. —

2) Grundriß von Erfurt, auch nach dem bekannten Grundriß, den König zeichnete und Scavfer 1740. herausgab, so treu,“ daß selbst die mit dem eigentlichen Grundriß gemischte perspectivische Zeichnung einzelner Gebäude und Theile der Stadt bey behalten ist, welches ein sehr verwirrtes und undeutliches Ansehen giebt. — 3) Ansicht von Erfurt, am alten Steiger gezeichnet. Diese sowohl, als auch die zwey vorhererwähnten Charten; sind von Hn. Wendel zu Erfurt gezeichnet, von welchem man bereits mehrere Arbeiten kennt, die sämmtlich den hier gelieferten ähnlich d. i. unreinlicher sind, als man von einem Lehrer der Zeichenkunst billig erwarten sollte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller: Predigten, entwickelte Gedanken und Materialien zu Betrachtungen über Wahrheiten der Religion (3.) und Sittenlehren des Christenthums, nach Anleitung der Sonn- und Festtags-Episteln des ganzen Jahres, von Dietrich Hermann Niederstall. — D. d. Phil. und Archidiacon an d. Nic. Kirche zu Greifswalde. I Band von dem ersten Jahrestage bis zum 2ten Sonnt. n. Trinit. XVI u. 204 S. II Band von dem 3ten Sonnt. nach Trinit. — 2ten Hegnachtstage XVI u. 256 S. beide Bände. (1 Rthlr. 8gr.)

So sehr Rec. die Flüchtigkeit und Nachlässigkeit in Absicht auf Sprachrichtigkeit, Schreibart, Anordnung und Ausführung der Materien im ersten Band dieser mehr Entwürfe als ganz ausgearbeitete Pred. enthaltenden Sammlung aufgefellen ist: so sehr freut er sich bey Durchmusterung des II Ths. der ihm, nachdem er über den ersten sein Urtheil bereits niedergeschrieben hatte, zu Händen gekommen ist, bemerken zu müssen, daß Hr. B. indess' ein eigentl. Censor geworden ist, und da etwas viel Reiferes besser Durchgearbeitetes geliefert hat, als in dem ersten. Leider sind da Zusammenstellungen wie folgende S. 12, „unsre Unwissenheit durch erworbene Kenntnisse zerstören“ — „in einer weisen Verbindung mit Menschen und edeln Abhängigkeit von guten allgemeingültigen Ordnungen forwirken“ S. 36. „höher erhabener entscheidender ist unsre Unterscheidung von der Welt“ etc. oder Vorrede S. VI. „Aus der eigentlichen Bestimmung der App. folgte es — daß sie dafür sorgten, daß der Geist ihrer Lehren, wie das Gewand und die Darstellung derselben die gehörige richtige Gestalt hatte“ (nicht hatten — ein unbemerkter Druckfehler,) wo zum Theil auch die fehlerhafte Schreibart Rüge verdient, nichts seltenes. — Compendienmäßig, also in eine Predigt nicht gehörig, zugleich aber dunkel und manchem Mißverständnis unterworfen sind Erklärungen, wie diese: S. 28. „Trennung der Materie der Religion von ihrer Form ist die eigentliche Aufklärung in der Religion.“ S. 27. „Religion ist das erkannte und angewandte Verhältniß zu Gott“ — völlig einseitig folgende S. 77. „die Religion hat keinen, als den einzigen Endzweck, allgemeines reines und thätiges Wohlwollen“

zu befördern,“ (also nicht vielmehr überhaupt; die Moralität zu unterstützen, und ausser dem angegebenen Bestandtheile derselben auch unmittelbar Gewissenhaftigkeit in der Selbst-Pflicht zu befördern, überdem aber in Ruhe zu wirken?); durchaus verworren und inislungen aber die in der Vorrede, (welche überhaupt als eine sehr oberflächliche und in die Luft gestellte Rhapsodie über die Lehrer der App. für die ganze Arbeit kein gutes Vorurtheil erweckt). S. VI. VII. „Diesen Geist, (wie wenig Bestimmtes „denkt man sich doch gewöhnlich unter diesem so häufig gemisbrauchten Wortel) der Lehre der App. das „Kleid und die Form oder die Art und Weise, wie sie ihre Lehre vortragen, ob wissenschaftlich oder populär? und die Ordnung und Zusammenhang, worin sie ihre Lehre vortragen, nennt man die Methode oder „Lehrart der App.“ — In einer Lehrart kann ein gewisser Geist herrschen ja der nämliche bey ganz verschiedenen Lehrarten und Lehrgeboten — vgl. 1. Cor. 12. 13. 11. — aber wenn mag es einfallen, den Geist einer Lehre durch Lehrart zu erklären! — Unnützlich laßt sich auch die Logik in folgenden Entwürfen verteidigen: S. 221. „Der Weg des Leidens ist der Weg zur menschlichen Vervollkommnung.“ I. er war es für Jesus II. er ist es noch für seine wahren Verehrer I. 1) Christus litt überhaupt 2) er litt anhaltend und unschuldig, — hier finden sich zum Theil übertriebene und bloß präsumtive Dorkellungen der Leiden Jesu — aber bey 1 und 2. nicht die mindeste Anzeige, wie ihm dies zur Vervollkommnung gedient habe, worauf nur bey 3) er litt großmüthig und gelassen, kurz eingelenkt wird. II. auch uns dienen Leiden zur Vervollkommnung, 1) als Menschen, 2) als Christen — (was ist das Ganze für eine Methode einen Satz zu behandeln und zu erweitern?) So auch S. 77. die Disposition über das Thema: die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, mit deren Zergliederung wir uns nicht aufhalten, und den Vfs. selbst nur unter andern an das viele Fremde, was er der Erklärung von weiser Liebe beeygewünscht hat, und was so ganz mit den vorhergegangenen Erörterungen über allgemeine, reine thätige Liebe in eins zusammenfällt, aufmerksam machen wollen. Die auffallendsten der in diesem IIten Bande gerügten Fehler sind nun im IIten glücklich vermieden. Man findet da die Sprache weit correcter, wenige Uebereilungen, wie S. 50. nicht oder unrichtig, etwa ausgenommen — die Schreibart weitr, untr, fließender und besser gehalten: die Behauptungen und Erörterungen weit bestimmter; die Beweise weit bindender und gewandter auf das zu Beweisende gerichtet, unter den Entwürfen viele logisch fehlerfreye und einen wirklich schätzbaren Reichtum guter Erklärungen der Texte und anderer biblischer Stücke: von denen es nur zu wünschen wäre, daß sie häufiger in die Abhandlungen selbst verslochten, als bloß in Noten unter dem Texte beygebracht wären, ungeachtet dies immer noch besser ist, als die laße Verbindung veralteter, häufig zusammen den oft unverständnißmäßig lauten Exordien mit den Tractationem im IIten Th. des

Uebrigens fehlt es freylich auch hier nicht an unbegrenzten Behauptungen wie z. B. S. 14. daß Thorheit Sünde und Laſter zu den unvermeidlichen, nach der Note metaphysiſchen Uebeln (wozu doch überhaupt ſolche Noten?) gerechnet werden — und eben ſo wenig ganz an logiſchen Verſtößen u. a.; S. 3. ſoll „ſich demüthigen unter die Hand Gottes“ ſo viel ſeyn als „ſich 1) beſcheiden 2) vertrauensvoll 3) ohne Murren Gottes Anordnungen gefallen laſſen“ — ſitt. 3 hier nicht in 1 und 2, durchaus enthalten. Nach S. 177. ſoll unfre Religion, a) verſtändig b) auf Ueberzeugung gegründet ſeyn — wie ſitt wohl beides unterſcheiden. Ein gewöhnlicher Fehler dieſer Predigten iſt es überhaupt, daß über der immer am weitungſten gerathenen Erklärung des Subjects die Erörterung des Prädicats und ſeiner Verbindung mit jenem, die doch ganz die Hauptſache, welcher allenfalls jene nur als Einleitung und Vorerinnerung vorausgeh. darf, ausmacht, ſehr hintergeſetzt wird. Z. B. Bd. I. S. 22. „Wie müſſen wir uns bey den Ausſichten auf zunehmende Aufklärung in der Religion verhalten.“ I. wir haben ſolche Ausſichten“ — (das ſetzt man ja hier voraus —) davon weitaus — II. wie ſollen wir uns dabey verhalten? — davon wenig und unbefriedigend. — Bd. II. S. 25. „Das Unſittliche der Oeconomywörter.“ I. was ſind Schimpfwörter? — wem braucht das erklärt zu werden? II. warum ſind ſie unnützlich S. 35. Wie ſeru der Religion ein Einfluß auf Sittlichkeit des Menſchen zugeſehen ſey, I. was iſt Sittlichkeit d. M.? II. die eigentliche Frage, — laßt ſich mit Hintanſetzung aller Einheit wohl die gehörige Gründlichkeit erhalten? Bey der Beſtimmung dieſer Schrift, zur Wiederholung für des Vfs. Zuhörer zu dienen, hätten auch wiſſenſchaftliche Ausdrücke, Erörterungen und Nachweiſungen ſparſamer vorkommen ſollen. Uebrigens wünſchen wir ihm Glück zu der Freundschaft des vortheilhaften Piſtorius, deſſen Rath und Feile ihm für die noch größer Vollkommenheit künftiger Verſuche ſicher von unſchätzbarem Werthe ſeyn wird.

AUVRICH, b. Winter: Das ſeligmachende Chriſtenthum, — angeprieſen von Gerhard Julius Coners, erſten geiſtl. Conſiſt. Rath und Generalſuperintendenten in Oſtriesland. 1793. 319 S. gr. 8. ohne Vorrede und Dedication (an den König von Preußen.) (18 gr.)

Aus dieſer Schrift, die aus einer amplificirten Abſchieds- und Antritts Predigt über 1 Cor. 15. 58. bis zu ſeiner Stärke ausgewachſen iſt, blickt überall ein Mann hervor, der es herzlich gut meynzt, und neben einer ſchatzbaren Beſehenheit auch viel Empfänglichkeit für Berichtigungen und Aufklärungen in Religioſen beſitzt. Wie er aber ſelbſt denke und ſchreibe, davon mögen lieber unfre Leſer aus der erſten beſten Proſe, die ſich darbietet, an anderer ſtatt urtheilen. S. 97. heiſt es: „das Heil iſt unfre aller! wenn nämlich der buſfertige Sünder, der die beſchriebenen Bedürfniſſe, ſeine natürlichen und ſittlichen Mängel fühlen laßt, wie entfernt er von dem himmliſchen Vater ſey, und unkommen müſſe, auch den Zorn Gottes fühlt, wenn der in dieſer erforſchenden Ordnung die ihm dargebotene Gerechtigkeit, die vor Gott ſteht und von ſeiner Güte kommt, ſich mit unbeweglichem Vertrauen zueignet. Dieſer Muth belebende Glaube, welcher der Natur der menſchlichen Seele nach erſt da ſeyn muß, ehe er ſich aufmacht und zum Vater geht, iſt die Hand ſo zu reden, wenn ſich dieſe Sahe noch weiter erklären ſoll, mit welcher wir die göttliche Wohlthat, das Geſchenk empfangen, das uns verheißen und dargeboten wird.“ S. 35. „Der beſte Chriſten, die als Lichte in der Welt geſchienen haben, Lebensabend, kann ſich noch mit Donnerwolken ſchwärzen, ehe ihr Licht für dieſe Welt erſchwend ſich zum neuen Aufgang neiget.“ Uebrigens iſt der Plan der Schrift dieſer: nach Maasgabe der oben gedachten Stelle wird in vier Abſchnitten von der Gründung, Beſetzung im ſeligmachenden Chriſtenthum gehandelt, und ſodann werden die Folgen der Erweiſung des Erſtas in der Uebung des Chriſtenthums gezeigt.

KLEINE SCHRIFTEN

TECHNOLOGIE. Nürnberg, b. Raspe: Carl Friedrich Wilhelm Glaſers Beſchreibung einer neu erfundenen Studier- und Sparklampe, zu Erhaltung der Augen, und bequemen Gebrauch für einigen andern Neben-Abſichten eingerichtet. 398. kl. 8. Kupfer V. 1796. (5gr.) Der Docht zu dieſer Lampe iſt um einen bleichen Cylinder nach der Art der Argandſchen gewunden, der mit der in einem hölzernen Kaſten ſtehenden glaſſen Communication hat; das Licht ſelbſt brennt in einem Glas-Cylinder, und wird oben durch einen Spiegel herunter oder nach Verlangen mit ſeiner reflectirt. Dieſen Cylinder, der

auf jenes Kaſten aufreſchraubt wird, umgiebt ein anderer Glas-Cylinder, und den Zwischenraum zwischen beiden füllt eine Auflöſung des Grünſpans in Weinſtein aus, wodurch der Erleuchtung das gelbe Licht der Flamme in grünliches verändert, welches dem Auge das angenehmere iſt. — Der Effect dieſer Lampe läßt ſich leicht aus der Einrichtung ihres Dochts nach der Argandſchen beurtheilen, und empfiehlt ſich durch ſeinen Anſehen nach, wirklich auch als ein ſchönes Meubel auf den Tiſch ihres Beſizers.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. März 1797.

OEKONOMIE.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Ueber den Bergbau in Spanien überhaupt, und den Quecksilberbergbau zu Almaden insbefondere*, von Joh. Martin Hoppersack, Königl. Spanisch. Bergdirektor. Mit Kupfern. 1796. 158 S. 8. (1 Rthlr.)

2) *Bericht über die Königl. Spanisch. Silberbergwerke zu Cazalla und Guadalcanal, in der Provinz Extremadura, und Plan zu Errichtung einer Königl. Spas. Bergwerks-Compagnie darauf*, von Joh. Martin Hoppersack etc. 1796. 62 S. 8.

Die erste dieser Schriften zerfällt, wie schon auf dem Titel angezeigt ist, in zwey Hauptabtheilungen. Die erste, über den Bergbau in Spanien überhaupt, enthält einige sehr bemerkenswerthe Nachrichten. Bey der ältern Geschichte des Bergbaues in Spanien folgt der Vf., wie es scheint, bloß dem Mariana, wenigstens sehr wir Reimersiers und Tychsens Schriften nicht benutzt. Von den römischen Bergwerken fand der Vf. selbst noch Ueberbleibsel. Ihr Gegenstand war nicht das Gold allein, sie bezuuzten auch Eisen zum Silber und Kupfer, und der Vf. fand selbst ein Stück unreines Kupfer in einer ihrer Halden, welches mehr als den zehnten Theil Silber hielt. Aus andern dergleichen Haldeu fahe er Glaserz mit gediegem Silber, und Schwerpath mit Rothgültigera.

Zur Zeit der Gothen und Saracenen wurde der Bergbau vernachlässigt und nur wenig Kupfer und Bley ausgebracht. Auch in neuern Zeiten achtete man dessen nicht mehr, und richtete sein Absehen auf die Quecksilberbergwerke. Die berühmten Grafen v. Fugger betrieben sie ziemlich lange, bis sie sich 1551 an die alte Carthaginensische Guadalcanaler Silbermine machten. Sie fanden hier auf einem Scharkreutze die reichsten Silbererze, und es fielen Jahr vor, wo das königl. Fünftel von diesem Bergbau sich auf 24 Millionen Realen belief. Sie benutzten dieses Bergwerk 30 Jahre lang, wo ihr Contract zu Ende gieng. Diesen Bergbau übernahm 1768 eine französische Compagnie, und stellte 1775 den Vf. als Director hey demselben an. Er fand die Gänge meistens abgebaut, und nur noch geringe Erze suchten, woraus er dennoch über 500 Mark Silber schmelzte. Er that hierauf Vorschläge, dieses Werk ganz liegen zu lassen, und sich auf andere Gänge zu legen; welches zwar genehmigt und auch zum Theil ausgeführt wurde. Die Compagnie wurde indeß doch misstuthig, uneinig und gieng 1779 ganz auseinander, nachdem ein Jahr zuvor A. L. Z. 1797. Erstes Band.

der Vf. um seine Entlassung gebeten und so auch erhalten hatte. Die §. 6 bis 10. enthalten eine Anzeige der Orte, wo Silber-, Kupfer-, Zinn-, Bley-, Eisen- und Kobaltbergbau mit Nutzen betrieben werden könnte und zum Theil auch, doch nicht bergmännisch genug, betrieben wird. Wir zeichnen, um die vorgetestete Gränze nicht zu weit zu überschreiten, nur folgendes daraus aus. Das Guadalcanaler Gebirge besteht aus Thonschiefer mit etwas Glimmer, und die Gangarten desselben sind meistens Schwerspath, Quarz und glimmeriger Leiten, worinn die Erzerzen einbrechen. Ein aus Kupferkies bestehender Gang der Grube Rio-Tinto ist 21 Lachter mächtig, und liefert inclusive des Cementkupfers jährlich nur 300 Centner Kupfer. Bey Teruel besteht ein Gang aus Quarz, weissem Feldspath, weissem Kupfererz, Kupferkies, Fahlerz, krytallinischen Kupfererzen (V), Leber- und Ziegelerz mit Zinnober, wegen welchen er auch auf königl. Kosten gebauet wird: Zinnbergbau wird nur in Galicien getrieben. Die Zinngänge streichen in Granit und bestehen aus Zinngrauen, wovon eine 25 Pfund wog. Der Bleybergbau wird seit Austreibung der Saracenen noch am lebhaftesten betrieben. Den derben Bleyglanz nennt man Alcohol und verkauft ihn an die Töpfer. Die Bleygruben von Linaris sind die wichtigsten, und befinden sich im Granit. Eisenbergbau wird in vielen Provinzen, vorzüglich aber in Piscaye betrieben, und Antimonium im Castilianischen und in Galicia. Der Kobaltbergbau wurde vor ungefähr 50 Jahren in den Pyrenäen in dem Valle de Gistain entdeckt und viel Kobalt nach Wittigen in Schwaben versendet. 1780 richtete der Vf. über zwey Fuß mächtigen stahlharten Speiskobalt dabeßst aus, wovon in kurzer Zeit über 300 Centner, aber noch weit mehr Poch- und Scheide-Erze gewonnen wurden. Man legte zu Banneras de Lucho ein Blauschwarzwerk an, das aber bald ins Stecken gerieth. Nicht weit davon, bey Serveto findet sich eine Salzquelle und Steinfalz.

Außer den Pyrenäen enthält Spanien noch vier andere Hauptgebirge, nämlich das Gebirge Sentillana, so von Galicia durch das Königreich Leon nach Castilla und Navarra sich fortzieht; das Urbaner Gebirge, so zwischen Extremadura und Leon, zwischen Neu- und Altcastilla nach Arragon läuft; die Sierra Morena, so von Portogale zwischen Extremadura und Andalusia sich fortzieht, und das Gebirge Granada. Unter allen ist die Sierra Morena für den Bergbau das Vorzüglichste. An ihrem südlichen Fusse finden sich ganze Gebirge von dem vorrestlichsten Puddingstein, mit sandartigem rothen Thongrunde. Ein gewisser

Ferreti machte eine Stunde von der Stadt Molina die Aragon ein altes römisches Kupferbergwerk aus. Es befand sich in einem dichten Kalkstein. Vom Tage hinein fand er einige Weirungen, die zum Aufenthalt für die Sklaven gedient haben mochten. Weiterhin kam er in einige Strecken, die mit Malachit und Kupferkieser fast ganz zugestrichelt waren. Vom erstern gewann er über 20 Centner und verkaufte ihn mehrentheils in Stufen. Hinter Azuago ziehen sich Steinkohlen sowohl flütz- als gangweise hin, mit welchen die Almadener Feuermaschine unterhalten wird; Granit und Schiefer wechseln oft, bis sich endlich am nördlichen Fuße der Sierra Morena wieder conglomeriertes Gestein anlegt, über welchem bis Madrid Hügel von Thon, Sand und Gips abwechseln. Bey Aranjuez findet sich nun eine Quelle Glaubersalz und in dem Gebiete des Herzogs Minazelli bestreht das ganze Gebirge aus purem Steinsalz. In dem Granit bey Torremilano streichen häufig Gänge, die im Liegenden aus Amethyst, in der Mitte aus Prase und im Hangenden aus Agath bestehen. Steinkohlen finden sich fast in allen Provinzen Spaniens, ohne, außer in Catalonien, benutzt zu werden. Natürlicher Schwefel kommt sehr schön in den Granadner Gebirgen vor. In Andalusia bey Cadix bestehen alle Anhöhen aus Stinkstein mit natürlichem Schwefel, es ist aber verboten darauf zu bauen, weil Schwefel, Bley und Salz auf königl. Rechnung verkauft wird. Bey Alcaniz in Arragonien hat man Vitriol- und Alaunwerke, und im Bisthum Oviedo vielen Gagath, der zu Knöpfen verarbeitet wird. Bey Alcaras gräbt man Gallmey. Bey Villa de Prado, sechs Meilen von Madrid, stürzt man alte Halden um, in welchen man noch Quarz, der mit Eisengranaten und Schmirgel durchsetzt ist, findet.

Wer auch nicht an die silbernen Weinsüßer und Viehkrippen glaubt, wird sich doch überzeugen, daß Spanien in Rücksicht des Bergbaues ein sehr segnetes Land und bisher vernachlässigt worden ist. Das jetzige jährliche Ausbringen beläuft sich ungefähr auf 16000 Centner Quecksilber, 250 Centn. Kupfer, 31000 Centn. Bley, 175000 Centn. Eisen, 2500 Centn. Vitriol, 1400 Cent. Alaun und 750 Centn. Schwefel. Auf Gold und Silber muß also gar kein Bergbau getrieben werden, obwohl die Extremitäten und Sierra Morener Gebirge viel dergleichen Gänge enthalten sollen.

In der zweyten Abtheilung über den Quecksilberbergbau in Almadon (ist auszupprechen wie Almaden), wird zuvörderst aus Plinius Schriften bewiesen, daß derselbe schon vor 2287 Jahren im Umtrieb gewesen, und damals der Zinnober in Gestalt eines Sandes nach Rom gebracht worden, auch daß der damalige Quecksilberbergbau wirklich der Almadener gewesen sey. Die herrschende Gebirgsart um diese Stadt ist grauer Thonschiefer, welcher auf verschiedenen Punkten von einer Art Breccia in mächtigen Lagen durchschnitten wird, welche in grauem Thonschiefer mit kalkartigen weißen Flecken und schwarzen bituminösen Schie-

ferpunkten besteht. Der Bergbau wird auf sechs Hauptgängen geführt, die in diesem Thonschiefer streichen. Sie sind zwey bis drey Lachter mächtig und bestehen aus Quarz, der reich mit Zinnober durchmengt ist. Sie schneiden sich bisweilen ab, wenn sie sich berühren, und werden auch von schwarzem bituminösen Schiefer und auch durch obgedachte Breccie abgeschnitten. In die Tiefe folgen sie flandhafter fort, und bis jetzt ist man gegen 100 Lachter darauf niedergekommen. Den praktischen Betrieb dieses wichtigen Bergbaues übergehen wir um so mehr, als er viel ähnliches mit dem deutlichen bar, und ein Abriss der ökonomischen Einrichtungen, die im Gegentheil von den deutschen weit abgehen, würde uns zu weit abführen. Außer Almaden existiren in der Entfernung von einigen Stunden noch drey andere Quecksilberbergwerke, als zu Almadenejos, Guadalperal und de las Cuebas, die jedoch zu Almaden gehören und in dem hauptsächlichsten damit übereinkommen. Der Nachtheil für die Gesundheit der Bergleute entsteht nicht sowohl durch die Anbrüche als durch die bösen Wetter, und die unordentliche und unreizliche Lebensart, wovon die Folge ein Zittern ist, das sich oft nicht curiren läßt. Die Beschreibung des Hüttenwesens verkürzt seinen kurzen Auszug. Die beygefügt vollständigen Risse der Oefen und Hüttenwerke tragen viel bey, sie ganz anschaulich zu machen. Seit 1524 sind beynahe anderthalb Millionen Centner Quecksilber gewonnen worden. Gegenwärtig kommen noch Jahre vor, wo man es auf 20000 Centner bringt, außer den 60 Centner reinen Zinnober, den man jährlich in die Vermillon- und Siegelalufabrik nach Sevilla bringt, und der im Centner bis 70 Pfund Quecksilber enthält. Die Anzahl der Arbeiter beläuft sich ungefähr auf 2000 Mann.

Die zweyte dieser Schriften ist ein Plan, in Deutschland eine Compagnie zusammen zu bringen, die vereinigt die wichtigen Bergreviere von Cazalla und Guadalcanal, welche die im Obigen gedachte französische Compagnie förmlich aufgegeben hat, angreifen soll. Der Vf. vertauscht sich hierüber die nöthigen königl. Privilegien und Begnadigungen, die nebst einer Karte von der Lage von Almaden und der Bergreviere Guadalcanal und Cazalla und einigen Grund- und Seigerissen diesen Plane beygefügt sind. Das hauptsächlichste von der Einrichtung dieser zu errichtenden Compagnie besteht in Folgenden: Sie bestehet aus 1100 Actien, wovon sich der Vf. 100 als ein Aequivalent für die Ueberlassung seines Privilegii an die Compagnie frey ausbedingt. Diese 1100 Actien sind in 22 Aktienführende Portionen vertheilt, wovon jede ihren Agenten hat, aus welchen das Bergamt zu Cazalla eine Generaldeputation wählt. Jede Actie zahlt 200 Speciesthaler in vier Terminen.

PHILOGOLOGIE.

ZÜLLICHHAU, b. FROMMANN: *Psychologia Homerica, seu de Homero circa animam vel cognitione vel opifera*

opinionis commentatio. Auctore Carolo Wihelmo Halbkart, scholae Suidnicensis correctore. 1796. X u. 1185. 8.

Diese Abhandlung ist die erste Schrift eines jungen Philologen, der in der Vorrede *Wolff* als seinen Lehrer nennt, und in einer Lage, die ihm sowohl Mulse als Hülfsmittel zu gelehrten Arbeiten versagt, doch einen schätzbaren Beytrag zur Auslegung des Homer geliefert hat. Die Zeiten sind vorbey, da man den Altvater der Dichter zu ehren glaubte, wenn man eine vollständige Encyclopädie aus ihm zog oder in ihn hineinlegte. Auch wird Psychologie hier gar nicht in einem wissenschaftlichen Sinne genommen, sondern die rohen sinnlichen Begriffe Homers von der Natur der Seele, ihren Kräften und ihrem Zustande nach dem Tode sind hier zur leichtern Uebersicht zusammenge stellt, und durch Vergleichung mit den Vorstellungen andrer ungebildeten Völker erläutert. Der Vf. stift in seinen Resultaten mit den allgemei nen Umrissen einer Homerischen Seelenlehre zusammen, die der Rec. des Vossischen Homer (A. L. Z. 1796. Nr. 263. S. 482 u. 483.) angedeutet hat. Sein Vortrag empfiehlt sich durch Bündigkeit und Klarheit, und man trifft auf eine Menge feiner Bemerkungen. Sehr gut wird der Unterschied zwischen *ψυχή*, *νοῦς* und *λογισμός*, wie Homer diese Wörter gebraucht, aus einander gesetzt. Bey der Bemerkung, daß H. der Seele im Herzen, durchaus nicht im Kopfe, ihren Sitz anweist (S. 11.) hindert nicht die wahrcheinliche Entstehungsgründe dieser Meynung angege ben. Sie beruhen alle auf Schlüssen: auf das unmittelbare Gefühl, dem zufolge jeder Mensch von den Geschäften des Vorstandes eine Empfindung im Kopfe, von den Leidenschaften im Herzen hat; und also Völkern, deren Verstand noch wenig geübt ist, während ihre kräftigen Leidenschaften sich auf das entschiedenste offenbaren, die Seele notwendig in der Brust zu wohnen scheinen; muß, ist keine Rücksicht genommen. Sehr treffend wird bemerkt S. 13. daß wir, wenn wir von dem Verhältnisse zwischen Seele und Körper reden, die Seele durch *Ich* bezeichnen, den Körper aber als eine fremde Sache betrachten; daß Homer hingegen (und zwar gleich zu Anfange der Ilias) unter „den Helden selbst“ ihre Leiber im Gegensatz mit den Seelen versteht. Auch die Gründe davon sind gut entwickelt. Bey dieser Rohheit der Begriffe war H. dennoch ein sehr guter praktischer Psycholog, der nicht nur die Leidenschaften auf das richtigste darstellt, sondern auch das Gesetz der Ideenassociation (S. 35.) aus der Erfahrung kannte. Bey Gelegenheit der Homerischen Lehre vom Zustande der Seelen nach dem Tode, wird das Local des Hades Tartarus u. s. w. genauer erörtert, als man hier eigentlich erwarten konnte; aber Rec. kann über verschiednes mit dem Vf. nicht übereinstimmen. Der Ocean ist bey H. zu offenbar die äußerste Gränze des Erdbodens, als daß man annehmen könnte, wie S. 69. geschieht, der Dichter lasse ihn nur die von der Sonne beleuchteten Theile der Erde umgeben; das dunkle Land der Cimmerier liege jenseits. Nir-

gends wird gesagt, Ulysses sey über die Breite des Oceans hinüberge schifft, um dahin zu gelangen. Od. X, 508. kann entweder heißen, auf dem Ocean längs dem Rande der Erde hinschiffen, oder *ἄλυσσας* bedeutet hier die Meerenge, welche vom Mittelmeer in den umgebenden Ocean führte, und eine große See; tageweise südwestwärts von der Insel Aenea gedacht ward. Diese letzte Erklärung schreibt sich schon von dem alten Kritiker Krates her; in neuern Zeiten hat sich Voss in Götting. Magazin Th. 1, und durch seine Weltkarte bey der zweyten Uebersetzung der Odyssee, dafür erklärt. Das Land der Cimmerier lag nach beiden Meynungen rechter Hand von der Einfahrt, an der äußeren Küste des Erdbodens; das Elysische Gefild linker Hand. Dadurch würde auch der besuchten Nachbarchaft (S. 85.) zwischen zwey so verschiedenen Ländern vorgebeugt; denn man dürfte sie leicht noch weiter auseinander rücken, als auf der Vossischen Karte geschehen ist. Man vergleiche *Schlegel de Geographia Homerica*, p. 186 seqq. u. 195—197. In der *Naxos* liegt die Vorstellung vom Hades als einer unterirdischen Hölung (S. 70. 71.) gar nicht, er wird als ein dunkler und tiefliegender, aber doch auf der Oberfläche der Erde befindlicher Ort beschrieben. Dunkel war das Land der Cimmerier überall; also brauchte das Licht nicht erst durch den bedeckenden Erdboden abgehalten zu werden. Schwerlich wird jene andre Vorstellungsart in der ganzen Odyssee zu finden seyn, denn Od. XXIV, 205. kommt aus bekannten Gründen in keine Betrachtung. Am bestimmtesten kommt der unterirdische, unter allen Ländern verbreitete Hades II. XX, 61. vor, also in den sechs letzten spätern Büchern der Ilias. Wahrcheinlich ist es die spätere Meynung. II. VIII, 13 seqq., worauf S. 76 u. f. so viel gebaut wird, ist eine verdächtige Stelle, die schon Zenodotus verworfen. Da wir gelernt haben, im Homer verschiedene Homere zu unterscheiden, so werden wir uns auch versehen müssen, ihre verschiedenartigen Vorstellungen nicht zusammen zu werfen. Od. IV, 562. erklärt der Vf. so: „*quasi dicitur Menelaus non Argis esse moriturus, subintelligendum est, sed a libi*“; allein Menelaus hatte ja gar nicht in der Stadt Argos seinen Wohnsitz: „*Ἀργὸς ἱερὸν*“ bedeutet hier offenbar ganz Griechenland oder den Peloponnesus, wie an hundert andern Stellen. Diese Auslegung würde also in neue Schwierigkeiten verwickeln. Die obigen Einwürfe über einige dunkle Punkte sollen übrigens den Werth dieser brauchbaren Schrift gar nicht herabsetzen; vielmehr wünscht Rec. Hn. H. Mulse und alle sonstigen Aufmunterungen zu größern philologischen Arbeiten.

LEIPZIG, b. Hertel: Dav. Christ. Seybold, ord. Prof., der klass. Literatur in Tübingen, Einleitung in die griechische und römische Mythologie der alten Schriftsteller für Jünglinge, mit antiken Kupfern. Dritte verbesserte Ausgabe. 1797. 62 S. weich 5 Bogens Vorreden, Register u. Kupfer. Rthl. 1. 10.
Es freut uns, den wackern Seybold wieder ein Lebenszeichen geben zu sehen; nachdem ihn seine

glückliches Schicksal in dem gegenwärtigen Kriege so lange außer Thätigkeit gesetzt hatte. Sein belobtes Handbuch der Fabelgeschichte hat sich noch immer, auch bey der Collision mit verschiedenen neuern, in mancher Hinsicht vorzuziehenden Büchern der Art, in gutem Credit erhalten. Auch war die erste Auflage für die Zeit, da das Buch zuerst erschien, gar nicht übel. Der Vf. schöpfte aus den Quellen und gab diese genau an; er trennte griechische und römische Fabel; zog mehr die ältern Schriftsteller als die ganz spätern Fabulisten zu Rathe; erläuterte die Fabel aus neuern mythologischen Schriften, aus Reisebeschreibungen u. dgl.; gab dem Ganzen eine gefälligere, geschmackvollere Einkleidung als seine Vorgänger. In der Vorrede zur ersten Ausgabe waren einige sehr gute Winke enthalten. Die zweyte Auflage erhielt einige Verbesserungen. Die dritte verspricht auch einige Veränderungen und Zusätze. Sie sind wohl kaum von einiger Bedeutung. Auch sieht man aus der Vorrede, daß der Vf. zu der Zeit, da diese neue Auflage veranstaltet wurde, von allen Bibliotheken entfernt war, und nicht einmal dem Verleger die Antiken abgeben konnte, die er in der Vorrede zu der 2ten Auflage bey einer dritten stechen zu lassen, versprochen hatte, wiewohl der Verleger dennoch solche auf dem Titel mit den undeutschen Worten: *mit antiken Kupfern* für: mit Kupfern nach Antiken, ankündigt. Man sieht, daß Hr. S. entweder nicht Gelegenheit gehabt hat, das, was seit der zweyten Auflage dieses Werckens über Mythologie verhandelt, geskizzen, aufgeklärt worden ist, nachzulesen, oder daß er wenigstens durch die Umstände verhindert worden ist, es für seine Schrift zu benutzen. Bey einer künftigen Auflage, die unter günstigeren Umständen erscheinen möchte, werden die Vorstellungen des Vf. durch ein sorgfältigeres Studium neuerer Hülfsmittel, besonders der Heynischen und Vossischen Schriften, von Herrmann, Nitzsch und Rambach mannichfaltige Berichtigung und dadurch sein Buch mehr Vollkommenheit erhalten. Ein zu dieser Auflage gekommenes Register erleichtert die Brauchbarkeit des Buchs ungemein.

LEIPZIG, in Comm. bey Fleischer d. j.: *Anleitung zur Übung in der französischen Sprache, nach einem abgekürzten allgemeinen Umfange alles Wissenswürdigen bearbeitet, und mit einem Wortregister herausgegeben, von F. C. Lankhard, Magister der Philosophie und Lehrer der alten und*

neuern Sprachen auf der Universität zu Halle.

1797. 288 S. 8. ohne das Wortregister. (1 Rthlr.) Obgleich in der französischen Lesebücher für die Jugend fast Legion ist, so wird man doch das gegenwärtige gar nicht überflüssig finden. Planmäßig hat der Herausgeber, die gemeinnützigsten und reellen Kenntnisse des Menschens aus bewährten Schriften gesammelt, so daß man das Vornehmste und Bekannteste aus der Astronomie, aus der physikalischen und politischen Geographie, aus der Naturgeschichte, der Anthropologie und andern Wissenschaften hier in möglichster Kürze, und in einer der Jugend angemessenen Schreibart antrifft. Wer kann es läugnen, daß diese Methode, welche zugleich den Verstand des Lernenden mit nützlicher Sachkenntnis bereichert, einen großen Vortheil stiften müsse? Freylich wird der Sprachmeister von gewöhnlichem Schlage, der nur das Unentbehrlichste aus der Grammatik mechanisch weiß, und von nichts als Wind und Wetter plaudern kann, dieses Buch für seinen Unterricht nicht wählen, aber gewiß der in Wissenschaften erfahrene Haus- und Schullehrer, welcher die hier abgehandelten Materien seinen Schülern zu erklären, und den französischen Ausdruck auf mancherley Weise anzuwenden vermag. Wie übrigens dieses Buch mit Nutzen gebraucht werden kann, das lehret die Vorrede, auf welche Rec. um nicht weisläufig zu werden, hinweist. Nur will er die Quellen angeben, aus welchen Hr. L. geschöpft hat, und nach welchen man den Werth seiner Arbeit leicht beurtheilen wird. Sie sind Bodens Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels, Büschings neue Erdbeschreibung, Klügels Encyclopädie, Bafedows Elementarwerk, Villaugues *histoire de Thémis*, Ichs' Anthropologie, neuer Schauplatz der Natur in einem Auszuge des Pflichthens Werks, Beckmanns Technologie, Sulzers kurzer Inbegriff aller Wissenschaften, und noch einige andere. Rec. wünscht mit dem Herausgeber, daß dieses Buch zur Erlernung des französischen Sprachstudiums dasjenige beitragen möge, was derselbe durch es hat leisten wollen, zumal zu einer Zeit, wo die Begebenheiten des Tages, wie er sagt, dieses Studium — wegen der Ausbeute für die Zukunft — beynahe unentbehrlich machen.

In einer neuen Auflage, welche dieses Lesebuch wohl verdient, wünscht Rec. die Accente und andere Zeichen richtiger gesetzt. Man sieht z. B. S. 8. *metres* für *metres*, *universités* für *universités*; S. 9. *etoté* für *etoté*, *difficilté* für *difficilté*; S. 14. *tâches* (du soleil) für *tâches* u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Leipzig, b. Jacoby: *Ueber die Verbesserungen des Spinnrades, aus Rücksicht der Gesundheit des weiblichen Geschlechts, von Dr. Georg Heinrich Piepenhagen, Apotheker zu Meiningen. 1795. 24 S. 8.* — Die Verbesserungen, welche Hr. P. hier vorschlägt, erstrecken sich auf ge-

wisse schleimichte Substanzen, welche derselbe stat. des schädlichen Benetzens des Garns beym Spinnen durch den Speichel anrauhet; indem derselbe hiern den Gebrauch des Biers, Leinfasern, Wazzenkies, Quittenkern, Tragant, Gummi, Heferguss, in gehöriger Proportion mit Wasser vermischt, empfiehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Jacobae: *Populäre Moral des Christenthums, nebst einer historischen Einleitung in das Zeitalter Jesu. Für die Bedürfnisse gebildeter Christen geschrieben von Karl Heinrich Ludwig Politz, Doctor und (damals) Privatlehrer der Philosophie auf der Universität Leipzig. 1794. XXXVIII S. Vorrede und Inhaltsanz. 450 S. Text. (1 Rthlr.)*

Schwerlich scheint der Ausarbeitung dieses Buchs ein bestimmter Begriff des Zwecks und Behufs, zu welchem es geschrieben ward, zum Grunde gelegen zu haben. Es ist, genau genommen, fürs erste keine Moral. Schon in der Vorrede lehnt es der Vf. ausdrücklich ab, keine Ausführungen über einzelne Pflichten geben zu wollen. Warum? das sieht man nicht so. Die allgemeine formale Classification der Pflichten faamt der Angabe der Principien, worauf sie beruht, gehörte doch schon in die reine Sittenlehre und eben so wenig durfte die Erörterung der wichtigsten menschlichen Obliegenheiten in der angewandten Moral, geschweige denn in einer populären Darstellung derselben, wo noch überdem das Christenthum zum Grunde gelegt werden sollte, fehlen. Ueberdem vermißt man durchgängig die gründliche Deduction und Erörterung der ersten moralischen Begriffe, des Willens, des sittlichen Gesetzes, der Pflicht, der Autonomie moralischer Wesen, der Gründe aller moralischen Verbindlichkeit — ohne welche alle Moral so gut als in die Luft gestellt ist, und deren fürwahr auch derjenige, welcher sie in populärer Gestalt auftreten läßt, nicht überhoben seyn kann. Das was eigentlich hier geliefert wird, sind größtentheils Declarationen über die allgemeinen Wahrheiten der natürlichen Religion mit moralischen Anwendungen. Daß diese Wahrheiten mit der Moral in unzertrennlicher Verbindung stehen, daß sie einen praktischen (hier übrigens gar nicht erörterten, ja S. 173. sehr vornehm als gleichgültig abgefertigten) Ursprung, und einen praktischen Zweck haben, ist bekannt genug: aber in einer Moral, sey sie nun populär oder wissenschaftlich, aus dem Christenthum geschöpft, oder nicht, erwartet man das nicht wie hier als Hauptsache als den Mittelpunkt um den sich alles dreht, sondern als Anhang und Folgerung abgehandelt zu sehen. Noch weniger kann Rec. dies Buch als eine *Moral des Christenthums* ansehen. Zwar findet sich zu Anfange eine historische Einleitung in (über) das Zeitalter Jesu nebst einem Abrisse des ein- und andern, was er und Paulus gelehrt haben; aber die erstere, die lauter Be-

kanntes und manches Ueberflüssige enthält, werden die gebildeten Christen, für die etwa Hr. P. schrieb, in ihrem N. T. selbst und in Heß Leben Jesu längst besser gefunden haben; und der zweyte ist 1) an seiner Stelle ganz überflüssig; im ganzen Buche hat vielmehr die Lehre Jesu Stück für Stück nach exegetisch und historisch treuer Darstellung zur Grundlage angewonnen, und es hätten nun daraus allgemeine Resultate nach rein moralischen Principien mit Absonderung des Localen und Temporellen gezogen werden sollen, statt daß der Vf., nachdem er dort einiges mitunter ziemlich unbestimmt, obwohl sehr weit-schweifig, über Christus und Christenthum gesagt hat, über die oben angegebenen Dogmen declamirt und dann gelegentlich, oft sehr gezwungener Weise, von den Aeußerungen Christi einige Anwendung macht. 2) Ist die Darstellung der Lehren des Christenthums als solcher höchst unvollständig, woron unsre Leser schon daraus urtheilen können, daß auf den in dem N. T. so nachdrücklich urgirten Zusammenhang der Zuversicht, durch Buße und Besserung vor Gott wieder wohlgefallig zu werden und unsre verkehrte Menschenwürde wieder hergestellt zu sehen, mit dem Tode Jesu und auf die eigenthümliche Form, welche die Erwartung eines künftigen Lebens und Vergeltungsstandes durch die Aussicht auf Gemeinschaft mit ihm als Stifter eines moralischen Reichs Gottes und die vor ihm abzulegende Rechenschaft erhält, nicht die windele Rückblick genommen ist; da doch die moralische Tendenz dieser und ähnlicher Lehren unverkennbar ist. Wie auch der Vf. darüber dachte: so durfte er doch den historischen auf factis beruhenden Theil der christlichen Religionslehre, und die Verbindung worinn er durch die Schrift mit sittlichen Ermunterungen und Bedürfnissen des Menschen gesetzt wird, nicht verschweigen. Sehr sonderbar sind Hr. P. Aeußerungen über diesen Punkt S. 173. wo er sagt, daß von der populären Moral des Christenthums „alles Locale Temporelle jeden (jenen) Zeiten bloß „Eigenthümliche, überhaupt alles Dunkle, Unver- „ständliche oder mit der Glückseligkeit der Menschen „nicht in naher Verbindung stehende (alle eigentliche „Dogmatik) ausgeschlossen werde.“ — Das und nichts weiter nennt Hr. P. die eigentliche Dogmatik. Mit welchem Rechte beurtheilt er sie denn nach der verlegenen scholastischen Hülle, die sie längst abgestreift hat? Mit welchem Rechte schiebt er die Lehren von Gott, Freyheit, Unsterblichkeit und Vergeltung, die er selbst mit Moral in Verbindung gebracht hat, von der Dogmatik aus? Womit hat es ihm möglich den Vorwurf, der nach jener Aeußerung wenigstens

den formellen factischen Theil der christlichen Religionslehre trifft, zu rechtfertigen und ihm in seinem Buche, das wie gesagt, so keine Moral sondern bloßes Raisonement über den moralischen Einfluß gewisser Religionsdogmen ist, den Platz zu verweigern, wenn darin einmal vom *Christenthum* die Rede seyn sollte. Noch befremdender klingt in unsern Zeiten die Behauptung, das das, was mit menschlicher Glückseligkeit nicht in naher Verbindung steht, von der Moral ausgeschlossen seyn solle. Möchte zuletzt Hn. P. Buch seyn, was es wollte: so würde ihm doch das Prädicat *popular* auf keinen Fall gebühren. Schon der doppelte Zweck, welchem er unvermerkt folgt und welcher in diesem Falle gar nicht ohne Widerspruch vereinbar scheint, thut der Popularität Eintrag. Einer Seits soll, wie man es nicht anders erwartet, Moral des Christenthums in populärer Gestalt geliefert werden, und auf der andern Seite klingt vieles, wo nicht das meiste, wie Raisonement über die populäre Moral als eine eigenthümliche Disciplin, das denn gerade die, für welche diese Disciplin in Ausübung gebracht wird, am wenigsten angeht. Dies erhellt schon aus den Rubriken der verschiednen Abschnitte, z. E. „Entwickelung der populären Moral des Christenthums.“ „Sie erhebt den Menschen zu geläuterten Vorstellungen von Gott.“ — „Sie lehrt, sie überzeugt uns von „diesem und dem.“ Verlangt man ferner von moralischen Ausführungen, die sich als populär ankündigen, das darin das Allgemeinae mit Klarheit, Bestimmtheit und in bündiger Kürze vorgetragen, dann aber durch individuelle Anwendungen und Beziehungen verständlich und der Anschauung und Empfindung näher gebracht werde: so wird man sich auch diesfalls hier schlecht befriedigt finden. Der Vortrag ist nicht nur unaussprechlich weitschweifig und mit den unnützen Wiederholungen überladen, sondern auch gezwungen, voll leeren Bombast, Declamation, süßer Süßlichkeiten, sehr auffallender rhetorischer und zuweilen auch grammatischer Fehler. Häufig stößt man auf Unbestimmtheiten und Inconsequenzen, ja selbst auf offensbare Widersprüche. — So soll Christus seinen Zeigegenossen manche Belehrungen vorenthalten haben, weil sie dazu noch nicht reif gewesen sind (ein bis zum Ekel wiederholter Lieblingsausdruck des Vfs.) Fragt man, woher das Hr. P. weiß: so ist, wie schon ein anderer Rec. erinnert hat, nach der Ausführung dieses Buchs die Antwort, weil sie ihnen Christus noch nicht bekannt gemacht hat. Liebe zu Gott besteht nach S. 243. aus Handlungen, die unsre Liebe zu Gott darlegen. — Vollkommen zu werden (S. 66.) soll unsre Bestimmung, Liebe zu Gott und den Menschen das Mittel dazu seyn, die ja eben das Wesen jener Vollkommenheit selbst ausmacht. — So spricht der Vf. zum Oßtern von einer *sanften natürlichen milden edeln Tugend* — als ob es in Ernste mehr als eine Art solche Tugend geben könnte und diese nicht auch Strenge und Abgemessenheit foderte. — So soll S. 218. Gottes Gerechtigkeit von seiner Güte geleitet werden. — S. 228. wird die Unendlichkeit der Strafen damit bestritten, weil es in Gott keine Re-

gungen der Leidenschaft gebe; als ob beides etwas Identisches wäre, oder in einem nothwendigen Causal-Zusammenhange stünde; da vielmehr Leidenschaft als etwas transitorisches am wenigsten eine unendlich sich gleichbleibende Wirkung haben könnte. — Nach S. 249. soll es in Gottes Welt kein wirkliches Uebel geben. — Tugend soll (S. 204. u. anderw.) der natürliche Zustand des Menschen, Liebe des Nächsten soll nach S. 309. in dem Christenthum Beförderung Glückseligkeit des andern wie unser eignen seyn — und was dergleichen Vorstellungen des Eudämonismus und Optimismus mehr sind, die hier so unbefangen wiederholt und in das Christenthum hineingetragen werden, als ob gar nichts dagegen zu erinnern und in der That erinnert worden wäre. — Ausdruck wie S. 246. die dämmernd blüthenvollste Reife aller Kräfte, S. 265. ein Gebilde das in der Reife verderb. — S. 217. ein lichteres Organ und anderwärts oft ein lichterer Zustand. — S. 356. nachtumblothe Zukunft. — Gedanken wie dieser: hätte Luther zehn Jahr länger gelebt, wir wären gewiss eine Stufe in der Vollkommenung weiter (wie genau Hr. P. diese Stufen doch gezählt haben muß). — S. 284. was nützte den Weltfremden ihre Regelmäßigkeit, wenn sie die menschliche Vernunft nicht wahrnähme. — Verse wie S. 111. wohl zweifelsohne von der eignen Arbeit des Vfs.:

Der Wahrheit reines Licht emhüllt in stiller Jugend
Stand mild vor deinem Geiste, belebte deine Kraft
Judas sah noch nie so hohe achte Tugend
Es war durch Aberglaub' und Schwärmeroy erschaffen.

wobey man sich an Hübners gottfelige Gedanken erinnert, überheben Rec. der Mühe von seinen Behauptungen für die Leser noch mehr Beweise mitzutheilen. Hr. P. selbst wird ihrer hoffentlich auch nicht weiter verlangen und seinen Produkten künftig mehr Reife (um uns eines seiner Lieblingsworte zu bedienen) geben, wozu es ihm selbst nach diesem verunglückten Versuche nicht an Talenten zu fehlen scheint.

PHILOSOPHIE.

HANNOVER, in d. Helwingischen Buchh.: *Versuch einer historisch-kritischen Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie auf alle Zweige der wissenschaftlichen und praktischen Theologie*. 1796. 347 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Hauptzweck der kritischen Philosophie in Rücksicht auf christliche Theologie geht dahin, das letztere allererst durch die Sittenlehre begründet und möglich gemacht, alles Positive und Geschichtliche derselben aber zum Behuf der moralischen Besserung benützt und angewandt werden soll. Ein Mehreres hat der vortreffliche Kant nicht beabsichtigt und konnte er auch nicht beabsichtigen. Das materiale unserer Symbole, es bestehe nun in Dogmen oder in Thatfachen, läßt er ganz in ihrer Werthe, ohne über die Wahrheit und Möglichkeit derselben zu entscheiden.

den. Er will nur, daß man sich dieselben moralisch zu Nutze machen soll. Dieses scheint uns der einzige richtige Gesichtspunkt zu seyn, aus welchem sich der Einfluß der Kantischen Philosophie auf die Theologie und ihre verschiedenen Zweige beurtheilen, und darlegen läßt. Die Frage ist also: ob, wo und wie nicht allein in Schriften, sondern auch und hauptsächlich in Kirchen, auf theologischen Lehrstühlen und in Schulen die Kantische Philosophie für Theologie und Religion in diesem Geiste und nach dieser Absicht ihres Urhebers bearbeitet und angewandt worden ist. Zu einer historischen Darstellung dieses Einflusses derselben dürften aber bis jetzt schwerlich hinlängliche Data vorhanden seyn; ja, man kann behaupten, daß von dieser Anwendung der Kantischen Philosophie auf Theologie in kirchlichen und akademischen Vorträgen, so wie beym öffentlichen Unterricht in Schulen, deren Gegenstand dasjenige gerade zu seyn scheint, was der Vf. unter *praktischer Theologie* versteht, bis jetzt wohl wenig bekannt, ja vielleicht kaum irgendwo wirklich etwas in Erfüllung gebracht worden sey. Von dieser Seite darf man daher auch nichts von dieser Schrift erwarten; sie enthält vielmehr eine geschichtliche hier und da mit den eigenen Urtheilen des Vfs. versehene Darstellung dessen, was eines Theils von Kant selbst in seiner Kritik der praktischen Vernunft und in der Religion innerhalb d. Gr. d. v. Vernunft für die Theologie und die einzelnen Zweige derselben geleistet, andern Theils aber von andern darüber commentirt und controvertirt worden ist, wobey sich der Vf. der eigenen Worte der von ihm zu diesem Behufe gebrauchten Schriftsteller, zu welchen er auch am Ende eines jeden Fachs die Titel der zu denselben gehörigen übrigen Schriften gesellen, bedient hat. In literarischer Rücksicht ist also dieses Buch sehr nützlich und besonders für solche Theologen brauchbar, die sich von dem, was Kant für Religionswissenschaft gethan hat, wie er von seinen Anhängern, seinem Sinne gemaks oder zuwider, erklärt und modificirt, und von seinen und ihren Gegnern dawider eingewender worden, folglich die Geschichte der theologischen Wissenschaften in Beziehung auf Kantische Philosophie, kennen lernen wollen. An Vollständigkeit scheint auch, so viel dem Rec. die Sachen und Schriften, die zu diesem Theile der neuern Philosophie und Literatur gehören, selbst bekannt sind, dem Buche nichts Wesentliches abzugehen. Die ganze Abhandlung läßt sich in den *allgemeinen* und den *besondern* Theil abtheilen; einem jeden sind sechs §§. gewidmet: 1) Ueber den Geist des Zeitalters in religiöser Hinsicht; 2) über Anwendung der Philosophie auf Religion und Theologie überhaupt; 3) historische Darstellung der in verschiedenen Zeitaltern versuchten Anwendung philosophischer Systeme auf das Christenthum; 4) über den Zustand und die Lage des Christenthums, als man anfangs, Kantische Philosophie auf dasselbe anzuwenden; 5) von den aus der bisherigen Anwendung der kritischen Philosophie auf das Christenthum resultirenden entgegengesetzten Principien für die Anwendung selbst,

ihrer Tendenz und bezweckten Folgen; 6) über den bisherigen Einfluß der kritischen Philosophie auf die christliche Theologie überhaupt; 7) von dem Einfluß der Kantischen Philosophie auf Exegese und Interpretation der christlichen Urkunden; a) Darstellung der moralischen Exegese nach den Aeußerungen der Religion innerhalb d. Gr. d. bl. Vernunft; b) Darstellung der Einwürfe wider die moralische Exegese und der Beistellungen derselben; c) Darstellung der Entwicklung und Erörterung der moralischen Exegese von Freunden derselben; 8) auf Kirchengeschichte; a) auf Dogmatik; a) über die moralische Religion; b) über die Versuche, Religion und Dogmatik wissenschaftlich zu begründen; c) über den bisherigen Einfluß auf einzelne Dogmen; 10) auf Moral; a) über den richtigen Gesichtspunkt zur Würdigung der Sittenlehre Jesu; b) über die Aehnlichkeit der christlichen Sittenlehre mit der Kantischen; c) über den Einfluß der Kantischen Philosophie auf die wissenschaftliche Behandlung der christlichen Moral; 11) auf symbolische Theologie; 12) auf Homiletik, Catechetik, Ascetik und Pastoraltheologie. Zuletzt noch ein Zusatz zum §. 7. Der Inhalt des §. 1. hätte schicklicher mit dem öten verbunden werden können, da die Hauptsache, die ein Resultat des philosophischen Criticismus ist, anticipirt und durch Untersuchungen und Darstellungen anderer Art von der mit ihn verwandten Materie getrennt wird. Unter der Anwendung eines philosophischen Systems auf ein positives Religionsystem versteht der Vf. eine Prüfung, Erweiterung und Berichtigung des letztern durch das critere, welches doch nicht ganz auf das Verhältniß der Kantischen Philosophie zur biblischen Theologie, nach der Absicht und dem Sinne ihres Urhebers paßt. In dem §. 3. liefert der Vf. bloß allgemeine Resultate, und nimmt weder Rücksicht auf die Entstehung und Ausbildung der verschiedenen christlichen Lehrbegriffe und die oft veränderte Methode der Dogmatiken, noch auf den Einfluß, der jedesmaligen Zeitphilosophie auf die besondern theologischen Wissenschaften. Wir hätten diese Rubrik entweder ganz weggelassen, da sie zu dem Zwecke der Abhandlung theils nicht wesentlich nothwendig, theils für dieselbe von zu weitem Umfange ist, oder wenn sie ja mit ausgeführt werden sollte, solche der Abhandlung jeder besondern theologischen Wissenschaft so kurz als möglich vorausgeschickt. §. 4. scheint es der Vf. zu tadeln, daß sich die positive Theologie nach der jedesmaligen Zeitphilosophie habe bequemen müssen, und, halt es für nachtheilig, daß man der Religion durchaus ein philosophisches Gewand angezogen und die religiöse Denkart nach der philosophischen geformt habe. Aber wir begreifen nicht, auf welche andere Art sich theologische Lehrsätze vortragen und ordnen lassen; da die Theologie keine ihr eigenthümliche Methode hat, und die Gegenstände derselben alle von der Art sind, daß sie, wenn sie anders einen vernünftigen Sinn verkräften, und eine systematische Verbindung unter ihnen möglich ist, nur durch Hülfen der philosophirenden Vernunft verständlich gemacht,

entwickelt und geordnet werden können. Vor das Forum der Vernunft und der Philosophie gehören jene Gegenstände zu aller Zeit, und auch dann, wenn die Vernunft noch nicht völlig ausgebildet ist. Im ersten Abschnitt des 7ten stphen trägt der Vf. der sonst ganz richtigen Darstellung der Kantischen Methode, wie man sich der biblischen Schriften zum Behuf der Moral bedienen soll, ein Urtheil bey, das dem von Kant aufgestellter Princip der Abhängigkeit der Religion von der Moral, das der Vf. doch selbst anzunehmen scheint, geradezu widerspricht. Diese moralische Interpretation, sagt er S. 118 R., sey bloß für Philosophen oder philosophische Theologen, die sich positives Christenthum für die moralische Religion ausgetauscht hätten. (Dies ist ganz falsch; diese Klasse bedarf jener sogenannten Interpretation keineswegs, sie haben an ihrer Moral oder moralischen Religion genug.) Der christliche Theologe, wenn er consequenz seyn wolle, und von der Wahrheit seiner Religion überzeugt sey, dürfe von jener Interpretation, welche das Primat der Vernunft voraussetzt, keinen Gebrauch machen; dies sey seinem religiösen Interesse zuwider. (Ganz richtig; aber sie soll ihm auch nicht aufgedrungen werden; wenn er in dem bloßen Glauben mehr Beruhigung, als in dem Vernunftglauben, zu finden glaubt, so kann er ihn behalten.) Es ist nur die Frage: ist es nicht

Pflicht des Religionslehrers, die Menschen von dem Glauben zum Vernunftglauben allmählich zuzuführen, sie auf diesen vorzubereiten, und auf diese Art und zu diesem Behufe das bloß Positive und Geschichtliche mit den Grunddaten der Vernunftreligion in Uebereinkimmung zu bringen? Eine Frage, die die Vernunft in jedem Menschen, in dem sie noch nicht ganz unterdrückt ist, bejahet, so wie sie ihm, und besonders dem Religionslehrer, den Gegenstand derselben zu realisiren gebietet.) Aber ich zweifle selbst, schließt der Vf., ob der consequente Philosoph sich ihrer bedienen kann, und ob er überhaupt die positiven Religionen in sein Interesse wird ziehen dürfen; wenigstens würde er sich der moralischen Interpretation zu einem nicht ganz moralischen Zwecke bedienen. (Diesen Zweifel kann nur der erheben, der den Zweck jener von Kant vorgeschlagenen Methode, und jene Pflicht, die Menschen allmählich zum Vernunftglauben vorzubereiten und zu erheben, ganz verkennt. Aus diesen Urtheilen des Vfs. läßt sich schon zum voraus abnehmen, was man sich von der kritischen Revision der Versuche der Kantischen Philosophie, die Theologie zu reformiren, die der Vf. in einer kritischen Revision der gesammten wissenschaftlichen Theologie noch nachzuweisen willens ist, zu versprechen habe.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Augsburg, b. Späth: *Entwurf der Aesthetik*, als Leitfaden bey akademischen Vorlesungen über Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, von Christian Friedrich Michaelis, Lehrer der Philosophie in Leipzig. 1796. 88 S. 2. — Ein recht guter, gedrängter und wohlgeordneter Auszug aus Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, an welchem weiter nichts auszusetzen ist, als daß er auch weiter nichts, denn ein Auszug ist, und daß ein solcher Auszug wider sehr mühsam und vergeblich, noch zu akademischen Vorlesungen über die Aesthetik hinreichend seyn kann. In diesen muß durchaus nicht bloß das Princip der ästhetischen Beurtheilung aufgestellt und deducirt und der Plan zu einer angewandten Kritik des Geschmacks richtig vorgezeichnet, sondern die Anwendung dieses Princips selbst auf die einzelnen schönen Künste und auf den ästhetische Beurtheilung ihrer Produkte gemacht werden, um den Geschmack zu lautern, zu üben und zu berichtigen.

TECHNOLOGIE. Tours, b. Vauquer u. l'Horiot: *Instruction sur la combustion des Vegetaux, la fabrication du Salin, de la poudre gravellee, et sur la maniere de saturer les eaux Jesueires.* Par l'Academie et Truffon etc. An. 3 de l. rep. (1794.) 319. 3 Kopper. 4to. — Um das zur Bereitung des Salpeters nöthige vegetabilische Laugenfals in gehöriger Menge zu erhalten, und die Verfertigung desselben auch in denjenigen Departementen, wo selbige bis dahin nicht bekannt war, einzuführen,

wurden von dem Comité de saint Public verschiedene Commissions ernannt, deren Aufträge die Beschreibung dieser Geschäfte zum Gegenstand hatte. Hr. Vauquelin, der als Scheidekünstler sich schon längst vortheilhaft angekündigt hat, entwarf gegenwärtige kurze Anweisung für das Departement Indre et Loire, wohin er die Comission für das Departement bestimmt ist, in welchem man von Verfertigung der Pottasche bis dahin keinen Begriff hatte, so konnte selbige fürs erste wohl nichts anders als ganz allgemein bekannte Dinge enthalten, wohn z. B. die Verbrennung der Vegetabilien und die Auslaugung der Asche zu rechnen sind. Der Vf. entschuldigt sich daher in dem Vorbericht, sowohl über die Kürze als die Unvollständigkeit dieser Abhandlung, deren Gegenstand er aber künftig einmal bey mehrerer Mulse ausführlich abzuhandeln denke. Bey alles Kurze vermisst man jedoch in dieser kleinen Schrift nichts wesentliches, und überall erblickt man den geübten Scheidekünstler, der das, was er lehrt, der eignen Erfahrung verdankt. Da verschiedene französische Departementen keinen Ueberfluß an Holz haben, um selbiges zu Pottasche wildwachsender Kräuter und Gewächse zu der nützlichen Asche angewandt, die wenigstens unter den damaligen Umständen nicht unbedeutenden Ertrag liefern. Auf den drey Kupfersteinen sind die zu einer Pottaschederz nöthigen Gebäude und Geräthschaften abgebildet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. März 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Himburg: *Neue medicinisch-chirurgische Beobachtungen von Chr. Ludw. Murfinna*, dritten Generalchirurgus, u. f. w. 1796. 546 S. u. XVI. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wenn auch nur alle Jahrzehnte ein Buch von solcher Güte erschiene, so hätte sich die Wundarznei schon höchlich Glück zu wünschen. Nur ein Mann, der sich seiner Gründe, selbst bey den kleinsten Verrichtungen, auf das deutlichste bewußt ist, kann sein detaillirtes Verfahren so deutlich vorlegen; nur ein Mann, der in der kleinsten Handanlegung consequent zu handeln sich zum Gesetz gemacht hat, kann so simpel verfahren, und es ist billig, ihn als Meister der Kunst, und als Muster vorzustellen. Nimmt man nun noch die bey einem gesuchten und viel beschäftigten Wundarzte so seltne Tugend, das zarte Mitgefühl für die Leiden seiner Mitbrüder, welches von alle Blättern des Buchs dem Leser das Herz erwärmt, so kann man nicht umhin, den Vf. zu verehren, und den Zöglingen Glück zu wünschen, die einen solchen Vater zum Lehrer haben.

Die Schrift enthält zwar größtentheils schwierige Fälle aus der Chirurgie, aber die Hauptabsicht scheint die eingewebte Mittheilung seiner Verfahrensart in den Hauptoperationen, und der größten so wie der kleinsten Haudgriffe dabey zu seyn, zur Belehrung der Anfänger, so wie der Veteranen, auf die simpelste und ansehnlichste Art vorzutragen.

Der Vorrede zufolge beschreibt er hauptsächlich seine bey dem letzten Feldzuge in Polen gemachten Bemerkungen mit Beyfügung einiger noch in Berlin (und Westphalen) angestellten. S. 1. *Ein Eindruck am Stirnbein*, ein Fall der zwar nichts besonderes hat, wobey aber der Vf. Gelegenheit nimmt, seine (sehr zweckmäßige) Kurmethode solcher Verletzungen umständlich vorzulegen. — S. 13. *Ein allmählich entstandener Beinfract*. Ein Fall vor 15 Jahren auf diese Stelle war die einzige (hier wahrscheinlich gemachte) Ursache dieser Verderbnis. Die Trepanation deuchtete dem Vf. an drey Stellen nöthig. Sollte nicht ein zeitigerer Gebrauch der Rinde die Menge und Wasserigkeit (und Verbreitung) des Eiters früher gehemmt haben? Er nahm hier wahr, daß das Pericranium sehr weiten nicht in jedem Falle vom Knochen getrennt sey, wo innerlich die harte Hirnhaut abgelöst ist. Die Narben vereinigten sich, ohne angebrachten Druck, eben, wurden wieder mit Haaren besetzt und der Kranke zugleich von seinem vieljährigen Kopfschmerz.

A. L. Z. 1797. Erster Band.

ze befreyt. — S. 27. *Beinfract am Seiten- und Hinterhauptbeine*. Der Ursprung war vieljährig und der Kranke durch vieljährige Schmerzen und mehrere Quecksilberkuren abgezehrt, schwach und äußerst empfindlich. Dieser Disposition gieng er mit Rinde, Wolfertley und Wein entgegen und wendete, da er das Uebel (sehr richtig) für bloß örtlich hielt, die Trepanation an. Das verdorbene Knochenstück am Hinterhaupte war beträchtlich; es war aber nur die äußere Tafel. Die innere lies er unberührt, und hob nur die erstere stückweise aus, mit dem besten Erfolge. — S. 35. *Ein großer Knochenfract am Stirn- und Seitenbein*, wo das Anbohren (dem er überhaupt nicht hold ist) nichts half, wohl aber die völlige allmähliche Ausbohrung. Auch hier war nur die äußere Wand verdorben (und feinhart), die innere unverletzt. — S. 41. *Etwas über die Trepanation überhaupt*. Oesterer glückt sie, wenn ein Schädelknochen wegen Absatz einer Schärfe von innen verdorben ist. Viel zweckmäßiges, durchdachtes, erfahrungsmäßiges über diese Operation, was aber keinen Auszug leidet. Vor sich nicht gefährlich, ist sie am heilsamsten fröhlich genug angewandt. Ihre Anzeigen. — S. 56. Seltenheit der Gegenpalten. — S. 61. *Eine Linkt ins Stirnbein* gegangen und rechts über der Stirnhöhle bey nahe wieder heraus gedrungene Kugel. Er hob sie aus. (Der Erfolg war natürlich) tödlich. Die Kugel bedürfen wenig Werkzeuge zum Ausziehen; die Kornzange, die Finger, und die vorgängige Erweiterung der Wunde. In die Knochen gedrunge ist der Gang immer zer splittert; nach Entfernung der Splitter wird die Oeffnung räumlich genug zum Herausbringen der Kugel. — Fast immer sollte, wo die äußern Bedeckungen am Kopfe abgerissen sind, der auch unverletzt scheinende Knochen trepanirt werden, wenn Zufälle des Drucks und innern Reizes erscheinen und steigen. — S. 68. *Hiebwunden am Kopfe*. — S. 71. Ein Fall von elf Hiebwunden, zweyen am Kopfe. — S. 73. *Ein Sabelhieb* (unter mehreren Verwundungen) am Kopfe, welcher ein Knochenstück in das Hirnmark gedrückt hatte. Die Zeichen von Hirnerkütterung veranlaßten den Vf. auf der Mitte des Hiebes zu trepaniren; er entdeckte mit dem eingebrauchten Finger den eingedrückten Splitter, zog ihn aus und heilte den Mann so fort. Ein lehrreicher Fall. — S. 78. *Mehrere Kopfwunden*, auf welche der Tod in der dritten Woche erfolgte. — S. 85. Ein Officier mit 13 schweren Verwundungen, glücklich geheilt unter sehr einfacher Behandlung. Dieser und ähnliche Verwundete bekamen keine innere Arzneyen, außer bey Fiebern und Diarrhöen. — S. 90. Wichtigkeit einer dürrigen, leicht-

Hhh h

leich-

Zeichen Nahrung bey Verwundungen, vorzüglich komplizirten Kopfwunden. — S. 95. *Schusswunde durch die Brust und Lunge*, ohne Schnitt geheilt; ein selten glücklicher Fall. — S. 103. *Behandlung der Schusswunden überhaupt*. (Statt Spiriti S. 105., muß Spiritus oder Spiritus gelefen werden). Hier sehr viel durchdachtes; aus wahrhafter Erfahrung entlehntes. — S. 116. *Ein Schenkelknochen durch eine Kanonenkugel zertrümmert*. Der Mann ward, des Transports ungeachtet, ziemlich gut geheilt. Unrichtigkeit des festen Verbandes bey tiefen Verblutungen. Rührender Wink, wie man durch Herzlichkeit und Leutseligkeit seine Kranken leicht zu den schwersten Operationen bringt. Der Vf. nimmt hier sehr für sich ein, und zeigt sich in dieser Episode als Mensch auf einer erhabnen Stufe. S. 115. Ueber Beinbrüche im Allgemeinen. Ausdehnung, Aneinanderfügung der Bruchenden, der beste Verband, die beste Lage; da kommen eine Menge Kleinigkeiten von der größten Wichtigkeit vor, nichts überflüssiges. Gute Einrichtung und nur mäßig fester, gleichförmiger Verbaud, sichern, da sie den Schmerz unter allem am besten mindern, die Unverrücktheit der Lage an gewissen. Vorzug der Pappschienen. — S. Ribbenbrüche. — S. 138. *Zerschmetterung des Oberschenkelknochen*; glücklich geheilt. Das untere des Knochens war zugleich in drey Stücke zerspalten. S. 144. Ueber Zerschmetterung der Glieder überhaupt, und des Oberschenkelknochens insbesondere. Gewöhnlich lassen sie sich entweder durch gute Behandlung ohne Amputation heilen, oder auch die Amputation ist vergeblich. Einen über der Mitte abgetheilten, Oberchenkel setzte er nie ab. Die Verletzten starben nicht am Brande, sondern an Nervenzusammen, am öftersten mit einem kleinen zitternden Pulse, Brustbeklemmung und Unvermögenheit zu schlucken. — S. 147. Bedingungen der Amputation der vorderen Ober- und Untergliedmaßen; vortreflich! — S. 157. *Absetzung eines Unterschenkels*. Beschreibung seiner Amputationsmethode. Er zieht das Knebelturnier mit seinem Bande vor, den Knebel über einem Stücke Horn zugekehrt. Er laßt die Haut gute Dreyfinger vorstehen, und schneidet die Muskeln in einem Schuitte senkrecht durch (oder nach einer Anmerk. S. 515, bey der Absetzung des Oberschenkels so, daß die vorderen Muskeln während einer mässigen Beugung des Knies, die hintern aber während der geraden Ausstreckung desselben durchschnitten werden; die Unformlichkeit des Stumpfes zu verhüten). Bey der Amputation über dem Mittelgelenke hat er außer dem Hauptstamm gewöhnlich nur drey Seitenäste, selten vier, und nur einmal fünf zu unterbinden gehabt; sie genau wahrzunehmen, muß der Knebel jedesmal gelöst werden. Die zirkelförmig durchschnitene Haut vereinigt er auf dem Stumpfe horizontal, mit den Rändern dicht aufeinander; auf den Seitenhälften auf beiden Seiten rasen die Fäden der Unterbindung hervor. Gewöhnlich den vierten Tag zum ersten Male und dann aller drey Tage verbindet er werden. — S. 271. *Absetzung eines Oberschenkels*, Nachtheil der

zu kurz gelassenen, den Stumpf nicht gehörig bedeckenden Haut. (Rec. wird an einem andern Orte auf eine allgemeine Formel deshalb aufmerksam machen). — S. 171. *Eine Schenkelabsetzung*. Widrige Folgen der zügellosen Diät nach schweren Verwundungen. — S. 193. *Eine zerrissene Achillessehne*, durch die Vereinigung geheilt (in zwey Monaten). Der Verband sehr unsterkhaft, nur aller 6 oder 8 Tage erneuert. — S. 196. Wunden im Gesichte. — S. 197. *Pikenstiche*. — S. 199. *Ein zertrümmert Unterkiefer*. Nachtheil des Sprechens bey Wunden der Lippen und des Unterkinnbackens. Nothwendigkeit der vorstehenden Bewegung des Geleues während der Kur, Steifigkeit zu verhüten. — S. 207. *Eine (geheilte) Halschusswunde*. — S. 213. *Eine Kanonenkugel hatte den Kehlkopf abgerissen*; die große Wunde ward in der fünften Woche tödlich, bloß durch hinzugekommene Ruhr. Er leugnet die Luftstreichschüsse mit sehr einleuchtenden Erläuterungsgründen. — S. 214. *Die rechte Seite über den Nieren von einer Kanonenkugel stark getroffen* (und geheilt). Der Kock war in der Gegend etwas abgehauert, zum Zeichen der wahren Berührung. Noch einige einleuchtende Fälle von der Nichtigkeit der Luftstreichschüsse. — Schöne Kur des Vf. an einem einen Luftstreichschuß vorgehenden, vertheilten Kranken, durch Hunger. — S. 225. *Ein Schnitt durch die Luftröhre und die Speiseröhre*, glücklich (in zwey Monaten) an einem neunjährigen, ungeduldeten Knaben geheilt. — S. 233. *Auscheidung einer Hirnhirnen Geschwulst am Halse*, und Heilung. — S. 246. *Schusswunden durch die Brust*. Nur drey hat der Vf. geheilt, woher die Kugel nur durch den obern Theil der Lungenflügel gegangen war. — S. 253. *Eine (sehr große), Hirnhirne, eulzerirte Geschwulst auf dem Rücken*, glücklich ausgehakt und geheilt, an einem ausgegertelten Körper. Sie wog 7 Pfund 13 Loth. — S. 267. *Schusswunden durch den Bauch* fielen immer tödlich aus, wenn ein Eingeweide verletzt war. — S. 268. *Eine Schusswunde in den Bauch*, wo die Kugel nach 5 Wochen durch den Mastdarm abging. — S. 271. *Eine Harnverhaltung*, wo die Blase viermal mit dem Troikar durchbohrt ward; dreymal durch den Mastdarm (der kranke Blase Stuhlgang preste immer die Köhre aus) und zuletzt (glücklicher) über den Schambeinen. Es war eine Nierenentzündung, wo das in der Blase angelammelte, geronnene Blut vermuthlich Ursache war, daß nichts durch den Katheter ausfließen, nichts durch die Spritze sich ausziehen lassen wollte. Täglich ein Loth Alaun in Molken hob die Absonderung des Blutes in den Nieren. — S. 283. *Eine bey einer Harnverhaltung zweymal durchbohrte Blase*. Jene entlaß von einer Striktur in der Harnröhre. Die Troikarrohre blieb ohne Schaden fünf Wochen in der Blasenöffnung durch den Mastdarm, und die Oeffnung heilte gleich, als man erstere auszog. (Hier fragt sich, ob die, wenn gleich bald geheilte Harnflüß nicht durch zeitigere Überwindung der Striktur und zeitigere Ausbohrung der Harnblase hätte verhütet werden können?). — S. 302. *Wasserbrüche*. Von fünf und neunzig ist dem Vf. keiner

gestorben, auch sonst kein Nachtheil erfolgt. Er heilt sie durch die simple Eröffnung und lockere Ausfüllung der Scheide mit Scharpie. Er beschreibe seine empfehlenswerthe Methode anschaulich. Die Heilung in der sechsten und siebenten Woche. Gleiche und gleich sichere Behandlung, wenn statt des Wassers Blut in der Scheidenhaut angehäuft ist, welches man vor der Operation nicht unterscheiden kann. Die erweiterten, zerschnittenen Schlagadern (es finden sich ihrer zuweilen) müssen unterbunden, nicht tamponirt werden. Dies zeigt er (S. 310.) an der *Geschichte eines grossen alten Wasserbruchs*, wo ein solches aneurysmisches Gefäß in der Zellhaut des Hoden unvermeidlich zerschnitten worden war. *Doppelte Wasserbrüche* operirt er zu gleicher Zeit. — S. 313. *Ein doppelter Wasserbruch, mit Darmausretung in der linken Scheidenhaut.* — S. 315. Noch ein *doppelter, sehr grosser Wasserbruch*, beseitigt von einer Elle in Durchschnitte. Die Hoden waren nicht zu fassen. Hier liess der Vf. nach dem Rathe einiger Schriftsteller ein Stück von der rechten Scheidenhaut an beiden Seiten der Oeffnung mit der Schere (wider seine Methode, und nur des Versuchs halber) wegschneiden, an der linken aber nicht. Der Erfolg zeigte viel bedenkliche Symptome an der rechten Seite, welche auch erst in der zehnten Woche heilte. Die linke aber in der siebenten Woche ohne Beschwerde. — Die *Kastration*, S. 325, hat er bloß in Berlin 34 mal verrichtet und nur ein einziger ist ihm gestorben. Diesen Fall erzählt er S. 326. Der Kranke starb ohne bemerkbare Ursache an der Mundperre. Beyläufig von der *Mundperre* bey andern Verwundungen. Sie findet sich oft bey den bedenklichsten Verletzungen nicht ein, dagegen aber wieder bey kleinen, oft einfachen Wunden. Neunmal hat er sie im Felde beobachtet, und nur Einen davon retten können, dessen *Geschichte* er S. 332. erzählt. Der Höcker des Ellbogens war dem Kranken abgeschossen. Die Entfernung der Splitter und Mohlsalt entfernten die Mundperre. Die Amputation habe er (S. 334.) nicht darsühren. — S. 336. Die *Operationsart des verstorbenen Hoden*. Außerst selten ist ein Wasserbruch die Ursache eines Skirrubs Hoden, wohl aber letzterer die eines Wasserbruchs; in letztem Falle geht die Verhärtung des Hoden voraus, und die Wasseraufsammlung folgt hinterdrein. Er unterbindet sehr fest mit dreyfachen, bandförmig neben einander gelegten, gewichnen, starken Zwirnfäden. Nach ein Reserveband oben darüber. Der Samenstrang muß bey höherer Verdrehung selbst über dem Bauchringe verfolgt werden. Gebogene Rückenlage mit mäßig gekrümmten Schenkeln nach der Operation; keine horizontal ausgetreckte. Die Heilung in drey, bis vier Wochen. S. 340. *Ein grosser, Skirrhus Hoden* (der bis zur äussern Haut verwachsen war) glücklich ausgerottet. — S. 351. Ein *anderer*, dessen Samenstrang bis zum Bauchringe verdorben war. S. 357. Verschiedne Methoden, den Samenstrang zur Unterbindung vorzubereiten. Der Vf. wandert den Nerven nicht ab. Er schnürt ihn nach sorgfältiger Abtödtung des Zellgewebes zugleich mit dem Samenstrange

durch das sehr fest angelegte Band ein, und tödtet ihn so. Der Schmerz ist dann fast augenblicklich vorüber, und die Folgen sind gewöhnlich erwünscht. — S. 365. *Aufschaltung eines grossen, Skirrhus Hoden*. Der Samenstrang konnte, weil das Zellgewebe nicht gehörig abgelöst war, nicht fest genug unterbunden werden; daher die schlimmen Zufälle. — S. 371. *Ein Skirrhus Hoden* ward glücklich ausgerottet. Der unterbundene Samenstrang war unverdorben. Alles beilete nach Wunsch in der sechsten Woche. Nach siebenmonatlichem Wohlfeyn erhitze sich der Genesene stark, und schweifte im Beyschlaf aus. Die Folgen: erst eine kleine, dann größere schmerzhaftes Geschwulst in den operirten Theilen des Hodensacks, endlich der offene Krebs, und nach einem halben Jahre der Tod. Das Ende des Samenstrangs fand sich in eine große schwammige Masse angewachsen. Der Vf. hat in einen Skirrhus durch Arzneyen heilen sehen. — S. 377. *Eingeklemmte Brüche*; eine lehrreiche Abhandlung. Der Vf. hat dergleichen 26 operirt; fünf starben, bey denen der Darm schon brandig, zum Theil zertrüßet war. Immer war die Zurückbringung ohne Erweiterung des Bauchrings durchs Messer unmöglich. Diese ist weder schwerer, noch gefährlicher. Man braucht, die Operation zu beschließen, bloß hohe Wahrscheinlichkeit, die vorgefallenen, eingeklemmten Theile nicht wieder reponiren zu können; gewisse Zeichen der Unmöglichkeit abzuwarten, heisst den gewissen Tod veranlassen. Diese hohe Wahrscheinlichkeit ist da, wenn nach einem großen Adreasse, kalten Umschlägen u. s. w. und der vorsichtigen Handhabung der Bruch nicht zurückgebracht wird. Alles hierüber vom Vf. Gefagte ist aus Natur und Erfahrung trefflich kopirt. Die kleinsten Brüche sind die gefährlichsten. In den meisten Fällen läßt sich nur vor dem vierten Tage etwas von der Reposition erwarten; nur bey alten großen Brüchen zuweilen später. — S. 377. *Beschreibung seiner (musterhaften) Operationsart.* — S. 398. *Ein eingeklemmter Darm- und Netzbruch*. Das grobe verdorbne Stück Netz ward weggeschneitten, und die Operation ohne widrige Erfolge vollführt. — S. 405. *Ein eingeklemmter Leistenarmbruch*, am vierzehnten Tage operirt und glücklich geheilt. Ein sehr lehrreicher Fall, wo der Vf. die Gränzklinie zwischen (innerer) höchster Lokalentzündung und Brand so meisterhaft unterschied und eben so meisterhaft behandelte. — S. 412. *Ein Darmbruch*, wo die Operation sechs Stunden nach der Einklemmung nothwendig ward. Nach Erweiterung des Bauchrings schloß die ganze Masse der Gedärme hernus. — S. 415. *Ein angepöhrter, nachher eingeklemmter Bruch*, den neunten Tag mit Erfolg operirt. — S. 422. *Noch ein Fall dieser Art*, vor der Operation unerkannt. — S. 423. *Ein Schenkelbruch* den fünften Tag nach der Einklemmung operirt. Bey allen Schenkelbrüchen hat der Vf. den Darm mit der untern Wand des Bruchfaks so fest verbunden angetrossen, daß die Trennung nie mittelst der Finger bewirkt werden konnte. Die Anhängung des Darms im Bauchringe oder von Poupartischen Bande läßt sich gewöhnlich

mit den Fingern trennen. Nur in zwey Fällen mußte er sich des Messers bedienen. S. 429, 430. erzählt er sie. (Der Gebrauch eines Bruchbandes bey diesen zweyen nicht zurückgehenden Brüchen, mochte diese Anwachung bewirkt haben.) — S. 432. *Eingeklemmte Nabelbrüche* hat er immer ohne Operation heben können. Zweymal hat er den Blasen-Darmbruch in den Leisten bey fetten Männern gesehen. — S. 433. *Ein Mutterseidenbruch.* — Nie hat der Vf. einen Kranken an eingeklemmten Brüchen erhalten können, wenn er bey der Operation die Därme brandig und zerstört fand, wohl aber, wenn überdies die Natur eine Oeffnung in der äußern Haut, und dadurch den Abfluß der Unreinigkeiten schon selbst bewirkt hatte. S. 435. *Ein unglücklicher Fall* ersterer Art. — S. 439. *Ein andrer, höchst bedenklicher Fall* mit glücklichem Erfolge. Sehr reich. Eine wahre Vereinigung zweyer brandigen und abgeschnittenen Darmenden durch die Natur allein. — S. 453. Noch zwey ähnliche (glückliche) Fälle. — S. 457. *Ein eingeklemmter, angehörner Darmbruch.* Den Bruchsack fand der Vf. oberhalb des Bauchrings wie durch ein fennichtes Band zusammengeknüpft, welches mit Mühe durchschnitten ward. — S. 462. *Die vorzüglichsten innern Krankheiten bey der Armee in Südpreußen.* Gallische Durchfälle und Durchläufe ähnlicher Art, mit äußerst gestörter Verdauungskraft. Ausleerungen von oben und gelinde von unten, dann Salmiakauflösung in Wasser und bittre Extrakte hinderein, hoben die meisten Beschwerden, nur nicht den häufigen Stuhlzwang mit Blut und Schleim. Hier thaten die Wolfereyblumen (wie man erwarten konnte) erwünschte Dienste, denn dem Salmiak und der Ipekakuanhe in der Zusammenfassung kann man diese Wirkung nicht beymessen. Auch kleine Klystire von kaltem Wasser zu denselben Behufe. — S. 473. *Faulstiche Ruhren.* Auch hier bemerkte Rec. mit Vergnügen die Wolfereyblumen —

nur Schadel unter vielen andern Mitteln. — Offenbarer Nachtheil des Mohnsafes in faulichen Ruhren. Schön und der Erfahrung völlig gewis gelagt, und nicht genug zu wiederholen. — Durch den Gebrauch dieses hier schädlichen Mittels: schmerzhafteste Absetzung der Kraukheitsmaterie auf die Gliedmaßen, besonders auf das Schulter- und Kniegelenk. — Die Digression (S. 432) des Vf. die Ansteckbarkeit der gedachten faulichen Ruhr zu widerlegen, hat Rec. ungern gelesen. Die angebliche Nothwendigkeit einer Disposition dazu widerlegt sie nicht. Soust müßte auch die levantische Peit unansteckend seyn; auch sie steckt bey ganzlichem Mangel an Disposition gewisse Personen nicht an. Doch wich schwankend, wie unbestimmbar in jedem besondern Falle ist die Ausfindung einer Disposition in dieser und jener Person zu dieser oder jener epidemischen Krankheit? Wird der Verwüstung epidemischer Krankheiten durch die Hypothese Einhalt gethan, daß die Schlachtopfer vermuthlich Disposition zu derselben gehabt hatten, die Krankheit aber unschuldig sey? Vae redde legiones! Und gesetzt der Vf. hatte hier Unrecht (wie leicht möglich, ja höchst wahrscheinlich ist), wie viel Schaden erregt nicht eine solche eingedrehte Sicherheit bey seinen Lesern, einem großen Publikum voll unerfahrener, sorgloser junger Aerzte und Wundärzte! In morbis malignis nunquam satis cavemus, dum maxime cavemus! — S. 488. *Faulstiche Gallenstiche* mehr im Herbst und faulstiche Schleimstiche mehr im Winter. — Ihre Behandlung. — S. 529. *Sitten, Lebensart und Krankheiten der Polen.* Eine sehr lebhaft dargestellte dieses eben dem jämmerlich vernachlässigten Volkes, nicht ohne gute Naturanlagen. — Den Weichselzopf hält der Vf. mehr für ein Product der Unreinlichkeit; aber la Fontaine scheint hiemit noch nicht widerlegt.

Das Außere dieser klassischen Schrift ist sehr gefällig.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMICHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt a. Mayn.* b. Andreä: *Selbstmord* (der Selbstmord) nach seinen medicinischen und moralischen Ursachen betrachtet mit beygefügten Lebensregeln und Recepten zum Besten hypochondrischer und melancholischer Personen für Aerzte und denkende Leser aus allen Ständen von D. Johann Valentin Müller. 1796. 78 S. 8. (6 gr.) Hr. M ist ein so außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man den Producten seiner Feder den Mangel an Warnung und Reue nur zu deutlich anmerkt. Den Inhalt dieser kleinen Schrift über den Selbstmord giebt der Titel zukünftig genug an. Von der Art der Bearbeitung des Gegenstandes mag folgende Vorrede zur Heilung der Onanie dienen, die in den allermeisten Fällen nicht unwendbar und in manchen Fällen nicht zweckwidrig erdscht werden kann: „Man lasse (sagt der Vf., nachdem er gerathen hat, die Kranken von den übeln Folgen des Lasters zu überzeugen und ihren Geist zu beschwigen) solchen Kranken Beinkleider ma-

chen, die vorn gar nicht geöffnet werden können, sondern hinten mit einem kleinen Schloß versehen sind, das sich ohne Schlüssel nicht öffnen laßt. Die Beinkleider müssen zugleich so weit heraufgehen, daß der Patient auf keine Weise mit den Händen an die Geburtsstelle kommen kann. Nöthigen Naturbedürfnisse, die Hosen zu öffnen, so geschehe dies immer nur unter gehöriger Aufsicht eines dazu bestellten brauchbaren Menschen, der nachher das Schloß wieder abschließt, und den Schlüssel zu sich nimmt. Innerlich dienen stärkende Arzneyen, als bittre Mittel, die Fiebrerinde und das Eisen. R. 7 mens. f. v. Unc. ij. cinnam. Unc. ij. Exir. gent. rubr., cort. aurant., trifol. libr. 2j. Drachm. ij. Tinct. mart. induv. Unc. a. MS. des Tages 3mal 21. ößel voll zu nehmen. R. Pulv. C. P. Unc. 18. Coq. in aqu. font. libr. j. ad roman. unc. x. Colat. add. Exir. C. P. opt. Unc. a. Syr. cort. aurant. Unc. j. MS. Alle 3 — 4 Stunden 1 Eßl. voll.“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. März 1797.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Kummer: *System der Landwirthschaft nach physikalischen und chemischen Grundsätzen behandelt, und durch vieljährige Versuche geprüft*, von Christoph Heinrich Adolph von Zehmen, Herzogl. Meckl. Strel. Schlosshauptmann. 1796. 340 S. 8. (18 gr.)

Wenn der Vf., wie er an vielen Stellen seines Buches versichert, aus vieljähriger Erfahrung schreibt, so hätte sich allenfalls wohl etwas Vollständigeres erwarten lassen. Dafs die vorliegende Abhandlung bekannte und längst gesagte Wahrheiten enthält, würde ihr nicht schaden; nur wäre es wohl zu erwarten gewesen, dafs manche interessante Materialien, von einem praktischen und der Sache kundig seyn wollenden Wirth, nicht so kurz und oberflächlich behandelt wären. Das, was in der Einleitung zum Lobe der Landwirthschaft gesagt, und zur Aufnahme derselben vorgeschlagen wird, enthält wahre und lehrreiche Bemerkungen. Der Gebrauch der Felder in drei und vier Arten wird umständlich erzählt, desto kürzer hingegen die ganze Theorie der Koppelwirthschaft abgefertigt. Der Vorschlag, den Acker sechs Jahre ohne Brache, mit Abwechselung einjähriger Klee zu nutzen, ist nicht neu und sehr vortheilhaft, nur auf den großen mecklenburgischen Landgütern nicht auswendlich. Bey der Beschreibung der Kornrolle ist die Hauptsache vergessen, wodurch dies Werkzeug einen ungleich höhern Grad der Bequemlichkeit erhält; die Hauptwelle mufs nämlich mit eignen Getriebe versehen seyn, in welchem ein mit der Kurbel vereinigtet Sternrad fafst. Ohne diese Vorrichtung wird der Arbeiter, selbst bey der äussersten Anstrengung, den Windflügel nicht die gehörige Geschwindigkeit geben, oder wenigstens die Arbeit nicht lange aushalten können, da sie, mit diesem Zusatz, verbessert, von einem Knaben verrichtet werden kann. Zu den hier angeführten Ursachen des Brandes im Weizen gehört auch die übermäßige Festigkeit des Bodens, besonders wenn kein vollkommen reifes Saatkorn gesät worden. Dieser letzte Umstand trägt vielleicht mehr als alles übrige zum Verderben der Saat bey. Ein Mittel gegen den Schneckenfrafs, das versucht zu werden verdient. Auf fallend war es Rec., dafs der Vf. auch den Rocken einkalkt, um ihn gegen das Mutterkorn zu sichern. Der Vf. rechnet auch mineralische Körper zu den Düngungsmitteln, da sie doch eigentlich nichts als Verbesserungsmittel des Erdrreichs sind. Von der Kalk-

düngung ist der Vf. ein großer Freund; an den Orten, wo der Kalk theuer gekauft werden mufs, — und dies ist in ganz Mecklenburg der Fall, — möchte doch dem Landwirth diese Operation zu kostbar werden. Das Eggen, von andern sogenannte *Pfropfen* des grünen Hafers, billigt der Vf. nicht, und er hält wohl Recht. Vergleichung zwischen Mäher und Scheiter. Kurz gewachsenes Getreide soll mit der Sichel geschnitten werden. Das ist wohl wahr, aber in Mecklenburg unmöglich, weil es an Menschen fehlt. Die Düngung natürlicher Wiesen wird nachdrücklich empfohlen, so wie auch das Einsäzen des Heuck. * Sehr richtig eifert der Vf. gegen die Wirths, die Heu und Stroh verkaufen. Beschreibung und Zeichnung der so nützlichen Wieseufchleppe, zur Vertilgung der Maulwurfshäufen. Beyn Pflanzen der Kartoffeln im Großen ist des, nun auch in Mecklenburg schon bekannten Kartoffelpfluges mit keinem Worte gedacht, wodurch doch diese zögernde Arbeit so sehr erleichtert wird. — Die Bemerkungen über verschiedene Gebrechen und Vorurtheile, wodurch bisher ökonomische Verbesserungen gehindert worden, findet man schon ausführlicher in Schönfelds Landwirthschaft, die aber freylich nicht oft genug gesagt und beherzigt werden können. Den Beschlufs dieses ersten Theils machen Witterungsbeobachtungen, die aus einer französischen, vom Vf. schon vor einigen Jahren ins Deutsche überetzten Abhandlung, entlehnt sind.

Der zweyte Theil enthält die Viehzucht, bey welcher Gelegenheit der Vf. sehr wahr und richtig die Thierarzney Schulen empfiehlt, auch die vortreflichen Anstalten, die dieserwegen in Sachsen getroffen worden, mit gerechtem Lobe erzählt, aber, — sonderbar! — mit keiner Sylbe der vortreflichen Anstalt erwähnt, die schon seit verschiedenen Jahren in Mecklenburg selbst, nämlich zu Ludwigslust, errichtet ist. Unverzeihlich ist es doch wirklich, dafs der Vf. dem Lande, in welchem er lebt, so wenig Aufmerksamkeitschenkt. So wird zwar zweymal ein gewisser Pachter, Irrgang, namhaft gemacht, der mit glücklichem Erfolge die Viehseuche eingeknüpft haben soll, aber die wirklich ins Große getriebenen Operationen dieser Art, die im Mecklenburg-Schwerinischen unter der Direction des Geheimen Rath v. Oetz, des verstorbenen von Bülow zu Präzen, und des Kammerpächters Brakenwagen mit so überaus glücklichem Successe vorgenommen wurden, sind alle mit Stillstilleigen übergangen. — Die mecklenburgischen Pferde verdienen allerdings das Lob, das der Vf. ihnen beylegt, nur schade! dafs man fast nirgends mehr die ächte

und reine mecklenburgische Race antrifft, als unter den Bauerpferden. Um dem Nachtheil der Grundherrschaften bey Verpachtung der Holländereyen vorzubeugen, indem die Butter oft zu hohen Preisen steigt, da der Pacht des Holländers unverändert bleibt, soll die Kuhpacht nach dem Preise der Butter veränderlich seyn. Ueber die Stallfütterung sagt der Vf. viel Wahres und Gutes, aber nichts in Anwendung auf Mecklenburg. Dies würde sich doch wohl der Mühe gelohnt haben, da, wie Rec. sicher weiß, binnen wenig Jahren auf großen Landgütern die Stallfütterung eingeführt werden wird, wozu einige angesehene Wirthe jetzt schon Vorbereitungen treffen. Dafs übrigens, wie der Vf. meynet, das Vieh von dem beständigen Stille stehen im Stall krumm und lahm werden sollte, ist nach Rec. mehrjähriger Erfahrung un gegründet. Zweyschüriges Schafvieh hält der Vf. für vortheilhafter, als einschüriges; das ist wohl wahr, aber das rauhere mecklenburgische Klima und die dort zuweilen bis in den Junius anhaltende Frühlingskälte verbieten hier eine zu frühe Schur. — Die Regeln einer planmäßigen Fortwirthschaft überläßt der Vf. dem holzgerechten Jäger! wo find die in Mecklenburg? — Wegen der Bienenzucht soll sich der geneigte Leser in Schirachs und Riems Schriften Rathes erholen. Der Seidenbau wird desto nachdrücklicher empfohlen; wenn nur in Mecklenburg erst Menschen genug zum Ackerbau wären! — Vom Bier- und Essigbrauen, Brandtweinbrennen, Stärkesabrikation ist sehr kurz, und gleichsam nur so im Vorbeygehe gehandelt. Die Regeln und Vorschriften bey Erwerfung der Gutsanschlüge enthalten zwar manche sehr gute Bemerkung, im Ganzen aber soll der Unkundige durch das hier erzählte nicht klüger werden, und der flüchtige Werths und Ertragsanschlag wird nie, am wenigsten in Mecklenburg, zum Muster dienen können. Der Abschnitt von der Dorfpolizey ist einer der besten im Buche, so wie sich in der Schilderung eines guten Landwirths manches Lehrreiche findet.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) BERLIN U. LEIPZIG, b. Nicolai: *Der Sturm*. Ein Schauspiel von *Shakspear*(e) für das Theater bearbeitet von Ludwig Tieck. Nebst einer Abhandlung über *Shakspears* Behandlung des Wunderbaren. 1796. 44 u. 104 S. 8. (12 gr.)
- 2) ALTONA, in der Verlagsgesellschaft: *Shakspear* (Shakspeare) für Deutsche bearbeitet. Erste Abtheilung. 1796. 127 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. von Nr. 1) scheint sowohl nach seiner Arbeit an dem Schauspiele, als nach dem vorausgeschickten Aufsatze seinen Dichter mit Liebe studiert zu haben, sollte er auch nicht überall in den Geist desselben eingedrungen seyn. Eigenthlicher Abänderungen kommen nur wenige und nicht sehr bedeutende vor, was Rec. keinesweges als tadelnswürth bemerkt; denn wie Hesse sich viel an einem solchen Meisterstücke

verändern, ohne es zu verderben? Die Weglassung der Witzleien zwischen Sebastian und Anthonio (A. II. Sc. 1.) wird man nicht missbilligen; sie war zum Theil nothwendig, weil sie in unübersetzbaaren Worten spielen bestehen. Weit zweifelhafter möchte es seyn, ob das Stück durch die hier erhaltenen lyrischen Zusätze wirklich bereichert worden ist. Der Vf. meynt in der Vorrede, „die ganze Wirkung würde ohne Zweifel verloren gehen, wenn man aus diesem Stücke eine eigentliche Oper machen wollte.“ Er führt aber für seine Behauptung keinen Grund an, und Rec. gesteht, daß er keinen zu errathen weiß, sondern vielmehr überzeugt ist, die *Geisterinsel von Gotter*, eine auf den Sturm gegründete und mit Meisterhand vollendete Oper, werde bey ihrer Erscheinung auf der Bühne das Gegentheil beweisen. Sollte aber der Sturm nicht in ein ganz musikalisches Schauspiel umgeschaffen werden; so mußte die weitere Ausdehnung des Gebrauchs, den *Sh.* darin von der Musik macht, ein Mißverhältnis hervorbringen. Hr. Tieck hat theils die im Originale befindlichen kleinen Lieder verändert und verlängert, theils neue angebracht, theils einige Stellen des Dialogs in freyen Rhythmen übersezt, wahrhcheinlich um als Recitativ vortragen zu werden. Was die ersten betrifft, so sind nicht nur die Weisen derselben, so weit sie *Sh.* durch Sylbenmaas und Reim angeben, verloren gegangen, sondern auch der achte Ton und Charakter ist verfehlt. In dem Liede S. 23. u. 24. z. B. ist der Tanz der Geister in einem Style ausgemalt, womit das beybehaltne rüdelnde Spiel mit dem Bellen und Krähen nun gar nicht mehr übereinstimmt. Am treuesten ist wohl das darauf folgende übersezt, obgleich auch hier die letzte Hülfe unnöthig ausgesparten wird. Die Kürze ist keine unwesentliche Eigenschaft an diesen Liedern: es sollen gleichsam nur abgerissene Laute aus der Geisterwelt zu dem Hörer hinüber schallen. Das Lied, womit Ariel den Gonzalo weckt (S. 39.), ist dem Inhalte nach ziemlich treu übertragen:

Ohne Bedacht

Schläft hier, es wacht

Bosheit, und Lacht!

Schleichend und leicht

Wird ihr vollbracht,

Was sie erdacht: —

Nun so erwacht!

und auch an sich mit seinen kurzen Versen und dem immer wiederkehrenden Reime sehr leicht und gefällig; aber es ist durchaus nicht mehr *Sh.*'s Lied: so viel thut die metrische Abweichung. In dem Liede Stephano's (S. 43.) vermissen wir ganz die komische Kraft des Originals. Für den Geschmack eines betrunkenen Schiffsknechts ist die Beschreibung des Sturmes zu poetisch; auch ist es weit lustiger, daß er dort zweymal nach ankommendem Gesange sagt: *This is a scurvy tune: but here's my comfort*, nämlich in der Flasche, und dann trinkt, als da's die Worte: „Hier ist mein Trost,“ und: „Hier ist mein Muth,“ mit in das Lied einge- gle

eingeflochten sind. Die komischen Auftritte zwischen Stephano, Trinculo und Caliban würden im Verhältnisse ihrer Wichtigkeit durch die hinzugekommenen Lieder (S. 50. u. 62.) zu sehr gedeuhet werden, wenn diese auch weit launiger und charakteristischer wären, als sie wirklich sind. An mehreren Stellen des *Sturms* führt Sh. die Musik so ein, daß er nur im Allgemeinen anzeigt: *solemn music. soft music*, ohne sie mit Worten zu begleiten. Er hatte dies unstreitig leicht thun können, wenn er nicht einen Grund gehabt hätte, bloße Instrumentalmusik vorzuziehen. Wollte er die Gemüther durch unbestimmte, andeutungsvolle Anregungen für Eindrücke des Zaubersischen empfänglich machen; so konnte der Gesang, der die dunkle und vieldeutige Sprache der Töne beständig auslegt, nur ein fördernd oder ein überflüssiger Zusatz seyn: jenes, wenn die einzelnen Worte vernehmlich blieben, dieses, wenn sie sich im Strome der Begleitung verloren. Nach der Beschreibung, welche der Vf. in der Vorrede von der Composition seiner hinzugedichteten Gesänge macht, hat der Musiker, (Hr. Musikdirector Wessely,) das erste gewahrt. Bey dem phantastischen Galmahle, womit Prospero (A. III. Sc. 2.) die Schuldigen neckt, führen die Geister einen wirren Tanz auf. Dies paßt weit besser zu ihrer thumenden Rolle im Original: Der Tanz kann hier für sich allein alles sagen, was der Gesang nur irgend ausdrücken soll; einer wird den andern wiederholen müssen, oder ganz unbedeutend seyn. Außerdem können sie nicht wohl zugleich singen und tanzen: folgt aber der Tanz erst auf den Gesang, wie Hr. T. vorschreibt, so wird die Erscheinung, die das Tauschende durch ihre Dauer immer mehr verlieren muß, allzusehr in die Länge gezogen. Statt der sogenannten *Masque* (einer allegorischen hier mythologischen Vorstellung) im vierten Aufzuge finden wir zärtliche Scenen zwischen Syllan und Sylliden. Ariels darin geschilderte empfindsame Liebe ist der muntern Schalkhaftigkeit, womit der zierliche Geist im übrigen Stück erscheint, durchaus nicht gemäß. Auch in Bezug auf Fernando und Miranda war jene *Masque* ungleich zweckmäßiger als das, was ihre Stelle ausfüllen soll. Und wie konnte Hr. T. übersehen, daß Prospero's berühmte Rede: *The cloud-capt towers, the gorgeous palaces etc.*, die er hat stehen lassen, seiner Aenderung nicht mehr paßte? Sie bezieht sich ja darauf, daß die körperlichen Wesen: Göttinnen, Nymphen, Schwitter, worin die Geister verkleidet dem Fernando ein Schauspiel gegeben hatten, nur leerer Schein gewesen waren; und in der deutschen Bearbeitung zeigen sie sich in ihrer eigenthümlichen Gestalt, denn eine, wenn gleich lustige und ungeweihten Augen unsichtbare, Gestalt schreibt die Dämologie des ganzen Stücks dem Ariel und andern Geistern zu. Wenn dem Vf. der musikalische Theil des *Sturms* wichtig genug schien, um denselben eine besondere Ausbildung zu widmen, so hätte er auch den poetischen Dialog dieser kühnen dramatischen Dichtung nicht in Prosa ausfüllen sollen. Die Darstellung verliert dadurch erstaunlich an ihrem romanti-

schen, magischen Colorit, und wird dem alltäglichen Leben näher gerückt, von welchem sie der Dichter; wo die Geister irgend in Spiele sind, auf alle Weise entfernt hält. Selbst der thierische Caliban redet bey ihm nicht platte Prosa, wie die beiden lustigen Schiffsgesellen, sondern eine dichterische Sprache, so rauh und felsam sie ist. Die poetischen Schoaheiten abgerechnet, ist die Uebersetzung ziemlich treu, ohne in das Steife zu verfallen. S. 36. sollten die Worte: *this lord of weak remembrance*, nicht: „dieser Herr schwachen Angedenkens“, sondern: „von schwachem Gedächtnisse“, gegeben seyn. Das Spiel mit *remembrance* und *memory* hätte dabey doch ausgedrückt werden können. Auch S. 38. unten ist der Sinn der drey letzten Zeilen von Anthonio's Rede verfehlt.

Der Aufsatz über Shs. Behandlung des Wunderbaren, (worunter hier, nach dem in ältern Lehrbüchern der Poetik gebräuchlichen Sinne des Wortes, Darstellungen aus der Geisterwelt verstanden werden,) enthält einige treffende Bemerkungen. Andre sind zu sehr von der Oberfläche geschöpft. Es fehlt ungeschwehrt der vielen Eintheilungen an Ordnung, überhaupt an gründlicher Bestimmtheit. Der Vf. legt ein viel zu großes Gewicht auf das bloß subjective und von Zufälligkeiten abhängige Princip der Täuschung, (die, streng genommen, und vom Scheine gehörig unterschieden, gar nicht in das Gebiet der schönen Kunst gehört,) ohne auf die objectiven Eigenschaften der Darstellung, ihre Richtigkeit, Lebendigkeit, Kraft, Harmonie, Vollständigkeit und Idealität zurückzugehen. Die Schreibart ist nachlässig; ein so trivialer Satz an der Spitze: „Man hat oft Sh's Genie bewundert,“ verspricht noch weniger, als der Anisatz nachher leistet. Wenn S. 2. behauptet wird, kein Dichter nach Sh. habe Geister dramatisch darzustellen verstanden; so vergals der Vf. vermutlich Gothe's Faust. S. 25. heist es: „Caliban ist der schöner erkundete und kunstreicher durchgeführte Pack“ (im Sonnennachtsraum). Wie kann man doch so ganz verschiedeneartige Dinge mit einander vermischen, um eins auf Unkosten des andern zu loben? Wenn der behende, artige, leichtfertige Puck mit irgend etwas im *Sturm* Aehnlichkeit hat; so ist es weit eher mit Ariel, als mit dem schwerfälligen Unmenschen Caliban. — Ungachtet dieser und ähnlicher Uebereilungen wird der Vf., wenn er seine Gedanken über Sh. erst mehr reifen läßt, gewiß viel Gutes für ihn leisten können.

Von ganz andrer Beschaffenheit ist Nr. 2) Durch diese „Bearbeitung Sh's für Deutsche“ wird unser Nation eine eben so schlechte Ehre erzeigt, als dem größten dramatischen Dichter der Neueren. Wie würde man es finden, wenn ein Mensch, der höchstens Thüren und Wände anzustreichen gelernt hatte, sich einfallen ließe, auf einem Bilde Raphaels oder eines andern großen Künstlers hier eine Nase länger zu malen; dort einen Arm zu verücken, auch wohl nach Besuden der Umstände diese und jene Figur ganz zu überpinseln? Und doch ist diese Vergleichung noch zu vorthellhaft für den Vf. des vorliegenden

„Fürstengemälde des dreyzehnten Jahrhunderts:“ denn so nennt er *Sh's*, durch unzählige Anstaltungen, durch Herabstimmung der episch-dramatischen Würde und Feyerlichkeit zum gemeinsten schlaffen Tone, hauptsächlich aber durch einige armelige Zusätze bis zur Unkenntlichkeit entstellten *King John*. Nur die veränderte Convenienz des Theaters kann eine behutsame und geschickte Umarbeitung der Meisterwerke *Sh's* rechtfertigen. Wollte man von seiner angeblichen Unregelmäßigkeit ausgehen, und nicht ruhen, bis man ihn auf dramatische Formen zurückgeführt hätte, die mit den feinen nichts gemein haben; so müßte man Stücke, wie *König Johann*, ganz vernichten. Der *Vf.* scheint sich gar keinen Zweck deutlich gedacht zu haben: wenigstens möchte er wohl sehr verlegen seyn, nur einen einzigen Grund anzuführen, warum *King John* in seiner ursprünglichen Gestalt nicht eben so gut vorgestellt werden könnte, als wie er das Stück verfaßt? Warum er den ganzen ersten Aufzug, der den originellsten Charakter des Stücks, Philipp Faulconbridge, so wunderwüthig entwickelt, weggeschnitten, und von den mittlen Reden in den übrigen Aufzügen nur einen mageren Aufzug geliefert hat? Theaterlärm zu ersparen ist er eben nicht bedacht gewesen. Wo es bey *Sh.* bloß heißt: „*Alarm Excursions*.“ (A. III. Sc. 1.) läßt er die französischen und englischen Soldaten sich während der Schlacht weidlich herumschlimpfen, und setzt nachher hinzu: „*Erschlagene liegen umher, einige geben noch Zeichen des Lebens von sich.*“ Fürwahr, ein angenehmer Aublick! Die wichtigste und zugleich die un-

glücklichste Veränderung ist es, daß *Johann* hier den *Arthur* mit eigener Hand umbringt. Er hat zur Ermordung desselben den *Hubert* heimliche Befehle gegeben. Dieser, durch die lebenswürdige Unschuld des Prinzen gerührt, beschließt ihn zu retten, und hintergibt den König mit einer falschen Nachricht. Das ausgesprochne Gerücht von *Arthurs* Tode wirkt aufsehr nachtheilig für *Johann*. Die Großen werden ihm abtrünnig, das Volk gegen ihn aufgebracht. Sein vernehmlich ausgeführter Befehl gereut ihn: *Hubert*, nunmehr sicher, sich keine Ungnade dadurch zugezogen zu haben, entdeckt ihm seinen Ueberthum, worüber der König hoch erfreut ist. Unerdrossen sucht *Arthur*, der noch nichts von der glücklichen Veränderung seines Schicksals weiß, zu entkommen, und stirbt an dem Sprünge von einer hohen Mauer. Bis auf den letzten Umstand hat der deutsche Bearbeiter die Geschichte ganz so gelassen, wie im Originale. Nun läßt er aber *Arthurn* glücklich an der Mauer herunterklettern, und den König, welchen die Rettung des Prinzen schon wieder verdrießt, (man weiß nicht warum,) sich grade in demselben Augenblicke auf der Strafe vor dem Gefängnisse befinden, und ihn mit seinem Dolche erlöchen. Dieser König, der so allein und unbemerkt das Pflaster tritt, und am hellen Tage, auf offner Strafe eine Mordthat verübt, die er in das tiefste Dunkel zu hüllen wünschte, und dem *Hubert* kaum deutlich zu bezeichnen wagte, ist in der That eine rechte Seltsamkeit. Auch fängt er seinen Monolog an: „*Sonderbar! mehr als sonderbar!*“ Ja freylich: abgeschmackt! mehr als abgeschmackt!

KLEPNE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KUNST. Baureuth, d. Lubecks Erben: *Abhandlung über alle Arten der praktischen Malerey, nebst einer Anweisung zur Farbennischung, und einer besondern Anleitung zur Colorirung der Landschaften.* Aus dem Franz. des *de la Hire* übersetzt. 1796. 191 S. 8. (12 gr.) Die Abhandlung des *de la Hire* ist wegen ihrer guten Anleitungen für Künstler und Liebhaber, die sich Kenntniß hierin verschaffen wollen, sehr lehrreich, und darum anzupfehlen: Die vom Verbeserter ansehnliche Anweisung zum Farbennischen und Coloriren der Landschaften aber, die jener bey weitem nicht beykommt, ist auch unter folgendem Titel besonders zu haben:

Ebenfalls: *Anweisung zur Mischung der Farben und Bemerkungen über das Colorit.* 1796. 40 S. 8. (3 gr.) Nachdem der *Vf.* auf 13 Seiten ein Namenverzeichnis von gemischten Farben und ihren Producten hingeschrieben hat, verweist er endlich auf ein andres noch größeres Handwerksbuch, *von Prange's* Farbenlexicon, aus welchem das vorstehende ausgezogen sey. In folgendem giebt er aber auch noch dem Landschaftsmaler Recepte: „*Terrassen in der Nähe.*“ „*Sind solche Terrassen nahe, und sollen sie braun sehen, so legt man sie mit Blasen- oder Liliengrün an.*“ „*Mit eben dieser Farbe, aber etwas dunkler, muß man hierauf die Anlage entweder punktirnd oder schraffirnd bearbeiten, damit sie Körper bekommt. Zu*

„*hellen Terrassen nimmt man eine Lage Ocker und Weiß, und schattirt mit Bister.*“ „*Mit dieser letztern Farbe arbeitet man, auch mit.*“ Im Vordergrund findet man öfters auch röthliche Terrassen, die mit Braunroth, Weiß, und ein wenig Grün angelegt werden etc.“ „*Noch ein Recept zum Gewölke.*“ „*Sind Völkern im Himmel, so kann man den Platz, wo sie hinkommen sollen, ausparen, d. h. nicht mit der Himmelsfarbe anlegen.*“ „*Sind die Völkern röthlich, so legt man sie mit Zinnober, Gallstein und Weiß an, worunter man auch ein wenig Indig mischt — die Lichter werden in jedem Fall aus Ocker, Zinnober und Weiß gemischt — Abgerundet wird alles durch Punkte — ist der Himmel nicht gleich zu genung gerathen, so muß er auch überpunctirt werden.*“ (Viel Glück!) „*Dafs der *Vf.* selbst nicht viel von der Sache, worüber er schrieb, verstehe, mag man noch zum Schluß aus folgendem sehen.*“ „*Manche Maler nehmen zum Grundfatz an, dafs die stärksten Farben in einem Gemalde immer vorne auf die Hauptgegenstände gesetzt werden müßten; allein sie irren sich, denn es kommt alles auf den Grund an.*“ „*Auf einem dunkeln Grund stechen helle und auf einem hellen dunkle Farben besser hervor.*“ „*Der Himmel ist des Morgens hellblau, um Mittag etwas dunkler, gegen Abend wird er isabrublau, und wenn es finster wird dunkelblau.*“ „*Wie konnte sich ein solcher Mann ausmalen, über das Colorit zu schreiben?*“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 11. März 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Statistische Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der österreichischen Monarchie*. Von H. M. G. Grellmann, Prof. zu Göttingen. Zweyter Band. 1797. 320 S. ohne das Register. 8. (1 Rthlr.)

Der gute Gedanke, handschriftliche Aufsätze und fliegende Blätter zur Beleuchtung der österreichischen und besonders ungrischen Staatskunde zu sammeln, hat schon bey dem ersten Bande (A. L. Z. 1796. Nr. 279.) vielen Beyfall gefunden, und dies um so mehr, da Schlozers Staatsanzeigen zur Bedaurung aller gutgefinnten Politiker aufgehört haben. Der erste Band, so manches bittere und unangenehme derselbe auch für gewisse Menschenklassen enthielt, ward auf einen eigends abgeforderten Vortrag, wie wir von Wien aus hören, daselbst erlaubt, zur Ehre des kaiserlichen Staatsraths, welcher ein vernünftiges und bescheidenes Pro und Conträ über wichtige Angelegenheiten des gemeinen Wesens gern gelattet, und dadurch die Verfinsteter, welche gern die Censur in noch engere Grenzen zwingen, als auch die Verschreyer und Verläumder, welche der österreichischen Pressfreyheit so gar enge Fesseln andichten, zurückzuecht und widerlegt. Der zweyte Band ist nun durchaus bloß ungrischen Gegenständen gewidmet, und enthält folgende von verschiedenen Verfassern herrührende Aufsätze.

1) Documentirte Rhapsodien über den Gang der protestantischen Kirchenfreyheit in Ungern bis auf Joseph und Leopold II. Wenn wir nicht sehr irren, so haben diese Rhapsodien einerley geschickten Vf. mit der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Ungern. Göttingen 1795. 8. Sie sollen einen Mangel der 1791 erschienenen Präliminarien — über die Rechte der protestantischen Kirche in Ungern ersetzen, indem diese nämlich nichts von der Art und den Mitteln gedenken, wie und durch welche die Protestanten das Schicksal gehabt haben, binnen 100 Jahren fast um alle vorher erworbenen wichtigen Rechte und Freyheiten gebracht zu werden. Dieses historische Thema ist in den vorliegenden Rhapsodien, mit einer zweckmäßigen hißorischen Kürze, Bündigkeit und Scharfsichtigkeit ausgeführt, und der Herausgeber, der den Aufsatz nach dem Vorbericht concentrirt und zugleich milderte, hat sich besonders in letzterer Rücksicht ein wahres Verdienst um den größeren Eindruck desselben erworben. Es erscheint nun aus allem ganz klar, daß hauptsächlich der Jesuitismus die

A. L. Z. 1797. Erster Band.

Intoleranz in die römische Kirche auch in Ungern gebracht hat: und daß alles Lob, welches man einzelnen Jesuiten gerne zollt, doch auf eine für jedes menschliche Herz schmerzliche Art durch die durchaus beobachtete Verbindung des Jesuitengeistes mit der Verfolgungssucht herabgestimmt und in Mißtrauen gekühlt werden muß. Bey S. 74. hätte der Vf. statt einer linkenden Vergleichung zwischen den Keisern katholischer junger Geistlichen nach Rom und protestantischer Kandidaten nach auswärtigen Universitäten, weit zweckmäßiger den alle Rücksichten der Staatsökonomie und schiefen Politik überwiegenden Nutzen solcher Reisen von protestantischen Studierenden ins Ausland in Rücksicht der Literatur, Kultur, selbst des Commerces, der Fabriken u. s. w., also den Nutzen derselben selbst für das Interesse des Hofes entwickeln können. Ein sehr wesentlicher Irrthum wird auch S. 87. verbreitet, daß nämlich der Fürst Carl Graf Zichy und der *Expersonal* Viminelli sich auf den vorletzten Reichstagen um die protestantische Kirchenfreyheit Verdienste erworben haben sollen. Die Verdienste sind bloß scheinbar, und hatten zur Absicht, die Protestanten ins antiroyalistische Interesse zu ziehen: als dieses erreicht schien, klangen die Saiten anders. Endlich hätten wir einige Flecken des Stils, welche trotz Hn. G's Umarbeitung stehen geblieben, wie Anrecht (S. 86.) statt Recht auf öffentliche Bedienung (Aemter) weggewünscht.

2) Das Gespräch zwischen einem Fremden und einem unparteyischen Unger über das Ende der Regierung weiland Josephs des II und die des Kaisers Leopolds des II im J. 1790. Ruht von einem sehr sachkundigen und uns dem Namen nach wohl bekannten, aber darum doch nicht öffentlich zu nennenden Staatsmann her. Er geht dahin, die vortrefflichen Absichten Josephs II zu zeigen: worin ihm nun freylich von keinem Heldenkenden ganz widersprochen wird. Aber niemand kann es auch im Ernst und mit Grunde läugnen, daß Joseph die zwar langsamern und schwierigern, aber sichern und constitutionellen Mittel dazu nicht gebraucht hat. Ueberhaupt sehen einige schärfer blickende Patrioten die ganze Sache aus folgendem Gesichtspunkt an: die ungrische Constitution ist von einer Seite sehr vortreflich, denn sie ist bloß defensiv, läßt wenig Abgaben zu, besoldet wenig Truppen, und hat doch auf die Fälle der äußersten Noth das Mittel der Insurrection im Hinterhalt. Solch eine Constitution verbindet Kriege, biudet dem erobrungsfüchtigen Monarchen die Hand, und sichert dem Lande sowohl als dessen Nachbarn die Segnungen des Friedens. Von der andern Seite hat die un-

Kkkk

Digitized by Google

grliche Constitution reelle Fehler: durch ausschließende Begünstigung des katholischen Clerus und des Adels und durch die darauf gegründete Bedrückung des Bürgers, Bauern und der nichtkatholischen Religionsverwandten. Nun scheint es einigen, dass man immer gesucht habe, Ungern mehr nach dem militärischen und Contributionssufse der übrigen Erbländer zu reguliren, und zu dem Ende auch dem Adel seine Contributionsfreyheiten zu nehmen, ohne jemals auf irgend einen Reichstag deutliche und feste Lust gezeigt zu haben, die Lasten des Volks wirklich zu erleichtern, und eine bessere Representation der mit Händen arbeitenden Volksklassen (so wenig als dies in den andern österreichischen Erbländern geschieht) zu bewirken. Man wünschte einmal zur Gründung eines vollkommenen Zutrauens zwischen dem Hof und den Ständen, oder vielmehr der Nation, überzeugend zu sehen, dass es dem ersten Ernst sey, selbst in der europäischen Politik das defensive, sich in keine fremden Angelegenheiten mischende System anzunehmen, die ungrliche Constitution bey ihrer defensiven Gestalt zu lassen, hingegen den Bürgern und Bauern mehr politisches Leben zu geben, ihre Lasten so weit zu erleichtern, dass der Adel wenigstens die Kosten der innern Verwaltung, die *Cassa domestica*, allein bestritte, und dann durch innere gute Staatsökonomie es dahin zu bringen, dass ohne Ersatz und Aequivalent, die österreichischen Zölle und (Z. B. Tobaks-) Monopolen zum Besten einiger Zweige der ungrlichen Land- und Stadtwirtschaft gemildert oder aufgehoben werden könnten. So würde das innere Verkehr und Leben in sämmtlichen österreichischen Ländern verdoppelt, und Ungern durch vermehrten Geldumlauf in den Stand gesetzt werden, in ausserordentlichen Fällen auch durch namhafte Geldsubsidien, (die es auch kürzlich wegen Geldarmuth nicht bewilligen konnte,) seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an das regierende Haus zu bezeugen. Selbst dieser Dialog beweist S. 113 u. 116. ganz deutlich: dass besonders 1790 und 1791 der Bürger- und Bauerstand sehr gestimmt gewesen wäre, bey einem aufrichtig und entscheidend für sie sprechenden Tone des Hofes zur Verbesserung der innern Staatsverwaltung kräftig mitzuwirken. Hiernach lässt sich denn auch Hn. Grellmanns Tadel der Unzweckmäßigkeit ungrlicher Reichstage S. 102. berichtigen.

3) *Josephs des II. Handbillet an den ungrischen Reichskanzler Grafen von Petöfy in Betreff seines neuen Steuerplans für das Königreich Ungern.* Was hier von der Erklärung Josephs zu halten sey, nach welcher er „den unter der Last erliegenden Unterthan von dem Uebergewicht der von der Steuer befreuten Adelschaft retten wollte,“ lässt sich ebenfalls aus den Anmerkungen bey dem vorigen Punkte beurtheilen. Nach jenen wird man noch mehr Gründe zur Unzufriedenheit mit dieser Anstalt finden als die von dem Herausgeber angemerkt, nämlich den Abfall des Länderwerths und die den Landbesitzern aufgebürdeten Kosten der Vermessung: man wird aber auch die Hoffnung behalten, dass nach Hinwegräumung alles Mißtrauens,

die Nation einmal selbst auf dem Reichstage eine planmäßigere, richtigere und nicht so übereite Vermessung, als die Josephinische war, auch zur bessern Kenntniß und Benützung des Landes, nach dem Beispiele Dänemarks und anderer cultivirten Länder anordnen werde.

4) *Ungrliche Reichsdeputationen zur Verbesserung der Landesmangel angeordnet.* Eine ausführlichere Rechenschaft wird hier nur von den Deputationen in Kirchlichen, Stiftungs- und Studienfachen, und endlich in Sachen der öffentlichen Reichsverwaltung gegeben, die übrigen werden von einer andern Hand nur kurz, doch mit vielfagenden Winken, charakterisirt. Das ungrliche Reich kann es als eine Wohthat der Publicität ansehen, dass diese Deputationsarbeiten, noch ehe und bevor sie der ständischen Erörterung, Beschließung und königl. Sanction unterzogen werden konnten, (da die Kriegsumstände den Hof bewogen haben, auch bey dem letzten Reichstage durchzufetzen, dass von diesen Arbeiten nichts vorgenommen werde,) der Welt und dem Vaterlande mit kritischer Prüfung vor Augen gelegt werden. Freylich wird man nicht ermangeln, beydem jetzt überhand genommenen Partheygeist den hier auftretenden kritischen Zergliederer des Demokratismus zu beschuldigen: allein ganz gewiss bleibt es, dass diejenigen Schriftsteller es am aufrichtigsten mit der Monarchie meinen, welche am ernstlichsten auf Abstellung aller Mißbräuche, (die sich keineswegs im Wesen der Monarchie gründen,) dringen und die das schöne Problem lösen wollen, die ruhige sichere monarchische Regierungsform mit der möglich größten individuellen und intellectuellen Freyheit jedes Staatsbürgers zu vereinigen. So z. B. eifert der Berichtserstatter an das Publicum über den Entwurf der Reichstagsdeputation in *Publico Politico* nach welchem wegen Mäßigung der Berathschlagungen das nur zufällige und durch Mißbrauch (wegen Enge des Orts auf dem odenburger Reichstage vom J. 1631) entstandene Oberhaus, oder die *Tabula Procurrem*, an ihrem constitutionellen Platze verbleiben soll. Nach dem Berichtserstatter kennt der ursprüngliche Geist der ungrlichen Verfassung keinen Magnatismus: Grafen- und Baronentitel sind eine ausländisch österreichische Pflanze, zum ungrischen Boden nicht passend; und Verbötznis selbst stellt es als einen der ersten Grundsätze der ungrischen Constitution auf: dass kein Edler mehr oder weniger Freyheit besitzen könne als der andere. Hr. G. glaubt nichts desto weniger, dass die von der Deputation angeführte Mäßigung der Berathschlagungen die Beybehaltung der ersten Tafel nothwendig mache: aber man hört in diesen Worten ganz deutlich den göttigen Prof. und Bewunderer der englischen Verfassung sprechen. Nach der seit Jahren vorgegangenen Läuterung der Begriffe des deutschen Publicums kommt diese Bewunderung schon zu spät. Man hat aufgehört, eine Verfassung zu schützen, welche auf dem offenbarsten und beleidigendsten Beethungssystem, auf der Verbindung der Episcopalkirche und der königlichen Geschoß, Peers

genannt, mit dem Staat und auf der Abhängigkeit der Parlamentsmeinung von dem merkantilitischen, das Menschenleben und Menschenblut kaufenden und verkaufenden Interesse einiger wenigen reichen Kaufleute beruht: man hält den *de Lohne* nicht mehr für den Codex, nach welchem jede gemässigte Monarchie die Bilanz ihrer verschiedenen Staatsgewalten gegen einander abwägen und einrichten soll. — Der griechische Gedanke der *aporia*, nachgeahmt im französischen *Conseil des Anciens*, scheint allmählich bey den Freunden der Lehre von Vertheilung und Mäßigung der Gewalten im Staat über die bisherige Abhängigkeit an eine hierarchisch-aristokratische erste Tafel die Oberhand zu gewinnen, welche Tafel nur nach S. 106. zur Fortpflanzung des aristokratischen und hierarchischen Hochwuths dient. Uebrigens hat sich die *Deputation in kirchlichen Sachen* vorzüglich damit befaßt, die von Joseph II. angefangene Pfarrregulirung, eine feiner nach der Lage der Umstände am meisten verdienstlichen Anstalten, zu vollenden; einige Comitats und selbst Deputationsmitglieder aufersten hiebey die Idee, daß die Bischöfe von ihrem zu großen Ueberflusse den mindern Geistlichen, welche die Tagwerke im Weinberge des Herrn heissen könnten, in Gewährung mehrerer Nationalynodenschlüsse einen gewissen Theil zukommen lassen müßten. Der Berichtserstatter begnügt sich hienit nicht, sondern sieht alle Besitzungen des höhern Clerus als Nationalgüter an, mit denen die Nation und der König auf dem Reichstage zum Besten des niedern Clerus und anderer gemeinnütziger Anstalten nach Gefallen schalten können. Vor Zeiten schien es dem heiligen Stephan und seinen frommen vor dem kirchlichen Baufrahl zitternden Nachfolgern nöthig, zur Befestigung des neugestifteten Christenthums den Bischöfen große Einkünfte und politisches Ansehen einzuräumen; daher die Verbindung der Synoden mit den ältesten ungrifischen Reichstagen; daher die Schenkung anbefallicher durch das Blut der Nation erworbener, ursprünglich für den Unterhalt des Königs und des Reichsheers bestimmter, und zum Theil den vom Christenthum abgefallenen ungrifischen Eigenthümern abgenommener Güter an Geistliche. Jetzt sind die Verhältnisse ganz verschieden: Titel, Reichthümer und politische Würden scheinen unsern Zeitgenossen nur Hindernisse zu seyn, durch welche die Geistlichkeit vom Volksunterrichte abgezogen wird. Könige und Nationen lernen die ergiebige Finanzquelle kennen, welche in den weitläufigen Landereyen der Hirtenstäbe sich anbietet, und lernen sie um so eher benutzen, je mehr einerseits die Kriegsumstände allen Saft des Staats auspressen, anderseits einzelne solcher Oberhirten ihr Ansehen und ihre Reichthümer misbrauchen, und je mehr das ganze Corpus sich Geiz und Langsamkeit zu Schulden kommen läßt, so oft von gemeinsamer Unterstützung des Königs und des Vaterlandes die Rede ist. Es wird dem ungrifischen hohen Clerus zur ewigen Schande gereichen, daß derselbe auf dem letzten Reichstage vom Nov. 1796 nichts außer der ihn treffenden reichstäg-

lichen Quota unter dem Titel eines außerordentlichen Beytrags anbieten wollte, und daß sich die protestantische weit ärmere Geistlichkeit hiezu weit bereitwilliger durch Privatansammlungen gezeigt hat. Wie gern hätte sich der katholische Clerus in Frankreich vom Rande des Abgrundes durch *Dons gratuits* gerettet, allein wegen der nemlichen Untugenden kam er zu spät. Die *Deputation im Studienwesen* hat dem Berichtserstatter ebenfalls keine Genüge geleistet. Die Bemerkungen desselben passen auch auf die katholischen Lehranstalten in den übrigen österreichischen Erbländern, und dürften daher um so mehr eine nähere Erwähnung verdienen, als die Wiener neue Studien-Revisionscommission davon ganz wohl Gebrauch machen könnte, um den Erwartungen des besondern Publicums zu entsprechen. Das Obscurant-Publicum in Ungern und Oesterreich sieht dergleichen in unsern Zeiten gerade jetzt aufgestellte Studien-deputationen und Commissionen als Werkzeuge der politischen Engbrüstigkeit an, wodurch man unter dem Vorwande der jetzigen Zeitumstände, die Jüngend durch Convicte und jesuitische Erziehungsmethode zum blinden mechanischen Glauben und Gehorchen, Schmiegen des Verstandes und des Willens unter fremdes Ansehen, anleiten, und das gefährliche Selbstdenken vernichten wolle. Nicht so ernüchternd und beschimpfend denkt das bessere Publicum von den Absichten des Kaisers und der ungrifischen Reichstände. Einer nach vernünftigen Grundsätzen regierten Monarchie schadet das Selbstdenken nichts, wie dieses z. B. Daumark beweist, vielmehr braucht eine solche Monarchie (und eine andere will man doch hoffentlich nicht) in den höchsten und niedrigsten Aemtern mehr selbstdenkende Beamte, als vielleicht noch zur Zeit die österreichische Monarchie besitzt; ja sie muß ohne Unterschied des Standes die Selbstdenker überall aufsuchen, und vor mechanischen und leichtsinnigen Grafen- und Baronköpfen befördern. Ohne Zweifel besteht also das Problem, welches der bestgefinnte Monarch seiner Studien-Revisionscommission, und die ungrifischen Stände ihrer Deputation aufzulösen gegeben haben, in folgendem: wie kommt es, daß, trotz der vielen, gegen ausländische Lehranstalten übermäßig großen Kosten, welche auf die inländischen katholischen Lehranstalten aufgehen, dennoch so wenig Selbstdenker gebildet werden? Warum giebt es unter den Professoren so wenig wirkliche Gelehrte von Profession und Schriftsteller, welche ihrer Wissenschaft reellen Vorhub leisten? Warum giebt es unter der consumirenden Klasse des Publicums so wenig wahre Kenner und Verehrer der Gelehrsamkeit, desto mehr Kenner und Verehrer hingegen sinnlicher Genüsse und heftiger Vergnügungen? Wenn wir nicht irren, so findet der Berichtserstatter den Grund hiervon in zwey-ley Hauptfehlern der jetzigen Verfassung der katholischen Lehranstalten:

a) Bey den Gymnasien in der Unterwerfung der Lehrer unter einen Director: statt daß ein solches Gymnasium am besten unter der Curatel der

angesehensten und einsichtsvollsten Layen jeder Gegenstände; welche durch ihr Ehrgefühl und Vaterinteresse am meisten bewogen wären, für gute Lehrer zu sorgen, und über Lehrer und Lernende eifrig zu wachen.

b) Bey den Universitäten in dem Lehrzweig der Studierenden. Gutgebildete junge Leute aus Gymnasien, wo sie die Philosophie zu lernen hätten, sollen schon Grundätze auf die Universität, zur Erlernung des Brodstudiums und der höhern Philosophie mitbringen, und ihrer eigenen Leitung und Wahl überlassen seyn. Die Erlernung des Brodstudiums muß der Uebergang in das große, thätige Weltleben seyn; hiebey muß also allerdings der Jüngling schon seinen eigenen Willen gebrauchen lernen. Weg also mit allen vorgeschriebenen Studiencursen; weg mit den aufgedrungenen ordentlichen ausschließenden und eben deswegen trägen Professoren; weg mit den Zeugnissen der Eminenz und der 3 Klassen; Ratt der letztern bingegen Examinationscommissionen bey allen Verwaltungscollegien; weg mit der Unterordnung der Universität unter eine eigne Studiencommission, dafür hingegen Aufstellung einer Coratel von geschickten Layen, unter der obersten Leitung der politischen Behörde. Der Berichterstatter giebt bey jedem einzelnen Punkte an: wie wenig die ungrifliche literarische Deputation sich diesem Ideal genähert habe: jedoch weht, besonders in den Arbeiten einiger im Buche genannter Mitglieder dieser Deputation, ein angenehmer Hauch eines bessern Genius. Bey S. 132. können wir Hn. G. und mit ihm dem Publicum versichern, daß man von der Versetzung der Universität von Pesth nach Gran (unter die Augen des Primas) durch k. Befehle abgekommen sey, nachdem aus den Acten verfloßener Jahre erschienen ist, daß sogar das Graner Domkapitel sich aus Tyrnau nach Gran wegen der Ungesundheit letzterer Stadt nicht habe versetzen lassen wollen. — Bey S. 200. müssen wir das Publicum auf die sehr eindringende Beweisführung aufmerksam machen, wodurch die ungrifliche Constitution von der

Schmach gerettet wird, als ob nach derselben eine ganze kaiserl. Freystadt, tausende von Bürgern nur für einen Edelmann zu rechnen seyen!

5) *Beitrag zur Kenntniß der ungrifchen Landwirthschaft.* Die Ursachen des schlechten Zustandes derselben werden ganz gründlich, besonders im Mangel des Eigenthums des Bayern und im geringen Verhältniß der consumirenden zur producirenden Klasse, gesucht: wozu auch noch Ungerns geographische, dem Commerz nicht günstige, Lage und das österreichische Zöllystem kommen.

6) *Zustand der Manufacturen und Fabriken, wie auch des Seidenbaues in Ungern.* Eine Uebersetzung des zu Großwardein 1793 erschienenen Werks: *Schedium de Statu praesenti Fabricarum u. s. w.*, dessen Vi. wahrscheinlich Hr. Prof. Müller zu Großwardein ist. Diese Nachrichten lassen noch viel Verbesserung und Vervollständigung zu, welche wir von Hn. Prof. Schwartzers bald herauszugebender Statistik von Ungern erwarten. So z. E. bereitet D. Pfeifer seinen Indigo zu Käsmark nicht aus einer Karpathischen besondern Pflanze (S. 260.), sondern, unsern Nachrichten nach, aus Waid, durch bessere Bearbeitung.

7) *Verschiedene Artikel.* a) *Volksmenge von Ungern.* berichtet eine Populationsliste vom J. 1786 in Schlozers Staatsanzeigen LXI. Heft durch Vergleichung mit einer authentischen vom J. 1787 mit Fug und Recht. b) *ungrifches Insurrectionswesen* von Hn. G. Enthält nichts neues, sondern bloß Auszüge aus Palma, aus dem *Apocryphus de Banderis Viennae 1785.* 8. und aus dem ungrifchen Gesetzbuch. Die wichtigsten Urkunden in diesem Fache aus Kaiser Siegmunds Zeiten sind erst neuerlich aufgefunden worden, und ihre Benutzung wird dieser Sache erst eine andere Gestalt geben. c) *Oesterreichs Ausgaben auf ungrifche Kriege von 1680 — 1740* sind aus Friedels Fragmenten genommen, und verdienen so wenig als andere Berechnungen desselben, wegen der ihn eigenen Uebertreibungen, Glauben.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Stroßburg, im Zeichnungs-Comtoir: Ver-
suche republicanischer Gedichte, von Friedrich Lehne, fränkischen Bürger von Mainz.* Im dritten Jahr der Franken-
republik: 80 S. 8. — „*Republikaner!*“ so heißt der VI. seine
Zuschrift an, „die reine Ablicht, durch die Herausgabe dieser
Versuche zur Verbreitung der heiligen Pläne der Vaterlands-
liebe und der erhabenen Grundätze der Freyheit, das Meinige
beizutragen, mag diesen Blättern in euren Augen einigen
Werth geben. Ueberzeugt, daß ich vor dem Tribunale des
Geschmacks und Genies mit den ungrifchen Producten einer
jugendlichen Fantasie nicht erscheinen darf.“ u. s. w. Diese
strenge Selbstkritik wird freylich durch manche Plathheiten, die
in Hymnen, dergleichen die meisten dieser Sammlung sind,
coppen anfallen, durch unzählige harte Reime, und insbeson-
dere durch einen gar zu herben Sansculottismus, der sich S. 74.

sogar das Pasquill erlaubt, nur zu sehr gerechtfertigt. Indes
sind sich in diesen jugendlichen Gedichten dennoch Stellen,
die Hoffnung erregen, daß der VI. einst, wenn die Zeit das
Gefühl der in Mainz erduldeten Beleidigungen, welches insbe-
sondere dem Gange seiner dichterischen Ideen eine falsche Rich-
tung gegeben zu haben scheint, wird geschwächt haben, seiner
Götin, der Freyheit würdigere Lieder wird singen können.

Im April 1796 des Genius der Zeit, S. 514. wird ein Zug
von diesem neurepublicanischen Dichter erzählt, woraus man
sieht, daß seine revolutionären Incarnaten (woran sich unter
cislethanischen Ohr nicht gewöhnen kann) auf seine Handlun-
gen keinen Einfluß gehabt haben. Er war nämlich unter Ro-
bespierrn von Jassenfray zur Fällsade bestimmt, weil er das
Schloß Ruppersberg nicht verbrennen ließ, und (so lautet
die eignen Worte des *Arzt*) ein *cocur fixibile* bewiesen hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 11. März 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ALTENBURG, Richtersche Buchh.: *Etwas für Apotheker und Chemiker von Johann Philipp Becker, Scripator, und des Collegii Medici Provic. Assessor zu Magdeburg. 1796. 290 S. 8.*

Dem seit kurzen verstorbenen Vf. kann die Kritik nicht mehr nützen; aber unsehr Leser müßten wir doch warnen, ihre Zeit und ihr Geld bei diesem Buche nicht zu verschwenden. In der ersten Abhandlung, welche *Untersuchungen über den Borax enthält*, heisst es: der Tinkal kommt in China vor, weil sie da Metalle haben, die in keinem andern Lande vorkommen z. B. ein silberfarbenes u. f. w. — Dem Borax wird durch Vitriolsäure sein Alkali nicht entzogen. Sedativsalz ist ein Mittelsalz, das sich dem Alaun nähert, seine Grundtheile hat, welche aus dem *sturnischen* und *festen Salze des Schwefels* entstanden sind. — Auch die Künstler überzeugen uns davon, daß der Bestandtheil des Tinkals aus dem Bley und Zinn ist. — Da Borax bloß zu Glasur und Schmelzwerk gebraucht wird, Mennige und Silberglätte aber auch, *also kann der Borax nichts besseres enthalten.* — Durch Niederschlagung des Alauns, vermittelst eines Alkali, erhält man eine Terra Aluminis, die aufgelöst mit Weineisig zwey Salze enthält, welche theils aus der Bleyminera, theils aus einem der Vitriolsäure und Alkali *widerstehenden Salze* bestehen; hiemit rous man eine andre Stelle S. 139. verbinden, wogefagt wird: der Alaun enthält nicht reine Vitriolsäure, und eine reine Erde, sondern besteht theils aus der Bleyminera, theils aus dem durch das Alkali befestigten Schwefelsalz. In der Abhandlung von den *Weinsteinkrystallen* sagt H. Becker: In den Weinsteinkrystallen liegt keinesweges ein Alkali sondern die in ihm befindlichen Schleimigkeiten sind es, die man dafür gehalten hat. Die Bestandtheile dieser Krystallen sind 1) Säure, 2) Schleimigkeiten, 3) ölichte, 4) erdichte Theile. — Um die Säure aus den Weinsteinkrystallen rein darzustellen, ist Attention nöthig, vorübergehende Räumements, Zusätze von Kreide und Austerfchalen, welche ein nitroses Salz besitzen, kann hierbey nichts reelles schaffen, wenn von reiner Weinsteinsäure die Rede ist. Wer einmalmals eine reine Weinsteinsäure haben will, *muß den Aufguss zerlassener Weinsteinkrystallen einige Zeit auf Walkerde und Mandelkleie liegen lassen.* Schwefelmilch und Sulphur auratum lehrt Hr. Becker mit Alaun niederschlagen, weil man dann einen häufigern Niederschlag erhält. Hat man sich bey Bereitung des Goldschwefels der reinen Vitriol-

säure bedient, so verläßt diese den regulinischen Bestandtheil bald. — Bey der Destillation der Oele rühmt sich der Vf. ihm eigenthümlicher Kunstgriffe, daher hätten auch die Affektoren einer berühmten Residenz Stadt, wenn sie einen seiner Lehrlinge zu prüfen gehabt, ihn ermangelt, ihn über diesen Gegenstand auszuforschen. Wenn er aber kurz darauf, bey der Destillation des westfälischen Chamillen-Oels einen Zusatz von Terpentinöl empfiehlt, so wird man nach diesen Geheimnissen eben nicht lüftern.

HALLE; b. Curt: D. Francisci Cremadells (in Archinosocomio S. Spir., quod Romae est, medicis secundarii) novaphysiologiae elementa. Denuo edita Eustachius Athanasius. M. D. 1795. 169 S. 8.

Es hat Hrn. E. A. nicht gefallen, uns, etwa in einer Vorrede, wissen zu lassen, was ihn zu dem unfruchtbareren Unternehmen vermocht habe, einen neuen Abdruck dieses alten Buches zu veranstalten, da weder für den guten Namen des Herausgebers, noch für die Kasse des Verlegers, noch für den Geist der etwaigen Leser, und am allerwenigsten für die Wissenschaft, irgend ein Gewinn dadurch zu erwarten steht. Um uns der ausführlicheren Kritik eines Buches zu überheben, das, bey der dormaligen Lage der Dinge, unter der Kritik ist, und von dem man sagen kann, was der Vf. desselben von einer Cartesianischen Hypothese sagt: *In noctetemporum sepelita videtur ejus origo, zeichnen wir aus einigen Kapiteln einige charakteristische Hauptätze aus, die eines weitern Kommentars nicht bedürfen.* Vom Blutumlaufe heisst es: *Optime igitur ait Cel. Piquer: sanguinis circulationem neque absolute esse negandum, neque pro re demonstrata habendum; quin potius inter opiniones, quas scholae vocant probabiles, et utrinque fere aequali argumentorum pondere propugnabiles, esse reponendum.* — Vom Hunger meynet unser Vf.: *Pulsis alimentariae erpulsionem ventriculi sequitur depressio: in membranis ab hac origine ducunt plaeae, quae ipsius visceris molu peristaltico atritae (hepatit, lienitiae tunc temporis favente desensus septum vixando transversum) hancce sensationem gignunt. Ne latum quidem vugum ab hac discedimus sententia; et tunc quae observationi concors est: et sane.* — Vom Schläfe sagt er: *Id eam Cel. Bartholae opinionem versumur. Somnus hand esse principii vitalis passivum virium resolutionem; sed activum peculiaremque ipsius principii functionem; quod vigiliarum exemplo, quae in aeternum decursu atque continunt, et aegri confirmatis viribus desunt, evincitur.* — Wer hieran noch nicht genug hat, dem müssen wir das Lesen des Buches selbst empfehlen.

DANZIG, b. Brückner: *Bernhardi Albini, M. D. et quondam professoris p. in illustri academia Lugd. Batav. Causae et signa morborum tom. II. Cachexiam, Obstructionem Menstrui, Hydropem, Ascitidem, Hydrocephalum, Hydropem Pectoris, Ictericum, Melancholiam, Melancholicam Hypochondriacam, Hystericam Passionem, Scorbutum, Maniam, Coma, Lethargum, Carum, Apoplexiam, Paralysin, Vertiginem, Catalepsin, Spasmodum, Incubum, Epilepsiam, Thufin, Aithna, Cardialgiam, singultum, Nauseam et Vomitum, Cholera, Passionem iliaticam, Colicam, Diarrhoeam, Dysenteriam, Tenesum, Dysenteriam Hepaticam, Lienteriam, Adstrictionem Alvi, Tympanitidem, Anorexiam, Bulimum, Appetitum, Luem veneream, Gonorrhoeam, Carunculam, Hydrophobiam continens. 1794. 198 S. 8.*

Diese *causae et signa morborum* sind Collegienhefte, einem Professor, der weniger durch sich selbst, mehr durch seine Nachkommen berühmt wurde, nachgeschrieben, und jetzt, mit allen orthographischen Fehlern des Nachschreibers, von denen schon der Titel Proben genug giebt, abgedruckt. Das Werk war der öffentlichen Bekanntmachung durchaus unwerth. Es enthält die grobe Theorie des Zeitalters, in dem es geschrieben wurde, und sonst nichts Eigenes, und ist in einem Styl geschrieben, der selbst in den barbarischen Zeiten des Mittelalters oft noch besser und reiner war. Wenn aber ja der Verleger ein solches Buch den Ärzten unsers Zeitalters hatte anbieten wollen; so hätte er die Beforgung der Ausgabe wenigstens einem Manne anvertrauen sollen, der Fähigkeit gehabt hätte die Sprache und die Rechtschreibung zu verbessern. Eine einzige Probe wird die Leser unserer Blätter in den Stand setzen über dieses Buch selbst zu urtheilen. *Hic malus corporis habitus a corrupto oritur sanguine, qui multis particulis peregrinis praeditus tardius circulator et ubique stagnat, praeprimis in locis a corde remotis et sic partes facit tumidas, imo succosive hinc augenter et partes sunt molles, suavia et pedes flaccidae, et tandem octavo malo partes implentur humore nimio, quod tandem effurgit malum in jecore imo in ipsius abdomine, unde hydrops oritur. Atque ita sunt debiles quia fibrae muscularum sunt flaccidae, tum et sanguis tardius movetur, denique quia sanguis est lentus et pauci segregantur spiritus animales, u. 1. f.*

HANNOVER, b. C. Risther: *Sammlung merkwürdiger Abhandlungen über Thierkrankheiten von F. C. M. Scheibler. 1 und 2 Th. 1795. 444 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)*

Der erste Theil enthält: *Practische Abhandlung von dem Unterschiede zwischen der Druße um der Drußel der Pferde von D. Linné u. s. w.* 2) *Ueber die Natur und rechte Behandlung der Druße von D. Sprengel.* 3) *Abhandlung von dem Keopie und Lotze der Pferde von D. Krüger.* 4) *La Fosse Gedanken über den Rorz der Pferde.* Der zweyte Theil: 1) *La Fosse Gedanken über den Wurm der Pferde.* 2) *Kausch*

neure Erfahrungen über den sogenannten Miltzbrand des Rindviehs. 3) *Befreibung und Behandlung des Karfinkels der Thiere. (von wem?)* 4) *Auhand. von der Bräune bey den Schweinen (von wem?)* 5) *Ueber den Zungenkrebs von Harmann.* 1.) Verlaß über eine sehr einfache und wohltheile Behandlungsart verschiedener Krankheiten des Rindviehs mit der Gallen- oder Glasfals (von Percy.) 11) *Abhandlung von den Schaafspocken (von wem?)* 12) *v. Haller Abhandlung von der Viebscheue.* 1.) Gedanken über die Unzulänglichkeit aller Vorbauungsmittel und Verlebungsmitteln gegen die Hornviebscheue, (von wem?) — Der Gedanke, die verschiedenen Beobachtungen mehrerer Thierärzte über eine Krankheit neben einander zu stellen, verdient Beyfall, auch konnte man mit der Wahl in der vorliegenden Sammlung zufrieden seyn. Doch dürfte in der Folge vorzüglich bloß auf solche Abhandlungen, die entweder in bändereichen Zeitschriften, oder in ausländischen großen Werken enthalten sind, oder auf gründliche Berichte der Thierärzte an Landescollegien Rücklicht zu nehmen seyn. Denn wozu jene kleineren Schriften, die schon durch den Buchhandel allgemein verbreitet und bekannt sind, noch einmal aufstehen, oder gar Artikel aus Werken zu entlehnen, die gewis jeder Thierarzt schon besitzt, wie dies hier mit den Aufsätzen über Wurm und Rorz aus La Fosse's Lehrbegriff der Pferdearznei geschehen ist? Will der Herausgeber ja den Leser in den Stand setzen, die verschiedenen Untersuchungen über diese oder jene Krankheit bequemer miteinander vergleichen zu können, so dürfte er nur in Anmerkungen das, worin andere Autoren von den seinigen abweichen, beyfugen.

PHYSIK.

BERLIN U. STETTIN, b. Nicolai: *Joh. Nikol. Martins Unterricht in der natürlichen Magie oder in allerhand belustigenden und nützlichen Kenntnissen völlig umgearbeitet von Gottfried Erich Kaschthal. 1oter Band. 1796. 362 S. und 14 Kupferstafeln.*

Die Einrichtung dieses Werkes ist aus den Anzeigen der vorhergehenden Bände hinreichend bekannt. Auch bey dieser Fortsetzung muß die Rüge erneuert werden, daß die aufgenommenen Stücke nicht durchgängig zweckmäßig und kritisch gewählt sind. Im ersten Abschnitt, welcher die elektrischen Kunststücke enthält, werden *Franklins und Kratzensteins Hypothesen* über die Electricität (die doch wohl keine Kunststücke sind) vorgetragen. Nach den Einwendungen, welche *Lichtenberg* der *Krazensteinschen Hypothese* entgegen gestellt hat, hätte sie wohl schwerlich eine so weitaufgeleitete Ausführung verdient. S. 30 — 33. ist wörtlich aus *Gehlers physikal. Wörterbuche* (Band I. S. 835 — 840.) ausgegeschrieben; nur muß S. 33. *Z. 5. und der Deckel zugleich sein* — *E. u. f. w.* gelesen werden, sonst enthielte einige Undeutlichkeit, so wie

überhaupt das wörtliche Abschreiben aus so mancherley Schriften in Ansehung des Styls eine würdliche Ungleichförmigkeit hervorbringt. Was die Bereitung des Goldpulvers zur kalten Vergoldung betrifft, so ist der Zusatz von Salpeter zum Königswasser völlig unnütz, am kürzesten wird man seinen Zweck erreichen, wenn man das Gold in Königswasser auflöst; indem, wenn man Scheidewasser nimmt, die Zusätze von Salmiak und Kochsalz doch nur immer dahin führen, das Scheidewasser in Königswasser umzuwandeln. Bey der Bereitung der grünen sympathetischen Dinte S. 113, sagt der Verfasser, man könne auf den Kalk nach Gefallen Acidum nitri, Acetum destillatum oder Acidum formicarum (welches von der Essigsäure fast gar nicht verschieden ist, und daher keine besondere Erwähnung verdient hatte) oder auch Acidum Salis gieszen, alsdann Kochsalz zusetzen, worauf ein Nitrum cubicum entstehen würde, dieses Salz kann sich ja aber nur dann erzeugen, wenn der Kalk in Salpetersäure aufgelöst, und dann Kochsalz zugefetzt wird, nie aber wenn eine andre der genannten Säuren dazu gebraucht wird. S. 114, heist es gar, man löse den Kalk in Salzsäure auf, dampfe die Auflösung ab, so wird ein Nitrum cubicum anschießen!! Ueberhaupt ist der Vf. mit seinen chemischen Begriffen nichts weniger als ins Reine, sonst würde er auch wohl schwerlich den Aufsatz von Herrn Weinling über das Verfahren mit überflaurer Kochsalzsäure zu bleichen, in der Gestalt wie es gesehen, haben abdrucken lassen. Unter die mechanischen Kunststücke ist eines aufgenommen, welches so lautet; *Eine Wette mit einem Ey zu machen, dass man es auf dem Tisch mit einem Beile nicht entzwey schlagen kann.* Der es nicht weiß, der wird es vor dem Tische stehend entzweyschlagen wollen; aber die Wette ist verloren. Wer es recht machen will, der setzt sich auf dem Tisch. — Unter den Rechenkunststücken, wird die Rechnung mit Logarithmen vorgetragen. Derjenige, welcher die Gründe auf welchen diese Berechnung beruhet, inne hat, wird schwerlich sich in diesem Buche Rathsholen, für den hingegen, der noch ganz unbekant mit algebraischen Rechnungen ist, muß es ganz unverständlich seyn, wenn es gleich im Anfange der Abhandlung heist, *allgemein kann man auch die Progression also ausdrücken* $a^2 a^3 a^4$ u. s. w. Es ist nicht erklärt worden, was Potenzial-Großen sind, wie mit ihnen gerechnet werden muß u. s. w. Zweckmäßiger wäre es gewesen, wenn der Vf. auf den Nutzen aufmerksam gemacht hätte, welchen das Rechnen mit Logarithmen im bürgerlichen Leben gewährt, und

welches ohne weitläufige Auseinandersetzung theoretischer Gründe kann anschaulich gemacht werden. Als Anhang sind einige Spiele zum Besten gegeben, unter denen Rec. nur auf das: *Ich liebe die Ich nicht*: der Absurdität wegen, aufmerksam machen will.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Schneider und Weigel: *Getriebne Abbildungen naturhistorischer Gegenstände in Hinsicht auf Bechtheins gewinnnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes u. s. w.* von J. M. Bechthein. Sechstes Heft. 1795. 6 Blätter Text, und 10 illum. Abbildungen. (12 gr.)

Was Rec. (A. L. Z. 1796. No. 46.) von den ersten fünf Hefen dieser Abbildungen urtheilte, gilt auch größtentheils von diesem sechsten; nur sind im Ganzen die Abbildungen besser. Sie beziehen sich gleichfalls ausschließlich auf das Thierreich, und zwar die drey ersten Classen desselben. Der Seeadler, *Falco Ossifragus* ist in Thüringer Walde nicht selten. Bey der sehr mittelmäßig abgebildeten Schleyereule, dem Kreuzschnabel, und Mouch sind die Abänderungen in der Farbe nach Alter und Geschlecht deutlicher, wie bisher angegeben. Die Abbildungen des Manchens und Weibchens vom Kiebitz und Schwarzknechten zeigen den Unterschied beider Geschlechter deutlicher, den Trompetenvogel will der Vf. mit Latham, von dem die Abbildung entlehnt ist, zu den Hausvögeln gerechnet wissen. Es kann hierbey, wie überhaupt bey der Anordnung der Thiere, nur die Zergliederung entscheiden, und da der Trompetenvogel nach Pallas keinen Kropf und einen minder muskulösen Magen wie die Hühnerartigen Vögel besitzt, so kann er wohl nicht zu diesen gerechnet werden. In einer Anmerkung zu dem nach Rösel copirten grünen Wasserfrosch zeigt Hr. B. an, daß er *de la Cepede's* Amphibienwerk übersetzt mit Anmerkungen herausgeben werde. Wir wünschen, daß dieser letztere und der Zusatz sehr viele seyn mögen, da das Werk selbst, wenn gleich, wie Hr. B. mit Recht bemerkt, das vorzüglichste über diese Classe, doch äußerst unvollständig und zum Theil sehr flüchtig gearbeitet ist. Rec. kennt wenigstens dreymal so viele Schlangengattungen, als *de la Cepede* angegeben hat; und besonders bedürfen Beschreibung der äußern, vorzüglich der innern Theile und die Geschichte vieler aufgeführten Arten einer oft beträchtlichen Ergänzung und Berichtigung.

KLEINE SCHRIFTEN

ARZNEYERLEHRHEIT. Stettin, gedr. b. J. S. Lecht: *Abhandlung über das Luftholen, die Urkrücken, und die Hohlhand, oder die Handerwirth Leutengeregen von P. J. Boeckst. ungar. Arzt 284 Fyrits in Pommern. 1795. 64 S. 8. Ein schöner Bey-*

trag zu einem Zweige der Thierheilkunde, der gerade noch am weitesten zurück ist, welcher zugleich auch durch den Einfluß, den der Gegenstand auf die Menschheit hat, noch unendlich interessanter und wohlthätiger wird. Mit der Idee, der nach-

ste, beste Weg, jene fürchterliche Krankheit, die Wasserscheu, aus der Reihe der Menschenkrankheiten zu verbannen, sey genau Kenntnis der Wuth des Hundes, ihrer Entstehungsurache und des darauf gegründeten Heilverfahrens. Mit dieser Idee gieng der Vf. zu seinen Untersuchungen, und verfolgte sie mit so gefundenen pathologischen Räsouement und von Erfahrungen unterstützt, daß seine Theorie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält. Er sucht nämlich zu erweisen, daß die Hundswuth eine Krankheit gallrischen Ursprungs sey und als solche behandelt werden müsse. (Bey der Überzeugung, daß entwickelte Gallen und Schleimanhäufungen unfehlbar eine sehr häufige, Ursache dieser Krankheit abgeben, kann Rec. doch nicht unbemerkt lassen, daß sie ihm keineswegs die allgemeine Quelle derselben zu seyn scheinen, ja daß sie oft erst die Folge der durch die Einwirkung der Gelsehenheiten erzeugten allgemeinen Körperveränderung sind; wenigstens läßt sich dies aus der durch Ausleerung entstandenen Wuth schließen, bey welcher ebenfalls der Vf. Gallen im Spiele läßt; wäre sie aber hier die Ursache, so könnte Wuth nicht bey alten Hunden ohne Ausnahme durch Ausleerung hervorgerufen werden, sondern nur bey denen, bey denen bereits galliger Unrath angehäuft sey, denn unmöglich läßt sich eine solche Kokochole als ein präexistirendes Unverträgenheit des ganzen Hundegedächtnisses annehmen.) *Aetiology.* Großer Hitze und Kälte bringe nicht unmittelbar und durch sich selbst die Hundswuth hervor; aber Sommer und Winter seyen die vermehrende Ursache derselben Krankheiten, deren Grundstoff Gallen und zäher Schleim sind, nur also hervorbringend, zeigend wirken sie. Daß Hitze sie nicht hervorbringe, daß diese Krankheit ganz heiss ist; (und eben so hatte der Vf. aus kalten Klimaten die Kamischadallischen Hunde anführen können). Den Grund dieser Erscheinung in den heissen Gegenden, sucht der Vf. in dem weniger plötzlichen Wechsel und Übergang der Witterung aus Wärme in Kälte, wodurch die Functionen nicht so beträchtlich gestört und aus ihrem gleichen Gange gebracht werden, theils in der mehreren Angewohntheit der Thiere selbst an die Witterung durch ihr Leben im Freyen; auch sey es wohl der Macht der Gewohnheit zuzuschreiben, daß sie, da sie sich doch grossentheils von gutem Thierfleisch nähren, und dadurch gewisse Verderbnisse der Säfte zuzuschreiben scheinen, nicht zur Wuth geneigter sind. (Diese Erklärungsart scheint jedoch nicht ganz befriedigend, denn die Witterung ist ja nicht die einzige erzeugende Ursache der Krankheit; sollte man nicht zugleich auch die Bärkere Ausdünstung der Thiere in heissen Klimaten, — die nach des Vf. eignen Aussprüche S. 29, manche Salure aus dem Körper schaff, — die freyere, mit vieler Bewegung verbundene, und affectuöser Lebensart dieser Thiere, und hauptsächlich die ungeduldere Befriedigung des Geselechtes mit in Anschlag bringen?) — Der sanguinische Hund wird leicht toll, der cholerische noch leichter, der phlegmatische ist außer der wirklichen Mittheilung vor dieser Krankheit ganz(?) gesichert: der cholerische wird am schnellsten, der phlegmatische am spätesten wüthend; (ein Beispiel, daß bey einem dergl. Hunde erst drey Wochen nach dem Bisse die Wuth ausbrach. Der Hund besitzt eine natürliche Neigung der Säfte zur Verdickung, hauptsächlich aus Mangel des Schweißes, auch erbliche Disposition ist möglich, daher die Sage, daß Hunde, die kurz vor, oder in den Hundstagen und gleich darauf geworfen werden, als die Säfte seyn, in so ferne nicht ganz ungegründet scheint, als die Säfte dieser Mütter durch die zu dieser Zeit gewöhnliche Hitze altert werden können. Wichtiger sey oftmals erzeugter und gehinderter Bezaugungsrieb. Wie dies die beygebrachten Erfahrungen erläutern. Das Zammeln junger Hunde oder auch der Schmerz gekauener, abgebrochener Zähne sey eine eingebil-

dete Ursache; der Vf. führt den Beweis durch ein Beispiel, wo Beirath der Zähne und Kinnlade zugegen und der Hund doch nicht toll war. (Alllein es bleibt doch immer möglich, daß wo innere Disposition zur Wuth zugegen ist, abkühlende körperliche Schmerzen sie aufreizen und so die Krankheit zum Ausbruch bringen könnten.) — Uebrigens war eine etwas sorgfältigere Untercheidung der gelegentlichen und prädisponirenden Ursachen in diesem Abcutine zu wünschen, so wie man auch die Prüfung noch mancher nicht unwichtigen Ursachen vermisst, indess ich der Vf. bey weiser Wichtigkeit verweilt. — Gut sondern der Vf. die Zeichen der Wuth in ihren drey Zeiträumen, die der anfangenden, wachsenden, und vollendeten. Hauptsächlich unter denen im ersten Zeiträume befinden sich weiche, z. B. das Lecken des Mauls, das Kratzen mit der Zunge, das Verzerren der Oberlippe, das Wädeln aus dem Maule, das Schließen nach den Weichen, welche auf Neigung zum Erbrechen und Schmerz im Hinterleibe hindeuten, weiche zu erkennen geben, daß dort eine Materie ruhe, die durch Erbrechen zu entfernen sey, und die nach des Vf. Erfahrung basallen die Natur selbst durch freiwilliges Krampfes Erbrechen entferne. Diese Materie sey verdorbenes Galle und Schleim; denn durch natürliches oder künstliches Erbrechen gehe dergl. in unglücklicher Menge, in verschiednen Farben, braungeh, spangrün, bisweilen so stenzend ab, daß der Vf. eine heisse Dose bis auf 3 Linien tief davon gleichsam getrahe ist. Auch die Oeffnung der Todten belästige dies; die Verdauungswerkzeuge und die Leber lind brandig, die Gallenblase voll einer schwarzlichen theerartigen Feuchtigkeit, die Bauchhöhle mit einer braunrothen stinkenden Feuchtigkeit angefüllt u. s. w. Die wirksamsten Mittel zum ersten Zeiträume seyen also Brechmittel, im zweyten richten sich weniger aus, weil dann schon die bösartige Materie in den Körper übergeführt sey. Brechwurzel und Nieswurzel (frisch gepulvert wirkt um ein Dritttheil stärker.) y. 1—3 Gran, oder Nieswurzel allein zu 10 Gran oder mit Weinsäure aa; vom mineralischen Turpith 2 Gran mit Salpeter oder Weinsäure, alles in Pillenform mit Gummi-schleim. Im ersten Zeiträume reichen die ersten Mittel hin, im zweyten wirkt nur das Turpith schnell und thätig genug. Wirkt die Dose nach zwey Stunden nicht, reicht man eine zweyte. Erfolgt Erbrechen und aufstauende Besserung, so giebt man den andern Tag saure Milch; weichen die Zufälle gar nicht, oder nicht sonderlich, entweder den ersten oder den andern Tag noch ein Brechmittel. Zu starkes Brechen stillt frisches Leinöl. Der Brechweinsäure wirkt nie gut, in einigen Fällen tödlich. Zum Beweis der Wirksamkeit dieser Methode erzählt der Vf. die Krankheitsgeschichte seines eignen Hundes. Statt der Episode über die Zweckmäßigkeit der Krankengeheilen hatte Rec. lieber eine nähere Untersuchung der durch Ausleerung mitgetheilten Wuth und ihrer Behandlung gewünscht. Eben auch durch die zufällige Beymischung eines übermäßig scharfen Gallenstoffs erklärt der Vf. die Bösartigkeit des Speichens bey einem bloß heftig gereizten, nicht gerade wüthenden Hunde. — Als Vorbaumittel empfiehlt er außer dem beständigen Vorhanden des trischen Wassers, die dicke saure Milch, als vorzüglich galienwidrig.

Zum Beschluß theilt der Vf. noch Bemerkungen über eine verwandte Krankheit, die sogenannte *Hundstunpe* mit, zeichnet ihre Zufälle, hält sie für eine katastralische Krankheit, die durch Cruditäten in den ersten Wegen, besonders durch Gallenstoff bösartiger wird und beßigt den schon bekannten Nutzen der Brechmittel auch in dieser Krankheit. (Abführnde, galienwidrige Klystiere sowohl in dieser, als in jener Krankheit dürften ebenfalls ihren großen Nutzen haben, und sind wenigstens in der ersten durch die Erfahrung bewährt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. März 1797.

PHILOSOPHIE.

Augsturm, in d. Wolffschen Buchh.: *Gott, bewiesen aus den Wundern der Natur*, von H. Bulet. königl. Lehrer der Gottesgelahrtheit, Decan(en) der Universität zu Besançon, der Akademie von Besançon, von Lion und Dijon. (Mitglieder vernuthlich) Beygefellten der königl. Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften; aus dem Französischen übersetzt von P. Mich. Lory, Benedictiner zu Tegernsee, der Gottesgel. Doct., Salzburgerisch. geistl. Rath etc. 1793. 200 S. 8. (12 gr.)

Bulet kannte in Frankreich, dem Hauptgebiete des dogmatischen Atheismus, keine bessern Waffen für das Daseyn Gottes, als dogmatische Beweise aus der Metaphysik und Physik, wie denn auch seine Gegner metaphysisch - physische Witzeleyen in ihren Kosmogonien verschwendeten, und so ward sein *Gott aus den Wundern der Natur bewiesen*. Zwar scheint der Titel nur einen physisch - theologischen Beweis anzukündigen, allein im Werke selbst ist der kosmologische mit dem physischen vermischet. Auf die Schärfe des kosmologischen thut sich B. viel zu Gut, und schmeichelt sich (in der Vorrede) bey der Entwicklung der Vollkommenheiten Gottes einen etwas neuen, aber desto sicherern Weg eingeschlagen zu haben, weswegen er sich auch bey seinen Landsleuten Vergebung seiner abstractern Vernunftschlüsse verspricht, weil es die Nothwendigkeit gefodert hätte. Wohl mag er die Schwäche des physisch - theologischen Beweises, und die Nothwendigkeit ihm mit dem kosmologischen zu Hülfe zu eilen, gefühlt haben! Mit impotenter Töne hebt er daher an: Es giebt *Etwas*, das *nicht Nichts* ist. Und nun sieht da! wie auf den Schlag einer Zaubertrute springt ein gewaltiger Sorites heraus, dessen Glieder in vierzehn Hauptsätzen das ganze Werk beherrschen. Das Hauptsächliche, was dabey zum Grunde liegt, ist der bekannte Schluss von der Zufälligkeit der Welt auf eine absolut notwendige, und von derselben unterschiedene Ursache. Aber dieses notwendige Wesen näher zu bestimmen, und vor allem zu beweisen, das es höchst weise sey, ruft er die Zweckmäßigkeit der Welt als Haupt- und die Einstimmung aller Völker als Bestätigungsbeweis herbey, womit er den größten Theil des Werkes ausfüllt. Dann erst setzt er seinen Weg weiter fort, um noch darzutun, das notwendige Wesen sey einzig, allmächtig, unendlich, frey, gültig, und Regent die-
A. L. Z. 1797. Erster Band.

ser Welt. Wir treffen ihn also wieder auf dem verlassenen eugen Fußsteige der rationalen Kosmologie, von dem er sich unvermerkt bis an die schwindlichte Höhe des ontologischen Beweises verzieht. Den aus der Kosmologie geborgten hohlen Umriß des Unbedingten - Nothwendigen mußte er allerdings früher oder später, mit unendlicher Realität ausfüllen, um wieder herauszunehmen, was er hineingelegt hatte. Nur darüber wird sich der Kenner wundern, das er nicht früher darauf kam; das er die Glieder seiner Demonstration nicht logischer unterordnete; das er nicht, statt die metaphysischen Gründe mit den physischen zu unterrechnen und zu schwächen, sie unvermischt neben einander fortlaufen ließ. Der sel. Reinardus, aufgebracht über die La Mettrie's sonner Zeit (Vorerin. 5. Ausg. §. 3.) liefert in seinen Abhandlungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion ein ungleich besseres Gegenstück. Auch er ging vom Daseyn der Körperwelt überhaupt an, und führte einen kosmologischen Beweis, den er mit dem physischen ver stärkte. Aber beide Beweisarten, obgleich parallel laufend, hielt er gleichwohl gefondert, brauchte die physische nur zur Bestätigung, ging festern systematischen Schritten einher, gab seinen Beweisen mehr Gründlichkeit, so wie seinen Betrachtungen über die Natur mehr Selbstgedachtes, in dessen B., der gar oft Stellen aus französischen Physikern ausbeut; auch hier zurückbleibt.

Ohne uns bey dem Werthe dieser Beweisarten, den der kritische Philosoph kennt, oder der Anordnung des Ganzen weiter aufzuhalten, weisen wir nur bey einem oder dem andern Theile, dessen Schadhafteit eine Auszeichnung verdient. S. 37. Der skeptische Einwurf, worinn Premontval aus dem Calcul der Wahrscheinlichkeit zeigen wollte, das unter Voraussetzung einer verhältnismäßigen Zahl von Buchstabenversetzungen aus einem Buchdruckerkasten die Buchstaben *a*, dann *am*, und so die ganze Aeneide, und folglich auch die ganze Welt durch die ungeschärfte Combination der unendlich oft zusammengefloßenen Elemente nicht nur herauskommen könne, sondern höchst wahrscheinlich herauskommen werde, äugliche Hn. B. gar sehr, so leicht er ihn auch vorgekommen seyn würde, wenn er bedacht hätte, das die Entstehung der Welt aus dem blind durch einander gährenden Chaos durch unzählige Combinationen weit weniger begreiflich sey, als die Entstehung einer Aeneide auf den ersten Wurf der Buchstaben, weil die Unermesslichkeit des Weltganzen in's Grobe, wie in's Kleine, der Uendlichkeit der Elementarcombinationen

M m m

tionen die Wage hält. Was aber B. dagegen sagt, tritt den Punkt des Einwurfs nicht, sondern nur die Möglichkeit in der durch's Ungefahr erzeugten Ordnung zu verharren, worüber Premontvalger nicht verlegen gewesen seyn würde, sich durch eine Hypothese zu helfen, sobald man ihm das Schwereste, die Möglichkeit der Enttöndung, eingeräumt hätte. Und wirklich bekennet B. S. 30., Premontval habe diese für die Gedanken bewiesen. Und nun braust alles S. 53. 63. 36. 42. wild durch einander, und das Resultat ist, daß B. von der speculirenden Vernunft an die Vernunft appellirt, die sich an das gesunde Gefühl, an den gemeinen Sinn, und die Erfahrung hält; denn das alles scheint er für Eins zu nehmen. So tief sinkt B. von seinem metaphysischen Fingel auf einmal herab, und der Dogmatist wird auf einmal an der Vernunft zum Skeptiker, um auf der Heerstraße der Erfahrung und des gesunden Menschenfinnes desto sicherer und bequemer eluherzuwandern. Nun laßt sich wohl nicht absehen, was B. hier bey einem Gegenstande, der sich weder durch Anschauung noch Analogie erreichen läßt, mit Erfahrung will, noch wie sich der gesunde Menscheninn von dem verdorbenen unterscheiden lasse, ohne die Kriterien in der Vernunft zu suchen; *gleichwohl sucht er seinen für die Vernunft tödtlichen Satz und das Vorzugsrecht der Erfahrung und des gesunden Menschenfinnes aus Erfahrung und dem gesunden Sinne durch mehrere Instanzen, die sich auf die zwey folgenden zurückführen lassen, zu beweisen. 1) Es läßt sich mit mathematisirter Schärfe darthun, daß die Diagonale eines Quadrats einer der Seitenlinien gleich sey. (S. 1.) weil, wenn man so viele Parallellinien zieht, als die Seitenlinien Punkte in sich enthalten, das ganze Quadrat ausgefüllt, und die Diagonale in allen ihren Punkten durchschnitten wird, und folglich nicht mehrere Punkte in sich enthält, als eine Seitenlinie, das heißt, derselben ganz gleich ist. Nun erhebt aber aus bloßer Anschauung das Gegentheil. 2) Nach den Gesetzen der Mechanik müßte ein stärkerer Stoß auch eine größere Bewegung, als ein geringerer bewirken. Nun zeige aber die Erfahrung, die über alle Vernunftschlüsse siege, in gewissen Fällen das Gegentheil; z. B. eine leicht bewegliche Kugel setze sich durch den geringsten Fingerstoß in Bewegung, und bleibe doch unbewegt bey einer sie durchdringenden Musketenkugel — — Ist's denn nun die Vernunft, die eine demüthigende Zurechtweisung von der Erfahrung, oder dem gesunden Menschenfinne erhält, oder sind es diese, welche die Auflösung dieser Knoten von der Vernunft, welche sie schürzte, zurückhalten? Die Vernunft entdeckt die Sophisterei des ersten Falles, in welchem sie die willkürliche Voraussetzung von einer bestimmten Zahl Punkte bemerkt macht, und setze sich gegen die klare Anschauung etwas zu erlauben, *vielmehr aus derselben auf die durch die Idealität des Raums begründete unendliche Theilbarkeit des Raums schließt. Im zweiten Falle erkennt die Vernunft jenes Gesetz von der Größe der Bewegung nur in so fern für gültig, als

es der Verstand von einzelnen Erfahrungen richtig abstrahirt hat, wovey also gar kein Widerspruch zwischen der Erfahrung und ihr möglich ist. Möchte nur auch so wenig Widerspruch in dem Benehmen des Hn. B. seyn, der jetzt seine Vernunft antrengt, um aus ihr Gott zu beweisen, jetzt wieder, um zu beweisen, daß sich aus derselben gar nichts, also auch Gottes Daseyn nicht, bestimmen läßt!

Beym dem großen Vertrauen, das B. dem gemeinen Menschenfinne und der Erfahrung schenkte, war es sehr natürlich, daß er für das Dogma eines höchst weisen Weltchöpfers den Bejahl aller Völker, als Bezeugung seines Hauptbeweises, suchte und — fand. Statt des Resultats, daß der Polytheismus sich nach und nach zum Monothetismus hinaufgelauert habe, fand er, wie alle seines Gleichen, die das Weltalter auf 6000 Jahre setzen, d. r. ursprünglich den Monothetismus sey durch Sinnlichkeit in Polytheismus und Abgötterey ausgeartet. Ohne Unwillen kann man's nicht ansehen, wie leichtgläubig dieser anmaßliche Vernunftkritiker jedes Mahrens eines alten Kirchenvaters oder eines neuern Missionars, die gleich viel Neigung hatten, alle fremde religiöse Vorstellungsorten den ihrigen anzuschmiegen, sogar die Zoroastriischen Lügen aufgreift; wie folgiam er nach Pater Tachard den Prah der Siamesen, einen Gotzen, der ihren ersten Religionslehrer vorstellt (siehe *Kampfers Reiseb. Japan* I. S. 40.) zum höchsten Wesen erhebt, und dem großsprechlichen P. Du Halde nachzählt, die Chinesen hätten 2000 Jahre lang den wahren Gott ohne alle Beymischung von Abgötterey angebetet; (S. 30.) wie er sich gar noch aufheben liefs, die Wilden in Amerika den untrüglichen sich Gottes Daseyn an der Zufälligkeit der Welt. Das empörendste aber ist, daß B. seine Vernunft auf die Folter spannt, um aller Geschichte zu Trotz sein Dogma irgend anzubringen. Man höre doch das Paradoxon: die alten Britten, Gallier, Germanen hätten den wahren Gott angebetet (S. 27.) Caesar und Tacitus sagen zwar gerade das Gegentheil. Aber B. überführt sich aus Plinius, und selbst Tacitus und Cluver, der Götterdienst dieser Völker habe einige Ähnlichkeit gehabt; auch sey die Religion der Britten der alten Persischen *einigermassen* ähnlich gewesen. Nun hätten aber die Perser eine Religion ohne Polytheismus und Abgötterey gehabt, weil Clemens von Alexandrien ihnen nachrühmte, sie hätten die Religion der Philosophen gehabt. Also sey es erwiesen, daß die Britten, Gallier, Germanen *diesen* Lehrsatz in ihrer Dogmatik gehabt hätten. Jeder Schüler der Logik mag den Fehler der fyllogistischen Form leicht entdecken; aber keine Seele wird es sich so leicht einfallen lassen, daß Clemens von Alexandrien von altem dem gerade das Gegentheil sagt. Denn er sagt nicht, die Perser hätten die Religion der Philosophen oder eine philosophische Religion gehabt, sondern gewisse Philosophen (die Jonier) hätten die Luft-, Wasser- und Feueranbetung der Perser sich zu eigen gemacht (Clem. ed. Pott. V.). Clemens suchte die Principien, woraus diese Philosophen die Welt ent-

entstehen ließen, zu dem Fetzschismus der Perse herabzusetzen, und erklärte also diese für Abgotterer, was denn auch der wahre Ähnlichkeitspunkt obbelegter Völker war.

Ob nun ein Buch, das der Geschichte so sehr, als der philosophischen Aufklärung unserer Zeit widerspricht, eine Uebersetzung verdiente, diese Frage dürfte sehr überflüssig scheinen. Zwar hätte es immerhin angehen mögen, die physisch - teleologischen mit Klarheit und Wärme geschriebenen Betrachtungen durch eine Uebersetzung unter uns bekannt zu machen, weil wir zur Heiligung und Belebung der Religion deren nie zu viel haben können. Aber wo zu das Uebrige? vielleicht um den guten Eindruck, den jene hätten machen können, bey dem nachdenk-samern Leser wieder zu erlöschen? Um diesem Schaden vorzubeugen, hätte der Uebers. durch zurechtweisende Noten seinen Autor verbessern sollen, was aber nicht von dem Hn. geistlichen Rathe zu erwarten stand, der die Fortschritte der Philosophie in Betreff der Religion so wenig zu kennen scheint, als hie und da seine Muttersprache, durch welche Unkunde oder Unachtsamkeit er seine übrigen fließende Uebersetzung unangenehm macht; z. B. S. 79. 115. *Beiner statt Reine*. S. 81. *Verhältniß für Verhältnisse*. S. 93. *gleichten statt gleichen*. S. 103. *Man will oder will nicht* — statt — *man wolle oder wolle nicht*. S. 107. *verwundlicher Kunnstbau*, der an dem menschlichen Körper *schimmert* — Dies letzte soll vermutlich das französische *eclate* bedeuten. Das Original hatte *Rec*, nicht zur Hand, um den Werth der Uebersetzung auch von dieser Seite beurtheilen zu können.

OEKONOMIE.

Ausguss, b. Benedikt: Der wirtschaftliche Tausendkünstler, oder auserlesene Sammlung der nützlichsten Kunststücke in der Haus- und Landwirtschaft. Von Joseph Anton Becker. 1796. 168 Bog. 8. (10 gr.)

Mehr als drittheilb hundert willkürlich durch einander gemengte vorgebliche Kunststücke, ökonomischen, diätetischen, medicinischen, technischen erlabals. Um einen so starken Vorrath herbey zu schaffen, hat (laut der Vorr.) auch der Verleger einen Theil derselben aus allerley Winkeln zusammen geräth. Der Vf. glaubt „durch die Bekanntmachung dieser in „vielfältigen häuslichen Angelegenheiten anzuwendenden Mittel seinen schwabischen Landsleuten keinen geringen Dienst zu erweisen, und verschafft, nach denselben seine Wirtschaft bisher sehr vortheilhaft geführt zu haben.“ An beiden haben wir sehr zu zweifeln. Unmöglich können wir den Einwohnern in Schwaben eine so große Unwissenheit und Leichtgläubigkeit zutrauen, daß sie von so vielen unter diesem Gienßel befindlichen, aus Kalendern u. s. all-gemein bekannten Schriften entlehnten Recepten noch

gar nichts wissen, so manche sichtbare Unrichtigkeit nicht bemerken, und alles für sichere und wichtige Belehrung annehmen sollten. Und das alleinige Zeug-niß des Vf. vom wirklichen Gebrauch der von ihm empfohlenen Mittel und ihrer vortheilhaften Wirkung in seinem Hauswesen, kann ohne alle weitere Bestätigung um so weniger für völlig gültig geachtet werden; da in diesen Mitteln so manches enthalten ist, was mit unbestreitbaren theoretischen Wahrheiten und richtigen Erfahrungen im Widerspruch steht.

Ueber alle vorstehende Behauptungen nur einige Beweise. Wer nur irgend einigen Begriff von der Vegetation der Pflanzen hat, wird nie behaupten, daß aus dem bloßen Verbrennen der Wurzeln von Bäumen und Gesträuchen auf einem urbar zu machenden fruchtbaren Boden eine Menge schwer auszurottender Birkenbuschlinge entstehen (S. 6.), noch daß durch das bloße Bekreuten eines solchen Bodens mit Alde, woselbst vorher überall nichts weiter, als Moos wuchs, Ellen lauges Gras mit allerley Blumen erzeugt werde (S. 7.). Zwischen den (S. 20. u. 21.) mit einander vermengten beiden Krankheiten des Getreides, dem Roste und dem Brande, ist ein wesentlicher Unterschied, und das zu deren Verhütung auserathene Mittel nicht hinreichend, und bey großen Breiten nicht ausführbar. Schon aus der Natur des Brandes im Weizen folgt von selbst, daß das Bestreuen der Weizenhaufen auf dem Boden mit frischen Thun-assen (S. 21.) nichts helfen könne. Nur das längst bekannte Mittel des Einkalkens (S. 22. Nr. 3.) war allenfalls noch der Ausführung werth. Das zur Beförderung des Getreides gegen den Mehlthau angepriesene Mittel (S. 23.) kann niemand für zuverlässig annehmen, der von dessen Ursprunge irgend einen Begriff hat. Aus der Erzeugungsart, dem Aufenthalt und Leben der Kornwürmer ergibt sich, daß von den S. (24 — 31.) empfohlenen Mitteln gegen sie nur ein Paar bloß gegen den weißen Kornwurm (*Phaenagrana grandis*) nutzen werden, keines aber gegen den schwarzen Kornwurm (*Carcus frumentarius*) helfen kann. Von der Unwirksamkeit jener Mittel und dagegen von der vorzüglichsten Wirksamkeit der Diätetischen Structur der Kornboden ist Rec. bey seiner vieljährigen Theilnahme an der Verwaltung eines großen landesfürstlichen Getreidemagazins durch eigene Erfahrung überzeugt worden. Unter einer großen Menge Recepte gegen allerley Krankheiten auch das so allgemein bekannte gefährliche Mittel der Blätter von der Belladonna (S. 22.) Auf diese Recepte hat der Vf. keine Rücksicht genommen, als er (S. 223.) gegen den Gebrauch der von Ollitätenkräutern, Winkelsärzten und Plüschern angepriesenen Medicamente warnte. Das zuverlässigste von allen ist gewiss das folgende ansehnliche Kunststück (S. 214): *Ist eine große oder sehr kleine, oder zerstückte, so bald schnell den Ort so fest, als nur möglich ist, und bis es eilt den Wundarzt holen.*

Freylich liegen unter dieser Spreu auch einige hie und da aufgesammelte Weizenkörner. Aber wer Min in 2 wird

wird sich die Mühe geben, dieselbe herauszufuchen? Fast sollte man auf den Gedanken gerathen, daß dieses literarische Machwerk das Product einer solchen Fabrik sey, als ein Hr. Legationsrath von *Heuvel* anzulegen geordnet scheint: da er (Reichsanzeiger Nr. 182. v. J. 1796.) zu Uebersetzungen aus dem Eng-

lischen und Französischen, auch neue Bücher zu schreiben, ein tüchtiges Subject, gegen baare Bezahlung (vernünftlich gegen ein möglichst knapp bedungenes Wochen- oder Tagelohn) in seine Dienste verlangt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. Berlin, b. Maurer: *Nachtrag zu der Beschreibung der Feuer abhaltenden Leinwanddecken*, nebst gesammelten Nachrichten und Erfahrungen über die Vor- und Nachtheile der Leinwanddecken, von D. Gills, königl. Geh. Oberbau- und Min. u. d. Kupferst. 1796. 1 Bog. 8. (6 re.) Hr. Gills hat so fern der Bekanntmachung seines ersten Tractats (im J. 1794.) Gelegenheit, mehrere Erfahrungen zu sammeln, wodurch jene Vorchriften mehr berichtigt, auch einzelne Handgriffe vereinfacht wurden. Diese theilt er hier den Besitzern der ersten Schrift mit, die ihm gewis dafür danken werden. Zu wünschen wäre es, daß die zahlreichen Abhandlungen von Gills und Bötkhe dazu dienen möchten, eine Bauart allgemeiner bekannt und beliebt zu machen, die sich durch Ersparung der Materialien, durch ihre Dauer, und vor allem durch ihre Feuerföhrigkeit, wovon hier aufs neue Beweise beigegeben werden, so sehr empfiehlt.

LITERARGESCHICHTE. Oldenburg, b. Stalling: *Erinnerungen aus Manfo's Leben* von F. R. Ricklefs, Prof. am Oldenburgischen Gymnasium. 1796. 48 S. 8. — Diese kleine Schrift ist von einem ehemaligen Schüler des vortheilhaften Mannes, dessen Andenken sie geweiht ist, und enthält viele wahre, oft feine, Bemerkungen über seine Verdienste und seinen Charakter; auch wird man es an der Sprache des Vf. mit Vergnügen wahrnehmen, daß sie ein Abbild der wehmüthigen Stimmung ist, welche der Verlust eines solchen Lehrers und Freundes in seiner Seele hervorgerufen mußte. „Es naht die Zeit jetzt heran, wo unser ganz Manfo sonst bey der Einladung zu den gewöhnlichen Freyerlichkeiten auf unserm Gymnasium die Gelegenheit wahrnahm, manche nicht alltägliche Bemerkung, manche nützliche Wahrheit, manche wohlgeordnete Erinnerung aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit, seiner Erfahrung und seines edeln wohlwollenden Herzens unter das Publicum auszubreiten. Er, der so viele Jahre unablässig bemüht war, unserm Staate geschickte und thätige Geschäftsmänner zu bilden, den alle wegen seiner vielfachen Kenntnisse und Erfahrungen ehrten, wegen seiner Biederherzigkeit und seines Freymuths schätzten und liebten, wird jetzt von uns mit Trauer vermisst; denn er ist heimgegangen, um auszuruhen von der Arbeit und den Beschwerden, deren Er hier viel hatte, und seine Gattin und Kinder, seine Schüler und Freunde weinen ihm nach. Es ist süß, bey dem Bilde eines geliebten Todten zu verweilen; man glaubt ihn noch nicht verloren zu haben; man ist eine Zeitlang noch glücklich in dieser Täuschung, bis man sich allmählich gewöhnt hat, den Gedanken: er ist uns entrissen, ertragen zu können. Möchte mir es gelingen, sein Bild, wie es mir vorschwebt, wie es in meinem dankvollen Herzen — denn ich war einst ein Zögling von ihm, den Er liebte — ab-

gedruckt steht, zu zeichnen! Möchte mir es gelingen, dadurch zur Erhaltung seines Andenkens unter uns, und zur Linderung des Kammers seiner Nachgeliebten, für die der Gedanke: *Er wird nicht ganz sterben*, allerdings ein Trost seyn muß, gewirkt zu haben; dann würde ich diese Federzüge, die meiner Empfindung Bedürfnis sind, für glücklich halten!“ —

Auch Rec. gehörte einst zu den Zöglingen Manfo's, und hat an sich die Erfahrung gemacht, daß er mit steigendem Alter sich dieses Lehrers mit wachsender Achtung und Liebe erinnerte. Eine gewisse Raubigkeit des Tones, die oft mit unverföhrlicher Redlichkeit verbunden ist, eine große Hefigkeit im Unwillen über unbefonnene Streiche, die von einem solchen Feuer, einer solchen Legalität des Charakters, wie Manfo befaß, kaum zu trennen war, und ein gegründetes Lob, das seine unbeföhrlich offene Seele sich bisweilen selbst ertheilte, verurfachten vielleicht, daß seine Zöglinge nicht mit einer so ausgezeichneten Liebe, als er verdiente, an ihm hingen. In spätern Jahren lernt man jene Eigenheiten übersehen, und verwundert sich, daß die Tugenden, welche dem verehrten Mann anhängen, so selten in einem Gemüth vereinigt sind. Eben so lernt man auch dann erst den großen Umfang der Kenntnisse, die ihm eigen waren, gehörig schätzen. In keiner Mündt aber bewundert Rec. ihn mehr, als in dieser: Manfo befaß einen bewundernswürdigen Durs nach Vervollkommen seiner Gelehrsamkeit, nach höchster Ausbildung aller seiner Talente, und sein Selbstgefühl lehnte ihn, daß er sowohl in jeder, als in diesen einen Schau befaß, der besten Sorgfalt werth; dennoch blieb er unausgesprochen ruhig in einer Lage, welche diesen Durs ungelöst ließ; er vereinigte in seiner Person Vorzüge, die ihn zu einem ausgeföchten Genus des Lebens berechtigten; und nie verschwand seine Heiterkeit unter Umständen, die ihn von derselben weit entfernten. Der Eindruck von dieser kräftigen Resignation war ein werthes Geschenk, das er seinen bessern Schülern gleichsam als einen Talisman war die ganze Zukunft mitgab; und statt der Thronen, womit sie seine Asche benetzen sollten, verbreite die Heiterkeit ihres Lebens, von welcher sie ihm einen großen Theil verdanken, einen sanften Glanz über das Grab des Mannes, welcher so viel litt, und so heiter war!

Der Vf. dieser Schrift will Manfo's Abhandlungen sammeln. Sie haben zu verschiedene Gegenstände, daß sie alle unmöglich dasselbe Publicum interessieren können, und sind nicht durch einen so gewaltigen Geist beieit, welcher sich auch bey dem maunichfaltigsten Stoff eine Klasse von Lesern bildet. Wäre es daher nicht besser, wenn man die historischen und politischen Abhandlungen von den übrigen philologischen, pädagogischen u. d. w. zu trennen, als alle in einer Sammlung dem Publicum zu geben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Vofs u. Comp.: *Auserlesene Bibliothek der allgemeinen Staatswissenschaft für Staats- und Geschäftsmänner, Gelehrte, Freunde und Befliffene dieser Wissenschaft.* Herausgegeben von C. D. Vofs. Band I. 1tes und 2tes Quartal. 1795. 504 S. Band II. 1. u. 2tes Stück. 1796. 567 S. 8.

In einer kurzen Anzeige über den Zweck und Plan dieser Schrift, welche durch ein Versehen erst bey dem 2ten Quartale des ersten Bandes (S. 185.) ist vorgedruckt worden, sagt Hr. V.: sowohl in Rücksicht auf die Freunde der allgemeinen Staatswissenschaft, welche bey der Menge neuer Schriften in dem staatswissenschaftlichen Fache solche weder alle zu lesen, noch immer glücklich zu wählen im Stande wären, als auch in Rücksicht auf die Wissenschaft selbst, für welche als Wissenschaft noch wenig geschehen sey, scheine ihm „ein Werk Zeitbedürfnis zu seyn, welches von Messe zu Messe 1) eine Uebersicht alles dessen liefere, was für diese Wissenschaft in dem Buchhandel wirklich erschienen ist; 2) Auszüge aus den „interessantesten, wichtigsten und nützlichsten Schriften“ gebe, daß sie einem Sachkundigen allenfalls „die Lectüre der Schrift selbst ersparen können, dem „Unkundigen aber als Vorbereitung oder Anleitung „dazu dienen; 3) nach einer genauen Auswahl ausführliche, unpartheyische Prüfungen anstelle; 4) Meynungen und Entwicklungen wichtiger Männer und „Werke über einerley Gegenstand gegen einander halte, vergleiche und dadurch zum Selbsterforsuchen „und Urtheilen Veranlassung gebe, und in den Stand „setze; 5) den Werth minder wichtiger Schriften „kurz angebe; und endlich 6) wichtige Staatsanordnungen und Verfügungen sammle und prüfe.“ Diesem Zeitbedürfnis soll durch die vorliegende Bibliothek der Staatswissenschaft abgeholfen werden. Den weit größern Theil derselben füllen, wie leicht zu erachten, die Auszüge. So leicht es auch ist, auf diese Weise ein neues Buch aus vielen andern zu verfertigen; so kann doch eine solche Sammlung, wenn die Bücher gut gewählt werden, und des Herausgebers dabey gemachte Bemerkungen lehrreich sind, vielen Freunden der Wissenschaft angenehm und nützlich seyn. Die Wissenschaft dürfte aber vielleicht durch diese Auszüge eher verlieren, als gewinnen, indem dadurch der Abtast der Schriften selbst, so wie durch Nachdrücke, meistens nicht ohne Nachtheil für den Schriftsteller selbst, vermindert wird. Mit der Wahl der Bücher werden die Leser größtentheils A. L. Z. 1797. Erster Band.

Ursache haben, zufrieden zu seyn. Was die bey manchen Auszügen sehr zahlreichen Anmerkungen des Herausgebers betrifft: so muß man in Ansehung derselben mehr Sparsamkeit und strengere Auswahl wünschen. Alle die Schriften hier anzugeben, von welchen diese Bibliothek Auszüge enthält, wäre zu weitläufig; also wollen wir nur derer erwähnen, welche Stoff zu den größten Auszügen geliefert haben. Das erste, was uns Hr. V. mittheilt, ist eine Uebersicht der preussischen Staatsverwaltung am Ende des Jahrs 1794, oder ein Auszug aus dem Handbuche über den königl. preussischen Hof und Staat, worinn das Personale der Hof- und Staatsbedienten, die niedern und Livrée-Bedienten ausgenommen, verzeichnet ist, und einige, die Einrichtung und Geschäfte der verschiedenen Departements betreffende Nachrichten gegeben werden. Diesem folgt II. Geschichte des Entstehens und Untergangs der polnischen Konstitution vom 3ten May 1791. Ein Auszug aus dem bekannten Werke: Vom Entstehen und Untergange der polnischen Konstitution vom 3ten May 1791, welches dem Abbé Piattoli zugeschrieben wird. Nebst kritischen Anmerkungen vom Herausgeber. Dieser Auszug wird im 2ten Stücke, aber nur bis zum 2ten Kapitel des II. Theils, welcher deren 8 hat, fortgesetzt. Warum der Herausgeber den versprochenen Beschluß bisher schuldig geblieben ist, darüber findet sich keine Belehrung. Wir glauben, daß den meisten Lesern dieses Zerkümmeln unangenehm seyn werde. Es hat solches schon bey periodischen Schriften, die monatlich erscheinen, große Unbequemlichkeiten. Wenn aber eine Schrift nur von Messe zu Messe erscheint: so werden diese um so größer; und nur wenige Leser erinnern sich dessen, was sie in den vorigen Stücken gelesen haben, deutlich genug, um den abgerissenen Faden ohne Schwierigkeit wieder anknüpfen zu können. Wir würden daher dem Herausg. rathe, sich entweder kürzer zu fassen, oder die Auszüge später, aber zusammenhängend, zu liefern. Die zahlreichen Anmerkungen zwecken größtentheils nur dahin ab, zu zeigen, daß die sogenannte patriotische Parthey bey der neuen Konstitution nicht die Absicht gehabt habe, Volksglückseligkeit zu befördern und zu verbreiten, sondern bloß die russische Parthey zu unterdrücken, und die usurpirten Rechte des Adels und der Geistlichkeit zu sichern. Der Herausg. wird hie und da sogar bitter, z. B. S. 87. 250. und scheint das zu vergessen, was er sich weiter unten S. 263. bey dem Auszuge aus der Schrift: Vertheidigung des Patriotismus der sieben vereinigten Provinzen, wider die falschen Beschuldigungen der statthalterschen Parthey, so

selbst zum Gesetze macht: „Uns gebührt es, weder für noch wider Parthey zu nehmen.“ Rec. hält zwar selbst den Vf. des genannten Buchs nicht für einen unpartheyischen Geschichtschreiber aber es hat dennoch einen ganz andern Eindruck auf ihn, als auf Hn. V. gewirkt, der S. 43. die Konstitution *krüppelhaft* nennt, weil das Ganze nicht umgeschaffen und dem Adel und der Geistlichkeit zu viel nachgegeben worden sey. In Frankreich wollte man das Ganze umschaffen. In Polen nahm man überall Rücksicht auf die alte Verfassung, die bestehenden Rechte und eingewurzelten Vorurtheile. Wir sollten glauben: es sey nun außer Zweifel, wer dabei mit mehr Menschenkenntnis handelte, die Franzosen, oder die Polen? Ob die Triebfedern edel und rein waren, diese Untersuchung scheint uns vor einen andern Richterstuhl zu gehören, vor welchem freylich viele der schönsten und Menschen beglückenden Handlungen ihren Glanz verlieren dürften. Der Menschenfreund und der Staatsgelehrte fragen nur: war bey der neuen Verfassung mehr Volksglückseligkeit zu hoffen? War man dadurch einige, oder auch nur einen Schritt der Vollkommenheit näher gerückt? Nach Rec. Meynung ist es das sicherste Mittel, das alles heym Alten bleibe, wenn man von dem, der etwas aufopfern will, Entagung aller hergebrachten Rechte verlangt. Doch wir wollen nicht Anmerkungen über Anmerkungen schreiben!

Die Schlözerischen und Schmalzischen systematischen Grundrisse der Politik, hat der Herausgeber einander gestellt, und Anmerkungen beygefügt, in welchen er Zweifel gegen verschiedene darin aufgestellte Sätze vorträgt. In der ersten derselben will er die Untersuchung über den Zweck des Staats in die Metapolitik verweisen. Von welchem Gehalte auch solche für minder genügsamen Lesern scheinen mögen, so verdanken wir ihnen doch Anmerkungen des Hn. Hofr. Schlözer's zu diesen Anmerkungen, welche der Herausg. in dem 1. Stücke des 2. Bandes S. 229. mittheilt. Den Schlözerischen und Schmalzischen Grundrissen hat der Herausg. auch eigene Aphorismen angehängt, in welchen er die Entfaltung der verschiedenen Zweige der Staatswissenschaft aus dem Zwecke der Staatsverbindung entwickelt. Der Vortrag ist deutlich, und auch gegen den Inhalt haben wir wenig zu erinnern; ob es gleich einem Herausgeber, der mit diesen Aphorismen, wie Hr. V. mit Schlözer's und Schmalz's Grundrissen verfahren wollte, nicht an Stoff zu Anmerkungen und Zweifeln fehlen würde. Zum Beweise mag folgende Stelle dienen. §. 12. „Nichts ist natürlicher und leichter zu bestimmen: als das Verhältniß der Abgaben; nichts gleichwohl wichtiger als die Bestimmung desselben. Hiervon hängt bürgerliche Gleichheit oder Ungleichheit ab.“ In diesen wenigen Zeilen finden wir 2 Sätze, die uns irrig scheinen; der eine: das es leicht sey, das Verhältniß der Abgaben zu bestimmen. In der Kindheit des Staats, wo man allenfalls nur einer mäßigen Abgabe des Landeigenthümers bedarf, mag dies richtig seyn; allein je cultivirter dieser ist, um

so schwerer wird es. Fodert aber gar, wie S. 305. von den vereinigten Niederlanden gesagt wird, der Aufwand des Staats dreymal mehr, als der Ertrag des Bodens liefern kann: so wird bey der nothwendigen Mannichfaltigkeit der Abgaben bald der Landeigenthümer, bald der Capitalist, bald der Handwerker sich zu sehr im Verhältniß mit den übrigen Staatsgliedern gedrückt glauben. Wie verträgt sich auch diese Behauptung mit den Anmerkungen zu dem Vorschlage zu einer Personen- und Gewerbesteuer an die Stelle der Accise? (S. 354.) wo der Vf. unter andern derselben widerprechenden Bemerkungen, S. 360. selbst sagt: „Wenn es nur so leicht ausgeführt, als anempfohlen wäre, das Eigenthum und den Verdienst eines jeden Staatsbürgers genau zu schätzen!“ — Eben so wenig können wir zugeben, das von richtiger Vertheilung der Abgaben bürgerliche Gleichheit oder Ungleichheit abhänge. Es bedarf dies wohl keiner Ausführung.

Diesem Aufsatz folgt eine Prüfung der in den Schmalzischen Annoten befindlichen Aphorismen über das Recht der Stimme bey neuen Konstitutionen eines Staats. Der Herausg. geht Hn. S. von §. 2 nach, und setzt der Meynung desselben die Seine entgegen. Dann folgen ausführlichere Beurtheilungen von 3 Schriften und das Verzeichniß der, in der Michaelismesse 1794 erschienenen, in die Staatswissenschaft einschlagenden Schriften aus folgenden Abtheilungen: A) Staatenkunde, B) philosophische Staatslehre oder Staatsweisheit, C) Staatsklugheit oder Politik.

Das 2te Quartal dieser Bibliothek enthält, außer einigen kleinern Auszügen und einer bereits angezeigten Fortsetzung, nur den ausführlichen Auszug der oben auch schon erwähnten Vertheidigung des Patriotismus der sieben vereinigten Provinzen, unter der Ueberschrift: Ueber die Gebeyden der bisherigen Staatsverfassung der vereinigten Niederlande, mit besonderer Rücksicht auf den durch dieselben verursachten Einfluß des Erbsthaltherums auf die Verwaltung der einzelnen Provinzen so wie der ganzen Union, welchem der Vf. nur eine allgemeine Anmerkung, in welcher er seine Unpartheylichkeit versichert, beygefügt hat. S. 389 bis 421. findet man noch eine sehr ausführliche Beurtheilung derselben Schrift. Von eigenen Aufsätzen enthält dieses Stück nur einen sehr kurzen: *Beitrag zur Beantwortung der Frage: Kann es einen Rechtsgrund für die Einziehung des Privateigenthums zum Behuf der Regenten oder Staatskassen geben?* Was ungerecht ist, kann dem Staate nicht nützlich seyn. Wenn aber die Einziehung des Vermögens von Staatsverbrechern nicht ungerecht wäre: so können wir nicht einsehen, warum sie nicht eben sowohl dem Staate selbst, als dessen Herrscher, nützlich werden könnte.

Die Beurtheilungen geben theils größere, theils kürzere Nachrichten von 14 Schriften. Viele derselben enthalten mehr Widerlegungen oder Berichtigungen, als Beurtheilungen. Auffallend war Rec., so sehr er selbst wünscht, das es möglich sey, dem Uebersetzungsaufzuge ein Ende zu machen, der S. 385. geäußerte

geäußerte Vorschlag, daß es nicht gestattet werden sollte, ein Buch zu übersetzen, wenn es nicht zuvor durch ein Censurcollegium gewürdigt worden sey. — Den Beschlufs dieses Bandes macht die *preussische Erklärung in Betreff des mit Frankreich geschlossenen Friedens vom 1. May 1795*; dann einige Gesetze und Verordnungen.

Das erste Stück des 2ten Bandes liefert 12 Auszüge, von welchen die 2 ersten: *Staatsverfassung der Republik Bern*, aus der Beschreibung der Stadt und Republik Bern etc. Bern 1794 und die *Uebersicht der vertheilten Staatsverwaltung von Toskana unter Leopold II.*, die ausführlichsten sind. Beiden hat der Herausgeber nur wenige, größtentheils unbedeutende, Anmerkungen beygefügt. An Berns Verfassung findet er viel zu tadeln; freylich nicht immer mit Unrecht; wir wünschten aber, daß er hier auch in seinem Tone den Schein der Parteylichkeit zu vermeiden gesucht hätte, z. B. S. 13. 26. 29. Rec. ist kein Freund von aristokratischen Verfassungen; bey der Uebersetzung aber, daß in keinem Lande die Staatsverfassung vollkommen sey, oder sich vollkommen erhalten könne, glaubt er einer Regierung vorzüglich Achtung schuldig zu seyn, unter der, Jahrhunderte lang, das Volk eines hohen Grades von Freyheit und Wohlstand unstreitig genoss. — Unter Nr. VII. der Auszüge wollte der Herausg. die Rede des Deputirten Boissy d'Anglas: *Ueber das wahre Interesse einiger der constanten Mächte und die Grundlagen eines dauerhaften Friedens*, abdrucken lassen; es wurde ihm aber solches vermuthlich von der Censur nicht gestattet. Rec. bekannt, daß ihn dieses bey den billigen kurfürstlichen Censuranklagen um so mehr befremdet hat, da Boissy's Rede in mehreren Zeitungen, ihrem wesentlichen Inhalte nach, geßanden hat, diese Schrift aber nur für Gelehrte bestimmt ist. Beurtheilt werden nur 3 Schriften; diesen folgen die oben erwähnten Schlüsselischen Anmerkungen, dann die *preussische Verordnung, die Staatsverwaltung der beiden Kaiserthümer Ansbach und Bayreuth betreffend* und das *neue österreichische Censurgesetz*. Den Schluß macht das Verzeichniß der in der Ostermesse 1795 erschienenen Schriften.

In dem 2ten Stücke des 2ten Bandes erhalten wir 9 Auszüge; den ersten aus der, die Rechte und die Vortheile der Statthalterwürde vertheidigenden Schrift: *Holland vor und nach der Revolution*, hat der Herausg. mit einigen kleinen Anmerkungen versehen. Der aus Hegewisch und Edelings amerikanischen Magazine entlehnte *Uebersicht der Verfassung der vereinigten Staaten*; dem *Portrage zur nähern Kenntniß der Staatsverfassung und Verwaltung der Republik Venedig*, aus Mayers Beschreibung von Venedig, und der französischen Constitution von 1795 sind keine Anmerkungen des Herausg. beygefügt, deren sich aber wieder bey dem fünften Auszuge: *Kritik der Constitution der französischen Republik* aus der Schrift: *Untersuchungen aus dem Natur-, Staats- und Völkerrecht mit einer Kritik der neuesten Constitution der französischen Republik* finden. Der sechste Auszug: *Geist der persischen Staatsverwaltung* ist aus Herrens Ideen über

die Politik, den Verkehr, und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, entlehnt. Rec. hat diese Abhandlung mit Vergnügen gelesen, ob er gleich darin das nicht gefunden hat, was ihn die Ueberschrift zu erwarten berechtigte, da sie nur allgemeine Bemerkungen über den Geist despotischer Regierungen überhaupt, und Zoroasters System insbesondere, enthält. Bey der Behauptung des Vf. daß, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, immer den Besten und Weisesten zur Regierung zu rufen, der Philosoph selbst nicht würde erröthen dürfen, ein Vertheidiger der willkürlichen Gewalt zu werden, macht der Herausg. folgende Anmerkung: (S. 405.) „Dennoch wohl! denn auch der Weiseste bleibt Mensch und der menschlichen Gebrechlichkeit unterworfen.“ Das Abstractum der weisesten Menschen, eine weise Verfassung muß doch wohl unfehlbar sicherer und wohlthätiger regieren.“ Der Vf. sagt freylich durch jene Behauptung eigentlich nichts; aber des Herausg. Anmerkung entkräftet sie auch nicht; denn wüßte man auch, so wie es der Vf. beyin Alleinherrscher voraussetzt, die weisesten Männer aus der Nation auszuheben, und übertrüge ihnen das Geschäfte, das Abstractum einer weisen Verfassung zu entwerfen; bleiben diese denn nicht auch Menschen? Sind es denn die auch nicht, in deren Händen die verschiedenen Gewalten gelegt werden? Den Auszügen folgen wieder kurze Beurtheilungen, einige Staatschriften und Verordnungen.

So freymüthig auch Rec. sein Urtheil über die bey dieser Sammlung gefundenen Mängel gesagt hat, welches ihm beyin Anlange einer solchen Schrift desto nöthiger schien: so wenig kann er des Herausg. Wahrheitsliebe und dessen rühmlichen Eifer für das, was ihm recht und gut scheint, verkennen.

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn u. Comp.: *Materialien für den Unterricht in den allgemein notwendigen Kenntnissen*, von Suhr. 1ste Abtheilung, anatomisch - physiologische Kenntniß des Menschenkörpers, zum Unterrichte für nicht studirte Lehrer und Erzieher der Jugend. 1796. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieses Buchs bestimmte, wie der Titel sagt, dasselbe für nicht studirte Jugendlehrer, welchen er ein Magazin von nützlichen anthropologischen Kenntnissen dadurch in die Hände geben will, um davon für die von ihnen in Bürger- und Landschulen zu unterrichtende Jugend Gebrauch zu machen, so wie er denn selbst einen solchen Unterricht in dem Rießischen Schulmeisterseminarium erteilt. Ueber den Nutzen eines solchen Unterrichts überhaupt und besonders auch einer ausführlichen schriftlichen Abfassung desselben hat er sich in einer 43 S. langen, mit vieler Wärme des Gefühls geschriebenen Vorrede erklärt, die in der That sehr viele wahre Ideen und beherzigungswerthe Vorschläge, aber auch, wie es der Vf. selbst gesteht zu haben scheint, manche Unberathenheiten, einseitige Urtheile und Declamationen enthält, die in der That der guten Sache, für welche

der Vf. spricht, nicht frommen können. Rec. ist wahrlich kein Vertheidiger der dort gerügten Abweichungen der Menschen jetziger Zeit von den Gesetzen, die ihre richtig gekannte Natur ihnen vorschreibt; er sieht es allerdings mit dem Vf. ein, daß mit denselben auch die Vernachlässigung der moralischen Gesetze genau zusammenhänge, und wünscht mit ihm, daß Zurückführung der Menschen zur Natur ein Hauptgegenstand und das Resultat aller unser Erziehungsarbeiten seyn möge; aber er begreift es auch, daß eine solche Reform ihrer Natur nach nicht anders, als nur langsam geschehen könne, daß sie schwerlich je allgemein werden dürfte, daß überhaupt eine *ganze* Rückkehr der Menschen zur Natur in ihrem dermaligen Zustande in die Reiche der unausführbaren Wünsche gehöre, daß mannichfaltige durch die gesellschaftlichen Verhältnisse erregte Bedürfnisse und durch keine Erziehung ganz zu bekämpfenden Leidenschaften derselben unendliche Schwierigkeiten entgegenzusetzen würden, und kann daher nicht so gering-schätzig, wie der Vf., von denselben urtheilen, welche durch langsame Curen, mögen sie auch vor der Hand nur Palliative seyn, den Uebeln, unter welchen die Menschheit leidet, steuern und einen bessern Zustand der Dinge, in so weit derselbe überhaupt sich hoffen läßt, vorbereiten wollen. Zum Beyspiele, wie einseitig der Vf. bey aller seiner Wärme für das Wohl der Menschheit, gewisse Dinge beurtheilt, mag das dienen, was er S. 20. in der Vorrede über den Gebrauch des Brantweins sagt: „Unsre zahllosen Brantweinbrenner desorganisiren nicht nur den Verstand unsers Volks, verflüchtigen nicht nur jeden Trieb für's Schöne und Erhabne, zerstören nicht nur jeden Keim und jedes schlummernde Gefühl für Sittlichkeit und Tugend, eh sie sich regen; sondern haben sogar, ich will nicht sagen in ihrem Eigennutz und in dem leidigen System unsrer industriösen Köpfe und speculirenden Plussmacher, vielmehr selbst in den Ueberzeugungen vieler unsrer gelehrtesten und *scharfsinnigsten Aerzte* ihre trefflichsten Sachwalter.“ Wenn der, versteht sich, nicht unmaßige Gebrauch dieses Getränks noch solche Vertheidiger hat, als die hier der Vf. selbst charakterisirt, so muß doch wohl der Schaden desselben noch nicht so entschieden und am wenigsten so groß seyn, als ihn hier der Vf. darstellt, und wahrlich die in den niedern Ständen, unter welchen der Brantwein mehr im Gebrauche ist, im Ganzen grössere Unverdorbenheit der Sitten, kann den Vf. schon etwas genüssigster in seinem Urtheile machen.

Das Buch enthält übrigens nach einer Einleitung in 5 Abschnitten (1) von den Bestandtheilen des

menschlichen Körpers; 2) von den Knochen überhaupt; 3) wahre Kenntniß der einzelnen Knochen; 4) von einigen krankhaften Veränderungen der Knochen, und 5) von den bewegenden Werkzeugen und Kräften des menschlichen Körpers) einen großen Reichtum anatomisch-physiologischer Kenntnisse, die aus den besten vorhandenen Werken; z. E. *Haller, Sommering, Lilliebrandt, Wänsch und Mayer* geschöpft sind; aber in der That für die Klasse von Lesern, welche der Vf. sich vorzüglich dachte, ist hier offenbar das Gute zu viel gesammelt. Die Jugendlehrer oder die, welche zu diesem Amte vorbereitet werden sollen, werden nicht einmal alles zu lassen im Stande seyn, da viele Gegenstände ohne Abbildungen oder natürliche Präparate nicht deutlich verstanden werden können, auch für manche Subtilitäten, die nur für den Anatomen und Physiologen von Profession gehören, gar keinen Sinn haben, und noch mehr in Verlegenheit seyn, was und wie viel sie aus diesem großen Vorrathe ihren gegenwärtigen oder künftigen Schülern wieder vortragen sollen. Das *Ne quid nimis* ist bey solchen Schriften, die Jugendlehrern als Handbücher für ihren Unterricht dienen sollen, gar sehr in Acht zu nehmen, weil Ueberhäufung mit Materialien aus einer einzelnen Wissenschaft, da jetzt mancherley gemeinnützige Kenntnisse von diesen Männern gefordert werden, ihrer eigenen Bildung und also auch mittelbar der zweckmäßigen Unterweisung ihrer Lehrlinge schadet. Rec. kennt aus langer Erfahrung vortreffliche Jugendlehrer, die auch über den Menschen und seine körperliche Natur ihre Schüler sehr gründlich unterrichten, und dadurch gewiss vielen Nutzen stiften, die aber ohne Nachtheil für sich selbst und ihre Jugend eine so speciell Kenntniß einzelner anatomischer Gegenstände, wie in diesem Buche, z. E. in dem 3ten Abschnitte in der ausführlichen Nachricht von einzelnen Knochen vorkommen, entbehren und sie gern denen überlassen, zu deren eigentlichem Hauptstudium sie mehr gehört. Einer der besten Abschnitte ist der pathologische. Man muß es wünschen, daß auch unter den Menschen der niedern Stände ein gewisses Maas von Kenntnissen dieser Art zur Verhütung mancherley körperlicher Uebel, oder auch zur rechten Behandlung derselben, zumal in solchen Fällen, wo die Hülfe eines Arztes nicht so leicht zu erlangen ist, aber keinesweges zur gelehrten Quackalberey, deren Nachtheil der Vf. in der Vorrede zwar sehr richtig, jedoch mit etwas einseitiger Beurtheilung der Verdienste unsrer Schriftsteller in der Volksmedizin schildert, mehr ausgebreitet und bezogen werden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Kearsley: *An History of the Christian Church, from the earliest periods to the present time*, by G. Gregory, D. D. Joint evening preacher at the Foundling-hospital and Curate of St. Giles's, Cripplegate; Author of Essays historical and moral etc. in two Volumes. a new Edition corrected and enlarged. Vol. I. 1795. 540 S. Vol. II. 546 S. in 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Eine Kirchengeschichte als Lesebuch für gebildete Christen zu schreiben, war die Absicht des Vfs. Wäre hierzu eine fließende Schreibart das einzige Requisite, so würde Gr. um den Preis zu kämpfen, ein Recht haben. Dagegen aber gehen ihm beynahe alle andere Erfordernisse ab, durch welche ein im edlen Sinn populärer Schriftsteller die Kirchengeschichte dem größeren Publicum anziehend und nutzbar zu machen hätte. Hauptgesichtspunkte aufzufassen und nach diesen das minder wichtige dem ins Detail sonst nicht eingeweyheten Leser in unterrichtende Gemälde und Uebersichten zu ordnen, dies wäre zu einem solchen Zweck unstreitig das erste unentbehrliche; welches dem Vf. eben so unstreitig durchaus abgeht. Und wäre er auch fähig gewesen, solche leitende Ideen aufzufinden, und durch die Masse der Facten hindurch zu verfolgen, so ist seine ganze Darstellungsart so sehr das Gegentheil von der Kunst, das Auffallende und Merkwürdige durch eine treffende, gedrängte Erzählung herauszuheben, daß die besten Beobachtungen hier im Strom unwichtiger Thatfachen und halbwarher oder unbekannter Reflexionen verloren gehen müßten. Statt der Kunst, die dem gebildeten Nichtgelehrten wissenswerthe Thatfachen unter allem dem, was mehr den Gelehrten interessiert, auszuwählen, übt er bloß eine gewisse Fertigkeit, auszulassen, was vielleicht Aufregung oder Langeweile erwecken möchte, und giebt dagegen hie und da ein Anekdöthen; wie es etwa Fleury entdecken half. Trifft er aber auf Lieblingsmeynungen (wie gleich anfangs die Ableitung aller heydnischen Mythologie aus den ältesten Sagen der Hebräer, nach Bionts Mythologie, jenem incomparable treasury of ancient learning. S. 12.) so ist selbst nicht einmal die Wahrscheinlichkeit, Langeweile zu verursachen, sein Maassbath. Die Neutestamentliche Kirchengeschichte muß bis zu Ursprung alles Polytheismus in der Sündfluth und bis zum Chaos hinaufsteigen, damit er seine Gelehrsamkeit auszuweisen Gelegenheit bekomme, wie das the venerable Patri-

arch Noah, den man als Vater des neuen Menschengeschlechts geehrt habe, daher als Schöpfer desselben angebetet worden sey; („He is evidently the Saturnus, the Janus, the Neptune, the Thoth, Hermes, Menes, Osiris, Zevth, Atlas, Prometheus, Deucalion, and Proteus of all the ancient fables.“) — wie das ferner Mentor sey the tower of Menes, — das Furi ist evidently derivable from Phur, fire (wenn gleich leider, dies Wort in dieser Bedeutung evidently nirgends existirt) kurz das das ganze Heydenthum voll misverständener Anspielungen auf die patriarchalische Geschichte sey, — und was dergleichen Evidenzen mehr sind.

Unbegreiflich ist es nach allen diesen Umständen, wie man inzwischen einen so außerst mittelmaßigen Versuch, die Kirchengeschichte ins gebildete, lesende Publikum einzuführen, in Deutschland zur Grundlage für eine Arbeit dieser Art, nachdem wir Spittler und Henke vor uns haben, vorschlagen oder annehmen konnte. Der sachkundigste und gewandteste Mann muß Kunst und Mühe verlieren, wenn er aus diesem Holz einen Apollo schnitzeln soll; oder es muß Gregory's Arbeit fast nirgends beybehalten werden. Und dann wäre es doch eine Schande für die deutsche Lesewelt, wenn der englische Name auf dem Titel zur Empfehlung einer andern und bessern einheimischen Ausarbeitung wirken sollte. Eine Kirchengeschichte für Gebildete ist auch für Deutschland noch Bedürfnis. Aber nicht Gregory's Compilation kann uns dazu helfen, sondern ein eigener, seltener Mann, welcher nach einer genaueren Kunde des Details, wie sie Plank oder Henke in der von ihnen ausdrücklich bearbeiteten Theilen der Kirchengeschichte beweisen, mit Spittler's Blick das einflussreichste fondere; sichte, und in einer Ordnung, welche Ursachen und Wirkung meist schon durch Stellung und Wendungen zu zeigen vermag, hervorrufe, zugleich aber auch mit dessen Kürze die Aufmerksamkeit solcher Leser, denen der kirchliche große Lärm um Nichts leicht untrüglich werden müßte, immer durch vielumfassende Blicke ins Ganze, Winke des Menschenkenners, charakteristische Züge, treffende Gegensätze, partheylose, freymüthige Vergleichungspunkte nicht bloß zu reizen, sondern bis zur Belehrung, zu befriedigen verstehe; ein Mann endlich, welcher, sich festhaltend auf dem höheren Standpunkt der Humanität, jede einzelne Reihe von menschlichen Anstrengungen als ein Stück aus der Geschichte menschlicher Selbstbildung selbst zu schützen und schätzenswerth zu machen wisse, nicht aber die ungeheure äußere und innere

nere Thätigkeit so vieler außerordentlicher Menschen, welchen eine chaotische Mischung von Vernunft und Aberglauben, moralisches Sireben nach innen, hierarchisches Treiben nach außen und metaphysisches oder mythisches Ueberfliegen aller menschlichen Sphären, in der Kirche den Stoff zum Wirken darbot, wie gewöhnlich als die Geschichte menschlicher Thorheiten und Verirrungen in dem Tone dessen zur Schau stelle, der die Auftritte eines Tollhauses — gleichsam als der einzige Kluge darinn — zur Unterhaltung gebe.

Um Gr. als Kirchengeschichtschreiber für gebildete Christen kaum mittelmäßig zu finden, bedarf es übrigens eines solchen Ideals gar nicht. Im Grunde ist seine ganze Eigenthümlichkeit — das Talent eines fließend nacherzählenden Compilers. Als Compiler hat er einen eignen Kunstgriff gebraucht, seine Hauptquellen zu verbergen. Am wenigsten, sagt sogleich der Eingang seiner Vorrede, könne sich die *well-disposed Christian* aus dem *tedious, and almost unintelligible Work of Mosheim* über Kp. belehren; und doch ist gerade dieses „*schlechte und beynahe unverständliche Mosheim'sche Werk*“ in mehreren Jahrhunderten des ehrlichen Gregory's einziger Führer und beynahe einziger Gewährsmann. Gerade dies, daß er blindlings diesem Werke nacharbeitete, warhinlänglich schon die ganze Anlage seines Buchs zu einer *Kirchengeschichte für die Lesewelt* völlig untauglich zu machen. Mosheim's Methode, jedes Jahrhundert für sich abzuhandeln und dann wieder dessen Denkwürdigkeiten unter gewisse, immer gleiche Fächer — vom Zustand des weltlichen Schauplatzes der Kirche — von guten, bösen Schicksälen derselben, — von ihren Lehrern und Hauptern — vom Kirchenregiment und Gebräuchen — endlich von den Feinden, den Ketzern, Schismatikern etc. — zu theilen, hat für den gelehrten Unterricht einige eigene Vortheile. Aber einen solchen: zerstückelnden Plan auf ein Buch für die Lesewelt übertragen, dies ist nichts als Beweis der slavischen Nachahmungsgabe. Hat gleich Gr. die Mosheim'schen 9 bis 10 Unterabtheilungen in drey Fächer gebracht, so ist doch im innern dieser 3 Abtheilungen das Meiste nach Mosheim'scher Anordnung zugeschnitten und bloß aneinander gestückelt. Eine eigene nach Verschiedenheit des Stoffs verschiedene Folge, welche zu Erleichterung und Berichtigung der Uebersicht von Ursache und Wirkung so vieles wirkt, selbst anzuordnen, dies wäre das Mittel gewesen, oft *verständlicher*, als der, für den Sachkundigen übrigens sehr deutliche, Mosheim zu werden. Aber dies Mittel hat der Tadler unversucht gelassen. Vieles ist, gerade wenn Gr. wenigstens eine andere Ordnung der Materien zu machen sich genöthigt hat, hierdurch verworren und völlig unfammenhängend geworden. Um nicht sogleich durch die Titel seines Fächerwerks, was er Mosheim schuldig sey., zu verräthen, macht er die Abtheilungen: 1) Allgemeiner Zustand der Kirche im . . . Jahrhundert 2) Lehre, Regiment und Disciplin der Kirche 3) Secten. 4) Gelehrsamkeit und Gelehrte. Jeder sieht aber auf

den ersten Blick, daß dies bloß eine Variation der Mosheim'schen für Gs. Zweck untauglichen Anordnung ist. Noch mehr entdeckt es sich durch die *Ausführung*.

Zwar im Anfang des Werks nimmt der Vf. sich noch etwas in acht, den Lesern nicht sogleich den Mosheim'schen Faden in die Hand zu geben. Er beginnt sein Einleitungscapitel und erweitert überhaupt die Erzählung von den vier ersten Jahrhunderten mit manchem anderswoher geborgten Stoff. Mosheim selbst wird S. 14. das erste mal mit Widerspruch und eben so in der Folge entweder bloß beyläufig oder dann genau, wenn ihn G. in einer Kleinigkeit verbessern zu können glaubt. Dennoch läßt sich selbst unter diesen wenig verdienstlichen *Abänderungen* leicht entdecken, daß Mosheim immer die *Grundlage* war, an welche sich Gr. im Stillen hielt. Nachdem er sich für seine Bryantische Aufsichten des mythologischen Heydenthums einen Platz anticipirt hatte, ist er S. 14. da, wo M. anfangt. Paragraph für Paragraph kann man von da an bis S. 29. fortzählen, wie Ms. K. I. II. in Grs. erstes Kapitel übergegangen sind. Das Eigene des letztern besteht mit unter etwa in Bemerkungen, wie die Charakteristik: *the crafty, the accomplished Augustus*; — oder in übereilten Anticipationen, wie S. 22. in der Schilderung des Zustands der Philosophie bey Jesu Geburt schon von Gnostikern, die ein Pleroma geträumt hätten, vieles wissen will; oder in dogmatischen Behauptungen, z. B. daß eine solche Offenbarung, wie die von J. C. gerade damals *absolutely necessary*, und daß hiemit wiederum jener Augenblick seit dem *patriarchalischen* Zeitalter zu einer solchen Oeconomie der Gottheit der *einzig schickliche* gewesen sey. Dinge, welche denn freylich der feinerfühlende Mosheim nicht so genau gewußt hat! Hier und da finden sich auch Anmerkungen von Hleney. Die erste bedeutende wäre S. 41. die Hinweisung auf eine in Portugal entdeckte seyn sollende Inschrift auf Nero's Christenverfolgung: *Neroni... ob provinciam latronibus et his, qui novam generi humani superstitionem inculcabant purgatum*. Allein ist sie nicht der sprechendste Beweis von Unkunde in historischer Kritik? Kurz und gründlich hat Mosheim selbst schon diese vermeintliche Entdeckung in ihr Nichts zurückgewiesen. (Sec. I. P. I. c. V. §. XIV. not.) Dennoch tritt sie hier, wie ein eigener gelehrter Fund, wieder unter den historischen Quellen auf! — Den Zustand und die Lehre der ersten Kirche hat Gr. allerdings K. II. III. selbst geschildert; aber ohne einen Funken kritischen Geistes zu zeigen. Sein gebildeter Christ soll die Anekdoten von den Aposteln lesen, welche Gr. selbst *many fabulous stories* nennt, und dann wußt er sich vorzulegen lassen: *the union between the Father and Son thei (the Christians of the primitive Church) considered as so strict and indissoluble, that in the language of divines they were described as consubstantial and coequal*. Wie — zum wenigsten — höchst ungenau dies letztere ausgedrückt sey, so, daß der ununterrichtete *well-disposed Christian* leicht glauben kann, diese theologische Nomenclatur stamme schon aus dem ersten Jahrhundert,

hundert, mögen wir kaum erianern. Wir wollen an der Verhinderung des Vfs. in der Dedication nicht zweifeln: das er, obgleich ein Geistlicher der herrschenden Kirche, doch nichts aus Nebenrückfichten zu ihrem Vortheil geschrieben habe. S. 46. 47. bleibt er diesem Vorfall in einem Hauptpunkte nahe, da er es bloß als eine Streitfrage anführt: ob sogleich anfangs ein von den Presbytern verschiedenes Episkopat eingeführt gewesen sey. Dagegen ist ihm die große Zeibegrenztheit, daß eine Nation ohne herrschende Nationalkirche (Gr. nennt dies freylich, wie gewöhnlich: *national religion*) existiren will, *the virtual abolition of — Christianity*; Auch erwartet er von der Einrichtung mehrerer Americanischen Provinzen, in denen Erziehung und Religionsunterricht vom Staate ganz gefondert ist, den Untergang von beidem. II Vol. S. 525. — Doch hält sich der Vf. in andern Fällen, worüber der Erfolg bereits mehr Licht verbreitet hat, mit einer lobenswürdigen Unpartheylichkeit an Grundsätze der Religions toleranz. Die Behandlungsart der Dissidenten im fünften Jahrhundert verwirft es als eine Folge von *deteftable principles*. p. 235.

Die ersten Jahrhunderte hindurch, so weit die Aufmerksamkeit auf Entstehung der Dogmen und Kircheneinrichtungen den Theologen in die Kirchengeschichte hinein führt und so weit den Vf. besonders *Jortin* und *Lardner* begleiteten, bleibt seine Anhänglichkeit an Mosheim nicht immer gleich groß. Es ist vielmehr vieles von dessen Materialien ohne besondere Grund übergangen, die Ordnung ist geändert, manches weitläufiger und zum Theil aus den Quellen erzählt. Nicht selten wird auch Gibbon benutzt. Von dem IX Jahrhundert an aber wird das Fortlaufen an Mosheims Faden desto sichtbarer und kann häufig von § zu §. gezeigt werden. Sogleich bey dem IX Seculum ist die Folge der §§.

bey Mosheim.

bey Gregory.

- | | |
|--|---|
| C. I. §. I. II. <i>Saevi, Dani, Cim-
bri converſi</i> | <i>Conversion of Inland — of a
Part of Sweden —</i> |
| III. <i>Bulgari, Bohemi,
Moravi.</i> | <i>of Slavonia,</i> |
| IV. <i>Slavorum populi,
Anthemi</i> | <i>of Russia,</i> |
| V. <i>Judicium de his con-
versionibus.</i> | <i>Mr. Gibbon's Sentiments con-
cerning these conversions.</i> |
| II. §. I. <i>Saracenorum felici-
tatis</i> | <i>Saracens conquer Sicily etc.</i> |
| §. II. III. <i>Normanni</i> | <i>Incurſions of Northern Barba-
rians</i> |
| II. c. II. §. I. II. <i>Vita Cleri-
corum peſſima. Cauſae
horum vitiorum.</i> | <i>State of the Church and Clergy.
Injudicious distribution of
Praefements.</i> |
| §. III. <i>Pontifices Romani</i> | <i>Manner of electing Popes.</i> |
| §. IV. <i>Fraudes Pontifi-
cium. Papiſſa Joanni.</i> | <i>Pope Ioan</i> |
| §. V. VI. <i>Favor Pontifi-
cium. in Francorum
Reges.</i> | <i>Donations of Lewis, the meek.
Diffenſions in the Carolingian
family</i> |
| §. VII. <i>Imperatores ſacro-
rum ſus cribi ſibi patie-
bantur. Episcoporum
auctoritas minuitur.</i> | <i>Increase of the Papal power
from this and other Circum-
ſtances.</i> |
| §. IX. <i>Ficta documenta.
Decretales epistolae.</i> | <i>Forgery of Decretals etc.</i> |

So unverkennbar ist aber nicht bloß die Ordnung, sondern auch das allermeiste der Ausführung in diesen und den nächsten der folgenden Jahrhunderte aus Mosheim (*the tedious and almost unintelligible*) Viele §§. sind fast bloße Uebersetzung. Dies geht bis auf wörtlich entlehnte Noten und Allegationen. Vgl. Gr. S. 464. und Mosh. P. I. c. II. §. I. n. c. — Gr. S. 468. M. ib. P. II. c. I. §. II. n. g. et h. u. f. f. Inzwischen müssen wir auch zur Ehre von Gr. sagen, daß er, so weit wir beide verglichen, M. verstanden habe.

Der erste Band schließt sich mit einem Appendix vom Hn. Henley, *On the vision of Constantine*. H. macht sehr richtig darauf aufmerksam, daß Eusebius in seiner Kirchengeschichte, wo er in eigenem Namen spricht, diese Anekdote ganz übergehe, in seinem Panegyrikus auf Konstantin alsdann zwar dieselbe erzähle, aber so zu stellen wisse, daß man wohl sieht; nur der Einfluß des Kayfers auf diese Schrift habe ihn hiezu vermocht. Er giebt an, was der K. sogar mit Schwüren betheuert hatte (*οὐκ ἔπαυσατο τὸν λόγον*) Naiv setzt H. hinzu: *It was hard, that after Eusebius had been honoured with the Emperor's intimacy, he (the Emp.) could not be believed without swearing*. Kurz: Euseb. that aus Gefälligkeit gegen seinen Herrn und Wohlthäter so viel als ihm die Ehrlichkeit erlauben wollte. Er erzählt, was der K. betheuerte; aber mit Wendungen, welche andeuten, daß E. selbst nicht überzeugt war. Alles wird auf den erzählenden K. gelegt. *οὐ γὰρ τὸ σὸς ὅς λόγος ἀλλ αὐτοῦ βασιλεως*. So sorgfältig ist Enl. seinen Gewährsmann anzugeben, damit man ihm nicht selbst Glauben an das Geschichtchen (das in sich selbst eine Menge Unwahrscheinlichkeiten besonders damals einschloß, da nach mehr als 20 Jahren Constantin es seinem Biographen zum Aufzeichnen aus dem Gedächtniß erzählte) zutrauen mochte. — Im §. XLVI. des *demortibus perfectiorum* variirt mancher Umstand. Die späteren Erzähler schweifen ins wunderfückrige Declamiren aus. — Zunächst hat H. diese Abhandlung entgegengesetzt der *Diff. critique sur la vision de Constantin p. l'Abbe du Voisin*, weil diese neueste Vertheidigung des Mirakels Gibbon ungeprüft übergangen hatte. Nach dieser nicht ohne Scharf sinn und Kenntniß geschriebenen Abhandlung sollte man in der That einige der andern beygemischten Annotationen nicht dem nämlichen H. zutrauen. Wie S. 297. *Though written Henoticon is common, yet the H should be dropped, as soon has no aspirate!* — oder S. 424. *The conductor of this entreprise (der Saracenen nach Spanien 714) was called Tarich, who having encamped on the eminence, which commands the bay of Cadix, occasioned it to be named Gebal-Tarich, or the mount of Tarich, which by corruption is now styled Gibraltar*. Wie überflüssig fürs erste wären solche Anmerkungen, wenn sie noch so richtig wären, für eine der Lesewelt bestimmte Kirchengeschichte! Und nun — sind sie sogar das Gegentheil von Gelehrsamkeit. Kann man einem Engländer verzeihen, wenn er Gibraltar und Cadix verwechselt oder jenes an die Bay von Cadix setzt? *1797*

Der zweyte Band führt die Geschichte vom X Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten. Bis zur Reformationperiode dauert die Abhängigkeit von Mosheim am sichtbarsten fort. Hier wurde dann, was auch die Vorrede angeht, Robertson excerptirt und (mehr nach landsmännischen Rücksichten, als nach dem Ebenmaafs des Ganzen) der Reformation von England, Schottland, Irland, ein paar Kapitel besonders eingeräumt. Das letzterverflossene Jahrhundert ist dem VI. das goldene Zeitalter Europäischer Literatur, Vom 18 Jahrhundert folgen blofs 2 Kapitel. Unter der Aufschrift: *General state of the Church in this Century*, wird nichts als die Reihe der Päbste, die Aufhebung der Jesuiten und die Revolution in America ausgezeichnet. Wobey die übrige Kirche, die nicht einmal ein Catholik übergehen würde? Im II Kapitel: *of the Sects, which have appeared in the 18 Century* wird nichts berührt als — die Moravians, Methodists, Sandemianians, Dunkers, Shakers, Hutchinsfonians, Baron Swedenborg, Modern Socinians, Universalists. Alles noch überdies sehr kurz; ungeachtet gerade hier Erfüllung des Versprechens der Vorrede, die Sätze der verschiedenen Partheien aus ihren Quellen darzustellen, vorzüglich nöthig gewesen wäre. Von eminenten Schriftstellern aus dem ganzen Jahrhundert wird gar nichts gesagt. Nicht einmal von den Verstorbenen. *For obvious reasons*, sagt S. 541. Das letzte Kapitel eilt zum Ende mit der Behauptung: „Keine Aenderungen von irgend einer Bedeutung scheinen in den angenommenen Formen der Religion während dieses Jahrhunderts statt gefunden zu haben. Folglich seyen nur noch die vorzüglichsten Secten zu nennen.“ — Und diese vorzüglichsten sind dann keine als — die oben genannten? Der VI. scheint Personen nachzuahmen, welche blofs in die Ferne sehen. Bis in die erste Entstehung des Heydenthums hinauf weifs er vieles. Je näher ihm die Begebenheiten rücken, desto weniger nimmt sein Auge auf. Und in Deutschland ist man gutmüthig genug, unter dem Namen eines solchen Ausländers

eine Kirchengeschichte für die Lesewelt bearbeiten zu wollen, die, wenn wir selbst blofs Mosheim vor uns hätten, von dem, der das Bedürfnifs gebildeter Nichtgelehrten fest im Auge hält, unabhängig von Gr. weit besser verfaßt werden könnte.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Ueber die vornehmsten mikroskopischen Entdeckungen in den drey Naturreichen, nebst ihrem Einflufs auf die Vervollkommnung des menschlichen Geistes. Aus dem Französischen des Herrn Senebier. Mit Anmerkungen und Zusätzen von Johann August Donndorf. 1795. 216 Seiten in Octav.*

Die Uebersetzung, welche sich ziemlich gut liest, sollte schon 1788. erscheinen, der Uebersetzer zögerte aber damit so lange, dafs der Verleger diese Arbeit einem andern auftragen muste; worauf er sie Hrn. D. übergab, sie mit Anmerkungen und Zusätzen zu bereichern. Die letztern nehmen fast die Hälfte des Buches ein, und sind für Liebhaber der Naturgeschichte durch die darin enthaltenen kurzen Nachrichten von dem Hn. S. angeführten Gelehrten, der genauen Angabe der Titel der genannten Schriften, Hinweisung auf die Quellen und weitere Erörterungen des gesagten, Bemerkungen der Linnéischen Namen bey den angeführten Thieren und Pflanzen, und nur zu kurzen und zu wenigen Ergänzungen und Berichtigungen ungemein nützlich. Etwas mehr Vollständigkeit in Ansehung der angeführten Schriften und Schriftsteller (z. B. bey der Ochsenbremse ist die vorzüglichste Schrift darüber: Fischer Observ. de Oestro ovino et bovino nicht angezeigt), und statt der blossen Titel einige Angabe des darinn abgehandelten würde diesen Anmerkungen grössern Nutzen und Werth, und noch mehr Vorzüge vor dem Originale gegeben haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIS. Götting, b. Ettinger: *Der Mückenflor und seine Larve ökonomisch betrachtet, nebst den Mitteln ihre schädlichen Wirkungen zu mindern*, von Christian Jakob Gessner. 1796. 4 Bogen. 8. (3gr.) Von dem Schaden dieser Insekten, imgleichen von dem Nutzen, den man allenfalls als Schweinfutter und Dung daraus ziehen kann, und von den wirksamsten Vorkehrsmitteln, ihre zu grosse Anzahl zu vermindern, (denn Thiere der Art ganz zu vertilgen, ist menschlichen Kräften unmöglich, breitet auch gegen den Plan des weisen Schöpfers, da wir zu kurzschichtig sind es einzusehen, welchen unerkannten Nutzen Dingo dieser Art in der grossen Kette der Wesen haben,) ist hier sehr gut und belehrend gehandelt, und es wäre zu wünschen, dafs die hier mitgetheilten Vorschläge ausgeführt

würden. Der VI. will der Larve nur eine vierjährige Dauer in der Erde zugehen, da andre ihr eine Zeit von sechs bis sieben Jahren zu ihrer Verwandlung geben. Es kommt hier indessen wohl auf Klima, Witterung und Boden an, wodurch die Reife aller Insekten begünstigt oder verspätet werden kann. So kann man z. B. die Larven mehrerer Insekten, die man den Winter hindurch mit Vorsicht im warmen Zimmer erhält, weit eher als in ihrem natürlichen Zustande zur Vollkommenheit bringen. Merkwürdig ist die alte Bayernregel, die Rec. schon mehrere Jahre beständig gefunden, wenn viel Käfer sind, so wird ein gutes Erbkorn Jahr. Die Fruchtbarkeit der Witterung hat also allerdings auch auf das Gedeihen der Käfer Einflufs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. März 1797.

GOTTESGELAURTHEIT.

L. 1797, b. Supprian: *Gomaliel, oder über die immerwährende Dauer des Christenthums* zur Belehrung und Beruhigung bey der gegenwärtigen Gährung in der theologischen und politischen Welt, von M. Fr. A. L. Nietzsche, Prediger zu Wollmerstadt in Thüringen. 1796. 340 S. 8. (20 gr.)

Die Veranlassung zu dem Titel ist Ap. Gesch. 5, 34 ff. Die Schrift selbst hat 3 Abschnitte: 1) Inwiefern das Christenthum immer dauern werde, 2) die Gründe der immerwährenden Dauer, 3) was wir der immerwährenden Dauer des Christenthums beytragen können und müssen. In der Einleitung werden dreyerley verschiedene Begriffe vom Christenthum angegeben: a) die Schriften des N. T.; b) alle dogmatische Erklärungsarten und Meynungen, gottesdienstliche Gebräuche und Ceremonien, welche von dieser oder jener kirchlichen Parthey angenommen worden; c) alle die vortrefflichen Lehren, Grundsätze und Vorschriften, Tröstungen und Verheissungen, die wir Christo zu verdanken haben. Auf alle diese verschiedenen Begriffe nimmt der Vf. Rücksicht, und erklärt im ersten Abschnitt, daß er nicht von a) und b), (wo unter weitausläufigen Digressionen gezeigt wird, was diese Dinge bisher für große Veränderungen erlitten hätten, und in Zukunft vielleicht noch erleiden könnten,) sondern nur von c) die immerwährende Dauer behaupten wolle. Hier wird zuerst als Wesentliche des Christenthums mit den Worten des sel. Zollikofers aus dessen nach seinem Tode herausgekommenen Predigten B. III. X. S. 137., welchen er Vf. nur noch eine ausdrückliche Erklärung über die Gottheit Christi, über die Causalverbindung zwischen dem Tode Christi und der Vergebung unsrer Sünden und über den Gnadenbeystand des heil. Geistes beyseyn zu müssen glaubt, vorgelegt, und sollan S. 101. behauptet: davon könne und werde nichts verlohren gehn; darinn könne und werde nichts verändert werden, nicht durch noch so viele Revolutionen in der physischen und moralischen Welt, durch den bis ans Ende der Welt vielleicht fortgehenden Streit zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Tugend und Laster, selbst wenn man aus neuem menschlichen Geist durch Concilien und Synoden, durch symbolische Bücher und Religionsedikte Gesellen anlegen werde. Das alles werde dem oben beschriebenen Christenthum nicht den geringsten Schaden thun, uns die wahre göttlichbeglaubte Religion A. L. Z. 1797. Erster Band.

Jesu auf keine Art entreißen können etc. Die im zweyten Abschnitt angeführten Gründe dieser Behauptung sind nun: a) die innere Vortrefflichkeit des Christenthums, (welche apologetisch gezeigt wird;) b) die glückliche Lage, worinn sich jetzt das Christenthum, in Ansehung der äußern Umstände desselben befindet. (Es ist in allen Welttheilen bekannt, und wird immer weiter ausgebreitet. Allenthalben Kirchen und Schulen. Die Bemühungen der Theologen und Prediger, das Christenthum in seinem ursprünglichen Glanze darzustellen. Die allmähliche Annäherung der Mohamedaner und Juden. Selbst die feindseligen Angriffe gereichen dem Christenthum zum Vortheil; sie zeugen von einem Interesse, welches man an der Sache findet, dienen zu einer größern Läuterung und Befestigung, oder die Einwurfe sind schon oft vorgebracht und widerlegt, die meisten Verfaller solcher Schriften sind unwissende schlechte Menschen;) c) der Wille Gottes, seine Fürsorge und Mitwirkung, und die Verheißung Christi Matth 16, 16. „Das Christenthum,“ heisst hier unter andern S. 209., „kann da seyn, beglücken, weise machen, bessern, wenn es gleich Tausende nicht wissen, daß sie „diese Wirkung der Religion Jesu zu verdanken haben.“ Selbst die jetzigen politischen Revolutionen sieht der Vf. als Vorbereitung zu der beglückenden Ausbreitung des Christenthums an. Wo es auch in einem Lande ganz abgeschafft wird, da kommt es doch in einer lebenswürdigen Gestalt wieder u. f. w. Dritter Abschnitt. Viel fromme Wünsche, Bitten und Rathschläge, die Schriftsteller, Consistorien, Prediger, Schullehrer, auch die weltlichen Herren, Regenten, Bedienten und Beamteten betreffend.

Man findet in dem Vf. den gutmüthigen Mann und liberalen Theologen, der mit den Kenntnissen seines Zeitalters fortgerückt ist, wenn er auch vielleicht nicht viel sehr Bekanntes für eine gewisse Classe von Lesern vorbringt; dem die Sache des Christenthums am Herzen liegt, und der in dem selbst erfahren und empfundenen Werthe desselben die Ueberzeugung von der immerwährenden Dauer desselben gefunden hat, die er hier gern auch andern mittheilen will. Würde indeß Refr. gefragt, ob er glaube, daß durch diese Schrift in Ansehung der Hauptsache viele denkende Zweifler und Gegner beruhigt und widerlegt werden könnten? so müßte er diese Frage, seiner Empfindung nach, verneinen. Dies aber wohl hauptsächlich wegen der Natur der Sache, die gar keines eigentlichen Erweises fähig, sondern nur eine Sache des Glaubens und der Hoffnung ist. Alles, was

durch die angeführten Gründe etwa ausgemacht seyn möchte, ist: es sey wahrscheinlich, daß das Christenthum sich nie ganz von dem Erdboden verlieren, immer irgendwo in lauterer Gestalt seyn werde. Da aber Erfahrung und Geschichte unwiderleglich zeigen, daß es doch von einem großen Theile der Erde ganz wieder habe entweichen und in andern so enttellt werden können, daß es nicht mehr ein Gut für die Welt blieb, sondern ein Uebel wurde; was ist damit zur Beruhigung für uns und unsre Nachkommen gewonnen? Insbesondere, wird unsre Frage mancher fragen, ist die jetzige angeblich glückliche Lage des Christenthums von dem Vf. mit der Einbildungskraft eines Liebhabers geschildert. Zu geschweigen, daß dadurch, das, was er selbst in der Einleitung über die jetzige mißliche Lage des Christenthums sagt, kaum aufgewogen wird, so hat er folgenden Gesichtspunkt ganz umgangen: das Christenthum ist unsre Zeit, der Absicht seines Stifters nach, ein Institut, eine eigentliche gesellschaftliche Anstalt, um mit gemeinschaftlich wirkenden Kräften die christliche Lehre, als eine göttliche Lehre, zu erhalten und auszubreiten, und eben dadurch sowohl, als durch eine eigentliche gesellschaftliche Disciplin, Reinigkeit der Sitten und Tugend zu bewirken und zu befördern. Soll man nun sagen können: das Christenthum dauert an einem Orte, oder in einem Lande; so muß doch eine eigentliche Verbindung der Bekenner Statt finden, die nicht allein wirklich für wahr halten, was das Christenthum als wahr lehrt, sondern auch jenen Zweck stets vor Augen haben, und wirklich darauf hinarbeiten. Diejenigen wenigstens, welche diesen Zweck gar nicht wollen, oder ihm gerade zu entgegen arbeiten, müssen von der Gesellschaft, es sey auf welche Art es wolle, ausgeschlossen dargestellt werden. Was zeigt sich nun dagegen jetzt? Unkneitig eine fast gänzliche Auflösung und Desorganisation dieser Verbindung. Bey weitem der größte Theil der denkenden Köpfe hält das Christenthum für eine bloß menschliche, mit allerley Erdichtungen und Täuschungen verbundene, Erfindung, sieht dies auch schon als eine Sache an, die sich unter Leuten von Verstand von selbst verstehe. Er schämt sich daher einer nähern Verbindung mit der Kirche. Der äußerliche Cultus beleidigt seinen Scharfsinn und seinen Geschmack, giebt ihm einen scheinbaren Vorwand, sich demselben ganz zu entziehen, oder wenn er allenfalls noch dann und wann daran Theil nimmt, so geschieht es mit der Erklärung: um des Exempels willen. Die ganze Anstalt bleibt also ein bloßes Behelfsmittel zur vernünftigen Cultur des sogenannten gemeinen Mannes, wird, als solches, noch manchmal von Regenten und Staatsmännern gepflegt. Da aber der aufgeklärte und vernünftige Theil deutlich genug zu erkennen giebt, er sey über das Institut erhoben, so ist der gemeine Mann langst klug genug, dieses zu merken, und sieht die Trennung seiner Verbindung mit der Kirche als das sicherste Mittel an, sich jenen zu nähern. Noch verderblicher als diese eben beschriebene Classe von Christen, die wegen der Sitten den

Vorzug verdient, ist dem Christenthum die unbeschreiblich große Anzahl systematisch immoralischer, und die äußerste Nichtswürdigkeit ihrer Gesinnungen und Handlungen mit einem äußerlich schönen Anstrich bedeckter Menschen, welche, bey bebehaltener äußerer loser Verbindung mit der Kirche, den Zweck derselben untergraben. Indem die Kirche jetzt nichts mehr für die Zucht und Besserung dieser Mitglieder thun kann, sondern sie in ihrem Schoosse nähren muß, zerstört sie eben dadurch allmählich sich selbst. Endlich wirken diejenigen, welche dem Christenthum, so wie aller Religion und christliche Verbindung, Haß und Untergang geschworen haben, in unsern Tagen ja glücklich genug das ihrige. Jene anige Verbindung und das thätige Mitwirken aller einzelnen Mitglieder zur Erreichung des Zwecks, die genaue Beziehung, die Tendenz der Religiosität und Tugend der Einzelnen auf die Gesellschaft, welche doch wohl unlaugar zu dem Wesen des Christenthums gehört, existirt daher jetzt schon wirklich eigentlich nicht mehr. Wollte man sagen: ein solches Christenthum habe auch vorher niemals wirklich existirt; so konnte es doch durch die Festigkeit der gesellschaftlichen Verknüpfung seinen Zweck immer eher, auch ohne deutliches Bewusstseyn und absichtliches Streben der einzelnen Mitglieder, erreichen, und sich dem Ziele der Vollkommenheit eher nähern, als jetzt beym allmählichen Dahinsinken in eine gänzliche Auflösung. Das Christenthum, als Institut betrachtet, besteht jetzt sichtbarlich in nichts weiter, als in dem sogenannten öffentlichen Gottesdienst und dem dürftigen christlichen Religionsunterricht für die Jugend. Scheint diesen Dingen auch hier und dort einmal ein vorzüglicher Religionslehrer, oder ein glückliches Zusammentreffen und Wirken mehrerer derselben, oder allenfalls ein religiöser Fürst oder Minister, Einführung besserer Liturgien, Gesangbücher u. dgl. ein neues Leben zu geben; so wird doch dieses bald durch den Genius der Zeit, der ihnen unüberwindlich abgeneigt ist, wieder getödtet. — Welches sind nun die Gründe, die da erwarten lassen, es werde dieser bisherige aufsehnend unaufhaltsam fort rückende Gang der Dinge bald einmal eine ganz andre Wendung nehmen, es werde eine solche Umkehrung der Denkart des Zeitalters, im Allgemeinen erfolgen, vermöge welcher zuvörderst die Weisen und Guten, und durch sie diejenigen, welche sich nur nach Exempeln zu richten fähig sind, sehr überzeugt werden würden: der höchste Zweck der Menschheit könne nur durch eine kirchliche Verbindung, nicht durch bloßen Fortgang der Aufklärung, oder durch eine bloß politische Erziehung bewirkt werden, das Christenthum sey eine zu dem Ende von Gott selbst gemachte Anstalt, und jeder sey zu gleichem Theil zur gewissenhaftesten Beobachtung der Pflichten, welche ihm die kirchliche Verbindung auflegt, verbunden? — Das alles gehört wesentlich zum wahren Christenthum, von dem man wohl unmöglich sagen kann, es dauere immer, oder sey da ganz, wo die Lehren desselben von vielen oder weniger

kannt werden, und für diese Grund der Beförderung und Antrieb zum Guten werden. — Dieß: Gründe hätte der Vf. vorführen und durch die Ueberzeugung hervorbringen müssen. Es würde sich aber auch dann wohl nur ergeben haben, was sich aus der ganzen Schrift ergibt, daß sie nirgends anders zu finden und, als in dem Glauben und in der Hoffnung.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Merkwürdige Reichshofrathsgutachten, mit Gesichtspunkten für den Leser.* Viertes Theil. 1795, 352 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Merkwürdige Reichshofrathsgutachten zur Erläuterung des Westphälischen Friedens.

Der Herausg. dieser vor der Hand zu Ende gehenden Sammlung, scheint entweder die Quelle neuer Hofrathsgutachten erschöpfet zu haben, oder davon nicht mehr öffentlichen Gebrauch machen zu dürfen. Denn er geht nunmehr auf einmal in das vorige Jahrhundert zurück, und zwar bloß auf diejenigen Gutachten, welche dem Kaiser Ferdinand III über die Einleitung der westphälischen Friedenshandlungen, an den dazu deputirten Reichshofräthen erstattet wurden. Allerdings eine sehr schätzbare Nachlese für den Publicisten und Geschichtschreiber, welche dadurch in den Stand gesetzt werden, die bereits bekannten Verhandlungen jenes wichtigen Friedensgeschäfts, noch mehr zu erläutern, und die Gesinnungen des Kaisers und seiner Räthe kennen zu lernen. Diese Gutachten sind folgende: I. Der deputirte Rathe ferneres Gutachten über die Beschwerden der Protestirenden *quoad militaria, politica et juridica*, wie auch auf die bey den Friedenstractaten zu Münster und Osnabrück eingekommene neue *gravamina*. II. Gutachten über die von den Gesandten zu Osnabrück u. 25ten Dec. 1645 überfichete Beschwerde der Protestirenden. III. Votum der deputirten Räte über zur kaiserl. Gesandten eingesichete unterschiedliche elationes, der Franzosen und Schweden ausgehängte Replicas betreffend. 15. Febr. 1646. IV. *Votum tertius, lectum sacrae caes. Maj. Lincol* 15. Febr. 1646. *Votum in puncto satisfactionis coronarum d. 22. Febr. 1646.* V. Gutachten in puncto *amnestiae*. VI. Gutachten über das Schwedische Project vom 21. u. 3. März 1647. VIII. Gutachten auf der Gesandtenelation vom 20. May 1647. IX. Gutachten über die Schwedische *instrumentum pacis*. X. Gutachten, u. Kurbayerische Tractation, wegen Reconjunction anvertrauten Reichsvölker betreffend. 1647. XI. Resolution und fernere Instruction an die kaiserlichen Gesandten. 1647. XII. Der kaiserl. Abgesandten Osnabrück Gutachten über der kathol. Stände Benken *super instrumento pacis* 1647. XIII. *Conclusio nihil arcani super instrumento pacis caesareano-sue-* XIV. *Annotationes und Erinnerungen zu der*

Hrn. katholischen Stände Bedenken über das *instrumentum pacis*.

Unter diesen ist das I. V. u. Vite Gutachten vorzüglich merkwürdig. Das erste bezieht sich auf ein vorhergehendes, hier nicht befindliches *Votum quoad ecclesiastica*, und handelt daher nur die Beschwerden der Protestanten *quoad militaria, politica et juridica* ab. Die Beschwerden über das Justizwesen betreffen hauptsächlich die verlangte Befetzung beider höchsten Reichsgerichte mit Mitgliedern aus beiderley Religionsverwandten und die Klagen über das bisherige ungleiche Verfahren dieser Gerichte, und des kaiserl. Hofgerichts zu Rothweil. Dabey werden dreyerley Mittel zur Unterhaltung des Reichshofraths vorgeschlagen: 1) ein allgemeiner Reichszoll; 2) Römermonate; 3) Reichshofrathszieler, mit der allerdings richtigen Bemerkung, daß die Stände, ohne ein Präsentationsrecht, sich dazu nicht verstehen würden. Bey jedem gutachtlichen Punkt steht die darauf ertheilte kaiserl. Resolution. Das Gutachten in puncto *satisfactionis coronarum* lautet besonders sehr heftig gegen Frankreich, dessen Vergrößerungssucht sehr lebhaft geschildert wird. Es heist dafelbst S. 121.: „Die Krone Frankreich schäme sich keiner unrechtmäßigen Mittel, *ferere et ferere seditiones et rebelliones subditorum erga legitimos dominos*, *committere inter se vicinos, assistere acatholicis contra catholicos, quinimo christianitatem ipsam jametare, et Turcis objicere, non obstantibus nris patetis, juramentis, vel transactionibus.*“ (Sehr passend auch auf die heutigen Grundätze des republikanischen Frankreichs!) Mit unter sind auch die Rathschläge und Bewegungsgründe sehr elend, z. B. (S. 117.): „Man solle den französischen Gesandten vorstellen, daß das Reich in *continua possessione jurisjurorum* bis auf den letzten Krieg verblieben sey; man solle ihnen auch die androhende Gefahr mit den Türken zu Gemüthe führen, und sie dadurch zu besseren Bedingungen bewegen (!)“

FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Pragmatische Interventions-Geschichte*, besonders des Reichs: Erzkanzlerats, vom Jahre 1700.; aus den Originalurkunden, mit staatsrechtlichen Betrachtungen, (und XXXVII Beylagen), von Joh. Rich. Roth. 1794. 184 S. 8. (12 gr.)

Der Vf., (bekanntlich kurmainzischer Hof- und Regierungsrath, und Professor des deutschen Staatsrechts,) liefert hier eine kurze systematische Darstellung des kurmainzischen Benehmens, während des vorletzten Interregnums von 1700, und betrachtet solches nach den verschiedenen Gegenständen, mit welchen das Erzkanzleramt in solchem Fall gewöhnlich zu thun hat, wohin besonders die Angelegenheiten des Reichshofraths, des Reichskammergerichts, der beider Reichskanzleyen, der Plenipotenz in Italien; die Verkündigung an die Kurhöfe und Beforgung des Wahlconvents, gehört. Beylauffig kommt auch die kaiserl. Büchercommission und das Reichspostwesen in Betrachtung. Am weissen verweilt der Vf. bey

den mit den Reichsverwehren, und insonderheit mit Kurfalz, vorgefallenen Streitigkeiten in Betreff a) des Rechtes, Commiffarien zu den Bischofswahlen zu schicken; b) der unmittelbaren Verfügungen an den Reichsvicarkanzler; c) der Vergebung eröffneten Reichslehne; d) des, von der rheinischen Vicariats-Hofgerichts-Kanzley angenommenen Namens einer Reichskanzley; e) des von dem rheinischen Vicariat ebenfalls behaupteten Rechts der ersten Bitte; f) der Verabfolgung der Reichshofratsacten an die Vicariatsgerichte; ob nämlich deshalb, nach dem Kurmainzischen Verlangen bey jedem einzelnen Fall eine besondere Anzeige zu thun sey? — Die Geschichte des Reichstags während des Zwischenreichs und die dieselbe zwischen den Reichsverwehren und Kurmainz vorgefallene Auftritte werden übergangen, und der Leser lediglich auf die *Reussische Staatskanzley* ver-

wiesen. Die Schritte der Reichsverwehre bey jenen Vorfällen, werden insgesamt als eben so viel verfassungswidrige Anmaßungen geschildert, und jeder kurmainzische Schritt mit Lobeserhebungen überhäuft, welches man von einem kurmainzischen Diener nicht anders erwarten kann. Der Vortrag ist übrigens deutlich und systematisch; bey jedem Punkt wird zuerst das *Rechtliche*, und sodann das *Factische* abgehandelt. Die XXXVII *Beylagen* betreffen hauptsächlich die *Correspondenzen* wegen der Vicariatsfigle und Titulatur; die von den Reichsverwehren behauptete Bestätigung des Kammergerichts; die Befickung der Eichbädischen Bischofswahl durch rheinische Vicariatscommiffarien; die von eben diesem Vicariat unternommene Wiederverleihung eröffneten kleiner *Reichslehne*; und die von beiden Vicariatsgerichten verlangte Auslieferung der Reichshofratsacten,

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSLEHRE. Leipzig, gedr. b. Sommer: *Meditationes quomodo iuvenes in iuribus suis se destinaverint in scholae ad studium rationum recte influendum sint praeparandi.* 1793. 51 S. 8.

1) *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Vorkenntnisse zur Anfangslehre in der Rechtslehre*, von M. F. Crustat. 1795. 48 S. 8.

2) *Leipzig*, b. Griethammer: *Prolegomena, Encyclopaedia, und Methodologie der positiven Rechtswissenschaft* — Für seine Zubörer herausgegeben von D. Karl Christian Köhlschütter, des sächsl. Rechts u. Lehrer zu Wittenberg. 1797. 44 S. 8.

Drey Schriften ähnlich dem Gogelands nach, aber sehr verschieden in Ausführung und Werth. Nr. 1. enthält eine Anzahl an einander gereihter Chreien über den Nutzen der Geschichte, der lateinischen Sprache, der Alterthümer, der griechischen und deutschen Sprache, der Logik, der allgemeinen und juristischen Encyclopaedia. Der Vf. bleibt fast immer im allgemeinen, und vollends an neue, seine oder tiefdringende Bemerkungen ist gar nicht zu denken.

Von der Unwissenheit, mit der Nr. 2. aus einem Collegienheft compilirt ist, und von der Oberflächlichkeit und Ungleichförmigkeit der ganzen Behandlung, deren eigentlicher Zweck kaum auszugehen ist, kann man sich keinen Begriff machen, ohne das Buch selbst einzusehen. Indessen wollen wir versuchen, ein paar kleinere Beispiele auszuheben. — Die ganze Jurisprudenz theilt der Vf. in das natürliche Recht, das positive bürgerliche Recht, und das Staatsrecht mit noch seltenern Unterabtheilungen. Beym allgemeinen Staatsrecht, das nicht unter das natürliche Recht, sondern unter das Staatsrecht eingeordnet ist, heisst es: „Von diesem ist das *Völkerrecht* unterschieden, welches nichts *andere*, als das natürliche Recht ist, das ein Staat gegen den andern zu beobachten hat.“ — (S. 11.) „Die beste Ausgabe (von Corp. J. Civ.) ist von Simon von Lessen mit Gohofredi Anmerkungen Amst. 1653. kl. Fol. und auf dem Titelblatt mit vier geschnittenen Händen.“ — S. 30. heisst es: „*Allgemeine*, in ganz Teutschland Gelfetze hat es vom 17. teutschen Rechte nie gegeben.“ und S. 31.: „In neueren Zeiten giebt es aber wirklich allgemeine teutsche — Gelfetze. Im Anhang findet sich eine Literatur für Anfänger; in welcher z. B. zu dem Naturrecht bloß *Heineccius* und *Achenwall* empfohlen sind.

Nr. 3. dagegen ist mit einer so auszeichneten Sachkenntnis und einer solchen verständigten Wärme für den Flor der Wissenschaft und für richtige und gewissenhafte Anwendung derselben gearbeitet, daß es wirklich kaum mit den vorigen Schriften zusammengestellt werden sollte, wenn nicht die Aehnlichkeit des Gogelands die Veranlassung dazu gäbe. Des

Vf. Gang im Ganzen ist zu solchen EinleitungsVorlesungen gewöhnlich der einzig zweckmäßige. In der *Propädeutik* zeigt er die Entstehung der Begriffe vom positiven Recht, natürlichem Recht durch die Bestimmung des Rechts im allgemeinen, und des Naturrechts insbesondere. Diese ganze Ausführung giebt keine Refutation der kritischen Philosophie, ist klar und in der Hauptsache gewiß befriedigend. Vielleicht werden einzelne Vorlesungen dem Vf. selbst nach einiger Zeit nicht mehr Genüge leisten. Er könnte wohl z. B. künftig die unumstößliche Anwendung der *Wurde des Menschen* als Grundlage alles Rechts in den Anfangsvorlesungen zu abstract finden; es dürfte wohl leicht die *Ill. Meilins* nachgebildete Bestimmung eines Rechts (S. 3.) es sey „die in einem Gesetze gegründete Anforderung „des Menschen an andre, Achtung für seine Würde durch die „äußeren Handlungen zu beweisen“ nicht mehr dem Sprachgebrauch gemäß scheinen, wenn er einmal verstanden wolle, diese Definition an die Stelle des Ausdrucks *Recht* in einzelnen Formeln zu setzen u. s. w. Denn Hr. K. ist gewiß nicht zu den vielen neuern Philosophen zu rechnen, die diesen Praktikum des Sprachgebrauchs verachten, weil sie gern Gelfetze in der allgemeinen Sprache fassen möchten, wozu sie doch nicht berufen sind. Dagegen fehlt es an andern trefflichen Bemerkungen nicht, wozu wir vorzüglich eine sehr fruchtbare (S. 17.) rechnen, daß nämlich nicht alle positiven Gesetze Rechtsverordnungen seyen. — Die *Encyclopaedia* giebt den Zusammenhang der positiven Rechtswissenschaften an. Auch hier sind wieder belehrende Fingerzeige, z. B. daß die praktische Rechtslehre nicht mit der Praxis der Rechtsgelahrtheit zu verwechseln sey (S. 22.) das nämlich oft nur als Kunst zu betrachten ist. Doch ersucht dieser Abschnitt der Abhandlung der Schritt vielleicht am wenigsten. Das ganze positive Recht theilt Hr. K. in *Völkerrecht*, *Staatsrecht* und *Privatrecht*, und bemerkt richtig, daß so viele unnütze Abtheilungen anderer Rechte gemacht seyn, die doch unter jene Haupttheilen gehören. Wie aber z. B. (S. 30.) die Materialien des *politischen Rechts* theils im Staatsrecht, theils im Privatrecht enthalten seyn sollen, begreifen wir nicht. Die Hauptfrage desselben geht keins von beiden an, zumal nach der Bestimmung des Vf. vom *Privatrecht* (S. 30.) — Die *Methodologie* spricht von den Hilfswissenschaften und der Studierart zweckmäßig und eindringlich, fällt mit zu viel Wärme für ein Compendium, so wozu diese auch irgend einen Anstich von Empfindlichkeit hat. Da es nicht „eine Kunst sey, welche *Aufweisung zur juristischen Praxis* genannt wird.“ (S. 39.) wird dem Vf. bey nachträglicher Ueberlesung folglich ausfallen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. März 1797-

PHILOGOLOGIE.

Oxford, a. d. Clarendonischen Druckerey: Πλα-
ταρχου τῶν Χριστιανῶν τὰ ἠθικά. Plutarchi Chae-
ronensis Moralia, id est, Opera, excerptis vitis, re-
liqua. Graeca emendavit, notationem emenda-
tionum, et latinam Xylaudri interpretationem
castigatam, subjunxit, animadversiones explican-
dis rebus ac verbis, item indices copiosos, ad-
jicit Daniel Wytenbach, Hist. Eloqu. Litt. gr. et
lat. in illustri Athen. Amstelod. Professor. To-
mus I. 1795. CLXXII S. Prolegomena, 974 S.
Text, in Quart, (oder Tomi I. Pars I. CLXXII.
1—478 S. Tomi I. Pars II. 481—974 S. in
Octav.) Tomus II. 1796. 1023 S. in Quart, (oder
Tomi II. Pars I. 1—571 S. Tomi II. Pars II.
573—1023 S. in Octav.)

Nur selten tritt ein kritischer Herausgeber der Alten
ausgerüßt mit einem so vollständigen und er-
lebigem Apparat kritischer Hülfsmittel auf, dafs da-
durch die Kunst selbst, welche er übt, nicht blofs be-
höniget, sondern wahrhaft erleichtert und gefordert
wird: noch seltener findet man da, wo der Zufall
ein Herausgeber durch reichliche Mittheilung äusserer
Umsichten begünstigt hat, die wünschenswerthe Be-
günstigung der Natur durch Verleihung jenes kriti-
schen Geistes, welcher allein, in glücklicher Harmo-
nie mit einer ausgebreiteten und aus den Quellen ge-
höpften philologischen Gelehrsamkeit, die an sich
erlaugliche Beschäftigung mit Schreibfehlern oder
arianten veredelt, und die Kritik über den Vorwurf
zur niedrigen Spielerey mit Sylben und Worten em-
porhebt: am seltensten aber nimmt man jetzt, in den
agen bequemer Compilirlucht und oberflächlicher
Erfreuung den Fall wahr, dafs nächst der Erfüllung
ner beiden, zur Feststellung des Textes unerlässli-
chen Bedingungen, auch dem dritten Erfordernis ei-
nes ausdauernden Fleisses in Aufspähung aller, oft
ehr verborgenen kritischen Daten, einer unermüd-
lichen Rebarlichkeit im Sichten und Verarbeiten des
ersammelten Stoffes und einer oft erneuerten Prüfung
es Wahren und Falschen völlige Genüge geschieht;
leicht man auch begreift, dafs nur auf diesem Wege
is Unternehmen, eine neue Recension des Textes
ine Willkühr, nach sicherer Norm und festen Grund-
tzen, zu begründen, mit dem erwünschten Erfolge
skront werden kann. Indefs gebührt, um von frü-
hern Zeiten zu schweigen, dem letzten Decennium,
essers Jahrhunderts vorzüglich auch der Ruhm, ein
ar Muster aufgestellt zu haben, welche in allen
A. L. Z. 1797. Erster Band.

drey vorerwähnten Hinsichten die Forderungen der
Kunst und die Erwartungen der Kunstfrichter fast ohne
Ausnahme befrichtigen. Der deutsche Herausgeber des
Homerus und der holländische *Sospitator* des Plutar-
chus stellen uns ein paar solche Beyspiele vor Augen,
welche, bey Erwägung der grossen und mannichfal-
tigen Schwierigkeiten, die durch abzahlenden Eifer
zu besiegen waren und glücklich besiegt worden sind,
unsere Bewunderung und Dankbarkeit in denselben
Grade verdienen, in welchem sie jene streifen und vor-
eigigen Editoren, von denen eine strenge, auch
bey ansehnlichen Kleinigkeiten ernsthaft verweilen-
de, Kritik entweder vornehm verachtet oder schla-
umfächlichen wird, mit Beschämung erfüllen und selbst
der zujauchzenden Menge verdächtig machen müssen.

Schon die Vorrede, womit Hr. Wytenbach seine
Ausgabe einführt, bewährt durchaus den vollendeten
Kritiker: lehrreich durch treffliche Winke selbst für den
Meister in der Kunst, kann sie es noch weit mehr dem
gehenden Bearbeiter der Alten durch den in dersel-
ben niedergelegten Ertrag der reichsten und geprüf-
testen Erfahrung werden. Bekanntlich erstifnete Hr. W.
vor vier und zwanzig Jahren durch die Bearbeitung des
Plutarchischen Tractats *de sera Numinis vindicta* seine
schriftstellerische Laufbahn in Holland; zugleich unter-
nahm er, vorzüglich auf *Ruhnkenius* Veranlassung, eine
vollständige Ausgabe aller Plutarchischen Werke, und
kündigte sie durch jenes treffliche Probestück dem
Publicum an. Hauptsächlich aber widmete er den
philosophischen oder moralischen Werken des gedach-
ten Schriftstellers seine Aufmerksamkeit, weil diese
ausser den gemeinfaamen, aus einem sehr corrupten
Texte und einer ganz eigenthümlichen Schreibart ent-
springenden Schwierigkeiten noch alle die besondern
haben, die überhaupt bey Werken von verschiede-
artigem Inhalte eintreten, welche die vielseitigsten
und unfassendsten Kenntnisse nicht blofs von Seiten
ihres Verfassers verrathen, sondern auch bey bescheu-
nen Lesern voraussetzen.

Es war gewiss kein leichtes Geschäft, sich zur
Erklärung eines Schriftstellers, wie Plutarchus ist,
gehörig vorzubereiten. Nicht ohne lebhaftes Bewun-
derung des unermüdlichen Fleisses hört man den ver-
dienstvollen Herausgeber erzählen, wie oft und auf wie
verschiedenen Wegen er zu seinem Plutarchus zurück-
gekehrt ist, um, nach Erwerbung einer gründlichen
Sprachkenntnis überhaupt, mit ihm eine innigere
Vertraulichkeit zu schliessen; wie sorgfältig er die
zum Verständniß desselben nöthigen Kenntnisse aus
den Quellen selbst geschöpft; wie anterskäm er Alles,
was eine eben so ausgebreitete als geordnete Leetüre
ihm

ihm darbot, auf jenen bezogen, die Schriftsteller des Alterthums unter einander, und zuletzt wieder mit Plutarchus verglichen hat. Ein genaues Auszeichnen des Gelesenen schien anfangs die Arbeit zu erleichtern: in der That erwies sich dieselbe, weil des Auszeichnens zu viel wurde. Hr. W. ging daher von jenen Excerpten sofort an die Verfertigung verschiedener Register, die an sich wieder mannichfaltige Schwierigkeiten hatte, und ihn dann, wann er, der Arbeit müde, einen kürzeren und bequemern Weg suchte, immer auf den längern, aber sichern, zurückführte. So entstanden allmählich vier *Indices*: einer über alle Nenn- und Zeitwörter in den Plutarchischen Schriften; ein grammatischer der Constructionen; ein dritter der Autoren, welche Plutarchus anführt; endlich ein *index verborum et hominum*. Durch künftige Mittheilung dieser Register in einer bequemern Form, wie sie Hr. W. verspricht, wird das Studium nicht bloß der Plutarchischen Werke, sondern vieler anderer Schriftsteller ungemein erleichtert werden. So wie sich nun Hr. W. auf diese Art den Weg zum richtigen Verständnis seines Autors bahnte: so wurde er zugleich wie von selbst zum Verbesserer der verdorbenen Stellen hingerleitet; wo er anfänglich nur seinem kritischen Gefühl folgte, bald aber auch den zusammengebrachten Apparat kritischer Hülfsmittel zu Rathe zog. Je stärker dieser anwuchs: desto häufiger zeigten sich neue Schwierigkeiten; desto langsamer rückte die mühsvolle Arbeit fort. Es gehörte Zeit und ausdauernde Geduld dazu, ehe die aufgeschauete ungeheure Masse von Varianten so organisiert werden konnte, daß sie den Bedürfnissen des Herausg. und den Erwartungen des Publicum entsprach.

Um sich einen ganz vollständigen Apparat zur Verbesserung und Erklärung der Plutarchischen Schriften zu sammeln, und theils die Anzahl und Aechtheit derselben, theils den Ursprung des heutigen Textes zu bestimmen, konnte Hr. W. sich nicht bloß auf den Zeitraum einschränken, welcher seit Erfindung der Buchdruckerkunst verlossen ist: er mußte weiter hinauf bis zu den Zeiten des Plutarchus selbst zu dringen, und auf diese Art nicht nur die Schicksale dieser Werke überhaupt, sondern auch die Veränderungen und abentheuerlichen Umbildungen des Textes durch alle Zeitperioden hindurch zu erforschen suchen. Die Resultate dieser Forschungen werden in dem für den Literator auch in andern Hinsichten ungemein lehrreichen dritten Kapitel der Prolegomenen so dargelegt, daß man das, was sonst gewöhnlich unter der Rubrik *Testimonia de Auctore* oder *Elogia Auctoris* zerstückelt und ohne Würdigung aufgeführt wird, hier der Chronologie gemäß zu einer kritischen Geschichte geordnet und mit den einschüßvollsten Urtheilen begleitet, leichter und nutzbarer übersehen. Durch diese geschickte Oekonomie des Ganzen wird Alles, was sich von Plutarchus und Plutarchischen Werken in Schriftstellern, die seit jenem Zeitraum geschrieben haben, auffinden läßt, und was zum Theil in selten gelese- nen Werken vernachlässigt und wie verflümmelt aufbewahrt wird, hier gleichsam

zum Sprechen aufgefordert: auch dem todten Buchstaben des dürftigsten Compilators wird ein neues Leben eingehaucht.

Von gleichzeitigen Schriftstellern, deren Werke uns übrig geblieben sind, wird Plutarchus nirgends erwähnt. Gellius ist der erste, der Schriften von ihm anführt. (Die hierher gehörigen Stellen, aus diesem und andern Schriftstellern, welche in den Prolegomenen nur zuweilen beygebracht sind, sollen künftig entweder in den Anmerkungen, und unter den Fragmenten oder in der Lebensbeschreibung des Plutarchus ihren Platz finden.) Phrynichus im 2ten Jahrh., beurtheilte den Plutarch ganz schief, bloß wie einen Grammatiker und Rhetor, er mußte seine Sprache nach den Grundätzen des Attischen. Von christlichen Schriftstellern führt Origenes im 3ten Jahrh. zuerst Plutarch's Schriften auf. nur Eusebius (im 4ten) theilt längere Stellen, zum Theil aus jetzt verlorenen Schriften, mit. Clemens Alexandrinus und Tertullianus scheinen den Plutarch stillschweigend benutzt zu haben. Im 5ten Jahrh. finden sich häufige Beziehungen auf Plutarch bey Diogenes Laertius, Athenaeus, Dio Cassius, offenbar Nachbildung seiner Manier und seines Ausdrucks bey Aelianus. Im 5ten Jahrh. (in welches nach Hn. W. chronologische Angaben auch der Scholiast des Nikander und Hesychius gehören) haben Theodoretus und Proclus bedeutende Stücke aus Plutarch aufbewahrt. Im 6ten liefert Jo. Stobaeus schon oft reiche Ausbeute zur Erklärung, Verbesserung und Ergänzung, noch mehr darf man sich nach Vollendung der angefangenen beiden Ausgaben dieses Schriftstellers versprechen. Nach diesem Zeitpunkte, wo Hr. W. die Periode der schönsten griechischen Literatur mit Olympiodorus schließt, brach die Barbarey ein, die drey Jahrhunderte durch wüthete. In diesem Zeitraume (v. 560—860) scheinen die meisten verlorenen Schriften Plutarch's ihren Untergang gefunden zu haben. Indessen mußte auch von da an Hr. W. alle Schriftsteller die auf Plutarch Beziehung nehmen, und schließt die Reihe mit Tzetzes, der bloß aus Proclus schöpfe, und Eustathius, dessen Citate oft sichere Kriterien der ächten oder unächten Lesart geben.

Hey den Griechen war in diesem Zeitraume die Kenntniß der Alten sehr selten; noch seltener bey den Lateinern. Um so mehr Auszeichnung verdient Johannes von Salisbury, welcher dreyhundert Jahre vor Petrarca, nicht in Italien, sondern unter Engländern und Normännern, durch seine Schriften ein eben so wahres Document seiner Erhabenheit über die Zeitgenossen, als eine traurige Urkunde der Unfähigkeit der letzteren aufstellte. Er bediente sich statt des Plutarchischen Textes, holländischer Uebersetzungen und lateinischer Entonen, wie sie damals im Gange waren, und machte davon so guten Gebrauch, als ohne Kenntniß des Originals und der griechischen Sprache überhaupt möglich war. Schon in diesem Jahrhundert, in welchem Johannes lebte, noch mehr aber in den folgenden wurden die *Codices* des Plutarchus verfertigt; die Hr. W. entweder selbst in Paris

und Leiden verglich, oder deren Vergleichenen durch gelehrte Freunde, *Villoison, Villebrun, Saint-Denis und Larcher* in Frankreich, *Morelli und Spolletti* in Italien, *Matthai*, damals in Moskau, endlich auch durch die Curatoren der akademischen Druckerey zu Oxford erhielt. Hr. W. hat Hoffnung, aus England sowohl, wo ihm durch *Woid's* Tod manche erwartete Ausbeute entging, als aus Frankreich, wo sein Aufenthalt nur ein halbes Jahr dauerte, noch mehrere Collationen zu bekommen, und für den Commentar zu benutzen: auch Rec. fand in *Wakfield's* kritischen Schriften und in *Gais's* Ausgaben hin und wieder Lesarten aus Codd. ausgezeichnet, die Hr. W. nicht genannt zu haben scheint.) Aber, auch abgesehen von einer Hoffnung, ist schwerlich je ein Herausgeber der *Aten* mit einer zahlreichen Menge von Handschriften versehen gewesen, als Hr. W. bereits jetzt gebraucht hat. Nach genauer Vergleichung derselben glaubt er überhaupt vier *recensiores* oder *actiores* *Moralium* wahrgenommen zu haben: I. vor dem dreyzehnten Jahrhundert; aus welchem Zeitalter die beiden Moskauer und zwey Pariser Handschriften (D. F. num. Catal. 956. 1957.) abstammen. Sie haben dieselben Lücken, welche sich in der Aldinischen und den hiesigen Ausgaben befinden. In diese erste Periode gehören auch die Florentinischen Codd., deren Collatur Hr. W. aus den *Ironischen* Papieren erhielt, und die beiden Wiener Handschriften. II. Seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, nach Wiedereroberung von Constantinopel, bey dessen Einnahme durch die Lateiner eine weit größere Menge guter Bücher ihren Untergang gefunden hatten, als durch die dritthalb hundert Jahre darauf (1453) erfolgte Eroberung durch die türkischen Kaiser. Jetzt, nachdem sich die Griechen wieder in Besitz von Constantinopel gesetzt hatten, blüheten die Wissenschaften von neuem auf, und man fing an, die noch vorrätigen Schriften des immer sehr geschätzten Plutarchus, die *Vitas* sowohl als die *Moralia*, in eine Sammlung zu vereinigen. Aus diesen Zeiten ist ein Pariser Codex (A. num. Catal. 1671) im J. 1296, wahrscheinlich von Max. Planudes, geschrieben und hin und wieder mit dessen Conjecturen ausgestattet. III. Der vortheiliche Codex Paris. E. (num. Catal. 1672), vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, welcher zwar dieselbe Anzahl Bücher, aber ältere und bessere Lesarten darbietet. In dieses Zeitalter setzt Hr. W.erner Cod. *Moralium* C. n. 1055 v. H. n. 1682, desgleichen eine Pfälzer und mehrere in italienischen Bibliotheken befindliche Handschriften. IV. Codex Paris. 3. (num. Catal. 1675), der weniger Schriften, allein den Text derselben nach ältern und richtigeren Exemplaren mit Sorgfalt verbessert, und eine eben so sorgfältige Ergänzung der Lücken enthält. Hierauf folgen die Codices des funfzehnten Jahrhunderts, die fast sämtlich in Italien, meistens nach der zweyten Recension, verfertigt worden sind. — So wie äusseren die griechischen Grammatiker und Libraren des vierzehnten Jahrhunderts, die sich in ihren Schriften auf Plutarchus beziehen, z. B. *Theodoros Metastasis*, *Thomas Magister*, *Nicophorus Gregoras* und

mehrere, gewiss keine andern, als die uns übrig gebliebenen Werke dieses Schriftstellers kannten; *Plutarchus* hingegen, wenn er andere, und noch öftere in Italien, erwähnt, sich höchst wahrscheinlich entweder durch ein falsches Gerücht, oder durch ein untergeschobenes Machwerk täuschen liefs: so war das funfzehnte Jahrhundert, in welchem bey den damaligen Unruhen viele griechische Gelehrte sich und ihre Bücher nach Italien verpflanzt hatten, vorzüglich reich an Uebersetzern des Plutarchus, deren Anzahl auch in dem folgenden Jahrhundert sehr allmählich vermehrt wurde. Der Cardinal *Bessarion*, Plutarchus würdiger Schüler, machte sich durch Verfertigung neuer Abschriften um die Plutarchischen Werke verdient, und *Arsenius*, Bischof zu Monembasia, der letzte Grieche, den Hr. W. aufführt, nahm in seine *Lexiz*, welche sein Vater *Michael Apostolius* zu sammeln bereits angefangen hatte (vergl. *Villoison Anecd. gr. To. II. p. 4.*), auch von Plutarchus Apophthegmen und Sentenzen auf. Eine sehr vermehrte Handschrift von diesem Werke, aus welcher auch Stobaeus an mehreren Stellen ergänzt werden kann, befindet sich in der Moskauer Bibliothek; woher Hr. W. eine Abschrift erhielt.

Man darf die *Testimonia antiquorum*, welche die vorhergehenden Ausgaben des Plutarchus, bis auf die Reiskische, zu eröffnen pflegen, mit der treulich geordneten Notiz der Schriftsteller, die Hr. W. nicht blofs aufgezählt, sondern seinen Zwecken gemäß gelesen und mit Einsicht gewürdigt hat, nur einigermaßen zusammen halten; man darf ferner nur eine flüchtige Vergleichung zwischen den jetzt und vormals benutzten Handschriften anstellen, und man wird leicht, ohne unfändlichere Erörterung, begreifen, wie weit Hr. W. schon in diesen beiden Punkten alle seine Vorgänger hinter sich zurück gelassen hat. Allem hieby liefs es die rastlose Thätigkeit des verdienstvollen Kritikers nicht bewenden. Bey dem Bestreben, die fehlerhaften Lesarten der Stephanischen Ausgabe, deren er sich bey dem Lesen bediente, durchgängig zu berichtigen, zugleich die Genealogie der verschiedenen Lesarten gehörig abzuleiten und dem Ursprünge der Corruptelen überall auf die Spur zu kommen, nahm er bald wahr, daß er auch die älteren Editionen, welche er vorher vernachlässigt hatte, einer gewissen Aufmerksamkeit würdigen müsse. Wie sorgfältig er aber bey Vergleichung derselben zu Werke gegangen sey, dies bezeugt theils der zweyte Theil der Prolegomenen, welcher eine weitläufigere und genauere Beschreibung dieser Ausgaben, besonders von den philosophischen Werken, enthält, theils ein sehr sorgfältig gefasster Index, welcher der Verrede beygefügt ist, und sich nicht nur über die vollständigen Sammlungen der Plutarchischen Schriften, sondern auch über einzelne Ausgaben von einzelnen Büchern, über die Uebersetzungen derselben, über die zu jeder Schrift verglichenen Codices und andere kritischen Collectionen verbreitet.

Da eine richtige Schätzung der Wyttenbachschen Arbeit ohne genauere Kenntniß der zu Rathe gezogenen Ausgaben und Uebersetzungen nicht Statt haben

kann: so wird eine beurtheilende Anzeige dieser Subsidien hier an ihrem Orte stehen; und Rec. achtet sich dazu, jedoch mit billiger Rücksicht auf die durch den Plan dieses Journals vorgezeichneten Grenzen, um so mehr zur verpflichtet, weil er die von M. W. zusammengebrachten und benutzten Hülfsmittel fast sämmtlich vor sich hat, und selbst einige von jenen übergangene aus eigenem Gebrauche kennt.

Zuerst verglich Hr. V. sorgfältiger, als vorher gesehen war, die *Editio princeps Aldina* v. J. 1509. Der Druck derselben, welchen Demetrius Ducas von Creta besorgte, ist nach Bessarions, in der St. Marcusbibliothek zu Venedig noch jetzt befindlichen Handschriften mit kritischer Genauigkeit veranstaltet, aber zugleich durch eine sehr große Menge eingeschlicher Fehler verunstaltet worden. Weniger Nutzen leistete dem Herausgeber die Basler Edition der moralischen Schriften (1542), weil sie ein bloßer Abdruck der Aldinischen ist. Zwar hat ein unbekannter, aber geschickter Corrector die Fehler der Aldina getilgt; allein die Lücken, welche fast eben so zahlreich sind, hat er nicht ausfüllen können. Aus derselben Quelle, aus welcher sich die Correcturen der Druckfehler herschreiben, scheinen übrigens auch die nicht unbedeutenden Abweichungen von der Aldina gestossen zu seyn, die man hier und da findet. Handschriften sind wahrlich einer Weise nicht gebraucht worden. — Weit beträchtlicher war der Gewinn, den die zahlreichen Verbesserungen und die aus vielen Handschriften gezogenen Varianten des berühmten Nic. Leonicus und Dan. Gannot dem Herausg. gewährten. Beide Gelehrten hatten ehemals eine neue Ausgabe des Plutarchus beabsichtigt, und zu dem Ende ihre Bemerkungen einem Exemplar der Aldina beyzugehrieben. Dieses Exemplar befindet sich gegenwärtig in Rom; eine unvollständige Abschrift der beyzugehriebenen Verbesserungen in der Leidner Bibliothek. Hr. W. war so glücklich, den vollständigen Apparat des ersten zu erhalten, und vermuthet, daß der letzte Besitzer und Vermehrter desselben, deraucln den Plutarchischen Werken so belesene Muretus, eine weit größere Anzahl von Emendationen und Bemerkungen über unsern Schriftsteller hinterlassen habe, als sich in diesem Exemplar vorfinden. Wie verdienstlich wäre jetzt, bey dem erneuerten Studium des Plutarchus, die Bekanntmachung der übrigen Muretischen Bemerkungen! — Ausser diesen Anecdoris benutzte Hr. W. noch andere handschriftliche Sammlungen von Schott, bedeutendere von Adr. Turnebus, Marginalanmerkungen von Adr. Junius und einem ungenannten Gelehrten, welche der Basler Ausgabe v. J. 1542 beygefügt waren, endlich auch die scharfsinnigen Verbesserungen des einsichtsvollen Cl. Bochet Meziriac, der sich vordem selbst zu einer neuen französischen Uebersetzung des Plutarchus ausgerüstet, und die Erfordernisse derselben in einer besondern Schrift vortreflich entwickelt hatte. Auch veräumte Hr. W. nicht, die Uebersetzungen der Plutarchischen Schriften zu Rathe zu ziehen. Die alten lateinischen Uebersetzungen, welche in der Basler Folioausgabe (1542. ap. Mich. Isingrinum) gesammelt sind, haben bekanntlich kritischen Werth,

der nach Rec. Bedünken immer noch zu wenig erwogen worden ist. Amoy's Traduction, welche Meziriac am gründlichsten beurtheilt hat, zeigt zwar von nichts weniger, als von gründlicher Kenntniß der griechischen Sprache; oft hat sie auch den Sinn des Schriftstellers entweder gänzlich verfehlt, oder durch eigene Einfaltungen verkehrt; allein sie leistet ebenfalls der Kritik keine unverächtlichen Dienste, weil ihr Verfasser nicht bloß mehrere Codices, sondern auch die Verbesserungen anderer Philologen, namentlich des vorerwähnten Turnebus, gekannt und benutzt hat. Und schon in dieser Hinsicht erhebt sie sich weit über die neulich erschienene, auch in diesen Blättern angezeigte Uebersetzung des Abbé Ricard, der nicht einmal Zeit gefunden, sich um die vor ihm liegenden Handschriften etwas näher zu bekümmern. Die äußerst seltene lateinische Version der moralischen Schriften des Plutarchus von Uorn. Crusierius konnte Hr. W. nirgends aufreiben. Es darf daher nicht befremden, wenn er von ihrem Gehalte mit Geringschätzung spricht. Durch eine sehr unglückliche Wahl, oder, bestimmter zu reden, durch ein unglückliches Ungelahrte mußte es sich fügen, daß die Editoren des Plutarchus von Stephanus bis auf Reiske, die Uebersetzung des gelehrten Crusierius nur bey den Vitis beybehielten, wo sie ihn gerade weniger gelungen ist, bey den moralischen Schriften hingegen, mit der Xylasdrischen vertauschten. Dadurch ist seine Uebersetzung der letztern allnählich aus dem Gebrauche sowohl als aus dem Andenken der Gelehrten verschwunden, so, daß neuere Literatoren entweder die Existenz derselben schlechthin geleugnet (wie z. B. Borette in *Mém. de l'Acad. des Inscriptions, et belles lettres, T. VIII. p. 51.*) oder sie mit zweydeutigen Stillchweigen übergangen (wie Hailes *Introduct. in histor. ling. gr. II. l. p. 33.*) oder endlich, wo sie dieselbe erwähnten (z. B. ad Fabricii *Bibl. gr. T. v. p. 209.*), nur die erste Ausgabe (Basil. ap. Thc. Guarinum 1573 f.), und zwar auf das bloße Zeugniß der *Historia Biblioth. Fabriciane, P. III. p. 66.* angeführt haben. Diese Zweifel zu heben, wird es dem Rec. erlaubt seyn, den vollständigen Titel der zweyten Ausgabe, welche er vor sich hat, hier beyzufügen: *Opera, quae extant, omnia Plutarchi Chaeironi, Ethica seu Moralia completa. Interpretis Excellentissimi ac Celebratissimi J. C. Doctoris, Hermannus Crusierius, Illustrissimus Ducis Chivensis et Juliacensis Consiliario. Nunc summa fide et diligenter recognita, multis in locis emendata et in lucem edita. Cum indice rerum et verborum locupletissimo et fidelissimo. Impresum Francofurti ad Moenum. MDLXXX. 742 pagg. fol.* Statt der Vorrede des Uebersetzers, welche Rec. bey der ersten Ausgabe vermuthet, und deren Abgang die kritische Würdigung der Uebersetzung selbst sehr erschwert, hat der Verleger eine Zeugnisschrift an Wilhelm, Landgrafen von Hessen, vorgelegt, ungefähr so, wie in der zweyten Frankfurter Ausgabe der Plutarchischen Werke die in der ersten befindliche *praefatio ad Vulcanum* weggelassen und dafür eine Dedication an den Stadtschirrat zu Frankfurt eingeschaltet worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. März 1797.

PHILOLOGIE

OXFORD, a. d. Clarendonischen Druckerey: Πλου-
ταρχου τῶν Χυανδρινῶν τὰ Ἰστορία. Plutarchi Chae-
ronensis Moralia, id est, Opera, exceptis Vitis,
religuis; — ed. Daniel Wytttenbach, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Xylanders Verdienste um Plutarchus schlägt Hr. W. sehr hoch an: und welcher Unbefangene wollte die erspriesslichen Bemühungen dieses eben so gelehrten als bescheidenen Mannes um Berichtigung des Textes und Erklärung vieler dunklen Stellen verkennen? Unbedingt möchte indess doch Rec. der Xyländischen Uebersetzung das Lob der Treue, Sorgfalt und Deutlichkeit, welches Hr. W. ihr zugesprochen hat, nicht beylegen, zumal da Xyländer selbst durch Versicherung, daß er, bey dem Streben nach jenen Tugenden, der Deutlichkeit nicht selten die Eleganz des Ausdrucks aufgeopfert habe, die Kritik zu höhern Forderungen berechtigt. Einleuchtender sind die Verdienste des Mannes um die Wiederherstellung des Plutarchischen Textes, und, da es nicht mehr als einen Codex gebrauchen konnte, desto bewundernswerthiger. Viele Verbesserungen sind in der lateinischen Uebersetzung ausgedrückt, ohne in den ihr anhängenden Anmerkungen besonders angegeben zu seyn; dergleichen werden in diesen Anmerkungen vorgeschlagen, solche aufstreifend dem Kritiker eine der reichsten Induben darbieten; eine noch größere Zahl bedarf sich in der später erschienenen, heutzutage sehr seltenen griechischen Ausgabe der Moraliu (Basil. 74. fol.), auf welche Hr. W. schon ehemals in seinem Specimen novae edition. Plutarchi (Bibl. crit. Vol. I. P. II.) aufmerksam machte, und die er nunmehr in England erhalten hat. (Wie häufig sich diese Ausgabe in kritischer Hinsicht nicht bloß von der lateinischen Uebersetzung, sondern auch von der vier Jahre früher bekannt gewordenen Stephanischen Edition zu ihrem Vortheil unterscheidet; wie unabhängig von Stephanus der vorsichtige Xyländer seinen Weg verfolgt, und hier fast durchgängig den gewöhnlichen in den Plutarchischen Schriften eingeweihten Lesarten vorzieht; dies hat Rec. der diese Ausgabe ebenfalls selbst vergleichen konnte, oft mit Vergnügen wahrgenommen: einige Proben davon wird er seinen Lesern unten mittheilen. Noch besitzen wir von Xyländer eine besondere Ausgabe der Schrift de diuinis poetis (Basil. 1564. 8.), welche Krebs nur im Titel nach gekannt, und unter den neueren Editionen A. L. Z. 1797. Exster Band.

toren bloß Hr. Hutten gebraucht hat. Der Text derselben weicht an sehr vielen Stellen von der Uebersetzung sowohl, als von der größeren Ausgabe ab, und kann für eine dritte Xyländische Recension gelten. — Auch von Stephanus Ausgabe urtheilt Hr. W. ungleich glimpflicher und vorthellhafter, als Heise (Praefat. ad Vitae p. XXIX.) und so viele andere, in deren Vorreden die Herabsetzung jenes verdienstvollen Mannes unter die gewöhnlichsten Gemeinplätze gehört. Hr. W. verschweigt die Fehler der Ausgabe nicht; aber er hat sie zu verbessern gesucht. Denn da Stephanus den Plutarchischen Text im Ganzen mehr berichtigt als hergestellt, die Quellen seiner Correctionen in den Anmerkungen, die sich ohnehin nur auf fünf Schriften des Plutarchus einschränken, sehr selten angegeben, öfter seine Aenderungen ohne Ursache in den Text aufgenommen, endlich da, wo er sich auf kritische Hülfsmittel bezieht, diese höchst unbestimmt und meistens theils unter dem allgemeinen Ausdruck: sic libri veteres; aufgeführt hat: so lies es Hr. W. seine erste Sorge seyn; überall den Quellen, in deren Besitz er sich befand, auf das sorgfältigste nachzuspüren, bey jeder Lesart das Für und Wider mit kritischer Genauigkeit abzuwägen, und auf diese Art aus der Stephanischen Ausgabe kein Wort, ja, wie er selbst versichert, keinen Buchstaben beyzubehalten, den er nicht, nach angestellter Prüfung, für richtig und durch hinlängliche Zeugnisse bewährt zu erkennen mußte. Der von Stephanus geänderten Folge der Plutarchischen Schriften ist Hr. W. treu geblieben. Mit Recht, wie uns dünkt. Denn ob sie gleich ihren Grund bloß in der Eilfertigkeit hat, mit welcher Stephanus die Herausgabe des Werks betrieb und die einzelnen Bücher zum Abdruck bereitete: so ist sie doch nunmehr dem daran gewöhnten Leser bequemer, als die in der Aldina beobachtete Ordnung, welche diesen Namen auch nicht in dem strengsten Sinne verdient. Uebrigens gewann bekanntlich die Stephanische Ausgabe in kurzer Zeit ein so großes Ansehen, daß sie nicht nur alle vorübergehenden verdunkelte, sondern daß ihre Lesart noch heut zu Tage mit dem Namen der Vulgata belegt wird. Der Text derselben ist daher auch in den drei griechisch-lateinischen Ausgaben fortgepflanzt worden, unter welchen sich die erste (Francof. 1599. f.) durch ein angehängtes Verzeichniß neuer, aus Handschriften gezogener Lesarten, die zweyte (Francof. 1620. f.) durch Beyfügung eines unächtlichen Buches de Rominibus cum Manusci Notis et Iudicio de Plutarcho et ejus scriptis, und die dritte (Paris. 1634. f.) durch das Leben des Plutarchus und einige Animadversionen von Jo. Ruadus,

fer Mangel sehr leicht aus der beygefüigten Annotation ersetzen, und der Gewinn, welchen der Plutarchische Text jenen Hülfsmitteln verdankt, bleibt bey dem allen überaus beträchtlich. Rec. erinnert sich keiner Ausgabe eines alten Schriftstellers, welche ihm so sehr, als die gegenwärtige, denott von Brunk wiederholten Ausdruck bewährt hätte, daß der Ausbeute guter Handschriften auch die geübteste Kunst des scharfsinnigsten Kritikers unendlich weit nachstehe. Wie häufig sind hier solche Stellen, an welchen die Kritiker, auch wohl in unsrerer Tagen, ihren Scharfsinn vergebens verschwenden hatten, durch die aus Codd. gezogenen Lesarten wieder hergestellt worden, und wie selten, im Ganzen genommen, haben diese die Vermuthungen jener befestiget! — Nur einige Beyspiele aus der großen Anzahl. Pag. 243., C. Um die Aehnlichkeit oder den Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Charakteren zu erforschen, muß man, sagt der Vf., das Leben und die Thaten von ausgezeichneten Personen beider Geschlechter gegen einander stellen. Dann wird leicht auszumachen seyn, *ἐν τὸν αὐτὸν ἔχει χαρακτῆρα καὶ τὸν* — *τὸ Περικλῆς Φρόνημα τῷ Βούρῳ, καὶ τὸ Πελιδίου τῷ Τιμοκρίτῃ, κατὰ τὴν ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των.* Das Wort *κατὰ τὴν ἰσότητά των* kann hier keinesweges stat haben. Meziric verbesserte *κατὰ τὴν ἰσότητά των* in *ἐκ τῆς ἰσότητά των*. Man würde das Eine oder das Andere wählen, wenn nicht Hr. W. aus Handschriften die wahre Lesart *ἐκ τῆς ἰσότητά των* hergestellt hätte. — Nicht minder fehlerhaft lag nach seither p. 65., F. *τὸ μὲν ἀρετὰ καὶ ἁλὶς ἔχον μέγα καὶ ἔχον, ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των*. Kein Ausleger versuchte die Sentenz, noch weniger die Anführung des Aeschylus, zu erklären. Jetzt ist alles deutlich, da Hr. W. aus seinen Codd. *ἐκ τῆς ἰσότητά των* verbessert hat. — Auf eine ebenfalls aus Handschriften geleitete Capitaländerung einer ganzen Stelle (p. 94. B.), die äußerst verdorben war, können wir hier, da die Auszeichnung derselben uns zu weit führen würde, den prüfenden Leser nur aufmerksam machen. — Die sinnreiche Verbesserung p. 32., E. *πάντες οὐκ ἔχοντες ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των*, welche als die eigene ihrer Art im ganzen Kretschschke'schen Commentar sehr bekannt, ebenem von Gieseler und selbst von Wyttenbach (Bibl. crit. Vol. II. p. 121.) mit ungetheilten Beyfall aufgenommen worden, hat mit Recht ihren Platz im Texte verloren. Hr. W. fand in zwey Handschriften *ἐκ τῆς ἰσότητά των*, und vernuthet daher, daß *ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των* die ächte Lesart sey. Man erinnert sich bey dieser neuen Correction einer älteren, nicht sehr abweichenden, von Morus (Animadv. ad Longin. p. 27.): *ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των*; aber man wird keinen Augenblick Anstand nehmen, die erste, als die wahrcheinlichere, vorzuziehen. —

Um Hr. W.'s kritisches Verfahren bey Bildung dieser neuen Recension in seinem ganzen Umfange zu übersehen, und die Wahl einzelner Lesarten gehörig zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß der Herausgeber sich's zum Gesetz gemacht hatte, die Lec-

tionen der Stephanischen Ausgabe, deren Quelle entweder ganz unbekannt oder deren Autorität wenigstens zweifelhaft war, in solchen Stellen beyzubehalten, wo seine kritischen Subsidien ihm nichts Gewisseres darbieten und wo er sonst zu der Corruptel der Aldina hatte zurück kehren müssen. So hat p. 15., A. Stephanus statt der sinnlosen Lesart seiner Vorgänger, welche auch Xylander in den Noten verworfen, folgende neue eingeführt: *ἀπο τοῦ ἐμοῦ ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των*, *ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των*, *ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των*, *ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των*. Ohne sie für wahr anzuerkennen, liefs sie Hr. W. im Texte stehen, weil ihm auch die Lesarten zweyer Handschriften *ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των* nicht völlig Genüge leisteten. —

Ueberhaupt kann in dieser Hinsicht Hr. W.'s kritisches Verfahren den aufmerksamen Leser leicht überzeugen, daß bey künftiger Herausgabe einzelner Plutarchischer Schriften vorzüglich dahin gesehen werden muß, die Quellen der Stephanischen Lesart, wo sie noch verborgen sind, zu entdecken, und die Autorität derselben entweder zu befestigen oder zu widerlegen. Immer aber wird es leichter seyn, eine alte, hier beybehaltene Lesart von Stephanaus zu entfernen, oder aus Handschriften, die Hr. W. nicht verglichen hat, eine bessere aufzunehmen (z. B. p. 141., E. *καὶ δὲ τοιαύτην* (H. *καὶ δὲ τοιαύτην*) *οὐκ ἔχοντες* aus einem Englischen Codex bey Wakefield. Sileb. Critica III., p. 139. desgleichen p. 91., B. *ὡς τὰ γὰρ ἐν πῶλεσι* (H. *τοιαύτην*) *τοιαύτην τὴν ἰσότητά των* aus einem Pariser Codex b. Gail l. c. p. 431.), als eine neue, von Hr. W. zuerst eingeführte Lesart mit Recht zu beistehen. Rec. weiß nicht, ob noch mehrere Stellen von der Art angetroffen werden dürften, wie die p. 168., B. ist, wo, unseres Dafürhaltens, der sonst so behutsame Herausgeber den Sinn seines Schriftstellers versteht und dem Idengange desselben durch Aufnahme einer neuen Lesart, eine ganz schiefe Richtung gegeben hat. Es lohnt der Mühe, diese Stelle etwas näher zu beleuchten: *οὐτε γὰρ, (ὡς διατάσσοντες) ἀνδρῶν, οὐτε τυχόν, οὐτε καίτοι, οὐδ' αὖτε, ἀλλὰ πάντων τὸν δὲν αἰσταναι, καὶ τὸν δὲ αὐτὸν μὲν καὶ φέρειν δόξα δαίμονιν ἐκ τῆς φύσεως, καὶ τὸν δὲ οὐκ ἐκ τῆς φύσεως, ἀλλὰ θεομηχανίᾳς ἀνθρώπων, ὑπὸ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των, καὶ τὰ πάντα τὰς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των ἐκ τῆς ἰσότητά των καὶ ἀνισότητά των.* Statt der letzten Worte, deren Corruption in die Augen springt, hat Hr. W. aus einem Codex *ἐκ τῆς ἰσότητά των* aufgenommen, und dieser Lektion gemäß die Xylandr'sche Uebersetzung so abgeändert: *diis exorum hominum a diis piniri, isque perpeti merito suo.* Allein in dem ganzen Capitel wird der *ἰσότητά των* dem *θεομηχανίᾳς* entgegen gestellt. Wenn jener bey widrigen Schicksalen auf die Providenz gar nicht Rücksicht nimmt, sondern nur sich die Schuld alles dessen beymißt, was über ihn verhängt wird: so sieht dieser nicht als *Strahlen der Götter*, denen er sich mit Zittern und Furcht unterwirft. Im folgenden kommen Beyspiele vor: *τὰ θεομηχανίᾳς καὶ τὰ*

μυτος ἀφ' αὐτοῦ τῆς αἰ., καὶ χρημάτων ἀποδοῖναι — τὴν καὶ
 θεῶν καὶ προσβολὰν δαιμονίου λέγουσιν usw. W. Diesem
 Gedanken nun, welcher weidlichst durchgeführt
 wird, widersteht die von Hn. W. gewählte Lesart;
 ja sie erzeugt sogar in demselben Perioden, wo
 die Worte οὐδ' αὐτὸν vorhergehen, einen sehr ausfallenden
 Widerspruch. Schrieb vielleicht Plutarchus:
 δι' αὐτῶν νότων? Wenigstens dünkt Rec. schon aus den
 vorhergehenden Ausdrücken φρονεῖν βέλους δαιμονίου
 "Αἴης, so viel einleuchtend zu seyn, daß Plutarchus
 eine Dichterstelle, vielleicht aus einer Tragödie (vergl.
 Valcken. ad Eurip. Hipp. p. 103.), im Sinn hatte, die
 er seiner Gewohnheit gemäß paraphrasirte. Nach die-
 ser Voraussetzung würde die vorgeschlagene Aende-
 rung beurtheilt werden müssen.

Genug von der Bildung des Textes! Was die ihm
 untergesetzte *annotatio critica* anlangt, so muß sie
 nach einem dreifachen Zwecke geprüft werden, über
 den sich Hr. W. selbst in den Prolegomenen folgen-
 dergestalt erklärt: *Notae versantur in triplici genere:*
primo, ubi nova lectio recipitur: altero, ubi conjectura
proponitur: tertio, ubi dubia et vulgatae auctoritatis lectio-
nis, aut alia fortis aequae probabilis. Das erste und
 letzte ist mit großer Sorgfalt beobachtet worden: nur
 selten vermisst man da, wo eine neue Lesart in den
 Text gekommen ist, die Angabe der Vulgata, wie z.
 B. To. I. p. 24. ἐκ περιδρομῆς. p. 332. ἀλλοτρίων
 ζώων, To. II. p. 111. ἐκβαλεῖν. Die Conjecturen aber,
 welche Plutarchus seinem jetzigen Herausgeber ver-
 dankt, sind so zahlreich, so scharfsinnig und meistentheils
 so glücklich, daß man es schon deshalb nicht

allzu hoch anrechnen darf, wenn hie und da Vermuthungen anderer, vorzüglich deutscher Philologen, auf gleiches Lob Anspruch machen können, mit Still-
 schweigen übergangen werden. P. 3. A. ἀνέστηναι
 ἐπὶ τὴν ἀρχὴν καὶ τὴν ἐξουσίαν, ἀνέστηναι καὶ τὴν ἐξουσίαν
 Das Wort *καὶ τὴν ἐξουσίαν* giebt keinen schicklichen Sinn: leicht
 und glücklich ist Hn. W.'s Verbesserung: ἀνέστηναι —
 p. 16. C. vom Sokrates: τοὺς Ἀλκιμάχοι τῶν πατρῶν καὶ
 ἐνόντων. Ein Moskauer Codex hat ἐνόντων, das
 ohne Zweifel von der Hand eines Verbesserers. Wenn
 Hr. W. das ἐνόντων vor schlägt; so darf man nur die
 Conjecturen seiner Vorgänger (ἐνόντων, ἐνόντων
 vergl. Huten VII. p. 62.) vergleichen, um den Werth
 der neuesten Verbesserung anzuerkennen. — Etwas
 gewagter, aber dem Sinne des Schriftstellers und
 dem Zusammenhange völlig angepaßt ist die *Correc-*
tion folgender Stelle: p. 12. A. τοὺς ἑλκυστὰς καὶ
 τοὺς ἐκ Λακεδαίμονι στρατῶν ἔργατος τῶν πατρῶν καὶ
 μνηστῶν (R. στρατῶν, καὶ τῶν πατρῶν μνηστῶν). — P.
 24. D. παρὰ τοῦτο ποιοῦνται καὶ τὴν ἀποδοῖναι ἑαυτῶν
 καὶ ἄλλων ὀνομαζέμεν. Kein Editor riß bei
 dieser harten und ungrichischen Wortbindung zu-
 letzt wird sie fühlbarer worden; da uns Hr. W. seine
 treffliche Verbesserung: παρὰ τοῦτο οἱ ποιεῖν — ἀποδο-
 ζον, mitgetheilt hat. — p. 48. B. ὡς περ οἱ δεῖλοι καὶ
 γλῆχοι τῶν πτωχῶν — τῶν θνητῶν ἀντὶν οὐκ ἔστιν οὐκ
 Wer sich hier einer ähnlichen Stelle aus den Apoph-
 thegm. Lac. p. 225.; F. erinnert, der kann der Wyt-
 tenbachischen Conjectur ἀλχοι seinen Beyfall unmög-
 lich versagen.

(Der Beschlus folgt)

KLEINE SCHRIFTEN

KINDERSCHRIFTEN. Berlin, in d. Vossischen Buchh.:
Neue Bilder-Fibel zum Privat-Gebrauch in Familien. Her-
 ausgegeben von C. P. Fuchs. Mit vier und dreysig Vignet-
 ten und aufgelegt werden kann. Unter dem zahllosen Heere
 von Fibern und Elementarbüchern zum Lesen, die noch mit
 jeden Monate sich vervielfältigen, verdient dies als eines der
 vorzüglichsten ausgezeichnet und empfohlen zu werden.
 Schon der Name des um den Schulunterricht so sehr verdien-
 ten Verfassers, dessen *allgemeines Lesebuch für Bürgerschulen*
 noch neuerlich fast nichts mehr zu wünschen übrig gelassen
 hat, als daß es zur Erleichterung des Ankaufs etwas wohl-
 feiler seyn möchte, muß uns dafür bürgen, daß wir für den
 ersten Leseunterricht, wozu auf gewiss mehr kommt, als der
 schuldrian glauben mag, hier keine bloße Compilation, son-
 dern etwas neues und wohl durchdachtes erhalten. Der Vf.
 nimmt hierbei vorzüglich auf solche Eltern, besonders aber
 Mütter, Rücksicht, die es sich zu einem füssen Geschäft ma-
 chen, ihren Kleinen die erste Buchstaben-Kennniss selbst bey-
 zubringen, und wird dieser Bilderfibel, die daher auch noch

den besondern Titel eines neuen Elementarbuches erhalten hat,
 mehrere Lührbücher zu gleicher Bestimmung nachfolgen lassen.
 Schon dadurch erhält das Buch einen bestimmten Zweck, der
 in der wohlverordneten Vorrede gut angegeben wird, und
 erhöht sich aber ähnliche zu allgemeinsten Elementarbüchern.
 Rec. der dies Buch bey seinen Kindern so eben mit wahrem
 Vergnügen selbst benutzt, kann aus Erfahrung die Zweck-
 mäßigkeit der kleinen zur Reizung der Neugier theils unter-
 gesetzten, theils angehängten Erzählungen rühmen. Die 34
 Vignetten sind so gut erfunden und so sauber gestochen, daß
 er sich nicht erinnert, in Büchern dieser Art, wo auch oft un-
 ter berühmten Aushängeschildern die geschmacklosten Sock-
 len verkauft und dadurch schon früh den zarten Kinder-
 seelen die widrigen Caricaturen eingeprägt werden, es
 was gewählteres und anziehenderes gefunden zu haben. Wir
 sehen der Fortsetzung eines so zweckmäßigen Elementarbuches
 mit Verlangen entgegen, und werden sie dem *Handbuche für*
Mutter von D. Hühnemann, auch einem trefflichen, aufseiner
 Beobachtungen gegründeten Buche, das wir neuerlich erhalten
 haben, gern beyschließen.

sition fodere hier *ἀεὶ ὄντων*. Der Raum verbietet, dies hier weilkünftiger zu erörtern.

Alle bisher angezeigten Verbesserungen gehören, so viel uns bekannt, Hr. W. eigenthümlich zu. Von Verbesserungen andrer Kritiker werden die erheblichsten, sofern sie hier noch unter dem Texte nicht angeführt sind, entweder in dem vollständigen Apparat der Varianten, oder im Commentar noch bemerkt werden. Manche hätten indess doch auch schon hier, so gut als andere, eine Erwähnung verdient. In diese Klasse gehört, unsers Bedünkens, *Hennmanns* Correction p. 5. A. *ἐταίῳ ἀλλῷ* (ft. *καὶ*) *μὲν θράσος, καὶ αὐτὸς ἐταίῳ*, welche durch das vorhergehende bekräftigt und durch *Gail's* (p. 236.) lichtvolle Erörterung aufs neue unterstützt wird; ferner eine andere Verbesserung von demselben Gelehrten p. 7. F. *τὸ μὲν γὰρ αὐτῶς ἀτυχεῖν* (ft. *εὐτυχεῖν*) *ἀνθρώπου τὸ δ' ἀντυχέσθαι εὐτυχεῖν, εὐτυχῶς ἀνθρώπου*, die sich, nach *Heusingers* Versicherung, auch in *Meziris*. Lectt. (Cod. Vossii) befindet. *Oh. Hesychius* hatte bereits eine ähnliche Aenderung versucht. — p. 51. D. *τὴν θύραν ὅσα πεποιητά τῶν χρόνι τρέφεται, συναφομοιωτά τοῖς ὑποκειμένοις ὕλημασι*. *Stephanus* les *οχημασι*, was nicht ohne alle Autorität ist. Hr. W. schwankt zwischen *ὕλημασι* und *χοῦρασι*. Sollte nicht, bey dieser Verschiedenheit der Lesart, *σπείωνται* das Wahre seyn, was Hr. *Jacobs* (*Animadv. in Eurip.* p. 322.) schon längst vorgeschlagen hat? Wenigstens geschieht, so oft von dieser Eigenschaft der Polypen gesprochen wird, gewöhnlich auch des Fellen Erwähnung. (Vergl. *Athen.* XII. p. 513. *Theognis* v. 215. *Bruck*.) Ueber allen Zweifel erhaben, scheint uns folgende Verbesserung von demselben scharfsinnigen Kritiker: p. 96. F. *τὸ εἶναι οὕτως ἐπιπλάσιος* (ft. *ἐπιπλοῦς*) *καὶ μετὰ βολὰς καὶ παυτάτοιας ἀνθρώπων*. Uns befremdet, daß Hr. W. an der *Vulgata* keinen Anstoß genommen hat. Offenbar widerstrebt ihr der Sinn; ihr widerspricht ferner eine merkwürdige Parallelstelle p. 52. A. wo unter andern die Worte *παυτάτοια ἐν καὶ ποιητοῖς, εἰς ἄλλων ἔξ ἄλλων τύπων*, eine schöne Umschreibung des *ἐπιπλάσιος* (ού βραδὺ τὸν τρόπον und *Suidas*, vergl. *Toup. Opusc. Crit. I.* p. 93.) vorkommen; und was man etwa sonst an die Stelle der *Vulgata* setzen könnte (z. B. *ἐπὶ τοῖς, ἐπὶ τοῖς, περὶ τοῖς* vgl. p. 49. C.), würde doch die Wahrscheinlichkeit jener glücklichen Aenderung bey weitem nicht erreichen. — p. 239. C. *Στασίου ἐκείνου ἐν δὲ ἑτέρῳ ἐν ὅτ' ἄλλων φησὶν αὐτοῖς*. Wie stimmt dies mit andern Stellen zusammen, wo die Spartanern das *ἐκείνου* *ἐκείνου* zur Pflicht gemacht wird? *Morus* (b. *Gierig Instit. Lat.* p. 13.) verbesserte sehr finreich *ὅτ' ὅλεσιν*. Zur Erläuterung dient eine Aeußerung des *Agellus* b. *Xenophon. Agell.* XI. 4. — Noch einleuchtender scheint uns *Hemsterhous* (*Miscell. Observat. in Auct. vet.* Vol. II. p. III. p. 285.) erwiesen zu haben, daß p. 173. F. der Sprachgenius sowohl, als der hier ausgesprochene Gegensatz *ὅτ' ἐν τοῖς δέσποιναις* (ft. *ἐν τοῖς*) *μὴ ἐν τοῖς δέσποιναις*. Allein auch diese Verbesserung ist in Hr. W.'s kritischer Annotation nicht erwähnt worden.

An manchen Stellen wird vielleicht die Kritik Zweifel über die hier vorgeschlagenen Verbesserungen erheben, und neue auf andern Wegen versuchen. Z. B. p. 13. B. heist es von Schmeichlern, die junge Leute zu Ausschweifungen verführen. *ὡς ἐν λυγρῇ, τέχνης ἐν τοῖς νέοις ἐοικέναι*. Hr. W. vermuthet: *ἀνθρώπων, veluti rationali quodam arte ad adolescentem decipiendos instructi*. Rec. dachte sich immer: *ὡς ἐν Ἀδύταις*. Die Lydischen Verführungskünste und die Reizungen der Lydischen Ueppigkeit, welche *Athen.* XII. p. 515 f. beschreibt, waren so bekannt, daß die Worte *λυγρῇ* und *λυγρῶν* (f. *Schol.* ad *Aesch. Pers.* 41. *Euphr.* ad II. Σ p. 1144. 14.) für Synonymen gelten. Vergl. eine Parallelstelle b. *Plutarch.* p. 61. D. — Anderswo (p. 54. C.) wird ebenfalls eine Classe von Schmeichlern geschildert, wie man sie noch immer, mit kleinen Schattirungen des *pin e meno*, an den Tafeln reicher Schwachköpfe zu finden pflegt: *ἀνδραγαθῶν, ὁμοῦν, ἰσχυρῶν, ἐν δὲ ἑστῇ θύρῃσιν ὑπὸ τοῦ γέλατος*. *A. ad.* bemerkt hiebey Hr. W., *nescio quomodo displacet: durius pro persona adulatoris: durius item ἀνδραγαθῶν, quod coniecturam*. Forte *εὐχερῶν*. Rec. würde *εὐκαίρων* lesen. Eine ähnliche Verwechselung des *ἀδύταις* und *εὐκαίρων* wird gleich ein paar Zeilen darauf aus Handschriften ausgezeichnet.

Von solchen Stellen, auf deren Corruptel er gar nicht aufmerksam gemacht hat, wollen wir hier nur folgende vier beybringen. p. 407. B. *πονηρῶν τινος ἀνδρῶν* — *ἐπὶ καὶ μετὰ καὶ ὁμοῦν εἰν ἀγγεῖα τοῖς χρημασίαις ἐν τῷ προτιγχεύοντι περιέχοντες*. Wer die ehernen Valen in den Theatern der Alten kennt, mittheilt welcher die auf der Bühne erschallende Stimme, indem sie sich ringsumher verbreitete und die zusammenstimmenden Gefäße berührte, verstärkte und angenehmer zu den Ohren der Zuhörer drang; dem wird kein Zweifel übrig bleiben, daß *Plutarchus* hier nicht bloß auf diese Schallgefäße anspielte, sondern sie auch mit ihrem eigenthümlichen Namen *πυξία* benannte. S. die klassische Stelle b. *Vitruvius* T. I. p. 18. d. Ueberf. v. *Rode*. — p. 413. C. vom *Apollon*: *εὐδὴρπτος ἐν καὶ οὐ πρὸς*. Die Uebersetzung giebt das erste Wort durch *irritabilis*. Uns ist nicht bekannt, daß die spätere Gracität von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, welches gerade das Gegentheil ausdrückt (*εὐδὴρπτος, πρὸς*, *Hesych.* I. p. 1512. f. *Coray* in *Musei Oroniens. Conspectu* p. 14.), abgewichen sey. Um sich daher mit dem Sprachgebrauch abzufinden, und den Widerspruch des Satzes zu heben, verthilte *Valckenar* (ad *Hippol.* p. 276.) die Negation vor *πρὸς*: nur bemerkte er die Schwierigkeiten nicht, welche nimmehr aus dem Context hervorgehen. Denn weder das vorhergehende *παροῦντος τῶν δέσπ.*, noch das Nachfolgende *τῶν δέσπ. αὐτῶν* *ὁμοῦν* und *εὐδὴρπτος* stimmt mit dem Sinne der getrossenen Aenderung überein. Hr. W. übergeht die ganze Stelle mit Still Schweigen. Schrieb vielleicht *Plutarchus* *εὐδὴρπτος*? — p. 164. F. *τὸ τοῦ δέσπ. τῶν ἄλλων*. Wer die vorhergehenden Worte im Zusammenhang erwägt, der wird es mit uns wahrscheinlich finden, daß *Plutarchus* sich auch in diesen bildlich ausdruckte, und

tatt *ἔχει* das hier passendere *ἔχει* wählen. — p. 26x. f. der vollständige Tyrann, Aristodemos, ließe die Knaben in Mädchentracht, und die Mädchen wie Knaben gekleidet vor sich erscheinen, *ἑοικὸς ἑαυτοῖς γυναικὶ καὶ τῶν ἀνδράδων χιτῶνόντων*. Muß man nicht *καὶ* hier in *καὶ* ändern?

Noch ist unserer Prüfung der letzte Theil der Wytenbach'schen Arbeit, die beygefugte lateinische Uebersetzung, übrig. Wir sind ganz mit dem Herausgeber einverstanden, wenn er sich in der Vorrede dahin erklärt, daß die lateinische Version nur den größern und vollständigeren Editionen solcher griechischer Schriftsteller, welche nicht bloß Gelehrte von Profession in die Hände nehmen, überlassen bleiben, hingegen bey Handausgaben, die noch oben-dreyn für Schulen und Anfänger bestimmt werden, schlechterdings ausgeschlossen seyn müßte. Diesem Grundsatz zufolge wählte Hr. W. die Xylander'sche Uebersetzung, weil er sie unter allen, die wir von Plutarchus besitzen, für die vorzüglichste hält. Er versichert dieselbe richtig nach sichern, entweder in den Text aufgenommenen, oder in den Noten vorgeschlagenen Verbesserungen, mithin nach dem wahren Sinn seines Schriftstellers, abgeändert; sodann dem Plutarchischen Stil, in der Wahl einzelner Worte sowohl als in ganzen Constructionen, näher gebracht; drittens mit der äußersten Sorgfalt überall, wo es nöthig war, deutlicher abgefaßt, und viertens, so viel es die übrigen Pflichten eines treuen Uebersetzers erlaubten, nach den Gesetzen der ächten Latinität umgebildet zu haben. Eine Versicherung, der man bey einem Manne von Wytenbach's Denkart auf sein bloßes Wort glaubt, die aber auch, im Ganzen genommen, der Augenschein bestätigt.

So ist nicht zu leugnen, daß die Uebersetzung an sehr vielen Stellen mit den Verbesserungen, welche Hr. W. für unbezweifel richtig anerkannte, durch glückliche Aenderungen in Uebereinstimmung gebracht worden ist. Anderwärts, wo die vorgeschlagene Correction weniger evident schien, fügte ihr Hr. W. eine neue Uebersetzung in der kritischen Annotation bey: z. B. To. I. p. 510. 645. War die diese Sorgfalt überall beobachtet worden, so würde die Uebersetzung, vor Erscheinung des vollständigen Commentars, dem nachforschenden Kritiker gewissermaßen dasselbe leisten, was Griesbach in seiner Ausgabe des N. T. mit bewundernswürdiger Genauigkeit durch die beygefugten kritischen Zeichen bezweckte. Man würde den größern oder geringern Grad der Wahrscheinlichkeit, den jede Verbesserung in den Augen des Herausgebers gehabt hat, darnach bestimmen können. Allein da Hr. W. nicht selten auch an solchen Stellen, welche offenbar einer Textesänderung bedurften oder sie sogar in dieser Ausgabe erlitten hatten, die fehlerhafte Uebersetzung beibehielt: so kann sie freylich diesen Dienst nicht leisten. Beyspiele davon finden sich To. I. p. 168. *οὐδὲ γὰρ οὐδὲν τε*, I. p. 195. *ὁ λυκαίος καὶ χυρικός*, I. p. 350. *πολύτω*, I. p. 254. *ἐπὶ τὴν αὐτὴν*, I. p. 323. *ἀπρίων*. To. II. p. 80. *καὶ ἄλλου*, (was auch *Tomp. ad Longin.* p. 397.

bereits vorgeschlagen hat). Hätte Hr. W. die oben angeführte Uebersetzung von Herrn. Crusius gekannt; so würde er sie wahrscheinlich statt der Xylander'schen der Aufnahme werth geachtet, wenigstens ehrenvoller von ihr gesprochen haben, als in der Vorrede p. C. zuerst, dann wieder in dem Ind. Edit. et Verif. p. CLIII. geschehen ist. Die drey Eigenschaften einer guten Uebersetzung, welche Hr. W. der Xylander'schen beylegt, getrauen wir uns in der Crusius'schen in einem weit ausgezeichnetern Grade aufzufinden. Sie übertrifft (wie wir, wenn es hier der Raum erlaube, durch Gegenüberhaltung mehrerer Stellen leicht erweisen könnten) jene an *Wahrsheit und Richtigkeit*; sie übertrifft sie an *Eleganz des Ausdrucks*; sie übertrifft sie, in sehr vielen Stellen weitestens, an *treuer Nachbildung der Plutarchischen Schreibart*, so, daß sie, um Hr. W.'s Ausdruck auf sie anzuwenden, weniger für Original als für Copie gehalten seyn will, und in dieser Hinsicht sich selbst von den sehr getheilten, aber freyern *Erasmischen* Uebersetzungen einzelner Bücher, deren Werth von Herrn. Stephanus in der kleinern Ausgabe der Apophthegmen (1568. 12.) um Unrecht herabgesetzt wird, zu ihrem Vortheil unterscheidet. (Die in andern Betracht empfehlungswerthen Uebersetzungen von Othmar Luscinius und seinen Nachfolgern erlauben sich noch freyere Abweichungen vom griechischen Original; nur Raph. Regius schließt sich etwas treuer an dasselbe an.)

Uebrigens wäre der Xylander'schen Version auch noch weit öfter, als es gethehen ist, Hr. W. Wytenbachs verbesserte Feile zu wanken gewesen. In der That ist man sehr oft bey der Vergleichung dieser Uebersetzung ungewiss, was sich ihr Verfasser entweder, oder ihr jetziger Herausgeber gedacht hat, welchen von beiden man folgen, oder auf welchem Wege man Text und Version vereinigen soll. Noch größer wird die Verlegenheit bey solchen Stellen, wo Hr. W. keiner Varianten gedacht hat. p. 198. *Εὐ τοῦ εὐνομένου καὶ τῶν τοῦ κακοῦ ποιοῦντων, ἅντι καὶ καλοῦ καὶ κακοῦ ἀγέται*. Xylander: *Eos qui male agentes prohibere possent, neque id facerent, eorum flagitiis assentiri*. Der Uebersetzer scheint *κακοῦ* gelesen zu haben, obgleich in seiner griechischen Ausgabe p. 119. *κακοῦ* steht, das Raph. Regius durch *lupidi obnoxe* überetzt. Welche Lesart nahm Hr. W. an? Crusius folgt der Vulgata: *incitare*. — p. 229. *A. Hic homo versutus, et pleraque fraudibus miscens, jusque in sola ponens utilitate, veritatem aiebat nihil meliorem esse mentationi*. In dieser Uebersetzung fehlen erlich die Worte: *καὶ τὸ καλὸν ἐνουθέρων*. Hielt sie der Herausgeber vielleicht, wie Hr. Gierig *Apoph. Lac.* p. 22. für unächt? Aber dieser Vermuthung widerspricht die längst beobachtete Weise dieses Epitomators, welcher auch hier, wie gewöhnlich, eine längere Stelle in *Vit. Lyourg.* c. 7. ohne Wahl und Besonnenheit ins Kurze gezogen hat. Sodann drücken die letzten Worte der angeführten Uebersetzung nichts weniger als den Sinn des Originals aus: *τὸ ἀπὸ τοῦ καλοῦ καὶ τοῦ κακοῦ καὶ τῶν καλῶν ἀγαθῶν*. Richtiger übersetzte Crusius: *Lyander justitiam utilitate me-*

tians honestumque commodo, verum esse, ait, falso va-
lentius, sed utriusque valorem et auctoritatem usum di-
rigendum. p. 456. B. δ Μπαρλας ὁμοίως τῶν καὶ παλαι-
ότερον βίβη τοῦ παλαιότερου τοῦ παλαιότερου ὁμοίως. Xylan-
der: Marjyas capistro quodam atque officio violentian
status intercepti. Wie soll man das hier ausgelassene
Wort βίβη erklären. Erasmus, dessen vortreffliche Ue-
bersetzung dieser Schrift sich in der von Cornarius
besorgten Sammlung mehrerer Uebersetzungen der
Plutarchischen Schriften (Bas. 1534.) befindet, giebt
es: per vim status stridorem colliebat. Hr. Böttiger
(Atisch. Blaf. II. p. 356.) verbessert παρρησίαν βίβη.
Dürfen wir unsern Gefühl trauen, so ist das Wort
βίβη nichts mehr und nichts weniger als Glossem des
folgenden παρρησίαν. Glosseme dieser Art mögen, um
dies hier beyläufig zu erinnern, noch hier und da in
dem Plutarchischen Texte verborgen seyn, wie z. B.
p. 160. C. τὴν βιβλίσκον. Vergl. Afsiedl. Lips. Nov.
Vol. X. p. 304. — p. 174. F. steht im Texte ἰσχυρῶς,
in der Uebersetzung Aeneianum. So lesen auch andere
Editoren. Hr. W. erwähnt keine Verschiedenheit der
Lesart; Hr. Hatten (VIII. p. 88.) erwähnt sie, ohne
jedoch, wie es scheint, den richtigen Entscheidungs-
grund zu wissen. Der lateinische Uebersetzer hat
diesmal Recht. Denn der berühmte Flötenspieler
Aeneias, der vor der 105. Ol. starb, kann der Chro-
nologie zufolge, unmöglich von dem skythischen Kö-
nige Ateas gefangen worden seyn. S. Lessings anti-
quar. Briefe I. p. 171. — p. 422. F. κατέβαλε τὸν λόγον.
Xylander: auctor hujus fuit sententiae. Obgleich Xy-
lander in der Text seiner griechischen Ausgabe (p.
109.) κατέβαλε, wie Hr. W., aufgenommen: so
hatte er doch bey jener Uebersetzung, wie eine ihr
beygefügte Note zeigt, κατέλαβε im Sinn. Auf das
erste waren indess auch schon andere gefallen, wie
Camerarius in seiner Uebersetzung dieses Werkchens
p. 95 der alten oder p. 98. der neuen Ausgabe: (denn
außer der von Hu. W. in Ind. Edit. p. CLXII. auf-
geführten Edition giebt es noch eine andere ohne
Jahrzahl) desgleichen Turnebus, der es durch everiti
ausdrückt. Hr. W. läßt uns abermals über die Ab-
weichung der Version vom Texte ungewiß: oder
glaubte er vielleicht hier durch die Reiskische Erklä-
rung der Stelle es rechtfertigen zu können, daß er
die Stephanische Lesart beybehält, ohne die Xylan-
drische Uebersetzung zu ändern? — So hätten hier und
da noch andere Unrichtigkeiten, welche nicht blos
die Erklärung einzelner Stellen, sondern sogar den
lateinischen Ausdruck betreffen, von dem Herausgeber
verbessert werden können. p. 198. F. ἐλβετοῖσι τῶν
ἐβουαῶν, parce usurpare potestate sua. Selbst Blaitaire,
(dessen Ausgabe der Apophthegmen sich sonst, wenn

gleich nicht durch Kritik, doch durch lausere Pracht
und die aus den Elysißchen Feldern gerichtete Zueig-
nungsschrift des Plutarchus an den Abbé Sallier in
Paris auszeichnet) fugte bey dieser Stelle (p. 109.)
sehr treuherzig hinzu: hanc constructionem non intel-
ligo. — p. 210. A. vom Agesilaus: ποτὶ Σάλατος οὐρα
καὶ Λαχρὸς ἔλκεν, ὅθεν ποτὶς ἀπὸ γρηναίου ταῖς ἀνεί-
Xylander wundere sich hier über einen seiner Vorgän-
ger, der die Worte, fast wie Crusenius, so deklamir-
t: ut solus eadem veste quatuor anni tempestatibus
utereur. Der Uebersetzer sollte anstrengen. Allein
wir die Parallelistelle Vit. Agesil. c. 14. vergleicht, der
wird auch die Xylandrische Version: ut solus tempe-
statibus anni uteretur, wenigstens undeutlich, und
die von Hn. W. in den kritischen Noten vorgetra-
gene: ut ipse unus quovis anni tempestate ad res agen-
das uti possit, obgleich richtiger, doch vielleicht
noch nicht bestimmt genug finden. ὅθεν sind hier
ἄλλοι ὅτε δὲν παρακαταβαί, anni tempora temperata.
— p. 153. F. ἐν ταῖς περὶ Ἀνδρόνικου ἀγοαῖς, in pugnis ob
Lilautem commissis. Vielmehr: Lilautum. Das feiner
Fruchtbarkeit und Gesundbrunnen halber berühmte
περὶ τῶν Ἀνδρόνικου βίβη aus δ Ἀλκάρου. f. Perizon. ad
Ach. V. H. VI. l. p. 336. ed. Lips. Spanheim. ad Call.
H. in Del. 289. — p. 174. E. ἀνδρόποδα ἔδρασε
find nicht municipia ignava. Das Wort ἔδρασε drückt viel-
mehr Leute aus die nicht davon laufen, und wird
den ἐπείταρ entgegenge setzt. f. Valck. ad Herodot.
p. 342. — Wir sind überzeugt, daß der Commentar
diese und andere Irrungen künftighen wird, und
enthalten uns daher mehrere auszuzeichnen.

So sehnlichsuchsvoll übrigens jeder Freund gründ-
licher Gelschaftheit diesem Commentar entgegen se-
hen muß, von welchem wir uns in einem noch hö-
hern Grade versprechen, was Ruhenkies ehemals
von dem Valkenarischen Commentar zu Sophokles
weissagte: so gewahrt es doch allen denjenigen, wel-
che sich nicht blos der Noten und Varianten hal-
ber mit den Alten beschäftigen oder bey Bearbei-
tung derselben nicht, wie Narcissus, nur ihr eigenes
Bild in dem flüssigen Spiegel der alten Quelle be-
wundern, schon jetzt eine sehr erfreuende Aussicht,
die Lecture eines Schriftstellers erleichtert zu wis-
sen, der für Kopf und Herz so reiche Nahrung ent-
hält, und bey dem es daher mehr auf das ankömmt,
was er zu uns, als was wir über ihn zu sagen ha-
ben. Mit dankbarer Freude wird deshalb noch die
späte Nachwelt Wytenbachs Namen nennen, des-
sen Bestreben, dem Publicum zu nützen, von dem
unsdauerndsten Fleiß unterstützt, und dessen Fleiß
schon jetzt durch den herrlichsten Erfolg gekrönt
worden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

KRIZIO, b. Barth: *Pericopae evangelicas*. Illustravit Chrift. Theoph. Kuinork. Phil. Prof. Lips. Vol. I. 1796. 318 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

in Commentar über die evangelischen Perikopen kann wohl nur für Prediger bekannt seyn, die laßigen Zwänge, aus denselben die Themen zum Vortrage herauszufinnen, unterworfen sind. Da die erst Prediger werden wollen, und für die der rühmlich bekannte Vf. hauptsächlich geschrieben zu haben, sich erklärt, ist es wohl mehr arathen, die evangelischen Geschichtsbücher im Zusammenhange zu studieren, und eben das ist ja doch für die wirklichen Prediger das räthlichste. Eigentlichen Bedürfnisse wird also durch diese Ernehmung nicht abgeholfen. Aber nützlich kann für viele Prediger werden, welche ihre Texte nicht richtig verstehen wollen, und sich doch aufser den einflüßigen Handbüchern keine Commentarien über Evangelien anschaffen können. Diesen kann denn gegenwärtige Commentar mit vollem Rechte empfohlen werden, da er wirklich leistet, was in der Rede angekündigt wird, nicht nur die einzelnen Verse und Sätze erklärt und ihren Sinn bestimmt, sondern auch die Meinungen und Gebräuche der Juden untersucht, bey schweren Stellen verschiedene Erklärungen angiebt und prüft, und keine Dunkelheit unentdeckt und unaufgeklärt läßt, sondern auch die Verknüpfung der ganzen Abschnitte mit dem Vorhergehenden, von dem sie weggerissen sind, darlegt, und aus Zeitumständen Licht über sie verbreitet, und das so, daß man nicht sagen kann, der Prediger, der das alles schon in den Rosenmüllerschen Schoeder in ähnlichen Hilfsbüchern, deren Gebrauch jedem Prediger vorauszusetzen ist, finden könnte.

Ueber das kann dieser Commentar durch die Art und Weise der Behandlung der Perikopen in den Predigten, und schon durch die gute lateinische Sprache, die er geschrieben ist, nützlich werden. Wir würden daher sehr, daß er von den Predigern fleißig benutzt werden möge. Auch abgesehen von dieser Empfehlung ist er des Vfs. durch den gezeigten Fleiß, daran gewandt ist, und durch die richtigen Prinzipien der Interpretation, die darinnen befolgt sind, vollkommen würdig. Durch Aushebung einzelner die diese Empfehlung zu rechtfertigen, die nur die Güte des ganzen Werkes gerechtfertigt werden können, halten wir für eben so unnütz, als solche zu erheben, in deren Erklärung der Rec. an A. L. Z. 1797. Erster Band.

derer Meynung ist als der Verfasser. Dagegen möchten etwa folgende den Plan des Werkes betreffende Erinnerungen nicht überflüssig seyn.

Bey einem Commentar über die *Perikopen* für Prediger, besonders für junge Theologen, die sich erst zu Predigern bilden sollen, ist das erste Erforderniß eine genaue Bestimmung des Inhalts der ganzen Perikope. Das ist nun bey denen, welche Erzählungen enthalten, sehr leicht, aber desto schwerer bey manchen von denen, in welchen Vorträge aus Reden Jesu herausgehoben, also von dem Vorhergehenden und Nachfolgenden abgerissen sind. Gerade bey diesen ist aber auch die genaue Bestimmung des Sinnes am wichtigsten, und zwar eine solche, die nicht nur geben der Bestimmung des Vfs. auch die von andern Erklärern angebe, sondern auch den Lehrer in den Stand setze, nicht dem Commentator aus Wort glauben zu müssen, sondern selbst untersuchen, und unter abweichenden Bestimmungen eine aus Gründen wählen zu können. Das ist nun in dem gegenwärtigen Werke zwar oft beobachtet worden, aber nicht immer hinlänglich. So ist z. B. bey der schweren Perikope Luc. 21. 25—36. (S. 7. ff.) zwar die Behauptung aufgestellt, daß sie bloß von dem Untergange des jüdischen Staates handle, und diese ist mit Gründen unterstützt, durch welche auch der Meynung derer widersprochen wird, welche diesen Abschnitt von dem Ende der Welt verstehen; aber die Gründe für diese letztere Meynung sind nicht angegeben, und der Erklärung von der Ausbreitung der Lehre Jesu ist gar nicht gedacht. Es ist nicht bemerkt, daß sich der Zusammenhang, also auch der Sinn, der Rede gar nicht aus Lucas, aus dem die Perikope genommen ist, sondern nur aus Matthäus, bestimmen lasse. Daher ist auch nicht bemerkt, daß zwischen dem 28ten und 29ten Vers der Perikope der 31ste V. des 24sten Kap. Matth. fällt, welcher für die Erklärung von dem Untergange des jüdischen Staates gerade der schwierigste ist. Also werden die, für welche der Vf. geschrieben hat, ihm freylich Recht geben, und sogar aus Gründen gewiß zu seyn glauben, daß er Recht habe; aber sie lernen die Gründe der abweichenden Erklärungen nicht kennen, und werden durch diese irre gemacht werden, wenn sie auf sie Rösen: und was haben sie denn durch diesen für sie bestimmten Commentar gewonnen?

Ferner ist es bey einem Werke, das für eine gewisse Klasse von Lesern geschrieben wird, unumgänglich notwendig, sich die Bedürfnisse dieser Klasse auf das bestimmteste zu denken, sich in der Sorgfalt für die Befriedigung dieser Bedürfnisse möglichst

gleich zu bleiben, und, weil das schwerer ist als man gewöhnlich sich vorstellt, lieber zu viel als zu wenig dafür zu thun. — Vollkommen zweckmäßig ist es daher, daß der Verfasser in Untersuchungen der Zeitbestimmung eingeht, z. B. S. 7—9. auf die Zeit der Ankunft der sogenannten Weisen aus Morgenland aber, ist es dagegen genug, S. 1. von dem Einzuge Jesu in Jerusalem zu sagen, er sey *sexto circiter die ante festum Paschatis* geschehen? — Es mag hingehn, daß der Vf. sich unter denen, für die er schreibt, solche Anfänger denkt, denen gesagt werden müsse, daß Matth. 21, 2. (S. 2.) Ἄνδρες, confessio heiße; aber harmonirt es damit, daß er die hebräischen Worte meistens (den gleich bleibt er sich auch darinnen nicht) ohne Vocale hinfetzt? Und hätte solchen Anfängern nicht S. 4. bey Συναγωγαί εἶναι etwas mehr über Zion und über die Ursache der Benennung Töchter von den Städten gesagt werden sollen? — Unstreitig ist es recht, daß bey Matth. 21, 7. (S. 5.) die Variante ἐκείνηθ' ἡμεῖς statt ἐκείνηθ' ἡμεῖς angezeigt und mit Angabe eines Grundes beurtheilt ist; es mag hingehn, daß die Beurtheilung nicht gründlich genug ist; es mag auch so viel nicht zu bedeuten haben, daß gesagt wird, Bengel, Wettstein, und Griesbach hätten sich für ἐκείνηθ' erklärt, da doch Wettstein sich für ἐκείνηθ' erklärt, und Bengel und Griesbach dieses in den Text aufgenommen haben: aber das ist doch offenbar unrecht, daß andere Varianten ohne Angabe eines Grundes durch bloße Verweisung auf kritische Ausgaben abgefertigt werden, z. E. bey Joh. 8, 59. (S. 197.), und andere wichtige Varianten ganz übergangen sind, z. E. ἡ παραπῶ αὐτῶν ἰδὼς οἰκιστοὺς ἰακωβίτης Joh. 13, 2. (S. 208.). — In Abicht auf die Anführung mehrerer Erklärungen bey Einer Stelle hat sich der Vf. nach der Vorrede zum Gesetz gemacht, sie bloß in locis difficultioribus zu geben, wogegen nicht viel einzuwenden ist. Auch versteht es sich von selbst, daß der Rec. nicht verlangen kann, der Vf. solle alle die Stellen für difficultiores erkennen, die dem Rec. so scheinen. Aber doch wird der Vf. wahrscheinlich selbst zugegeben, daß Joh. 14, 23. (S. 276.) die Semeliche Erklärung von πρὸς αὐτὸν ἐλθεῖν ἡμᾶς etc.: ich und er werden zu meinem Vater kommen, V. 30. die Michaeische von ἄρξαι τῆ χάριτος Todesengel, angeführt und geprüft zu werden verdient hätten. So wird er auch kaum in Abrede seyn, daß es Luc. 2, 34. (S. 52.) nöthiger gewesen wäre von ἐκείνων ἀντιλεγεμένων (wovon illustre exemplum τῆς ἀντιλογίας wohl nicht die natürlichste Erklärung ist) mehrere Interpretationen anzuführen, als von περὶ τῆς V. 36. (S. 53.) vier. — Auch ist es gewis der Bestimmung des Buchs nicht gemäß, über das ἡρώδης καὶ τὰς ἀδελφὶν bloß auf Bücher zu verweisen. — Und eben so gewis hätten die Schulischen Anmerkungen über die vier Evangelisten besser benutzt, und die Schmidtschen ersetzten Epyträge, besonders bey dem Stern der Magier und bey der Versuchung geschildert, nicht so ganz ungebraucht gelassen werden sollen, bey welcher letztern auch auf: die Versuchung Jesu, ein Empörungsvorwurf jüdischer Priester, Hamb. 1793: und die

Kritik der Hypothese einer innern Versuchung etc. von eb. d. Vf. Schleswig 1796. gar keine Rücksicht genommen worden ist. — Zu unbefähigt ist die Bemerkung zu Luc. 24, 22., daß ἐξήρην nicht nur intransitiv, sondern auch transitiv gebraucht werde; ἐξήρην ist da der Aor. 1., und der hat so wenig jemals eine intransitive Bedeutung, als der Aor. 2. eine transitive.

Hoffentlich werden diese Erinnerungen um so weniger als Beweise einer unbilligen Tadelsucht betrachtet werden, da eine Fortsetzung des Werkes zu hoffen ist, in welcher vielleicht Rücksicht auf sie genommen werden kann. Damit sie aber nicht einen dem Werke nachtheiligen Eindruck zurücklassen, welches der Abschluß des Rec. ganz zuwider wäre. so will er diese Anzeige nicht mit ihnen endigen, sondern mit der wiederholten Erklärung, daß das Werk, ungeachtet der gerügten Mängel, ein schätzbares Werk sey, das nicht nur von denen, welchen es zunächst bestimmt ist, sondern überhaupt von Freunden des gelehrten und gründlichen Bibelftudiums mit großem Nutzen gebraucht werden könne.

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: Amos, neu übersetzt und erläutert von J. C. W. Dahl. 1795. 266 u. XII S. in gr. 8.

Mehrere der sogenannten kleinen Propheten sind in neueren Zeiten einzeln bearbeitet worden. Ueber Amos erschien der letzte Commentar (von Harenberg, lateinisch) 1763. Und doch vermag allerdings ein auf einen Punct concentrirter Fleiß zur richtigen Behandlung mehr, als bey Uebersetzung und Erklärung der ganzen Bibel, oder wenigstens des ganzen Dodekapropheten eine auf viele heterogene Gegenstände getheilte Aufmerksamkeit. Desto mehr aber darf auch mit Recht von dem Vf. einer solchen Monographie gefodert werden.

Der Vf. hat, in so fern seine Arbeit zugleich seine erste Probeschrift in diesem Fach ist, durch sie hinreichende Sprach- und Sachkenntnisse, Genauigkeit bis auf das Einzelne und richtige Beurtheilung in Anordnung des Ganzen gezeigt. Die Einleitung sammelt zuerst, was von den Lebensumständen des Amos auszufinden ist. Ob Thekoa und zwar als Städtchen, (S. 3.) Geburtsort desselben war, dies liegt im Texte nicht. Da dortige Weydland war sein Aufenthalt, ehe er als Prophet ins Land Israel gieng. Zu Thekoa war er Noked, Hirte einer kleineren Gattung von Schaaßen; unter den Israeliten VII. 14. nennt er sich einen Boker. Daraus folgt, unsers Erachreus, nicht, daß beide Worte Synonyma seyen, sondern daß A. außer Judaea eine andere Art von Heerde besorgte, dort pecuarius, hier armentarius war. Ob sein Vater, von dem wir gar nichts wissen, auch ein dortiger Hirte gewesen sey, ist weder zu vernennen noch zu bejahen. Eichhorn's Einleitung veranlaßte den Vf. diese Frage zu machen und nach Wahrscheinlichkeit bejahen zu wollen. Sie ist aber, weil die Geschichte schweigt, eben so unbeantwortlich als überflüssig. Aus VII. 14. folgt auf alle Fälle, daß Amos weder eines Propheten Sohn noch in Prophetenschulen erzogen,

ten, sondern nach eigener Weise auf den Veranlassungsgutgetreten war. In mehreren andern Punkten hat Hr. D. die Bemerkungen der Eichhornischen Einleitung über Amos stillschweigend verbessert. Nichts, zum Beyspiel, beweist, daß Amos gerade ein dürftiger Hirte gewesen; doch ist es möglich und eher anzunehmen, als die Behauptung; daß 2 Buch Kön. 3, p. ein Moabitischer Prinz als Schäfer vorkomme. Macha ist dort der König selbst. Dieser wird zwar Noth genannt, aber sogleich der zweyte Theil des Verses zeigt den Sinn hievon. Er war Besitzer so großer Aecker, daß er dem König von Israel einen sehr beträchtlichen Tribut an Schaaßen und Widdern geben konnte. Nach 7: 14. war Amos nicht bloß Hirte, sondern auch Baumgärtner. Warum wird dieser Umstand gewöhnlich in den biographischen Fragmenten von ihm nicht bemerkt? Kann er doch leicht die Veranlassung gewesen seyn, weswegen A. nicht immer bey der Heerde blieb und nach Bethel kam. Ein noch bedeutenderer Wink zu einer Verbesserung liegt in Dahls Untersuchung über die Chronologie des Amos. Aus derselben folgt, daß man gar nicht zweifeln sagen könne: Nach dem 37 Regierungsjahr Jerobeams II. begab sich Amos aus seinem Vaterland. Man ist nach Ha. D. Gründen (S. 6.) genöthigt, diese Zeitbestimmung wenigstens für ungewiß zu halten. Was dagegen Hr. D. zur Berichtigung selbst versucht, ist zwar ingenios, aber doch nach dem Context nicht anwendbar. Er vermuthet; statt 27. (37) sey 1 Buch Kön. 15, 1. zu lesen 15. (25). Es fällt nämlich das erste Jahr des Ufiah und das funfzehnte Jerobeams II. zusammen. Wie aber sollte dies mit 1 Buch Kön. 15, 8. 13. harmoniren? Wie könnte Jerobeams letztes also 41stes Regierungsjahr in Ufiahs 35stes Jahr fallen, wenn Jerobeams 15tes Regierungsjahr und Ufiahs 16 Lebens- oder erstes Regierungsjahr coincidirten? Doch! bliebe für Amos prophetische Thätigkeit ein Zeitraum von 26 oder von 14 Jahren, immer kann man den Anfang und das Ende derselben nicht genauer bestimmen. Denn das Jahr der furchtbaren (Zachar. 14, 5.) Erderschütterung, welche zur näheren Bestimmung angegeben ist, bleibt uns unbekannt. Eben deswegen aber bleibt auch ungewiß, ob Amos der älteste unter den sämtlichen hebräischen Propheten oder moralischen Demagogen (S. II.) sey. (von denen uns ein Nachlaß gesammelt ist). Denn was berechtigt uns, eher anzunehmen, daß Amos in den ersten als daß er in den letztern Jahren des Synchronismus von Ufiah und Jerobeam aufgetreten sey?

Der Vf. beweist seinen Fleiß in der Einleitung vorzüglich noch durch die Aufmerksamkeit, mit welcher er zu seiner Arbeit die älteren Versionen, nebst den Commentarien des Ephraim. Hieronymus, Theodoret etc. benutzt hat. Die Charakteristik des Propheten hingegen ist bey Eichhorn S. 567. viel reicher und treffender. — Die Uebersetzung ist metrisch, nicht aber in freyen Jamben, sondern vielmehr in Zeilen, von welchen jede nach einem Sylbenmaße geordnet ist, ohne daß die übrigen an eben dasselbe gebunden werden. Hierdurch bleibt die Uebersetzung dem

Original am meisten ähnlich. Bey einzelnen Zeilen wäre mehr Wohlklang möglich gewesen. Auch sind in Uebersetzungen solcher alten Schriften undeutliche Ausdrücke, wie Orakelsprüche, Exil und dergl. zu vermeiden. Verhunden sind den erläuternden Anmerkungen, welche einen ununterbrochenen Commentar enthalten, wird diese Uebersetzung, wie es Wunsch des Vfs. ist, besonders zur Privatübung im Hebräischen ein nützliches Hülfsmittel. Wer die Grammatik gefaßt, und unter einem guten Lehrer die erste Uebung im Hebräischen erhalten hat, findet sich hier an alles erinnert, was von Wort- und Sacherklärungen sich deutlich machen muß. Zugleich erhält er durchgängig Anleitung, auch die alten Versionen zu benutzen und den Gründen der angenommenen Wortbedeutungen nachzuspüren. Doch kann und muß in diesen grammatikalischen und lexikalischen Subtilitäten nie und da noch mehr Strenge gefodert und bewiesen werden, wenn die Exegese, soviel möglich, von Willkürlichkeit frey werden soll. Zum Besten des Fachs nur einige Beyspiele! S. 68. auch 97. bey K. II, 9. wird als Regel angenommen: im hebräischen steht nicht selten das Futurum für das Praesens. Wahr, so lange dies vom Praesens des Conjunctivus, Optativus, Subjunctivus, verstanden wird; nie aber steht das Futurum gleichgültig für das Praesens des Indicativus. So sind die vom Vf. angeführten Beyspiele alle, nicht wahre Indicative. Man muß übersetzen: was suchst du wohl? — woher kommst du etna? — Warum giebt er doch? Mügen aufstehen — und dergl. V. 2. sind נָמוּן וְיָדָא Mügen verschiedene Worte; dies ist Wohnung, nach נָמוּן, jenes sind Tristen außer den Städten, nach נָמוּן entfernt seyn. — V. 3. erlaubt es die Sprache nicht נָמוּן als Neutrum zu erklären; es würde das Femininum נָמוּן stehen müssen. Als Dativus erklärt bezieht es sich auf das Land, welchem gedroht wird. Dies ist oft Masculinum, nach einer constructio ad sensum. Man kann übersetzen: „Ich will es ihm (ihnen) nicht hingehen lassen.“ Wörtlich wäre נָמוּן freit, ut retrodat sc. crimen a peccatore. — Das Bild des Dichters nämlich stellt das Begangene vor als etwas, das auf den Frevler eindringe und nicht ablasse. — V. 5. ist בֵּיתָא da von einer syrischen Gegend die Rede ist, aus dem syrischen zu erklären, nicht Haus oder Schloß, sondern District. הֶחָרֶץ versteht der Vf. mit vielen als Participium. Der Alexandriner hat hier ἡτανόψα, unten V. 8. ἡτανόψαται. Offenbar erwartet man nach dem Context etwas dieser Art. Sollte הֶחָרֶץ auszusprechen und dieses Wort von כָּרַח als zweyte Person des Futurum Hophal abzuleiten seyn? Der Sinn: entweiche, Scepter, von Beth Eden weg! קִירָה (nach Klr) denkt sich Rec. in Parenthesen, als Erklärung des Sammlers, welcher den Erfolg erlebte hatte. Man sehe das unbestimmtere K. I, 15. 7. 17. — V. 6. שְׁלֹמֶה נִלְוָה überfetzt der Vf. das ganze Volk gefangen; auch die Geschichte gestattet dies nicht. שְׁלֹמֶה heisse eine weggeführte Trup-

pe, weil sie die Philisthæer nicht gereizt hatte. Der Sino ist wie B. Richt. 13. 7. — V. 9. kann den Tyriern als Cananiter, doch nicht wohl ein Bräuerbund mit den Israeliten zugeschrieben seyn. Vernünftich bezieht sich die letzte Zeile des Verses auf die mit Israel Verwandte Idumæer selbst. Vergl. folgende den 11 Vers. יִשְׂרָאֵל gehört wahrscheinlich noch mit חֵם zusammen. „Bey den vielfachen-Gewalththaten Edoms, werd ich ihn nicht hingehen lassen, dafs er mit dem Schwerdt verfolgte seinen Bruder (den Hebræer), unglücklich machte und beraubenden, welcher sein Mitleid hoffen konnte. Ewigen Zorn ihm! Denn immer lauerte seine Rathsucht.“

Auch auf Parallelfstellen hat der Vf. seinen Fleifs ausgedehnt, wie bey K. IV, 11. auf die Geschichte von Sodomo und Gomorra. Und so zeigt ihn seine Probeschrift nach allen Seiten mit dem Ueberblick seines Fachs begabt und mit denen Einsichten ausgerüstet, deren sorgfältige Anwendung den Exegeten des Alten Testaments zur Vollkommenheit bringt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BRESLAU, b. Korn d. Ältera: *Faßtenreden* von einem Schlesischen Stadtpfarrer. 1795. Erster Jahrgang. 180 S. 8. Zweyter Jahrgang. 1796. 156 S. Dritter Jahrgang. 1796. 142 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Anlage zur Beriesamkeit und einen warmen Eifer für das Gute kann wohl niemand dem Vf. dieser Predigten absprechen. War ihr äußerer Vortrag dem kräftigen, und durch mannichfaltige Abwechselungen und Bilder lebendigen anschaulichen und unterhaltenden Ausdruck angemessen; so müssen sie bey Zuhörern vom gewöhnlichen Schlage oft starke Eindrücke hervorgebracht haben. Schade nur, dafs sich bey einer genaueren Prüfung so viele Mängel zeigen. Wir

wollen es dem Vf. keineswegen zum Vorwurfe machen, dafs er, als Katholik, dem System seiner Kirche gemäß redet, aber die ganz groben Verstellungen, welche z. B. in der Predigt über das Abendmahl vorkommen, müßte, wie wir denken sollten, nachgerade auch jeder auf einige Aufklärung Anspruch machende, katholische Religionslehrer vermeiden. Dann findet man bey genauerer Ansicht unbeschreiblich viel leere Declamation, insbesondere da, wo sich der Vf. seines Lieblings-Redefigur der Antisthe auf mehrere Seiten nach einander überläßt. Das Feuer des Vf. und der einschneidende Reichtum von Gedanken in den dogmatischen Theilen rührt, wie gewöhnlich, von dunkeln, verworrenen Begriffen her, obgleich doch auch manche Declamation mit denselben Worten schon in diesen Predigten wiederholt wird. Von biblischen Stellen macht der Vf. oft sonderbare Auslegungen und Wendungen und in der grammatischen und logischen Richtigkeit des Sprachausdrucks ist er, nach Art der meisten kathol. theologischen Schriftsteller, noch weit zurück. Folgendes sind die Belege dazu bloß von der 2ten Seite des ersten Bandes genommen: was für welches, sich Jesum ihrem Muster gleichförmiger machen. Er zeugte (zeigt). Christus hat es vor keinem Raub der Gottheit geachtet uns gleich zu seyn, und in der Gestalt des Sünders zu erscheinen, um uns — zu erkaufen, in die Herrlichkeit — einzugehen, wozu auch wir berufen und uns in seinem Blute theilhaftig. Er stellt Jesum zum vollkommensten Muster des Gesetzes dar, was er gelehrt, — wodurch er uns den Weg zur wonneclosen Seligkeit selbst gebahnt hat. Jesum zu folgen. — Die praktischen Theile und Stellen sind zum Theil schön und untadelhaft, zum tröstlichen Beweise, dafs es doch etwas giebt, worinn alle verschiedenen christlichen Religionslehrer mit einander übereinstimmen und in Zukunft noch immer mehr übereinstimmen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Kürzer. *Frankfurt und Leipzig: Der Guckkasten.* Ein kömliches Gedicht in drey Gesängen, aus den hinterlassenen Papieren des berühmten *Eulogius Schneider*. 1796. 36 S. 8. (3 gr.) *Eulogius Schneider* hat für seine politische Sünden und Verbrechen gebüßt. Poetische Sünden hat er, so wenigstens Rec. weiß, nicht begangen, also sich auch von dieser Seite nicht sträufbar gemacht. Und doch kommt da nun ein Quidam aus der Dunkelheit hergeschlichen, um ihn unter mehr als Heukersqualen im Angesichte der ganzen christen Welt als Guckkastenfalle, die *Menschenwelt* am guten Geschmack, am gesunden Menschenverstand und der lieben Grammatik, die überhaupt so manchen unserer heranwachsenden jungen Schriftstellerchen nicht zu Kopfe will, seines gleichen sucht, aber doch wohl hoffentlich so leicht und so bald nicht haben wird.

Von der *Delicatsse*, womit unser Guckkastenkauf selbst eine *Gottheit* des Olymps behandelt, und woraus man schließen kann, wie er uns Erdenbewohner behandeln mag, zeugt nur folgende Stelle aus dem Anfang des schönen Prolog, wo es von *Mart* heißt:

„Denn er sieht ja — wenn anders sein schrecklich Gesicht
Nach weiland Damms und andrer berühmter Conterfeyen
So recht in optima forma, nachdem er zwey dreymal ge-
essen
Beym schönsten Göttermahl an irgend einem Fest
Sich in Nectar besoffen, in Ambrosia besoffen —
Noch wie die leidige Pust.“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. März 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Sommerfchen Buchh.: *Die heiligen Gräber zu Kom und die Gebete. Zwey satirische Gedichte von I. D. Falk. 1796, 272 S. kl. 8. (20 gr.)*

Es leben jetzt nur wenige Jünglinge in unserm Vaterlande, von deren Talenten zur Poesie sich so viel Gutes hoffen, und für die sich die einweihende Bitte:

Phoebe fave! novus ingreditur tua templa sacerdos

so viel Zuversicht erhört zu werden, ablegen läßt, es der Fall bey dem schon durch seinen Verluh einer ter der Aufschrift: *der Mensch*, dem Boileau nachgedeten Satire, bekannt gewordenen Verfasser dieser dichte ist. Seinen Beruf, ein seit einiger Zeit fast öde legues' Feld der Dichtkunst zu bearbeiten; bewährt durch eine reiche Ader von jovialischer Laue, rich fleißige Lectüre der Meister alter und neuern it, durch Benutzung mancherley gelehrter Kenntisse, durch Scharfsinn im Beobachten, durch einen nen Tact für das Lächerliche, durch ernsthaften un für das Gute und Große, durch strenges Bestren, seinen Arbeiten bis in die kleinsten Theile hin n Richtigkeit und Glätte in Gedanken und Ausdruck verfaßten.

Das erste dieser Gedichte hätte vielleicht eher in Namen eines didaktischen, als den bestimmtnes satirischen Gedichts verdient. Denn obwohl ese Benennung dem herkömmlichen Redgebrauch folge auch einem Gedichte zukommt, das uns nirzends den lustigen Humor des Spötters, immer nur n Ernst des strafenden Richters zeigt; so ist doch ie ganze Tendenz des Gedichts, mehr auf Belehrung ner eine große Wahrheit, als auf Züchtigung von altern und Thorheiten berechnet. Die Lehre in der izten Stanze:

an jenem großen Tage

Löst sich jeder Mißklang! Dulde! Traget!

iese schwebt eigentlich dem Dichter durch das Ganese als Thema vor; nur hie und da stiftet er seine Erählung mit satirischen Zügen, wie z. B. S. 145 u. f., 70 er die Verächter der Künste und Wissenschaften, ie nach des Tyrannen Nadir's Tode, in ihrem Freyheitswindel dem Staate nur Brod und Eisen nöthig inden, redend einführt.

Uebrigens finden sich hier so viel Schönheiten, laß man wünschen möchte, nicht durch dieses und A. L. Z. 1797. Erstes Band.

jenes in ganz reinen Genuße gestört zu werden. Zuert scheint uns das Metrum nicht ganz glücklich gewählt. Bey einem Gedichte, das in drey Gefangen zusammen über 400 Stenzen enthält, wird das trochäische fünffüßige Sylbenmaafs in sechszeiligen Stenzen für das Ohr in die Länge ermüdend. Zwar freuen wir uns herzlich des Kunstfleißes, der sich hier in der Ueberwindung so vieler Schwierigkeiten zeigt, und dem man es zu danken hat, daß noch so viel Abwechslung darinn herrscht, als ihm wenige Verificatoren würden gegeben haben; und Verse ohne alle Cäsur, wie folgende:

Riegel sprangen, raselnd sanken Brücken

und Spondeen zum Ausgange, oder in der vierten Region, wo sie sehr hart ausfallen, wie S. 142.:

So gebot der Herr, der Krieg und Frieden
Bloß an einem Fliegenfuß aufhing

kommen äußerst selten vor. Sollte aber nicht Hr. F. sich leichtere Arbeit gemacht, und doch besser für die Musik des Verses geforgt haben, wenn er seine Erzählung in jambischen achtzeiligen Stenzen, wie sie Wieland für den Obern gewählt hat, vorgetragen hätte? Doch hierinn laßt sich nun nichts ändern. Aber andern Kleinigkeiten, wobey wir anstiefen, laßt sich von einem Dichter, der die Feile so glücklich führt, wohl noch abhelfen. Wir fanden hier und da in der Exposition Dunkelheiten, die uns mehr als einmal still zu stehn, und wohl gar zurück zu lesen nöthigten. Ausser der Einschichtung einer Erzählung in die andere, schien uns dies von der Unbestimmtheit kleiner Züge in einzelnen Stenzen herzu führen; z. B. S. 42.:

Jüngling, nachvoll sind des Ewig'n Pfad
Sprach der Seraph, groß ist seine Gnade
Bete, schweig in diesem Labyrinth:
Jene Ket' ist Glied in Glied verschlungen,
Wiß, daß Glück und Zufall Lasterungen
Seiner grenzenlosen Weisheit find.

Laß uns dort vor jene Spiegel treten
Und, erhöhe drey von dem Gebeten
Allmachtvoll ertheil ich dir die Kraft.

Die drey letzten Zeilen bleiben dem Leser so lange dunkel, bis er aus dem folgenden erräth, daß hier von magischen Spiegeln die Rede ist, daß der Jüngling in diesen Spiegeln verschiedene Beter erblickt, und drey derselben erhören soll. Mit einer kleinen Veränderung ließe sich dieser Dunkelheit abhelfen:

Lafs uns dort vor jene Spiegel treten!
Drey von denen, die da hier steht beten,
Leib' ich zu erhören dir die Kraft.

Eben so S. 14. Mirza's Sohn war von Nadir's Elephanten, dem er unter die Füße gefallen war, zerquetscht worden. Der Tyrann befehlt seinem Vater, der in der Verzweiflung darüber Flüche ausstößt, die Augen auszufechen.

Da erschien ein Mann im Höffingskreise,
Dessen Auditz edlen Trotz verrieth.

Er verweist dem Tyrannen, daß ein Mensch ihm so wenig gelte, und setzt hinzu:

Schau den Jüngling dort im Blute röchelnd
Und verzeh.

Darüber läßt der Tyrann den Alten los, gebietet aber dafür diesem seinem Sachwalter die Zunge auszureißen.

Grimmvoll biß der Jüngling in die Lippen
Griff zum Gürtel dann — und in die Rippen:
Nadir's fuhr sein Damascener Dolch.

In diesen Stenzen macht es wieder einige Verwirrung, daß dieser junge Mann nicht gleich anfangs, sondern erst hinterdrein S. 27. als ein *Fremder* bezeichnet wird, daß er St. 27. ein *Mann*, und St. 29. wieder ein *Jüngling* heißt, wo noch dazu *St. 28.* ein andrer *Jüngling* vorkam. Geheil es Ha. F. St. 27. zu schreiben;

Da erschien ein *Fremdling* in dem Kreise
und St. 29.:

Grimmvoll biß der *Fremdling* in die Lippen,

so wäre wiederum alle Dunkelheit in der Exposition gehoben.

Noch eine Kleinigkeit, die wir unmöglich billigen konnten. Hr. F. sucht an mehreren Stellen Gelegenheit, deutschen Schriftstellern entweder im Vorbeygehen ein Compliment zu machen, oder ihnen einen kleinen Nieß zu verzerzen. Sehr leicht mußte es für ihn seyn, wo er in seiner eignen Person als Erzähler sprach, für solche Anspielungen schickliche Stellen zu finden, wie sie z. B. Wieland in seinem *Amadis u. a. O.* häufig genug, und immer ungewungen anbringt. Wie hilft sich nun aber unser Dichter? Er legt solche Anspielungen auf jetztlebende, auf deutsche Gelehrte, Personen bey, die zu *Schach Nadir's* Zeit in *Perisien* leben, indem er die Namen dieser Gelehrten umgekehrt schreibt; z. E. in der schon angeführten soust so schönen Episode, wo die Freyheitschwinder alle Künste und Wissenschaften verachten, heißt es unter andern S. 50.:

Gleichfalls zwecklos sind beym Unterrichte
Politik und neue Reichsgeschichte.
Leicht füllt Umgang diese Lücken aus.
Reichsgeschichte lernt ihr bey Talenten,
Aus dem Begräbniß Correspondenten,
Politik in *Bretchirs* Kaffeehaus.

Hier soll man nun, um die Anspielung auf den *Hamburger* Correspondenten und *Richters* Kaffeehaus zu bemerken, jene Namen rückwärts lesen. Diesem anagrammatischen Spielwerke ist er jedoch nicht einmal immer getreu geblieben. Denn wo er so einen deutschen Namen am Ende des Verses als Reim gebrauchen kann, läßt er ihn stehn, und macht ihn nur durch Pünktchen in der Mitte etwas unkenntlich; z. B.:

Sieht ein Dieb, was braucht da eine Fuhre
Von Pandekten erk? Wer hängt, hängt jure,
Trotz Naturrecht, Dialekt und Kl...n.

Wird es denn darum weniger unnützlich, die Leute zu *Schach Nadir's* Zeit von *Hafeland's* und *Klein's* Naturrecht reden zu lassen, weil der eine Name rückwärts gedruckt, der andre aber durch den Setzer mit zwey Punkten verlarvt wird, daß uns doch der Reim unwiderstehlich zwingt, ihm sogleich die Maske abzunehmen? Auch mag Hr. Falk es mit dem Koran ausmachen, wenn er S. 54. eben diesen Haufen von Freyheitschwindlern und Feinden aller Gelehrsamkeit, die doch gläubige Moslemim und geschworne Feinde der Trinitätslehre sind, das unbegreifliche Bekenntniß ablegen läßt:

Wir wir gläuben, fast auf Glaubensflügeln
Schwebend, trotz der Nedraheben, Kl...g...n
Eins sey Drey, und Drey so viel als Eins.

Das zweyte Gedicht: *die Gebete*, das schon im Göttingischen Musenalmanach stand, haben wir hier zum zweytenmale mit größtem Vergnügen gelesen. Hier hört keine Härte, keine Monotonie des Versbaues, kein geschräuter Einsall, kein Verstoß gegen Sitten und Zeiten, keine zu Irrgängen führende Verwickelung, den reinen Genuß der Gedankenfülle und der gefälligen Darstellung, wodurch hier ein Thema, wie die Thorheit der menschlichen Wünsche, das so oft behandelt worden, den Reiz der Neuheit wieder erhält. Möchte doch der gute Genius vaterländischer Dichtkunst einen Auguß oder Macenas erwecken, der Hn. F. in den Stand setzte, sein schönes Talent in unge störter Muse weiter auszubilden; möchte sich ein Beschützer und Pfleger seiner Muse finden, von dem er, wie Virgil's Tityrus rühmen könnte:

Deus nobis haec otia fecit
und:

Ludere, quae vellem, colamo permittit. —

NÜRNBERG, in Comm. der Grattenauerschen und LEIPZIG, in d. Fleischerischen Buchh.: *Journal der bildenden Künste* 1. 2. Heft. (der halbe Jahrgang 1 Rthlr. sächs.)

Von diesem Journal erscheint alle zwey Monate ein Heft von 5 bis 6 Bogen. In einem angehängten Intelligenzblatte werden zugesicherte Nachrichten, die Künste betreffend, gegen Erlegung von 3 Kreuzer oder 8 Pfennig sächs. eingerückt. Verzeichnisse von den Arbeiten eines Künstlers werden gratis aufgenommen, wenn sie sich in einem Raum von 5 Bogen beschreiben

ten. Die Herausgeber dieses Journals haben vorzüglich zur Absicht, den jetzt so allgemein gewordenen Geschmack an Kupferstichen zu lenken. Sie nehmen sich darum vor, die besten neuern Kupferstiche durch ihre Beurtheilungen nach den Regeln des guten Geschmacks zu würdigen, damit dadurch ächter Kunstgeschmack mehr verbreitet, und bloßer Kunststells, oder Beobachtung der Regeln, mechanische Fertigkeit und Geduld in der Ausarbeitung auf seine niedrigere Stufe herabgesetzt werden möge. Wir wünschen, daß sie sich in das Technisch-praktische einlassen mögen, um dem Zeichner und Kupferstecher nützlich zu werden! Denn es ist, wenn man von kritischen Geschmacksprincipien ausgeht, noch für Kunstkritiker ein großes Feld zu bearbeiten übrig, nämlich vor allen die Perspective, als Mathematik der Künstler nach subjectiven Principien kritisch zu entwickeln, mit Anwendung auf das Praktische der Composition für den Geschichtskünstler sowohl als für den Thier- und Landschaftskünstler. Es liegt in eben dieser Rücksicht noch wüste das Feld der Belouchung, (die Vertheilung des Lichts und Schattens. Erst dann, wenn die kritische Geschmackstheorie sich in diese technischpraktischen Details eingelassen haben wird, sind noch wichtige Aufklärungen für Künstler und mehrere Unterhaltung für Kunstliebhaber zu hoffen. Vielleicht würde sich auch in der Folge der Plan dieses Journals bis auf die Principien der Farbengebung erweitern lassen. Die folgende Abhandlung: über das Verhältnis der Kritik eines Kupferstichs zur Recension eines Buchs, enthält sehr viel richtige Ideen. Durch die Recension eines Buchs kann der Leser mit dem Inhalte und dem Werthe desselben bekannt werden. Bey der Recension eines Kupferstichs wünscht der Leser doch noch zu sehen. Für Künstler ist die Recension eines Kupferstichs darum interessant: ob das Blatt neue Erweiterungen im Mechanischen der Kunst enthalte oder nicht. Für Kunstliebhaber meist nur: ob das Blatt des Kaufs werth sey oder nicht. Die Recension eines Buchs kann als bloßer Auszug ohne Verdienst ihres Verfassers interessant seyn: die Kritik des Kupferstichs nicht; denn, wenn sie tadelt, kann sie nie reines Vergnügen gewähren, lobt sie, so fehlt ihr die Darstellung des Gelobten. Die Recension eines Buchs theilt dem Leser das Beste daraus wirklich mit, und giebt ihm dadurch einen Schein von Gelehrsamkeit: die Kritik eines Kupferstichs giebt dem Leser nur Bezeichnung. Die Kritik prüft die Idee und Darstellung einer schönen Idee. Die Kritik: muß also auch das Mechanische der Kunst durchgehen. Das Original des Kupferstichs wird durch das Kupfer beurtheilt, so weit es möglich ist. Beyn Kupferstiche selbst ist die Vergleichung mit andern lehrreich. Endlich die Beurtheilung des Kupferstichs als Kunstwerk überhaupt. Hier werden die Fehler in der Zeichnung, Belouchung, des Ausdrucks gerügt u. s. w. Endlich kommt noch eine Norm für die Kritiken der Kupferstiche, die sich auf Obiges bezieht.

II. Hest. Ueber die Wahl der Momente historischer Gemälde, aus dramatisch bearbeiteten Geschichten, mit

Rücksicht auf die Gallerie Shakespears von Boydell. Der VI. thut dar, daß die bildenden Künste zu ihren Darstellungen ganz andre Momente wählen müssen, um zu wirken, als die Schauspiele gewahren können, und selbst brauchen. Der Zweck eines historischen Gemäldes ist: Darstellung des bedeutungsvollen Moments einer Handlung durch Zeichnung und Colorit, auf eine solche Art, daß das Gemälde, auch ohne Beziehung auf Geschichte, an sich als Gegenstand eines ästhetischen Urtheils gefalle. Durch Bezug auf Geschichte wird es historisches Gemälde, durch das Gesellen an sich ohne Bezug auf Geschichte — Werk der schönen Kunst. Der Zweck der Schauspielkunst überhaupt ist Darstellung der wichtigsten Momente einer Handlung in der überschaarsten Verbindung, als ein durch die Einbildungskraft leicht zu faßendes Ganzes, das als solches auch an sich, ohne Bezug auf wirkliche Geschichte oder auf einen moralischen Zweck, gefällt. — Eine im Ganzen in ihrer äußern Darstellung misfallende Handlung sollte der Schrittteller dem Schauspieler nicht auftragen. Jede Leidenschaft erregt ästhetisches Mißfallen, nicht aber jeder Affect. Der Schauspieler muß nur das Nothwendige der Leidenschaften bezeichnen. Der Maler kann nicht Leidenschaften, sondern nur Affecte malen. Leidenschaft im höchsten Grade heißt eine solche Beherrenschung durch eine dauernde Neigung, daß sich unfre thätigen Seelenkräfte gegen diese Neigung leidend verhalten, und ihr nur zum Werkzeuge dienen. Leidenschaften gehören zum Begehrungsvermögen, Affecte zum Gefühlsvermögen. Affect ist eine solche Gewalt des Gefühls über uns, daß dadurch die freye Bestimmung nach Maximen erschwert oder unmöglich wird. Affecte sind vorübergehend, Leidenschaften dauernd. Dem Schauspieler kann alles zur Bezeichnung der Leidenschaften dienen — der Maler muß nur Affecte; daß er Leidenschaften darstelle, ist nur ein Schluss, den wir machen. Da Leidenschaft häßlich ist, so ist es auch der Affect als Wirkung, erkennt nur als Zeichen der Leidenschaft gefallen, und nur in so weit darf ihn der Schauspieler darstellen. Der Maler kann den Ausdruck des Affects so weit als möglich treiben, wenn er nur nicht durch die Häßlichkeit der Gestalt zu sehr beleidigt. Der Schauspieler ist kälter, als er für den Maler seyn sollte. Obgleich der Maler nur Affect darstellen kann, so hat er doch die Physiognomie als Mittel, die Leidenschaft für den Verstand anzuzeigen. Der Schauspieler hat nur seine individuelle Physiognomie, welche nicht zum Charakter seiner vorzuleitenden Leidenschaft paßt, darum muß er nicht in wirklichen Affect gerathen, sonst verdirbt er sein Spiel. Aus gleichen Gründen verdient kein Stück mit Porträten den Namen eines historischen Gemäldes; denn selten sind Menschen im Ausdrucke ihrer Physiognomie so leidenschaftlich, als es für den Maler nöthig ist. Aus alledem folgt, daß der Schauspieler diejenigen Momente einer Handlung, in denen sie eingeleitet, modificirt, und zur Vollendung gebracht wird, in der größtmöglichen Verbindung, mit Vermeidung seiner Individualität: —

der Maler über den affectreichsten Moment mit der möglichsten dichterischen Individualität der handelnden Personen darzustellen habe. Diese ganze Abhandlung ist meisterhaft durchgearbeitet. Zum Schluß und um das Gesagte deutlicher zu machen ist die Sammlung der Kupfer des Boydellischen Shakespears durchgegangen. *Brüße aus der Schweiz*, die sich sehr angenehm lesen lassen, weil sie Freudenberger, Dunker, Rietes u. a. Künstler betreffen. Der Streit mit dem Mechanicus Gütle hätte billig wegbleiben können. Die einzelnen Recensionen in beiden Stücken übergehen wir.

KINDERSCHRIFTEN.

OFFENBACH, b. Weiss u. Brede: *Deutsche Beyspielsammlung für Schulen zur Bildung und Veredlung des Geschmacks*, bestehend in einer Auswahl der besten und zweckmäßigsten Aufsätze aus den vorzüglichsten Dichtern und Prosaikern, von *Wilh. Aloys. Schreiber*. 1796. 351 S. 8. (16 gr.)

Gut gewählte Muster der verschiedenen Arten des prosaischen und poetischen Stils der Jugend, die in den schönen Wissenschaften unterrichtet wird, vorzulegen, und die Regeln der Theorie entweder aus ihnen zu entwickeln, oder wenn sie für sich im Zusammenhange vorgetragen worden, durch dieselben zu erläutern und zu bestätigen, auch das kritische Gefühl bey ihrer Zergliederung und Beurtheilung zu üben, kann allerdings von grossem Nutzen für die Erweckung, Bildung und Befestigung des guten Geschmacks seyn. Hr. Eschenburg hat sich daher durch seine grössere Beyspielsammlung in Verbindung mit seinem Lehrbuche der schönen Wissenschaften um Lehrer und Lernende gewiss kein geringes Verdienst erworben. Aber die Reichhaltigkeit dieses Werks und sein für die Vermögensumstände vieler Freunde der schönen Literatur und besonders auch für Schulen zu hoher Preis rechtfertigte das Unternehmen des Sammlers dieser Aufsätze, ein kürzeres Werk von ähnlicher Art für Lehrer und Schüler zu liefern, von welchem jetzt der erste Band erschienen ist, und noch zwey andre nachfolgen sollen. Dieser Band enthält fast durchaus von Seiten ihres ästhetischen Werths anerkannte Stücke; das aber nicht hie und da noch fehlerfreyere gewählt wurden, darüber erklärt sich der Vf. in der Vorrede also: „der Lehrling muß, wenn sein Kunstgefühl eine sichere Richtung erhalten soll, nicht bloß auf Schönheiten, sondern auch auf Fehler aufmerksam gemacht werden, und auf die letztern hinzuweisen, wird für ihn dann besonders lehrreich, wenn es Fehler eines noch ungezügelter Genies sind, deren blendender Schimmer so leicht für Schönheit gehalten wird.“ Es versteht sich bey

dieser Aeußerung von selbst, daß, wenn dieser Zweck der Belehrung auch durch das Fehlerhafte erreicht werden soll, ein solches Buch von der Jugend nicht anders, als mit Hülfe eines ihr kritisches Gefühl richtig leitenden Lehrers gebraucht werden müsse, weil bey dem eignen Gebrauche sonst leicht jene blendenden Fehler für Schönheiten gehalten werden, und den Geschmack des angehenden Aesthetikers verderben möchten. Den Anfang dieser Sammlung machen einige prosaische Aufsätze, die gewissermaßen zwischen Prose und der didactischen Poesie mitten inne stehen, (z. E. der Traum des *Galilai*, von *Engel*), der Traum des *Empedocles* (von *Manso*), und der Maulwurf (von *Wall*); dann folgen Lehrgedichte, weil sich an dieser Dichtungsart das, was der Poesie eigenthümlich ist, am genauesten absondern läßt, Epistel, Satire und Fabel. Die meisten für diese Dichtungsarten ausgewählten Stücke sind aus deutschen classischen Schriftstellern genommen; z. E. *Gothe*, *Uz*, *Pfessl*, *Götter*, *Gocking*, *Stollberg*, *Kleist*, *Haller*, *Gleim*, wenige Stücke aus fremden, unter den Satyren zwey aus dem *Horaz*. Jeder Dichtungsart sind einige Wien über das Wesen derselben vorgegeschickt, die jungen Leuten einige Fingerzeige zur Beurtheilung der aufgestellten Beyspiele seyn sollen, wobey allerdings der mündliche Unterricht des Lehrers noch vieles wird ergänzen müssen. Die beygelegte Literatur giebt das Voriglichere in jedem Fache bey Alten und Neuern an: bey der Satyre ist Rabner ausgelassen; wahrscheinlich ohne Absicht, da ja auch andre prosaische Satyriker, z. E. *Lucian*, genannt sind. Dem Texte sind einige erläuternde Anmerkungen untergesetzt, die ohne Vermehrung der Bogenzahl des Buchs bey vielen Stellen hatten noch reichlicher angebracht werden können. Bey größern Stücken eine kurze Einleitung über den Inhalt, Plan des Ganzen, und Anordnung und Verbindung einzelner Theile, bey kleinern eine bloße Anzeige des Inhalts würde den Gebrauch dieser Sammlung für junge Studirende noch nützlicher gemacht haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

- RIGA, b. Hartknoch: *Udolph's Geheimnisse*. Aus dem Englischen der Miss Anne Radclif. 3 Th. 236 S. 4 Th. 266 S. 1796. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)
- WITTENBERG, b. Kühne: *Ragout für die Lesewelt*, als Fortsetzung des beliebten Bienenkorbs. 212 Schüffel. 1797. 96 S. 8. (6 gr.)
- GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Rupprecht: *Justus Arrenmans Bibliothek für Chirurgie und praktische Medicin*. 1 B. 2tes St. 1792. 10 Bog., mit 11 Kupfertafeln: 3tes St. 1793. 10 Bog. mit 1 Kupfert. gr. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. März 1797.

PHILOSOPHIE.

NEU-STRELITZ: in der neuprivilegirten Hofbuchh.: *Philosophisches Journal* einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten. Herausgegeben von F. J. Niethammer, Prof. der Philos. zu Jena. 8. 1795. Erster Band. 393 S. Zweyter Band. 341 S. Dritter Band. 370 S. Zweyter Jahrgang. 1796. Vierter Band. 444 S.

Der Reichthum dieser Zeitschrift an wichtigen Abhandlungen, welche jeder, der sich für die Fortschritte der Philosophie interessirt, selbst nicht bloß lesen sondern studiren muß, nöthigt den Rec., sich auch bey diesen nur auf das Wesentlichste und bloß in eignen Bemerkungen einzuschränken; manche andre hingegen, die nichts weniger als unbedeutend sind, ganz mit Stillschweigen zu übergahn: denn eine eigentliche Inhaltsanzeige würde doch, um nützlich zu werden, weitläufiger seyn müssen, als sie hier Statt finden darf. Theils der Kürze wegen, theils um allgemeiner Uebersichten zu erleichtern, wird Rec. oft von der chronologischen Ordnung abweichen; da ja der Zweck und Werth dieser Sammlung ohnehin mehr als vorgehend ist.

Dieser Zweck umfaßt nämlich nach dem Vorbericht des Hn. Herausgebers beide Geschäfte, welche den Philosophen, wie kurz, aber einleuchtend, aus einandergelezt wird, obliegen: die Philosophie eines Theils so zu begründen und in sich zu vollenden, daß sie als Wissenschaft im strengsten Sinne des Worts gelten könne; zugleich aber auch für eine zweckmäßige Anwendung ihrer Resultate auf einzelne Wissenschaften, in einem deutlichen und, wo es der Gegenstand erlaubt, auch populären Vortrage zu forgen.

An den Vorbericht, und die darin entwickelte Behauptung, daß jene Anwendung der Philosophie auf andre Wissenschaften, mit der man keineswegs bis zu ihrer eignen wissenschaftlichen Vollendung warten dürfe und könne, die einzige zweckmäßige Art sey, die Philosophie populär zu machen; daß sie aber auch nur dadurch gemeinnützig werden, und auf den gemeinen Verstandesgebrauch Einfluß bekommen könne; schließt sich die erste Abhandlung des Herausgebers an: *Von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes an die Philosophie*. Dieser Aufsatz, der sich durch Präcision, Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks und der Anordnung sehr vorthellhaft auszeichnet, muß als eine Einleitung der ganzen Sammlung beurtheilt werden. Aus dieser klaren Bestimmung

erklärt sich, daß der Vf. in Rücksicht auf denjenigen Theil des allgemeinen Plans, der eben am meisten vernachlässigt wurde, den Ton etwas hoch anzieht, und dem gemeinen Verstande gegen die Philosophie mehr einräumt, als billig ist. Diese Tendenz mußte bey einem Gerechtigkeitsliebenden Philosophen noch sehr durch das Gefühl verstärkt werden, daß er in diesem Rechtshandel zugleich Parthey und Richter sey: wenn er sich einmal den gemeinen Verstand und die Philosophie als streitende Partheyen dachte. Daß man aber sie sich so denken dürfe, ist es eben, was Rec. bezweifelt. Versteht man unter dem gemeinen Verstande die gesunde Denkart verständiger Männer von allgemeiner Ausbildung, aber ohne Speculation: so dürfte er und die Philosophie wohl gar keine positive Forderungen an einander zu machen haben. Unstreitig aber haben sie die gegenseitige große Verpflichtung, sich nicht um einander zu bekümmern, und eins das andre in seinem Gebiet ungestört zu lassen. Die Philosophie, welche Zweck an sich seyn soll, kann nicht ihre Bestimmung darin setzen, die Ansprüche des gemeinen Verstandes gegen den Skepticismus zu rechtfertigen (S. 10.), oder zu dem gegebenen Wissen die wissenschaftliche Einheit zu suchen (S. 11.), ohne ihre hohe Würde ganz zu verlieren. Versteht man aber unter dem gemeinen Verstande den Inbegriff der Meynungen, welche nicht bloß unmittelbaren Anspruch machen, allgemein zu gelten (denn welcher noch so individuelle Wahn thäte das nicht?), sondern wirklich allgemeingeltend sind: so kann der gemeine Verstand in diesem vermeinten Rechtshandel der Wahrheit auch nicht einmal Zeuge seyn, der als solcher doch wenigstens eine eigne Stimme haben müßte; weil er keine Repräsentanten hat, und ihm also auch keine collective Persönlichkeit, geschweige denn Ansprüche, beygelegt werden kann. Mag er doch in diesem Sinne vielleicht der vollständige Text der letzte Probierstein der Philosophie seyn; immer ist er nur ein todtres Werkzeug in der Hand des Philosophen. Niemand kann weniger beurtheilen; ja niemanden interessirt es weniger, was der gemeine Verstand (in der letzten Bedeutung) eigentlich will und sagt, als den gemeinen Verstand (in der ersten Bedeutung) selbst. Die Ansprüche desselben nicht etwa zu deduciren, sondern nur aus allen übrigen zahllosen Ansprüchen auszufordern und vollständig anzugeben, ist kein leichtes Geschäft; aber nur der Philosoph vermag es, und zwar nur durch Philosophie. Dies ist freylich ein Cirkel. Daher sagt denn auch der gemeine Verstand in jeder Philosophie etwas ganz andres, welches gewöhnlich mit dieser Philosophie

vortrefflich überein zu stimmen pflegt. Wenn es möglich wäre, die Ansprüche des nicht speculirenden Verstandes auf dem allgemeinen Gebiet und in den besondern Fächern rein historisch zu bestimmen: so müßte die Nichtübereinstimmung seines Systems den ächten Philosophen zu der praktischen Voraussetzung nöthigen, daß der Fehler da ihm liege, und er sich nicht bey den Möglichkeiten, die sich immer anbieten, oder doch hoffen lassen. jene Nichtübereinstimmung, unbeschadet des Systems, leidlich zu erklären, beruhigen dürfe.

Ueber den zweyten Theil der Abhandlung S. 23. folg. hat Rec. nichts zu sagen; da der Vf., der bis jetzt zu den Schriftstellern gehört, deren letzte Schrift immer auch die beste ist, und der auch hier, wie der skeptische Ton gegen das Ende beweist, die Untersuchung keineswegs abschließen wollte (S. 27. 45.), sich, wie die Briefe über den Religionsindifferentismus beweisen, seitdem auf einen höhern Standpunkt erhoben hat, (S. 142. 143. folg.). Diese Briefe über Religions-Indifferentismus sind ein Werk von großer Wichtigkeit für die Religionswissenschaft, um die sich Hr. Niehammer schon durch die vortreffliche Entwicklung aller Bedingungen des Beweises, daß eine gegebene Urkunde wirklich Offenbarung sey, in seiner Schrift über Religion als Wissenschaft ein großes und unvergleichliches Verdienst erworben hat. Durch diese Briefe hat er zugleich ein in mehr als einer Rücksicht musterhaftes Beyspiel aufgestellt, wie man die kritische Philosophie mit Geist anwenden, und populär vortragen solle. Der Styl hat nicht nur alle Vorzüge, welche wir auch in der ersten Abhandlung bemerkten: er erhebt sich auch oft mit Wärme, doch ohne Leidenschaftlichkeit zu werden, der Erhabenheit der Gegenstände gemäß. Er ist überdem lebhaft dialogisirt; und die Gegner werden hier nicht bloß *pro forma* redend eingeführt: sie sagen die tüchtigsten Gründe, die ihre Meynung hat, in den stärksten Ausdrücken. Belege für dies Urtheil können wir des Raums wegen nicht auführen; auch ist die ganze Schrift Beleg. Daß der Vf. seine philosophischen Talente gerade diesem Gegenstande widmete, darf selbst der entschiedenste Religionsindifferentist, dessen Meynungen hier doch theils widerlegt, theils berichtigt werden, nicht bedauern; wena er nur ein Patriot ist. Denn der Zustand der Religion und Theologie, die nun einmal da sind, ist von dem ausgebreitetsten Einfluß auf die deutsche Cultur überhaupt. Wenn bey keiner andern gebildeten Nation so viele Philosophen ursprünglich Theologen waren, und immer einen Anstrich davon behielten: so giebt auch wohl bey keiner andern so viele Theologen, die Philosophen sind. Schon der Protestantismus, und in unserm Jahrhundert, die Ausbildung der ächten Exegese und biblischen Kritik sind Andeutungen, daß diese merkwürdige Seite der menschlichen Natur gerade in Deutschland, wo der ausgezeichnete Tiefinn und die Herzlichkeit der Nation die standhafte Erhebung zu Ideen begünstigt, vorzüglich ausgebildet werden solle, selbst die manichäischen durch ihre Inconsequenz gewöhnlich bey

beiden Partheyen verfaßten Versuche der Neologen, die positive Religion philosophisch zu behandeln, beweisen doch wenigstens das Streben des Ganzen, zum Bessern fort zu schreiten. Wie nützlich ist es daher, wenn ein Philosoph von dem strengen Prüfungsgeiste des Vf. bey einer solchen Höhe des Gesichtspunkts, und mit diesem Interesse an seinem Gegenstande, seine Mulse dem Anbau und der Aufsicht dieses Gebietes ausschließend widmet! Um so mehr, da Religion und Theologie wegen des selbst dem freyen Glauben ursprünglich anklebenden Scheins der Objectivität der strengen und scharfen Censur des kritischen Philosophen so sehr bedürfen. Schon das Wort Glauben hat die gefährliche Nebenbedeutung einer Ueberzeugung von der Wirklichkeit, dem Daseyn des Gegenstandes. Auch übt der Vf. diese Censur wachsam, und erklärt sich schlechthin gegen jede theoretische Religion (S. 130.). Wie sehr er in den Geist der Kantischen Moral einge drungen sey, kann die Stelle S. 119. 120. beweisen, wo er sie eine Totalreformation nennt; „ihr größter Vorzug bestehe darinn, daß sie aus dem Begriff der moralischen Handlung alle Passivität verbannte.“ Ferner die vortreffliche polemische Stelle im 6ten Brief gegen gewisse sehr verbreitete Vorstellungen von der Freyheit des Willens als einem absoluten Vermögen der empirischen Vernunft, der empirischen Willkühr. Man muß damit einige sehr merkwürdige Aeußerungen über denselben Gegenstand in Kants Einleitung zu der metaph. Anfangsgründen der Rechtslehre vergleichen. — Doch wäre zu wünschen; daß der Vf. seine eignen positiven Behauptungen über die praktische Freyheit bey einer neuen Ausgabe seines Werks von neuem prüfen möchte, da sie nicht frey von Verwirrung und Mißverständniß zu seyn scheinen. — Wenn, wie er behauptet, nur dem traufendentalen Subject absolute Freyheit beygelegt werden kann, die er dem empirischen mit dem vollsten Recht und den bündigsten Beweisen abspricht; wenn die praktische Selbstbestimmung durchaus nur mittelbar seyn kann: so giebt überall keine Praxis, d. h. Bestimmung des Empirischen durchs Absolute. Eine durchaus nur, mittelbare Selbstbestimmung enthält schon einen inneren Widerspruch: es wäre gar keine Selbstbestimmung, und kein Selbst. Alle Vermittlungen sind empirisch; man kommt dem Absoluten dadurch um nichts näher, und bleibt immer in den Schranken. Daraus würde folgen, daß die Schranken absolut wären, das Ich aber relativ. So ist es im theoretischen Gebiet. Giebt es ein praktisches Gebiet, und eine praktische Aufgabe, die nicht an das reine Ich ergehen kann S. 152.: so muß es auch ein praktisches Ich geben: denn von dem empirischen Subject, als folkrem, dessen Selbstthätigkeit durch Naturgesetze beschränkt ist, gänzliche Vernichtung aller Schranken absolut zu fordern, wäre widersprechend. Das praktische Ich ist das absolute, in so fern es das empirische bestimmt, oder umgekehrt. Die Möglichkeit dieser Bestimmung, die nur unmittelbar seyn kann, worauf es hier eigentlich ankömmt, folgt von selbst, wenn das reine Ich, wie der Vf. (S. 142. 143. 152.) zu

gibt, absolut ist. Es giebt dann keine Schranken, als die es sich selbst gesetzt hat, also auch wieder durch sich selbst aufs heben können. Wird von der Zeit abstrahirt, wie in praktischer Rücksicht davon abstrahirt werden muß und soll: so ist die Macht des Willens unendlich. Ein einziger synthetischer Entschluß kann als erstes Glied einer unendlichen Progression von stetigen Freyheitserweiterungen die Ursache der gänzlichen Vernichtung aller Schranken seyn. Wie könnte die Kraft beschränkt seyn, deren Product absolut ist? Freylich aber darf man nicht, wie so häufig geschieht, was nur fürs praktische gilt, auch aufs empirische Subject übertragen. Der Vf. hat es ins hellste Licht gesetzt, daß in diesem nichts absolut ist (§. 151.), und daß wir uns nicht, wie mit einem Schwerdtstreich, heilig machen können. Es giebt gewiß keinen größern Uaßan, als zu sagen: „So eben habe ich mich durch reine Vernunft selbst bestimmt.“ Selbst bey der Würdigung eines empirischen Subjects darf daher die Freyheit nicht als Erklärungsgrund vorausgesetzt werden: d. h. die Zurechnung ist in der Geschichte und in der Beurtheilung sittlicher Phänomene ganz unstatthaft. Die Reue ist als seynsollende Einsicht, daß wir anders hätten handeln können, zwar auch eine bloße Täuschung; läßt sich jedoch, als praktisches Gefühl, verteidigen. Die Bedingung ihrer Sittlichkeit, wie aller Gefühle, ist die Schönheit.

Um noch weiter zu beweisen, daß Rec. nicht deshalb dem Vf. Geist der kritischen Philosophie beygelegt habe, weil er etwa seine eigene Meynung durchgängig in ihm wieder fand, und um einen oder den andern Leser und auch den Vf. selbst vielleicht zu einer vielseitigern Prüfung des prüfungswürdigen Gegenstandes zu veranlassen: trägt er seine Zweifel auch gegen die Behauptung vor, welche der ganzen Untersuchung, ob Religion Pflicht sey oder nicht, als ausgemacht zum Grunde gelegt wird: daß nämlich die Religion *willkürlich* sey. Dem Rec. scheint sie mehr eine beneidenswürdige Belohnung als ein pflichtmäßiges Hülfsmittel der Tugend. Er ist vollkommen damit einverstanden, daß die Religion ein Product der Freyheit sey, und daß alles, was nicht Product der Freyheit ist, jenen Namen nicht verdiene. Ja er erlaubt sich den Satz zu behaupten: Je freyer, je religiöser; wenn man den letzten Ausdruck nicht auf die Quantität der Religion, (an der die Menschen glauben, nie zu viel thun zu können), sondern auf die Qualität bezieht. Wenn aber die einzelne Religionsaufserung gar keine für sich bestehende Handlung, sondern ein wesentlicher Bestandtheil eines einzigen und unzertrennlichen Acts ist; der gesammte religiöse Zustand eines Individuums hingegen durch das Maas seiner wirklichen Moralität, durch den Grad seiner Annäherung zum Ziel der Sittlichkeit bestimmt wird: so ist es eben so widerinnig, sich einen Gott zu machen d. h. erkünsteln zu wollen; als zu glauben, man könne die Religion für sich cultiviren und veredeln, oder durch sie den Menschen moralisiren: denn *nehmen kann man ihn allerdings, so*

lange er noch ein knechtisches Halbthier ist, durch die Furcht vor einem allmächtigen Herrn, und den Glauben an einen absoluten Buchstaben. In einem andern Sinne des Worts ist aber jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch sich nicht macht d. h. frey hervorbringt, sondern geben läßt, diese Vorstellung mag übrigens nach so sublimirt seyn, ein *Abgott*. Um das Sittengesetz zu erfüllen, weil es Gesetz ist, muß der Mensch sich dasselbe als Gesetz im strengen Gegenfatz gegen die Wünsche und Einfälle seiner Willkühr, d. h. als Gebot eines allmächtigen, allgerechten und allwissenden Gesetzgebers, denken; welches ein einziger untheilbarer Act ist. Soll diese Vorstellung den Menschen nicht zermalmen, und in Tugendtodtende Geistesknechtschaft stürzen: so muß er schon in dem Maasse selbstständig seyn, daß er seine Menschheit auch gegen eine feindliche Allmacht kämpfend behaupten konnte. Soll das Freyheitsgesetz nicht zum Naturgesetz für ihn werden; so muß seine Natur schon frey seyn. Ehe der Mensch also reif wird, seine Pflicht um der Pflicht willen zu thun, welches wohl noch nicht für den höchsten Gipfel der sittlichen Bildung gelten kann, muß er schon eine frühere Stufe derselben durchgangen seyn, welches wohl nicht die erste seyn kann, da die Erfahrung im Großen und Kleinen lehrt, daß die Cultur zur Sittlichkeit mit der Zahlung der Thierheit den Anfang nehmen müsse. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Vf., der den Gedanken, daß der wirkliche Mensch nicht alle Schranken plötzlich überpringen, sondern nur Schritt vor Schritt überwinden könne, so befriedigend und lichtvoll entwickelt hat, hierin den allmächtigen Gang der menschlichen Natur zu erforschen, und die wesentlichen Stufen der sittlichen Bildung zu bestimmen suchte. Es muß für jede derselben, wenn dieser Ausdruck nicht zu kühn ist, eine eigne Religion geben; d. h. es muß einer jeden auch eine Stufe der religiösen Bildung entsprechen. Nun ist es aber gerade eine charakteristische Eigenschaft des *Christianismus*, der unser Religionswissenschaft doch am nächsten liegt, und vielleicht eine wesentliche Eigenschaft jeder katholischen Religion, allen alles seyn zu wollen, und für jede Stufe der sittlichen Cultur vom Halbthier bis zum Weisen auf angemessene Art zu sorgen. Schon darum ist der *Christianismus* vorzüglichlicher als andre Religionen, welche ihren Ansprüchen auf Universalität nicht Genüge leisten konnten, weil sie aus zu einfachen Bestandtheilen entstanden waren. Auch wäre zu wünschen, daß der Vf. in dem Fortgange seines interessanten Werks auch auf die etwanigen Einwürfe eines solchen Indifferenten Rücksicht nähme, der es gar nicht gegen die Religion selbst, aber gegen alle öffentlichen Religionsübungen wäre, weil er die *Mittelbarkeit* der ächten Religion bezweifelte.

Weishuhn's Beiträge zur Synonymistik lassen den frühzeitigen Tod dieses kleinen Kopfs, dem es gar nicht an eigenem Geist fehlte, sehr bedauern. Wie viel Gutes hätte er nicht noch vielleicht für die Ausbildung einer wissenschaftlichen Grammatik, für den

ren Werth und Würde man in Deutschland, wo sich manche günstige Umstände dazu vereinigen, Sinn zu haben scheint, und welche unstreitig auch einer der Vorzüge ist, wodurch sich eine gebildete Nation von einer bloß verfeinerten unterscheiden, leisten können! Welche Vortheile hätte ihm dazu die kritische Philosophie gewahren müssen, da er über dieselbe nicht verlornt hatte, selbst zu denken, und sich um genaue Sachkenntnisse zu bemühen! Er scheint hier ganz in seinem eigentlichen Felde gewesen zu seyn. Jedoch ist auch hier die allgemeine Einleitung schwächer als das Besondere. Und die *Sätze und Gegensätze zur Grundlegung eines neuen Systems der Philosophie* im Vten Stück sind im Ganzen genommen nur ein Beweis mehr von der Gewalt, die der herrschende Ton des Zeitalters auch über bessere Köpfe ausübt, indem er sie oft aus ihrer eigentlichen Sphäre zieht. Einzelne auch im Ausdruck sehr glückliche Stellen, wie S. 89. 90. 97., sind jedoch eine vollgültige Rechtfertigung der öffentlichen Bekanntmachung dieses Bruchstücks; und wenn der übrige Nachlaß ähnliche Stellen enthält, so kann die Mittheilung derselben nicht überflüssig scheinen.

Exhards Apologie des Teufels empfiehlt sich sehr durch die leichte Behandlung. Nachdem der Vf. in der Einleitung die Paradoxie seines Unternehmens, nach der Denkart der seinen Welt betrachtet hat, wird S. 108. gesagt: „Die Allgemeinheit des Glaubens an den Teufel beweise wenigstens, daß, im Falle er auch nur eine Illusion wäre, er doch beynahe eine dem Menschen eigenthümliche Illusion seyn müsse;“ und nach S. 111. ist das Daseyn positiver Bosheit bey dem gefunden Menschenverstande entschieden. Dies wird weiter unten dahin eingeschränkt, daß die christli-

che Religion zuerst das Ideal der Bosheit richtig dargestellt habe. „Daher treffe man auch vor Christi Geburt bey keinem Volke einen Teufel an.“ (S. 129.) Das Vorzüglichste in dem ganzen Aufsätze ist wohl die Entwicklung der Maximen des Teufels. Ueberhaupt fehlt es diesem Schriftsteller nicht an sinnreichen Einfällen; wohl aber an bündiger und strenger Methode. Daher würde eine zergliedernde und detaillierte Prüfung die Mühe nicht belohnen. Ueber die dem Vf. mit mehreren gemeinschaftliche Vorstellung von der praktischen Freyheit hat Rec. nach dem, was Hr. Niehmayer in den Briefen über Religionsindifferent, und Kant in der Einleitung zur Rechtslehre, dagegen erinnert haben, nichts hinzu zusetzen. Die dem Vf. ebenfalls mit vielen gemeinschaftliche Manier zu postuliren, hat Schelling in den Briefen über Krit. und Dogm. ins heilige Licht gesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Als neue Auflage ist erschienen:

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Herold: *Das neue Königliche Pflombré*, nebst einer gründlichen Anweisung wie Quadrille, Cinquille, Piquet, Reversy, Trisett, Tarok, Whist, Boston, Patience, Cabale, Connectionen, Casino etc. nach jetziger Art zu spielen sind, wobey nebst noch andern Kartenspielen das Billard - Pielkennafel - Schach und Ballspiel, wie auch das Verkehren im Brett, Triakt und Tokkatagi sammt den Ausdrücken, deren man sich bey diesen verschiedenen Spielen bedient, deutlich beschrieben und erklärt werden. 14te verb. und. verm. Aufl. 1797. 336 S. 8. (12 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN

ARZNEYKUNSTWISSEN. *Schneefesthol*, in Commission der Buchhandl. der Erziehungsanstalt: *Anleitung zum Gebrauch des verbesserten Troikars mit einigen praktischen Bemerkungen über Wartung des Rindviehs*, so wie auch einige Kurarten der gewöhnlichen Rindviehkrankheiten; herausgegeben von J. C. Adolph, 1796 u. 73 S. 8. (4 gr.) Die Verbesserungen des Troikars, die in dieser Schrift, deren Ertrag zu einem Waisenstiftute angewendet werden soll, beschrieben sind, bestehen darinne, daß er die Form einer Schüßlinge (wahrscheinlich doch nur vorne an der Spitze) hat; daß die Löcher in der Hüfte schief gegen einander gebohrt sind, daß die Klänge länger als gewöhnlich ist, und zwey Hüften hat, so daß man sie bey großem und kleinem Vieh zugleich soll brauchen können, daß die Hüften von weißem Blech sind, damit sich weder Grünspan, noch Rost aufsetzen könne, welches die Wunde verschlimmern soll, (aber das Blech rostet ja auch, und schwerlich wird dies die Wunde verschlimmern,) daß ein Mass angezeichnet ist, nach welchem man die Tiefe des Einschnitts abmessen kann. Es scheint dem

Vf. unbekannt gewesen zu seyn, daß schon vor ihm Bouwinghausen Beschreibung eines neuen Verfahrens das aufgelaufene Vieh durch den Stich zu heilen Nördlingen 1790. die wesentlichsten dieser Verbesserungen an dem Instrumente angebracht hat. — Die übrigen ökonomischen Bemerkungen sind nicht übel; auch als Thierarzt äußert der Vf. hin und wieder vernünftige Grundätze, doch muß er seine Begriffe in diesem Fache noch mehr berichtigen: so ist z. B. das Abzehen und der jahrelange Verlust der Milch vom Freßen der Nachgeburt Fabel, das Wegmelken der ersten Milch nicht rathsam; die Hungerzitzen abzuwickeln tadelhaft, denn schon das Aufstreichen des Honigessigs mit Alun tilgt die Geschwulst, und meistens ist nicht sie, sondern andere Ursachen Schuld, wenn das Kalb keine Saugluth hat; wider die Schwämmchen der Käber wird bloßes Walchen mit Salzessig, ohne Abführmittel, nicht helfen u. s. w. Die Kurarten des kalten Feuers, der Lungenfucha, Darmgichts, des Durchfalls, des Leidenbluts sind zu einge- seigt und unzureichend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. März 1797.

PHILOSOPHIE.

NEU-STREKLITZ, in der neuprivilegirten Hofbuchh.: *Philosophisches Journal etc.* her. von F. G. Niethammer etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Resultat der Untersuchung ist: „dass die Existenz des Teufels für die praktische Vernunft nicht eichgültig; der Begriff des Teufels aber demungeachtet für die Moralität sehr wichtig sey“ (S. 135 fg.). Durch den Beweis nämlich, dass nur Ein Wesen in Freyheit höchst boshaft seyn könne, entscheide ein Interesse der theoretischen Vernunft für die Maximen der praktischen, indem diese allein von allen Menschen consequent befolgt werden können. Daraus entspringe der Begriff des Rechts, der seiner Möglichkeit nach von der Moral abhängig sey. Ist dies der Fall, so ist die Rechtslehre ein Theil der Moral, wenn anders alle Bestimmungen und Beschränkungen derselben Grundsätze einer Wissenschaft in den Umkreis derselben gehören, und die bloße Bedingung eines positiven keine eigne Wissenschaft begründen kann. Die Trennung beider Wissenschaften ist also dann bloß willkürlich, wie sie auch in Maimon's gleich darauf folgenden Aufsätze über die ersten Gründe des Naturrechts im II. Heft ist. Nach Maimon ist nämlich das Naturrecht die Wissenschaft von den, durch das Moralgesetz a priori bestimmten, notwendigen und allgemeingültigen scheinbaren Ausnahmen von demselben (S. 142.). Ueber das Scheinbare hat der Vf. sich nicht weiter erklärt; auch verliert sich dieses Merkmal allmählich, je tiefer man in den Aufsatz hinein kommt. Wie es Ausnahmen von einem Moralgesetz geben könne, welches (nach S. 151.) ein kategorischer Imperativ ist, dem in keinem Falle zuwider gehandelt werden darf, dessen Möglichkeit sich jedoch (nach S. 142.) auf die Annahme eines Triebes im Menschen zur Allgemeingültigmachung seines Willens gründet, ist nicht begreiflich. Ein eignes praktisches Gesetz, welches nicht erfüllt (gebraucht ist) ein sehr unschicklicher Ausdruck) werden kann, ohne zugleich übertraten zu werden, würde sich selbst annihiliren. Et was anders wäre es freylich, wenn sich das Recht aus der gegenseitigen Beschränkung mehrerer coordinirter praktischer Gesetze ableiten ließe. Maimon hat also das Recht eben so wenig deducirt, wie die neuern Rechtslehrer, denen er dies, vielleicht nicht ohne Grund, aber doch ohne gehörige Belege, Schuld giebt (S. 143.). Sehr auffallend zeigt es sich auch in A. L. Z. 1797. Erster Band.

dieser Zeitschrift an einer Menge der verschiedenartigsten Abhandlungen über Gegenstände der Rechtslehre, deren Vergleichung dem Beobachter zu merkwürdigen Folgerungen Anlaß giebt, wie sehr gerade dieses Gebiet jetzt ein vorzüglicher Tummelplatz der philosophirenden Vernunft ist. Aus dem akademischen Bedürfnis oder dem herrschenden Ton eines revolutionären Zeitalters läßt sich das Phänomen schon darum nicht allein erklären, weil die Thätigkeit und die Uneinigkeit sich gerade in dem Wissenhaftlichen und Allgemeinen, der Deduction des Grundbegriffs und besonders der Granzbestimmung der Wissenschaft am stärksten äußert. Es scheint also eine Indication zu seyn, dass hier mehrere Knoten des verwickelten und verwinkelten Gewebes der Philosophie zusammenstreffen mögen. Aus der Vergleichung der verschiedenen Granzbestimmungen des Naturrechts in dieser einzigen Sammlung erhält wenigstens, dass die Selbstständigkeit und spezifische Verschiedenheit dieser Wissenschaft noch keineswegs ausgemacht sey. Die Entstehungsgeschichte ihrer Form könnte auf den Gedanken leiten, dass sie wohl nur gar ein durch äufere Umstände und Bedürfnisse gebildetes wissenschaftliches Aggregat sey, wie so viele andre angebliche Wissenschaften (Vergl. Niethammer's Bemerkungen über den Gebrauch der Ausdrücke Theoretisch und Praktisch im XII. Heft S. 340.), welche ein Philosoph, der sich auch für die Vollkommenheit der wissenschaftlichen Formen mit Rigorismus interessirte, doch einmal in ein Verzeichniß der Wissenschaften, welche keine sind, zusammentragen sollte. So lange die Philosophie noch die Epiphenomen vom epischen Gedicht entlehnen muß: darf man wohl voraussetzen, dass sie mit ihrer Classification nicht im Reinen sey. Vielleicht aber, und dies ist wohl das Wahrscheinlichere, ist die Rechtslehre nur ein Theil einer andern, von der Moral aber verschiedenen, Wissenschaft: denn von dieser wollen sie wenigstens alle trennen, wenn es gleich den meisten entschieden misslingt. — Es ist kein gutes Zeichen, wenn sich in dem Bezirk einer Wissenschaft häufig offenbar fremdartige Bestandtheile finden, andre offenbar verwandte ausgeschlossen bleiben. Wenn der Rechtsgrundsatz, wie Erhard behauptet, die Form der politischen Gesetze, aber nur diese bestimmen soll: so gehört die Theorie der Gesetzgebung zur Rechtslehre, enthält aber mehr als sie. Erhard's Erster Beytrag zur Theorie der Gesetzgebung im VIII. Heft kann wenigstens zur Genüge zeigen, wie unbestimmt und schwankend sie bleiben müßte, wenn man den Inhalt der Gesetze bloß moralisch oder technisch bestimmen will. Woher soll ihr nun aber der Inhalt kommen,

men, wenn sie keine bloß technische Theorie ist? Dies leitet auf die Vermuthung, daß ihr Inhalt aus einer Wissenschaft bestimmt werden müsse, deren Theil die Rechtslehre sey. Die eigentliche Grundlage der sehr reichhaltigen *Neuen Deduction des Naturrechts* im IV. Heft des II. Jahrg. ist die Voraussetzung, S. 181. 6. 15. daß der Mensch „in einem Reich moralischer Wesen“ sey. Diese Voraussetzung wäre also vor allen Dingen zu deduciren gewesen, welches hier aber eben so wenig geschehen ist, als in Schumann's Versuch im XI. Heft S. 56. Dagegen ist die an sich schätzbare praktische Deduction des Lebens §. 8. 9. hier eine Epifode. Die Moral scheint dem Vf. für eine allgemeine praktische Philosophie zu gelten, deren spezifische Verschiedenheit mit Bestimmung ihrer Grenzen zu erweisen war. Was sich gegen die Trennung der antikerischen Pflichtwissenschaft und Rechtswissenschaft sagen ließe, übergeht Rec., da es ohne Zweifel mit höhern speculativen Meynungen des Vfs. zusammenhängt. Die Resultate dieser Indicationen, worinn entweder alle, oder mehrere und zwar vorzüglich scharfsinnige und sonst sehr verschiedene Schriftsteller über die Rechtslehre in diesem Journal übereinstimmen, sind in kurzem folgende: 1) der Rechtsgrundsatz ist unabhängig von der Moral; 2) er ist nicht bloß technisch nützlich, sondern praktisch und absolut nothwendig; 3) er ist nur die Bedingung und Beschränkung eines positiven Gesetzes; 4) die Möglichkeit des Rechtsgesetzes beruht auf dem Begriff einer Gemeinschaft freyer Wesen. Am bestimmtesten ist dieses gesagt in der *Recession* von Kant zum *zweiten Frieden* im I. Heft des II. Jahrg. S. 85. —

Das Wort *Naturrecht* hat allein in diesem Journal drey ganz verschiedene Bedeutungen: 1) Naturzustandsrecht; 2) Menschennaturrecht; 3) Recht des Menschen über die Natur. Sollte es nicht gut seyn, das Wort wenigstens aus philosophischen Schriften, die nicht zu akademischen Vorlesungen bestimmt sind, als Benennung der ganzen Wissenschaft zu antiquiren; da außer jener Vielseitigkeit, die vielleicht auch die Sprachrichtigkeit in einigen Bedeutungen beleidigt, eine solche Abbeviatur des Ausdrucks für die Benennung einer strengen Hauptwissenschaft unschicklich ist? — Das von Kant gebrauchte, *Rechtslehre* ist wissenschaftlicher und sprachähnlicher.

Maimons Abhandlung im V. Heft: *Ueber den Gebrauch der Philosophie zur Erweiterung der Erkenntnis*, enthält nach einer allgemeinen Einleitung ein vorläufiges Bruchstück eines größern Werks, unter dem Titel: *Vervollkommenung des Erfindungsvermögens durch die Mathematik* (S. 18 folg.). In dieser allgemeinen Einleitung (S. 1 — 15.) wird das wissenschaftliche Genie mehr durch Scherze von der nicht seinen Art (S. 12. 15.), als durch Gründe herabgewürdigt, und behauptet, aber ohne Beweis, daß die in Belagerungsstand erklärte Philosophie, in der es überhaupt keine reale Erfindungen gebe, mit ihrer Verteidigung gegen die neuern Skeptiker zu sehr beschäftigt sey, als daß man *Methoden* zur Erweiterung ihrer Erkenntnis von ihr erwarten dürfte (S. 16.).

Der Vf. will hingegen die Erfindungsmethoden von der Mathematik und Physik abstrahiren, und auf die Art die Möglichkeit der Sache durch das Factum selbst beweisen. Da er alles, was daraus gefolgert wird, schon in die willkürliche Definition des Erfindens (S. 7. 10.) hineingelegt hatte: so ist die Untersuchung eben nicht sehr lehrreich. Da er nur von einem analytischen Erfinden weiß: so glaubt er natürlich, daß man, wenn die Methode nur vollkommen wäre, das Genie würde entbehren können.

Skeptisches konnte Rec. in beiden Maimonschen Abhandlungen nichts finden; man mußte denn Einfälle und Machtsprüche, die das Verfahren andern tadeln, oder das Erkenntnisvermögen selbst bloß beschränken sollen, für skeptisch halten. Schwerlich hätte man diesen Schriftsteller für einen Skeptiker gehalten, da doch die diagnostischen Zeichen seines Empirismus überall so sichtbar am Tage liegen, wenn das Bedürfnis nicht so äußerst dringend gewesen wäre. Darum gab eine Reihe oft mehr naiver als philosophischer Fragen und Zweifel hinreichenden Anspruch auf diesen Namen; wie ehemals schon der häufige Gebrauch jener Lieblingsworte der Geisteshalbheit: Vielleicht, Beynahe, Ungefähr u. s. w. Rec. erwartet den Einwurf, daß jeder andre Skepticismus, außer diesem neuen Skepticismus unsers Jahrhunderts, Unsinn sey. So lasse man denn, nach dem Gesetz der Sparlichkeit, die überflüssige Benennung des Skepticismus glänzlich eingehen! *Entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda*. Auffallend war es ihm, daß der *Recessen* von Staudlin's Geschichte des Skepticismus im III. Heft die merkwürdige Definition des Vfs. vom Skepticismus nur mit einem kurzen Machtspruch abfertigt. Sie hat freylich einen großen Fehler: aber es ist doch ein Gedanke, und gerade der einzige bedeutende, der in der Rec. citirt wird. Sie lautet: „Der Skepticismus ist ein System von Grundätzen, welches sowohl jedes System der Erkenntnis als auch sich selbst zernichtet“ (S. 278.). Das Merkmal *System* hier in diesem Zusammenhange ist nur so ein wenig von Mißgriffen, an denen man gleich den ganzen Mann erkennt. Indessen dürfte jemand, der hier rein historisch urtheilen wollte, die Definition auch nach dieser Verbesserung als nicht charakteristisch verwerfen, und sie auf jede schon vergangene Philosophie passend finden.

Schellings Briefe über *Kriticismus und Dogmatismus* im VII. und XI. Heft sind durch Gehalt und Form eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern philosophischen Literatur. Um seinen hinreißenden Vortrag kennen zu lernen, mag der Leser, welcher bis jetzt verfuhr, sich mit diesen Briefen bekannt zu machen, nur folgende auch in Rücksicht auf Gedanken und Geist sehr vortheilhafte und charakteristische Stellen gegen abschließende Systematiker und Moralisten, die einen sehr niedrigen Standpunkt für den höchsten halten, nachschlagen: St. XI. S. 185. 186. 200. — 210. Obgleich man in einigen Stellen noch zu sehr an *Jakobi* erinnert wird: so geht der Vf. doch im Ganzen auch im Stil durchaus seinen eignen

nigen Gang: Die Seele seiner Philosophie ist jener Sinn, jene Begrüßung für ganzes, freyes Seyn, welche von jeder die Größten der merkwürdigen Menschenart, die wir Philosophen nennen, charakterisirt. Mit der Forderung absoluten Deseyns, und der Realität des Wissens beginnt diese Philosophie und sachdem der theoretisch unaussprechliche Knoten sein praktisch aus Willkür nach Gefühl durch die That zerhauen ist, endigt sie damit, daß sie der müßigen Speculation gänzlich entsagt, und ins thätige Leben zurückkehrt (s. das Ende der Br.). Daher der Geist der Fortschröitung und Freyheit, die Vorliebe für alles Handelnde und Lebendige. Daher die polemische Tendenz aus reiner, rarker Antipathie vorzüglich gegen Inconsequenz und Passivität überhaupt, aber gegen Beschränktheit jeder Art, und in sofern die das ist, auch gegen alle Theorie. Für den Kenner liegt es schon in dem Gesagten, daß diese Philosophie aus ihrem vollen Ernst recht paradox sey, und warum es sey. Es läßt sich denken, wie übel man das genommen hat, da für so viele schon das die argste Paradoxie ist, wenn jemand Geist und Charakter hat, dochten sie doch nur einmal den Versuch machen, hie Paradoxie nicht bloß zu rasoniren, sondern wirklich zu philosophiren. Rec. bekennet dagegen, daß er an einem Philosophen, der, wie Hr. Schelling, berall Gradsinn, scharfes Urtheil, bedeutenden Witz und eine münliche Seele blicken läßt, Paradoxie in ein Zeichen der günstigen Vorbedeutung hält. Wenn Rec. noch hinzusetzt, daß diese neue Schrift es Hn. S. über seine eigentliche Philosophie bis jetzt die vorige an Gehalt und Ausdruck ungeniem weit betrossen habe: so wird wohl kein Unbegannener es u viel gesagt finden, daß die deutsche Literatur in dem einen ihrer vorzüglichsten Schriftsteller erwarten dürfe. Es müßte sich einem nur verständigen und illig denkenden Manne, wenn er auch für seine Person der Speculation noch so abgeneigt wäre, ganz rar machen lassen: daß nicht bloß die Philosophen paradox sind (wie das Beyspiel der Größten beweist), sondern daß die Philosophie selbst es sey. Wenn er ur zugiebt, daß die Anlage zur Philosophie eine igne Kraft und nothwendige Seite, nicht bloß eine rankheit und Verirrung der menschlichen Natur ist: wird er, da es allen einleuchtet, daß jede Kraft ur durch sich selbst gebildet werden kann, auch den atz zugeben müssen: sie kräftiger, je einseitiger; je hilosophischer, je paradoxer. Hoffentlich wird den E. weder das bey Einigen erregte Mißfallen noch irgend eine andre Rücksicht abhalten, seiner Individualität völlig freyen Lauf zu lassen; wo möglich noch mehr als bisher. Denn mit dem Individuellsten würde er unschulbar auch das Beste wegnehmen. in jedoch nicht das Ansehen zu haben, als ob wir der Gewissen und Amtspflicht den Vf. Veruachlässigung der Discipuln empfinden, äußern wir den unsch, daß er in den angekrengtesten mannichfachen Übungen nicht ermüden möge, bis er alle Theile der unaussprechbaren logischen Kunst, in der auch der größte Meister immer unvollkommen bleibt, ein-

germaßen in seiner Gewalt hat. Dann wird es Zeit seyn, seine Philosophie im Einzelnen zu prüfen. Diese Kunst ist nicht an die Formlichkeit dieser oder jener Methode geknüpft, wogegen Sch's Philosophie einen charakteristischen Indifferentismus äußert. Sie ver trägt sich mit jeder, auch der individuellsten Form. Gewiß würde es für den Vf. sehr unvorthellhaft seyn, wenn er in der praktischen Philosophie, welche für ihn doch nur der Geist der Praxis seyn kann, eine andre Form wählen wollte, als die freyeste und individuellste.

Wenn Rec. in Betreff der Schmidischen Bruchstücke über die Philosophie und ihre Principien derselben im X. Heft, und Fichte's Vergleichung des darin aufgestellten Systems mit der Wissenschaftslehre im XII. Heft freymündig erklärt, daß er nach wiederholter Prüfung überzeugt sey, Hr. Fichte habe Hn. Schmid vollkommen verstanden: so leuchtet von selbst ein, daß er in philosophischer Rücksicht, der einzigen, welche hier Statt finden kann, über die erste Abhandlung und über den polemischen Theil der Gegenschrift nichts zu sagen habe. Die populäre Darstellung der Principien der Wissenschaftslehre (S. 286 — 375.), welche allen Freunden derselben so willkommen gewesen ist, vollständig prüfen, hiesse beynahe die Wissenschaftslehre selbst beurtheilen, die doch auch ein Gegner, wenn er nur ein Philosoph ist, unter die kleine Zahl derjenigen Produkte des philosophischen Geistes rechnen wird, welche das anhaltendste und tiefste Studium erfordern und belehren. Eigie Beurtheilung aber bleibt eben deshalb immer ein schweres Geschäft, dessen leichtester Theil die Widerlegung der gewöhnlichen empiristischen Einwurfe, — der wichtigste aber die Prüfung des Einzelnen nach dem Zweck und Zusammenhang des Ganzen seyn würde. — Die Untersuchung der einzigen Erklärung: „daß Kant diese Frage (von der F. ausgeht) in ihrer ganzen Ausdehnung aufgenommen, sie beantwortet, und je gerade so beantwortet habe, wie die Wissenschaftslehre thut“ (S. 206.); würde ein eigenes Werk erfordern. Da eine sich selbst verletzende Gerechtigkeitsliebe und aufrichtige Ueberzeugung, welche sich gewiß auf etwas Tüchtiges gründet, den Vf. einmal zu dieser eigentlich anticipirten und ganz exoterischen Behauptung veranlaßt haben: so kann Rec. nicht umhin, den Wunsch zu äußern, daß F. selbst, oder ein andrer Kenner der Wissenschaftslehre recht bald Mulse und Neigung finden möchte, einen vollständigen Beweis dieser Behauptung darzulegen. Nicht etwa, um zu zeigen, was vielleicht nicht schwer zu zeigen seyn mag: daß viele Kantianer Kantens wirklich nicht verstanden haben; noch auch um das Verständniß der Wissenschaftslehre durch den Gegensatz zu erleichtern: denn für die, welche sie verstehen sollen und können, ist sie wohl schon verständlich genug. Sondern um zu verhüten, daß die Auslegung Kants nach dem Geist, auf die sich jetzt wahrscheinlich viele legen werden, da sie's inne zu werden scheinen, wie übel ihnen die Auslegung nach dem Buchstaben bekommen sey, nicht gefeizlos und will-

willkürlich werde. Eine solche Auslegung aber würde, nicht bloß nach dem Vorurtheil des Pedanten, sondern auch nach dem Sinne des ächten Philologen, so gut als gar keine seyn. Möchte uns Hr. F. nur wenigstens seine *Theorie über Geist und Buchstaben*, die mit dem Innersten und Eigensten seiner Philosophie wesentlich zusammenhängen muß, bald mittheilen; damit sich ungefähr übersehen ließe, wie er den Beweis jener Behauptung nach diesen Grundsätzen führen würde! Diese Behauptung ist zwar bloß extensiv und unpfechtlich, weil die Wissenschaftslehre auf sich selbst beruht. Indeß ist es doch von der äußersten Wichtigkeit für das Interesse der Wissenschaftslehre, daß sich hier keine Autorität einschleiche; und daß auch nicht einer sich für einen Anhänger derselben halte und ausbeuge, der, um sie wahr zu finden, sie auch mit Kants Lehre in Harmonie bringen-müßte. Jede Philosophie, und wenn sie auch ganz Geist wäre, ist, sobald sie sich ausbreitet, der Gefahr ausgesetzt, durch die Formularphilosophen in Buchstaben verwandelt zu werden. Nicht anticipirt wird die Frage von der Harmonie oder Disharmonie Kants und Fichte's erst dann heißen können, wenn eine philosophische Geschichte der Philosophie nicht bloß möglich, sondern auch wenigstens der Gesetze der historischen Kritik für dieselben wirklich entwickelt seyn werden. Uebrigens zweifelt Rec. gar nicht, daß Kant gerade dieselbe Frage vor Augen gehabt hat, auf welche die Wissenschaftslehre die Antwort enthalten soll; wie wohl alle Philosophen, die den Namen verdienen, sie vor Augen gehabt haben. Gezeigt, es ließe sich zeigen: daß Kants Philosophie erst durch die Wissenschaftslehre Haltung und Sinn bekommt; daß jene die Principien dieser im Keim und implizite enthalte; so ließe sich dagegen immer noch einwenden: daß wir auch den Spinoza und Leibnitz jetzt besser verstehen können, als sie sich selbst verstanden; und zweifeln: Ob Kant sich auch selbst gerade so verstanden habe? Es müßte also bewiesen werden nicht etwa bloß: daß Kant auf den Weg ge-deutet, wo die Antwort zu suchen sey, und daß er, wenn er auf denselben weiter gegangen wäre, dahin gekommen seyn würde (welches doch nicht leicht zu beweisen seyn dürfte); sondern auch: daß er die Antwort selbst gefunden und sammt ihrer Rechtfertigung bestimmt gesagt oder doch gewünscht habe. Wenn die Methode auf den Charakter einer Philosophie besonders dann am sichersten schliessen läßt, wenn sie entweder so eigenthümlich und geistvoll wie die Kantische, oder in ihrer Art so vollkommen und ein-geordnetes Werkzeug in der Hand des Meisters ist, wie die Fichtische: so deutet dies auf Verschiedenheit nicht bloß im Buchstaben, sondern im Geist. Auch läßt sich diese Verschiedenheit der Methode nicht allein aus der Verschiedenheit der Sphäre erklären:

denn die Wissenschaftslehre hört zwar auf, wo die Kritik der reinen Vernunft anfängt, aber Fichte und Kant sind oft genug auf denselben Gebiete.

(Der Beschluß folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, in der Felsseckerischen Buchh.: *Beiträge zu einer gründlichen Verbesserung der protestantischen Liturgie*, von Johann Ferdinand Schlez, Pfarrer zu Ippesheim. 1796. 130 S. 8.

Der Vf. nennt die Aufsätze: Beiträge zu einer gründlichen Verbesserung der protestantischen Liturgie, weil er, wie er in der Vorrede sagt, bey ihrer Verfertigung auf die alten Aegenden und auf den herkömmlichen Kirchenschlendrian gar keine Rücksicht genommen, sondern einzig und allein seinen Geschmack, seine Begriffe von Wahrheit, Zweckmäßigkeit und ächtem Protestantismus zur Richtschnur gewählt hat. Ganz recht. Denn der Grund, den er angiebt, ist einleuchtend: „Das Anschmiegen an die schon geläufigen kirchlichen Aegenden hilft zu nichts. Ein Volk, das sich so unvollendete Reformen ohne Widerspruch gefallen läßt, widerstrebt auch gründlichen Verbesserungen nicht; und wird einmal über dergleichen Abweichungen vom Herkommen gekritikelt, so geht es gewöhnlich mit einerley Aferkritik durch, ob man die Sache ganz oder nur halb recht macht.“ Indessen hat der Prediger, welcher dergleichen Reformen unternehmen will, zweyerley wohl zu überlegen: einmal, ob wenigstens der größere Theil seiner Gemeine durch zweckmäßigen Unterricht hinlänglich vorbereitet sey, und dann, ob er nicht Ahndung von seinen geistlichen Obern zu befürchten habe. — In den gegenwärtigen Beiträgen finden man Tauf-, Abendmahl- und Trauungsformulare, eine Beichtandacht, Konfirmationshandlung, zwey allgemeine Kirchengebete, auf die vornehmsten Festtage etc. Diesen ist ein Anhang beygefügt, welcher enthält: Bemerkungen über einige Theile der protestantischen Liturgie und deren Verbesserung, aus dem Versuche über die zweckmäßigste Methode liturgische Verbesserungen einzuführen. Altona 1795. Im Ganzen genommen gehören diese liturgischen Formulare unter die zweckmäßigsten und besten. Nur in denen, welche für Landleute und andere Personen von geringer Bildung bestimmt sind, scheint die Sprache nicht populär genug zu seyn. Auch findet es Rec. wenigstens nach seinem Gefühl nicht schicklich, in liturgischen Formularen Liederverse zu gebrauchen. Mit Anreden an den Gedächtnisse hat es eine andere Bewandniß. Demnachachtet können diese Beiträge Predigern, welche Gebrauch davon machen dürfen, mit Recht empfohlen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. März 1797.

PHILOSOPHIE.

NEU-STRELITZ, in der neuprivilegirten Hofbuchh.:
Philosophisches Journal etc. herausg. von J. F.
Niethammer etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

ec. begnügt sich, diejenigen, welche die Wissenschaftslehre schon studirt haben, noch auf einige charakteristische, wegen ihrer persönlichen Aufseits aber leicht zu übersehende, Aeusserungen aufmerksam zu machen. Denn wie auch das Formale und Abstracte, besonders in der praktischen Philosophie auch der größten Eklektiker, gewöhnlich nur eine Darstellung ihrer Individualität ist: so ist oft das scheinbar Persönliche in den Aeusserungen des ächten Idealisten tiefen Aufschluss über ein System. So ist z. B. die Appellation an die beneplacitistischen Philosophen und die Geschichte der Philosophie S. 287. 288. bey einem Philosophen, F. ist, ein offenkundiger Beweis, dass die ganze Entwicklung des eigentlichen Problems der Philosophie, nicht als eine wissenschaftliche Propädeutik, als eine Prolegomena, verstanden werden müsse; ches ganz gegen den Geist der Wissenschaftslehre, die dergleichen nicht bedarf. Der einzige Anz und vollständige Grund der Wissenschaftslehre eine Handlung: die Totalisirung der reflexen Action, eine mit Beobachtung verbundene Selbststructur, die innere freye Anschauung der Ichheit, Sichselbstseins, der Identität des Subjects und Objects. Die ganze Philosophie ist nichts anders Analyse dieser einigen, in ihrer Bewegung aufgetrennt, und in ihrer Thätigkeit dargestellten Handlung. (S. 299—303.) Wer diese freye Handlung nicht ändern vermag, ist aus dem Umkreis der Wissenschaftslehre ausgeschlossen; und es ist ein wesentlicher Satz der Fichteschen Philosophie: „Es ist eben so nothwendig, dass alle Menschen Philosophen n, als es nothwendig ist, dass sie Dichter, oder Künstler seyen. Jene populäre Darstellung des ethischen Streitpunkts ist also gar nicht um der Wissenschaftslehre selbst willen da. Der Vf., welcher geachtet ihm selbst die strengste Methode ganz geg ist, dem Leser gern, wo es seyn kann, unenen Schulzwang und Umschweife erspart, wollte it nur diejenigen, welche die Wissenschaftslehre tehn wollen und können, auf dem kürzesten und stecken Wege dahin führen. Es wäre also sehr weckmäßig; was bona fide gegeben ist, *fructo judi. L. Z. 1797. Erster Band.*

ze nehmen zu wollen; wiewohl Rec. gar nicht zweifelt, dass das Resultat einer kritischen Unterfuchung über den *Statu quo* der Philosophie genau so ausfallen würde. Vielleicht wäre es gerade jetzt an der Zeit, der vollständigen Ausführung und Darlegung eine eigne Schrift zu widmen. Die Erklärung über die Entziehung dieses Aufsatzes S. 284. darf nicht überschritten werden. Man könnte leicht aus den häufigen veranlassenden Streitigkeiten des Wissenschaftslehrers, (die doch nur aus persönlicher Nothwehr, nicht aus Antipathie, wie bey Schelling, zu entspringen scheinen) einen Fehlschluss auf eine charakteristische Streitfucht der Wissenschaftslehre selbst machen. Es ist aber so wenig im Geist derselben, zu polemisiren, dass vielleicht schon jede Erwähnung fremder Philosophie, sey es in dem Text oder in den Noten und der Vorrede, in ihm eine Episode ist. Rec. wünscht, dass er künftig einmal rein von allen solchen populären Beymischungen, wozu er auch die Einleitungen rechnet, aufgestellt werden möge; und dass jede zu erwartende neue Darstellung derselben sich durchaus nicht mehr nach dem bisherigen philosophischen Sprachgebrauch richten möge, „nach welchem sich die bisherige Darstellung nur zu sehr gerichtet hat.“ (S. 305.) S. 313—315. ist ein Muffen, wie man über die sogenannten Ansprüche des gefunden Menschenverstandes mit Geist philosophiren soll. Die Vernichtung des gewöhnlichen Einwurfs, dass die Philosophie nicht über die unmittelbaren Thatfachen des Bewusstseyns hinausgehn dürfe, durch sich selbst, (S. 304.), ist stringent. Doch wäre um der vielen Schwachen willen mehr Ausführlichkeit zu wünschen.

Das bisher Gesagte ist wohl hinreichend, um jeden, der sich noch nicht durch eignes Studium von dem großen Werthe dieser Zeitschrift überzeugt hat, darauf aufmerksam zu machen, und zur eignen Unterfuchung zu ermuntern. Jeder unbefangene Freund der Philosophie wird finden müssen, dass sie ihren bescheiden angekündigten, aber großen und würdigen Zwecken, mit seltner Treue, auch in Rücksicht des Vortrages entspricht. Es fragt sich also nur: ob eine gründliche Philosophie, in liberaler Form, und wo es der Stoff erlaubt, mit männlicher Beredsamkeit vorgetragen, in Deutschland noch viele warme Liebhaber erwarten dürfe?

Doch muss Rec. bekennen, dass die sämtlichen Recensionen und noch mehr die Revisionen, nach seinem Urtheil, den Abhandlungen sehr weit nachRehn. Er würde in Verlegenheit seyn, wenn er auch nur eine nennen sollte, welche allen Forderungen an eine gute Recension so sehr entspräche, wie ihnen in an-

den Fächern zweifeln ausgesprochen wird. Er ist weit entfernt, die Schuld daran dem Herausgeber beymessen. In sehr vielen sieht man den geübten Denker; in mehreren erkennt man einen oder den andern untrer vorzüglichsten philosophischen Schriftsteller. Einige sind sogar streng philosophisch: aber gerade diese sind am wenigsten Recensenten. Andre geben nützliche Notizen: aber von diesen kann man beynah sagen: Je literarischer, je weniger philosophisch. — Der Grund scheint ihm tiefer und in der Sache selbst zu liegen. Rec. zweifelt nämlich überhaupt an der Möglichkeit eigentlich so zu nennender Recensionen im Gebiet der Philosophie. Er strebt dabey keineswegs nach dem sehr philosophischen Genuß, die Unmöglichkeit der Bewegung, im besten Spazierengehen, zu denosciriren. Die Behauptung, welche keinem denkenden Beobachter der philosophirenden Vernunft paradox scheinen kann, läßt sich ganz popular rechtfertigen. Was Kant schon 1773 (Prol. Vor. S. 5.) sagte: „Dafs in diesem Lande in der That noch kein sicheres Maas und Gewicht vorhanden sey,“ gilt noch immer, und ist seit dem beynah weltkundig worden. Rec. erlaubt sich eine kurze Ausführung dieses Gedankens, um alle Herausgeber jedes Journals, welches so streng philosophisch seyn soll, wie das gegenwärtige sonst ist, an seinem Theil zu veranlassen: dafs sie dem bey der Form eines Journals so natürlichen Gedanken, von jeder philosophischen Neuigkeit Notiz geben zu müssen, gänzlich entsagen, und alles bloß Literarisches aus dem Umkreise desselben vollends verbannen möchten. — Es läßt sich gar nicht bezweifeln, dafs jeder Philosoph über jede philosophische Schrift wieder etwas philosophisches schreiben könne; besonders um sie zu widerlegen. Ja das recensirende und producirende Vermögen scheint hier unzertrennlich verknüpft, und selten verläuft es ein Philosoph in den Werken selbst seine Vorgänger und Nebenmänner hinlänglich zu recensiren. Aber das noch doch noch keine eigentliche Recension, deren ausschließlicher Zweck es seyn soll, nicht bloß den Inhalt, sondern auch den Charakter, und ganz vorzüglich den Werth eines Werks zu bestimmen. Je philosophischer, je systematischer ein Werk ist; um so weniger läßt sich ihr eigentlicher Inhalt durch einen Auszug mittheilen, ohne den Zusammenhang und Geist zu zerreißen und zu tödten; eben so wenig, wie der eines Gedichts. Wird der philosophische Werth einer Schrift durch den Grad ihrer Fortrückung zum Ziel der Philosophie bestimmt; so läßt sich darüber kein Urtheil anticipiren, ehe nicht wenigstens ein fester Punkt der Bahn erreicht ist. Selbst eine durchgängige Widerlegung entscheidet nicht wider den philosophischen Werth. Wer getraut sich jetzt nicht, die Systeme der großen Dogmatiker zu widerlegen? Und wer wollte ihnen darum den Werth, den sie vielleicht als nothwendige Fortschritte der systematischen Annäherung zum Ziel haben, im voraus sprechen? Wie sollte es ein Wissenschafturtheil geben, wo es noch keine Wissenschaft gibt? Zwar müssen auch alle übrigen Wissenschaften oscilli-

ren, so lange es an einer positiven Philosophie fehlt. Indessen giebt es in ihnen doch wenigstens etwas relativ Festes und Allgemeingültendes. In der Philosophie ist nichts ausgemacht, wie der Augenschein lehrt. Es fehlt hier noch aller Grund und Boden. Entweder postulirt nun der Beurtheiler ein System, nach welchem er richtet, wo sich denn von selbst versteht, wie das Urtheil ausfallen wird: oder er geht rein polemisch zu Werke; das mag eine nützliche Übung seyn, giebt aber kein Urtheil über den Werth des Werks, außer wenn dieser wirklich null ist, wo es sich denn wieder der Mühe nicht verlohnt. — Solten gar keine Machtsprüche geübt; soll nur nach Gründen und *stricto jure* geurtheilt werden: so dürfen der recensirende und der recensirte Philosoph nur in einem Satze verschieden seyn; und die Discussionen über denselben müssen nach unendlichen vielen Richtungen ins Unendliche fortgehen, wenn nicht etwa vorher das System gefunden und vollendet wird. Auf diesem Boden ist jede noch so kleine Verchiedenheit *total*; und es giebt so viele Philosophien als es Philosophen giebt. Wo soll also eine philosophische Recension anfangen und endigen? —

Es bliebe noch übrig, dem Wissenschaftsurtheil vor der Hand ganz zu entsagen; dagegen aber den philosophischen Geist und die logische Kunst vorzüglichster philosophischer Meisterwerke genau zu charakterisiren und streng zu würdigen. Es ist historisch wahrscheinlich, dafs eine sehr bedeutende Klasse von Philosophen immer behaupten werde: man werde zum Philosophen geboren, es gehöre dazu ein eigner Sinn und Geist, den man zwar nicht lernen kann, aber allerdings durch Studium der Urbilder und kritische Übungen kunstwärsig ausbilden soll. Diese, und nur diese (denz Sinn und Geist ist ein Gut, dessen Mangel man nicht empfinden kann) werden die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines solchen philosophischen Kunsturtheils zugeben. Es ist Thatsache, dafs die Philosophie bey dem gebildeten Volk des Alterthums als Kunst betrieben ward; dafs unsre neuere Philosophie, was sie nun auch seyn mag, fast ganz ein Werk einiger wenigen außerordentlichen Genies ist. Redlich gedacht, wird man auch wohl bald Eins werden, wie selten der wirklich noch vorhandene Geist in der Philosophie kunstwärsig ausgebildet sey; wie schädlich diese Vernachlässigung und wie häufig Fehler wider die Gesetze der logischen Kunst seyen. Aber wo wird sich der logische Kenner heden, der sich so gut auf Philosophen versteht, wie mancher Kunstfreund auf Gemälde? Und wer wird sich für einen solchen geben wollen?

Ein naturforschender Beobachter der philosophirenden Vernunft endlich könnte vielleicht bloß als solcher, und unabhängig von jedebefondern System, die Producte derselben classificiren (wie der Pflanzenkenner, welcher den innern Grund der Natureinheitungen seines Gegenstandes doch auch nicht zu deduciren vermag), ihre Kräfte bestimmen, die Tendenz ihres Ganges und die Indicationen ihres Strebens auffassen und bezeichnen. Solche historische An-

ungen über Alles, was jeder in seinem Kreise Geist des Zeitalters nennt, sind es vorzüglich, was man, als Präliminarien einer künftigen Geschichte, in Uebersichten erwartet. Um jedoch für die Producte der philosophirendeh Vernunft Sinn zu haben, müßte er selbst Philosoph seyn. Wäre er aber das: so würde er uns doch wieder nur die Ansicht seiner individuellen Philosophie geben können; wenn er nicht auch mehr als Philosoph wäre; „welches,“ um uns eines kanstischen Ausdrucks zu bedienen, „mehr sagen will, als in bescheidner Mann sich selber anmaassen wird.“

HATKE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Peter Baylens philosophisches Wörterbuch* oder die philosophischen Artikel aus Baylens historisch kritischem Wörterbuche in deutscher Sprache abgekürzt und herausgegeben zur Beforderung des Studiums der Geschichte der Philosophie und des menschlichen Geistes von Ludewig Heinrich Jakob Prof. d. Ph. z. Halle. Erster Band. 1797. VIII. 604 S. gr. 8. (Pränumerationspreis beider Bände 4 Rthlr.)

Bayle, sagt der Vf. in der Vorrede, wird nicht so ludicriert, als er es verdienet, und immer mehr gelobt als gelesen. Die Ursachen davon liegen theils in der Schenheit, dem hohen Preise und selbst dem jetzt nicht ehr beliebten Format seines Dictionnaire, theils aber auch in dem Geschmack der Zeit. „Denn leider bestimmet man sich fast gar nicht mehr um das, was andere gesagt und gedacht haben, sondern jeder will alles selbst gesagt und gedacht haben.“ Diese Irände bestimmten den Herausgeber einen Auszug aus diesem unsterblichen Werke Baylens zu veranstalten, wofür er gewiss den Dank des Publicums verdient. Die meisten Hindernisse, welche das Studium dieses Werks bisher erschwert, fallen nun weg, und wenn es gleich durch keinen Auszug denjenigen entschlich gemacht werden kann, welche den ganzen latin niedergelegten Schatz von Gelehrsamkeit benutzen wollen; so kann doch schon diesen den forschenden und kritischen Geist, der in demselben lebt, lasten und zur Nacheiferung reizen. Der Herausg. wähle dazu die philosophischen Artikel nebst einigen heologischen, welche die Geschichte philosophischer Meynungen, der Fortschritte und Hindernisse des menschlichen Geistes, in den letzten vorzüglich, Aberlauben und Schwärmerey betreffen. Das Hauptanmerk, welches dieses Unternehmen leitete, war Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit. Jenes erforderte, als so wenig als möglich von dem Inhalte der einzelnen Artikel angepörrt würde. Daher ist im Ganzen die Einrichtung des Originals beybehalten worden; die Citate, die Anmerkungen blichen; nur einige, welche Berichtungen nicht mehr geleisener christlicher vorzüglich des Moreri enthielten, wurden zuweilen weggelassen; nicht selten aber lies der herausg. Bemerkungen aber chronologische Daten und andere scheinbare Kleinigkeiten wegen der klarstinnigen kritischen Behandlung stehen. Und über den Auszug so wohlfeil als möglich zu liefern, wurde

nicht nur ein sehr gedrangter Druck gewählt, sondern auch Gottlichs Uebersetzung, doch mit den nöthigen Berichtigungen und Verbesserungen, vorzüglich in Aufsehung der altnodischen Schreibart, zum Grunde gelegt. Gegen diesen Plan ist nichts zu erinnern, und auch die Ausführung ist so gerathen, daß sie Beyfall verdient. Nur einige Erörterungen müssen wir machen.

Die Auswahl hätte noch etwas strenger seyn können. Wir finden z. B. Albrecht Dürer und Grasminkel, welchen in keiner der angeführten Rückichten hier eine Stelle konnte gegeben werden. Außerdem führt Bayle von den letzten nur das Schriftenverzeichnis an. Die beiden Artikel Wilhelm und Johann Barclai haben größtentheils nur ein literarisches Interesse. Die griechischen Philosophen sind alle aufgenommen, die in dem Bayle vorkommen, selbst Athenas; an dessen Stelle, der nur den Philologen interessiert, hätte vielleicht Bion Borghylenes aufgeführt werden können. Bey den theologisch-philosophischen Artikeln war die Auswahl etwas schwerer, und es kann daher nicht fehlen, daß nicht Einer bald zu viel, bald zu wenig davon finden werde. Wir wollen die aufgenommenen Artikel der Reihe nach auführen. Abaris, Abaelard, Abraham, Acontius, Acosta, Adam, Maria von Agreda, Agrippa von Nettesheim, Albertus der Große, Ammonius Saccas, Anaxagoras, Anselmus von Canterbury, Apollonius von Tyana, Peter von Apone, Apuleius, Archeilaus, Archelaus, Arimanius, Aristander, Aristarch, Aristotilus, Aristoteles, Artemidorus, Athenas, Averroes, Roger und Franz Baco, Joh. und Wilhelm Barclai, Badius, Antoinette von Bourignon, Brachmanen, Jordanus Brunus, Marc. Jun. Brutus, Euridamus, Caimen, Cardanus, Carneades, Carlsalpin, Pet. Charvon, Chrysippus, Crantor, Cratippus, Critias, Democritus, Diogenes, Diocaeachus, Digby (mit einem Zusatz von Gottschied) Diogenes der Cyniker, von Apollonia und von Babylon, Dioscorides, Däver, Epikur, Etop (hätte unter A Rehen sollen) Euklides, Fratricelli, Gramscider, Grasminkel, Grotius, Guillelmet, Gymnosophisten, Herakleotes Dionysius (hätte unter D kommen sollen) Hierokles, Hipparchia, Hipparchus, Hobbes, Japan, Kepler, Math. Keuzen. — Die Uebersetzung lieft sich gut; nur sind hier und da noch einige Ausdrücke stehen geblieben, die wie das Ganze hätten verbessert werden sollen, z. B. S. 117. „Wer muß nicht bewundern, daß so große Männer in einer so großen Unwissenheit gelebt haben?“ wenn es nicht etwa ein Druckfehler ist. S. 485. „Dieses gleichfalls der gehorchenden Macht der Scholastiker, welche sie in den erschaßenen Wesen voraussetzen, welche macht, daß sie Gott zu allen Arten der Stande erheben wüßte, wenn er wollte.“ — Da in dem Drucke eine so große Oekonomie herrscht, so hätte söglich auch dadurch Raum gespart werden können, wenn die Citaten nicht doppelt in der Originalsprache und mit einer Uebersetzung angeführt wären. Nicht selten z. B. S. 111, 112, 113. kommen griechische Stellen mit der lateinischen und deutschen Uebersetzung vor. Ist dies

nicht Verschwendung? — Ein Hauptpunkt bey einem solchen Werk ist der correcte Druck. Hierauf ist nach der Verfertigung des Hn. J. alle mögliche Sorgfalt gewendet, und jeder Bogen dreymal durchgesehen worden. Bey einem so kleinen und engen Drucke war eine durchgängige Correctheit kaum zu erwarten; indessen ist sie doch in einem ziemlich Grade erreicht, und nur das Griechische ist hier und da z. B. S. 112, 115, sehr vernachlässigt worden. Diese und einige andere Fehler als S. 72. *de variatate scientiarum* statt *variatis*, und S. 105. *de Superflitione* p. 169. welches Citat zum folgenden Satze gehört, sollten billig am Schlusse des Werks angezeigt werden.

OEKONOMIE.

LEITZIO, B. Voss u. Comp.: *Mittel zur Vertilgung schädlicher Thiere, zum allgemeinen Besten jeder Haushaltung in der Stadt und auf dem Lande*. Zweyte ganz umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 1796. 318 S. 8.

Vor einigen Jahren gab der, als populärer Schriftsteller und Entomologe gleich beliebte Pastor Gotze eine aus dem französischen überetzte und durch seine Zusätze berichtigte Geschichte einiger schädlichen Insekten heraus, die mit dem Beyfall aufgenommen

ward, den sie verdiente. Seitdem scheint der Geist der Vertilgung und des Ausrottens in mehrere Schriftsteller gefahren zu seyn, wenigstens ist dies schon der vierte Aufsatz, der dem Rec. in diesem Jahre in die Hände fällt und *Vertilgungsmittel* ankündigt. Hatten alle diese Herren das richtig geleistet, was sie auf den Theilblättern versprochen, so müßte, durch Anwendung ihrer empfohlenen Mittel schon ein beträchtlicher Theil der lebenden Schöpfung vertilgt und vergehen seyn. Aber so böse haben sie es wahrscheinlich selbst nicht gemeint, sondern da es doch eine leichte Arbeit ist, aus zehn Büchern einerley Inhalts das eilfte zu machen, so war es wohl nur zur kleinen Honorar angehen, das ein gutherziger Verleger sich zu bezahlen verheißt liefs. Studierten die Herren fleißig Naturgeschichte, und theilten dann ihre, aus der Oekonomie eines jeden Thieres hergeleiteten Beobachtungen und Vorschläge mit, so könnten Landwirthschaft und Gewerbe daraus Nutzen schöpfen. Vorschläge der Art, wie sie hier mitgetheilt worden, haben wir schon genug. Spafshaft ist es doch, daß auch so gar die arme Gans sich unter den schädlichen Thieren hat aufstellen lassen müssen. Warum nicht auch Ochsen, Kühe und Pferde? Denn diese sind, sich selbst überlassen, den Saatkeldern eben so schädlich, als die Gans! —

KLEINE SCHRIFTEN.

Grünemann, Frankfurt und Leipzig, in der Montag- und Wochenschen Buchh.: *Dem Andenken des Freyherrn Gottlieb Anton Maximilian von Strauß, Kurmaynzischen Staats- und Conferenz-Minister, auch Reichsdirectorialgesandten zu Regensburg* gewidmet von J. F. G. 1796. 52 S. 8. Freyherr von Strauß war zu Maynz den 8 Sept. 1738. geboren. Sein Vater war der Churfürstl. Maynzische Geheime Rath Damian von Strauß. Gleich nach vollendeten Studien, noch ehe er auf Reisen gieng, wurde er zum wirklichen churfürstl. Hof- und Regierungsrath ernannt. Im J. 1759. besuchte er Weimar, und dann ging er nach Regensburg, als Practicant bey der Kur-Maynzischen Directorialgesandtschaft. Von hieraus trat er den Posten eines Hof- und Regierungsraths zu Maynz wirklich an und lebte den bald nachher erhaltenen Ruf zum Kurfürstlichen Reichshofrath ab. Im J. 1769., nachdem er kaum 30 Jahre zurückgelegt hatte, wurde er schon zum geheimen Rath erhoben. In der schrecklichen Hungersnoth, im Anfange der 70er Jahre, schickte ihn der Kurfürst zu den bedrängten Reichsfürsten. Aus Zufriedenheit über sein hier geleisteten rühmlichen Dienste wurde er bey seiner Zurückkunft zum wirklichen Regierungs- und Revisionsgerichtsdirector ernannt, un-

geachtet er einer der jüngsten Räte war. Bald nach dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Kurfürsten kam er in das Kurfürstliche Cabinet und erhielt das Referendariat der inländischen Geschäfte. Im J. 1775. erhob ihn der Kurfürst zum wirklichen geheimen Staatsrath, und übergab ihm das ganze Departement der inländischen Geschäfte. Auf diesem Posten wirkte er viel nachahmungswürdiges Gutes, das hier angeführt wird. Im November 1789. gieng er endlich als Kur-Maynzischer Reichsdirectorialgesandter zur allgemeinen Reichsversammlung nach Regensburg ab, und bekleidete diese politische delicate Stelle so solcher Zufriedenheit seines Fürsten, daß ihn derselbe 1795. zu seinem wirklichen Staats- und Conferenzminister ernannte. Er starb den 28 Nov. 1796. Seine Charakteristik im häuslichen und täglichen Leben, stellt ihn in einem eben so vortheilhaften Lichte dar. Der Verfasser dieser Lobrede, ist der Gutschaltersregistrator Hr. Crammer. Das Ganze derselben bewußt, daß er einige Flecken im Einzelnen zu vermeiden im Stand gewesen wäre, wenn ihm sein, übrigens lobenswerther, Eifer, seinem Vorgesetzten ein Denkmal zu errichten, Zeit gelassen hätte, hier und da eine Stelle zu überarbeiten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 23. März 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Moe, b. Grau: *Theoretisch-praktische Anleitung zum Zeichnen und Tuschen, der Landschaften.* 1796. 235 S. 8. (18 gr.)

Das Buch ist laut der Vorrede für junge Liebhaber des Zeichnens geschrieben, die des mündlichen und anschaulichen Unterrichts entbehren müssen. Der Vf. sucht die Theorie mit der Praxis zu verbinden, macht den Anfang mit Copiren einer Landschaft, giebt Anleitung zum Zeichnen nach der Natur, berührt die Grundsätze der Perspective, und handelt am Ende die Regeln ab, welche man beym Naturzeichnen und Selbsterfinden (eignem Zufammensetzen) einer Landschaft zu befolgen hat. Er empfiehlt mit Recht zuerst das Copiren guter Muster in der nämlichen GröÙe. Bey der Wahl des Papiers für Pinselzeichnungen, (worauf sich der Vf. bloÙs beschränkt) hätte angemerkt werden sollen, daß beyhm holländischen Zeichenpapiere, welches in Bogenform gebrochen ist, die auÙere Seite des Bogens allemal die glatte Seite sey. Die Methode, das Papier auf ein Bret zu spannen, ist falsch angegeben: der Vf. will es erst dann mit einem nassen Schwamme befeuchten, wenn es schon an den Rändern angeleimt ist; man fährt aber zuverlässig besser, wenn man zuerst den aufzuspannenden Bogen an den vier Rändern etwa einen halben Zoll breit umbeicht oder überschlägt, und es dann auf einer Seite oder auch auf beiden mit einem Schwamm nass macht (den überschlagnen Rand muß man aber trocken erhalten); hernach den umbogenen Rand des Papiers mit arabischem Gummi, welches vorher in Wasser zu einem dicken Leime aufgelöst ist, überstreicht, diesen Rand dann auf das Bret anklebt, und das Papier zugleich gehörig ausdehnt. Das englische Papier muß sehr nass gemacht und ausgedehnt werden, wenn es beyhm Pinselzeichnen nicht Falten werfen soll. Das holländische Zeichenpapier braucht nichts viel Nässe und Ausdehnung; denn seine Masse ist härter. Mit Kleister von Stärkemehl gekocht, welchen der Vf. zum Aufspannen aräth, leimt sich das Papier sehr schlecht an das Bret an. Das Eintheilen einer zu copirenden Zeichnung durch Quadrate mittelst eines Gitters von Fäden oder durch den Zirkel, würde der Kunstfrichter keinem Zeichenschüler rathen. Das Auge muß dran gewöhnt werden, die Verhältnisse richtig zu sehen; darpm macht man vorher einen Entwurf, um die Theile auf ihre rechten Plätze zu bringen. Richtig ist der Anfang zum Entwurfe einer Landschaft durch die Horizontlinie ange-

rathen. Der Rath, gleich beyhm Entwurfe ein Vorlegeblatt, damit man das Papier nicht beschmutze, zu brauchen, ist nicht gut; denn man wird dadurch gehindert, das Ganze zu übersehen. Dafür wäre dem Zeichenschüler mit dem Rathe gedient, hüßlich grade zu sitzen, das Bret oder Portefeulle mit dem Papier, worauf man zeichnet, entweder auf die Staffeley zu legen, oder es sitzend auf den SchooÙ zu nehmen, und in schiefer Richtung an des Tisch mit der obern Seite anzulegen; das Blatt aber, welches man copiren will, vor sich auf den Tisch aufzustellen, so, daßs man ohne den Nacken zu biegen, oder den Kopf auf und nieder zu richten, das Original und sein Bret in Einem Gesichtswinkel lassen, d. h. mit Einem Blicke übersehen könne: dann den Zeichenstift lang zu fassen, und mit wenigen Strichen sich die Hauptlinien zu entwerfen; so, daßs die Hand nie, so lange das Entwerfen der Hauptheile dauert, das Papier berühre. Hierdurch wird nicht nur das Auge leichter zum Richtigen gewöhnt; sondern das Entwerfen wird der Hand auch leichter, und das Papier wird nicht beschmutzt werden. Daß der Vf. beyhm Landschaftzeichnen aräth, die Luft oder Wolkengruppen sich nicht vorher zu entwerfen; sondern sie gleich mit dem Pinsel hinzuzichnen, ist ganz widersinnig; denn die Luft in einer Landschaft gewisß eine Hauptfache ist, so gehört auch gehörige Genauigkeit dazu, ihre Gruppen so zu formen, daßs sie den Theilen der Landschaft gehörig entsprechen, und dies Contrastiren und Harmoniren der Wolkenmassen mit der Erdparthien ist gewisß keine so leichte Sache, die sich nur mit dem Pinsel so gradezu hinwerfen laßt. Am allerwenigsten ist dies einem Schüler anzurathen. Eben so schlecht ist der Rath, mit dem Pinsel Umrisse zu machen. Man muß vielmehr mit dem Pinsel zuerst die großen Schattenmassen anlegen, die Umrisse können bey einer Pinselzeichnung erst zuletzt durch die Ausführung zum Vorschein kommen. Umrisse gehören für den Stift oder für die Feder. Das Verwaschen, welches der Vf. ebenfalls aräth, ist durchaus beyhm Landschaftzeichnen fehlerhaft; nur der Architekt und der geometrische Zeichner kann dieses Hülfsmittel, um die Schatten ins Licht zu verwaschen, brauchen. Man muß in einer guten Zeichnung, wie in einem guten Gemälde, den Ton jeder Diste von der ersten bis zur letzten sehen. Daß der Vorgrund dunkler als andre Gründe seyn müsse, ist unrichtig; der Vorgrund kann das stärkste, wenn auch nicht das grösste, Licht haben, und die Dunkelheit in den Tiefen zwischen den erhabnen Körpern muß alle nur mögliche Kraft der Tusche zeigen, damit die grösste

A. L. Z. 1797. Erster Band.

AAAAA

Deutlichkeit entstehe, weil im Vorgrunde keine Zwischenluft mehr die Töne bricht oder mäsiget. Der Mittel- und Hintergrund treten nur durch die mehrere Masse der Zwischenluft zurück, wodurch aber auch die Stärke der Lichter und Schatten gemildert oder gebrochen wird. Die Ursache, warum man oft den Vorgrund mit einem Schlagschatten überdeckt, hätte der Vf. angeben sollen; sie ist diese: damit das Licht der Hauptmasse concentrirt werde, und besser wirke. Die Hülfsmittel, nach der Natur zu zeichnen, welche der Vf. anpreist; das Gitter, der Flor und die *Camera obscura* sind wahrer Verderb der Phantasie. Ein junger Künstler, der sich an diese Hülsen gewöhnt, macht sich selbst zur Copirmaschine. Besser ist folgendes Mittel: Man nehme ein grades Spiegelglas etwa von der Größe eines Papierbogens, und überbreite das Glas, statt des sonst gewöhnlichen Quecksilberbeleges, mit Oelfarbe von dunkelm Ocker: man stelle dann, wenn man nach der Natur zeichnen will, diesen Spiegel vor sich auf, und zeichne das Bild, nachdem man den Standpunkt und die Horizonthöhe gehörig gewählt hat, aus dem Spiegel; so wird man ein schöneres Gemälde für die Phantasie bekommen, als durch andre Hülfsmittel. Man hat auch wohl Spiegel, die schwarz angestrichen sind; aber sie reflectiren ein kaltes Colorit: der dunkle Ockeranstrich zeigt die Natur wärmer und einem gut colorirten Gemälde ähnlicher. Was der Vf. von der Perspective sagt, ist meist gut: nur hätte der Ursprung des Distanzpunktes angegeben werden sollen. Der Vf. scheint auch wohl selbst noch nicht technisch - praktisch untersucht zu haben, daß es nichts anders ist, als die wirkliche Entfernung des Auges von der durchscheinenden Fläche, welche Entfernung, wenn man sie mißt, übertragen wird auf die Horizontlinie vom Principalpunkte an gerechnet zur rechten und linken Seite. Darum ist der Grundsatz falsch ausgedrückt: „Die Distanzpunkte müssen doppelt so weit aus einander stehen, als das Auge vom Horizonte entfernt angenommen wird.“ Dies soll heißen: der Distanzpunkt, er stehe nun zur Rechten oder Linken neben dem Principalpunkte auf der Horizontlinie, ist eben so weit vom Principalpunkte entfernt, als das Auge von der durchscheinenden Fläche (*Tabula transparentis*) entfernt ist. Die durchscheinende Fläche ist aber nichts anders, als der Inhalt und die Grenzen des Bildes, welches man sich in der Luft vorstellt. Der Vf. nennt den Accidentalpunkt falsch Incidentpunkt. Der Incidentpunkt gehört in die Dioptrik und Kataktrik. Dergleichen Unrichtigkeiten giebt es mehrere. Die einzelnen Bemerkungen über das Einfallende und Zurückprallen des Lichtstrahls sind sehr unvollkommene Bruchstücke. Der Vf. hätte die Leser hier auf die mathematischen Grundsätze der Optik und Kataktrik hinweisen sollen; denn es liegt sehr viel dran, hierüber gründlich unterrichtet zu seyn. Einzelne Bruchstücke sind in dieser Abhandlung gut; z. E. die Bemerkungen über die einzelnen Bestandtheile einer Landschaft, auch sind in der 1ten Abtheilung allerhand gute Regeln zusammengetragen; aber es

sind chaotische Bruchstücke, die in einem Werke der Art gehörig geordnet seyn sollten. Darum kann der Vf. keine deutliche, anschauliche und gehörig vollständige Idee über das Zeichnen der Landschaften erwecken. Auch fehlen sehr nöthige Dinge in dieser Abhandlung ganz: als z. B. das Runden der Körper durch Licht und Schatten — Zwischenluft und Haltung. So sollten auch, da diese Abhandlung sich auf das Landschaftzeichnen beschränkt, die Grundsätze über die Anatomie eines Baumes, über seine Rundung, über den Einfall des Lichts auf die Blätterpartieen, über das Durchsichtige u. s. w. entwickelt seyn; aber davon steht in der ganzen Abhandlung nichts.

BERLIN, b. Maurer: *Stunden für die Ewigkeit gelebt. Vom Verfasser von Italos glücklichen Abend.*
Erfster Theil. 1791. 352 S. Zweyter Theil. 1792. 275 S. 8.

Der Vf. selbst giebt über den Zweck seiner Schrift in dem Vorbericht folgenden Aufschluß: Die Zubereitung auf die Ewigkeit werde gewöhnlich als eine das Leben verbitternde Sache angesehen. Sie bestrebe aber eigentlich in Ausbildung des Geistes und Herzens, in reinem Genuß des Lebens und in Vollbringung edler Handlungen; folglich wären die Stunden, welche wir im eigentlichen Verlaufe für die Ewigkeit leben, auch jetzt schon grade die schönsten und entzückendsten für uns. Auf allgemeinen Glauben an diesen Satz arbeite die gegenwärtige Schrift hin, und da Liebe der allgewaltigste unsrer Triebe ist, so wünsche der Vf., daß auch Liebende vorzüglich die Allkraft der Liebe immer mehr dazu benutzen, ihr Leben recht gedrängt voll Stunden, für die Ewigkeit verlebt, zu machen. Wie dieses geschehen könne, sehe in diesem Buch geschrieben.

Eigentlich steht nun freylich dies nicht darin geschrieben. Arlt und Laup, die zwey Liebenden, die sich durch edle Handlungen auf die Ewigkeit bereiten, wirken, geleitet von Grundsätzen der Vernunft, von Gefühl der Menschlichkeit und eines edeln Herzens: aber sie würden, wie uns dünkt, auch so handeln, wenn sie nicht Liebende, wenn sie zwey Freunde, zwey Geschwister wären, und nur dieselben Gesinnungen hätten, die sie hier an Tag legen. —

Dieses macht indessen den Hauptzweck des Vf. nicht tadelhaft: eben so wenig, als er es dadurch wird, daß in der That seine Schrift keine andre Richtung hat, als viele andre Schriften auch, die für Reini gung und Erhöhung des moralischen Gefühls bestimmt sind — oder dadurch, daß man einwenden möchte, jener Grundsatz sey schon zu allgemein anerkannt, und die mönchische Idee, die er verdrängen soll, bey weitem nicht mehr so herrschend! Obgleich finden sich, so hohe Vorstellungen man bey etwas lebhaften Ideen von den Fortschritten der Aufklärung zu fassen geneigt wird, eben so oft wiederum dringende Veranlassungen, daran zu zweifeln.

Die Einkleidung, die der Vf. wählte, bildet keinen eigentlichen Roman: man findet nur Fragmente

aus Arists und Laurens Leben zusammengeteilt: nur einzelne Beschreibungen ihrer Gefühle bey verschiedenen Veranlassungen und der Handlungen, in welche jene übergingen. Wie gut der Vf. auf das menschliche Herz und seine Empfindungen zu wirken weiß, ist bekannt: auch hier verleugnet er sich in dieser Rücksicht nicht: eben so wenig aber auch von andern Seiten seiner Manier, und seines schriftstellerischen Charakters. Zu diesem rechnen wir vorzüglich das gut eintretende Uebergewicht der Empfindung über den Verstand, welches nicht selten die Wirkung des ganzen schwächt, und wo nicht ganz zerstört, doch schwankend und ungewiss macht. Rec. gehört nicht zu denen, die bloß durch Ueberzeugung, bloß auf dem systematischen Wege logischer Entwicklung der Wahrheit auf den Menschen wirken wollen. Dieser ist nicht bloß ein vernünftiges, er ist auch ein sinnliches Wesen, und daher geöhrt, wenn davon die Rede ist, auf Besserung und Leitung desselben zu wirken, der Empfindung eine der vorzüglichsten Stellen. Allein eben, weil dieser Weg so wenig schwierig ist, ist er auch dem Mißbrauch ausgesetzt; eben, weil die Wirkung so schnell und entschieden ist, wird sie wiederum nicht minder leicht zerlört: auch hier ist als Gesetz der Natur sichtbar, welches Dauer und Festigkeit nie mit schnellem und leichtem Hervorbringen verbindet. Jede Ueberspannung vernichtet sich selbst, und vor allem sollte die Liebe dafür gewahrt werden, da diese ohnehin ihrer so sehr empfänglich ist, und die Aufhebung dieses unnatürlichen Zustandes nie ohne die traurigsten Wirkungen bleibt.

Aus diesem Mangel an Gleichgewicht des Verstandes und des Gefühls leiden wir das meiste von einher, was uns in diesen Stunden für die Ewigkeit edelhaft scheint. Ueberspannte schwärmerische Ideen, „B. das Versprechen“ der beiden Liebenden, an Sophies Grab, jeden Schmerz, jeden Krampf, jede Lückung mit einander zu theilen, — oder das, durch Lüste der Sehnsucht einander bald zu folgen; — natürliche Schilderungen, wie die von den Folgen der Onanie, die, wie mehrmals erinnert worden ist, sie nicht treffen, mehr schaden, als nützen; das einmalde von dem liederlichen Erich und seinem Zuan, von welchem jener Tadel gleichfalls gilt: von ophieus Krankenbette, wodie zweite Scene in einer widerlichstn Riparographieen ausartet; — Platteiten, zu welchen die überspannten Kräfte herabinken: z. B. das, was Laura über Sinnengenuß sagt, und was in Arists Mund, ihr gegenüber, kaum flich gewesen seyn würde; das reate Vorzählen des n., was das liebende Paar zugleich, von der Höhe erab, Schönes sieht: die Zierere, daß Laura von einem Laster der Onanie nichts wissen soll, und dennoch ungemein passn auf das antwortet, was Arist arüber sagt: endlich auch die Verzerrungen in wifenschaftlichen Gegenständen: so z. B. die geozonische Idee, welche Arist vortragt: Laura fragt: woher ie Erde nur seyn mag. Arist ist gleich mit der Antort fertig: Unstreitig aus der Sonne, um die sie

gleichsam an unsichtbaren Seiten, gleichsam wie das Kind um die Mutter, die es aus sich gebahr, herumlannt etc.: die theologische Untersuchung über den Zweck des Todes Jesu, der dem Polyhistor Arist für eine politische Maafsregel gilt, die Religion zu begründen u. s. w.

Auch der Vortrag des Vf. ist, wie uns dünkt, aus gleichen Ursachen, nicht ohne auffallende Mängel. Man stofst oft auf Sprünge der Ideen, welche die Vollkommenheit der Darstellung mindern, und die Wirkung stören. Styl und Diction sind nicht rein. Oft mischt sich auch ein gewisses Sinken in den Schwung, den die Ideen nehmen, oft wird die Lebhaftigkeit des Vortrags gesucht und spielend, und endlich stofst man auch zuweilen bey ungewohlichen und sprachwidrig gebildeten Worten an, wie Allenblick, Entmenschung, der große Transitus, st. Tod, einander immer gütter werden u. s. w.

Ungingen würde es eben so leicht, als die getadelten Stellen sich auffinden lassen, auch seyn, schön gedachte und gefagte Stücke anzuzeichnen. Dahin gehören vorzüglich die erste und zum Theil auch die dritte Scene an Sophies Krankenbette, — dabn die Geschichte des gerbtenen Selbstmörders, — dabn mit Ausnahme einiger Züge, der kleine Roman der unglücklichen Mariane, u. s. w.

Wozu nützen aber endlich so kunst- und geschmacklose Verzerrungen, wie die zwey Titelkupfer, die wir bey dieser Schrift finden?

BERLIN u. LEIPZIG, b. Nicolai: *Aprilstage Felix Ungenannts, oder Abenteuer ohne den deus ex machina*. Herausgegeben von Gabriel Stein. 1796. 1. Erster Theil. 298 S. Zweyter Theil. 276 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dem Titel nach soll dieses Werk voll sanfter Abenteuer, schleppender Lustigkeit und unsaubrer Gefächichten für ein deutsches Original gelten; aber man errath bald, daß es sich aus dem Französischen herschreibt, und einem Uebersetzer in die Hände gefallen ist, der es vollkompen wertz war, eine fremde Sünde auf sich zu nehmen. In einem kauderwätschen, Deutsch, mit französischen Wörtern und Wendungen, einer schlechten Orthographie und einigen Aufspielungen auf Menschen, die in Deutschland zu Haus gehören, verbrämt, erzählt er uns den Lebenslauf eines Landfreichers mit der noch widrigeren Geschichte andrer seines Gleichen, und vielen herbeygezogenen, komisch seyn sollenden Anekdoten durchflochten, die nur das Buch und den Ekel verlängern. Hier liest man durchgängig *Filon, Carosien, Hardiesse, Nonvelen* u. s. w., ja es kommen ganz neue Wörter, wie *Dankleben*, vor, und mehrmals weifs man nicht, ob die Pläththeit des Vortrages oder der Unwissenheit vorgewalt hat. Th. 1. S. 207.: „wenn ich das *Schelerat* kenne.“ Th. 2. S. 52.: „Endlich war ich im Stande *conci conc* zu antworten.“ S. 54.: „Die Gerichte waren

ren zwar einfach, aber sehr fragal." Bey einer Stelle Th. 2. S. 64: „Häuser nach dem Modell des Louvres“ findet man folgende Note: „Berühmtes Gefängniß.“ Ein andermal übersetzt er aus dem Italienischen: *Servitore signor Tadò*, „Dienerr Herr Tadro.“ Dagegen hat er auch wieder recht ausgesuchte deutsche Ausdrücke, als 1 Th. S. 117: „Ihr eifensüßner Hals, dessen quatschliche Falten eben so viele Galceeren für die unbezwingbarsten Herzen waren.“ Man hat hier zugleich ein Proben von der blühenden Schreibart dieses pöbelhaften Wustes. In einem einzigen kurzen Absatz werden Th. 2. S. 53. zur Schilderung einer schönen Pygmalion, Orpheus, Phädrus und eine Syrene gebraucht. Dafs der Uebersetzer indessen nicht willens ist, seinen Fund fahren zu lassen, und den wahren Vf. undankbar verleugnet, erhellt aus einer Th. 1. S. 120. befindlichen Note, worin er eingesteht, dafs ihm zu gewissen elenden Versen ein unbekannter französischer Dichter den Inhalt angegeben, und hinzusetzt: „Ich würde mir's zum unverzeihlichsten Vergehen anrechnen, wenn ich der Wahrheit treulos werden könnte.“ Mit dieser Selbstverdammung wollen wir ihn abtreten lassen.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Sammlung naturalistisch gezeichneter und nach der Natur ausgemalt Blumen, Blüthen und Früchte für Freunde und Freundinnen der schönen Künste*, von C. Lang. 4tes Heft. 1795. Fol. (1 Rthlr. 16 gr.)

Enthält illuminierte Kupfer, und die nemlichen Conture unilluminirt, nebst einem Blatte Text, welcher die Farben angiebt, mit welchen diese Conture bemalt werden sollen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Gott ist die reinste Liebe. Allein Gebet und meine Betrachtung*. Von dem Hofrath v. Eckartshausen. 1790. 215 S. 8.

BAZEBERG, b. d. Wittve Göbhardt, u. BRESLAU, in Comm. b. Korn d. alt.: *Liber precum sacrarum sub titulo: Gott ist die Liebe: a Carolo de Eckartshausen elaboratus latinum in sermonem conversus a Michaele Federo*. Theol. mor. in Univ. Wirceb. Prof., cum figuris. 1797. 262 S. 8.

Des Hn. v. E. Gebetbuch hat, so weit es auch noch manchen protestantischen Andachtsbüchern, z. E. dem Zollikoferchen, nachsteht, doch das unlängbare Verdienst, viel reinere und würdigere Religionsbegriffe eingeführt zu haben, als man in den meisten katholischen Brevieren und Gebetbüchern fand. Dafs man auch

unter seinen Glaubensgenossen dies Verdienst erkennen bar, beweisen die vielen, seit der ersten unter oben angeführtem Titel, erschienenen neuen Auflagen; und wir zweifeln nicht, dafs der Vf. viel Gutes damit gewirkt habe.

Die Göbhardt'sche Buchhandlung wünschte von diesem Erbauungsbuche eine Uebersetzung. Der würdige Hr. Prof. Feter in Würzburg unterzahn sie zu ihrem Antrag, und wenn man seine Arbeit in den Gesichtspunkt stellt, dafs katholischen Religionsverwandte in solchen Nationen, denen die lateinische Sprache, wenn auch gleich nicht in ihrer Schönheit und Reinheit, geläufiger ist als die deutsche, z. B. Polen und Ungarn, das Buch zu ihrer Erbauung sollte anwenden können; so ist nichts dagegen zu sagen. Dafs aber auch Liebhaber der lateinischen Sprache in Deutschland es brauchen sollten, wie Hr. F. meynet, zweifeln wir sehr. Seinem Bestreben, gut-lateinisch zu schreiben, lassen wir alle Gerechtigkeit widerfahren, und seine Versicherung: „totus in eo fui, librum ut fidei, clar, atque etiam belle converterem,“ ist gewifs nicht übertrieben. Die Latinität ist auch sicherlich in diesem Buche viel besser, als in unzähligen jesuitischen Schriften. Einzelne Stellen, zumal wo Hn. F. eine Stelle aus einem alten Klassiker einfiel, die er nachahmte, sind ihm auch sehr gut gelungen. Aber dennoch herrscht durch das Ganze ein auffallender Germanismus. Nur eine Stelle zur Probe, dergleichen sich an allen Seiten finden:

Redemptor hominum! in hora illa seris, ubi cum moris pugnaret, et animus elevatus ad patrem. Sensit se ascendere precibus; in seris illa hora ubi sudore, et sanguine mactaretur humani, magna tuo ore exit veritas, quae volebat, quasi diu animo immortali circumvolata pulvere esset. Sunt dicat dominus; Propterea voluntas, sed caro infirma.“

Freilich ein lateinischer Beter in Wien wird schwerlich durch die hier mit gesperrter Curfschrift angedeuteten Germanismen in seiner Andacht gestört werden, zumal wenn er dabey sein Gebetswort verzehrt; aber wer sich auf ächte Latinität versteht, und von der Lecture eines Cicero, Livius u. s. w. oder aus neuerer Zeit eines Erasmus, Melancthon, Gesner, Ernesti, zurückkömmt, möchte sich hier nicht selten in dem Falle jenes ehrlichen Bürgers befinden, der seinen Beichtvater fragte, wozu ihm das Lesen des Breviers helfen könne, da er kein Wort Latein verstehe, und dann möchte ein solcher „amator latinae linguae“ wenn er oft dieses Latein nicht versteht, sich auch blofs mit dem Tröste behelfen müssen, den der Pater seinen Beichtkinde gab: *Les Er nur! Bet er nur! Gott versteht Alles!*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Ohne Anzeige des Orts und des Verlegers: Das Christenthum enthält keine übernatürlich geoffenbarte zur Seligkeit des Menschen notwendige Glaubenslehren; in einem Sendschreiben an Hrn. David Friedländer gezeigt. 1794. 158 S. 8. (6 gr.)

Hr. Friedländer war der Meynung Mendelssohns: das Judenthum wisse von keinen übernatürlich geoffenbarten Glaubenswahrheiten, die zur Seligkeit notwendig wären, in seiner Abhandlung über den besten Gebrauch der heil. Schrift in pädagogischer Rücksicht, beygetreten, und hatte auch nicht undentlich zu erkennen gegeben, dafs er dem beypflichtete, was M. hinzugefügt hatte: dafs diese Lehre einen charakteristischen Unterschied zwischen der jüdischen und christlichen Religion ausmache. Dies letzte will der Vf. nicht einräumen, und behauptet dagegen: dafs auch das Christenthum keine übernatürlich geoffenbarten Glaubenslehren kenne, von denen des Menschen Seligkeit abhängt. Diesen Beweis führt der Vf. zuvörderst auf die Weise, dafs er behauptet: das eigentliche Judenthum sey innere Religion, Verehrung des einigen wahren Gottes mit frommen und rechtschaffenen Gesinnungen und mit unerschütterlichem Vertrauen auf ihn, so wie sie Abraham und vor ihm schon Melchisedech gehabt habe. Diese ursprüngliche jüdische Religion sey nach und nach in Aegypten, zu Moses Zeiten und unter den Königen verunstaltet worden, doch wären vor und während der Zerstörung und auch zu den Zeiten Jesu Männer gewesen, die die innere Religion der äussern vorgezogen und darin das eigentliche Judenthum gesetzt hätten. Zu dieser Zahl weiser und aufgeklärter Juden habe auch Jesus gehört, er habe es nichts weniger gedacht als an den Untergang der jüdischen Religion und an Stiftung einer eigenen Sekte; er habe vielmehr zur Absicht gehabt, Abrahams Religion oder eigentlich die noch reinere Religion Melchisedechs in ihrer ersten Reinigkeit wieder herzustellen. Eben diese Absicht hätten auch die Apostel gehabt, (ob sie gleich das Gesetz in Unterweisungen für Juden nie getadelt hätten,) und die vier Hauptsätze der jüdischen Religion von Gott und seinen Eigenschaften, seiner Regierung, der Unsterblichkeit der Seele und der Nothwendigkeit wahrer Rechtschaffenheit, besonders der Menschenliebe zur Erlangung der Glückseligkeit machten auch den Hauptinhalt der christlichen Religion aus. Es sey also kein Grund vorhanden, übernatürlich geoffenbarte zur Seligkeit des Menschen notwendige Lehren des Christen-

A. L. Z. 1797. Erster Band.

thums anzunehmen. Damit verbindet der Vf. einen andern ausführlicheren Beweis. Jesus und die Apostel haben jene vier Hauptsätze nie als übernatürlich geoffenbarte Wahrheiten, sondern immer als Vernunftwahrheiten vorgetragen und ihnen immer nur auf dem Wege der Ueberzeugung Beyfall zu verschaffen gesucht. Die kirchlichen Lehren, die keine Vernunftlehren sind, gehören entweder nicht zur christlichen Religion, oder sind nur Geschichte, und Christus und die Apostel haben solche so wenig als die Taufe und das Abendmal für nothwendig zur Seligkeit der Menschen erklärt. Um dieses zu beweisen, zeigt der Vf., dafs die kirchlichen Lehren von der Dreyeinigkeit, der Gottheit Jesu, der Persönlichkeit des heil. Geistes, der (stell) vertretenden Genuegthuung Christi, der Erbsünde, der göttlichen Eingebung der heil. Schrift, dem allgemeinen Weltgericht, der Taufe und dem heil. Abendmal größtentheils gar nicht Lehren Jesu und der Apostel seyn; was eigentlich das biblischen Lehrbegriff ausmache, wie dieser aus den jüdischen Lehrbegriff entstanden und mit denselben übereinstimme. Zu dem Ende werden mehrere Vergleichenungen mit biblischen dogmatischen und moralischen Aussprüchen und Stellen aus dem Philo und andern jüdischen Schriften angestellt, und ihre Aehnlichkeit gezeigt. Aus allen diesem macht der Vf. den Schluss: dafs zwar die christliche Religion als eine positive Religion erscheine, weil die ersten Lehrer sie zum Theil und bisweilen unter göttlicher Autorität oder als unmittelbare Lehre Gottes vorgetragen haben, und dafs dieses auch der Weisheit Gottes ganz angemessen sey, so wie auch nicht mit tölliger Gewisheit könne bestimmt werden, ob dieses durch natürliche oder übernatürliche Veranstaltung Gottes geschehen sey; dafs aber dem weitersehenden Jesu Religion blofs eine natürliche Religion sey und bleibe, dafs dieser in der Sache Göttlichkeit erblicke, wenn der Unwissende (minder Aufgeklärte) sie in der Bezeichnung finde.

Dies ist der Gang, welchen der Vf. in dem Beweise seines Hauptsatzes genommen hat. Elu jeder Unpartheische wird finden, dafs derselbe in der Kürze viel Gedachtes und Lehrreiches gesagt habe, und der Hauptsache nach mit einiger Einschränkung seiner Behauptung beytreten, da alles, was man als übernatürlich geoffenbarte Glaubenslehre betrachtet, entweder nicht eigentliche Lehre Jesu und der Apostel ist, oder zu den lokalen und temporellen Vorstellungsarten gehört, die zur Einführung der inneren moralischen Religion nützig waren, aber nicht zu den allen Menschen zur Seligkeit notwendigen Glauben-

B b b b b

benslehren gerechnet werden können. Nur in der Ausführung kann Rec. dem Vf. nicht in Allem beytreten, und der Beweis dünkt ihm in Ganzen betrachtet nicht stringent genug zu seyn. Die jüdische alttestamentliche Religion ist offenbar von ihm auf einer zu glänzenden Seite vorgestellt. Wie unvollkommen war nicht *Abrahams Religion*? Wie dürftig seine Kenntniß von Gott? und wie mangelhaft seine Gottesverehrung? Da diese doch hauptsächlich in Opfern bestand, und sogar Menschenopfer von ihm noch dahin gerechnet wurden. Wie kann die Absicht des Stifters der christlichen Religion gewesen seyn, diese Religion Abrahams in ihrer Reinheit wieder herzustellen. Von *Melchisedeks Religion* haben wir zu wenige Nachrichten, um darüber urtheilen zu können, und weder aus der kurzen Erzählung 1 Mos. 14, 18 — 20. noch aus Ebr. 7, 1 — 7. erheller, daß dieselbe vom Opferdienst frey gewesen sey. Die *Mosaische Religion* machte die Beobachtung der vorgeschriebenen kirchlichen Gebräuche zur Hauptsache, und von einer innern moralischen Religion findet man fast gar keine Spur. Auch David hielt noch fest an diesem äußern Kultus, und wenn man gleich in mehreren Psalmen und den prophetischen Schriften reinere moralische Begriffe und Grundsätze findet, wenn gleich hier der Werth des Ceremoniendienstes herabgesetzt und innere Rechtschaffenheit denselben vorgezogen wird, so wird der erste doch nicht gänzlich verworfen, und die letzte ist doch im Grunde nichts anders als ein sklavischer Gehorsam gegen Gott als den allmächtigen Oberherrn, der durch Furcht und Hoffnung erhalten und gekräftigt wurde. Von *Unsterblichkeit der Seele* und einem *bessern Leben nach dem Tode* hatte man noch sehr dunkle Begriffe, alle Motive wurden immer auf zeitliche Belohnung und Strafe zurückgeführt und der Scheol der Juden versprach wenig wahre und geistige Glückseligkeit. Wie ganz anders erscheint nicht die *Religion Jesu* als eine von aller körperlichen Gottesverehrung abgeforderte bloß geistige und moralische Religion? Dafs er den Umfuz der jüdischen Religion nicht auf einmal zu bewerkstelligen gesucht, beweist nicht, dafs er dieses gar nicht zur Absicht gehabt habe. Man sieht vielmehr deutlich genug, dafs er den moralischen Theil derselben aus hob und zur Grundlage seiner Religion machte. So ist auch Matth. 5, 17. 19. zu verstehen. Die Apostel griffen den Ceremoniendienst gerade zu an, und auch Judenchristen mußten sich von der Beobachtung dieser Gebräuche losmachen. Dafs das Wesentliche der Religion Jesu nichts als Vernunftwahrscheinlichkeit sey, und dafs Jesus sowohl als die Apostel viele Kenntnisse aus dem A. T., dem Philo und den Traditionen geschöpft haben, ist unlaugar. Aber damit läßt sich doch die Behauptung vereinigen, dafs ihnen eine göttliche Offenbarung zu Hülfe gekommen sey; um ihren religiösen und moralischen Kenntnissen eine größere innere Klarheit, Reinheit, Vollständigkeit und Festigkeit zu ertheilen. Ob dieses wirklich der Fall sey, könnte ganz allein durch die Untersuchung über Wunder, Weissagungen und die Auf-

erlebung Jesu, die der Vf. ganz übergegangen hat, ausgemacht werden, wenn es möglich wäre, hierin zu völligen Gewissheit zu gelangen. Der Vf. sagt selbst S. 139. „ob die ersten Lehrer durch natürliche oder übernatürliche Verkalkung Gottes ihre Lehren unter göttlicher Auctorität vorgetragen haben, vermögen wir nicht mit völliger Gewissheit zu bestimmen.“ Aber alsdenn kann auch nicht positiv behauptet werden: Das Christenthum enthalte keine übernatürlichen offenbaren — Glaubenslehren. Uns kann es auch genug seyn, wenn wir den Geist dieser Lehre fassen, und in Gefinnungen und Handlungen übergeben lassen, wenn wir gleich die Quelle nicht finden können, aus welcher die ersten Lehrer des Christenthums ihre Kenntnisse allein oder vorzüglich geschöpft haben.

SCHWABACH, b. Mizler: Die Sittenlehre Jesu, zum Unterricht der Jugend, über biblische Stellen entworfen. Von Johann Friedrich Salomon Luz, Oberkaplan zu Gunzenhausen. 1796. 143 S. 8 (24 Kreuz.)

Die zehn Gebote sind allerdings keine schickliche Grundlage zum christlichen Unterricht in der Sittenlehre, Vollständigkeit, Ordnung und Zusammenhang der Lehren muß offenbar darunter leiden. Dies haben schon viele anerkannt und wir besitzen daher schon mehr als einen systematischen Entwurf zu Catechisationen über die christliche Sittenlehre, den jeder in seinem Kreise mit Nutzen gebrauchen wird. Auch der gegenwärtige hat sein Ques und er zeichnet sich besonders in der Ausführung der einzelnen Pflichten durch eine gewisse Vollständigkeit aus. Weniger befallswürdig ist die Entwicklung der ersten Gründe und Begriffe von Pflicht, Tugend und Laster, und die Art und Weise, wie der Vf. die christliche Glaubenslehre mit der Sittenlehre zu verbinden gesucht hat. In der Einleitung, welche die Fragen unterlucht: Was sind Pflichten und Tugenden? Woher lernen wir sie? Was haben wir für Beweggründe dazu? — werden Tugenden, Pflichten und alle Handlungen als gleichbedeutende Wörter vorgestellt, da sie doch in der That sehr verschiedene Begriffe bezeichnen; wird die Pflicht aus der Vernunft und dem Gewissen und aus dem allgemeinen Triebe der Menschen, glücklich zu werden hergeleitet — da doch die Vernunft, als praktische Vernunft (in so fern sie Pflichten gebietet) mit dem Gewissen eines ist und der Trieb nach Glückseligkeit keine Pflichtgefeze, sondern bloße Klugheitsregeln begründet. Dergleichen allgemeine Betrachtungen muß der christliche Sittenlehrer entweder ganz übergehen und als bekannt voraussetzen (welches um so füglicher geschehen kann, da es bey dem christlichen Unterrichte, als solchen, auf eine systematische Herleitung der einzelnen Lebensregeln aus Einem Grundsatz gar nicht ankommt), oder er muß, wenn er sich einmal darauf einläßt, sie mit philosophischer Genauigkeit anstellen, und dennoch zweckmäßig popularisieren — Erster Abschnitt. Von den Pflichten gegen Gott und Ge-

fun Christum. Wie gewöhnlich. Zweyter Abschnitt. Von den Pflichten gegen sich selbst. Hier hätte der Vf. sich nicht die Freyheit nehmen sollen, als biblische Grundlage seines Unterrichts den Bibelspruch zu erheben: Matth. 22, 30. *Du sollst dich selbst lieben* — da es doch heist: *Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst* — welches höchstens eine Erlaubnis, keinesweges aber eine Pflicht, sich selbst zu lieben, enthält. Dritter Abschn. Von den Pflichten gegen unsre Nebenmenschen. Hier kommt eine ähnliche willkürliche Aenderung der biblischen Worte vor, indem es nicht wird 1. Mos. 2, 18. Gott sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sey, ich will ihm einen Gehülfen machen, der um ihn sey. Viertes Abschn. Von der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen, mit der er wahrhaftig gottgefällige Tugenden üben kann. 1) Von der Aufrichtigkeit und Treue. Sehr gut in Bezug auf die Quelle achter Tugend. 2) Von der Besserung unsres Herzens und (von dem) Wachstum in der Gottseligkeit. 3) Von der Kraft und Wirklichkeit des Glaubens zur Gottseligkeit. „Der Glaube an die Verheißung durch Christum verschafft uns die göttliche Gnade und mit ihr die Gaben des heil. Geistes, wodurch wir zu allem Guten tüchtig, ganz göttlich und geistlich gesinnt und unfähig werden, vorsätzlich zu sündigen. Eben dieser Glaube erweckt in uns die Liebe zu Gott, diese aber wirkt Gehorsam und Tugend. Die christliche Sittenlehre hat eben dadurch einen Vorzug vor allen andern, daß sie uns aus der Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, einen Beweggrund zur Gottseligkeit giebt, der kräftiger auf unser Herz wirkt, als sonst nichts in der Welt darauf wirken kann.“ — Wir finden diese Lehre weder biblisch, noch moralisch, noch erfahrungsmäßig; allein ganz angestrichen und kirchlich orthodox, *comme il faut*. Vielleicht gereicht diese Bemerkung dem Buche und seinem Vf. zur großen Empfehlung bey solchen Männern, denen die brave Aeußerung des Vf. in der Vorrede ein Scandal ist: „man solle lieber die christliche Glaubenslehre, nach dem Beispiel der apostolischen Lehrart, auf möglichst wenige Sätze zurückbringen, und aus den Kinderlecken alle theologische Lehrsätze, die zur Befestigung in unserm Glauben und zur Beruhigung unsres Herzens nichts beytragen, und auch auf die Besserung unsres Herzens keinen Einfluß haben, sondern nur als Gedächtniß beschweren, verbannen.“

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Hülfsbuch für Prediger*. Von C. F. J. Voigt, Prediger zu Süderkapel, im Herzogthum Schleswig. I. B. 1. St. 1795. 228 S. 8. (14 gr.)

Dieses Hülfsbuch für Prediger unterscheidet sich von andern seines Gleichen durch folgende Einrichtung. Es soll dasselbe aus zwey Hauptabtheilungen bestehen, wovon die erste die Materialien des christlichen Volksunterrichts, aus der Dogmatik und Moral enthalten soll. Jene, die theoretischen Wahrheiten der Religion sollen nach dem Plane der Niemeyerischen populären Dogmatik, diese, die praktischen,

nach des Vf. eignen Plane abgehandelt werden; beide aber vermittelst gut gewählter Auszüge aus den Predigten unserer besten Kanzelredner, und aus den vorzüglichsten Magazinen, Repertorien, Handbüchern, u. s. f. Die zweyte Abtheilung soll eine Uebersetzung der Evangelien und Episteln aus den besten Auslegern des N. T. liefern, und durch Zitate bey jeder Perikope zeigen, welche Predigten über dieselbe gehalten worden, oder welche Auszüge doch dabey brauchbar sind. Auch brauchbare Auszüge aus den besten Schriften über die Pastoraltheologie, Homiletik und Katechetik soll diese Abtheilung enthalten. Das voraus liegende Stück heist nun mit jener ersten Abtheilung an, und faßt Auszüge aus Predigten, von Zollikofer, Löfler, Marezzoli, Ernesti, Teller u. s. w. auch Dispositionen aus Rau Materialien, und andern Büchern der Art in sich, welche das, was man von der Religion überhaupt wissen und glauben muß, von ihrer Natur und wesentlichen Beschaffenheit, ihrer Bestimmung und Vortreflichkeit, ihren Erkenntnisquellen, und dem rechten und zweckmäßigen Gebrauche derselben u. s. w. behandelt. Rec. muß gestehen, daß Hr. V. bey diesem 1. Stücke seines Hülfsbuchs ganz zweckmäßig nach diesem einmal angelegten Plane, nur freylich viel zu weitläufig zu Werke gegangen ist, welches er auch in der Vorrede selbst erkennt und zu entschuldigen sucht. Wollte er diese Weitläufigkeit fortsetzen, so würde dieses Hülfsbuch zu einem gewaltigen Magazin anwachsen, und theils durch seinen Umfang, theils durch seine Kostbarkeit viel von seiner ausserdem zu hoffenden Brauchbarkeit verlieren.

TECHNOLOGIE.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Schulplatz der gemeinnützigsten Maschinen*, nach J. Leupold und andern Schriftstellern bearbeitet von C. S. Kunze, Rector der Stadtschule zu Neustadt in Holstein. 1. Band. 1796. 744 S. 8. Kupfer 18. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Absicht des Vf. bey Bearbeitung dieses Buchs war, in möglichster Kürze und Deutlichkeit eigentlich Leupolds *Theatrum machinarum* bis auf unsere Zeiten zu ergänzen, so daß dasselbe auch als eine neue verbesserte Auflage jenes Werks angesehen werden kann. Wirklich verdienen auch die vorgetragenen Grundlehren der Mechanik und der auf die Lehre von dem Hebel, und der schiefen Fläche beruhenden einfachen Werkzeuge das Lob der möglichsten Kürze; nur möchte die Lehre von der Schraube, dem Kell und dem Schwungrad, etwas gar zu kurz abgefaßt seyn; bey nahe zu weitläufig, und mit dem übrigen Vortrag nicht conform ist dagegen die eingeschaltete *Bugge'sche Theorie* von der Rolle; übrigens aber sind die hier vorkommenden Maschinen bis auf unsre Zeiten nachgetragen.

Nicht minder ist die Lehre von den Mühlen in Absicht auf die Gattungen derselben ziemlich vollständig; nur die Theorie und Einrichtung der *Bayrischen*

Mühle ohne Rad und Trilling wird hier vermifst; wenn auch die *Sagenerische* wegbleiben mochte; und zu wünschen wäre, daß Hr. K. die Theorie vom Stofs des Wassers aus neuern hydraulischen Versuchen benutzte, und sich über die Figur der Abfallrinne, oder des Kropfes etwas näher hätte einlassen mögen; weil gerade dieses Dinge sind, bey welchen man aus veralteter Gewohnheit bey dem Bau der Wassermühlen so gerne verstockt. — Die Windmühlen sind vorzüglich nach der Schoberischen Theorie abgehandelt, und die neuern Einrichtungen derselben beschrieben; so sind auch die Hand- und Treitmühlen, und die Thiermühlen bis auf unsere Zeiten sorgfältig ergänzt. — Bey der Lehre vom Feuer sind zuvörderst die Gattun-

gen der Oefen abgehandelt, und außerdem kommen hier auch noch die Dampfmaschinen und Feuermühlen vor; so wie einige Mittel, das Feuer zu löschen und dessen Wirkung auf das Holz zu hindern. Hr. K. schließt diesen Theil mit den pneumatischen Maschinen, deren Gattungen er hier bis auf unsere Zeiten nach den neuesten physikalischen und chemischen Schriften beschreibet. An mehreren Orten zeigt derselbe übrigens die Quellen an, aus welchen er geschöpft hat; und es ist kein Zweifel, daß solche Leser, denen es nicht um tiefe Theorien, sondern mehr um die Kenntniß der bereits erfundenen Maschinen zu thun ist, durch diesen Schatzplan der gemeinnützigsten Maschinen befriedigt werden mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Breslau*, ohne Verleger: *Der Pfarrer und der Bauer*, ein Gespräch über die Seidenpflanze. 1796. 36 S. Die Seidenpflanze, *Asterias Sur. 1.* war bereits in Frankreich vor 50 Jahren im Fabrikwesen bekannt; in Deutschland aber blieb es immer bey unvollendeten Versuchen, bis vor etwa 20 Jahren der Stadtpotheker Frieze zu Münsterberg in Schlesien den Anbau der Pflanze im Großen unternahm, und sowohl die Vögel, als den Stängel zu allerhand Fabrikaten; besonders zu Strümpfen und einer Art von Catton verarbeitete ließ. Frieze starb nun zwar über seinen Versuch; Schlesien blieb indeß doch bestimmt, das deutsche Vaterland dieser nützlichen Pflanze zu werden. Der Stadtdirector Schickler zu Legnitz unternahm es, sowohl den Anbau, als den Manufacturgebrauch der Seidenpflanze zu einer Angelegenheit des gemeinen Wesens zu machen. Schon zu Anfang des Jahres 1789 schrieb er eine vollständige Abhandlung hierüber, und die Bekanntmachung derselben erregte in und außerhalb Landes viel Aufmerksamkeit, so, daß besonders der schlesische Minister, Graf von Hoym, dessen Aufmerksamkeit auch das kleinste Verdienst um das gemeine Wesen nicht entgeht, dem Unternehmer seine ganze Zuriethenheit besaugte. Hr. Schickler jagt 1786 1787 6 Pflanzen an, vermehrte seine Anlage im folgenden Jahre bis auf 11 Schok, und seine Aerae war 1 Loth Seide. Im April 1788 betrug seine Pflanzung schon über 50 Schok; er gewann 2 Pfund Seide, und vermehrte den Anbau bis auf 73 Schok. Da man jährlich von den Pflanzen Wurzeabieger gewinnt, und also die Vermehrung aus der Pflanzung selbst weiter treibt, so hatte gedachter Anpflanzer auf seinen Pflanzungen, die nicht viel über 1 Scheffel Ausfaat erhielten, im Oct. 1789, als im zweyten Jahre des größten Anbaues, eine Aerae von 73 Pfund reiner Seide. Dieser glückliche Erfolg befestigte seinen Vorsatz, die Sache ins Große zu treiben. Er erhielt von dem Minister Hoym nicht nur Erlaubniß, sondern auch ständige Unterstützung zur Anlage einer Plantage, einen Will abzutragen, welches noch der letzte Ueberrest von der alten Liegenschafts Befestigung war. In der Mitte des Julius 1789 hug die Demonstration an, und in der Mitte des Decembers war das Arbeit genügend. Noch denselben Herbst erbaute er aus sich selbst, da 75 Schok auf einen Morgen gehören, auf 350 Schok oder 18000 Struck. Seitdem hat er noch siebenmal angelegt, und seine Pflanzung kann jetzt vielleicht schon gegen 30.000 Strucke und noch mehr betragen; und aus ihr allein sind in Schlesien schon über 10 Morgen Landes angebaut worden. Hr. Schickler hatte auf seinen zuerst angebauten 4 Morgen im ersten Jahre nicht

mehr als 8 Pfund, im Jahre darauf 356 Pfund; im folgenden Jahre mußte er aber schon 600 Pfund, und sodann noch mehr haben. Anfanglich galt das Pfund Seide in Schlesien 2 Rthlr., bey der Vermehrung der Pflanzen 10 schll. gr. und bey dem Fortgange des Anbaues mußte der Preis freylich bis auf 12 schll. gr. herunter kommen. Wenn man nun auf jedes Schok Pflanzen 1 Pfund Seide rechnet, und ein Morgen Landes also 95 Pfund brächte, das Pfund aber nur 12 schll. gr. gilt, so kämen doch 30 Rthlr. oder 37 Rthlr. 12 gr. 1 schll. heraus. Wäre aber Lurbe die Arbeit, das Abnehmen der Schoten und das Reuteln vom Saamen höchstens auf den Morgen 15 Rthlr. gerechnet, so bliebe die reine Nutzung doch noch eben so viel. Hierbey wäre nun gar nichts auf die ebenfallt zu nutzenden Stängel gerechnet, und diese übertragen, wenn man es recht versteht, wenigstens 4 der Kosten, so daß man auch bey dem angenommenen außerst geringem Preise der Seide, zu 12 schll. gr. fürs Pfund, und dem geringen Ertrage nur von 1 Schok auf das Schok Pflanzen, immer noch einen Ertrag von 25 Rthlr. zu erwarten haben würde. Womit kann man nun wohl einen Morgen Landes höher nutzen?

Der Anbau der Seidenpflanze ist leicht und unbedeutend. Die Pflanzen bleiben 6 — 8 Jahr auf einer Stelle liegen, bedürfen jährlich nur eine leichte Ueberdeckung mit Dünger, und man hat in seinem Leben keinen Ankauf von Pflanzen mehr nöthig, indem man sich von den Wurzelabiegern so ausbreiten kann, daß es einem gewis eher an Land, als an Pflanzen gebrechen wird. Der Seidenpflanzstengel gerath immer, da hingegen so viele andre seiner Erzeugnisse nachschlagen; nur vor zeitigen Nachfrösten muß man ihn bewahren, und sobald die Schoten nur abgenommen werden können, mit dem Abschneiden eilen. Die Seide vertritt die Stelle der feinsten Baumwolle, und Rec. hat Gelegenheit gehabt, hiervon die so schönen geschmackvollen Zeuge aus der Schieberischen Manufactur selbst nicht vielen andern Kunstverfertigten mit dem vollkommensten Beyfall anzusehen und in die Hände zu nehmen.

Das gegenwärtige Gespräch über unsere Pflanze enthält alles, was von der Kultur schreiben zu wissen nöthig ist. Nur fehlt noch die Anweisung, wie und wenn die so häufig hervor kommenden Nebenproben hinweggenommen sind. Auch harte der schlesische Bauer an den obern diejenigen Fabrikanten hingewiesen werden sollen, bey welchen er den Absatz seiner Brude finden kann. Das Einlegen der Wurzelabieger kann noch in diesem Frühjahr bis zum April hin, unternommen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonntags, den 25. März 1797.

PHILOLOGIE.

STUTTGARD, b. Loeschund: *Hebräische Grammatik für Anfänger in Schulen.* von M. C. C. F. Heckerlin. Praeceptor am Gymnasium zu Stuttgart. mit e. in Kupfer gestochenen hebr. Vorchrift. 1797. XXXII. u. 119 S. 8.

Württemberg besitzt, seit Vollendung seiner Kirchenreformation, eine Reihe von öffentlichen Anstalten für gelehrte Erziehung, in welchen der für den gelehrten Stand bestimmte Knabe vom siebenten oder achten Jahre an stufenweise bis zur Beendigung der academischen Studien im 20 bis 22sten Jahre fortschreiten kann. Die erste Stufe sind die — sogenannten Lateinischen Schulen, welche in den meisten Landstädten aus zwey, in andern aus drey Classen bestehen, in denen vom Erlernen des Lesens und Schreibens bis zu einer von grammatischen Fehlern, 3 freyen Kenntniß des Lateinischen und Griechischen fortgerückt werden soll. Wer zur Theologie bestimmt ist, soll in eben diesen litterarischen Elementarschulen auch die hebräische Sprache grammatisch genau kennen lernen. Das Stadium dieser lateinischen Schulen dauert bis in das 14te Jahr. Ihnen sind die Anfangsclassen des Gymnasiums zu Stuttgart, an welchem der Vt. steht, in so fern parallel, als diese für die Residenz die Stelle einer literarischen Stadt-Schule ausfüllen. Wer in dieser ersten Abtheilung der Württembergischen Erziehung für Gelehrsamkeit bis zu dem gesetzten Termin fortgerückt ist, und weiter gehen will oder muß, wird hierauf entweder in die Klosterschulen, deren Stadium von vier Jahren, wegen des Fortschreitens zu schwereren Beschäftigungen, in zwey Hälften getheilt ist, aufgenommen, oder in die höheren Classen des Gymnasiums zu Stuttgart versetzt. Beide Anstalten halten den, anderswo selten so deutlich ausgezeichneten, Mittelweg zwischen dem Elementarischen und Akademischen Unterricht. Nur sind die Klosterschulen mehr zur Vorbereitung des Theologen berechnet, der ihnen parallele Theil des Gymnasiums aber ist durch neue Einrichtungen mehr zur Vorbereitung auf andere academische Stadien mit Recht, und wie wir hoffen, mit Erfolg eingerichtet worden. Beide Arten von Mittelanstalten geben dann am Ende ihres Stadiums ihre Zöglinge der einheimischen Universität, welche so fundirt ist, daß sie, unabhängig von auswärtigem Zuflusse, auf einem gar nicht überreichten Studienplan bestehen kann. Dieses Aufeinanderfolgen der gelehrten Erziehungsanstalten kann letzte sehr wohl auch in Rücksicht auf die nö-

thige Einheit des Unterrichts den nützlichsten Zusammenhang haben. Nichts hindert mehr, als wenn der Lernende, so oft er aus einem Stadium in das andere übergeht, in denen Studien, welche fortlaufen, sich an ganz neue Lehrbücher und Lehrformen gewöhnen soll. Dies ist bey dem Hebräischen, wie bey mehreren andern Fächern (Logik, Rhetorik, Allgemeine Geschichte und dergl.) der Fall. Die Land-schulen waren einst an Schickards Horologium, wie es der Klosterprof. Speidel mit Regeln und Ausnahmen angefüllt hatte, angewiesen. Kam nun der Zögling etwas weiter, so wurde ihm etwa eine erleichterte hebräische Grammatik von Steinweg oder gar die große Formenlehre von Hiller als das *non plus ultra* für die vollkommenste Geschicklichkeit alle Rathsel hebräischer Wortformen zu lösen, durch einen in dieser Kunst unverbesserlichen Klosterprofessor bekannt. Hatte er sich in alle diese Subtilitäten hineingefakt, hatte er in zwey vollen Jahren die Geheimnisse der *mutatio vocalium* nebst allen möglichen und unmöglichen Anomalieen so völlig ausgekundschaftet, daß er nun gerade fähig gewesen wäre, den alten Hebräern aufs Haar zu entdecken, warum sie, und mitunter vielleicht gar der prophetische Geist selbst, all jene Sonderbarkeiten nach allen Strichelchen und Pünktchen genau so und nicht anders gebildet und ausgekünstelt haben; so führte ihn etwa ein neuer Docent zu Michaelis und dessen Nachfolgern. Hier entdeckte er, daß wohl gar manche der kunstvollsten Anomalieen bloße Abschreibefehler seyn möchten, daß wenigstens die ganze jetzige Aussprache und mithin auch die Pünktion des Hebräischen ein bloßes Substitut einer längst verlohrnen Kunst sey, die wir, wenn nicht ein Rabbi jenseits des Babylonischen Exils von den Todten zu uns komme, nie wieder finden werden. Endlich lehrt ihn die Academie Schröders Grammatik kennen, von welcher, wenn er sie erst schützen kann, ihm klar wird, daß sie, ohne Storrs Observationen hinzu zunehmen, gar sehr lückenvoll, von philologischen Vorurtheilen aber, und von Verlorenen gegen logische Eintheilung und Bestimmtheit nichts weniger als rein sey. Blicke man nun auf diesen Curfus zurück und wundere sich noch, warum bey einem „Treiben“ des Hebräischen vom 12 bis ins 22te Jahr unter denen allen, welche es zu treiben getrieben werden, immer kaum der sechste Theil diese Sprache so weit lernt, daß er sie mit eigener Uebersetzung anwenden kann. Ist es nicht, wie wenn man in allen Dingen immer nur aus der Finsterniß durch allmähliche Dämmerung ins Licht kommen dürfte; etwa damit auch in diesem Fach die blöden Augen nicht Schaden nehmen. Nur

Cccccc

www.google

wenn das *Aufeinanderfolgen* des hebräischen Sprachunterrichts (auf andere Theile des Unterrichts eben diese Anwendung zu machen, ist hier der Ort nicht) dies *Aufeinanderfolgen*, welches Württemberg seit drißhalb Jahrhunderten besitzt, zugleich ein *Uebernandergreifen*; — ein planmäßiges Aufsteigen von leichteren zum schwereren — würde, nur wenn der Knabe schon auf den Weg eingeleitet würde, an dessen Ende er als academischer Jüngling einfließen gelangen soll, nur durch die Benutzung der schönen Kette jener Unterrichtsanstalten würden alle fortlaufenden Pensa so leicht und zugleich so gründlich und vollständig gelehrt und erlernt werden können, als die Natur der Sache und des Zeitalters Einsichteln des gestatten. Welch eine kostbare Zeit verliert der Zögling, bis er sich immer und immer aufs neue in den Sprachlehren, welche ihm je nach zwey oder vier Jahren neu bekannt werden, nur über das, was er schon aus dem Elementarunterricht wissen kann, was ihm aber unter der neuen Form neu scheint, gehörig orientirt? Könnte er bey der Form bleiben, die er im Elementarunterricht erhalten hatte, und nun immer mehr und mehr sie erweitert sehen, wahrhaftig die Halste seiner Zeit wäre gewonnen, seine Kenntniß wäre weniger schwankend und man würde nicht die Erfahrung machen, daß von dreißig Jünglingen, welche vom 12ten Jahr bis ins 22ste, Hebräisch zu lernen angewiesen waren, auch mitunter immer einen Theil ihrer Zeit darauf, so ungern sie es thaten, hatten verwenden müssen, am Ende im theologischen Candidatexamen zehn vor der hebräischen Bibel zurückbeben, und wenigstens zehn andere sich dabey so schülermäßig nehmen, daß es, das Studium nach seiner sichern Anwendung geschätzt, eben so gut wäre, wenn sie gar nichts davon gelernt hätten. Sollen aneinanderhängende Unterrichtsanstalten in einander greifen, soll in ihnen ein beständiges Fortschreiten, nicht ein abwechselndes Vorwärts- und Rückwärtsgehen Regel seyn, sollen die ersten Schritte schon so gefestehen, daß sie als die bestmögliche Vorbereitung auf das letzte Ziel gepriesen werden können — und dies alles sollte doch wohl seyn, wo so viele wohl fundirte Anstalten dazu vorhanden sind! — so sollten offenbar die Lehrbücher und die Hauptsache in der Lehrmethode durch den ganzen Cursus hindurch in einander passen, und selbst gleichmäßig fortschreiten. Um bey dem Hebräischen stehen zu bleiben, so würde ein dieser Sprache gründlich kundiger Mann, wenn er zugleich, was ein junger Theologe, welcher neun volle Jahre zu studieren das Glück hat, leisten kann, und was sich von den gewöhnlichen Lehrfähigkeiten der Präceptoren und Klosterprofessoren verlangen läßt, überseht, gar wohl planmäßig eine hebräische Sprachlehre entwerfen können, in welcher das für den grammatisch-alphabetischen Elementarunterricht notwendige von dem, was erst zum Pöflichstlichen in der Formenlehre und zu genauer Aufklärung des Wortverstands schwererer alttestamentlichen Bücher und Stellen erforderlich ist, geschieden, dennoch aber jenes Elementarische selbst schon so abgefaßt wäre, daß

das den reiferen Jahren fortbehalten sich daran schloße und in eben dieser Harmonie auf die Geistlichkeit des Textes, die erwiesliche Deduction der hebräischen Wortbedeutungen und die Grundsätze der alttestamentlichen Kritik vorbereitete. Zugleich würde ein solcher die beste Methode, wie der erste Lehrer den Elementarunterricht so behandeln könne, daß der Fortschreitende alle mögliche Vorbereitung annehme und dieser wieder dem Universitätslehrer der orientalischen Sprachen erwünscht in die Hände arbeite, theils beschreiben, theils, (wenn er zugleich selbst academischer Lehrer wäre, und alle künftige Lehrer ihn hören können) durch mündlichen Unterricht in nicht gar langer Zeit allgemein gangbar machen können. Ein solches Lehrbuch nun würde durch alle Stadien des theologischen Cursus von der Schule hinauf bis zu dem Schluß der Universitätsjahre ausreichen; der Föhrere würde bald Lust bekommen, aus den, etwa größer gedruckten, Elementarregeln in die weitere Anleitung der Noten und Observationen herunter zu blicken, und weil alles nach einerley Grundsätzen behandelt wäre, sich frühzeitig zurecht finden, alle aber, fähige und weniger fähige (denn unfähige sollen dahin gar nicht kommen!) würden nicht immer das lernen, wovon sie die Hälfte nach etlichen Jahren wieder verlernen müssen, und in der Neigung zum Studiren nicht durch all jene Umwege gestört und zurückgeworfen seyn. Sie würden dann wenigstens in diesem Fach und auf ähnliche Weise in andern ebenfalls, das mit so ausgezeichneten Vortheilen für die Studien beglückte Württemberg bündig und glänzend bey der Frage rechtfertigen: ob in dem Lande, in welchem auf das theologische Studium nach seinem ganzen Umfang wenigstens dreymal mehr Zeit, als sonstwo, nach den hiezu bestimmten Stütungen verwendet werden kann, auch ein proportionirt höherer Erfolg sich zeige?

Dieser Bemerkungen konnte sich Rec. welcher seine Bekanntschaft mit dem, was in jenen Gegenden wirklich und was möglich ist, zum Maßstab seines Vorschlags gemacht hat, um so weniger enthalten, weil gegenwärtig das, was von dem veralteten hebräischen Sprachunterricht nicht verewigt werden sollte, einer schönen Anzahl dortiger Schulmänner und Lehrer bekannt genug ist, und sich der bessere Samen, welcher seit mehr als einem Decennium von einem Schilling, als Klosterprofessor in Bebenhausen, und zu Tübingen von Schumacher und Storr über die Kunde der biblischen Sprachen bey denen von ihnen gebildeten und jetzt nach und nach in Aemter eintretenden nicht verbirgt. Da diese jetzt das unbrauchbare aus dem Alten nicht fortpflanzen wollen, da sie aber aus Mangel eines in das Ganze eingreifenden Lehrplans und Lehrbuchs für das Hebräische ihre eigene Wege einzeln versuchen müssen, und da sich das Schwankende dieser Versuche bald in unangenehmen Folgen offenbaren müßte, so wäre, nach unserer Einsicht, gerade jetzt der beste Moment, das hebräische Sprachunterricht von unten herauf bis zu

in Grade von Perfection, welcher sich lernen läßt, so für eine gute Zeit brauchbare Grundlage und zweckmäßige Richtung zu geben, für deren Ausführung am Willen und Können mehrerer von denen in derer stehenden und bald nachrückenden Lehrern nicht zu zweifeln wäre. Die Herzogliche Studienkommission hat in einem Rescript vom 17 Sept. 1795. befohlen, daß eine andere bessere Grammatik als die Speidelsche in dem Gymnasium zu Stuttgart eingeführt werde.

So lange nun aber ein ins Ganze gehender Plan nicht — vorhanden, und von pädagogischen Ueberblick der Vorsteher des gesammten Württembergischen Schulwesens erst noch die Veranstaltung zu Befriedigung dieses Bedürfnisses zu erwarten ist, so muß es zwischen Einzelnen überlassen seyn, für ihren Wirkungskreis, und für die, welche auf der nützlichen Stufe stehen, das nothwendige des hebräischen Sprachunterrichts in verbesserten Entwürfen aufzukeilen. Der gegenwärtig zu beurtheilende Versuch des Hn. W. strebt sich, dieses für die Anfangsgründe der hebräischen Sprachlehre, welche in den oben berührten lateinischen oder literarischen Stadtschulen, und in den Anfangsclassen des Gymnasiums zu Stuttgart, zu Ludwigsburg und zu Tübingen gelehrt werden, zu leisten. Dieser thätige und geschickte Schulmann verdient das Lob, für Württemberg die erste von überflüssigen Weitläufigkeiten und Subtilitäten sich loslassende, hebräische Grammatik für den Zweck des Elementarunterrichts nach berichtigten und erleichterten Grundbegriffen in den Druck gegeben zu haben. Schon lies, daß er sie deutsch schrieb, ist in WK. — so nützlich — ist — eine Seltenheit; noch mehr, daß er die ganze Künsteley der sogenannten hebräischen Vocalveränderung, nach dem *principium trium mbrarum*, welchem selbst Schröder noch allzuviel nachgegeben hat, aufgiebt. Die Vorrede beweist vorzüglich, d-s der Vf. die besten Beyspiele und die methodologischen Winke, welche nie und da zerstreut gegeben sind, mit Prüfung gelesen und benutzt hat. Die dort geäußerten Grundsätze über die natürliche Entstehung der Wortformen (S. XVIII — XXIV.) können den Lehrern zu Winken dienen, einige in der Grammatik selbst aus dem Alten noch beybehaltene Wendungen vollends eingangbar zu machen, und mit Ausdrücken, welche einer natürlichen Entstehung gewässer sind, zu verwechseln. So liegt z. B. immer noch etwas von der alten künstlichen Vorstellungsart darin, wenn man sagt: aus *langen Vocalen werden kurze* u. dergl. Wäre es nicht hinreichend, gerade wie bey andern Sprachen zu verfahren, und wie dort, die allgemeinen Classificationen *de productione, corruptione et permutatione vocum* ganz wegzulassen? Man giebt ja auch keine Regel, warum aus o (au) oder an (anem) werde u. f. f. Da der Vf. bereits bey den Verbis das Meiste, und von den Nennwörtern die Veränderungen des *status constructus*, der Suffixion, und der Präpositionen auf die bloßen Wortformen recht gut zurück gebracht hat, so wird diese Methode vielleicht künftig noch etwas mehr auf die Behandlung der Nomina,

so weit es thunlich ist, übergetragen werden können. So weit es thunlich ist! Denn ganz ohne Observationen, welche die Formen beschreiben und erklären, kann man freylich den Zweck nicht erreichen. Solche Observationen sind dann aber wirklich nicht Regeln oder allgemeine Vorschriften, sondern bloße Beschreibungen dessen, was durch den Gebrauch da ist. Erhebt man sie zu Regeln, so werden sie entweder allgemeine, als die Sache es gestattet, oder man muß Restriktionen anhängen, welche die Anwendung der Regel für den Ueübenden beynahe ganz aufheben. So wird als eine in der Lehre von der Punctuation auferst wichtige Regel S. 14. angezeigt, daß *zusammengesetzte Sylben* am Anfang und in der Mitte eines Wortes *meist* einen kurzen, die *einfache* (meist) einen langen Vocal haben. Was die Regel, wenn sie allgemein ausgedrückt seyn dürfte, dem Anfänger nützen würde, daß man ihm die nothwendige Einschränkung („meist“) fast ganz wieder nehmen. Das richtige in dieser Bemerkung — reducirt sich mithin auf eine Observation, und verliert den Charakter der Universalität, welchen eine Regel haben müßte. Dagegen würde manchmal mit Nutzen auf den Ursprung der Formen zurück gewiesen werden können. Z. B. daß bey den Nennwörtern, welche den Ton auf der vorletzten Sylbe haben, die Form, in welcher sie mit den pronomibus verbunden werden, und die Form ihrer Plurale vor dem Genitivus, abstamme von ihrer ersten einfacheren Aussprache: *קָהָן — קָהָנִים — קָהָנִי* etc. (S. 17.) das Kametz Chatuph nur daran genau erkannt werde, wenn man weiß, ob die Grundform ein langes u hätte u. dergl. Noch zwey kleine Fragen: warum behauptet S. 4. Nr. 3. Segol sey eben so gut ein kurzes A, als ein kurzes E. (Selbst daß Segol ein kurzer Vocal sey, ist, da der Ton so oft darauf ruht, den Rabbinen, welche die Eintheilung in gleich viele *longas, breves, et brevissimas* erkundet haben, schwer zu glauben.) Warum nennt S. 9. das Jod shevatum zum voraus ein *leeres* Jod, da dort gerade erst von der Auslassung des Dagef F. die Regel angegeben wird? — S. 70. ist Z. 9. statt וְיָדָה zu lesen וְיָדָה S. 44. Lin. 26. er hat sich gezeigt, als einen, welcher ehrt — ft. er hat sich geehrt. Eben so S. 96. Lin. 15. sich selbst in der Handlung, welche die erste Conjugation andeutet, zeigen, ft. handetad in Bezug auf sich selbst.

Diese wenigen Bemerkungen können und sollen die Brauchbarkeit dieser kurzen hebräischen Sprachlehre für den Elementarunterricht empfehlend auszeichnen. Rec. hat sich sehr gefreut, hier so manches alte, den Schüler marternde Vorurtheil verbannt und das bessere, besonders in der Lehre von den Verbis, so fleissig, kurz und deutlich angezeigt zu finden. Nimmt man mit ihr Clemens hebräisches Elementarbuch (welches sich, leider, noch zuviel nach dem übermäßigen Regelvorrath Speidels und Schröders bequemen mußte) und Mosers hebräisches Lexicon zusammen, so muß man bekennen, daß durch diese drey Würtemberger der hebräische Sprachunterricht

an nutzbaren Lehrbüchern merklich gewonnen habe; so wie man auch die leichtere Verbreitung der Schröderischen Grammatik in Deutschland, welche bis jetzt unter den größeren die beste geblieben ist, einigen Württembergern zuschreiben muß. Auch der in Hn. Ws. Grammatik ausgeführte Gedanke, durch Cursivvorschriften zum Deutlichschreiben des Hebräischen zu gewöhnen, ist nachahmenswerth. Noch verdienstlicher wird es seyn, wenn der Vf. die leichtere Methode, Hebräisch zu lehren, auf welche er am Ende der Vorrede anspielt, in seinen Gegenden soviel möglich bekannt macht.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG M. GERB: Familienwohl und Bürgerglück nach Grundsätzen der Vernunft und des Christen-

thums. Ein Beytrag zur Beförderung desselben, in einigen Predigten zum Theil über seltene Materien, gehalten von Georg Friedrich Quiz, evangel. lutherischen Prediger etc. 1796. 190 S. 8. (16 gr.)

In dieser Sammlung sind zwölf Predigten befindlich, von welchen die sieben letzten Passionspredigten sind. Ueberhaupt ist der Titel nicht passend; denn nur die fünf ersten Predigten haben eine unmittelbare Beziehung auf Familienwohl und Bürgerglück. Der Verfasser sucht sich zwar in der Vorrede damit zu entschuldigen, daß er durch den Wunsch des Verlegers dazu veranlaßt worden sey. Aber diesem Wunsch hätte nicht nachgegeben werden sollen, weil der Titel wirklich zu viel verspricht. Indessen werden doch diese Predigten nicht ohne Nutzen gelesen werden.

KLEINE SCHRIFTEN

ANNEHYGEANTHEIT. Leipzig, b. Rabenhorst: J. G. Fechner M.D. über die gegenwärtige Lage der Thierarzney nach vorzüglich in Rücksicht auf Oesterreich. 1796. 60 S. 8. (4 gr.) Es ist dies eigentlich ein Lehrplan für ein hippiatrisches Institut, welchen der Vf. der Militärcommission, die sich eben mit der Verbesserung der Wiener Veterinärschule beschäftigt, vorzulegen gedachte; gewisse Umstände, die er in der Einleitung anführt, ändern aber seinen Voratz und bestimmen ihn, denselben öfentlich bekannt zu machen. Er schränkt sich bloß auf Pferdearney ein, weil sonst seine Forderungen nach einem allgemeinen Plane noch viel größer hätten werden müssen. Schon die jetzigen sind groß, das ist wahr, aber gewiß, wenn es auf Bildung activer Thierärzte und auf reelle Beförderung der Kunst angehen seyn soll, eben so nöthig und nichts weniger als unausführbar, zur gehören Männer dazu, die aus eben dem philosophischen Geiste den Weg bereiten, mit dem ihn der Vf. vorzeichnet. Er blickt tief in die dermalige Lage und die Bedürfnisse der Kunst, und theilt in diesen wenigen Blättern die belehrenden Winke zur Vervollkommen derselben und reichlichen Stoff zum weitem Nachdenken mit.

Zuerst eine Schilderung der Oekonomie des Wiener Instituts im Gegenatz aller der Forderungen, denen eine Lehranstalt dieser Art Genüge leisten sollte, und daraus das Resultat: tüchtige Fahnenschmiede, d. h. mit andern Worten; wahre Pferdeärzte wird das jetzt und so bestehende Institut nie zu liefern in Stand seyn! Wie läßt sich diesem Mangel abhelfen? Einseitiges Verfahren, Despotismus muß verbannt seyn, nicht einem Manne müssen die Arbeiten übertragen, sondern unter mehrere — drey sind hinreichend, — vertheilt seyn, die mit gleichen Muth, gleichen Kräfte zu einem großen Ganzen hinwirken. Der erste Unterricht besteht soll von den allgemeinen Begriffen über Körper und GröÙe. — Elementarlehre nennt sie der Vf., nach seinem Sinne vorgetragen wird es auch eine Logik — ausgehen, um den bisher bloß sinnlichen Zögling zum abstrakten Denken anzuleiten, dann folgt eine Chymie, eine Geometrie und Mechanik, nach dem Bedürfnisse des Thierarztes eingerichtet, angeschlossen. Dies sey der erste Aufhepunkt. Von der todten Natur gehe der Zögling zur belebten über, zum Kuts der hippiatrischen Naturgeschichte. Mit diesem schliesen

sich die Vorbereitungswissenschaften. Zweiter Aufhepunkt. Neu erst wird das Pferd der unmittelbare Gegenstand des Unterrichts. Geschichte und Kennntnis des Pferdes, Zeichen seiner Gesundheit, Gestaltdeut, Erzielung, Nahrung, Gipsplätze, Anwendung; Zucht — Acker — Last — Reispferde, Theorie der Reitenkunst, Hußbeschlag als Erhaltungsmittel der Gesundheit, Esel, Maulthiere. Dritter Aufhepunkt. Physiologie erlernen durch Anatomie, mit Rücksicht auf Pathologie, Semiotik und Therapie. Vierter Aufhepunkt. Pathologie: Noch sey keine Thierpathologie begründet, sie von der menschlichen abzuweichen, sey zweckwidrig. Was bis jetzt, sagt der Vf. von den Gesetzen des Erkrankens und Krankseyns dieser Wesen überhaupt bekannt ist, wird, in so weit die Erfahrung erlaube und berechtigt, es auf ein oder das andere Hausthier anzuwenden, die Prolegomenen einer künftigen Zoopathologie bestimmen. Der an Physiologie gekettete Begriff von Receptivität und Reaction, nach den verschiedenen Reizen und den sich ergebenden Wirkungen, als Erscheinungen kann auch die Begriffe von Disposition, Krankheit, Zufall, Ursache, Krampf, Fieber, Kochung, Krise, Genesung, Tod, allgemeiner und partieller Verderbniß der Substanz u. s. w. richtig constataren, bis deinst eine treu gesammelte und sicher niedergelegte Geschichte der Krankheiten individuellen Vorrath zur Ausführung der mageren Skizze liefert. Die Geschichte der Krankheiten muß aus im Unterrichte folgen, und wo möglich durch Exemplare im Krankenhause erläutert werden; daraus werde sich Semiotik von selbst ergeben. Fünfter Aufhepunkt. Allgemeine und besondere Therapie: Materia medica und chirurgica, Instrumenten- und Bandagenlehre, Pharmacie. Die materia veterinaria erwarne noch philosophische Experimentatoren: sinnerlich ist dabei der Gedanke, jedes Land, fast jede Gegend sollte sich beynahe eine eigene materia veterinaria formen, weil unsere Hausthiere an ein gewisses Klima strenger, als der Mensch gebunden seyn, sich von dem nähren, was ihnen zuse liegt. Sechster Aufhepunkt. Ausübung der Heilkunde an den kranken Thieren selbst. — Am Schluß zeigt der Vf. noch, wie weit sich der Einfluß so einer Einrichtung erstrecken würde, nicht bloß auf Thierheilkunde selbst, sondern auch auf andere Wissenschaften, mittelbar auf Aufklärung des Landmanns u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. März 1797.

OEKONOMIE.

REGENSRUD, in d. Montag- u. Weisfischen Buchh.:
*Katechetisches Handbuch der Landwirthschaft für
 Liebhaber der Oekonomie und zum Schulunterricht(e)*
 1795. 2 Alph. 4 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Der Zweck dieses Handbuches bestimmt die Vorrede deutlich und richtig. Zunächst soll es den Studierenden zur Wiederholung ökonomischer Vorlesungen, dann denen, die sich ohne mündlichen Unterricht aus Schriften über landwirthschaftliche Gegenstände zu belehren suchen, auch zugleich zum Schulunterrichte nützen. In diesen Absichten enthält es einen des Hn. Hofraths Beckmann's klassischen Lehrbuch, *Grundsätze der deutschen Landwirthschaft*; Schritt vor Schritt begleitenden Commentar. Es herrscht darin eine so richtige und lichtvolle Darstellung und Entwicklung der Begriffe und eine so wohl gewählte und passende Anwendung derselben auf einzelne Gegenstände der Landwirthschaft, in so leicht verständlichen Ausdrücken, als es zur Erreichung jener Zwecke erforderlich war. Nur muß der Rec. bemerken, daß die gewählte katechetische Form nicht allein allemal mit gewissen Unbequemlichkeiten verbunden ist, welches auch der Vt. selbst, jedoch zu spät, erst in der Folge der Ausarbeitung, erkannte; sondern daß auch die Regeln dieser Form hier zuweilen in einigen die verlangte Beantwortung entweder nicht genug bestimmenden, oder sie schon im voraus fast ganz ankündigenden Fragen, z. B. S. 71. und in einigen Antworten, die über den Inbegriff der Frage allzuweit hinausgehen, nicht gehörig beobachtet sind. Diese Bemerkungen, und einige andere wahrgenommene, hiernächst anzuzeigende Mängel werden jedoch durch wesentliche Vorzüge der Richtigkeit, Vollständigkeit und Brauchbarkeit so weit überwogen, daß dieses Handbuch eine günstige Aufnahme völlig verdient. Im Betrachte seiner Eigenschaft als Commentar über das allgemein bekannte Beckmann'sche Lehrbuch würde ein umständlicher Bericht von dem Inhalte jedes Abschnittes sehr überflüssig seyn. Nur darauf kommt es an, was der Vt. zu dessen nöthigen Ergänzung, Erläuterung oder Berichtigung geleistet hat. Hievon also einige Proben.

Zufätze von den ersten beiden Arten sind: ausführliche und nützliche Erläuterungen und richtige Bestimmungen über die Erdarten, die Düngungsmittel, den Gebrauch des Pfluges, die Beschaffenheit des Saatgetreides und dessen Aussaat; Anweisungen zur A. L. Z. 1797. Erster Band.

Vertilgung der Unkräuter; Belehrungen über die Nutzung der Wiesen und deren Verhältniß zu den Getreidefeldern; gute Anweisungen zur Cultur der Futterkräuter; und zur Verbesse- rung der Wiesen und Weiden; richtiger und nützlicher Unterricht von Erziehung junger Obstkäuter, inleichen vom Pflöpfen, Aegeln, Abfagen und Abfinken, von Erziehung und Wartung der Weinstöcke und von der Zubereitung des Weins; brauchbare Nachrichten von dem mannichfaltigen ökonomischen und technischen Gebrauche der Waldbäume; gegründete Aufnahme der syrischen Seidenpflanze (*Alepis syriaca*) unter den Handelskräutern, lehrreicher Unterricht von Anlegung, Einrichtung und Unterhaltung der Sattereyen überhaupt, und der Landgestalte insonderheit.

Mehrmals weicht der Vt. von des Hn. Beckmann's Lehrrätzen ab, niemals aber ohne dessen Bestätigung mit triftigen Gründen. Dahin gehören: seine Denkllichkeiten gegen die Einschließung der Getreidefelder mit Hecken, oder Zäunen; gegen die unbedingte Verwerfung, oder Billigung der Brache, mit hinzugefügten näheren Bestimmungen der Grenzen ihrer Beybehaltung, und des alsdann von ihr zu erwartenden Nutzens; gegen die für die vortheilhafteste Methode angegebene holsteinische und mecklenburgische Koppelwirthschaft; gegen das angerathene Abschalen der Waldbäume im Saft und ihre Austrocknung auf dem Stamme; gegen die Hütungen des Viehes in den Forsten; gegen die als vortheilhaft angeführte Fütterung der Schafe in Ställen und Herden mit Klee, wegen der daraus entstehenden Verminderung der Güte der Wolle und des Fleisches; seine Empfehlung des Brachens oder Stützens der Aecker im Herbst, statt des dazu bestimmten Frühlings; seine bessere Bestimmung der Zeit der Heurathe, nämlich nicht zur Zeit des Anfangs der Blüthe der meisten Gräser, sondern sobald sie abgeblühet haben, und ehe ihre Saamen reif werden, seine vollständigere und richtigere Erklärung des Begriffs von Gartenkräutern etc.

Hiernach und bey der Ueberzeugung von der Brauchbarkeit dieses Handbuchs hat der Rec. um so mehr verschiedene Mängel darin ungenau wahrgenommen. Dahin rechnet derselbe die Behauptungen: daß die Naturproducte nicht so bleiben können, wie sie sind gewonnen worden, sondern verarbeitet werden müßten (S. 17.); denn Milch, Honig, Obst und verschiedene andere Gartengewächse sind auch ohne Zubereitung brauch- und genießbar; daß die aus der Befamung ausgetrockneter Teiche erwachsenen Pflanzen Anfangs klein bleiben (S. 34.), wovon die

D d d d

gewöhnlich außerordentliche Größe des Hafers dafelbst das Gegentheil beweiset; daß die obere Düngung nichts taue (S. 83.), die doch im Herbst für die Klee- und Spargelfelder so nöthig und nützlich ist; daß das wiederholte Pflügen eines dichten, zähen Bodens in schmale Furchen denselben erschöpfen und unfruchtbar mache (S. 114.), da doch eben hiedurch denselben die mangelnde Lockerheit verschaffet, und das Eindringen der Nahrungssubstanzen in ihn aus der Atmosphäre um so mehr befördert wird; daß der Brand des Getreides zuverlässig nicht ausbleibend sey (S. 174.), wovon Rec. das Gegentheil erfahren hat, als er die Körner des besten, reinsten Weizens, die er mit brandigem Staube vernichtet und gepflanzt hatte, bloß brandige Aehren hervorbrachten; daß den Gängen zwischen den Gartenfeldern oder Quartieren überall nur ein Fuß Breite zu geben sey (S. 244.), welches die Gänge zwischen den Feldern der Erbsen- und Stangenbohnen zu ihrem Nachtheil zu sehr verengen würde; daß die in einigen Gärten mit befindlichen Taxusbäume, Linden, Eichen, Tannen etc. als Gartenbäume angegeben worden (S. 308.), wozu sie, nach dem eigentlichen Begriffe hievon und dem Sprachgebrauche eben so wenig, als die auf den Aeckern zuweilen erzogenen Mohren und Pastinacken, Savojekohl, Vitsbohnen etc. zu den Feldfrüchten gerechnet werden können; daß es keine wilden Pflaumen und Johannisbeeren gebe (S. 449.), wovon sich doch Abbildungen in *Cramers Anleitung zum Forstwesen* befinden; daß das Schilfrohr zur Winterfütterung des Rindviehes nutzbar sey (S. 583.), welches, ohne dessen nähere Bestimmung, deshalb nicht anzurathen war, weil einige Arten des Rohrs, z. B. *Arundo Calamagrostis*, der Gesundheit jenes Viehes sehr nachtheilig sind, und bey den trächtigen Kühen das Verkalben verursachen; daß es immer besser sey, die Wölle ein halbes Jahr liegen zu lassen, ehe sie verkauft wird (S. 636.), wodurch man aber einen beträchtlichen Theil am Gewichte, und folglich am Kaufgelde verlieren würde etc. Einige nothwendig mit in Betrachtung zu ziehende Gegenstände hat der Rec. ganz vermisst, z. B. S. 228. 229. unter den zu lebendigen Hecken vorzüglich brauchbaren Gewächsen die Kornelkirsche (*Cornus mas*) S. 262. in dem Verzeichnisse der Gartengewächse, die Wurzelgewächse, S. 535. unter den den Pferdehandel vernichtenden Hauptfeindern den Koller, S. 644. unter den Schäffkrankheiten die Pocken. Auch ist (S. 296. 298.) von der Cultur und Wartung des Spargels und der Erdbeeren viel zu wenig gesagt, und (S. 294.) von den Melonenkeruen der ganz unrichtige Ausdruck des Siens, statt des Pflanzens, gebraucht. Hin und wieder überflüssige wörtliche Wiederholungen, z. B. im Betreff des Gebrauchs des Mergels ohne Dünger S. 40. u. 70. Auch ein Paar Widersprüche hat der Rec. angetroffen. S. 81. wird nämlich angeführt, daß der Schafwurm das Keimen der Quecken vernichte. S. 122. aber gerade das Gegentheil versichert, nämlich, daß die Quecken der Schärfe des Schafwurmweiderstehen, und nach dem Defecten der Acker um desto besser wachsen.

Eben so liegt auch (S. 489.) in den beiden Lehrsätzen, daß man den Flachs, durch die angegebene Zubereitung, in ein Surrogat der Baumwolle verwandeln, daraus aber keine Zeuge verfertigen könne, ein offenkundiger Widerspruch. Durch einige Druckfehler ist der wahre Sinn mancher Periode ganz verunstaltet worden, z. B. S. 195.: denn nicht die Haferarten, sondern die Schwarzerzperlanzen, zu welchen jene gar nicht gehören, umschlagen die Gewächse und tödten sie; S. 546. in der Anweisung, daß eine Stute, die fohlen will, kurz angebunden werden müsse; da sogleich nachher gerade das Gegentheil, nämlich, daß sie nicht gehörigen Raum habe, sich zu bewegen, wenn sie zu kurz angebunden werde, mit Recht gelehrt wird; S. 636. statt zweyfchüßig, einschüßig in der vorletzten Zeile, etc.

SCHNEPPENTHAL, im Verl. der Erziehungsanstalt: *Handbuch der gesamten Landwirthschaft*. Zuerst das Buch vom Ackerbau, von Just Ludwig Günther Leopold, Prediger zu Appenroda in der Grafschaft Hohnstein. 1795. 424 S. 8. (18 gr.)

Dies Buch zeichnet sich vor vielen seines Gleichen vorthellhaft aus. Alle hier abgehandelten Gegenstände zeugen von eigener Prüfung und Erfahrung, welches so selten bey ökonomischen Schriften der Fall ist; der ganze Vortrag geht den Ton der ruhigen und unparteyischen Unterleuchtung fort, und Rec. möchte wohl behaupten, daß schwerlich ein Leser, wenn er auch nicht immer mit dem Vf. einig seyn sollte, dies Buch, ohne einige Belehrung daraus geschöpft zu haben, wegzulegen wird. Nach dem vorgelegten Plan haben wir mehrere Theile zu erwarten, die gewiß dem Publicum willkommen seyn werden. Ganz recht behauptet der Vf. in der kurzen Einleitung, daß man keine Viehzucht treiben könne, ohne Aecker und Wiesen zu haben; aber daß sich Aecker-, Wiesen- und Gartenbau ohne Viehzucht treiben lasse, das ist doch wohl zu viel behauptet. Freylich könnte alles durch Meisenbände bewerkstelligt werden; aber wo bliebe bey diesem ungeheuren Aufwand der Gewinn, wenn man auch wirklich annehmen wollte, daß die Erde, bloß durch viele Bearbeitung, ohne Zusatz von thierischen Dünger, unsre Mühe reichlich lohnen würde? — Der Abschnitt von Feldbau fängt sehr vernünftig mit der genauern Bestimmung der Längen und Flächenmaasse an, die der Vf. bey seinen Untersuchungen zum Grunde legt. Ein Umstand, worin es so viele ökonomische Schriftsteller verfehlen, und eben dadurch den Leser ganz ohne Belehrung lassen. — In Hinsicht der Bearbeitung theilt der Vf. den Acker in bunter und geschlossenes Feld; bey jenem bestellt jeder seinen Acker wie er will; eine Wirthschaftsart, die man auf den meisten Stadtfeldern antrifft, und welcher der Vf. mehr Gutes zugeht, als sie verdient. Würden die Felder zu rechter Zeit mit den unseligen Viehtristen verschont, so hätten sie allerdings große Vorzüge; aber diese bleiben eine ewige Plage des Besitzers, wodurch ihm immer die Hand gebunden wird. Der Vf. empfiehlt gar sehr das

Graben des Ackerlandes, und macht eine Berechnung, daß, des vergrößerten Aufwandes ungeachtet, ein Gewinn dabey seyn würde. Das ist alles wahr, doch im Kleinen möchte dies auch ausführbar seyn, besonders wenn man die *Ortsfische* Grabemaschine, die verdienster Weise schon vergessen zu seyn scheint, Hülfe nähme; aber in menschenarmen Ländern und auf großen Landgütern werden wir wohl immer noch unserer gewöhnlichen Methode bleiben müssen.

Die Beschreibung des Pfluges ist so deutlich, als sie ohne Zeichnung seyn kann. Lobenswerth ist es, daß der Vf. neben den deutschen Benennungen der Maschinen auch die botanischen Namen anführt; nur schade! daß sie so sehr durch Druckfehler verstellt sind. **Beim Düngen ist der Vf. ausführlich, und besonders lehrreich in der Bestimmung des Maßes, wie Viehdünger und andern Körpern gedüngt werden muß.** Jährigen Rocken auszusäen hält der Vf. für unschicklich; Rec. hat dies mehreremale mit gutem Erfolg gethan, so, wie ihm dies das sicherste Mittel gegen den Brand im Weizen ist, altes Saatkorn, ohne die Weitläufigkeiten mit dem Beizen und Einweichen, auszusäen. Eben so ist es auch mit der frühen Rockensaat, die der Vf. so sehr empfiehlt. Sie ist freylich ihre großen Vorzüge; aber sie ist auch sehr als die spätere dem Wurmfraß ausgesetzt. **Der empfehlenswerthe ist die Vorschrift, bey sauren und trocknen Frühlingswinden die Winterfaat zu walzen.** Das geheime Uebel, wodurch der Rocken die Ehre verliert, bewirken die kleinen Heuschrecken. Rec. in sandigten Gegenden zu vielen Tausenden ihrer verwüstenden Arbeit angetroffen; bis jetzt entgingen kannt man noch kein Gegenmittel. Auf scharfem Boden ist dies Uebel seltener. Der Sommerack wird nur im höchsten Nothfall empfohlen werden können; denn bey seiner armen Ertragskraft an Stroh und Körnern zehrt er doch das Land aus.

Die Bestellungsart aller übrigen Feldfrüchte ist sehr reich, und jedem Leser befriedigend erzählt. Kartoffeln will der Vf. bloß mit Hacke und Grabseil eckelt wissen, und verwirft hiebey den Pflug gänzlich. In Absicht des Ertrags hat er freylich Recht, aber wie würde man da auf mehreren großen Landgütern fertig werden, wo tausende von Quadratruten jährlich mit Kartoffeln bepflanzt werden, und wo dem Landmann zu jeder Jahreszeit arbeitende Hände fehlen? — Rec. hat bey der Stallfütterung Versuche mit Kartoffeln gemacht, konnte aber mit Dreytel Berliner Scheffel auf die Kuh täglich, mit Heklerling gefüttert, nicht ausreichen. Ohne reichliche Beyhülfe von anderer Fütterung sind die Kartoffeln wirklich ein schwereligeres Futter. Uebrigens sind die Futterregeln des Vf. nachahmungswerth, so wie die ganze Abhandlung vom Weiden- und künstlichen Grasbau. Der Trocker ist da, wo aller Klee zu sekerling geschnitten wird, ein überflüssiges Werkzeug. Rec. hat noch nie den Fall gehabt, daß ihm in Haupt Vieh bey der Stall- und Klee fütterung erkrankt wäre. Der Vorschlag, Esparzet oder Luzerne mit rothem Klee auszusäen, ist sehr mißlich. Rec.

versuchte es zweymal mit Klee gegen Luzerne, aber die Luzerne, so dick sie auch anfangs hervor kam, ward vom Klee erstickt, und erhielt sich nur am Rande herum, wo wenig Kleefasern hingestreut waren. Der Hut- und Tristgerechtigkeit redet der Vf. sehr das Wort. Es kommt hiebey freylich immer auf die Landesverfassung an, aber besser wäre es doch gewiß, wenn, verliert sich gegen billigen Ersatz für die bisherigen Besitzer, dieser wahre Unfug, ohne welchen kein vollkommener Flor der Landwirthschaft denkbar ist, abgeschafft werden könnte. — Der Vf. verlistet Schafen, Gansen, dem Rindvieh, und sogar Schweinen die Uebertritt über die Kleeäcker. Letztern möchte wenigstens Rec. nicht das Wort reden, da sie schwerlich das Wühlen unterlassen werden. Außer diesen drey Kleeforten sind noch als gute Futterkräuter der Meliloten-Klee, das Raygras, der Spargel und Saurampfer empfohlen. Wie vortheilhaft der Anbau des Spargels auf sandigen Boden sey, davon hat Rec. selbst Erfahrung. Das ganze Kapitel vom Gartenbau, sowohl in Absicht der Cultur des Gemüses als der Obstbäume, ist meisterhaft, und in allen Vorschriften befolgenswerth. Sehr merkwürdig ist die vom Vf. selbst gemachte Erfahrung, daß große und starke Bäume, die von starkem Froiß beschädigt worden, durch das Abfchälen der Rinde bis auf das weisse Holzfaser gerettet werden. Man kann dies Verfahren vom April bis um Johannistag vornehmen, nur muß der nach dem Abfchälen heraustretende Saft mit einer rauhen Feder überall verstrichen werden, so, daß er an allen Stellen gleich vertheilt wird. Sehr brav eifert der Vf. gegen die todtten Beisiedlungen, und empfiehlt lebendige Hecken. Die Abhandlung von der Bienezucht faßt auf wenigen Bogen mehr Gutes, als manches über diesen Gegenstand geschriebene dicke Buch. — Rec. an seinem Theil, (und gewiß mit ihm mehrere) sieht der Fortsetzung dieser nützlichen Schrift mit Verlangen entgegen.

LEITZIG, b. Baumgärtner: Manuel du cultivateur, oder der neue französische Landwirth. Auf Befehl des Nationalconvents abgefaßt und in den Departements vertheilt. Uebersetzt und mit Anmerkungen für deutsche Landwirthe begleitet, von F. G. Leonhardi. (ohne Jahrzahl.) 390 S. 8. (1 Rthlr.)

Ogleich der gelehrte Uebersetzer in der Vorrede meynet, daß der deutsche Landwirth recht viel in Deutschland anwendbares finden werde, so hat Rec. doch nichts Gutes können, was ihn in dieser Hinsicht befriedigt hatte. Was hier vom eigentlichen Landwirthschaftswesen gelehrt wird, enthält entweder schon längst bekannte Sachen, die wir Deutschen besser wissen, als der Franzose sie uns lehren konnte, oder sie sind auch bloß für Frankreich local und unanwendbar für Deutschland. Darin giebt indeß Rec. dem Uebersetzer gern Recht, daß man hieraus eine richtige Vergleichung der größern oder geringern Fortschritte zwischen der französischen und deut-

schen Landwirthschaft nach allen ihren Theilen ausstellen konnte. Vielen deutschen Lesern, die mit der neuen französischen Zeitrechnung, ingleichen mit den neu eingeführten Maassen noch nicht bekannt sind, wird es angenehm seyn, hier vollständigen Unterricht zu finden. Die landwirthschaftlichen Geschäfte sind nach Art eines Wirthschaftskalenders nach der Folge der Monate geordnet. Auch werden Heilmittel gegen verschiedene Viehkrankheiten mitgetheilt, einige beyin Holzhandel zu beobachtende Regeln kurz erzählt, Vorschriften gegeben, wie Wein, Bier, Meth, Cider gemacht werden muß, Handgriffe über das Milcherzeugen und Käsmachen gelehrt, und zum Beschluß folgen Bemerkungen über die Bienezucht, Ziegel- und Kalkbrennereyen, über das Mühlenwesen, Tabacksplantationen, Handgriffe beyin Trocknen und Einmachen verschiedener Früchte, und endlich ein Namen- Register verschiedener Pflanzen nach ihren medicinischen Eigenschaften. Mit den Anmerkungen ist der Uebersetzer nur sparsam gewesen.

PHILOLOGIE.

LÜBECK, b. Römhild: *Zwo Reden des Cicero, als Vertheidiger des Marcellus und Ligarius.* (1796.) 8 Bog. 4 (6 gr.)

Schon bey einem flüchtigen Durchblättern dieses Werkes gewahrt es dem Leser keine gute Bedeutung, daß unter den angehängten Errata gleich das erste Wort des Titelblattes als überflüssig aufgeführt, und ein Capitalur Brumfen — wahrscheinlich als VI. des Buchs — am Schluß des Druckfehlerverzeichnisses genannt wird. In der That ist das ganze Buch nichts mehr und nichts weniger als ein Erratum typographicum, von dessen Veranlassung Rec. so wenig, als von dem Urheber desselben weiß. Der VI. scheint indess der durch das unglückliche Duell bekannt gewordene F. A. Brumfen zu seyn, von welchem seine Freunde unlängst einen Versuch prosaischer und poetischer Aufsätze, neben der Lebensbeschreibung des Verfassers herausgegeben, und dem Titel zufolge, Brüdern allein gewidmet haben. Diese letzte Erklärung, auf das vor uns liegende Werkchen angewandt, kann ihm zwar einigermaßen zur Entschuldigung dienen: aber immer bleibt es befremdend, hier keine Vorrede, kein Wort über den Zweck der Verdeutschung, kein Wort über die Beschaffenheit des lateinischen Textes, der jener zur Seite steht, noch weniger etwas zur Würdigung der überletzten Reden selbst, und zur Ent-

wicklung der oratorischen Kunst, welche vorzüglich aus der ersten hervorleuchten, zu finden. Das oben erwähnte Bedürfnis müßten Lehrer, die etwa der Ausgabe dem Privatstudium ihrer Zöglinge empfehlen wollten, um so mehr fühlen, da man die vollendete Kunst des Redners, wiefern sie sich nicht bloss in Anordnung des Ganzen, sondern auf Darstellung, in Kraft und Würde des Ausdrucks, auf Feinheit der Wendungen, auf Wohlklang der Perioden u. s. w. zieht, aus der hier gegebenen Uebersetzung nur selten ahnen kann. Denn wo der Sinn des Originals richtig gefaßt ist, da ist die Uebersetzung gewöhnlich schleppend und matt; wo sie sich aber mit anstrebender Energie zu erheben beginnt, da hat sich der Uebersetzer entweder allzufreye Abweichungen von dem Wort seines Schriftstellers erlaubt, oder sich überhaupt den Sinn derselben wenig bekümmert. Sehr bedauerlich sind Bedeutungen lateinischer Ausdrücke, welche dem Uebersetzer unbekannt gewesen zu seyn. — Zur Rechtfertigung unsers Urtheils werden einige Beyspiele genügt: wir heben sie aus der Rede für Marcellus aus. §. 1. Du bezugst unzählige weit ausgebreitete Völker auf ungeheurer Wildheit und mit zahlreichen Heeren ausgerüstet; aber du siegest da, wo, der Natur und der Sache gemäß, Gewalt siegen konnte: denn es giebt keine Macht, die nicht durch Stahl und Uebermacht leicht geschwächt und vernichtet werden. Sein Herz zitterte u. s. w. Wie unbehülflich, ungleichartig im Tone, und schleppend ist folgende Periode (§. 9.): *Hoc viri aber, oder lesen, daß Jemand Gnade vor Rechts trage, ist sehr tiefs, daß er menschenfreundlich, gerecht und mit weiser Mäßigung verfuhr, auch im Zornu jagend, der nicht leicht weisen Rathschlägen folgt, und im Siege, der immer Stolz und Uebermuth ahnet, wie verhält, uns das hin, den uns übrigen völlig unbekannten Tugendhelden zu vertheilen, nicht nur, wo von wirklichen Thaten die Rede ist, sondern auch da, wo bloss Erdichtung wirkt.* — §. 11. Gratulationes, in der bekannten Stelle vom Cäsar gebraucht, giebt der VI. durch Glückwünsche. — *cavete res dicitur te gestis, große Dinge wurden unter dir ausgeführt.* — §. 15. Da die Sachen noch auf völlig seltenen Fuß standen (*integra re*) redete ich viel vom Frieden; auch während des Kriegs dachte ich eben so, selbst mit Gefahr meines Kopfes (*cum capitis periculo*). — §. 16. Wie viel herzerhebender (*gratior*) muß uns deine Großmuth erscheinen, indem wir nicht weiter Sachen, sondern Siege gegen einander stellen. — Dieser Rede ist übrigens noch der bekannte Brief beygefügt, worinn Sulpicius dem Cicero die Ermordung seines Freundes, des M. Marcellus, meldet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Παράδοξα. Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Perfuch und Beantwortung dreier Fragen, des Schul- und Erziehungsweßens betreffend, von A. Heinrich Wilhelm Zimmermann, Lehrer am Gymnasium zu Heildelberg.* 1796. 32 B. 8. — Die drei Fragen durch deren ihm mitgetheilten Beantwortung der VI. sich der Lehrerstelle, die er jetzt bekleidet, erworben hat, betreffen

1) die Hauptvorzüge der modernen vor der veralteten Schul-erziehung, 2) die zweckmäßige Methode, und 3) das Grundlein zwischen dem Unterricht auf Schulen und Universitäten. So weit es die Kürze der Schrift erlaubt, hat der VI. ganz philosophische Einsichten gezeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. März 1797.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Beygang: *Ueber die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen*. Ein Versuch zur Erläuterung über I. Kants Kritik der praktischen Vernunft, von *Christian Friedrich Alchelaus*. Erster Band, die Grundlehren der Moral und des Naturrechts betreffend. 1796. 446 S. Zweiter Band, die Grundlehren der moralischen Religion und Erziehung betreffend. 1797. 300 S. 8.

Der Vf. hielt im Winter 1793—94 akademische Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft. So entstand der grösste Theil dieser Abhandlungen, denen er durch die gegenwärtige Bekanntmachung einen weitem und hoffentlich nützlicheren Wirkungskreis eröffnen wollte. Bey seiner Ausarbeitung legte er Kants Kritik der praktischen Vernunft und die Reinholdischen Briefe über die Kantische Philosophie zum Grunde. *Schmid's* Moralphilosophie (unter?) der Vf. bey diesen Versuche nicht benutzen (verr. S. XXX.). Alles das sagt Hr. M. in der Vorrede, worin er auch den Begriff der Bestimmung des Menschen, grösstentheils in *Kantischer* Sprache, vorzüglich entwickelt. Gegen den Schluss dieser Vorrede merkt er noch: „Dass die neueste Bearbeitung der theoretischen und praktischen Philosophie, welche an dem tief eindringenden Blicke und ruhmwürdigen Eifer des Hn. Prof. *Fichte* verdankt, und mit dem Zweck und Sinn ich vorzüglich durch Hn. M. *chellings* belebte und gedrängte Darstellung näher bekannt geworden zu seyn glaube, vielleicht zu wenig wesentlichen Einfluss auf meine Darstellung gehabt hat, rechne man auf nichts weniger, als auf Mangel der Achtung für jene Philosophie (welche, wie mir scheint, die freyesten und eben darum schätzenswerthen Ausichten eröffnet), sondern auf die Beforgnis, ihre Nutzen, mir noch nicht hinlänglich geläufigen, Lehren etwa nicht recht zweckmässig anzuzulehnen.“

Es giebt Schriftsteller, von denen man völlig reifs, was? und grösstentheils auch wie sie etwas sahen, wenn man nur vorher Nachricht davon hat, was sie Schriftsteller sie gelesen haben. Ihre Schriften sind der reine Wiederhall ihrer Lectüre: so sicher der Leser ist, dass ihm nichts Ungereimtes aufstossen wird, wenn die Verfasser gute Originale copirt haben, weil er sicher ist, dass sie nichts auf Rechnung ihrer eigenen Köpfe wagen: so wenig darf er sich auch, wenn er die nämlichen Originale gelesen hat, auf neue Belehrung oder auf interessante Winke Rechnung machen. *A. L. Z. 1797. Erster Band.*

ehen. Das Verdienst solcher Schriftsteller um die Wissenschaft ist lediglich negativ, indem sie nicht leicht etwas daran verderben, und nur die Bescheidenheit, mit welcher sie die Produkte ihres Fleisses lediglich für den Gebrauch der Anfänger bestimmen, kann sie gegen den Vorwurf einer verdienstlosen Büchermachezney einigermaßen schützen.

An dieser Bescheidenheit zeigt Hr. M. keinen Mangel; er verdient aber auch den Vorwurf nicht, dass er sie auf Kosten der gerechten Selbstschätzung seines Werkes übertreibe. An seinen Vorlesungen, als Vorlesungen für junge Studierende betrachtet, war nichts auszusetzen; er hat sich auf ihren Inhalt und ihre Form nicht übel vorbereitet, und eine geschickte Copie eines guten Originals nützt dem Lehrlinge öfter mehr als ein solches Originalprodukt. Allein die Wissenschaft hätte gar nichts eingebüsst, wenn sie in jenen ersten Wirkungskreis eingeschränkt geblieben wären. Nun da sie einmal dem Publicum angehört, weifs man nicht recht, wenn man lieber dieses grosse Buch von Hn. M. als *Kants*, *Reinholds* und *Fichtes* eigene Schriften anempfehlen soll. *Dulcins ex parte.*

Rey so bewandten Umständen bedarf es keiner weitern Kritik; denn wir wollen hier nicht die *Kante*, *Reinhold* u. s. f. kritisiren, und der Vf. hat ihre Lehren gut wiederholt; es bedarf keines Auszugs; denn was jene Originale gelehrt haben, mögen die Leser wohl nicht hier erst erfahren; es bedarf keiner Angabe des Plans; denn dieser ist ebenfalls Kantisch, und nur durch Rücksicht auf *Reinhold* da und dort modificirt; es bedarf weiter keines Wortes, was der Rec. dem Leser oder dem Autor zu sagen hätte, als: sein Buch wäre recht gut, wenn man weiter nichts von einem guten Buche foderte, als mit Wahrheit von ihm sagen zu können: es ist durchaus kein schlechtes Buch.

FRANKFURT U. LEIPZIG: *Versuch über das negative Religionsprincip der Neufranken*. 1796. 191 S. 8.

Der Vf. macht in dieser Schrift einen Versuch die Frage zu beantworten: ob ein Volk ohne positive Religion bestehen könne? Die Veranlassung zu dieser Untersuchung gab ihm vorzüglich die in der neuesten französischen Constitution enthaltenen, die Ausübung des öffentlichen Gottesdienst betreffenden Verordnungen. Der Vf. glaubt, die Absicht der französischen Gesetzgeber sey, aller positiven Religion ein Ende zu machen, und dieses müsse nothwendig den Untertan des Staats nach sich ziehen, weil kein Volk ohne positive Religion bestehen könne. Die Belege zu dieser

dieser Behauptung findet er in der Geschichte der Römer und Griechen. „Weil nämlich Griechenland und Rom, sagt er, die gewöhnlichen Steckenpferde der Neufranken sind, und sie in der Geschichte dieser Völker die Belege für die Vortrefflichkeit ihrer republikanischen Verfassung suchen, so liefs ich mir es anlegen seyn, die Begriffe und Meynungen der Römer und Griechen über die Nothwendigkeit einer positiven Religion, und ihre gesetzgebende Klugheit in Rücksicht dieses Gegenstandes darzulegen, und zu zeigen, wie grofs der Antheil ist, den ihre positive Religion an ihrer Glückseligkeit und Gröfse hatte.“ Da nun aber diese beiden Völker sich dennoch aus der Reihe der Völker ganz verloren haben, so sucht der Vf. den Grund davon in dem Verfall ihrer positiven Religionen, und stellt daher Griechen und Römer als warnende Beyspiele für die gesammte Christenheit auf, damit diese ihre positive Religion nie den Spötern und Aufklärern Preis gebe, aber auch durch Erziehung, geschickte Volkslehrer und andere Anstalten dafür Sorge, sie endlich (materialiter) ganz vom Positiven zu reinigen; damit aber diese Religion zum Wohl des Staats dennoch (formaliter) positiv bleibe, so soll der Satz beygehalten werden, dafs die Ideen von Gottheit und Unsterblichkeit durch die Autorität der Stifter dieser Religion erst volle Gewissheit bekommen haben, das heifst: man soll bewirken, dafs das Volk dem historischen Glauben immer mehr Beyfall gebe, als dem Vernunftglauben, damit Regenten, oder wer sonst durch seine Weisheit sich für berufen hält, das Volk den Weg zur wahren Glückseligkeit zu leiten, eine Autorität habe, womit er die Strömungen, die vielleicht diesen Weg zur Glückseligkeit deswegen nicht einschlagen wollen, weil er ihnen nicht gefällt, zur Raison bringen kann. [Also wieder so viel (materialiter) positives hineinbringen können als ihnen beliebt.] So bleibt also die Religion, wie bey den Römern und Griechen für immer ein Mittel in den Händen der Staatsverwalter, um die Bürger zum Wohl des Staats zu lenken, und so ist dieses dadurch auf ewige Zeiten gesichert. *quod erit faciendum.* —

Der Vf. scheint es gut mit der Menschheit zu meinen, er zeigt Achtung für Religion, er frage daher doch sein Gewissen, ob er, wenn es in seiner Gewalt stünde, aus ihr machen wollte, was die Römer und Griechen aus ihr machten? oder ob er sie zu dem herabwürdigen möchte, was sich als Resultat aus seinen *Raisonnements* ergibt, die Rec. eben anführte? Rec. ist überzeugt, dafs wenn man die Frage, ob ein Volk ohne positive Religion bestehen könne, a priori untersucht, die Antwort bejahend ausfallen werde: denn wenn die natürliche Religion, in dem Bestreben besteht, sich dem nach dem Ideal der Heiligkeit gedachten Gott durch tugendhafte Handlungen wohlgefällig zu machen; das Wesen einer positiven aber überhaupt darin, die Günst einer Gottheit, die aus ihnen von den unsrigen verschiedenen Willen zu erkennen giebt, durch gewisse von ihr oder ihren Priestern in ihren Namen beschlossene Handlungen zu erwerben (worin eigentlich das Positive einer Religion besteht,

denn die Art, wie eine Lehre am ersten introducirt wurde, macht sie an sich noch nicht zur positiven); so wird die vorurtheilfreye Vernunft der ersten gewifs den Vorzug geben, und das Volk glücklich preisen, bey welchen sie herrscht, welches freylich noch nicht war und noch nicht ist, aber doch noch geschehen könnte. Wird die Frage a posteriori zu beantworten gesucht, so liefsen sich die Ereignisse auch so zusammenstellen, dafs sich das Resultat ergebe: kein Staat kann mit einer positiven Religion bestehen, denn keiner ist bisher noch bestanden, und in allen war positive Religion eingeführt, auch lafst sich von den meisten, zumal neuern Staaten, zeigen, dafs sie durch nichts mehr zerrüttet wurden, als durch Religionsfreigkeiten.

GESCHICHTE.

Hor., mit Bergmannischen Schriften: *Gemeinnütziger Lesebuch für die Bayreuthische Vaterländische Geschichte*. Erstes Bändchen. Geschichte älterer Zeiten. Von Johann Heinrich Scherber, Rector bey der Schule zu Kirchenlamitz, und der Gesellschaft für vaterländ. Geschichte, Sitten und Rechte zu Wunsiedel ausserordentl. Mitglieder. Auf Kosten des Verfassers. 1796. 154 Bog. kl. 8. (Subscriptionspreis 14 gr.)

Rec. machte einst die gelehrte Welt zuerst in diesen Blättern auf Hn. Gallus, als auf einen guten historischen Schriftsteller, aufmerksam; und geniefs jetzt dasselbe Vergnügen in Ansehung Hn. Scherbers. Hr. G. schrieb bekanntlich eine populäre, d. i. allen Volksklassen bebagliche, Geschichte der Mark Brandenburg; und Hr. S. liefert gegenwärtig eine ähnliche des fränkisch-brandenburgischen Fürstenthums Bayreuth. Solche Bücher, worinn die Geschichte eines Landes, mit Verläugnung der vorübergegangenen kritischen Forschungen, mit planer, und doch nicht platter, Darlegung der reinen Resultate, zum allgemeinen Genufs vorgetragen wird, haben in den Augen des Rec. ein höheres Verdienst, als Folianten, voll uermäfslicher, aber wenigen geniefsbarer Kritik und gewagter Hypothesen. Was ein ohne Geschmack compilirender Falkenstein, ein grundlehrer, aber schwerfälliger und confuser, Otter, ein oft unzweydeutige Gelehrsamkeit auskramender Longolius in vielen grofsen und kleinen Büchern aufgetischt, was Hagen, Reinhard, Spiess, Zenker und andere über einzelne Begebenheiten und Materialien scharfsinnig bemerkt haben, findet man hier mit kritischer Auswahl gesondert, geordnet und geschickt zusammengefasst. Hr. S. hat sich sogar ungedruckter Hülfsmittel bedient und hier und da eigenen Forschungsgeist blicken lassen; z. B. im 1ten Kapitel über die ältesten Burgrafen zu Nürnberg; und im 6ten Kapitel, wo er den Burgrafen Friedrich II von Akenberg nicht, wie gewöhnlich geschieht, zum jüngern Bruder Konrad's II von Zollern, sondern zu dessen ältern Sohn macht, und ihn für einerley hält mit dem an die Mer-

mische Prinzessin verheiratheten Burggrafen, dem achtmals regierenden Friedrich III., der nur inzwischen, und so lange bis er zur Regierung kam, den armen von Auenberg geführt habe. Alte Sagen, Luthumsagen und Etymologien führt der Vf. kurz n., ohne sie zu glauben oder zu vertheidigen. So ist er auch streitige Materien auf eine, dem unpartheyischen Historiker, der nicht den Publicisten nachsehen soll, geziemende Weise, unentschieden. Man die z. B. S. 113. Hier und da erlaubt er sich Beynamen, von irgend einem erheblichen Umstand entlehnt, weil sie gewisse Personen deutlicher und für das Gedächtniß leichter bezeichnen, als Zahlen. So nennt er den eben erwähnten Burggrafen Friedrich III. *den Erben*. Ob alle Geschichtskenner mit solchen Neuerungen zufrieden seyn werden, lassen wir dahin gestellt seyn. Gut, daß Hr. S. doch auch die Zahlen hinzusetzt! Citate wollte er anfangs nicht machen; es stehen auch keine unter dem Text: wohl aber hinter jedem Kapitel die dasselbe erläuternde Schriften angeführt, obgleich meistens nur flüchtig, ohne die Vornamen der Autoren, oft auch ohne Angabe der Verlagsorte, Druckjahre und Formate. Wir wünschen, es möchte dies bey einer neuen Ausgabe abgeändert werden. In diesem Falle dürfte auch jüchlich manches schlechte oder unsichere Hülfsmittel wegleiben; wie z. B. S. 69. *Jacob's* Beschreibung der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth. Noch müssen wir zum Lobe des Vf. erwähnen, daß er nicht etwa bloß Regentengeschichte liefert, sondern auch die Staatsveränderungen, nebst Schilderungen der Sitten und Gebräuche, an den gehörigen Orten einwebt. Seiner Hauptabsicht eingedenk, theilt er bisweilen Nachrichten mit, die dem Gelehrten entbehrllich, aber andern Lesern nothwendig sind; z. B. S. 78 u. ff. eine kurze, aber richtige und deutliche, Idee von den Münzen im Mittelalter. Solcher Leser wegen haben auch noch manche Ausdrücke erklärt werden sollen; wie S. 42. *Supraganei*, oder S. 137. *Suznacenien*. — Sehr selten rüfst man auf ungewöhnliche Redensarten, wie S. 173: *Da er nur auf die Welt geboren war statt zur Welt geboren war*. Immerhin statt immer kommt oft vor. Wenn Hr. S. in der Vorrede fragt: „In Absicht auf die Geographie halt man es für die zweckmäßigste Methode, von dem Vaterlande aus den Erkenntnißkreis der Schüler zu erweitern: sollte dieser Grundsatz nicht auch für die Geschichte anwendbar seyn?“ so muß Rec. seines Orts mit Nein antworten. Denn der Lehrling mußte erst mit einer Menge von Nachrichten aus der allgemeinen Geschichte bekannt gemacht werden, um dies und jenes in der Historie seines speciellen Vaterlandes gehörig zu verstehen; welches nothwendig Verwirrungen und Zeitverlust erzeugen würde. Hier ist der Ort nicht, unsere Gedanken darüber weiter auszuführen. — Wir melden nur noch, daß das zweite und letzte Bündchen das erste an Bogenzahl weit übertrifft, aber den Subscribenten dennoch nicht höher zu stehen kommen soll, als das erste.

BERLIN, b. Hartmann's *Geschichte der Mongolen bis zum Jahre 1206*. Ein Beytrag zur Berichtigung der Geschichte und Erdbeschreibung des mittleren Asiens. Von Karl Dietrich Nüßmann. 1796. 144 S. 8.

Die Anlage zu einem guten Geschichtsforscher erblickt man unverkennbar in dieser mit Mühe und Nachdenken ausgearbeiteten Geschichte der Mongolen, welche die ältesten vorhandenen Nachrichten bis zur Regierung Dschengiskans umfaßt; doch gehört vielleicht noch einige Reife des Geschmacks, und der Beurtheilungskraft dazu, bis Hr. N. die Zahl seiner Angaben mit Einsicht zu prüfen und so zu bearbeiten lernt, daß jeder gebildete Leser gerne bey seinem Buche verweilt. Der erste Plan war, alle Hauptvölker Asiens in ihrer geographischen und historischen Lage, durch die ältesten und neuern Zeiten, nach ihrer Abstammung, ihren Wanderungen und Schicksalen, der Nachwelt zu überliefern, und schon mehrere Jahre richtete sich sein vorzüglichstes Augenmerk auf dieses Studium; nur eine bisher nicht ganz günstige Lage hinderte die Ausführung in ihrem ganzen Umfange. Die glückliche Veränderung der ersten Wünsche und erwarten wir mit Zuversicht, daß diese Arbeit eine Menge gelehrter Kenntnisse und das ernstliche Bestreben einer vortheilhaften Auszeichnung verurtheilt. Aber über die Abänderung seines ersten großen Plans möchten wir dem Vf. lieber Glück wünschen als ihn bedauern. Schwerlich würde ein umfassendes in dem Geschmacks des gegenwärtigen Abschnittes geschriebenes Werk zahlreiche Leser finden; die Aufnahme desselben wird ihm zeigen, daß man zwar die darin gezeigte Genauigkeit nicht vermissen möchte, daß man aber außer derselben mehrere Fülle des Vortrags fodert, daß einige Umänderungen nöthig sind, wenn die Ausführung des Ganzen glücklichen Fortgang haben soll. — Die Unterfuchung zerfällt in zwey Theile: die geographische Darstellung der Länder, wo Mongolen einst herrschten oder noch herrschen; und die Beschreibung ihrer Schicksale. Eine sehr nothwendige Eintheilung; man kann sie an den Ereignissen eines Volks den gehörigen Antheil nehmen, ohne sich zuvor das richtige Bild von dem Schauplatz zu entwerfen, auf welchem es seine Rolle spielte. Aber weniger passend finden wir die Ausführung. Ein dürres Gerippe vieler Namen von Gebirgen, Flüssen etc. ohne weitere Ausdehnung des Merkwürdigen, dient nur sehr unvollkommen, ich sage nicht zur Unterhaltung, sondern selbst zur Belehrung. Welche Strapaze, nicht einen Augenblick die Karte bey Seite legen zu können, und nicht eine, sondern mehrere der besten besitzen zu müssen, um nur die angegebenen Namen aufzufinden, von denen sehr viele nicht den geringsten Einfluß auf die vorgetragene Geschichte haben. Und wozu diese weite Ausholung? Unter den Flüssen der Mongolen kommen auch die Wolga, der Dnieper an die Reihe. Vermuthlich weil die Indianer über diese Ströme dragen; aber dann fanden auch die Donau, der Rhein und der Po hier ihre Stelle. — Der historische Theil liefert mit Sorg-

salt, was sich über den Stamm der Mongolen aus der alten chinesischen und europäischen Geschichte, und aus den Reisebeschreibern der mittlern Zeit antindien laßt; aber kritische Zusammenstellung und Prüfung fehlt doch nicht selten, wenn wir sie gleich in einigen Stellen mit Vergnügen bemerkt haben. Was du Valde nach chinesischen Erzählungen angiebt, erhält ohne weiters die Kraft erwiesener Wahrheit; und wenn eine Stelle abendländischer Schriftsteller zu widersprechen scheint, so wird sie verworfen, oder gedreht, bis sie zur Angabe paßt. H. H. sucht es z. B. wahrscheinlich zu machen, daß das Volk jenseit des kaspischen Meers, welches die Byzantiner Türken nennen, und das Gesandte nach Konstantinopel schickte, keine Türken waren, sondern Tu—kue, ein Volk von mongolischer Abstammung. Aber es fehlt noch viel, um die Behauptung zur historischen Gewissheit zu erheben. Diese Türken können eben so wahrscheinlich in der Nähe des Arals gewohnt haben, wie es Gatterer annimmt; und Türken saßen seit viel ältern Zeiten in den Gegenden des Gebirgs Aral, wo man sie noch findet; schon Pomp. Mela kennt ihren Namen daselbst. Also mag wohl der absprechende Ton so ganz passend eben nicht seyn S. 93. „Es ist Zeit die Fehler, daß ratarische Türken am Altai wohnen und Gesandte nach Byzanz schickten, aus den Compendien wegzuschneiden.“ Er liebt überhaupt eine wichtige Mine, die doch auch dem Geschichtschreiber übel kleidet, der ein Wort mitzuspochen hat. S. 108. „So wären dann die Data mühsam aufgefunden, aus welchen die frühesten Geschichte der Nation der Mongolen besteht.“ Wir erkennen die Mühe und die Ausfindung des Wenigen, welches die Dürftigkeit der Nachrichten erlaubte; aber wozu dieser Ton? Wie gesagt, die künftigen Bearbeitungen des Vfs., zu denen wir wahren Beruf bey ihm finden, werden in manchen Stücken eine andere Wendung bekommen, werden Wiederholungen vermeiden, welche mehr als einmal zu der nämlichen Erzählung zurück führen. Kleine Unrichtigkeiten in Gegenständen, die zur alten Geographie gehören, übergehen wir.

GÖTTINGEN, im Vandenhöckchen Verl.: *Geheime Geschichte der Regierung Karls II.* von einem Mitgliede des geheimen Raths. Aus dem Englischen. 2ter Band. 1795. 20 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Die Geschichte der Intriguen des Hofes und der Parlamente werden in diesem Theile vom J. 1663 an fortgesetzt. Sie drehen sich größtentheils um die beiden Punkte, den Lord Oberkanzler zu stürzen, und Geldbewilligungen von den Parlamente zu erhalten. Man sieht jetzt allmählich die Mitglieder auftreten, welche nachher die Cabale ausmachten, die

aber hier noch nicht geschlossen ist, auch nicht geschlossen werden konnte, so lange als ein Mann, wie der Graf Clarendon, an den Geschäften Antheil nahm. Hier sieht man, durch welche Wege die Menschen, die Karl II. nachher völlig beherrschten, seine Gunst, und mit derselben die Staatsämter erhielten, die ihnen die Allgewalt in die Hände gab. Arlington, Buckingham und Ashley spielten anfangs die wichtigsten Rollen, nachdem der zweyte sein Exil in das stärkste Uebergewicht in dem Raths des Königs zu verwandeln gewünscht hatte. Clifford und Lauderdale machten mit ihnen die Gesellschaft des Königs bey der Gräfin von Castlenaire aus, und es war hier, wo man rechtlichthetuen Männern die Gunst des Königs raubte, und sie von Geschäften entfernte. Man fing damit an, den gedankenlosen, schweigsamen, liederlichen Karl dadurch zu belustigen, daß man die altfränkischen Reisen Sitten und Manieren der alten Männer, die nicht glaubten, daß zu einem guten Staatsmanne auch ein Rock nach der neuen Mode nöthig sey, nachahmte und lächerlich machte. Vom Spotte ging man zu ernsthaften Tadel über, und den Grafen Southampton rettete nur sein Tod, daß er nicht vom Großschatzkammeranteile abgesetzt wurde. Den Großkanzler schürzte sein Einfluß in beiden Parlementshäusern, besonders im Unterhaus lange Zeit. Allein während des ersten holländischen Kriegs wußten die Feinde dieses eifrigen und wichtigen Monarchen, seine Aeußerung und Handlungen den Mitgliedern des Unterhauses in einem solchen Lichte vorzustellen, daß er ihre Liebe gänzlich verlor. Nun nahm man ihm ohne Bedenken das Siegel; das Unterhaus wurde bewogen, ihn bey dem Oberhause zu verklagen, und er entging einer härteren Behandlung nur durch die Entweichung aus dem Königreiche, die der König wünschte. Dieses geschah gegen das Ende des ersten holländischen Krieges, welcher durch die Intriguen des Prinzen Jacob und seiner Liebhaber hervorgebracht war. Auch die hierzu angewandten Kunstgriffe werden hier ausführlich auseinander gesetzt. Die Verschwendung des Königs und seines Hofes nahm immer die großen Summen weg, die das Parlament so freigebig zu dem Kriege bewilligte. Nur das erstmal ging die Flotte hinlänglich ausgerüstet in See; in den folgenden Jahren fehlte es beständig an allen Nothwendigkeiten, sie zur rechten Zeit auslaufen zu lassen. Dieser Theil endigt sich mit der Schließung der Tripelallianz zur Rettung der spanischen Niederlande. Die Ueberseztung behält ihre Güte im Ganzen und ihre kleinen Fehler. Es wird ihnen geteuen; der Feind sack ihn in den Brand; während den Unruhen; ist undeutlich und gegen die Grammatik.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Wer sagen die Leute, dass des Messias Sohn sey?* Christi Frage christlich beantwortet von S. L. E. de Marceis. 1796. 212 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Beantwortung ist die des Apostels Petrus, Matth. 16, 16. Er ist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Mit dieser zerfällt die Schrift in zwey Theile: 1) er ist der Messias, 2) Jesus, der Messias, ist auch der Sohn des lebendigen Gottes. Nach dieser Abtheilung sollte man nun im ersten Abschnitte eine genaue Bestimmung des Begriffs: Messias, erwarten dürfen; der statt dessen nimmt dieser Abschnitt ungefähr folgenden Gang: daß Jesus der Messias sey, ist eine von Gott geoffenbarte Lehre. Diese Grundwahrheit allein hat Jesus mit seinem blutigen Tode versiegelt (S. 14.) Das Christenthum lehrt zwar die beste Religion, aber es ist weit mehr als bloß Religion, — denn alle Religionen lehren nur, was der Mensch gegen Gott thun soll, im Christenthum hingegen kommt Gott den Menschen entgegen, und das Christenthum verspricht zur Erlösung von der Sünde und dem Tode, ehe es fordert, daß wir Gott in Heiligkeit und Gerechtigkeit dienen sollen. Es ist nicht perfectibel, bedarf aber auch keines unfehlbaren Glaubensrichters. Weder Theologie, noch Religion, noch Moral kann eine aus den ersten Grundsätzen des menschlichen Denkens entwickelte Wissenschaft werden. Wesentliche Lehre des Christenthums ist es, daß Jesus der verheißene Messias sey. Hätte er sich nur darum dafür ausgegeben, um sich nach den Vorstellungen und Erwartungen der Juden zu accommodiren, so müßte er ein Irrender oder ein Betrüger gewesen seyn. Es war wirkliche Forderung Gottes, daß die Menschen Jesus um den Messias erwarten sollten, die Menschen vor ihm seine Ankunft, als des Erlösers von Sünden, wie seine Wiederkunft, als des Erlösers vom Tode. Die Weissagungen der Propheten, die alle einer unmittelbaren Einwirkung Gottes zuzuschreiben sind, gehen eigentlich auf Jesus, diejenigen keineswegs ausgenommen, welche sein Leiden vorherverkündigen. Der 2. Abschnitt: Jesus ist der Sohn des lebendigen Gottes, geht davon aus, daß der Messias schon im alten Testamente als eine Person von höherer Natur, ja als Jehovah selbst, bekannt gemacht worden sey. Die Verbindung der Begriffe: Messias und Sohn Gottes, erhielt sich bey den Juden, und sie dachten sich dabey eine göttliche Person. Wirklich zeigt der Name: Sohn Gottes, einen wesentlichen, ewigen

A. L. Z. 1797. Erster Band.

Sohn Gottes an, welcher eben der göttlichen Natur, wie sein Vater, theilhaftig ist. Der Verfasser führt den Beweis dieser Behauptung so, wie er ihn schon in dem ersten Hefte seiner neuen Briefe zur Vertheidigung des Glaubens der evangelischen Christen, aus welchem er hier einen Auszug giebt, geführt hat, und antwortet dann auf Einwürfe dagegen.

Um bey dem Lesen dieses Buches der Absicht des Vf. volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß man zuerst, statt einer Vorrede, die Erklärung lesen, welche er am Ende darüber giebt: „Und so schliesse ich nun, nahe an meinem achtzigsten Jahre, und folglich auch nahe an meinem Grabe, mein Bekenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi vor den Menschen, mit herzlichster Bitte, daß er die Bindungen eines schwachen Geistes, zur Stärkung einiger seiner wankenden oder schon verführten Mitschriften, mit seinem Segen begleiten möge, und in der demüthigen Zuversicht, daß Er mich auch vor seinem himmlischen Vater bekennen werde.“ Wer sollte nicht den Eifer eines wahrheitsliebenden und um das Wohl seiner Brüder besorgten Geistes ehren, wenn er auch weder die Wahrheit auf der Seite des Verfassers, noch die Schädlichkeit in den angeblichen Irrthümern, die derselbe bestreitet, erblicken sollte? Der Rec. ehrte diesen Eifer um so aufrichtiger, da auch er es wichtig und nöthig findet, die aufernatürliche Offenbarung der christlichen Religion zu vertheidigen. Aber er kann es darum noch nicht billigen, wenn allen, welche die Messianischen Erwartungen im A. T. nicht für buchstäblich erfüllte Weissagungen von der Person, der Würde, und dem Gesichte Jesu erkennen, und welche in den Lehren Jesu Accommodationen nach der Denkart und Einsicht seiner jüdischen Zeitgenossen annehmen, die Einschwarzung des Naturalismus zur Last gelegt wird. Man kann die Messianischen Weissagungen als von Gott durch heilige Offenbarungen veranlaßte Vorbereitungen zur Beförderung der Annahme der Lehre Jesu, man kann sie aber auch als bloß durch natürliche Mittel zu diesem Ende veranlaßte Vorbereitungen ansehen, und sogar die aufernatürliche Offenbarung der ganzen jüdischen Religion dahin gestellt seyn lassen oder selbst widersprechen; und dennoch eine eigentlich göttliche Sendung Jesu, und eine aufernatürliche Offenbarung der christlichen Lehre aus festen Gründen glauben: und es stünde schlimm mit der Göttlichkeit des Christenthums, wenn man sie keinem Zweifler und keinem Gegner erweisen könnte, ohne ihm zuvor die eigentliche Göttlichkeit des Judenthums erweisen zu haben. Und so kann auch Jesus sich nach

Fffff

seinen

seinem Zeitalter accommodirt haben, ohne dafs er deswegen sich in allen seinen Lehren ganz und gar nach dem jüdischen Volke gerichtet haben (S. 113.), oder ein gemeinlicher Betrüger (S. 63.) gewesen seyn müßte, und ohne dafs wir deswegen in den wichtigsten seiner Lehren über seine wahre Meynung und über ihre Göttlichkeit ungewiss bleiben müßten. Noch weniger kam der Rec. durch den Eifer des Vfs. die wahrhaft unartigen, oft ketzermacherischen Aeusserungen gegen würdige Männer, besonders gegen Eckermann und Kant rechtfertigen, die nicht einmal bey einem bräufenden Jüngling zu entschuldigen wären, und es also bey einem sonst achtungswürdigen Geiste noch weit weniger sind. Wie ganz anders, wie weit mehr im Geiste des Christenthums benimmt sich der ehrwürdige Planck (in seiner Einleitung in die theol. Wiss.) gegen solche Männer! Auch kann der Rec. nicht verhehlen, dafs seines Bedünkens, zur glüklichen Ausführung des Unternehmens des Vfs. weit mehr Gelehrsamkeit und Philosophie nöthig ist, als Er in sein Buch gelegt hat. Der Rec. muß es deswegen anmuthlich finden, wenn der Vf. (S. 176.) hoffet, durch seine Widerlegung der Arianischen Lehre einer über 1400 Jahre gedauerten Streitigkeit ein Ende gemacht zu haben; und er kann nicht läugnen, dafs er dabei unwillkürlich an den Corporal gedacht hat, der mit 12 Recruten der Armee zueilte, um — dem fatalen Türkenkriege einmal ein Ende zu machen. Er empfiehlt dem Vf. die Beurtheilung der verschiedenen Erklärungsversuche über die Trinitätslehre, die vom Hn. D. Junge im 6ten Theile des Döderleinischen christlichen Religionsunterrichts angestellt worden ist, als ein Muster einer billigen und ächt christlichen Beurtheilung; und ersucht ihn, die Vertheidigung des orthodoxen Systems, Männern wie *Storr* zu überlassen. Was durch diese nicht gerettet werden kann, darf wohl der Vf. zu retten nicht hoffen.

ERLANGEN, b. Palm: *Sieg des Christenthums über Judentum und Heidenthum oder die Offenbarung Johannis*, neu übersetzt und in Anmerkungen und Excursen erläutert von M. F. W. Hagen. 1796. 222 S. 8.

Wäre dem Vf. die neueste philologische Bearbeitung der Apocalypse von Lange schon bekannt gewesen, so würde er schlechterlicher die ihm eigenen Bemerkungen in ein philologisches Journal haben rücken lassen, oder auch auf ein Paar Bogen besonders gedruckt liefern können, wobey für den Leser ein harter Gewinn und weniger Zeitverlust bewirkt worden wäre, in so fern man das schon bekannte nicht gern noch einmal kauft, um es abermals zu lesen. *Herder* und *Fischhorn*, die die Apocalypse bekanntlich in den richtigsten Gesichtspunkt gestellt haben, sind hier wieder die Führer, und der Vf. unterscheidet sich vorzüglich nur dadurch, dafs er einzelne Stellen, die man bisher historisch gedeutet hat, mehr als allgemeine positive Bilder der Weissagung aufstelt, ohne in eine besondere und persönliche Deutung hinein zu

gehen. Dazu hat er allerdings viel Recht: allein konnte noch ein großer Streif getüthet werden, so man sich nicht auch auf eine *specielle* historische Deutung einzulassen hat, so bald man die allgemeine annimmt? wozu hier aber der Platz nicht ist. Soviel bleibt gewiß, dafs dem Vf. die Uebersetzung vorzüglich gut gelungen ist, und dafs er den Sinn meistens richtig gefaßt hat, wenn gleich eine genaue Worterklärung, die er nur für sich mit Mühe prüfen dürfen, in manchen Stellen einem andern, einzelner Gedanken veranlaßt haben würde. Sonst z. B. 2. 24. *τὸ βασιτὸν εὐαγγέλιον* für *τα βασιτὸν εὐαγγέλιον*, die geheimen Rünke und Anschläge Satans (cf. 1. Cor. 2. 10.), welche überhaupt Irrthümer bezeichnen, und an keine *Mysterien* bey Opferfesten denken lassen, so bald man den richtigen Sprachgebrauch dieses Ausdrucks kennt. Solche Vertheilungen des 12ten Buchs rechnet Rec. bloß zu der Unfertigkeit, womit der Vf. gearbeitet hat, denn Es fertigkeit muß es doch wohl seyn, die ihn beunruhigte, in den Anmerkungen auf Excursen von den Chören, und der Engellehre zu verweisen, die er selbst laut der Vorrede nach einer *genauern Prüfung* nicht aufgab. Das gelehrte Publikum verdient wohl die Achtung, dafs man zuvor genau prüfe, ehe man dazwischen läßt. — Sehr scharfsinnig ist dagegen die Vermuthung von Interpolation bey einzelnen Stellen, welche für diejenigen ein doppeltes Gewicht haben muß, die den Evangelisten Johannes für den Verfasser der Apocalypse halten, wozu auch Hr. H. gehört. Mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit wird eine solche spätere Interpolation 13. 9 — 10. angenommen, wenn gleich der Vf. einen Hauptgrund, nämlich die große Verschiedenheit der Lesart, übersehen hat. Ferner mit noch mehr Wahrscheinlichkeit der innere Kritik 13. 18. Diejenigen, welche den Evangelisten Johannes als Verfasser annehmen, müssen eigentlich diesen Vers für interpolirt halten, weil sie die Cabbala des Evangelisten nicht werden zugeben mögen, noch beweisen können: Diejenigen aber, welche glauben, dafs die Apocalypse von irgend einem andern jüdischen Schriftsteller gedichtet sey, werden sich über diese Cabbala gar nicht wundern, da sie die Analogie des bald darauf gefolgten jüdischen Schriftstellers für sich haben, und sich namentlich auf das 9. K. — der epistola Barnabas berufen können. — Eben so halt Hr. H. 17. 11. und noch andere Verse nach inneren Gründen für interpolirt. Die äußern fehlen freylich, um einen vollständigen Beweis zu führen: allein da die äußere Autorität bey der Apocalypse sehr hinfällig ist, weil die innern Criteria widerstreben, so kann man auch hier die innern Gründe als die höhern gelten lassen. Wie voll übrigens der Vf. von seinem Gegenstande, und wie sehr er an die Apocalypse attached ist, kann man aus folgender Stelle abnehmen, wo er von *Domitian's* Verweisung des Evangelisten nach Patmos spricht. S. 16. „Wir dürfen ihm auch danken, denn nur in diesem Exil konnte Johannes Zeit gewinnen, dies schöne Gedicht zu machen. Da mußte er in stiller Einsamkeit über sich selbst nach

und das Schicksal der Lehte Jesu nachdenken, und auf auf diese Weise war die Entzückung möglich. In der er so schöne so treffende Siegesbilder als ein begeisteter Prophet sah! Rec. glaubt, daß die alle Gluth einer überpannten orientalischen Phantasie dazw. gehört, um die ungeheuren Bilder der Apokalypse schön und treffend zu finden, und daß man um Domitian zu danken eben nicht Ursach hat, wenn an bedenkt, wie unendlich dieses einzige Buch die Opie der Menschheit seit seinem ersten Daseyn verbrüht hat (denn es war offenbar die Hauptquelle des überheuten Chiliasmus), und noch zu verrücken fortführt. Um das Letzte zu verhüten kann auch dieser ommementar voll der gesunden Erklärungen sehr viel beytragen; nur wünscht Rec., daß unsere junge S. hriftslehre nicht allein auf diesem einzigen uche hängen bleibt, sondern ihren Scharfsinn und ihre Gelehrsamkeit auch über andre exegetische Gegenstände verbreiten wollen, die vorzüglich noch einer arbeitung bedürfen, wie z. B. die historischen Bücher des A. T.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, D. Fleischert: *Predigten über die Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahrs zur Beförderung eines reinen und thätigen Christenthums, von G. Ch. Cownabich, Confil. Ass. Archidia. und Vikar der Sondershausen'schen Superintendent.* Erster Theil, 1795. 58 S. Zweyter Theil, 517 S. ohne Vorrede, Druckfehler und Inhalts-Anzeige. 8. (2 Rthlr.)

Sehr richtig sagt der Vf. in der Vorrede, daß der Prediger, welcher allerdings Aufklärer in seiner Gemeine seyn solle, nicht mit zu viel Licht seine Zuhörer und auf einmal überhaufen dürfe, sondern ihnen Zeit lassen müsse, daß sie nach und nach ihre Augen daran gewöhnen, und es vertragen können. Als ein sehr gutes Zeichen der schon erlangten Aufklärung in Hn. C. Gemeine müssen wir demnach verschiedene Stellen ansehen, in welchen so manches religiöse Vorurtheil gerade zu als ein solches dargestellt wird. Der Anfang derselben Predigt (am Sonntage *Josephs*) nicht will uns aus diesen und andern Rückblicken nicht recht gefallen: „In der ganzen Geschichte Jesu ist keine Begebenheit, die so allgemeinen und so starken Eindruck auf die Herzen seiner Verehrer macht, als die Geschichte seiner Leiden und seines Todes. oder wird dadurch gewissermaßen gerührt, und emfindet, ich weiß nicht was für eine heilige Bewegung, und wird zum ernsthaften Nachdenken hingerissen.“ — Sollte auch wohl nachfolgende Stelle S. 17: „reines Christenthum enthalten, und bündig bewiesen werden können. „Zu den Verdiensten Jesu, die er sich durch sein Leiden und (seinen) Tod um unsere Seligkeit erworben, rechne ich zuerst, daß er dadurch seine göttliche Sendung bekräftiget hat.“ Zwar hatte er lieblich schon durch seine großen und außerordentlichen Thaten, durch seinen unverheilten und auf-

richtigen Charakter, und durch seine edlen und gerechten Forderungen an die Menschen bewiesen. (In was für einem Sinne bewiesen?) Aber, wenn er sich nicht jenen außerordentlichen Leiden und (dem) Tode unterzog, so war es noch nicht der Messias, den die Propheten angekündigt und kennbar gemacht hatten.“ (S. 173. Und wenn unser Lehrer, den wir als göttlichen Gesandten verehren, uns erhabne Lehren mittheilt, die theils die Vorstellungskraft unsers Verstandes übersteigen, und von uns nicht völlig erkannt und begriffen werden; (was wären denn das für weiche, nach den Grundsätzen des Hn. C.) theils alle Erwartungen und Hoffnungen, die wir von einem künftigen Zustand haben, übersteigen, und aus Gründen der Vernunft nicht satfsam und einleuchtend genug bewiesen werden können: so verlassen wir uns auf sein Ansehen, und auf sein göttliches Zeugniß, und glauben auf sein Wort freudig alles das Gute, was er uns mit so vieler Freymüthigkeit und Zuverlässigkeit gelehrt hat. So wohlthätig ist die Geschichte seines Leiden und Todes, so viel beruht darauf, um uns von seiner göttlichen Sendung, und von der Wahrheit seiner Lehre vollkommen zu überzeugen.“

Sollte es auch wohl richtig seyn, wenn S. 130. von Jesu gesagt wird, daß er die größten Martern erduldet habe? Sollte es keine empfindlichere geben? Musten diejenigen Gekreuzigten wenigstens nicht weit größere ausstehen, welche einige Tage lang am Kreuze hinhingemachten und starben, oder denen die Beine, welches bey der gespannten Lage zumal eine sehr schwerliche Operation seyn mußte, zerfchlagen wurden? Warum muß der Superlativ eben gebraucht werden, zumal da es, auch nach der kräftigsten Opfertheorie, nichts zur Genugthuung beynügt, daß Jesus die größten körperlichen Martern erduldet habe. — S. 182. wird es Jesu als ein Verdienst angerechnet, daß er die eiteln und irdischen (irdischen) Hoffnungen der Menschen auf eine gegenwärtige Belohnung der Tugend durch seinen Tod zerstört und vernichtet habe, und dann hinzugefügt: „von dieser Krankheit (vom Streben nach den eiteln Gütern der Welt) wollte Jesus die Menschen befreien, und zwar vornämlich durch seinen Tod, wodurch er alle leeren und eiteln Hoffnungen auf sein Reich vernichtete.“ Sollte da nicht manches Unbestimmte und Herbegezogene mit vorkommen? Obman auch wie S. 184. behauptet wird, in der beschimpflichsten und empfindlichsten Todesart glücklich seyn könne, daran zweifeln wir sehr. Was der Vf. übrigens meyne, verstehen wir gar gut. — Die Hauptsätze dieser Predigten sind fast durchaus moralisch und praktisch, nur hätten wir in der Ausführung mehr Correctheit, und nicht selten einen eiteln Anstand gewünscht. So heist es z. B. S. 11. im ersten Th. „Aber leugnen werdet ihrs nicht, daß ihr auch viel Gutes verabsäumt, und man be schon Gelegenheit dazu ungenutzt vorbeigelassen habe. In mit demuth muß ich es sagen, daß viele in der Tugend noch weit zurück, und an edlen Thaten noch sehr arm sind.“ Oder S. 12. Fffff 2

„Wie viele sind nicht unter uns, die ihr Leben in unan-
 dererley Sünden der Ungerechtigkeit, Unmässigkeit und
 Lasterhaftigkeit zugebracht, die andere verläumdert, gekränk-
 ket und unglücklich gemacht, und sich mehr als Men-
 schenfeinde, denn als Menschenfreunde gezeigt ha-
 ben? Wie viele haben andern zum offenbaren Ver-
 drusse gelebt u. s. f.“ Von einem Prediger, der in
 der Hauptkirche einer Residenzstadt ja vor dem Hofe
 selbst redet, wünschten wir solche und ähnliche Aus-
 sprüche nicht zu hören. „Ja ein Massillon und andere
 berühmte französische Prediger sprachen auch mit
 unter stark und noch stärker, aber nur mit einer an-
 deren Wendung. Das entschuldigt den Vf. nicht ganz,
 wenn er in der Vorrede schreibt: „Ich habe mich
 bemühet in dem Tone eines Vaters zu meinen Zuhö-
 rern zu reden (den hat er nicht getroffen) und mich
 bloß derjenigen Beredsamkeit (?) überlassen, die das
 Herz eingiebt.“ — Das Papier könnte etwas weißer,
 und der Zeilen weniger auf einer Seite seyn.

Lüneburg, im Lenckeschen Verlage: *Predigten
 und Homilien über die Sonn- und Festtags- Evan-
 gelien des ganzen Jahrs*, von Andreas Gottfried
 Laufs, Pastor an der Nicolai-Kirche zu Lüne-
 burg, Erster Band. 1795. 484 S. 8.

Unter der großen Menge von Predigten, welche
 in jeder Messe zum Vorschein kommen, verdienen
 die Gegenwärtigen empfohlen zu werden. Sie sind
 ihrem Inhalte nach erbaulich, und in einer gefälli-
 gen, gemeinverständlichen Sprache abgefaßt. Nur
 hin und wieder hat Rec. Stellen bemerkt, die einer
 Berichtigung zu bedürfen scheinen. Wenn z. B. der
 Vf. in der Neujahrspredigt seine Zuhörer ermahnet,
 bessere Menschen zu werden, so führt er S. 13. fol-
 genden Beweggrund an: „Klugheit, und was noch
 stärker auf uns zu wirken pflegt, Selbstnutzen fordern
 uns mit lauter Stimme dazu auf. Steht die Wahrheit
 unerschütterlich fest, daß jeder Mensch sein Glück
 zum Ziel aller seiner Wünsche und Bestrebungen
 macht; daß Vernunft und Religion nur um unserer
 selbst, um unsers Glücks willen Tugend und Rech-
 tschaffenheit von uns fordert; — so ist und bleibt es
 auch für uns Alle unabwehrbare Pflicht, die Wege zu
 verlassen, die wir bisher wandelten, die uns aber
 nicht zum wahren Glücke führten“ etc. Das wäre
 nun eine ganz eigenpützige, d. h. keine Tugend.
 Auch widerspricht es der Erfahrung, daß Tugend
 immer zum Glück führe, wenn man unter Glück den
 Besitz und Genuss äußerer Güter versteht, und den
 Unterschied zwischen Glück und Glückseligkeit, nach
 dem Sprachgebrauch der alten Philosophen, und selbst
 des N. T. nicht gelten läßt. In der Homilie über
 das Ev. am Feste Epiph. Matth. 2, 1—12. verbun-
 den mit v. 13—23. heißt es (S. 38.) von dem König
 Herodes: „Er ließ alle Kinder in einer ganzen Pro-

vinz von zwey Jahren und drunter schlachten. Die
 That ist schrecklich, wenn auch die Provinz nur klein,
 und die Anzahl der geschlachteten Kinder nur gering
 war.“ — Die Kinder einer ganzen Provinz, ist zu
 viel gesagt. Gut ist es, daß der Vf. bisweilen homo-
 lies anstatt formlicher Predigten vorträgt, und be-
 durch seine Zuhörer mit dem Inhalte der Bibel be-
 kannter zu machen sucht. Bisweilen hätte aber der
 Text besser benützt werden sollen. So könnte z. B.
 die Homilie über das Ev. am 4ten Sonntag nach
 Epiph. Matth. 8, 23—27. eben so gut eine Predigt
 als eine Homilie genenzt werden; denn es wird zu-
 über etliche Verse des Textes eine Betrachtung ange-
 stellt, und es werden Regeln und Vorschritten er-
 theilt, wie der Mensch das Unangenehme sinnlichen
 Eindrücke von außen her mildern, und sich zur Er-
 tragung desselben starken könne. Dieser Erinnerun-
 gen ohngeachtet glaubt Rec. diese Predigten und Ho-
 milien empfehlen zu dürfen.

LEIPZIG, b. Köhler: *Predigten größtentheils be-
 sondern Gelegenheiten nach den Bedürfnissen der
 Zeit gehalten von Georg Friedrich Götz, evange-
 lisch lutherischen Prediger in Cassel, und von
 Friedrich Rehm, evangelisch reformirten Predi-
 ger in Hamelnbain in Niederhessen*, 1795. 277
 S. 8. (1 Rehr.)

Es ist ein schönes Beyspiel brüderlicher Eintracht,
 daß ein lutherischer und ein reformirter Prediger sich
 freundschaftlich vereinigen, einige ihrer Predigten
 zusammen drucken zu lassen. Diese Sammlung be-
 steht aus 20 Predigten, wovon einige schon vorher
 einzeln gedruckt waren, und hier in einer etwas ver-
 besserten Gestalt erscheinen. Die zwölfte, über Eph.
 4, 1—6. ist eine Abendspredigt, welche der re-
 formirte Prediger Hr. Rehm in der lutherischen Drey-
 fassigkeitskirche zu Alsfeld gehalten hat. Die Re-
 formirten dasehst haben nämlich im J. 1792. die nö-
 thigste Erlaubnis erhalten, daß sie ohne weitere An-
 frage sich von einem Prediger ihrer Konfession jäh-
 lich zweymal das heilige Abendmahl in erwahrer
 Kirche dürfen reichen lassen. Die erste bey dieser
 Gelegenheit gehaltene Predigt wurde damals beides
 gedruckt; sie verdiente aber als ein Beytrag zur
 Beförderung toleranter Gesinnungen dieser Sammlung
 einverleibt zu werden. Der Hauptsatz: *Christen
 müssen Eintracht gegen einander üben*, ist im Ganzen
 gut ausgeführt; aber schwer dürfte zu beweisen seyn,
 daß der Apostel Paulus in dem Brief an die Epheser
 auf Essener Rücksicht genommen habe. Uebrigens
 sind zwar die in dieser Sammlung befindlichen Pre-
 digten nicht unter die musterhaften zu rechnen; sie
 verdienen aber dennoch wegen der Richtigkeit des
 Inhalts, und wegen ihrer Popularität nach Form und
 Materie empfohlen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. März 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WESERNFELS U. LEIPZIG, b. Severin: *Ueber Griechenland's älteste Geschichte und Sprache*. Ein Versuch von Wih. Fr. Hezel, Fürstl. Hess. Geh. Reg. Rath. u. Prof. zu Gießen. 1795. 326 S. 8.

Es ist bekannt, wie getheilt die Meynungen auch großer Gelehrten über den Ursprung der griechischen Sprache sind, wie so manche in ihren Worten und Redensarten viel Morgenländisches zu entdecken glauben, andre hingegen den ganzen Bau derselben so verschiednen von allen morgenländischen Dialecten finden, daß sie es kaum für begreiflich halten, wie irgend jemand hier eine Spur von Verwandtschaft entdecken könne. Der Vf. macht einen Versuch aus der ältesten Geschichte Griechenlands in Rücksicht auf die erste Bevölkerung und durch Zurückführung vieler Wörter auf ihren ersten Ursprung zu zeigen, daß der Grundstoff der griechischen Sprache ganz morgenländisch sey: Statt uns eines entscheidenden Urtheils darüber anzumassen, wollen wir den ganzen Ideenrang des Vf. kurz und getreu darzulegen suchen, damit jeder einsehen könne, was man in diesem Buch zu erwarten habe. Zuerst bemüht sich der Vf., den morgenländischen Ursprung der griechischen Sprache aus der Bevölkerungsgeschichte Griechenlands auf folgende Art zu beweisen. — Von Noah müssen die Sprachen aller Völker abstammen. Die Sprache der Semiten blieb der Sprache Noah's am ähnlichsten, weil diese mit jenem einerley Klima und einerley Lebensart hatten. Ham's und Japhet's Stämme entfernten sich weiter von ihrem väterlichen Sitz, und folglich ihre Sprache auch allmählich immer mehr von der Sprache ihres Stammvaters und der Semiten; außer daß bey denjenigen Hamiten und Japhetiten, welche in der Nachbarschaft der Semiten blieben, die Aehnlichkeit der Sprache sich mehr erhielt. Mose nennt den Javan oder Jon, einen Japhetiten, als den Stammvater der Griechen, oder, welches dasselbe ist, von Japhet stammen die Jonier ab, unter welchem Namen die Hebräer auch die übrigen Griechen begriffen. Da nun griechische Schriftsteller die ältesten Bewohner Griechenlands Pelasger nennen, welche sich zuerst im Peloponnes niederließen, und da man in diesem frühern Zeitalter einen Stamm Pelag unter den Semiten antrifft, so kann man die Pelasger für einen Theil des Pelagischen Stammes halten. Denn ein anderer Theil breitete sich, nach Mose, in der Gegend des Taurus aus. Aus dieser, und zwar von Mesopotamien aus, kamen sie zuerst nach Kleinasien, wo Strabo

auch Pelasger zeigt, und wo selbst in dem Namen Paphlagonien noch Pelagiten zu suchen seyn möchten, und wo selbst der Name einer paphlagonischen Stadt, *Aegialos*, mit dem Namen der von Pelasgern bewohnten nördlichen Küste des Peloponnes, *Aegialen* übereinstimmt. Pelag's und Regu's Zeitalter fällt auch nach Mose in die Jahre d. W. 1757 bis 2026, und grade in diesem Zeitraume lassen griechische Schriftsteller Pelasger in Griechenland auftreten. Als den ersten König der Pelasger nennen sie *Inachus*, ums J. d. W. 2127, und diese Zeit der Wanderung eines Pelag'schen Stammes nach Kleinasien und Griechenland scheint auch dem Vf. am wahrscheinlichsten. Inachus aber, wie er glaubt, sey nichts anders, als Noah's Sohn, נח נח, woraus man mittelst einer Apharesis נח נח oder נח נח machte, und dies sey der genealogische Beyname des ersten Königs der Pelasger im Peloponnes gewesen, den man *Aegialeus* nannte, und nachher als eine von jenem verschiedene Person betrachtete. Auch die Tradition, welche sich bey Epiphanius (*Epist. ad Alec. et Paul.*) erhalten hat, daß Pelagiten und Reguiten nach Europa gekommen, bestätige diese Behauptung. In diesen Reguiten findet der Vf. dann die *pelag* oder *pelag*. Denn aus נח נח habe durch eine gewöhnliche Versetzung leicht נח נח oder נח נח entstehen können. Nach unsrer heutigen Geographie müßte man freylich behaupten, die Pelagiten seyen über Kleinasien zur See, folglich über das ägäische Meer nach Griechenland gekommen. Aber der Vf. glaubt starke Vermuthungsgründe zu haben, daß Griechenland mit Kleinasien ehedem zusammengehangen habe, in dem Zeitalter der Pelasger (Pelagiten) aber durch Entziehung des ägäischen Meeres sey davon getrennt worden sey. Theils führe schon die Betrachtung der Gestalt der jetzigen Fläche zwischen Kleinasien, Griechenland und Kreta auf diese Vermuthung, theils werde diese durch alte Sagen und Nachrichten bestätigt. Das Theilen der Erde zu Pelag's Zeit, dessen Moses erwähne, die Ogygische Fluth der alten Griechen, zielen auf diese Naturbegebenheit. Auch die samothracische Fluth, deren die Alten gedenken, bey welcher das schwarze Meer, bis dahin bloßes Land, in mitteländische Meer durchgebrochen seyn soll, sey dieselbe, nur daß man sie in Griechenland die Ogygische, in der Gegend des schwarzen Meeres aber, von der Insel Samothrake, die samothracische nannte. Selbst der Name *Asia* scheint es zu bestätigen, wenn man ihn von אסיה ableite, also אסיה sc. אסיה *terra dimidiata*, weil dies Land, vorhin ein Ganzes mit Eu-

repa, nach der Fluth getrennt da lag. — So wie man nun in den Pelagern, den ersten Bewohnern Griechenlands Pelegiten, folglich Semiten, findet, woraus man schon auf einen semitischen oder orientalischen Stoff der griechischen Sprache schließen kann, so löset man in der Bevölkerungsgeschichte Griechenlands auf Colonien, welche, zum Theil erwieslich, zum Theil höchstwahrscheinlich, ebenfalls semitische Sprache mit nach Griechenland brachten. Pelagus der Zweyte, den die griechischen Ueberlieferungen für einen Sohn Neptuns ausgeben, ist dem Vf. eine neue Colonie von Pelegiten, die ihren Brüdern in Griechenland nachrückten, so wie Gräkus ein Nachkomme dieses Pelagus, ein Stamm der Reguiten, oder Etrusker. In Thessalus, einem Bruder des Gräkus, glaubt der Vf. den ῥῶν, den Sohn Javan's, bey

Mose zu erkennen, indem man aus Ελαχ durch Verlesung λα oder Εαλα, Εαλα oder Εααλα machte, und ein ε vorsetzte, wie ῥαλα, aus αλα ῥαλααα aus ῥαααα ward. Diese Elyer oder Thessaler kamen gleichzeitig mit den Gräkus aus Asien nach Griechenland, und galten in so fern als Brüder. Die übrigen wichtigsten Colonien waren, die Saitisch-Aegyptische unter Cecrops in Atrika, die Phöniciſch-Kananitische unter Kadmus in Boöten, die Chemnitisch-Aegyptische unter Danaus im Peloponnes, und die Phrygische unter Pelops in Argos. Diese letztere war Semitischen und die drey ersten Hamitischen Ursprungs. Denn Mose nennt Kananiter und Aegypter unter den Söhnen, d. i. Stämmen Ham's. Die Sprache der Kananiter oder Phönicier war noch ganz Semitisch; die der Aegypter muß sich aber schon merklich davon unterschieden haben. Da also die ältesten Bewohner Griechenlands, die Pelasger und Gräken, Semiten waren, auch der Javan'sche oder Jonische Stamm und unter den Hamiten die Kadmüer ihre ächte semitische Sprache mitbrachten; so hält der Vf. sich berechtigt, semitischen Stoff in der griechischen Sprache anzunehmen. — Diese historische Ausübung ist mit Erklärungen alter Mythen durchwebt, wie bey Gelegenheit der Ogygischen Fluth, des Mythos der Menschenkriechung durch den Prometheus. So versucht der Vf. auch den Mythos von Kronos und seinen kindern historisch zu erklären. Kronos war Anführer einer nach Kreta gewanderten Pelegitischen Colonie. Dieser rückte eine Colonie des Stammes Regu (ῥῆγ) nach, und verband sich mit jener in einen Staat; (d. i. Krinos heirathete die Rhea). Aus dieser Verbindung erwuchsen bald drey Staaten, jeder mit seinem Anführer, (dies die Söhne des Kronos, Pluto, Neptun und Jupiter) Kronos, büßte sein Reich zu verlieren, unterdrückte sie bald wieder; (d. i. er verhängte sie bald nach ihrer Geburt). Allein die eine Parthey (des Jupiters) erhielt sich im Stillen, hielt Zutan ankünfte in unterirdischen Hölen, (d. i. seine Mutter, Gaa, verbarg ihn), versicherte sich des Beystandes der beiden andern Partheyen, (Pluto's und Neptuns,) räumte dem Kronos aus dem Wege, (d. i. wart ihn in den Tartarus) und theilten alle drey

sich in sein Reich. Jetzt trat die Ogygische Fluth ein. Kreta wurde vom selten Lande getrennt; der oberste südliche Theil (des Jupiters) blieb ganz übrig; Neptun Reich gränzte jetzt ans Meer, und durch diese Lage zur Schifffahrt eingeladen, wurde er Beherrscher des Meeres; Pluto's Reich versank ganz, barg sich a Solco's der Erde, w nun Pluto herrschte. So heißt sich der Vf. das Factum vor, welches Veranlassung zu dem bekannten Mythos von Kronos und seinen Söhnen gab. — Den Mythos vom Raube der Europa erklärt der Vf. so: Unter Agenor, König von Sidon, stellt er sich keine einzelne Person, sondern die ganz phöniciſche und kananitische Nation vor. Diese lebten im Westen, an der Küste des mittelländischen Meeres, jetzt Europagenannt, Colonien ausgesandt, und Landereyen in Besitz genommen. Dies Land nannte man von seiner Lage gegen Phönicien den ῥῆγ, ῥῆγ.

Daher der Name Europa, und nach morgenländischer Weise wurde diese Colonie die Tochter ihres Mutterlandes genannt; (d. i. Europa war eine Tochter Agenors). Der neunte König in Kreta, Laphis, führt auch die Beynamen Jupiter und Taurus (ῥῆγ, ῥῆγ). Dieser raubte den Phöniciern ihre Besten in den Küsten, die sie das Westland, ῥῆγ, nannten. (d. i. Jupiter in Gestalt eines Stiers raubte die Europa). Zur Befestigung der Erklärung des Namens von Europa führt der Vf. in der Vorrede noch den Ausdruck ῥῆγ, ῥῆγ an, welches nicht Wolfe des Abends, sondern des Westens heißen soll. Wolfe, die im Westlande, in Europa sind, welche der Kauf, vielleicht übertrieben, als sehr grimmig darstellte. Es wäre dann ein ähnlicher Ausdruck, wie die Araber

den Greif عقاب مغرب, den Greif des Westlandes nennen. Indessen scheint Rec. jener Ausdruck doch mehr eine Gattung von Wölfen zu bezeichnen, so wie Sparrmann in seiner Reise nach dem Gebirge der guten Hoffnung erzählt, daß man dort eine Gattung von Wölfen den Abendwolf nenne. — Nachdem nun der Vf. die historischen Beweise für den morgenländischen Ursprung der griechischen Sprache ausgeführt hat, so sucht er an den Fürwörtern, an dem verbo substantivo und andern griechischen Wörtern verschiedener Art ihren semitischen Ursprung zu zeigen. ῥῆγ oder vielmehr das dorische ῥῆγ und ῥῆγ soll mit einer leichten Verlesung ῥῆγ seyn, α oder das dorische τῶ, altha (ῥῆγ mit verchlungenem α) thā, ta. In α

τῶ sey das αὐ aus ῥῆγ oder dem aramäischen αὐ (hau) entstanden, und τῶ ein bloßes Anhängsel: ῥῆγ soll ehemals ῥῆγ gelautet haben, und dies aus ῥῆγ (für ῥῆγ) gebildet seyn. In ῥῆγ sollen die ersten Buchstaben ῆγ, der Urstoff des Worts aus ῥῆγ (ῥῆγ) corruptirt seyn, so wie ῥῆγ, ῥῆγ im Nominativ ῥῆγ, ῥῆγ und ῥῆγ, ῥῆγ im Nom. ῆγ, ῆγ laute, und also das ῆγ verloren habe. In diesem ῥῆγ, ῥῆγ sey die erste

trische Sylbe nur radical, und aus מ, מ', מ'', welches nun plattaramaisch mit ך, wie du aussprach, entstanden, aber bloße Formelendung der gebildeten griechischen Sprache. *ἐπινοια* ist offenbar aus *ἐκεί* gebildet, welches mit *ἐκεία*, *ἐκείνα* auf einem Stamm gewachsen. Diesen Stamm findet der Vf. in dem cornupisiten פני, welches erst *פניא*, und mit verschlucktem ם, פניא gäbe. ם, ם' ist der hebr. Artikel ם, so wie auch ם, ם', wobey das Endsigna bloß griechische Termination ist. *תל*, *תל* vielleicht aus תל, arabisch تال, י oder mit aramäischer Aussprache תל, vielleicht auch aus תל oder תל, welches bekanntlich auch aliquis bedeutet, mit vorgesetztem ת. Eben so soll auch der Urstoff des Verbi *על* in den semitischen Fürwörtern zu finden seyn, da diese die Stelle des inangularen Verbi substantivi vertreten. Es muß also *על* von על herkommen, also ursprüng-

ich *εἶς* gelastet haben, wie es in dem dorischen *εἷς* noch sichtbar ist. Die übrigen Personen werden uns dieser ersten gebildet, und nicht mehr für so ganz semitisch erkannt. Das Augment in den abgeleiteten Temporibus vergleiche der Vf. mit dem *Van converso*. Endlich liefert er noch auf 80 Seiten aus dem Buchstaben α ein Verzeichniß einzelner Wörter, in welchem er den semitischen Ursprung noch für erkennbar hält. Hier nur zur Probe diejenigen, welche am meisten für sich zu haben scheinen: *ἀνελ* vergl. *אנל*, und folglich davon auch das sogenannte α *privativum*, oder *α-*. — *ἀμα* vergl. *אמ* oder das Syr. *אמל*. *ἀλάω* vergl. *לל*, *ἀγαπάω* *חבב*; *ἀγέμεν*, *ננן*; *ἀγέλη* *לל*

arab. **حَال** *grez, armentum; ἀσέω, ἀνδρῶν* vergl.
חַיָּה chald. **חַיָּה** *gavisus, lactatus est; αἰνέω* vergl.
עָנָה in so fern es loben heisst. **אֵיף, יָן** *ἀνός,*
אֶמְנָה oder **אֶמְנָה** *ovis, agnus. ἀγγελῶν, אֶמְנָה* arab.
كَل *manifestam reddidit, divulgavit rem, mit wel-*
חַל chem **נָה** oder **נָח**, auch das äthiopische **נָה**

verwandt seyn muß, wovon sich noch im Hebraïschen אָרְיִן, der Brief, erhalten hat. ἀρχαὶ vergl. קַנְתֵּי אֲרָבָאִין יוֹצְרֵי: αὐλέω ἤλη und αὐλός ἡריה. Zur Probe, wie der Vf. mit der Reduction hebräischer Wörter auf griechische verfährt, wo beide nicht zu harmoniren scheinen, mögen folgende Beispiele dienen: ἀγαθός soll dem hebr. טוֹב und צַדִּיק seinen Ursprung zu verdanken haben; erst eine Versetzung des γ und θ: ἀγαγόν, dann eine Verwechselung des mit γ (wie ἡλιφωρα doriſch für מלך פזרה), so hätte man ἀγαθός: λή nun α servil, so wäre ζαβ bloß radical, hebr. צָב. Soll α auch radical seyn, so haben wir das

orientalische אנש, welches auch in der Form אנש vorkommen konnte. Eben so wird אנש mit אנש verglichen; אנש soll nämlich in alten Zeiten אנש gelausert haben, folglich auch die Radicalbuchstaben seyn. Jenes letztes ש für ס steht, wie man dörich סנש für סנש spricht. Demnach hätte man das semitische ins, ens, ans, hebr. אנש (für אנש und אנש). Ans ward durch platte Aussprache zu ans und mit der griechischen Endung us, ausus, contrahirt aus — Obgleich man in dergleichen Ableitungen den Scharfsinn des Vf. nicht verkennen kann, so ist doch zu zweifeln, daß sie wegen der vielen willkährlichen Veränderungen einen ausgebreiteten Beyfall erhalten werden.

VOLKSSCHRIFTEN.

KÜHNBERG, im Verl. der Raw'schen Buchh. *Der graue Mann* (.) eine Volkschrift. Herausgegeben von Dr. *Johann Heinrich Jung* (.) Hofrath und Professor in Marburg (.) sonst auch Heinrich Stilling genannt. Erstes Stück. 1795. 72 S. 8. (4 gr.)

Es gehört nicht wenig dazu, zu entscheiden, ob der Vf. der vorliegenden Schrift mit dem Leser seinen Spott treibe oder nicht. Wer in aller Welt sollte nicht glauben, daß er einen Thomas Münzer oder Schwendenborg habe zeichnen wollen, wenn er seinen grauen Mann auf folgende Weise auftreten läßt: „Ich bin der Gefandte des Herrn aller Herrn und des Königs aller Könige, der sich jetzt gegen die Macht der Finsterniß zum letzten Kampfe rühet, und alle seine Feinde endlich gewiß mit dem Schwerdt(e) seines Mundes, welches ist das Wort Gottes (soll) sein eignes Wort befehen und überwinden wird. — Der Herr; der mich zu euch gefandt hat, will auch, daß ihr alle dorthin in mein Vaterland reifen sollt. — Die göttlichen Gerichte rücken immer näher heran — Die Prediger erfüllen ihre Pflicht nicht; sie sollten das Volk überzeugen, daß die wahre Ursache aller göttlichen Gerichte und also auch des gegenwärtigen Krügs bloß und allein darin bestehe, daß man sich durch Gottes Güte nicht zur Buße leiten lassen will, und daß er also auch strenge Mittel veruchen müsse. — Die Prediger sollten ihre Zuhörer auf das grandtose Verderben, das in jeder menschlichen Seele von Natur herrschend ist, aufmerksam machen.“ Ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch am Ende des 18ten Jahrhunderts solchen Unsinn aussprechen kann? — oder liegt wohl ein vernünftiger Sinn in folgenden Worten: „Das Wollen giebt Gott einem jeden durch die gründliche Überzeugung von der Wahrheit des Evangeliums, so bald er nur dies Wollen ernstlich will. Dieses — Will — ist seine Sache und jenes Wollen Gottes Sache. In eincandern Stelle sagt der Vf.: „Im Himmel hat man einen König, den Hn,

Christum und auch andere untergeordnete Obrigkeiten. Man kann leicht denken, daß sich der Vf. in Versen noch herzbrechender ausdrücken werde. Hier sind die Pöben:

„Der Glaube liegt, wenn man des Creuzes Fähnlein
führt

„Und bis aufs Blut sich in dem (den) schönen Kampf
begiebt.

Soldaten und Prediger fallen in Ohnmacht, wenn

der graue Mann mit seiner Donnerstimme sagt: „ihre
seyd Kinder des Todes.“ — „Der Herr Jesus Christus
„wird einen Blitz nach dem andern auf euch herab-
„schleudern, und euch in den Abgrund des ewigen
Verderbens stürzen.“ — Wer sollte glauben, daß
eine Brochüre, die solche Bissphemen enthält, eine
Volkschrift zur Beförderung der wahren Aufklä-
rung seyn soll, und daß man sich nicht entblödet hat,
den Namen Jung. Hofrath und Prof. in Marburg,
auf den Titel zu setzen?

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARGESCHICHTE. *Gotha*, b. Perthes: *Johann Albrecht von Widmanstadt*, österreichischer Kanzler und großer Orientalist; aus sichern Quellen bio- und bibliographisch dargestellt von G. E. Waldau, Auditor der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Lorenz, Inspector der Predigtamt- Candidaten und der Kirchen- und Gelehrten- Geschichte Professor in Nürnberg, 1796. 96 S. 8. — Noch immer fehlen uns einige Hauptstücke, die man nachwendiger Weise wissen mußte, wenn man eine sichere und zusammenhängende Biographie dieses merkwürdigen Mannes, der sich vorzüglich durch die Herausgabe des ersten syrischen N. Testaments vorwiegend hat, liefern wollte. Man hat sich deswegen bisher nur immer mit Bruchstücken behelfen müssen, die ihm und wieder zerstreut angetroffen werden. Und diese hat denn nun der Vf. des gegenwärtigen Aufsatzes zusammengetragen, und so in und miteinander zu verweben gesucht, daß sie jetzt bey ihm ein Ganzes ausmachen. Daß sich derselbe dabey meistens und fast durchgehendes der eigenen Worte seiner Fragmentisten, die er S. 3 ff. größtentheils selbst anseigt, bedient habe, möchte ihm vielleicht bey einigen schärfern Censoren, als Rec. zu seyn pflegt, zum Vorwurf gereichen, und in der That hatten wenigstens ein und andere Stellen, wo die Verfasser jener Fragmente geradezu von sich selbst reden, etwas anders eingekleidet werden können, damit es nicht gar zu sehr in die Augen gefallen wäre, als hätte sich Hr. V. etwas zueignen wollen, das doch wirklich nicht sein ist. *Johann Albrecht Widmanstadt*, *Widmanstädter*, sonst auch *Lucretius* und *Alexander* genannt, ist zu Neudingen, in dem Gebiete der Reichsstadt Ulm, im J. 1506, oder, wie andere wollen, 1507 geboren worden. Seine Aeltern sind unbekannt, doch mögen die nicht unbedeutend gewesen seyn, da er Güter besaß, die er vermuthlich von ihnen erbt. Ob das Wappen, das er führte, seiner Familie schon vorher eigen gewesen, oder ob ihm solches erst vom Kaiser Carl V., der ihn 1548 in den Reichsritterstand erhob, gegeben worden sey, ist ungewiß. *Gregorius Boulserus* war einer seiner ersten Lehrer in seiner Vaterstadt. Er zog aber bald nach *Twiningen*. Hier hatte er den D. *Jacob Joss*, nachmaligen österreichischen Hof-vicekanzler, dessen Tochter er geheiratet haben soll, zum Lehrer in der Rechtsgelahrtheit, und besonders im Hebräischen und Griechischen, wozu er von jeher eine ganz vorzügliche Neigung hatte. Nun eilte er nach Italien, wo er so glücklich war, an verschiedenen Orten Männer anzutreffen, durch deren Unterricht er seine Kenntnisse zu erweitern, und sich besonders in den morgenländischen Sprachen zu vervollkommen

nen, ja selbst als öffentlicher Lehrer theils in *Turin*, theils in *Neapel* aufzutreten im Stande war. So weit möchte in der Lebensgeschichte dieses Mannes das meiste so ziemlich in der Ordnung auf einander folgen. Allein seine übrigen Begebenheiten, besonders seine, wie es scheint, öfters veränderten Bedingungen, so wie seine Bekanntschaften am päpstlichen Hofe und mit verschiedenen Cardinälen müssen noch mehr aufgeklärt werden. Nach S. 16. soll er Gelegenheit gehabt haben, im Jahr 1539 im Gefolge Kaisers *Carl V.* nach *Rom* zu reisen; und S. 41. wird gesagt: *seine ersten* Dienste seien gewesen in die Zeiten, da er mit *Carl V.* im J. 1539 nach *Italien* ging. Um diese Zeit war der Florentinische und Neapolitanische Krieg, in deren letzterem er unter dem bekannten *Garcias* zu Pferde, im ersten aber zu Fuß diente. Nach einem S. 7. angeführten Briefe aus *Rom* von 1535 war er Secretär bey dem Cardinal von *Schoenberg*, wobey bemerkt wird, daß er damals ein Jungling von 24 Jahren gewesen sey. — Wie läßt sich dieses zusammenreimen? Nach dieses Cardinal's Tode, der in das J. 1537 gesetzt wird, soll er bey dem Papste selbst in Diensten, hierauf eine Zeitlang in *Sicilia*, und endlich in *Venedig* gewesen seyn, bis er nach Deutschland zurückkehrte. S. 46. finden wir ihn im J. 1543 in *Leidstadt*, wo er bey dem Herzog *Ludwig* von *Baiern* die Stelle eines Raths bekleidete. Nach S. 23. war er noch im J. 1552 in den Diensten des Bischofs zu *Augsburg* *Otto* gewesen, und doch soll er sich schon 1551 von öffentlichen Geschäften frey gemacht, und auf seinen Gütern in *Schwaben* privatise haben. Allein der um diese Zeit ausgeschlossene verderbliche Krieg, durch welchen auch *Schwaben* sehr mitgenommen wurde, nöthigte ihn sammt seiner Frau und Kindern auszuwandern, und in *K. Ferdinands* I. Staaten zu ziehen, der ihn Anfangs zu seinem Rath und nachher zum österreichischen Kanzler machte. Aber auch diese Stelle legte er 1556 wieder nieder, und verwechselte sie mit einer Dömherrn-Stelle zu *Presburg*. Ob er schon 1558 oder später gestorben sey, ist ungewiß. Von dem endlich, nach vielen misslungenen Versuchen, durch die Unterstützung *K. Ferdinands* im J. 1555 glücklich zu Stande gebrachten Druck des syrischen N. Test. und von den Verschiedenheiten der noch vorhandenen Exemplare dieser Ausgabe hat der *Ed. D. Hirt* zu *Wittenberg* im I. u. V. Band seiner *oriental.* und *alexandrinischen* Bibliothek die beste Nachricht gegeben. Seine Bücherammlung, die sehr ansehnlich gewesen seyn muß, befindet sich zu *München* in der kurfürstlichen Bibliothek.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. März 1797.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, i. d. Müllerschen Buchh.: *Italianische medicinisch-chirurgische Bibliothek, oder Uebersetzungen und Auszüge aus den neuern Schriften der italienischen Aerzte und Wundärzte.* Herausgegeben von D. C. Weigel. II. Band zweytes Stück, nebst Register und 1 Kupfertafel. 1796. 218 S. gr. 8. ohne das drey Bogen starke Register: (16 gr.)

Hier fährt Hr. D. Weigel, ohne fernere Beyhülfe Hr. D. Kühns, fort, diese Auszüge herauszugeben, die die Auswahl gewinnt im Ganzen immer mehr an weckmäßigkeit, so wie die Anmerkungen des Herausgebers an literarischer und praktischer Güte zunehmen. Doch wäre etwas mehr Abkürzung weitweiserer Aufsätze noch immer zu wünschen: 14. L. Franks *Heilung einer Wassersucht.* Der gewöhnlich allzu schwachen harntreibenden Arzneyen üde, gab er, außer Mohnsaft, einem Kranken mit titich- und Hollunderhoh la erhöhten Gaben Jappe, so daß auf den Tag endlich eine halbe Unze um, — endlich noch ein Zusatz von Gammigutte s zu 30 Gran täglich. Diese Arzneyen wirkten bloß s Reizmittel, nicht als Purganzen. Das Wasser floß urch die Harnwege bis zur Genesung. Das Dürandhe Mittel gegen Gallensteine, aus Vitrioläther, Terenhiöl, Münzwasser und Eidouten, half (S. 19.) i einem Falle. — S. 22. Han. Pareo über Verrenngen des Schenkelheins. Die eine Verrenkung war of- und hinterwärts. Auf dem Tische liegend und abgehalten vom Kranken der Obertheikel (mit abognum Knie) senkrecht aufwärts durch vier Hän-e glotzlich gerückt; die Einrichtung war auf einen ug vollendet. Ein andrer ähnlich ausgenekter hersehenkel ward schiefl aufwärts (S. 25.) angezogen nd so eingerichtet. Bey dieser Biegung erschlossen te Muskeln; welches bey ausgestreckter Lage so schwer zu bewirken ist. — S. 28. J. Plajant's über ie Einrichtung des Oberbeins ohne Maschine. Die Verrenkungen nach vorne und unten scheinen die gewöhnlichsten zu seyn. Er erschlaßt die Muskeln urch Aderlässe (mit grosser Oeffnung) bis zur Ohn- micht, und dann sey die Einrichtung leicht. — S. 41. Ebend. Vom Wasserkopfe. Ein innerer und äußerer Wasserkopf (S. 48.) durch aufgelegten Meerzwiebel- wein geheilt. — S. 50. Ebend. Ueber die Heilung is Nagelgeschwürs. Seine Erfahrung hat ihm Um- schläge von verfaultem Vitriolgeiste und die Auflösung einer kamphorirten Quecksilbersalbe als das hülfreich- ste gereigt. (Etyas weischweig erzählt!) — S. 61. A. L. Z. 1797. Erstler Band.

L. M. A. Caidani über die Folgen des verschluckten Gla- ses. Fein und grob geflossenes, ja selbst nur zerkauc- tes Glas hat einem jungen Menschen, dem V. selbst, und einem andern Arzte (Mandrizzato) auch in grö- ßerer Menge verschluckt, keinen Nachtheil verur- sacht. Es sey gar nicht giftig zu achten. Dieser Aus- spruch könnte aber zu schädlicher Nachlässigkeit ver- leiten, wenn man nach unvorsichtiger Verschluckung von Glase vorzüglich bey nüchternem Magen, ölige, schleimige und breyartige Mittel drauf zu geben un- terlassen wollte. — S. 66. J. B. Paketa. Anwendung der Mazzonischen Sprütze in der Colica sercorea. Sie hat viel Aehnliches von einer Feuerprütze mit dop- peltem Stiefel. Wenn man vier Pfund laues Wasser, eingeprüßt hat, wartet man ein wenig und fährt dann fort, bis der Kracke eine Vollheit spürt. Man laßt ihn in Ruhe und sprüßt eine Viertelstunde dar- auf wieder ein, und dann sofort alle fünf Viertelstun- den. Man nimmt Bähungen zu Hülfe. Das übelde- chend oder mit Koth abgehende Wasser ist ein güns- tiges Zeichen. Ein glücklich damit behandelter (schlim- mer) Fall. Die Gegenwirkung der Tulpischen Klap- pe (S. 74.) läßt sich ohne Gefahr überwinden. Noch drey (S. 76. 77. 79.) glückliche Fälle. Auch zur Tot- tung der Würmer schlägt er sie vor. S. 83. Pet. Frank, nützliche Verbindung des Moschas mit Moh- nsaft gegen trocknen Brand. Drey Gran des erstern mit zwey Gran des letztern thaten mehr als vorher 14 Gran des letztern allein (mit ungünstigen Zufällen). — S. 85. P. Moskati, über die Verhärzung des Zelle- webes bey Kindern. Inendlich angewandten Aethe- r oder verfaulten Vitriolgeist habe er am hülfreichsten. Er fand oft Leberverhärzungen in den Leichenmen. Zeichen der Besserung war eine Art Schwämmchen auf der Zunge. (S. 87.) Ein täglich getrunkenes Dek- kokt von einer Unze gegessenen Leinfamen gegen Gicht. Es ward doch auch China dazwischen ge- bragt und Klystire. — S. 89. K. F. Fontana, ana- tomische Bemerkungen. Die Samenbläschen in den Samenbläschen wären von gleicher Art als die man in den Samengängen, Hoden und Nebenhoden finde; erstere wären also wahre Samenbehälter. Der Inter- kostalnerv entpringt nicht vom sechsten Paare; es ist gar keine Verbindung dazwischen. Es werfen sich bloß Fäden vom ersten auf die Scheide des letztern. — Das nicht mehr schlagende Herz wird zur Bewe- gung gebracht, wenn der eine Theil des Muskels auf ein Stück Zink (nicht, wie hier als Druckfehler steht, Zucker), das andre auf ein Stück Spiegglas (Metall?) gelegt und beide Halbmetalle mit einem Konduktor in Verbindung gesetzt werden. Dies gelingt, wenn auch

auch das Herz in Stücken geknitten ist; auch nervöse Thiere, Regenwürmer und Insekten ziehen sich davon zusammen. — S. 94. M. Rossi über die *Absorption und den Uebergang der Galle in die Blase*. In einer Leiche fand der Vf. den Theil, wo der Blasen gang sich mit dem Lebergange zu verbinden im Begriff war, mit einem Steine verstopft und die Blase so klein, daß sie fast unsichtbar war. Aus dieser Wahrnehmung, so wie aus nachgängigen anatomischen Einspritzungen schließt er, daß Hälter recht hat, wenn er die Gallblase bloß für einen Behälter der Galle ansieht, die aus der Leber durch den Lebergang und dann rückwärts durch den Blasen gang ihr zugeführt wird. — S. 100. Vosselt über die Folgen von Auflösung der Haut mit Gasarten. (Noch sehr unreiche Versuche.) — S. 105. M. de Macchi von den Folgen einer Zurückhaltung des Samen wegen Rigidität des Duktus ejaculatorius. (Ein merkwürdiger, belehrender Fall.) — S. 110. P. Affalini's Staoaroperations schnepper; denn so kann man das hier beschriebene und abgebildete Staaarfaßinstrument nennen, eine Aehnlichkeit von dem Querschnitt. Er setzt es einige Tage vorher mehrmals an, um das Auge an den Druck des Werkzeugs zu gewöhnen. — S. 129. A. Scarpa's anatomisch-physiologische Bemerkungen. Bloß der Zungennerve des sechsten Paares und nicht der Glossopharyngeus giebt die Geschmacksnerven her. Zwey Fälle von Kranken (S. 132), bey denen die Bewegung der Zunge und die Sprache verloren, der Geschmack aber sehr fein war. Die kramphasthen und schwertvollen Krankheiten der Lungen (S. 137.) haben ihren Sitz in den Luftröhren und dem Stamme derselben; daher die Pneumonie richtiger Bronchitis genannt wird. Der größte Schmerz der Lungen substanz, deren Nerven klein und schwach sind, ist ein drückender, stumpfer. — S. 139. J. Tumiati über die Hodenhäute und die Veränderungen des Hodens vor und nach der Geburt. (Ein für die Absicht dieses Journals viel zu weitläufiges, mit einer Menge Hypothesen durchwebter Aufsatz, die der Herausg. zum Theil berichtigt.) — S. 204. J. V. Zeviani, Leichenöffnung eines Weintrinkers. Merkwürdig. Ein Loch in dem kirschrothen Magen, wodurch die erweiterte Milz eingetreten war. Unthätigkeit, anhaltender Verdruss, Magenschmerzen, Kolik und endlich Melancholie waren die Vorgänger. Beylauff von einer am Grimmelarme angewachsenen, geschwürigen Niere, die ihren Eiter in erstern ergossen hatte. — S. 210. G. Villa, von einer Magenentzündung durch (zwey Loth) Salpeter (nach einer vorhergegangenen Halsentzündung), — S. 213. Von Ebdem. Eine Wasserscheu, nach Quecksilber, Moschus und Moharste dennoch tödlich. Die Eingeweide der Brust fand man alle sehr trocken, den Kopf gesund; nirgends Entzündung. — Das sehr vollständige Register beweicht die Brauchbarkeit dieser beiden ersten Bände.

MANUELIN, b. Schwan u. Götz: *Grundriß über die Behandlung der Krankheiten des Menschen, zu*

akademischen Vorlesungen bestimmt, von Johann Peter Frank, S. K. K. Ap. Maj. des politischen und ökonomischen Magistrats zu Mayland Rathe, der medicinischen Facultät und Spiraler in der österreichischen Lombardie Vorsteher, des Spitals in Pavia zum h. Mathias Oberaufseher, der, besonderen Heilkunde und Klinik auf der Universität zu Pavia ord. öff. Lehrer, verschied. Gesellschaften Mitgliede etc. Erster Theil von den Fiebern. Unter eigener Aufsicht des Hn. Verfassers aus dem Lateinischen überfetzt. 1794. 184 S. — Zweyter Theil von den Entzündungen. 1794. 303 S. — Dritter Theil von den hitzigen Ausflüssen. 1795. 271 S. gr. 8.

Der Uebersetzer ist weder mit den Sprachen, noch mit dem Gegenstande, von dem das Buch handelt, bekannt; denn ungeachtet auf den Titelbлатte steht, daß er unter der eigenen Aufsicht (aber ganz gewiss nicht mit dem Beyfall) des Vf. überfetzt hat, so hatte doch kaum die Schlechteste unserer Uebersetzungsfabriken eine elendere Arbeit liefern können. Beweise davon findet der Leser auf jedem Blatte. Wir wollen hier nur ein paar Beyspiele anführen. S. 102. Nunc morbo per horas ingravescente, matutinae ris non dispartem remissionis vestigia. „Nun nimmt die Krankheit sichtlich zu, bis endlich gegen Morgen, die Spuren des Nachlasses fast ganz verschwinden.“ — Arteriae, vix plenae, sed contractae, celeriter moeuerunt; urinae paucae, crassiores, foetidaequae, nescientes agroyto, cum alio liquidiori, cirescente, aeruginosa, vel brunea, olidissima, deponuntur. „Die kaum vollen, sondern zusammengezogenen Schlagadern bewegen sich schnell; ein weniger, etwas dicker, sinkender Harn, und ein flüssiger, grünlicher, Grünspanähnlicher, oder brauner, sehr üchter Urath, gehen unwissend von den Kranken ab.“ — Die zwey folgenden Theile sind etwas besser überfetzt, aber noch bey weitem nicht so wie das vortreffliche in unserer Zeitung (Jahrgang 94. Nr. 212. 213. und Jahrg. 95. Nr. 115.) mit gebührendem Lobe angezeigte Original es verdient hätte.

KOPENHAGEN, b. Proft: Friedrich Ludwig Bang (s.) erster (er) Arzt (es) am Friedrichs-Hospital, und designirter (er) Professor (s) auf der Universität zu Kopenhagen, medicinische Praxis, systematisch erklärt und mit ausgewählten Krankengeschichten aus dem Tagebuche des Friedrichs-Hospitals erläutert. Aus dem lateinischen überfetzt und mit einem Register versehen von D. Friedrich Adolph Heinze. 1791. 762 S. 8.

Das Werk selbst ist ein Handbuch für die ausübende Arzneywissenschaft, nach Fr. Boissier de Sauvages Ordnung, mit kurzer Beschreibung der Krankheiten, Angabe der vornnehmsten Arten jeder Gattung, den diagnostischen und prognostischen Kennzeichen, und der Heilung. Das Princip der Heilung ist nicht überall auf die Gesetze der allgemeinen Therapie gegründet, daher dieses Werk leicht zu der phrasen in unsern Tagen sehr

hr geüßigten Empirie führen könnte; wobey noch zu bemerken ist, daß dieses Werk für diejenigen vorzüglich geschrieben ist, welche die praktische Medicin am besten Anleitung des Vf. in dem Krankenhause zu Kopenhagen lernen wollen, um die Lehrlätze und Theile der praktischen Heilkunde, die sie bey den klinischen Übungen nur hin und wieder, unvollständig und ohne Zusammenhang hören, in dem Buche wiederholen zu können. Die Uebersetzung gehört unter die tüttelmäßigsten Arbeiten dieser Art. Dals der Uebersetzer der deutn Sprache nicht mächtig sey, zeigt schon der fehlerhafte deutsche Titel.

GESCHICHTE.

HALLÉ, b. Hermann *de: Historisch-statistische Uebersicht der merkwürdigen Europäischen Staaten aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Staatszwecks, entworfen von Christian Dan. Voss. 1795. 1 Alph. 5 Bog. 1/2. (1 Rthlr.)*

Der Rath V. hatte laut der Vorrede die Absicht, den Lehrern der obersten Classe in den Schulen, und für den ersten Curfus auf Akademien ein Lehrbuch zu liefern, nach welchem sie eine solche Uebersicht der Geschichte und Statistik der vornehmsten Staaten, aus dem angegebenen Gesichtspunkte vortragen konnten. Endlich will er auch den bereits Unterrichteten durch dieses Buch die Vergleichung der verschiedenen Staaten, in Hinsicht jenes Gesichtspunktes erleichtern. Er spricht von diesem Vorlesuche in der Vorrede mit Becheidenheit, und Rec. verkennt das viele Gute, welches das Buch enthält, keineswegs, muß aber doch gestehen, daß es mit dem Zwecke gar nicht, und mit der Ausarbeitung nicht überall zufrieden seyn kann. Was ist sein Zweck? In der Geschichte: zu zeigen, wie die höchste Gewalt in einem jeden europäischen Staate, und in einem jeden Zeitpunkt durch innere und auswärtige Unternehmungen entweder richtig und mit Glück die Erreichung des höchsten Staatszwecks; das höchste Wohl, dessen die Gesellschaft fähig ist; befördert, oder wie sie demselben entgegen gearbeitet habe. In der Statistik: darzuthun: in wieferne jetzt in einem jedem Staate dieser Staatszweck erreicht, oder verfehlt sey. Und wem will der Vf. diese erhabenen Unterfuchungen der Geschichte vortragen? Primanern, oder angehenden-Studenten, denen es an allen möglichen Vorkenntnissen fehlt, den Lehrern zu verstehen! Und wer sollen diese Lehrer zum wenigsten zum Theil seyn? Schulmänner, von denen man dieses tiefe Eindringen in die Geschichte weder erwarten noch fordern kann, ja denen es selbst nicht gut wäre, wenn sie es sich erwürben, da es das ganze gelehrte Leben eines Mannes erfordert; und sie von dem, was man hauptsächlich von ihrem Unterrichte fodert, zu sehr durch dieses spitzliche Studium der Geschichte zurück gehalten werden würden. Der Nothwendigkeit einer sehr großen Büchersammlung, die eine solche Kenntniss der Geschichte und Statistik voraussetzt, nicht

einmal zu gedenken. Sollte indeffen auf dieses alles nicht Rücksicht genommen werden; und wollte man behaupten, daß ein solcher Unterricht auf Schulen thunlich, und für Schüler und angehende Studenten nützlich wäre; so müßte denn doch das Buch, nach welchem er erteilt werden könnte, von anderer Beschaffenheit seyn, als das gegenwärtige. Denn in der Geschichte ist viel zu wenig Rücksicht auf diejenigen Begebenheiten genommen worden, wodurch der höchste Staatszweck entweder am meisten befördert wurde, oder hätte befördert werden können. Am besten ist dieses in der preussischen Geschichte geschehen, und doch ist auch hier manches nicht erwähnt, was unmittelbar auf den letzten Staatszweck hinzielte; z. B. die Aufnahme der französischen Reformirten, der Fürstenabund, das neue Gesetzbuch. Von dem, was des Czars Iwan II Regierung gesagt wird, hätte vieles wegbleiben können, wenn anstatt desselben, dieses Prinzen (der den Liefländern deswegen den Krieg ankündigte; weil sie Karl V. verhinderten, ihm eine Kolonie Handwerker und Künstler zu senden), Beuthungen um Rußlands Kultur angeführt wären. Wie kann man sagen, daß ein Buch dem Lehrer Anleitung geben soll, die Geschichte aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Staatszwecks vorzutragen, in welchem gar kein Wink von dem falschen Gebrauch gegeben wird, den die Spanier von Amerikas Entdeckung machten? Die Statistik, der zweyte Abschnitt, in der Uebersicht eines jeden Landes, ist zu kurz und oberflächlich, als daß ein solcher Leitfaden etwas zur Erreichung der Absicht des Vf. beyntragen könnte. Eher würden wir es empfehlen, wenn ein junger Hofmann, ein Officier, oder ein Kaufmann einen allgemeinen Unterricht über Geschichte und Staatsverfassung der vornehmsten Länder zu erhalten wünschte, der ihn das lehre, worauf er zu sehen hätte, wenn er ausführliche Geschichtsbücher, statistische Nachrichten oder Reisebeschreibungen liest. Denn man kann H. V. einen richtigen historischen Blick, gesunde Beurtheilungskraft und eine liberale Denkart keineswegs absprechen, und diese Eigenschaften herrschen auch durch das ganze Buch. Aber die Erfahrung wird ihn lehren, daß, wie es überall jetzt ein schweres Unternehmen ist, bey dem jetzigen Vorrathe guter, historischer oder statistischer Vorlesbücher ein neues zu schreiben, sich die Schwierigkeiten noch ungemein vermehren, wenn man dabey sich einen speciellen Zweck vorsetzt und ankündigt. Historische Talente, welche er allerdings besitzt, reichen dazu nicht hin; sondern man muß damit den geduldrigen und mühsamsten Fleiß verbinden. Nicht nur kann dadurch allein die Arbeit das Lob der Zweckmäßigkeit erhalten, sondern es werden auch kleinere Beweise der Pflichtigkeit vermieden, dergleichen hier selbst in der preussischen Geschichte anzutreffen sind. So steht z. B. S. 20.: der große Kurfürst habe bey seinem Regierungsantritt ein Land erhalten, das nur anderthalb tausend Quadratenen groß gewesen sey, und habe seinem Sohne einen Flächenraum von

beynahe viertelhalb tausend Quadratmeilen hinterlassen. Allein das preussische Land machte bey Friedrich des Großen Absterben nur 3600 Quadratmeilen aus, nachdem Pommern, Schleien, Ostpreussen und Westpreussen dazu gekommen waren. S. 47. treffen die einzelnen Zahlen des Flächeninhalts besondrer Theile des Staats, nicht mit der angegebenen Summe des Ganzen zu.

BERLIN, b. Matzdorf: Lehrbuch der Geschichte für junge von Adel welche zu Staats- und Kriegsgeschäften erzogen seyn wollen. Von Th. J. Dittmar, Professor am vereinigten Berlinischen und Collatischen Gymnasium. 1791. 612 S. und 3 Bog. Reg. und Vorrede. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie das Buch zu dem Titel gekommen sey, wird niemand errathen, wenn er beide besonders vor sich nimmt. Das Buch selbst hat der nun verstorbene Vf., ohne dafs es, wie der Schmötzitel sagt, *erster Theil* zu seyn brauchte, über die Staatsverfassung des deutschen Reichs betitelt. Seine Absicht ging dahin, der adelichen Jugend ein Buch in die Hände zu geben, woraus sie, selbst ohne mündlichen Unterricht, und noch vor dem Eintritt in ein Gymnasium, oder in das Cadettenhaus, mit der Staatsverfassung des deutschen Reichs sich bekannt machen könnte. Zu dem Ende ist das Buch auch in 48 Lectionen vertheilt und einer jeden eine Reihe Fragen angehängt worden, welche zur Selbstprüfung und Wiederholung dienen sollen. So gern wir nun die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der vaterländischen Geschichtskunde für jeden gebildeten Deutschen zugeben, so sehr wir doch nicht ab, wie ein Landjunker ohne Lehrer daran Geschmack finden, noch weniger, wie er sich selbst gerade aus einem Buche wie dieses für den ersten Anfang belehren solle. Ob man gleich dem Vf. Kenntniß, Fleiß und eignes Nachdenken nicht abprechen kann, so stößt man doch hier von der ersten bis zur letzten Lection auf eine Menge einseitiger Vorstellungen, Hypothesen, schiefer Angaben, Unwahrheiten und Mißgriffe. Wie Reichthummittelbarkeit, Standshaft und Lehnabhängigkeit von einem andern Reichthum mit einander bestehen können; was der kaiserlichen

Hohheit, was der Landeshoheit wesentlich sey; wie die Rechte der Kirchenpartheyen nach Gesetz und Herkommen sich verhalten, was eigentliche Rechte der Reichsvicarien, was bloße Präerogationen sind — u. s. w. darüber wird kein Lehrling hier sich gehörig belehren können. Auch finden sich solche Fehler hier desto mehr, da sich der Vf. nicht bloß auf die gegenwärtige Verfassung eingelassen hat, sondern auch zugleich den Ursprung derselben hat darstellen wollen. Wenn nun z. B. jemand fragt, wie Landeshoheit, Reichsstädte und Reichsritterschaft aufgekomen sind, so erhält er von Hn. D. folgende Antwort: „In der Mitte des 13ten Jahrh. sängen die Grafen auch an, den Gerichtsbezirk, der ihnen endlich erblich verliehen worden war, für ihr Eigenthum anzusehen, behielten die kaiserlichen Einkünfte zurück, behandelten ihre Untergebenen wie Unterthanen, ließen sich von ihnen huldigen u. s. w. und rissen dem Kaiser den Besitz, die Gerichtsbarkeit, die Regierung und die Einkünfte des Landes aus den Händen.“ Das wollten nun manche Städte und Edelleute nicht leiden und — wurden darüber Reichsstädte und Reichsritter. Noch mehr — und das erinnert Hr. D. zweymal — nun trauen sich aus bösem Gewissen diese Herren nicht auf die Reichstage dem Kaiser unter Augen zu kommen und so überkamen die Erbzeamten das Kurrecht u. s. w. Den Ursprung der Reichsmatrikel setzt er muthmaßlich ins Jahr 1431, und die Römermonate laßt er dem Kaiser zur Entschädigung bewilligen. Unter deutscher Kirche versteht er, trotz H. P. Hoff! die katholische Hälfte und hinterher, wird nur von den Evangelischen gehandelt, ohne übrigens nur mit drey Worten, den wesentlichen Unterschied zwischen beiden Hauptkirchen anzugeben. Die Nuncien von Brüssel und Lucern werden nicht erwähnt, dafür aber die Herrnhuter (warum denn diesen Namen?) zu böhmischen Brüdern und zu einer vom Protestantismus verschiedenen Secte gemacht. — Wir würden uns dieses auszubeugen nicht entschlossen haben, wenn die Pflichten gegen die lebende adeliche Jugend und gegen die Wahrheit nicht stärker wären, als gegen die literarische Achtung eines sonst verdienten Mannes!

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Kunst. Nürnberg, in der Raspeischen Buchh.: Unterweisung im Landschaftsmalen und Prospectzeichnen, nebst den Hauptregeln der menschlichen Theile, zur angehenden Liebhaber- und Anfangen im Zeichnen und Malen, mit Kupf. 1796. 31 S. 8. (16 gr.) Der Vf. schrieb, laut seines Vorberichtes, theils irrigen Begriffen und Urtheilen über Malereyen und Zeichnungen zu begegnen, theils wirkliche Kenntnisse und bessere Einsichten zu befördern; und hofft, dafs es Allen, die sich in dieser Kunst üben, und sich mit derselben bekannt machen wollen, angenehm seyn werde. Im Werke selbst ist aber weder etwas Angenehmes noch Vorzügliches zu finden, was

müßte denn die Kürze dafür nehmen. Er handelt in 2 Bogen Landschaft und Prospectmalerey nebst den Maximen des menschlichen Körpers, welche aus Preislers Werke ausgeschrieben sind, kurz ab. Die Kupfer sind ebenfalls aus Preisler copirt. Die 4 mit bunten Farben überstrichenen Landschaften, woran Nr. 1) einen Morgen und Frühling, ländlich; 2) einen Sommer und Mittag, felsicht; 3) einen Winter und Abend, dorstig; 4) einen Herbst und Nacht, waldig; — vorstellen sollen, sind unter aller Kritik. Das Wahre, was er in seinem Verkeuche sagt, ist: „Man halte sich fleißig an die Natur Natur selbst, so wird man finden, was man sonst (bey uns) nicht fand.“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. März 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

JENA, im Academischen Lese-Institut, und Leipzig, b. Barth; Briefe über die Perfectibilität der geoffenbahrten (geoffenbarten) Religion. Als Prolegomena zu einer jeden positiven Religions-Lehre, die künftig den sichern Gang einer vestgegründeten Wissenschaft wird gehen können. (?) 1795. XXIV S. Vorrede 8 S. Inhalts-Anz. und 368 S. Text. (i Rthlr.)

Die zufällige Verpötung der gegenwärtigen Beurtheilung überhebt uns der Nothwendigkeit, von dem Inhalte dieses dem Publicum bereits bekannten, und in mehreren kritischen Blättern beuztheilten Buchs einen umständlichen Auszug zu geben. Daher über den Gegenstand, den Gang und die Resultate der dariun geführten Untersuchungen nur einige Erinnerungen. Die Haupt-Idee ist nach des Vfs. mannichfaltig wiederholter, ja, für die nöthige philosophische Bestimmtheit, vielleicht nur zu sehr mit den Ausdrücken wechselnder, und mit Nebenbegriffen überladener Erklärung bekanntlich diese: „die geoffenbarte insbesondere die durch Christum mitgetheilte-Religion „ist, nicht nur subjectiv, als in den Gemüthern ihrer „Verehrer befindliche Erkenntniß und Gesinnung, „sondern auch als objectiver Grund jener Kenntniß „keiner absoluten Vollkommenheit theilhaftig, über- „all nichts Feststehendes und Unabänderliches, sondern etwas Fortschreitendes und Wachsendes, einer „stetigen Vervollkommnung, Fähiges und Bedürftiges — „ihre Perfectibilität besteht eben in der Eigenschaft, „dafs sie in sich selbst, das Principium oder die bestimmteste Möglichkeit einer unausgesetzten Fortbildung und Entwicklung hat.“

Für diesen Hauptatz bringt der Vf. mehrere Beweise bey, begegnet verschiedenen Einwürfen, und beschreibt den vortheilhaften Einfluss von jenem Grundsatz, auf eine veränderte Beschaffenheit der christlichen Theologie in ihren verschiedenen Zweigen, und der unter Christen herrschenden religiösen Denkart überhaupt. Die ganze, die ist, wie bekannt, nicht neu, sondern nach des Vfs. eignen Geständnis von Semler und Jerusalem schon nachdrücklich angedeutet, und von Lessing, nach ihm aber von Doderlein, und mehrere zu geschweigen — von Teller noch bündiger ausgeführt worden; liegt auch der gegenwärtig unter dem liberalern Theile des theologischen Publicums herrschenden Denkart durchgängig zum Grunde. Ob sie durch des Vfs. eigenthümliche Darstellung, der A. L. Z. 1797. Erster Band.

wir übrigens das Verdienst der Eindringlichkeit, ja selbst — manche Wiederholungen und lästige Weit- schweifigkeiten abgerechnet — einer gewissen Eleganz und einer vertrauten Bekanntschaft mit älterer und neuerer theologischer Wissenschaft nicht abprechen, an Deutlichkeit, Bestimmtheit und Brauchbarkeit viel gewonnen habe, dürfte manchen erheblichen Zweifeln ausgesetzt seyn. Schon in seiner wortreichen Erklärung der Sache, und Exposition seines The- mas finden sich manche disparate nichts weniger als synonyme, und unter einen Begriff zu befassende Merkmahle vereinigt. Nicht absolut vollkommen, und der Vervollkommnung fähig find keinesweges, wie der Vf. anzunehmen scheint, gleichgeltende Begriffe; denn es giebt gar viele Dinge, die wenn gleich an sich sehr unvollkommen, doch so wie sie nun einmal gegeben sind, wenn sie nicht aufhören sollen zu seyn, was sie sind, weiter keiner Veränderung und Vervollkommnung fähig sind. Eben aus dieser Verwechselung aber ist ein beträchtlicher Theil der unglückbaren Unbestimmtheit in den Behauptungen der gegenwärtigen Schrift entstanden. Auch wäre zu wünschen gewesen, dafs sich der Vf. über den Begriff der Vollkommenheit und Unvollkommenheit in Beziehung auf Religion bestimmt und kurz erklärt hätte. Denn soll z. B. die Behauptung, dafs die durch Jesum bekannt gemachte Religion nichts Feststehendes und Unabänderliches sey — auf alle einzelnen Bestandtheile und Lehrsätze derselben ihrer Materie nach ausgedehnt werden: so ist sie offenbar übertrieben. Zudem ist es auch ein der eigenthümlichen Bestimmung und Unterscheidung, des Vfs. ganz fremdes Merkmal, dafs die geoffenbarte Religion nicht bloß Instrument, sondern auch Object der Vervollkommnung sey, dessen Zweydeutigkeit selbst, durch seine beygefügten Erläuterungen nicht verschwindet: denn auch diejenigen, welche blofs an eine Vervollkommnung der subjectiven Religion denken, geben eben dadurch zu, dafs sie in ihrem Sinne nicht nur Instrument, sondern auch Object der Vervollkommnung sey. — Ueberhaupt aber scheint eben die eigenthümliche hier durchgängig zum Grunde liegende Ausdehnung der Perfectibilität in des Vfs. Sinne auf die geoffenbarte Religion als ein gegebenes Object in der Sache weit mehr zu verwirren, als aufzuklären. Wenigstens ist es sonderbar, dafs die von ihm für die Art, wie er seinen Grundsatz bestimmt, beygebrachten Beweise größtentheils blofs die Möglichkeit und Nothwendigkeit der subjectiven, aus irgend einer Offenbarung entlehnten Religion erhärten, aber nichts für ihre objective Perfectibilität in dem Sinne dieser Schrift beweisen; oder wenn diese daraus ge-
fol-

folgt werden, sollte, zu viel beweisen, und zum Theil auf widerflüssige Consequenzen führen würden. Deun daß die Verunft und Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen ihm verbietet, sich in Ansehung seines Wachstums in religiösen Einsichten, Fesseln anlegen zu lassen; und dergleichen Hindernisse Gottes Absichten selbst entgegen seyn würden; daß temporäre Mittheilung, absolut vollkommener Einsichten (die etwas lediglich subjectives sind) unmöglich seyn soll, (in diesem transcendental klingenden Argumente scheint wirklich etwas mit Worten gespielt zu werden.) — daß die Schrift (in einem eignen so viele willkürliche und aufserchristliche Satzungen judifizierenden Lehrer jener Zeit angehenden Zusammenhange) selbst ermahnet: „Alles zu prüfen, und das Gute zu behalten, (welches letztere, wenn auch als unverbesserlich angenommen, um so mehr Prüfung verdiente und bedurfte, sie um so weniger zu scheuen Ursache hatte.) — daß Offenbarung gleich jedem andern Unterrichte, in ihre Lehrlinge nicht so fort ein Ganzes vollendeter Erkenntniß hinein zaubern, sondern sie erst auf den Weg dazu leiten kann, — hat weiter nichts zur Folge, als daß kein Mensch zu irgend einer Zeit, das absolut höchste Ziel von subjectiver Erkenntniß sowohl einzelner Wahrheiten irgend einer Art als ihres Zusammenhanges erkniegen zu haben, sich dünken lassen solle, keinesweges aber, daß nicht gewisse Begriffe, Sätze und aus ihrer Verbindung entfallende Systeme das Gepräge der absoluten Wahrheit, Bündigkeit und Vollständigkeit, also Vollkommenheit (dergleichen man außerdem auch der reinen Mathematik, Logik und Transcendental-Philosophie nicht nur im Ganzen, sondern auch ihren einzelnen Bestandtheilen nach absprechen müßte,) haben könne, und eben so wenig, daß die mehr oder weniger elementarischen Lehrsätze, welche einem Schüler beygebracht werden, nicht absolut wahr, also feststehend und unveränderlich seyn können, wenn gleich das Maas der Receptivität des letztern noch in seinem ersten Wachstume befindlich ist, und der Lehrer, der z. B. mit ihm Euklids Elemente durchgeht, sich nicht beygehen lassen wird, ihn so fort durch seinen Unterricht, in einen Kästner oder Lambert umschaffen zu wollen. Was ferner den Grund, der von der Geschichte der Offenbarung vor Christo, durch ihn und nach ihm hergekommen ist, anlangt, daß ehemals in den Religiösen Einsichten der Menschen viele in der Schrift selbst als gangbare Religion vorkommende, und durch das Christenthum widerlegte Mängel und Irrthümer statt gefunden hatten; wie also nun voraus zu setzen sey, daß dergleichen in dem Christenthume völlig abgethan, alles hier absolut vorkommen und unverbesserlich gewesen seyn sollte; da selbst Christus, der, wie fern er gelehrt habe, nur als Mensch betrachtet werden müsse, nur allmählig zu seinen Einsichten gelangt sey, auch die unvollkommenen Kenntnisse seiner Schüler sich erst nach und nach verbessert hätten, und dies in der Christenheit immer so fort gegangen seyn: — so ist dies — die gefolgerte Behauptung an sich, in ihren Wurzeln gelassen — ein

argumentum ad hominem, welches der VI. weiter unten bey den gegen seinen eignen Grundsatze vorgebrachten Einwendungen, warum derselbe wenn er Grund habe, nicht längst anerkannt sey, — selbst in seiner Blöße darstellt, und welches durch Kopernicus Welterstem, Newtons Attractions-theorie Kants Vernunftkritik; ja überhaupt durch so viele Instanzen von aufgefundenen absoluten Wahrheiten und Systemen von Wahrheit, woran man zuvor nicht gedacht hatte, und durch nicht weniger Beyspiele von Menschen, die ihren zuvor gehegten Irrthum hinterdrein gegen die volle von ihnen selbst aufgefunden, und allgemein anerkannte Wahrheit vertauschten, hinreichend widerlegt wird. Weit treffender, nur wie sich gleichfalls zeigt, nicht zu des Vfs. eigenthümlich festgesetzten Ziele treffend, ist unstreitig die Bemerkung von einem eigenthümlichen temporären Zwecke der Belehrungen Jesu, gewisse den damals herrschenden Vorurtheilen entgegenstehende Hauptwahrheiten, (die aber darum nicht als die letzten Principien aller Religion und Moral zu betrachten sind, und die der Vf. nicht unglücklich in folgenden vier Sätzen fadert: Gott liebt die Menschen — alle ohne Unterschied — wir müssen ihn wieder lieben — und ebenfalls ohne Unterschied alle Menschen, wie uns selbst) geltend zu machen, und von der Art wie er und seine Jünger ihre Lehren vortragen, (nämlich gelegentlich Stückweise — hier und da zerstreut in einzelnen abgerissenen Anreden und was letztere solange in Briefen) wie auch die „evangelischen“ Nachrichten, und Apostolischen Briefsammlungen kanonisch und Grund der christlichen Lehre geworden sind. — *Treffend sind diese Bemerkungen, so fern sich daraus folgern lassen*, daß hier nicht alles Unbestimmte, Mangelhafte, und für veränderte Zeiten Unbrauchbare ausgeschloffen sey, daß man hier der Form und dem Inhalte nach kein vollendetes auf die letzten Principien zurückgeführtes System von Moral und Religion zu suchen habe, — und es hätte dies aus einer so solchen Behauptung angestellten Analyse der Neutestamentlichen Schriften nach Tellers Winken (Rel. der Vollkommenen) noch einleuchtender ausgeführt werden können. — Ganz unbezweifelbar wahr ist es, daß sich die religiösen und moralischen Einsichten denkender Christen den Grunde und der Beschaffenheit nach über das, was ihnen der Buchstabe der christlichen Urkunden brockstückweise, in Hinsicht auf spezielle Beziehungen, sagt, und über die Art, wie sie es da erfahren, hinaus läutern und vervollkommen, immer mehr zu Werk einer rein vernünftigen Überzeugung und einer praktischen aller Abhängigkeit von fremder Autorität entledigten Glaubens werden sollen. — *Aber überwiegen ist es, daraus zu folgern, daß die durch Christum bekannt gemachte Religion, vielen wesentlichen Bestandtheilen und darin enthaltenen Lehrsätzen nach, durchaus nichts Feststehendes und Unänderliches sey, — und große Verwirrung entsteht aus dem, was gesagt nicht gehörig vermiedenen Verwechslung, da nicht absolut Vollkommenen, und des Vervollkommenung fähigen, wenn man den Begriff des letz-*

ern auf das Christenthum als etwas ein für allemal in seinen Urkunden gegebenes oder auf jede in mehreren Zusammenhang gebrachte Darstellung derselben, welche dem, was es dort ist, genau entsprechen soll, inwendet. Da ist es unfreist, und muß es bleiben, was es ist, wenn es nicht durch die Versuche der Vollkommenung also Veränderung seinen empirisch und factisch gegebenen Charakter einbüßen soll. Dies gilt insbesondere von dem formellen Theile desselben, welcher eben ganz ausschließend factisch, das heißt durch die Person das Leben und die Schicksale des Religionsstifters, und durch das in seinen und seiner Schüler Aussprüchen dargestellte religiöse Verhältniß seiner Verehrer zu ihm bestimmt wird. Dieses wird auch kürzlich in der Stelle 1 Tim. 2, 5. (vergl. d. Vorstehende und Folgende) ausgedrückt, und daher unterschied Lessing mit Recht die Religion Christi, und die christliche Religion, gründete auch mit eben so vielen Rechten den Glauben der ersten christlichen Welt nicht auf die Neutestamentlichen Schriften, sondern auf eine aus ihrem Verhältnisse mit Christo selbst entsprungene *regulam fidei* oder *veritatis*; wüßte Rec. sich noch irgend umständlicher zu erklären gedenkt, und worauf der Vf. in seiner Schrift bey weitem zu wenig Rücksicht genommen hat, welche doch schon der Umstand daß Glaube an Christum in einem nicht bloß localen und temporellen Sinne zu den Hauptlehren des apostolischen Christenthums gerechnet wird, verdient hätte. In diesem Sinne und von dieser Seite ist also das Christenthum nicht objectiv perfectibel; aber die allgemeine auf Anlaß desselben unter seinen Bekenner sich bildende, auf objective Gültigkeit Anspruch machende Religion, die ihm übrigens große Verbindlichkeiten hat, ist es allerdings — subjectiv bis ins Unendliche, objectiv bis zu dem Zeitpunkte, wo die Principien und Postulate der praktischen Vernunft allgemein werden verstanden und anerkannt werden. Die in dem Christenthum gegebene Religionsform aber, muß, wenn man ihr praktische Brauchbarkeit nicht absprechen kann, ohne historisch verändert zu werden, eine solche Auslegung und Anwendung, wie sie jenen Principien und Postulaten angemessen ist, dergleichen Kant in seiner philosophischen Religionslehre versucht hat, erfahren und ist so, wenn es überall eins giebt, vielleicht das einzige Mittel dem Christenthum ein höheres Ansehen zu sichern; ohne sich in die Schwierigkeiten, die in den Begriffen von Offenbarung und Inspiration und dergl. liegen, zu verwickeln. Rec. der so nach mit dem Vf. in der Hauptsache einig ist, und desselben Fehlsamkeit und Wahrheitsliebe seine Achtung nicht verlagern kann, bedauert nur, daß der schulgerechte Zukunfts, den er seiner Arbeit geben zu müssen geglaubt hat, und der sich so gar nicht selten bis auf pedantische ganz nach akademischen Disputirungen schmeckende Ausdrücke erstreckt, in eine so sich simple Sache in gewisser Absicht mehr Verworrenheit gebracht hat, und daß aus Menschen zu ängstlichen Bestimmungen in dieser Schrift hier und da mehr Unbestimmtheit entstanden ist. Nicht unangenehm möch-

te, wenn man auf das sieht, was darinn geleistet ist, und überhaupt durch die ganze Erörterung geleistet werden konnte, der Zusatz auf dem Titel erscheinen, der an eine Schrift Kants von ganz anderer Beziehung erinnert; nur daß der Vf. statt des von Kant gebrachten richtigen Ausdrucks, *eine Metaphysik, die als Wissenschaft vortreten können*, wie es oft bey solcher Nachahmung geht, widerprechende Metaphern zusammen stellt, und einer *fest gegründeten W.* einen Gang beylegt. Denn Theologie (aus Urkunden zusammengeleitet) in wie fern sie historisch ist, kann wohl wissenschaftlich verbunden; aber nie selbst eigentliche Wissenschaft werden, auch diesen Rang durch des Vfs. Grundsatz nie erlangen. — und in wie fern sie Wissenschaft seyn kann, ist sie nichts historisches, nichts gegebenes, nichts positives, kann höchstens davon, nur nach ganz andern Principien, Anwendungen an die Hand geben.

Wäre der Raum nicht zu beengt: so würde Rec. noch über manche Nebenaussetzungen dieser in solcher Absicht sehr reichhaltigen und in alle Wege sehr lehrwerthen Schrift z. B. über die Widerlegung Jerusalems in Ansehung seiner Begriffe von Offenbarung, wo der Vf. mit unter dem Fehler nicht eugeht transcendent zu werden, über die seltsame Bezugung auf die Theodiceen, die Mängel der Offenbarung anlangend; über die Billigung von Luthers Aussprüche daß Paulus directe *contra Jacobum* schreibe, da beide doch wohl von verschiednen Sachen sprechen, über die Erklärung von *ἐν τῷ πνεύματι* Matth. 5, 18. über die falsche Antithese, das *et*, in der Inhalt der natürlichen Religion sey klar, aber das *dies*, der Erkenntnißgrund derselben sey problematisch, beyder geosßenartigen aber umgekehrt, — über das blendende aber verunglückte *Raisonnement* von der Unstannbarkeit eines absoluten Unterschiedes zwischen Himmel und Hölle, die doch als *possibilia* wohl absolut zu unterscheiden sind, und über den noch unglücklichern dabey angebrachten Witz S. 207. Note — dies und jenes zu erinnern finden. — Die Schreibart in diesen der Form nach den Reinholdischen nachgeahmten Briefen ist blühend nur sehr vortheilhaft, und nicht von Nachlässigkeiten (wovon wir nur S. 97. den Perioden „von diesen — Christenthums“ nachweisen) frey, auch wäre zu wünschen gewesen, daß der Vf. um des heilsamen Eindrucks auf seine eingeschräncktern Zeitgenossen, denen seine Arbeit eben am heilsamsten seyn konnte, nicht zu versehen, manches Auffallende in seinen Ausdrücken mehr vermieden hätte.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FLEWERS, in d. Kortensen Buchh.: *Chronologisches Verzeichniß über verschiedne Königliche und Fürstliche Verordnungen und Verfügungen für die Herzogthümer Schleswig und Holstein von 1579 an bis 1792. mit einem kurzen Inhalt* (In-

halte) derselben; einige Anmerkungen und einen Sach-Register versehen. Erstes Heft, von 1759 bis 1730. inclusive. 1796. 8 Bdg. 8.

Der Herausgeber nennt sich unter der Vorrede E. *Amphrosius*, und äußert den Wunsch, daß mehrere, die vollständigere Sammlungen besaßen, oder Archive benutzen könnten, ähnliche Verzeichnisse liefern möchten. Diefem Wunsche nun stimmen wir nicht völlig bey, weil das Publikum dadurch den Inhalt mehrerer Verordnungen doppelt erhalten würde. Dagegen wünschten wir bey der zweckmäßigen Einrichtung des gegenwärtigen Verzeichnisses, daß diejenigen, denen es um Aufklärung des Schleswig-Holsteinischen Provinzial-Rechts zu thun ist, sich entschließen mögen, auf dem Grunde des Vfs. fortzubauen, und diesen durch Supplemente und Beyträge in den Stand zu setzen, dereinst etwas ganz vollständiges zu liefern. Der Plan des Werks ist kurz der: die Verordnungen sind in chronologischer Folge aufgeführt, ihr Inhalt, so weit sich dieses aus der Ferne beurtheilen läßt, vollständig und deutlich ange-

geben, mehrere mit erläuternden, zum Theil auch freymüthig prüfenden Anmerkungen begleitet, und der Gebrauch durch ein vorangeschicktes Sachregister auf eine zweckmäßige Weise erleichtert. Nach diesen Voraussetzungen glauben wir dies Werk jedem, des die Schleswig-Holsteinischen Rechte interessieren, als ein brauchbares Hülfsmittel empfehlen zu können, und wünschen die baldige Fortsetzung desselben, zumal das Sachregister schon die Verordnungen bis 1792. mit umfaßt. So sehr übrigens in Ganzen genossen die Anmerkungen des Vf. den dankenden und freymüthig urtheilenden Mann zeigen, so laßt er sich doch auch zuweilen zu einer zu weit getriebenen Strenge hinsteifen. So tadelt er z. B. S. 28. und 34. die *Declarationen von Verordnungen*, und scheint zu verlangen, daß alle Verordnungen so deutlich gefaßt werden sollen, daß sie keiner Declaration mehr bedürfen. Gut wäre das freylich — aber wie ist das für Menschen ausführbar, wie ist es möglich, alle Fälle immer vorauszufragen? —

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Königberg, b. Nicolovius: *Versuch eines festlichen Grundrisses der Rechts- und Pfllichtenlehre, beyrn Unterrichte der reifern und gebildeten Jugend in Schulen und bey der häuslichen Erziehung. 1796. 91 S. 8. (5 gr.)* Während Hr. *Olshausen* ein populäres Lehrbuch der reinen Rechtslehre für Schulen herausgab, vereinigen sich zwey würdige Männer in Curland, dem nämlichen Zeitbedürfnisse abzuheilen, und auch ihr Unternehmen verdient Beyfall. Der eigentliche Zweck dieses Lehrbuches ist, die *Rechte und Pflichten der Menschen* aus dem reinen Moralprincip, mit Absehung alles Positiven und Empirischen herabzuleiten, und in einer zusammenhängenden und populären Form vorzutragen. Mit dieser Popularität ist diejenige Kürze verbunden, welche ein Hauptbedürfnis eines moralischen Katechismus für Schulen ausmacht. Der Lehrer bedarf dann freylich bey dem Gebrauche dieses Leitfadens eines Commentars, und hierzu empfiehlt der Herausgeber selbst das in Leipzig bey Göschen erscheinende, und als Lehrbuch vortreffliche Werk: *die moralischen Wissenschaften*. — Das Buch selbst enthält drey Theile. 1) Eine *Einleitung*, worin das reine Moralprincip aufgestellt und entwickelt, auch ein Grundriss der reinen Religionslehre entworfen wird. 2) *Rechtslehre* 3) *Pflichtenlehre*. Die Einleitung und die Pflichtenlehre nebst dem Anhang derselben, von dem sittlichen Charakter des Menschen und den Uebungsmitteln der Tugend, sind von Hn. *Maczewski*, Pastor der Ewangelischen Kirchengemeinde, ausgearbeitet. Die Rechtslehre hat den Herausgeber des Buches, Hn. G. *Bent. Jaksche*, Doct. der Phil. zum Verfasser. — Letzterer hat sich, dankt Er, zu sehr an das größere Lehrbuch der Moralphilosophie von *Schmid* nach der ersten Ausgabe gehalten, und sich dadurch zu manchen unbestimmten und unrichtigen Behauptungen verleben lassen, welche S. selbst theils in der 3ten Ausg. seiner Moral, theils in seinem Grundriss des Naturrechts verbessert hat. Dahin gehört z. B. die Unterscheidung (S. 311) zwischen *unveräußerlichen und veräußerlichen Rechten*, welche in der Moral zwar ihren Grund, in der Rechtslehre aber gar keine Bedeutung hat, indem kein einziges Recht so *covetis* denkbar ist, welches nicht persönlich d. h. nach äußeren praktischen Gesetzen veräußert

werden dürfte. Auch die Behauptung (S. 34.), diesen Vertrag, welcher etwas Böses und Unethisches enthalte, ungültig, ist als *Rechtssatz* benachteiligt falsch; der Promissar hat in diesem Falle allerdings ein Zwangsrecht gegen den Promittenten, obgleich der letztere verpflichtet ist, sein Versprechen nicht zu erfüllen, sondern sich dem Zwange zu jeder gerechten Schwelohaltung zu unterwerfen. Kinder können unmöglich, wie S. 37. behauptet wird, ein Recht haben, Lebensanwaltschaft und Freizahlung von unsern Eltern zu fordern, obgleich Eltern, bey der Geburt, allerdings verpflichtet sind, dem ein Vertrag nach hier auf keine Weise flart, und eben so wenig existirt ein positives persönliches Unrecht, Dienste von jemand zu fordern, so unentbehrlich zum Leben und zur gut sitzlichen Bestimmung auch auch immer seyn mögen. Am deutlichsten offenbar sich die Verwechselung des *moralischen* mit dem *juridischen* Standpunkte in dem Staatsrechte. — Dem Unterthanen werden (S. 47. f.) viele und große Rechte gegen seine höchste Obrigkeit eintäumt; dies können aber keine eigentlichen d. h. Zwangsrechte seyn, weil dem Volke (S. 53.) das Recht zur Empörung und zum Aufruf im Verletzungsfalle abgesprochen, und darüber bloß auf ehrerbietige, jedoch ernste und nachdrückliche Vorstellungen verwiesen wird. Alle jene Rechte wären so sehr bloß unvollkommene und keine eigentlichen Rechte, welche den Gegenstand des Naturrechts ausmachen. Da indeß der Vf. bloß *moralische* Gründe aufstellt, um die Unrechtmäßigkeit des Widerstandes gegen die Obrigkeit darzuthun, so ließe es sich denken, daß die Rechte des Volkes wirkliche Zwangsrechte wären, zu deren Gebrauch zwar eine äußere *Bejahung*, aber keine moralische *Erlaubnis*, existirte. Dies widerspricht aber der Voraussetzung von dem notwendigen Verhältnisse zwischen einem Souverän und dem Volke. — Durch diese wenigen Bemerkungen wolle der Rec. übrigens dem Werthe des Buchs nicht zu nahe treten; denn es sind Fehler, welche der Vf. aus den besten Lehrent des Naturrechts gemein hat, sondern wollte, so viel an ihm lag, den Vf. auf das aufmerksam machen, was bey einer neuen Ausgabe seines moralischen Buchs zur Verbesserung desselben geschehen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 31. März 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

- 1) **BERLIN**, b. Vieweg d. Ält.: *Ueber die Rechtsfache des Hn. Hofrichters auch Land- und Schatzraths, von Berlepſch; zur Beherzigung für alle deutſche Staatsdiener und Landlände, vorzüglich für die Kurbrauſchweigiſchen, von dem Hofr. u. Prof. Häberlin zu Helmſtadt. 1797. 203 S. Text und 19 S. Anlagen. 8.*
- 2) **HANNOVER**, b. den Gebr. Hahn: *Actenmäßige Darſtellung der Sache des Hn. v. Berlepſch, zur Berichtigung der Schrift des Hn. Hofr. Häberlin etc. 1797. 88 S. 8.*
- 3) **HELMSTADT u. LEIPZIG**, (ohne Benennung des Verlegers): *Noch ein Wort an Wahrheitsfreunde in Beziehung auf die Rechtsſache des Hn. Hofrichters und Landraths v. Berlepſch, von dem Hofr. Häberlin. 1797. 46 S. 8.*

Dieſe 3 Deductionen ſind ein wichtiger Beytrag zum Hannöveriſchen Staatsrecht und zur politiſchen Gährung unſers Jahrhunderts. Die Stände des Herzogthums Calenberg hatten ſchon im J. 1793 wegen der ſtarken Rekrutirung und Truppenablenkung in englischen Sold, bey der Regierung Vorſtellungen gethan. Sie erweiteren ſolche im Frühjahre 1794, und da ſolche fruchtlos blieben, that der von ihnen beſtellte Reſcript v. Berlepſch auf dem Landtage am 5. Aug. 1794 bey der ſchon damals anfangenden Furcht vor einer feindlichen Invaſion, den Antrag:

- 1) eine förmliche Coalition mit ſämmtlichen Landſchaften einzugehen, welche die Beſchützung des Vaterlands zur Abſicht haben ſollte;
- 2) mit dieſen in einer gemeinſamen Vorſtellung von dem Landesherrn zu begehren: a) daß er ſämmtliche Truppen zurückrufe; b) die Land- und Feldregimenter verſtärke; c) die übrige wehrhafte Mannſchaft unter 50 Jahren in Gemäßeheit des Reichſtſchlusses organiſire; d) mit den Nachbarn eine zweckmäßige Coalition eingehe;
- 3) Dieſe Vorſtellung durch abzuſendende Deputirte in London ſo lange zu betreiben, bis eine gütliche Erklärung erfolge.

Die Stände beſchloſſen jedoch, den ferneren Gang der öffentlichen Angelegenheiten abzuwarten. Als darauf die Landregimenter, ohne Einwilligung der Stände, in die Feldregimenter incorporirt wurden, und die Gefahr zuzunehmen ſchien; erneuerte der v. Berlepſch am 20. Nov. 1794 ſeinen Antrag auf eine.
A. L. Z. 1797. Erſter Band.

jedoch reichsconſtitutionsmäßige Landesneutralität. Er erläuterte ſolches in einem ausführlichen Promemoria, worinn behauptet wird: „daß der Landſchaft, „ratione ſuperioritatis territorialis, juris belli et „pactis, nicht nur eine Mitwirkung, ſondern wahre „Einwilligung gebühre; daß die Stände daher erklä- „ren müßten, wie die Einwohner des Calenbergiſchen „und Göttingiſchen, als Volk betrachtet, keinen Krieg „mit der franzöſiſchen Nation wollten und wünſchten; „und an den Krieg keinen weiteren Antheil, als was „das Reichsband erheiſche, nehmen, und alle gefetz- „mäßige Mittel ergreifen würden, um ihre völlige „Neutralität als Volk betrachtet, gegen die franzöſi- „ſche Nation an den Tag zu legen.“ Hieraus ſollten die Stände ihr darauf am 10. März 1795 an die Re- gierung erlaſſenes Schreiben geſchöpft haben. Nach geſchloſſenem Raſeler Frieden trug die Landſchaft auf eine Additionalconvention an. Die Regierung ſuchte ſolche, ſo wie die Verpflügung der Neutralitätsarmee, abzulehnen. Allein die Bemühungen des v. Berlepſch brachten es dahin, daß die Verpflügung bewilligt ward. Nun kam jenes Promemoria zuſätzlicher Weiſe in die Hände des Schauſpielerdirectors Großmann, und ward, ohne Vorwiſſen des Hn. v. B. im Octoberſtück des Genius der Zeit 1795 (doch wie es ſcheint, nicht völlig genau) abgedruckt. Dieſer Vorfall — hauptſächlich aber die Streitigkeit des v. Berlepſch mit einem Hoſgerichtsaffeſſor, — ſoll die Veranlaſſung ſeyn, warum die Regierung am 21. Jan. 1796 ihn über jenes Promemoria zur Verantwortung zog, auch von der Calenbergiſchen Landſchaft Bericht darüber for- derte. Die Landſchaft erkannte die Aecktheit des Aufſatzes an, vertheidigte aber ihre Stimmſeyigkeit, und berief ſich auf den Hn. v. B. Rechts, im Fall eine weitere Unterſuchung Ratt finden ſollte. Eben dieſes that auch Hr. v. B. in einer ausführlichen Verantwortung. Allein, auf ein eingelangtes königl. Reſcript, kündigte ihm die Regierung durch ein Decret vom 5. Jun. gedachten Jahres ſeine Entlaſſung von beiden Aemtern an, ohne Anführung einer Urſache. Zugleich erging ein Reſcript an die Landſchaft, worinn es heiſt: „daß der v. Berlepſch auf eine Trennung „von dem Landesherrn und einſeitige Unterhandlung „mit dem Feinde angetragen, mithin ſeine Untertha- „nen-Pflicht verletzt, und ſich des landesherrlichen „Vertrauens verluſtig gemacht habe.“ Derſelbe bat hierauf nochmals um rechtliches Gehör, oder doch um Suspension jenes Decrets, und eine mit ſeiner Ehre vereinbarliche Entlaſſung mit einer anſtändigen Penſion. Aber es erfolgte bloß die Entſcheidung: „daß „Sr. königl. Maj., wenn derſelbe pure um ſeine Di-
Kkkkk
miſſion

mission nachsuchte, darauf, dem Befinden nach, sich weiter entschließen wollten.“

„Dies ist nun die Veranlassung der Häberlinischen Deduction Nr. 1. worinn, nach einer Darstellung der kurhannoverschen Landesverfassung und des Nachtheils, welchen selbige durch die Verbindung mit England leide, ingleichen der Verdienste des Hn. v. B. um dieselbe, sehr umständlich ausgeführt wird, daß diese ehrenwürdige Dimission theils an sich keinen rechtlichen Grund habe, theils in der Form unfattlich sey, weil wenigstens eine rechtliche Untersuchung, nach bekannten rechtsgerichtlichen Grundsätzen, hätte vorausgehen sollen, und insbesondere ein Rath nicht einseitig, ohne Zuthun der Landschaft einzusetzt werden dürfe. Die Landschaft wird dabey zur Theilnahme aufgefordert, weil dieses nicht Privatsache des Hn. v. B., sondern Sache der gesammten Stände sey.“

Der ungenannte Vf. der Berichtigung Nr. 2. sucht dagegen zu beweisen, daß die behauptete Theilnahme der Stände an der Landesarmatur, sowohl der allgemeinen Reichsverfassung, als dem besondern Herkommen, und dem eigenen Interesse des Landes zuwider, daß mitbin der Antrag des Hn. v. B. pflichtwidrig sey; daß hiernächst die Beurtheilung des Dienstbetrags öffentlicher Beamten den Collegiis zustehe, unter deren Aufsicht sie arbeiteten, welches aus dem neuen preussischen Gesetzbuch erläutert wird, (welches doch aber als ein fremdes Particularrecht nichts eigentlich entscheiden kann,) und daß folchemnach ein anderes rechtliches Gebör nicht habe statt finden können.

In Nr. 3. beantwortet Hr. Hofr. Häberlin eine in den götting. gel. Anzeigen vom 16. Februar d. J. befindliche Recension seiner Schrift, und replicirt vollständig mit wenigen Worten auf die Actenmäßige Berichtigung.

Hr. v. B. scheidet nach diesem allen bey einem der höchsten Reichsgerichte klagen zu wollen, wiewohl, dem Vernehmen nach, bereits in preussische Dienste getreten ist, und also auf die Wiedereinsetzung in seine vorige Stellen nicht mehr klagen kann. Es dürfte ihm übrigens, so viel die *Einseitigkeit des Verfahrens* betrifft, nach der bisherigen reichsgerichtlichen Praxis, die rechtliche Hülfe nicht entziehen. Aber in der Sache selbst wird man ihm schwerlich Beyfall geben, da seine Anträge theils allen vortheil waren, theils durch den darin herrschenden Ton (den man nach der jetzt gebräuchlichen Terminologie demokratisch nennen wird, und welchen die Stände in ihrer Vorstellung wahrscheinlich gemildert haben mögen,) auffallend sind, und der Landschaft eine Theilnahme an den wichtigsten Majestätsrechten beylegen, die sich aus den Landgrundgesetzen und dem Herkommen schwerlich, wenigstens in solchem Maasse, beweisen läßt, und welche auch mit der Reichsverfassung nicht recht vereinbarlich ist. Man muß übrigens auf authentische Nachrichten sehr begierig seyn, wie die Landstände ihre Rechte in Ansehung der Entlassung von solchen Aemtern, auf de-

ren Besetzung sie den entscheidenden Einfluß haben, wahren, und doch auch bey dem einmal geschriebenen einseitigen (und wohl immer sehr schwer zu rektifizierenden) Schritt von Seiten der Regierung sich nehmen werden, um unter so drängenden Umständen einen möglichst leichten Ausweg zur Beilegung der Sache zu finden.

NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, in d. Raspsch. Buchh.: Des Ritters Carl von Linné vollständigen *Natursystems Fortsetzung* nach der dreyzehnten lateinischen Ausgabe mit ausführlicher Erklärung und Berichtigung der Müllerschen Uebersetzung. Uebersetzung der zwölften lateinischen Ausgabe. *Erster Theil. Säugthiere.* Mit 18 Kupfertafeln. 1796. XVI und 352 S. 8.

Da die Müllersche Uebersetzung des Linnéschen Natursystems noch immer eines der gewöhnlichsten Lesebücher für die lateinischen Sprache ungedruckt deutscher Naturfreunde ist, so war es ein nicht über Einfeld, der Verlagshandlung Ergänzungen und Berichtigungen derselben heraus zu geben. Da der Vf. selbst sagt, „daß er alles zusammengetragen habe und alles denen verdanke, deren Namen er jedesmal getreu angezeigt habe,“ so kommt es nun darauf an, ob dies mit gehöriger Treue und Beurtheilung geschehen sey; daß dies aber nicht immer der Fall ist, beweist z. B. der letzte aus Hallen, der doch nicht genannt ist, entlehnte Artikel, wovon wir des Vfs. und Hallens Nachricht neben einander setzen.

Lin. Naturf. Fortf.

Der sibirische Igel. *Erin. Striatus. Seba.*

Die Schnauze ist kurz, die Ohren find klein, flach, der Bauch ist dünne.

Das Haar ist wollig, aschgrau, über welches ein schimmerndes Gold ausgebreitet ist.

Die Stacheln sind dunkelroth, welches an der Spitze in eine artige Vergoldung übergeht.

Die Indianer braten ihn als ein wohlschmeckendes Wildpret.

Er bewohnt Sibirien.

Hallen.

Der sibirische Igel mit kleinen stacheln.

Die Farbe der Stacheln ist in Dunkelroth, welches an der Spitze der Stachel in eine artige Vergoldung übergeht.

Die Schnauze ist kurz, der Bauch dünne, das Haar wollig und aschgrau, über welches ein schimmerndes Gold ausgebreitet ist.

Die Igel scheinen in allen Ländern hervorgebracht zu werden.

Die Indianer braten ihnen das Fell ab, und braten sie als ein wohlschmeckendes Wildpret.

Hätte der Vf. hier richtig abgeschrieben, so würde er nicht von diesem Igel gesagt haben, daß ihn die Indianer, die ihn doch nicht haben können, braten. Seba und nach ihm Hallen sagen dies im allgemeinen von den Igel. Aus der Ueberschrift dieses Artikels sollte man auch vermuthen, es sey Seba, nicht Hallen benutzt, wenn das wäre, so würde der Vf. der die in der Müllerschen Uebersetzung fehlenden Thierabbildungen, die Schreiber, der Naturforscher, Sonnerat und Scropoli Deliciae enthalten, nachherer Miß, nicht nur gewiß eben das mit der Seba'schen

Figur gethan haben, zumal, da die letzte Tafel nicht voll ist, sondern auch, hätte er selbst die Beschreibung aus Seba gezogen, den Uebersetzungsfehler des Hn. Hallen, der Band ist dünne, vermieden haben, da Seba sagt: *ventrum grit tenui, lano, obtusum pilo*. Eigentlich ist auch nicht, wie der Vf. in der Vorrede sagt, die Gmelinische Ausgabe des Linné'schen Natursystems zum Grunde gelegt, sondern die nicht genannten zoologischen Beyträge von Donndorff, aus denen die unbekimmerten Thierarten jeder Gattung aufgeführt sind. Pennant's *Synopsis of Quadrupeds* die oft angeführt wird, hat der Vf. offenbar nie benutzt, sondern statt dessen immer die Beschreibungen aus Zimmermann's geographischen Zoologie entlehnt. Hätte er Pennant's *Synopsis* gehabt, so würde er auch viele Abbildungen seltner Thiere aus demselben, die er gleich wohl anführt, nicht weggelassen haben, da hier manche minder wichtige zum dritten und viertenmal aus Schreber's copirt sind. Einigen Nutzen wird indess die Buch denen innewohnen, die bessere Werke nicht lesen können, aber für solche wird es wiederum wahrscheinlich zu theuer werden, da dieser erste Band nicht mehr wie die drey ersten Ordnungen der Säugethiere enthält.

GOtha, b. Perthes: Der Mineralog, oder compendiose Bibliothek alles wissenschaftlichen aus dem Gebiete der Mineralogie. Heft I. 1797. 100 S. Heft II. 1794. 100 S. 8. (Preis des Hefts 6 gr.)

Wir holen hier die Anzeige dieses Theils der compendiosen Bibliothek nach, welcher sich mit der Mineralogie beschäftigt. Rec. fühlt ganz wie schwer es ist, die vorzüglichsten und nützlichsten Grundsätze einer Wissenschaft so ins kurze zu ziehen, daß auch derjenige einen deutlichen Begriff davon erhält, der nur einige oberflächliche Kenntniß zu erlangen wünscht; indessen glaubt er nicht, daß hier der Vf. diesen Zweck ganz erreicht habe; denn die Grundsätze, welche der Vf. in der Einleitung vorträgt, und die Begriffe, die er selbst entwickelt, haben nicht den Grad von Bestimmtheit, daß sie den unkundigen, aber wissbegierigen, Leser befriedigen könnten. S. 16. heist es: 13) Siehet man in der Mineralogie darauf, wie ein Mineral auf die sicherste und leichteste Art aus der Erde heraus gefordert und zu einem Fossil gemacht werden kann; so ist dieses die Bergbaukunde. 14) Will man in der Mineralogie übrigens auch noch den Nutzen der Mineralien und Fossilien angeben, so heist dieser Zweig derselben die ökonomische Mineralogie und S. 26.: „13) der Mineralog muß das Mineral, welches er zu besitzen wünscht,

nicht nur *oryktognostisch* und *geognostisch* kennen, sondern er muß auch wissen, wie er dessen auf eine leichte und sichere Art aus der freyen Natur habhaft werden könne; das ist, er muß seine Aufmerksamkeit auch auf die Bergbaukunde widmen.“

So sehr es nun dem Vortrage an Klarheit mangelt, eben so sehr vermögen wir bey diesem Hefte einen guten und zweckmäßigen Plan; denn nach der Einleitung folgt ein Auszug aus Hn. Werner's Abhandlung von den äußern Kennzeichen der Fossilien; sodann die äußere Beschreibung des Prehnits, Ciansits, Apatits, des Diamantspathis und des Urawits (aus dem bergmännischen Journal entlehnt) und dann macht ein kurzer Auszug aus des Hn. Bergrath Haidingers Preisschrift über die systematische Eintheilung der Gebirgsarten, den Beschluß dieses Heftes. Bey dem Auszuge aus Hn. Werner's Abhandlung ist noch zu bemerken, daß es scheint, als wenn der Vf. mit den neuern Bemerkungen und Beobachtungen in der Mineralogie ganz unbekannt geblieben wäre, weil er sich bloß an die 1774 herausgegebene Wernerische Abhandlung gehalten hat, weswegen dieser Auszug sowohl in Aufzählung mehrerer Abänderungen von Farben, als auch in Rücksicht der Krystallbestimmungen und der abgesonderten Stücken nach dem gegenwärtigen Kennzeichen-system des Hn. Werner's äußerst unvollkommen ist.

Im 2ten Hefte folgt der Beschluß des Auszugs aus der Wernerischen Abhandlung, wobey der Vf. in einer Note S. 32. verspricht, die in diesem Auszuge nicht enthaltenen äußern Kennzeichen der Fossilien in den folgenden Heften nachzuholen. Dann findet man einen Nachtrag zu dem im ersten Heft befindlichen Wernerischen Mineral-system. Hierauf sind ohne alle systematische Ordnung die äußern Beschreibungen aus dem bergmännischen Journal und Hn. Emmerlings Lehrbuch der Mineralogie von folgenden Fossilien eingerückt: als von dem Olivin, dem Feuersstein, dem Zeolith und seinen Arten, den Thonarten, dem Meerschwamm, dem bituminösen Mergelschiefer und dem Boraacit. Den Beschluß macht die Abhandlung über die Bildung der Thaler, aus dem 2ten Theile der Voigtischen mineralogisch und bergmännischen Abhandlungen.)

Da die mineralogischen Kenntnisse für mehrere Klassen von Menschen höchst nützlich sind, so ist es sehr zu bedauern, daß die Anlage dieser compendiosen Bibliothek in Rücksicht der Mineralogie nicht besser und zweckmäßiger ist, indem gerade diese Schrift vielleicht im Stande wäre, unter mehrere Stände mineralogische Kenntnisse zu verbreiten.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Versuch einer Schulgeschichte der Reichsstadt Nordlingen. Drey Sculpurprogramme (1732. 32 S. 1794. 32 S. 1795. 12 S.) von dem Hn. Don. Eberh. Isenflügel, Rector des Lyceums. — Der Vf. befolgte in diesem musterhaf-

ten Aufsatze die trefflichen Vorschläge eines seiner Vorgänger, des sel. Schopperlin (V. Bd. des Magaz. für Schul. und Erz.) und benutzte desselben handschriftlichen Nachlaß, wie auch auch der archivalischen Urkunden. Nicht leicht ist ihm eine Quelle

unbekannt geblieben, aus welcher sein Gärthen einige Betrachtungen erhalten konnte: er hat den vaterländischen Gelehrtenforscher Dohm (dessen Bericht sichtbar ist) wie auch die allgemeine Schulgeschichte von *Laurey, Coring, Kreyßig und Hukkopf* (jetzt Rector des Gymnasiums in Bielefeld) mit Einsicht fleißig zu Rathe gezogen. Auf diese Art konnte er eine Folge von Aufsätzen liefern, welche unter den Specialschulgelehrten den ersten Platz verdienen, und jedem andern, welcher zu einem ähnlichen Unternehmen sich berufen fühlt, eine sichere Leitung gewähren. In diesen drei Stücken ist die Geschichte der Nördlinger Schule bis zum J. 1522 fortgeführt. Wir haben nur eins und das andre aus. Schon früh blühte Nördlingen: es war ein königl. Tafelort der Karoling. Familie, hatte im J. 998 bereits zwei Kirchen, zeichnete sich schnell durch städtische Gewerbe und Handlung aus — 1219 kommen schon die Nördlinger Meßen vor; — folglich waren damals auch wenigstens Parochialschulen dafelbst. Im J. 1258 machen nördlinger Urkunden uns mit einem Cantor und 1293 mit einem Rector scolarum in Nördlingen bekannt; auch geschah im J. 1449 einer „alten“ Schwie Erwähnung. (Hier scheint der Schluss, die Cantores seyen die ersten Schullehrer gewesen, ein wenig zu liberal: denn daß sie es bey den Parochialschulen nicht waren, ist unfreist, weil entweder der Pfarrer oder nachher sein Vicarius unterrichten; hingegen bey den lateinischen Schulen ist es schon die innere Organisation nicht.) Die Nachrichten gehn zu unserer Verwunderung in sehr ferne Zeiten zurück. Wir übergehn hier der Kürze wegen manche schätzbare Notizen, die *Aufsätze, Patrone, Schulpersonale, Gesetze, Feiern, Ausgaben, Methode* etc. betreffend, und verweisen den neugierigen Leser auf Hukkopfs Geschichte des Schul- und Erziehungswezens in Deutschland, wo diese Gegenstände weiter ausgeführt worden; z. B. daß der Magistrat als Schulpatron dem Schulmeister (Rector) erlaube in einem freyen Gebäude zu wohnen, und da mit seinen Gefellen (Unterlehrern) und Schülern sein Wesen zu treiben; daß an Gehalt und Schulgeld erst seit (1442) gedacht wurde: daß er etwa seit 1359 ein voller Meister (Magister Artium) seine Gehülßen aber halbe oder Viertels-Meister (baccalaurei, baccalaureandi), oder auch wohlberichtete Studenten, und wohllesende Schüler (Bachanten) seyn mußten etc. Der älteste Contract (Paktbrief) zwischen dem Magistrat und Rector ist vom J. 1415. Die Unterlehrer standen wie eigentliche Gefellen unter ihm und hingen ganz von ihm ab: sie hießen auch Stumpales. Dieses Wort findet sich Hr. B. verächtlich vom ital. *Stampare*, Stampfen, Stoßen, Schlagen abzuleiten. Denn sagt er, da das Stampfen eine Hauptbeschäftigung der Pädagogik des Mittelalters war, so darf sich nicht wundern, wenn diese Arbeiter Stumpales oder Zuchtmeister hießen, die die Knaben, die sie zum Rector kommen, erst durch den Stock oder die *stamps* zu bilden bestimmt waren. Seit 1412 finden sich Nachrichten vom Schreiben und Rechenunterrichte, welchen reisende Geißliche und Kaufleute (Landsfahrer, fahrende Schuler, wie Zingg bei Oeser, script. rer. boic. I. 245 fgg.) auf einige Zeit gaben, wie etwa reisende Juden auf unsern Lyceen etc. ihr jüdisch-deutsch lehrten. Es geschah anfangs auf hölzernen Tafeln; anderwärts brauchte man Holztafeln mit Wachs überzogen, bis das Papier käuflicher wurde. Das liebe Latein wurde im eigentlichen Sinne getrieben; Morgens und Nachmittags: ante omnia, hieß es wie überall auch in N., *pauca materna lingua interdicitur. Sit autem latinus semper. Quodsi hanc transgressus fueris legem, vapulet!* (Schellhorn's Beytrage. p. 71.) Der ganze Cetus wurde in Tabellisen (von tabula, einer Fibel welche das Credo,

Confiteor, Paternoster; Aus Maria enthielt) *Donatisten, Catonisten, Alexandrinisten* eingetheilt. Sehr zweckmäßig wurden 1532 alle Ferien abgeändert, doch den Sonntagen (Samstagen) und die Feiertage ausgenommen. (Es sollte so überall seyn, wo die Jugend offenbar zu viel bey den Ferien verliert, besonders der untern Classen; wenn die Collegen sich einander durch Combinationen bisweilen überzogen wollten. Denn die Lehrer müssen Erholung haben.) Nachher wurden sogar auf Sonn- und Festtagen Stunden gehalten, doch verschieden von den englischen Sunday-schools. Seit 1521 waren des Jo. Pincianus Lehrbücher hier eingeführt, eine Christiania von ihm, eine Grammatik, ein Lexicon. Das Andenken dieses vor seine Zeit so wichtigen Mannes (dem wahrscheinlich unsere Grammatiker und Lexicographen nicht wenig verdanken) ist ganz erschollen. (Er hieß eigentlich Jo. Kewing, nach Paul von Stetten des jüng. Erläuterungen S. 94. 95. und lehrte zu Augsburg um das Jahr 1515.) Wir hoffen, daß der gelehrte Vf. bey dem trefflichen Apparate, den er besitzt, viel mehr von ihm mittheilen werde. — Was die Schüler lerten, mußten sie in der Regel auswendig lernen, oder sie wurden eben so wie die Pädruer (Cavilantes) und Unruhigen (Truantes) mit dem süssn vulgari, oder lupus, oder harten Stockschlagen (Haartraffen) bestraft. *Fisch's* Equi, *Mamiani* (Jo. Bapt.) elogiae, *Aeneas Silvii* Epp. gegen 1500 *Terentius*, *Boethius* de Consol. phil. waren die Auctores, die man in den ersten locis (sessionibus, Zirkeln, Letztens) lat. 1512 vertrieb die Schulordnung „die hohen Poeten.“ doch wurde Virgil und Terenz 1522 wieder eingeführt. Als Privatstudium wurde damals noch eine nützliche Lektion eingeführt, welche wahrscheinlich die *Astrologie* war. — Man findet sehr richtige und wohlüberdachte Vorschläge in den Schulordnungen, besonders vom J. 1521, über die nöthige Mitwirkung der Aeltern bey der Erziehung II. 44; über den gründlichen Unterricht im lateinischen, II. 31. cm wie bey Luthern; über den Unterricht in der Philosophie, vor vielmehr, zum Philosophieren, III, 5. wo es heist: „Dona ja der Weg der Lernerung durch Exempel vnd Ebenbild (Gleichnisse) mehr denn durch gepöc angenehm und Richtiger ist, were auch on das die Lere vnd anuhte alle on sonder nutz; auch nit wenig verdriesslich.“ — Da wie noch keine gute Specialgeschichte einer Schule haben, so wiefer Wunsch desto herzlicher, daß der Vf. ja fortsetzen wolle, diese Geschichte seines Lycæums in seiner eben so lehrreichen als angenehmen unterhaltenden Manier fortzusetzen.

NATURGESCHICHTE. Erlangen, b. Walther: *Jos. Alonfi Præfich*, Med. et Phil. Doct., de *Genitalia libellus sive speciemum cognitarum descriptio cum observationibus*. Accedit tabula aurea (mit der Geist. frigid. Hanke). 1796. 141 S. 8. — Ursprünglich eine Graduirschrift. Der Gegenstand ist die Abhandlung verliessen weiter als jene gewöhnlich reichen, bekannt zu werden. Nach der weitestehenden Definition von Genitalia verliessen der Vf. nahe verwandte Gattungen. Bey Ezacum muß wohl der tubus globosus in oblongus, und Ezacum oblongum in globosum verändert werden. Manche Arten werden zwar genauer als bisher, unter dem von der Figur der Blume hergenommenen Unterabtheilungen beschrieben, aber wie nützlich immer neue Untersuchungen sind, beweist der Vf. am Schluß seiner Abhandlung, wo er die Vermuthung äußert, daß die dicksonische mit der Linneischen verglichene *Genitalia*, von der seigen verschieden seyn könnte.

Geno, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1797.

No. 1—34.

worunter 26 ordentliche Stücke und 8 Beylagen,

Intell. Bl. No. 1—14.

J E N A,
In der Expedition dieser Zeitung,
und L E I P Z I G,
in der Churfürstl. Sächsischen Zeitungs-Expedition.

NACHRICHT.

Die *Allgemeine Litteratur-Zeitung*, davon wöchentlich sechs Stücke ohne die Beylagen, *Intelligenzblätter* und *Register* erscheinen.

- 1) *Kostet* wie bisher *Acht Thaler Conventionsgelt*, wobey die wichtigen *Louisd'ors* zu *fünf Thaler Ducaten* zu zwey *Rthlr. 20 Groschen*, die wichtigen *Carolins* und alten *Schildlouisd'ors* zu *Sechs Thaler Vier Groschen*, die neuen seit 1785 ausgeprägten *Schildlouisd'ors* zu *Sechs Thaler die Laubthaler* zu *1 Rthlr. 12 gr.*, die *Conventions-Thaler* zu *1 Rthlr. 8. gr.* angenommen werden. Für diese *Acht Thaler* liefern die nächsten löbl. *Postämter* und *Zeitungsexpeditoren* innerhalb *Deutschland* die *A. L. Z.* wöchentlich *postfrey*; bey größerer Entfernung, oder in andern etwa eintretenden besondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, welcher denn mit dem löbl. *Postamte*, bey welchem die Bestellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen ist.
- 2) Von der *Vorausbezahlung* können wir in keinem Falle abgehen. Sie ist zur *Aufrechterhaltung* des Instituts durchaus *nothwendig*, wenn anders die löbl. *Postämter* und *Zeitungsexpeditoren*, welche von uns unmittelbar die benötigten Exemplare beziehen, die mit uns verabredeten *Zahlungsstermine* halten sollen. Da wir uns lediglich mit diesen, nicht mit unsern geehrtesten Abonenten unmittelbar, zu berechnen haben, so setzen wir voraus, daß jede obige *Vorausbezahlung*, es sey dann auf ihre eigene Gefahr und Risiko, keine Exemplare zu spediren anfangen, folglich allezeit in *Stande* seyn werden, in guter Ordnung zu bleiben. da wir hingegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget sehn, die fernere *Spedition* nicht verabredetermaßen berichtigten Exemplare zu suspendiren.
- 3) Ungeachtet wir bey dem Anfange der *A. L. Z.* und in der ersten Ankündigung v. J. 1784. nur für die vor dem Eintrit des neuen Jahres wirklich bestellten Exemplare *Schreibpapier* versprochen so sahen wir uns doch bald in lästige Nothwendigkeit versetzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, alle Exemplare ohne Unterschied auf *Schreibpapier* abdrucken zu lassen. Ungeachtet nun der mit jedem Jahre notorisch gestiegene Preis des *Schreibpapiers*, uns beynahe gezwungen hätte, diesen außerlichen Vorzug unsern *Journals* aufzugeben und sie fernerhin, wie es mit allen deutschen gelehrten Zeitungen geschieht, auf *Druckpapier* abdrucken zu lassen, so haben wir jedoch bey der Beisehrung die *A. L. Z.* mit jedem Jahre zu verbessern, als in irgend einem Stücke schlechter werden zu lassen, auch für dies Jahr das *Schreibpapier* beybehalten.
- 4) Da es jedoch schlechterdings unmöglich ist, für eben den Preis so gutes *Schreibpapier* als in den ersten Jahren zu liefern, so lassen wir für solche Abonenten, welche ein paar Thaler mehr

lich um dafür besseres Papier zu erhalten, nicht ansehen, Exemplare auf *sehr schönes Postpapier* abdrucken. Diese Exemplare aber kosten jährlich *Zwey Thaler* mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier. (nemlich es muß dafür an uns *Acht Thaler* jährlich ohne die *Speditiionsgebühren* vorausgezahlt werden.) Auch müssen die Exemplare jedesmal *vor Anfang des Jahrs* bey uns bestellt und endlich können sie nicht anders als *monatlich broschirt* geliefert werden, weil bey den wöchentlichen Speditionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch frischen Druckerferbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf ordinärem Schreibpapier nicht zu vermeiden wäre.

- 5) Es sind uns oft Fälle vorgekommen, daß man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlenden *Acht Thaler* Pränumerationsgelder hieher nach Jena unter unsrer Adresse zugesandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich spediren zu lassen. Allein dies müssen wir gänzlich verbiten, nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig seyn wollten, sondern weil wir auf diese Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen festgesetzten Einrichtung niemanden dienen können. Denn es kommen uns ja jene *Acht Thaler* nicht ganz zu, indem *Zwey Thaler* oder Soviel sonst nach der von dem Abonenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abliefern, getroffenen Verabredung über die uns gebührenden *Sechs Thaler* bezahlt wird, den spedirenden Postämtern und Zeitungsexpeditionen zukommen. Jeder Abonent kann also, wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Postamte seines Orts, oder der ihm nächstgelegenen Stadt pränumeriren. Von hietaus können wir die Spedition auf keine Weise einleiten, und sind also genöthigt die von den Abonenten an uns unmittelbar eingekommenen Pränumerationsgelder an die Absender zurück zu schicken.

- 6) Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broschirt verlangt, wendet sich an die ihm nächstgelegene Buchhandlung und erhält sie für *acht Thaler* jährlich. Es ist aber zu bemerken, daß wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung steht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derselben auf Credit zu erhalten, sondern solche ebenfalls wie bey den Postämtern sogleich bey der Bestellung bezahlen müsse.

Wir hoffen daher; daß uns künftig alle löbl. Postamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entschuldigung gänzlich verschonen werden, als ob die Pränumeration von den Abonenten nicht zu erhalten wäre. Dagegen bitten wir auch jeden unsrer geehrtesten Abonenten, dafern er wirklich bey einer Buchhandlung oder Postamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich sollte geliefert werden, schlechterdings keine Entschuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr solches direct an uns sogleich zu melden.

- 7) In Abticht der Defecte müssen wir nochmals wiederholen, daß wir alle diejenigen, welche etwa durch unsre Schuld entstanden wären, bey der Anzeige sogleich *unentgeltlich* ersetzen. Jeder unsrer Hn. Abonenten also, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Behörde, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Ersuchen, solchen sogleich zurücklaufen zu lassen.

Gehn aber einzelne Stücke in Lesegesellschaften, oder sonst verloren, so ist jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit *Einem Groschen*, jedes Stück des Intelligenzblattes mit *Sechs Pfennigen* jedes

jedes ganze Monatsstück mit *Sechzehn Groschen* oder einem *Goldem* Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieser Bedingung versagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es ist bloß eine Ausflucht der Undienstfertigkeit, wenn manchen Abonnenten ist versichert worden, sie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, so ersuchen wir ihn, an uns geradezu franco zu schreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen. *)

- 8) Hauptspeditionen haben wie bisher das *kaiserliche Reichs-Postamt zu Sjena*, das *fürstl. sächs. Postamt daselbst*, die *churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig*, das *kaiserl. Reichs-Postamt zu Gotha*, die *herzogl. sächs. privilegierte Zeitungs-Expedition oder sel. Merius Erben zu Gotha*, das *konigl. preuss. Grenz-Postamt zu Halle*, das *konigl. preuss. Hofpostamt in Berlin*, die *kaiserlichen Reichsoberpostämter zu Erfurt, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt am Mayn, Hamburg, Colln*, das *kaif. Reichs Postamt zu Stuttgart*, das *fürstl. Samt-Post-Amt im Darmstädter Hof zu Frankfurt am Mayn*. Doch wendet jeder Abonent mit der Bestellung und Vorauszahlung sich an diese Expeditionen nur mittelbar, durch das Postamt seines Wohnorts oder das ihm zunächstgelegene.
- 9) Allen deutschen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preise *acht Thaler*, die *Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig* von der *lobl. Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition* daselbst monatlich broschirt geliefert, und sie sind dadurch ebenfalls in Stand gesetzt, dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutschland zu liefern. Die *Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition* läßt die Exemplare an die Commissionärs der Herren Buchhändler in Leipzig, sobald sie angekommen, abliefern. Und wer auf diesem Wege die *A. L. Z.* erhält, leistet auch die Zahlung an die *Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition* zu Leipzig.
- 10) Zu Erleichterung der Fracht für die sämtlichen Buchhandlungen, welchen *Frankfurt am Mayn* näher liegt als *Jena*, ist die Hauptniederlage bei Hn. Buchhändler *Herrmann* in *Frankfurt am Mayn* gemacht worden.
- 11) Für ganz Frankreich, ingleichen für die ganze Schweiz hat die *Steiner-Zieglerische Buchhandlung in Winterthur* die Haupt Commission übernommen.
- 12) Aus Holland und Gelderland kann man sich an die Buchhändler Hn. *Hannemann* in *Cleve*, dergleichen an Hn. Buchhändler *Fälcher* in *Lingen* und an Hn. Buchhändler *Röder* in *Wesel*; für die sämtlichen dänischen Staaten aber an die Buchhändler Hn. *Proft und Storch* in *Kopenhagen* adressiren.

Jens den 31sten März
1797.

Expedition
der Allg. Lit. Zeitung.

*) Auf ausdrückliches Verlangen einiger löbl. Postämter, und der Zeitungs-Expeditionen, welche Hauptspeditionen haben, erinnern wir, daß alle Defecte welche nicht spätestens binnen vierzehn Tagen vom Datum des Empfangs der nächstfolgenden Nummer anzurechnen, bey der aus erster Hand spedirenden Postamts- oder Zeitungs-Expedition angezeigt werden, so angehen werden müssen, als ob sie durch Schuld der Interessenten verlohren gegangen, folglich nicht unentgeltlich abgeliefert werden können.

